Gedichte

von

August Schnezler.

München.
Gedruckt in der Michael Lindauer'schen Hofbuchdruckerei.

1833.

Erstes Buch.

BIBLIOTECA
CENTRAL
U.A.N.L.

Widmung.

Meinem verklärten Vater.

Der Du für meines Herzens zarte Keime
So liebevolle Sorge hast getragen,
Des schwärmerischen Knaben erste Reime
Gelesen oft mit lächelndem Behagen;
Der Du mich ferne von der Schulen Dunst
Geleitet auf die Bahn zur wahren Kunst,
Und durch Dein eignes, segenreiches Streben
So manches schöne Beispiel mir gegeben.

Du wohnst jetzt in den himmlischen Gefilden,
Dein freundlich Lächeln kann ich nimmer sehen,
Mich nimmer unter Deinen Augen bilden,
Und ohne Führer muß ich weitergehen;
Durch Nebel, über Klippen schlingt die Bahn
Zum sonnenhellen Gipfel sich hinan,
Kann ich allein sie wandeln ohne Grauen,
Darf ich dem Gott in meiner Brust vertrauen?

Vom Walde wehen frische Morgenlüfte,
Lebendig wird es in den grünen Zweigen,
Der Nebel senkt sich in des Thales Klüfte,
Der Wandrer kann erquickt nun fürder steigen;
Die Sehnsucht winkt ihm aus der Ferne Blau,
Die Hoffnung blinkt in jeder Perle Thau,
Und leise fühlet er, indem er lauschet,
Von unsichtbaren Flügeln sich umrauschet.

Es ist Dein Geist, der liebend mich umschwebet,
Mein Vater ja, Du bist mir oft zur Seite!
Und wenn Dein Sohn am nahen Abgrund bebet,
Giebst Du ihm wieder schützend das Geleite;
O sieh hernieder von der Sterne Glanz!
Auf meiner Liederblüthen ersten Kranz,
Den Dir zu winden ich am stillen Grabe,
Wo Deine Hülle ruht, gelobt mir habe.

Mein Kleinod.

Unter allen Perlen auf der Welt,
Hab' ich nur auf eine den Sinn gestellt;
Margarita!

Mein wunderholdes Mägdelein,
Ich bin ewig Dein, Du bist ewig mein!
Margarita!

Wo bleibt die Sonne mit ihrer Pracht,
Wenn mir Dein feuriges Auge lacht?
Margarita!

Denn alles Gold und Edelgestein,
Verbleichet vor Deiner Blicke Schein!
Margarita!

Und alle Korallen im Meeresgrund,
Sind nichts gegen Deinen rothen Mund;
Margarita!

Der Geizige wühlt in geprägtem Gold,
Ich bin Deinen goldenen Locken hold!
Margarita!
Und all diesen Schatz raubt mir kein Dieb,
Bleibst Du mir nur treu, behältst Du mich lieb!
Margarita!

An einen Blumenstrauß.

Ich habe, bunter Strauß,
Für Gretchen Dich gepflückt,
Und schlägt sie Dich nicht aus,
Dann bin ich schon beglückt.

Doch drücket an die Brust
Das holde Mädchen Dich,
Dann bin ich mir bewußt:
Gewiß, sie liebet mich!

Wie gerne möcht' ich dann
An Deiner Stelle seyn!
O sprich, mein Sträußchen, wann
Trifft diese Hoffnung ein?

Sternbeutung.

Manche, was sie einst gewesen,
Oder was sie künftig sind,
Wollens in den Sternen lesen,
Ach, ihr buchstabirt euch blind!

Würfel rütteln, Karten schlagen,
Oder aus der flachen Hand
Euer Schicksal wahrzusagen —
Ohne Sinn ist's und Verstand.

Und wie oft seyd ihr betrogen!
Euer Traum wird nicht erfüllt,
Nie der Schleier weggezogen,
Der die Zukunft euch verhüllt!

Kennt ihr jene hellen Sterne,
Gretchens blaues Augenpaar?
Dort liest der Geliebte gerne,
Und die Deutung wird ihm klar.

Gärtnerspruch.

Wohl dem, der mit klugem Sinne
Seinen Garten hat bestellt,
Und das holde Blümchen: Minne,
Andern Blumen zugesellt.

Denn wer diese Rose heget,
Schirmet vor der Stürme Wuth,
Wer sie treu und sorgsam pfleget,
Diesem blüht ein köstlich Gut.

Blühet rein und unvergänglich,
In dem schönsten Farbenschein,
Doch der Boden muß empfänglich
Und ein gutes Erdreich seyn.

Gute Nacht.

Sie hatte mir zur guten Nacht
Noch einen süßen Kuß gegeben,
Doch keine Nacht in meinem Leben
Hab ich so schlaflos zugebracht.

Verlorner Tag.

Heut muß ich Gretchens Kuß entsagen,
Den ganzen Tag nicht sah ich sie,
Jetzt darf ich wohl mit Titus klagen:
„Amici, diem perdidi!“

Schnee.

In der Nacht, im tiefen Schnee,
Ich vor Liebchens Thüre steh!

Und so weit ich immer seh,
Alle Gassen sind voll Schnee.

Leise, leise klopf' ich an,
Leise wird mir aufgethan;

Liege Schnee die ganze Nacht,
Jetzt ist mir der Lenz erwacht!

Frage.

Thränen, warum löscht ihr nicht,
Meine Liebesgluth?
Wenn das Herz im Sturme bricht,
Schweigt der Stürme Wuth.

Liebesgluth, was trocknest Du,
Meine Thränen nicht?
Fließet, fließet immerzu,
Bis mein Auge bricht!

An die Nachtigall.

Neidenswerthe Sängerin!
Wenn die Stürme tosen,
Fliehst nach schönern Fluren hin,
Suchest neue Rosen.

Hätte Flügel ich wie Du,
O ich flöge gerne
Einer mildern Heimath zu,
Ueber goldne Sterne.

Denn ich fühle oft den Sturm
Mir im Busen wüthen,
Und es naget mancher Wurm
Alle meine Blüthen.

An eine Champagner Flasche.

Die Du in dem engen Raume
So viel Geist und Feuer trägst,
Und mit Deinem Perlenschaume,
Helden aus den Gecken prägst;

Die Du Witz in manchen hohlen,
Faden Stutzerschädel bringst,
Und mit manchem jungen Fohlen
Dich durch alle Himmel schwingst;

Aber ist Dein Geist verflogen,
Fallen auch die Federn aus,
Die sie andern ausgezogen,
Und sie schleichen sich nach Haus.

Hast schon manchem Dichterlinge
Seine Flügelchen gelöst,
Daß zu Sternen er sich schwinge,
Wo er sich den Kopf zerstößt.

Manchen hörst Du zu Dir flehen:
„Allgewalt'ge Zauberin,
Hilf mir aus den Kindeswehen,
Worin ich befangen bin."

Und hat er das Kind geboren,
Faßt er sich vor Wonne kaum,
Freilich gieng Dein Geist verloren,
Und es bleibt ihm nichts als — Schaum.

Nicht zu tief!

Wer zu tief ins Wasser geht,
Der kann leicht versinken,
Wenn ers Trinken nicht versteht,
Lernt er dann doch trinken.

Nicht zu tief vor großen Herrn,
Sollen wir uns bücken,
Manche tragen Band und Stern
Nur für krumme Rücken.

Und zu tief ins volle Glas,
Soll man auch nicht blicken,
Denn ein Räuschgen, merkt euch das!
Will sich nicht recht schicken!

Doch am höchsten droht Gefahr,
Das kann gar nichts taugen,
Blickt zu tief ihr in ein Paar
Großer, blauer Augen!

Bitte.

Schließe mich in Dein Gebet,
Reine, fromme Seele!
Wer so zu dem Herrn fleht,
Bittet niemals fehle.

Bitte, daß er in ein Herz
Liebe für mich säe,
Das bisher, so hart wie Erz,
Meine Gluth verschmähe.

Mädchen, ahnest Du noch nicht,
Wessen Herz ich meine? —
Dein erröthendes Gesicht,
Sagt ja schon: das Deine!

Meine Sprache.

An Lida.

Ich hatte Dir so viel zu sagen,
Und brachte doch kein Wort hervor,
Nicht meine Lippen mußt Du fragen,
Zu meinem Busen neig' Dein Ohr.

Pocht dann in rascherem Bewegen,
Von neuen Hoffnungen beseelt,
Mein Herz voll Sehnsucht Dir entgegen,
Dann weißt Du auch, was mir gefehlt;

Dann wirst Du eine Sprache hören,
Die nur die Liebenden verstehn,
Wenn alle andern sich verlören —
Die Sprache wird nicht untergehn.

Ihr Auge.

Stern der Liebe! In der dunklen Nacht,
Hast Du freundlich stets für mich gewacht!
Mancher Schiffer würde niemals scheitern,
Hätt' er solche Sterne zu Begleitern.

Stern der Hoffnung! Wenn kein andrer lacht,
Dank' ich meine Ruhe Deiner Macht,
Finstre Klüfte kann Dein Strahl erheitern,
Dornenpfade lichten und erweitern.

Stern des Glaubens! Daß mir ihre Liebe
Unvergänglich blühet hier und dort,
Wenn mir sonst kein einzig Wesen bliebe!

Keine Wolke trübe Deinen Schimmer!
Leuchte bald zu dem ersehnten Port,
Dem sonst rettungslosen müden Schwimmer!

Sendeblätter.

An —

1.

Vergangenheit.

Freund, vernimm des fernen Freundes Klage,
Dessen Herz, in Traurigkeit versenkt,
Unwillkührlich der verschwund'nen Tage,
Jedes frohen Augenblicks gedenkt!

Wie wir manches kühne Abenteuer,
Muthig mit einander ausgeführt,
Hatte denn die Liebe nicht ein Feuer
Plötzlich in uns beiden angeschürt?

Und wir beide haben uns verstanden,
Kein Geheimniß gab es für uns mehr;
Alles theilten wir, was wir empfanden,
Und dem Freunde fiel kein Opfer schwer. —

Ach verwelkt sind jenes Frühlings Blüthen,
Und ich seh Dich, wenn Du mir erscheinst,
Ueber alten Kirchenmüdern brüten,
Wie Du eine bittre Thräne weinst.

O, wie hat sich Alles umgestaltet!
Reize nur hat die Erinnerung; —
Wie, hat sich die Wange schon gefaltet?
Bleibt das Herz denn nicht noch immer jung?

Bleibt uns nicht zu wünschen und zu hoffen,
Noch ein unermeßlich weites Reich,
Für der Liebe reinste Freuden offen?
Sprich! warum betreten wir's nicht gleich?

Schau, die Welt lacht noch voll goldner Früchte,
Frisch noch ist das Herz und jugendwarm!
Täuschest Du Dich, armer Freund, so flüchte
Dich getrost in Deines Augusts Arm!

2.

Licht und Schatten.

Warum, mein Freund, so düster und verschlossen?
Warum willst Du so frühe schon entsagen?
Warum beschaust Du durch das Augenglas
Der Schwärmerei den bunten Kram der Welt?
Willst Du im selbstgespannenen Gewebe
Von trügerischen Schlüssen Dich verfangen,
Und aus der Freunde Kreis zurückgezogen,
Dich jeglicher Geselligkeit entziehn,
So wie die Spinne lebt in ihrem Winkel?
Wozu denn gab Dir die Natur ein Herz?
Daß Du statt Blumen, Dornen darein säest,
Und es mit selbstgeschlag'nen Wunden quälst?
Daß Du das Blut, das glühend es durchströmt,
In einen eisig kalten Bach verwandelst,
Wo alle süßeren Gefühle stocken,
Womit ein Gott so reichlich es begabt?

Zwar schwatzen alt und neue Philosophen
Von jener köstlichen Gelassenheit,
Von jener unerschütterlichen Ruhe,
Womit man Schmerz und Freude tragen solle,
Ein Langes und ein Breites. Kirchenväter
Belehren uns, nichts sey verdienstlicher,
Es führe kein Weg uns dem Himmel zu,
Als sich in finstre Zellen zu begraben,
Mit Geißeln und mit Fasten sich kasteien,
Auf Erbsen in den Schuhen zu wallfahrten,
Und Geld und Gut dem Kloster zu vermachen.
O todtes Wort, von Todten ausgesprochen,
Bei denen Leib und Seele abgetödtet,
Die Sinne stumpf, die beiden Lungenflügel
Mit Bücherstaube überzogen sind;
O todtes Wort, von Todten ausgesprochen,
O fändest Du nie Leben, faßtest Du
In keinem Boden Wurzel, oder wüchsest
Zum krüppelhaften Baume nur, den Wurm
Bei der Geburt schon in dem Marke nährend,
Verdorret bis zum Gipfel, ohne Saft,
Anstatt voll giftgefüllter Früchte hangend,
In ihrem Wachsthum andre Bäume störend,
O träfe Dich da gleich ein gutes Beil!

Zwar weiß ich wohl, daß keine Vorurtheile

Die freie Seele meines Freundes binden,
Am wenigsten von solcher Art. Ich wollte
Nur zeigen, wie das Schaffen und das Sorgen
Von manchen Thoren auf nichts Höhres geht,
Als sich das Leben, statt in einen Himmel,
In eine wahre Hölle zu verkehren;
Die Furien sind die Gewissensbisse,
Und wie der Geier an Prometheus Leber,
Der ewig sich erneuenden, genagt,
So wird, ist einst zur Nimmerwiederkehr,
Des Lebens Lenz den Thoren hingeschwunden,
Der gräßliche Gedanke sie verfolgen:
„Warum hast Du die Rosen nicht gepflückt,
Und nur die Dornen Dir ins Herz gedrückt?“

Wer will den Strom, wenn er im Frühling schwillt,
In enge Ufer klemmen, wenn der Schnee
Vom Busen der Gebirge niederrollt,
Und sich mit ihm zu einer Fluth gesellt?
Wer will den Wogen ihre Bahnen weisen,
Wenn sie dann hoch, mit schaumgekrönten Häuptern,
Das lockre Werk der Menschenhände stürmen,
Und wüthender, beim kleinsten Widerstande,
Zu einer Masse werden, die zertrümmernd
Im leichten Spott die Schranken niederreißt,
Die nur ihr Schöpfer ihnen stellen kann?

So wagt es auch der Sterbliche vergebens,
In starre Ketten seinen Geist zu legen,
Wenn ihm Natur sie nicht schon angethan.
Ein freier Geist kann nie gefesselt werden,
Ein schwacher Geist nimmt Fesseln willig an.
Wohl ziemts dem Jüngling, wenn er einen Zaum
Dem Genius um seinen Nacken wirft,
Doch Ketten duldet nicht das Flügelroß;
Und fühlt es sie, dann wird sein Feuermuth
Sie mächtig sprengen, und den Kerker selbst
Mit Riesenkraft in Schutt und Staub verwandeln.

Beherzige mein Wort, geliebter Freund,
Und fliehe nicht das fröhliche Gewühl
Der muntren Freuden, mische Dich gesellig
In ihre Reihen, laß den schwarzen Fittig
Der Schwermuth Deine Seele nie beschatten,
Lies fleißiger in jenem großen Buche,
Im Buche der Natur, das aufgeschlagen
Für den Gelehrten und den Laien ist,
Für jeden, der nur forschen will, verständlich,
Als in den dicken, schweren Folianten,
Wo Nacht und Licht sich mit einander streiten,
Und die ein finstres Mönchthum nur gebahr.
Das Antlitz jedes Menschen ist ein Blatt
In jenem schönen Buche, manche Seiten

Enthalten mehr als mancher Foliant.
Nun freilich sind auch leere Blätter, doch
Auf jedes drückte seinen Stempel Gott.

Sieh Dich nur um, wie herrlich ist die Erde!
Der Frühling beut Dir seine Blumen dar,
Im Sommer wallt die goldne See der Aehren,
Und tausend Früchte winken Dir im Herbst.
Warum denn Winter machen, wenn der Lenz
Des Lebens Dich umwebt? Sind Deine Locken
Denn schon zu Schnee geworden, fühlest Du
Den Hauch der Stürme schon, hörst Du denn nicht
Die Nachtigallen mehr? Blick in den Spiegel
Des klaren Auges eines keuschen Mädchens,
Und frage dann, was Leben sey! Siehst Du,
Wie stattlich Dir die Schellenkappe steht?

O pflege sanft des Keims in Deinem Busen,
Daß ihn nicht wilde Nesselbrut ersticke,
Den Keim der Lebenslust, bewahre den,
Daß nicht ein früher Frost ihn tödte, oder
Der Leidenschaften Gluth versenge, und
Du wirst Dir eine Blume auferziehn,
Aus deren Kreis die düstren Nebel fliehn!

3.

Aufruf.

Folgst Du mir einst in das gelobte Land,
Wohin mein Herz der Sehnsucht Flügel tragen,
Wo stolz die alte Herrscherin der Welt
Auf siebenfachem Fußgestelle ruht?
Wirst Du mich hinbegleiten, werden wir
Die Alpen übersteigen und uns drüben
Auf der geweihten heil'gen Flur begrüßen,
Voll Seligkeit uns dann umarmen, rufend:
„Das ist Italien, das ist die Mutter,
Die einen Brutus säugte!“? Folge mir,
Wenn ich Dir rufe; nicht mehr lange wird
Mich deutsche Luft umwehen, bald, ja bald
Will ich den Wanderstab ergreifen, schwebt
Mein Geist nicht schon voraus zum Colyseum?
Der graue Nebelschleier dieses Himmels
Engt mir die Brust, die Tannenwälder sind

Mir viel zu ernst, die Eiche mahnt mich nur
An untergangne Kraft und Herrlichkeit,
Die bloß in unserm Munde jetzt noch lebt.
Die deutschen Frauen sind nicht Teutsche mehr,
Lutetia mit ihrem Flittertand
Hat sie verwöhnt, vergebens forscht mein Auge
Nach einem Mädchen, wie sie Dürer malte,
Wie Göthe sie geahnet und gefunden,
Nach einem Mädchen, wie die keusche Zeit
Der Minnesinger sie gebar, wo gleich
Der Rosenknospe, die kein Wurm benagte,
Jungfräulichkeit sich noch entfaltete,
Wo noch die Lieder, wie ein frischer Quell,
Aus reinem, kindlich frommen Sinne flossen,
Und aus des Dichters Herzen sich ergossen.

Schon oft, wenn mich die Mitternacht umfieng,
In wachen Träumen ich am Fenster lehnte,
Vor mir das grüne Thal der Dreisam lag,
Vom Zauberlicht des Mondes leis umwoben;
Wenn ich so da stand, und die heiße Brust
Dem stillen Kuß des Morgenwindes bot,
Wenn dann mein Blick zum fernen Süden schweifte,
Und glühend über alle Berge flog,
Da rieſs mir oft mit süßen Liebeslauten,
Vom dämmernden Gebirge hört' ichs flüstern,

Und auf dem sanften Kahn der Sommerluft
Kam näher es und näher es geschwommen:
„„Zu mir, zu mir, in meine Myrthenwälder,
Und unter meines blauen Himmels Dach,
Der Liebe heitre Tempel stehn Dir offen,
Und eine zweite Heimath wartet Dein!
Zu mir, zu mir, in meine treuen Arme,
An meinem Busen theile meine Gluth,
Noch unentwickelt ist die Knospe, doch
Das Feuer Deiner Küsse schließt sie auf,
Und meines Lebens Räthsel ist Dir klar.““
Ich kannte Deine Stimme, Mignon, Mignon!
Und wird auch mir einst eine Mignon werden,
Ist mir denn auch, wie jenem Götterliebling
Das feinste Glück der Liebe vorbehalten?
Zu Dir, zu Dir! wenn keine Fessel mehr
Mich in der dumpfen Aktenstube hält;
Mein Geist ist schon bei Dir, indeß die Hand
Mechanisch Zahlen auf die Briefe kritzelt; *)
Verwebt in meinen Schlummer ist Dein Name,
Für die Erbärmlichkeit der großen Welt
Giebt mir die Hoffnung köstlichen Ersatz,
Recht bald in Deinen blühenden Gefilden,
Im Vollgenuß des Lebens und der Kunst,

*) Der Verfasser war damals noch bei dem Postwesen angestellt.

Wenn auch nur ein Paar Jahre zu durchschwelgen,
Und ruft ins Vaterland die Pflicht mich wieder,
Kann ich bei Dir mein Daseyn nicht beschließen,
Dort meiner Wandrung Früchte zu genießen.

Und Du willst hier, gehüllt in Deine Stola,
Das schwarze Pfaffenkäpplein auf dem Kopf,
Vertrocknen und verrosten, bester Freund?
Wirst Du nicht freudig, wenn ich vor Dich trete,
Und frage: „Willst Du mit?“ den eignen Heerd
Verlassen, um die Fremde zu durchpilgern?
Wirst Du den Sorgenstuhl am warmen Ofen
Wohl missen können und die träge Ruhe
Mit rascher That vertauschen, bist Du dann
Der alte Schwärmer noch, sonst stets bereit
Mit mir Gebirg und Thäler zu durchklettern,
Nicht Regen oder Sonnenhitze scheuend?
Wenn ich einst vor Dich trete und ich finde
Als wohlbeleibten Herren Pfarrer Dich,
In einem langen, buntgeblümten Schlafrock,
Die Baumwollmütze nickend übers Ohr,
Wie Du, das Pfeifchen in der Hand, im Gärtchen,
Dich auf der Bank im Sonnenscheine dehnest,
Oder behaglich in der Rebenlaube
Von einer runden, drallen Köchin Dir
Caffee und Zeitung überreichen läßt;

Wirst Du mir folgen wollen, nicht viel lieber
An einer Predigt auf den Sonntag kauen,
Anstatt umschlossen von den Wällen Roms,
Auf einem Boden, der geheiligt ist,
Den Musen Dich zu widmen, zwischen Liebe
Und Kunst die nur zu schnelle Zeit zu theilen? —
Und doch weicht noch die Hoffnung nicht von mir,
Dich einst als Priester Aeskulaps zu sehen.
Wie herrlich wär' es, wenn Du neben mir,
Die Pflanzenbüchse umgehängt, die Firnen
Der Alpenwelt bestiegest, Dein Entzücken
Mit meinem mischtest, wenn zum erstenmal
Wir auf der letzten Höhe ständen, die
Uns von Hesperia noch trennt, wir beide
Uns wonnetrunken in die Arme sänken,
Mit Jubelruf das Eldorado grüßend,
Das plötzlich unsren Blicken sich entfaltet!
Schon seh ich uns im Geiste auf dem Corso,
Uns in das Meer der Maskenzüge tauchen,
Klug, willig jede Neckerei erduldend,
Und wacker mit dem Ellenbogen kämpfend,
Den Geist des Volks durch Püffe kennen lernen.
Schon wandeln wir in Petrus stolzem Tempel,
Bald in des Vatikanes weiten Sälen,
Der höchsten Maler Meisterwerke staunend,
Bald reiß' ich Dich durch manche Straße fort,

In der Verfolgung eines Mädchens nach,
Das uns durch seltnen Wunderreiz geblendet;
Behende schlüpft sie dann ins dunkle Haus,
Sey überzeugt, sie schließt uns doch nicht aus.

O würde doch des Freundes mahnend Wort,
So gut beherzigt, als es gut gemeint ist!
Viel Wege schlängeln sich vor Dir, der schönste
Führt Dich zur Kunst und heiligen Natur;
Und nicht beschränkt von trügerischen Dogmen
Wirst Du der fernsten Aussicht Dich erfreun;
Frischauf, und wandre wohlgemuth durchs Leben!
Ein Freund ward ja zur Stütze Dir gegeben;
Nur zaudre nicht, und selig, Hand in Hand,
Betreten einst wir das gelobte Land!

4.

Aus Lichtenthal.

Ich wollte nur, Du säßest jetzt bei mir,
Im Schatten dieser altergrauen Eichen,
Ich könnte Dir die Hände traulich reichen,
Und keine Ferne trennte mich von Dir!

Ich hätte Dir, was ich dem Weltgewühl
Verschließen muß, soviel, soviel zu sagen,
Ich hätte Dir so manches Leid zu klagen,
Und fände Trost in Deinem Mitgefühl.

Es ist so stille hier im Wiesenthal,
Vom hohen, feierlichen Wald umkränzet,
Auf dessen Haupt der Abendsonne Strahl
Wie eine große, goldne Krone glänzet.

Doch über Thäler und Gebirge hin,
Führt mich die Sehnsucht rastlos in die Weite,
Und trägt mich endlich sanft an Deine Seite,
Wo ich dann wieder froh und glücklich bin.

Ich presse Deine Hand in meine Hand,
Erzähle Dir von glücklicheren Stunden,
Wie wir uns einst verstanden und gefunden,
Und wie so schnell ein schöner Traum verschwand;

Wie mein Geschick mich wieder von Dir rief,
Daß ich Dir aber immer treu geblieben —
O glaube mir, Dein Namen ist zu tief
Mit süßem Griffel in mein Herz geschrieben!

5.

An den Sänger des Mädchens vom See.

E. L.

Auch Du hast eine Liebe an jenem Wundersee,
Auch Du kennst mein Entzücken und mein geheimes Weh,
Du hast vielleicht gleich mir, der Trennung Schmerz empfunden,
Und Deine Wunden sind vielleicht auch meine Wunden,
Kaum waren sie vernarbt, kaum war das Blut gestockt,
So hast Du wieder frisch es mir hervorgelockt.

Und dennoch schmerzt es nimmer, mit unsichtbarer Hand
Hast Du mich ja geführet an jenen Blumenstrand;
O nimm dafür den Dank aus eines Fremdlings Munde,
So dürftig als er klingt, er kommt aus Herzensgrunde;
Nimm eines Sängers Dank, Du führtest mich zurück,
Zu meiner Liebe Leid, zu meiner Liebe Glück!

Mit Dir flog ich hinüber übers Gebirge hin,
Ich sah vor unsrem Fluge die trüben Wolken fliehn;
Dann ließen wir uns sanft am Seegestade nieder,
Die Cyther in dem Arm und sangen Minnelieder,
Bis in der Wellen Schoos die müde Sonne sank,
Der Halm im Abendroth des Himmels Perlen trank.

Doch sangen wir nicht lange; denn neben jedem saß
Ein wunderholdes Mädchen im blüthenweichen Gras,
Die Cyther war uns längst im Falle leis verklungen,
Noch hielt ein jeder fest die Nachbarin umschlungen,
Wir tauschten Kuß um Kuß, bis, ach! die Stunde schlug
Die leichtbeschwingt uns fern von unsern Liebchen trug.

Wirst Du mir wohl verzeihen? — War es Dir nicht wie mir?
Mit sanftem Walten ziehet ein Etwas mich zu Dir!
Nimm eines Fremdlings Gruß, den er Dir schüchtern sendet,
Der sich voll Sehnsucht nach dem lieben Süden wendet;
Er sang ein Scheidelied vom theuern Schweizerland —
Du kennst ihn jetzt vielleicht? Reichst Du ihm wohl die Hand?

6.

Wiedersehen.

Nun endlich naht der Sommer seinem Ende,
Der viel zu träge mir vorüberschlich,
Gewiß, bei jeder neuen Sonnenwende,
Mit neuer Freude denke ich an Dich;
Bald ist der Herbst mit seinen Früchten da,
Die Sorge weit, und das Geliebte nah.

Dann wollen wir den Wanderstab ergreifen,
Bekleidet mit der Reisenden Gewand,
Froh durch die Thäler und Gebirge streifen,
In jenes schöne, langentbehrte Land,
Wohin uns oft der zauberische Flug
Der Fantasie mit Adlersschnelle trug.

Schon lächelt mir, von Bäumen halbverstreckt,
Ein wohlbekanntes, liebes Dach entgegen,
Ich halte schon die Arme ausgestreckt,
Lebendiger fühl' ich mein Herz sich regen;

Bald drück' ich sie, die Liebliche daran,
Und meine Seligkeit ist nimmer Wahn.

Und leise, leise, auf den Zehen nur,
Wie Diebe schleichen wir uns in den Garten,
Will sie nicht Abends, zur bestimmten Uhr,
Mich täglich an dem runden Tisch erwarten?
Still, stille Freund, o rede jetzt kein Wort!
Siehst Du sie nicht durch das Gebüsche dort?

Und unbemerkt, fast ohne Athemzug,
Sind wir nun glücklich hinter sie geschlichen,
Hast Du gehört, wie's mir im Busen schlug,
Bin ich nicht bald erröthet, bald erblichen?
Schon hat mein Kuß auf ihrem Mund gebrannt,
Eh sie mich noch im Dämmerlicht erkannt.

Und sprachlos halten wir uns beide fest, —
Du trocknest Dir ein Thränchen von den Wangen,
Siehst Lilis Brust an meine Brust gepreßt,
Und hast doch selbst kein Mädchen zu umfangen;
Doch nur getrost! da, wo ich glücklich bin,
Wird Dir gewiß auch Deine Schweizerin!

An eine Trauerweide.

Wohl blickst im tiefen Leide
Du stumm die Erde an,
Doch mit dem Trauerkleide
Bist Du nicht angethan.

Schmückt nicht die schlanken Glieder
Der Hoffnung schönes Grün?
Und sollte sie nicht wieder
Auch aus dem Grabe blühn?

So reiche stets dem Kummer
Die Hoffnung ihre Hand!
Nach einem kurzen Schlummer
Sind wir im Vaterland!

Der Adler und die Nachtigall.

„Komm, folge mir aus Deinem Nebelthale,
Hinauf ans Licht, zum goldnen Sonnenstrahle!"
Rief einst der Nachtigall der Adler zu.
„Ists möglich, stets in düstren Buchenhainen
Das wunderschöne Leben zu durchweinen,
In thatenloser Stille, so wie Du?"

„Komm, folge mir in meines Hofes Kreise,
Erheitre mich durch manche süße Weise,
Wenn mich die Sorge der Regierung drückt;
Du sollst bei mir auf meinem Schlosse wohnen
Mit Ehr' und Gütern will ich Dich belohnen,
Mit Allem, was Dein kleines Herz beglückt."

„„O laß mich hier in meiner Wälder Kühle,
Die Luft des Hofes ist für mich zu schwüle,""

Erwiederte die zarte Sängerin.
„„Ich kenne nicht der großen Welt Gebräuche,
Ein stiller Sitz im grünenden Gesträuche,
Das ist das Plätzchen, wo ich glücklich bin.““

„„Was soll ich dort, wo Schmeichler Dich umringen,
Dir meine ungeschmückten Lieder singen?
Sie taugen nicht für eines Königs Ohr.
Ich bin gewohnt zu singen, was ich fühle,
Und sie verhallten nur in dem Gewühle,
Wo lange schon die Wahrheit sich verlor.““

Im Winter.

Endlich bin ich es doch satt,
Stets im Schnee zu gehen,
Nicht einmal ein grünes Blatt
Draußen noch zu sehen!

Wird die Erde noch nicht bald
In dem Lenze prangen,
Und der dunkelgrüne Wald
Labend mich umfangen?

Hoch zum blauen Himmelszelt
Sich die Lerche schwingen,
Und dem Schöpfer dieser Welt
Ihren Jubel singen?

Wird noch lange nicht die Flur
Wieder Blumen treiben?
Blüthen seh ich wohl, doch nur
An den Fensterscheiben. —

Jüngst schnitt ich mit scharfem Stein
Der Geliebten Namen
Künstlich in das Glas hinein,
Mit verziertem Rahmen.

Doch noch eh' ich mirs gedacht,
War die Schrift verloren,
Und das Fenster in der Nacht
Leider überfroren.

Schont der Winter nicht einmal
Deines Namens, Schätzchen?
Fiele doch ein Sonnenstrahl
Auf das arme Plätzchen!

Eine Schrift, die nie vergeht,
Wird kein Winter trüben;
Tief in meinem Herzen steht:
„Lida" eingeschrieben.

Seefahrt des Herzens.

Wie das Schifflein auf dem Meer,
Schwankt des Menschen Herz umher;
Fröhlich tanzt es in die Welt,
Seine Segel sind geschwellt,
Und mit ausgespanntem Flügel
Fliegt es über Wellenhügel.

Doch der Himmel bleibt nicht blau,
Sanfte Winde werden rauh,
Bald empöret sich die Fluth
Gegen wilder Stürme Wuth,
Von den schaumgekrönten Wogen
Wird der Kahn hinabgezogen.

Wohl ihm, wenn der Steuermann
Gut das Ruder führen kann,

Sieht bei drohender Gefahr
Stets sein Auge scharf und klar;
Herz, ist Dir die Ruhe theuer,
Halte die Vernunft das Steuer.

Durch das Meer der Leidenschaft,
Führt sie Dich mit fester Kraft,
Hoffnung schwellt die Segel auf,
Liebe lenkt Deinen Lauf,
Und Dein Anker sey der Glaube,
Der wird keinem Sturm zu Raube!

Schweizerheimweh.

O Schweizerland! o Schweizerluft!
Ihr Berge mit ewigem Schnee,
Wohin so oft das Herz mich ruft,
Euch gilt mein stilles Weh;
O Heimath der Freiheit, der süßesten Lieder,
Begrüßet Dich niemals der Jüngling wieder!

O Schweizerland! o Schweizerluft!
Wann wirst Du mich wieder umwehn? —
Ihr Berge, hoch im Nebelduft,
Mit euren stillen Seen!
Wann höre ich wieder die klingenden Glocken
Vom Thale die Heerde zur Senne locken?

O Schweizerland, o Schweizerluft!
Beglückt ist, wer in Dir wohnt.
Dorthin, wo die Gemse in dunkler Kluft,
Auf Klippen der Adler thront!

Dorthin, zu der Freiheit, du seliges Wähnen!
Dir weinet mein Auge die heiligen Thränen.

O Schweizerland! o Schweizerluft!
Vom Hauche der Blumen gewürzt,
Ihr Gletscher, wo donnernd in ihre Gruft
Sich die Lavine stürzt;
Ihr silbernen Firnen, ihr stäubenden Bäche,
Wie miss' ich euch hier auf der traurigen Fläche!

O Schweizerland! o Schweizersang
Aus inniger Brust hervor!
Wann tönst Du von dem Felsenhang
In mein entzücktes Ohr!
Wann füllet mir wieder der schmelzende Reigen
Mit Ruhe die Brust in der Dämmerung Schweigen?

O Schweizerland! o Schweizerhaus!
Von duftenden Matten umlacht!
Wo Lilly mir den ersten Strauß
Von Alpenröschen gebracht;
Wo sie mit der Liebe schüchternem Beben,
Erröthend den ersten Kuß mir gegeben.

O Schweizerland! o Schweizerkuß!
Vom rosigen, knospenden Mund!
Wer einmal von Dir lassen muß,
Der wird nicht mehr gesund!
Ich habe geküsset, ich mußte scheiden,
Drum schmerzt so die Wunde, drum muß ich so leiden!

Der Schmetterling.

Ein Schmetterling, wie Schmetterlinge sind,
So flatterhaft, so unstätt wie der Wind,
War auf der Frühlingslüfte sanftem Wogen
Von Blum' zu Blume lang herumgeflogen,
Er naschte hier, er naschte dort,
Doch nie blieb er an einem Ort.

Da kam er einstmals in ein schönes Land,
An eines weiten blauen Sees Strand,
Der wie ein breites, hellsmaragdnes Band
Sich um den himmelfarbnen Saphir wand;
Da lächelten der Blumen mancher Art,
Das Veilchen war der Rose zugepaart,
Das Hirtenkind der hohen Königin,
Dort lenkt der Schmetterling ermüdet hin.

Dort ruht er aus an eines Veilchens Brust,
Voll Seligkeit, voll nie geahnter Lust,

Der frühe Morgen fand ihn da,
Die späte Nacht ihn noch dort sah;
Viel süßen Nektars er genoß,
Der aus des Veilchens Küssen floß;
Der Schmetterling vergaß den irren Flug,
Und eine Blume war ihm nun genug.

Da hat ein Sturm von der Geliebten Küssen,
Ihn mädlich, grausam reißen müssen;
Der Blumen fand er wieder viel,
Doch seinem Herzen keine mehr gefiel;
Sein Herz ist krank, sein Herz ist schwer,
Das ist die Heimath schon nicht mehr;
Stets ruft ihn ein geheimes Weh,
Zu seinem Veilchen an den See.

An die Fantasie.

Zu Baden, im Sommer 1829.

Ruft der Freiheit, wirst Du nimmer
Meine Wangen mir umwehn,
Soll der Freude letzter Schimmer
Mir auf ewig untergehn?
Bin ich nicht dem Vogel gleich
Hinter seines Käfigs Stangen,
Der mit schmerzlichem Verlangen
Blicket nach des Himmels Reich?

Du nur kannst mich noch erretten,
Fantasie, du Zauberin,
Löse meiner Seele Ketten,
Zu dem Hügel trag' mich hin,
Wo die dunkle Linde steht,
Möge nicht Dein Flug ermatten,
Trage mich in ihren Schatten,
Wenn des Abends Kühlung weht!

Trage mich in Lillis Arme,
Die sie mir entgegenstreckt,
Von der Menschen tollem Schwarme
Bin ich dort nicht mehr geneckt;
Wenn die hohe Linde rauscht
Die geheimnißvollen Lieder,
Küssen wir uns endlich wieder,
Nur vom stillen Mond belauscht.

Lange stritt ich, lange litt ich,
Aber du verzagest nie,
Milde leihst du mir den Fittich,
Ewig junge Fantasie!
Und zur langentbehrten Ruh'
Ueber rosenrothe Wölkchen,
Gleich der Lerche jungem Völkchen,
Schweben wir dem Himmel zu!

Abreise.

Schmettere frisch, lieber Postillon,
Recht hell in Dein funkelndes Erz,
Ha! wie durchzückt mir der goldene Ton
Mit seligem Beben das Herz!
Ist nicht der Frühling aus eisiger Nacht
Wieder zum strahlenden Leben erwacht?
Tausend Herolde
Hält er im Solde,
Und vom Gebirg, aus dem Wald, aus dem Thal
Ruft mir die Liebe: So komm doch einmal!

Schmettere frisch, lieber Postillon,
O schmettre Dein fröhlichstes Lied,
Bald ist die letzte der Schranken entflohn,
Die noch von dem Liebchen mich schied;
Liege bald wieder im treuesten Arm,
Presse mein Herz an das ihre so warm,
Daß uns dann beide
Niemand mehr scheide!

Herzliebster Schwager, so fahre doch zu,
Ei, welch ein trauriger Kutscher bist Du!

Schmettere frisch, lieber Postillon,
Und knalle zum Takte recht laut,
Daß sie von Ferne Dich kennet am Ton,
Und gleich aus dem Fensterlein schaut;
Und mit der Liebe geflügeltem Lauf
Stürm' ich die knarrende Treppe hinauf,
Thränen und Küsse,
Herzensergüsse —
Aber, mein Schwager, wie langsam bist Du.
Wärst Du verliebt, Du führst eiliger zu!

Arabeske.

Wer bist Du, holde Fee?
Die Du wandelst
Ueber die Wiesen hin,
Den schmachtenden Blumen
Perlen von Thau streust,
Um sie zu stärken
Ehe die Sonne kommt,
Auf den langen Tag,
Wenn ihrer Strahlen
Goldene Pfeile
Niederwärts schießen?

Du erscheinest
Mit dem Morgenstern,
Und mit dem Sterne
Des Abends wieder;
Bin Dir begegnet

Unten im Thale,
Sah Dich entschweben
Auf röthlichem Frühduft,
Blickte voll Sehnsucht
Deinem Fluge nach.

Ich weiß, Du wohnest
In glänzenden Wolken,
Doch wenn der Sommer flieht,
Wo weilst Du dann?
Thronst Du im Pallaste
Starrenden Eises,
Führst Du am Himmel
Im Schneegewölk hin?
Oder ziehst Du
Zu lieben Schwestern
Nach glücklichern Fluren,
Wo von keinem Winter
Welken die Blumen?

Bald schweigen die Stürme,
Sprossen von Neuem
Wieder Halmen im Thal;
Dann kehrst Du wieder,
Mit den sanften Augen,

Wallenden Locken,
Grüßest vielleicht
Einmal den Sänger
Wenn Du vorüberschwebst.

Aus der Ferne.

Gerolbsau. 1829.

O meine Heimath,
Ihr blauen Berge!
Wann darf euch wieder
Mein Auge sehn?
Wann grüßt mich wieder
Der alte Tannenwald
Mit leisem Rauschen
Bemoosser Zweige?
Wann singt mir wieder
Lockend der Wassersturz
Die süßen Lieder
Verklungner Zeiten?

Wohl braust hier mächtig
Im dunklen Grunde
Auch eines Baches Sturz,
Wohl wehen Tannen
Ueber ihn hin,

Die Wurzeln badend
In seinem Schaume.

Doch ists das Klingen,
Das süße Singen
Der Heimath nicht;
Das sind die Stimmen,
Die wunderbaren,
Der Kindheit nicht;
Und aus dem Nebel
Des Wasserdampfes
Entsteigt den Wellen
Kein Nixlein mehr. —

Vorüber eilen
Die schönsten Stunden
Den Blumen gleich,
Womit ein Knabe
Die Fluth bestreut.

Die Zigeunerin.

„Mädel mit dem schwarzen Haare,
Sonnverbranntem Angesicht,
Mit dem Schelmen-Augenpaare,
Kennst Du meine Zukunft nicht?

„Willst Du nicht ein wenig schauen,
In das räthselhafte Land?
Guck, ich reiche voll Vertrauen
Und voll Hoffnung Dir die Hand."

„„Ha! die Nebel seh ich weichen,
Und die Ferne wird mir klar!
Diese Hand wirst Du mir reichen
Vor dem heiligen Altar!""

Schnell da kehrt ich ihr den Rücken,
Grollend mit der Lügnerin,
Die ein heimliches Entzücken
Mühsam zu verbergen schien.

Doch ein heißer Kuß erweckte
Mich aus meinen Träumerei'n,
Eine süße Stimme neckte:
„„Nun, kann wahr ich prophezeih'n?""

Und die fremde Tracht sank nieder,
Der Zigeunerin Gewand,
Und an meinem Busen wieder,
Ich mein holdes Bräutchen fand.

Die Morgenwölkchen.

Seyd mir gegrüßt, ihr freundlichen Herolde,
Im Purpurkleid, das euch die Sonne webt,
Eh sie, geschmückt mit ihrer Strahlen Golde,
Vom dämmernden Gebirge sich erhebt,
Dann röthet hold Entzücken eure Wangen,
Wenn ihr euch naht, die Fürstin zu empfangen.

Sie tritt hervor aus eurem Perlenkranze,
Bis sie allein am weiten Himmel steht,
Bescheiden weichet ihr dem höhren Glanze,
Und lauschet, bis des Abends Kühlung weht,
Um sie zum Schlummerplätzchen zu geleiten,
Und ihr das Ruhebette zu bereiten. —

Es träumt mir oft, mich trügen eure Schwingen,
Wir glitten fröhlich durch den blauen Raum,
Umstrahlt von tausend diamantnen Ringen,
Rubinen schlössen meines Lagers Saum;

Ich hätte mich in euren Schoos geschmieget,
Von schmeichlerischen Düften eingewieget.

Dann schweben oft von unbekannten Wegen,
Gerauchet in des Morgens Rosengluth,
Noch andre Wölkchen blühend uns entgegen,
An deren Brust manch müder Engel ruht,
Die Geister, die hinab zur Erde stiegen,
Und wieder auf zu ihrer Heimath fliegen.

O, würde so dereinst mein stilles Leben,
Wenn ihr mir eure sanften Flügel leiht,
Aus dunkler Nacht zum heitren Lichte schweben,
Vom Traume zu der holden Wirklichkeit;
Wenn mir die Sonne dieser Erde sinket,
Und drüben jener schönre Morgen winket.

Der Flüchtling.

Sey nicht so stürmisch, meine Liebe!
Und reiße nicht den Sänger fort,
Als ob sein Schiff im wilden Meere triebe,
Lag es denn nicht im sichren Port?
Schlief nicht mein Herz, recht weich und tief gebettet,
An der Geliebten Herzen ein,
Und soll nun, vor dem Sturme kaum gerettet,
Ein neues Spiel der Leidenschaften seyn?

Ich irrte lang, ganz einsam und verlassen,
Und suchte mir ein Paradies,
Das mir schon längst ein schöner Traum verhieß:
Ich mochte dort die ganze Welt umfassen,
Ich irrte, bis an eines Engels Hand
Ich einst mein Elderado fand.

Ich schwelgte dort in köstlichen Genüssen,
Denn ich war ja nicht mehr allein;
Ich sog in langen, glühendheißen Küssen
Der reinsten Liebe Nektar ein;

Ich hieng an ihr mit meiner ganzen Seele,
Wie an der Mutterbrust das Kind,
Ich fühlte deutlich, daß mir nichts mehr fehle,
Und war so reich, als keine Götter sind.

Da trieb es aus der Seligkeiten Schoose
Mich wieder in die weite Welt hinaus,
Da flog nach einer neuen Rose,
Der Schmetterling schon wieder aus;
Der Geist der Unruh war noch nicht gewichen,
Ich kehrte nur zu spät zurück,
Doch meine Sterne waren schon verblichen,
Verloren all mein Glück!

Jetzt steht der Flüchtling einsam und verlassen,
Und blickt nach dem verlornen Paradies,
Das er, um neue Reize zu erfassen,
Als ein Verblendeter verließ;
Der Flüchtling steht vor der verschlossnen Thüre,
Doch naht kein Engel mehr,
Der wieder ihn zur alten Liebe führe,
Und immer öder wird es um ihn her.

Lied des Armen an die Ruhe.

Schwebe von dem Himmel nieder,
Dort muß Deine Wohnung seyn,
Schließe meine Augenlieder,
Wiege mich in Schlummer ein!
Müde bin ich von dem Gange,
Den ich hier auf Erden gieng,
Denn es ist ja schon so lange,
Daß Dein Arm mich nicht umfieng!

Wärst Du doch durchs ganze Leben
Unsere Begleiterin,
Würdest Du mich stets umschweben,
Süße, holde Trösterin!
Denn ich flüchtete so gerne
Mich an Deine milde Brust.
Ach, daß Du mir doch so ferne,
Unerreichbar bleiben mußt!

Engel, der in manche Wunde
Lindernd seinen Balsam goß,
Nahe mir in einer Stunde,
Nimm mich sanft in Deinen Schooß;
Schwebe von dem Himmel nieder,
Wiege mich in Schlummer ein,
Schließe meine Augenlieder,
Mag es auch — auf ewig seyn!

Im Garten.

In tiefer Nacht, wenn ringsum Alles schweigt,
Der volle Mond aus dem Gebirge steigt,
Und Geister, von der Sonne nie gesehen,
Aus feuchtem Busche wehen.

Wenn ich dann einsam bin und unbelauscht,
Der Sommerwind durch meine Locken rauscht,
Die Blumen still, gewiegt von seinem Fächeln,
In ihrem Schlummer lächeln.

Wie wirds im Herzen mir so sonderbar!
Ich bin nicht mehr, der ich am Tage war.
Voll unbestimmter Sehnsucht, voll Verlangen,
Und Thränen auf den Wangen.

Dann bin ich wieder, wie ein Kind so weich,
Dann öffnet sich das halbvergessne Reich
Der Ammenmährchen meinen nassen Blicken,
Mich zaubrisch zu bestricken.

Ich möchte wieder goldne Schlösser baun,
Noch einmal meinen todten Engel schaun,
Und eine Welt, in schwärmendem Entzücken
An meinen Busen drücken.

Weit über jene Tannenwälder dort
Reißt mich mein Geist zum lieben Süden fort;
Ich will, der Liebe Ruf hab' ich vernommen,
Zum Pappelwäldchen kommen —

Die Wolken ziehn am blauen Himmel hin,
Laß deine Träume mit den Wolken ziehn, —
Nun gute Nacht! Vergessen muß du lernen,
Bis über jenen Sternen!

Vielleicht.

Ja, vielleicht erscheinst du, Margarethe,
Mir bei jener schönern Morgenröthe,
Dann genieß ich, wie dereinst mein Göthe,
Was hienieden ich umsonst erflehte.

Weckt mich einst die heilige Trommete,
Tönt mir auch die sanfte Liebesflöte,
Blumen schmücken meines Herzens Beete,
Goldne Wölkchen sind, worauf ich trete.

Wenn auf ewig blühendem Gefilde
Ich den Engel finde, den im Bilde,
Den bisher ich nur im Traume sah —

Brust an Brust, und Lipp an Lippe zittert,
Und kein Wehmuth meinen Nektar bittert —
Fliehe Nacht, o Morgen, wärst du nah!

An die Hoffnung.

Hoffnung, meine Trösterin,
Leite mich durchs Leben hin!
Wenn die Winterstürme tosen,
Zeige mir ein Land voll Rosen,
Wo des Frühlings Lüfte kosen,
Und in der Ferne
Die goldenen Sterne!
O verlaß den Wandrer nicht,
Bis sein müdes Auge bricht.

Sah dich jüngst auf Alpenhöhn,
Als ein Mädchen jung und schön;
Reiche, braune Locken wallten
Auf des weißen Mieders Falten
Um mich ewig festzuhalten,
Ach, und die Strahlen
Der Augen, sie stahlen
Tief sich in mein Herz hinein;
„Mädchen! werd ich glücklich seyn?“

Und sie sah mich schalkhaft an,
Daß ich nicht beschreiben kann,
Wie das Lächeln mich entzückte,
Welches ihre Lippen schmückte;
Als sie gar noch freundlich nickte,
Stand ja zum Hoffen
Der Himmel mir offen; —
Dunkelblaues Augenpaar,
Mache meine Träume wahr!

Vor einem altdeutschen Jungfrauenbild.

Gegenwart! wie matt und schaal
Neben der Vergangenheit!
Dieses blauen Auges Strahl
Spricht von einer bessren Zeit!
Dieser Blick voll Herzensgüte,
Der das holde Mägdlein schmückt!
Dieser Unschuld reine Blüthe
Noch von keiner Hand gepflückt!

Wie das Engelsköpfchen ruht
Auf des Spitzenkragens Falten!
Sieh der Locken goldne Fluth
Ihren Hals umschlungen halten!
Dieser Reize frische Fülle
Unter enger, keuscher Hülle!
Ob sie wohl ihr Füßchen hebt?
Nein, sie wandelt nicht, sie schwebt!

Vaterland! ihr Auge brennt!
Aber zu dem knappen Mieder,
Senken sich die Wimpern nieder,
Wenn man den Geliebten nennt.

Dir im Herzen tobt kein Sturm,
Nagt kein geheimer Wurm;
Nicht der kleinsten Schuld bewuſt,
Hebt sich leicht der Jungfrau Bruſt.
Welch ein Herz! und welchen Schatz
Treuer Liebe kann es geben!
Nur ein Bild hat darin Platz,
Und kein anderes daneben.
Einem nur gehört es an,
Bleibt ihm ewig zugethan.
Selig damals jeder Gatte,
Den solch Weib umschlungen hatte!
Nicht voll Putz und Flittertand,
Einfach nur ist ihr Gewand,
In der lieben Kinder Mitte,
Lehrt und übt sie fromme Sitte. —

Teutsches Mädchen, sanft und treu,
Und doch muthig wie ein Leu! —
Schöne Zeit, wo bist Du hin!
Muſtest Du so bald entfliehn?

Ernst des Lebens! Kecker Muth,
Aechte Tugend, fröhlich Blut,
Innigkeit und teutscher Schwur,
Seyd ihr jetzt ein Traumbild nur?

Gegenwart! wie matt und schaal
Neben der Vergangenheit!
Leuchtet nimmerdar ein Strahl
Aus der guten, alten Zeit?

An eine Thräne.

Wohin du Thräne, die so brennend
Aus meinem trüben Auge quillst,
Und jezt noch keine Wege kennend,
Nicht weist, wohin du fliehen willst?

Was weilest du auf dieser Wange,
Die bleich und eingesunken ist?
O fort! die Spuren haften lange,
Wo du einmal gewesen bist!

Willst du auf diesen Busen fallen?
Er hat des Schmerzes ja genug,
Der höhnisch seine spitzen Krallen
Tief in das weiche Herz mir schlug. —

In dieses Veilchen magst du sinken,
Auf seinem deutungsvollen Blau,
Als eine klare Perle blinken,
Gleich wie ein Tröpflein Morgenthau.

Dann will ich ihr das Veilchen bringen,
Ihr, die so treu ich stets geliebt,
Die aber für mein heißes Ringen
Mir keine Gegenliebe giebt.

Versuch es aus dem Kelch zu schleichen,
Und roll auf ihre Brust hinab,
Ob dirs gelingt, sie zu erweichen;
Dort findest du das schönste Grab!

Bruder Nikolaus.

1.

Es wandelt aus der dunklen Zelle
Der alte Bruder Nikolaus,
Und ruht im Wald, an kühler Quelle,
Vom schwülen Sommermittag aus.

Und rings in feierlichem Schweigen
Bereitet sich die Welt zur Ruh,
Die Vögel decken in den Zweigen
Die Köpflein mit den Flügeln zu.

„Schon wieder sank ein Tag zu Grabe,
So wird auch bald mein Abend fliehn;
Wie gern möcht ich als kecker Knabe
Noch einmal durch das Leben ziehn!

„O Herr! nur einen Tropfen schenke
Mir aus dem Meer der Ewigkeit!
Daß ich verjünget mich versenke
In dieser Erde Herrlichkeit!

„Noch hundert Jahre möcht ich leben! —
Nie würde mich der Wunsch gereun;
Um wieder in erneutem Streben
Mich der Natur und Kunst zu freun."

So dachte Klaus, als von der Ferne
Die Vesperglocke mahnend drang;
Gehorsam folgt der Bruder gerne
Dem alten, wohlbekannten Klang.

2.

Doch hat er kaum des Forstes dunkle Massen,
Still vor sich betend und erquickt, verlassen,
Da wird ihm fremd die Gegend rings umher,
Das Kloster selbst erkennt er fast nicht mehr.
Dort unten, wo sonst nur ein Dorf gelegen,
Wo er schon oft, von Alt und Jung geehrt,
Am Sonntag eifrig Gottes Wort gelehrt,
Dort lächelt jetzt ein Städtchen ihm entgegen.

Des Klosters Thurm zur Hälfte schon zerfallen,
Berankt mit Epheu seine Bogenhallen,
Die junge Linde vor dem Kirchenthor
Streckt nun bemooste Riesenarme vor;
Voll Staunen pochet Niklas an der Pforte,
Es öffnet ihm ein unbekannt Gesicht:
Das ist der alte Bruder Pförtner nicht,
Er höret fremde Stimme, fremde Worte.

Fremd sind die Mönche, die um ihn sich reihen,
Sie möchten ihn sogar der Lüge zeihen,
Da er sich Bruder dieses Hauses nennt,
Und ihn doch keiner unter allen kennt;
Und da er sagt, es sey noch keine Stunde,
Daß er zu Wald aus seiner Zelle gieng,
Daß ihn des Klosters Mauer noch umfieng,
Da hängen alle starr an seinem Munde.

Und in der Vorzeit staubbedeckten Tagen,
In alter Chronika wird nachgeschlagen;
Da hieß es: „Unser Bruder Nikolaus
Gieng an dem Tag der sieben Schläfer aus;
Vielleicht, daß Mörder ihm das Leben nahmen,
Vielleicht hat ihn ein wildes Thier verzehrt,
Denn er ist nimmer mehr zurückgekehrt;
Gott, gnade seiner armen Seele! Amen!"

Und an die Herzen klopfen sich die Brüder,
Und fallen schreiend auf ihr Antlitz nieder:
„Einhundert ganze Jahre sind nun schon
„Seit jenem wunderbaren Tag entflohn;
„Wie Mancher ward seitdem von uns begraben,
„Als lauter Fremde stehen wir vor dir!
„Es waltet ein geheimer Zauber hier,
„Wie lange mußt Du wohl geschlummert haben!"

Erschüttert hebt, mit schmerzlichem Gesichte,
Der Greis den Blick nun zu dem Himmelslichte,
Und spricht: „Das Ziel, nach welchem ich gestrebt,
„Es ist erreicht, ich habe lang gelebt.
„Gott wahre Jeden vor so langem Leben,
„Vor einem solchen langen Augenblick!
Verdient hab ich das strafende Geschick,
„Ich wünschte mehr, als mir der Herr gegeben!"

Und in der neuerworbnen Brüder Mitte
Genoß er nun, auf seine heiße Bitte,
Das langentbehrte, heil'ge Abendmahl,
Umflossen von der Sonne Scheidestrahl;
Dann schlossen sich die müden Augenlieder,
Und sanft geküßt vom letzten Himmelsroth,
Sank er mit heitrem Lächeln, stille, todt,
An des Altares Stufen langsam nieder.

Waldmährchen.

1.

Sinkt nicht der Boden
Unter mir zusammen?
Mit feuchtem Oden
Umtänzeln mich Flammen,
Bläuliche Lichter;
Alraunen purzeln
Ueber knotige Wurzeln,
Und schneiden Gesichter
Dem zitternden Dichter. —

Unter den Wald hinab
Bin ich gefallen,
Aus grünenden Hallen
In dumpfiges Grab.

Gewürme häßlich,
Ineinander verschlungen,
Umzischet mich gräßlich,
Mit gespaltenen Zungen;
Die Decke droben
Ist überwoben
Mit Fasern und Ranken,
Die seltsam schwanken
Vom Sturm geschüttelt,
Der hoch über mir
Mit wilder Gier
Die Tannen rüttelt,
Daß sie knarrend ächzen,
Wie Raben krächzen!
Welch Sausen und Brausen!
Die Wölbung kracht!
Es hüllet Grausen
Meine Sinne mit Nacht.

O wehe, wehe!
Wohin ich gehe
Folgt mir Entsetzen,
Vampyre setzen
An meine Brust sich an,
Mit glühenden Augen
Und stechendem Zahn
Und saugen und saugen!

O wehe, wehe!
Wohin ich gehe,
O rette mich Himmel
Aus dem Gewimmel!
Willst Du mich kalt
Zum Wahnwitz verdammen?
O halt, o halt,
Meine Sinne zusammen!

Wer steigt dort hervor
Aus Sumpf und Moor?
Ein Männchen klein
Mit Spinnenbein;
Ein Grubenlicht
Ueber dem Gesicht;
Er hebt die Hand,
Und plötzlich flieht,
Sobald es ihn sieht,
Mit Ungestüm
Das Ungethüm,
Das mich umwand,
Und plötzlich sinkt,
Sobald er winkt,
Der Felsen ein,
Auf dem ich stand,
Goldene Adern
Sprüh'n aus den Quadern.

Das Männlein sprach:
„Komm folge mir
Nur muthig nach;
Ich zeige dir,
Wie man hier unten,
Im tiefen Schacht,
Die vielen bunten
Waldblumen macht.
Viel nennen sich
Hier meine Geister,
Und erkennen mich
Als Blumenmeister.
Sey jetzt mein Gast
Und danke mir,
Der ich dich rettete,
Von dem Gethier,
Das dich umkettete.
Es sind die Wesen,
Die du gesehen hast,
Wie auserlesen
Zu allem Bösen.
Sie hausen mächtig
Auf einer öden Trift,
Sie brauen nächtig
Der Belladonna Gift,
Sie haben die Kraft,

Ihr einzuhauchen
Der Hölle Saft,
Ihn zu gebrauchen
Zu tödtlichen Schwämmen
Aus Schlangenkämmen,
Sie sind es, welche
Die Pilze weben,
Als geile Mölche
Im Moose kleben,
Um meiner Blumen Zier
Nur zu begeifern mir."

2.

Mit einer Wünschelruthe nun berührt
Der kleine Mann die grauen Felsenwände,
Sie springen auseinander und er führt
Mich durch ein wunderherrliches Gelände;
Wie Mondeslicht umstrahlt mich eine Halle,
Geformt aus einem einzigen Kristalle.

Und zarte Kinder sitzen dort gereiht,
Vor jedem steht ein feiner, goldner Rocken,
Sie spinnen all mit reger Aemsigkeit,
Denn niemals darf das flinke Rädchen stocken;

Mitunter singt ein Chor die schönsten Lieder
Und silberhell klingt es die Halle wieder.

Der Meister führt mich freundlich lächelnd hin,
Und zeigt mir, wie aus köstlichem Geschmeide,
Die Kinder bunte, zarte Fäden ziehn,
Noch zarter als die allerfeinste Seide;
Wie sie die Fäden dann zusammenwinden,
Daß sinnig alle Farben sich verbinden.

Und aus dem Stoffe sah ich stillentzückt,
Allmählig Blatt und Knospe sich gestalten,
Und unter jedem Händchen, reichgeschmückt,
Sich eine Blume düftereich entfalten,
Ein Maienglöckchen bald, bald eine Rose,
Ein Veilchen bald, umhüllt von dunklem Moose.

Da rief der Meister: „Wenn ihr fertig seyd,
So steigt mit euren Blumen auf die Erde,
Und schmückt damit ihr jungfräuliches Kleid,
Auf daß sie einer Braut recht würdig werde;
Sie muß im köstlichsten Gewande prangen,
Will sie den Bräutigam, den Lenz empfangen."

Er sprachs, und auf geht ein krystallnes Thor,
Und rings umstrahlt von goldnem Himmelsglanze,
Tritt lächelnd eine holde Frau hervor,
Gekrönt das Haupt mit einem Blumenkranze,

Mein Führer selbst und alle Kinder neigen
Sich tief vor ihr in demuthsvollem Schweigen.

„Kennst du mich nimmermehr?" rief sie mir zu,
„Lebt nimmermehr mein Bild in deinem Innern?
Ruf deine Kindheit dir zurück, kannst du
Der Fee Morgana nimmer dich erinnern?
Die oft im Walde deinen Schlaf bewachte,
Die dir oft bunte Wiesenblumen brachte?"

Und nieder auf die Kniee fiel ich hin,
Bedeckend ihre Hand mit heißen Küssen,
„„Du bists, du bists, die Blumenkönigin,
Hast du mich denn so bald verlassen müssen?
Du bists, die Lieder in das Herz mir flößte,
Und mir des Blumenreiches Räthsel löste.

„„Du sangst mir oft die schönsten Mährchen vor,
Der Tannenforst ward mir zum Palmenhaine,
Als Bambus wiegte sich des Stromes Rohr,
Der Himmel schwamm in tieferblauem Scheine,
Oft schlief ich ein, von deinem Arm geschaukelt,
Von deiner Lieder Harmonie umgaukelt.

„„Wenn ich, das Kind, im Walde mich ergieng,
Bist du mir an der Quelle oft erschienen,
Du haschtest mir den bunten Schmetterling,
Gabst mir zu kosten goldnes Brod der Bienen,

Du lehrtest mich am buschbekränzten Bache,
Der Wellen und der Blätter leise Sprache.

„„Du lehrtest mich der Vögel Melodie,
Des Zephirs Säuseln im Gebüsch verstehen,
Du ließest meinen Augen Alles wie
Von einem höhern Licht verkläret sehen —
Doch eines Abends bist du mir entschwunden
Und heut erst hab ich wieder dich gefunden.““

Da küßte mich die Fürstin auf die Stirn —

3.

Wer weckte mich mit warmen Hauche
Aus einem wunderbaren Traum?
Wars das Lüftgen aus dem Strauche,
Wars das Vöglein vom Baum?

Ich hörte über mir ein Lächeln,
Als ich noch halb im Schlummer lag,
Ich fühlte über mir ein Fächeln
Wie Turteltaubenflügelschlag.

Noch sah ich, wie zu mir sich nieder
Ein blondes Engelsköpfchen bog,
Schnell wie der Wind verschwand es wieder,
Als ich von meinem Lager flog.

Ich spähte durch die grünen Räume,
Doch Alles war so still wie vor,
Nur oben flüsterten die Bäume:
„Du bist ein Thor, du bist ein Thor!"

Gold und Silber.

Gold und Silber preiß ich sehr,
Könnt es auch gut brauchen,
Hätt ich nur ein ganzes Meer,
Mich darein zu tauchen!

Muß just nicht gepräget seyn,
Hab es dennoch gerne,
Auch des Mondes Silberschein,
Und die goldnen Sterne.

Leise murmelnd fällt mir ein
Noch die Silberquelle,
Aber um den goldnen Wein,
Tausch ich auf der Stelle.

Doch viel schöner ist das Gold,
Das vom Lockenköpfchen
Meines holden Mädchens rollt
In zwei lange Zöpfchen.

Darum fröhlich, liebes Kind,
Laß uns jetzt noch küssen,
Bis die Locken Silber sind
Und wir scheiden müssen!

Das Auge der Nacht.

Fromm und treu in stiller Nacht
Ueber uns ein Auge wacht,
Blickt aus dunklem Himmelsblau,
Spiegelt sich im Abendthau;
Meinet durch des Kirchhofs Flieder
Auf die schwarzen Kreuze nieder.

Lächelt freundlich, hold und klar,
Auf ein zärtlich Liebespaar,
Sieht die Leiden und die Lust
In der tiefen Menschenbrust,
Lauscht durch einen Silberschleier
Eines armen Sängers Leier.

Und auf wen es niederschaut,
Wird es bald mit ihm vertraut,
Gleich als früg' es liebend an:
„Hat Dir Jemand weh gethan?

5

Bayerische Staatsbibliothek München

Deinen Schmerz mußt du mir klagen
Und ich helfe dir ihn tragen!"

Blitzt dann von der Alpen Schnee,
Tauchet in die weite See,
Strahlet dann mit frischem Glanz
Gaukelnd auf der Wellen Tanz,
Küßt durchs Fenster in das Stübchen
Meines Mädchens Wangengrübchen. —

Auge, das dort droben wacht,
Holder Freund in stiller Nacht,
Der den Schlummer uns versüßt,
Trauter Mond, sey mir gegrüßt.
Allen Ruhenden hienieden
Goldne Träume! Goldnen Frieden!

Zweites Buch.

Widmung.

Der Geliebten.

Nun so tretet, meine Lieder,
Leis vor die Gebieterin!
Aber blickt bescheiden nieder,
Sonst ist euer Reiz dahin;
Habt ihr euch mit sanfter Klage,
Schmeichelnd an ihr Herz gelegt,
Lauscht, ob es geschwinder schlage
Von der Liebe Gluth erregt.

Und vermöget ihr zu dringen
In das stille Heiligthum,
Ihren Beifall zu erringen —
Suchet keinen höhern Ruhm,
Suchet keine schönre Wohnung!
Der Geliebten Dank allein,
Kann die süßeste Belohnung
Für den treuen Sänger seyn.

Der Schatzgräber.

Mit der schwanken Wünschelruthe
Stand ich im Gebirg allein,
Spähte nach dem edlen Gute
In dem grauen Felszestein.

Aber ach! nach keiner Stelle
Neigte sich die Gerte hin,
Keine Ader, goldeshelle,
Sah ich durch den Berg sich ziehn.

Als ich still darüber dachte,
Sprang der Felsen plötzlich auf,
Und aus einem dunkeln Schachte
Stieg ein blühend Kind herauf.

Vor dem wunderbaren Bilde
Sank ich hin geblendet schier,
Aber es mit ernster Milde
Redete nun so zu mir:

„Lieber Knabe, sey vernünftig!
Goldne Schätze lasten schwer,
Nimm hier den und suche künftig
Keine andern Güter mehr!“

Sieh! und eine goldne Laute
Hielt ich staunend in der Hand,
Als ich nach dem Kinde schaute,
Warg es schon die Felsenwand.

Einen Himmel sah ich prangen,
Als ich in die Saiten schlug,
Daß ich nimmermehr Verlangen
Nach dem Gold der Erde trug.

Die Perlen.

Auf Klippen des Meers, in der brausenden Fluth,
Fischt mühsam der Taucher das köstliche Gut;
Tief unten, von ewigem Dunkel umhüllt,
Da liegen die Muscheln mit Perlen gefüllt.

Im Kelche des Veilchens, auf duftigem Blau,
Wie schimmert die Perle von himmlischem Thau!
Fast schon von der glühenden Sonne geknickt,
Wird neu von den Perlen das Veilchen erquickt.

Wie schäumt im Pokale der feurige Wein!
Er bildet sich Perlen von lockendem Schein,
Sie kommen und schwinden auf goldenem Grund,
Dann nippet und schlürft sie manch reiziger Mund.

Ich weiß ein Paar Lippen, wie Purpur so roth,
Die oft schon mein Mädchen zum Kusse mir bot,
Und öffnet sich lächelnd das blühende Paar,
So wird man zwei Reihen von Perlen gewahr.

Doch giebt es noch Perlen von reinerem Licht,
Sie haben dort droben das höchste Gewicht,
Sie steigen verkläret zum Himmel empor —
O locke nur Thränen der Freude hervor!

An das erste Veilchen im Garten.

Warum bist du so früh der Erde Schoos,
Wo du so sanft geschlummert hast, entstiegen?
Noch sprang das Eis nicht von den Bächen los,
Und du willst schon in Frühlingsluft dich wiegen?

Du stehst allein, du bist zuerst erwacht,
Noch hast du keine Schwestern, die dich grüßen,
Sie ruhn noch tief gehüllt in stille Nacht,
Und wenn sie keimen, wirst du sterben müssen.

Du sehntest dich, das Sonnenlicht zu sehn,
In ihrem Strahl den süßen Thau zu trinken,
Wie, mußtest du nur darum auferstehn,
Erstarrt von Kälte wieder hinzusinken?

Komm, armes Kind, ich will dein Pfleger seyn,
Zu Haus will ich dich pflanzen in ein Töpfchen,
Du schläfst dann warm in Moos gebettet ein,
Und hast ein weiches Kissen für dein Köpfchen.

Ich will dir in die blauen Augen schaun,
Den süßen Hauch aus deinen Lippen schlürfen,
Und ein Geheimniß will ich dir vertraun,
Das Andere nicht wissen dürfen.

An mich.

Warum willst du nach Idealen ringen,
Da lebensfrische Wirklichkeit dir blüht?
Warum dich in das Reich der Sterne schwingen,
Da Lillis Auge wie die Sterne glüht?
Warum denn noch in andre Welten dringen?
Die schönste Welt umfaßt ja dein Gemüth;
O glaube nur, du brauchst nicht weit zu schweifen,
Wenn du nur lernst, das Nächste recht ergreifen.

Drum gleiche stets der klaren Wiesenquelle,
Die leise kosend unter Blumen fließt,
Die, wie Krystall der Alpen, spiegelhelle,
Des Himmels Bild in ihren Rahmen schließt;
Doch nicht dem Waldbach, dessen scheue Welle,
In Schaum zerstäubt, vom Felsen niederschießt;
Ein Leben, das nur webet unter Träumen,
Fließt niemals ruhig, sondern muß verschäumen.

Nicht Jeder kann dein ganzes Herz verstehen,
Und Keiner hat es auch noch ganz durchschaut,
Fremd wird wohl mancher wieder von dir gehen,
Der nur aufs Aeußere sein Urtheil baut;
Nicht jeder Wind, mag er auch schmeichelnd wehen,
Lockt aus der Aeolsharfe süßen Laut;
Wie mancher Augenblick allein wirkt schneidend,
Einander sich bestimmte Herzen scheidend.

Was willst du mehr? Du hast ein Herz gefunden,
Das liebevoll das deinige umfieng,
Die Zähre trocknete von alten Wunden,
Die brennend noch an deinem Auge hieng,
Daß über den vergangnen, öden Stunden
Auf eine neue, hellre Sonne gieng,
Die durch das Dunkel deines Busens lachte,
Und wieder Ordnung in das Chaos brachte.

Und jetzt, da noch mit frischem Blüthenkranze
Die Jugend sich um deine Stirne webt,
Da noch mit rosenfarbnem Morgenglanze
Das Leben dich auf seine Flügel hebt,
Da noch im muntern, leichtgeschürzten Tanze
Der Stunden bunte Reihe dich umschwebt,
Da mußt du fest mit Lippen und mit Augen
Dich in den Kelch der Frühlingskinder saugen.

Was dir auch mag die Gegenwart versagen,
Das rechne nicht verhüllter Zukunft auf,
Dieß Buch giebt Antwort Dir auf keine Fragen,
Denn unerforschlich ist der Dinge Lauf;
Doch aus der Vorzeit Offenbarungstagen,
Da zaubre Trost und Stärkung dir herauf,
Und die Vergangenheit soll dich belehren,
Wie du genießen sollst, und wie entbehren.

Die Stürme fliehn, der Frühling lächelt wieder,
Die Erde quillt von neuer Seligkeit,
Das ist die Blüthezeit der süßen Lieder,
Das ist der Liebe goldne Wonnezeit;
Dir braust ein Meer im Busen auf und nieder,
Umarme fest die schöne Wirklichkeit,
Dir hat ein Gott des Sanges Macht gegeben,
Daß Lied und Kuß verherrliche dein Leben. —

Siehst du, wie dort, von leisem Duft umzogen,
Die Alpen sich am Himmelsrande ziehn,
Wie rauschend dort zum blaugewölbten Bogen
Die beiden Adler zu der Sonne fliehn!
So schweb auch du auf des Gesanges Wogen,
In deines Himmels Maienflur dahin,
Doch trage dich der Flügel deiner Lieder
Auch wieder sanft ins Thal der Erde nieder!

Die Pappeln.

Wohl ragt ihr hoch vor vielen andern Bäumen,
Und strebt verlangend nach des Himmels Räumen,
In stillerhabner, frommer Heiterkeit;
Nicht mit den finstren Tannen zu vergleichen,
Die trotzig dastehn in des Waldes Reichen,
Euch treibt ja weder Stolz noch Eitelkeit.

Gewiß nicht, nein! von allen euren Zweigen
Will sich kein einziger zur Erde neigen,
Nur eure Wurzeln haften fest darin;
Wenn über euch Gewitterstürme toben,
So blickt ihr doch voll Zuversicht nach oben,
Wohl wißt ihr, daß die Stürme wieder fliehn.

Ich liebte euch, ich lernte euch verstehen,
Denn oft schon bei der Abendlüfte Wehen

Hab eurer Blätter Säuseln ich gelauscht;
Sie flüsterten von jenem Zauberlande,
Wo an der Silberströme grünem Strande
Die leise Klage eurer Schwestern rauscht. —

O Bild des Christen, den die Sehnsucht leitet,
Der seine Arme nach den Sternen breitet,
Und voll Vertrauen zu dem Himmel blickt;
Der kräftig steht in seinem Wirkungskreise,
Und nur zuweilen seine Seufzer leise
Nach einem schönern Vaterlande schickt!

Gnome.

Folge deinem innren Triebe,
Brich dir selber deine Bahn,
Deinem Liede, deiner Liebe
Lege keine Fessel an!

Auf des Seees Spiegelfläche
Segelt ruhevoll der Schwan,
Ueber wilde Schweizerbäche
Rauscht der Adler himmelan. —

Selig, wer auf stillen Wogen,
Wie der Schwan, durchs Leben zieht,
Ueber sich des Himmels Bogen,
Unter sich den Himmel sieht;

Oder mit des Aars Gefieder
Sichern Fluges sich erhebt,
Und ins Paradies der Lieder
Aus dem Sturm der Erde schwebt!

An eine weiße Rose.

Warum hast du nicht rothe Wangen,
Wie deine Schwestern neben dir?
Der grüne Schmuck, in dem sie prangen,
Leiht ihrem Purpur höhre Zier.

Und du, von Hoffnungsgrün umgeben,
Dein Angesicht so bleich wie Schnee —
Wie, deutet nicht dein todtes Leben
Auf irgend ein geheimes Weh?

Denn wenn gleich wie mit andern Rosen,
Im Morgen- oder Abendlicht,
Des Lenzes Lüfte mit dir kosen,
Glüht dennoch deine Wange nicht.

Glänzt auch aus aller Blumen Schoose
Der Thau wie Perlen auf der Flur,
Find ich bei dir, o weiße Rose,
Stets frischgeweinte Zähren nur. —

Du bist dem Schmerz, der nie versieget,
Dem der getäuschten Liebe gleich,
Von neuer Hoffnung oft gewieget,
An immer neuen Thränen reich.

O weine fort, bis dir vom Stengel,
Ein Blättchen nach dem andern fällt,
Und über deiner Gruft dein Engel
Den grünen Zweig des Friedens hält.

Waldmährchen.

Im kühlen Gras ich Abends saß,
Und bunte Waldesblumen las,
Da sah ich aus dem lichten Grün
Ein golden Fingerreiflein glühn,
Gar fein gedrechselt, funkelnd ganz,
Wie Morgenthau im Sonnenglanz,
Ich steckt es meinem Finger an,
Wer mag es wohl verloren han?

Und wie von ungefähr ichs dreht,
Ein holde Jungfrau vor mir steht,
Und lächelte so lieb und mild,
Wie meiner Träume schönstes Bild.
„Was wünschest du? Hier bin ich schon,"
Rief sie mit wundersüßem Ton,
„Ich bin die Göttin Poesie,
Sahst du mich denn im Traume nie?"

Da sank ich nieder, wie verzückt,
Sie mich an ihrem Busen drückt:
„Unsichtbar ich dir immerdar,
Auch wenn du wachtest, nahe war,
Mir lauschte schon dein Knabenohr,
Sang ich dir schöne Mährchen vor; —
Wenn du dich wieder nach mir sehnst,
Gern an der Freundin Herz dich lehnst,
So drehe nur am Ringe fein,
Zur Stelle will ich bei dir seyn.“

Von ferne murmelt es der Bach,
Es flüstertens die Blumen nach;
Vom Wald die Drossel sang darein,
Ich sinnend saß im Wald allein.

Lied.

Laß die Sterne wandeln
Ihre Bahn,
Ruhig sey dein Handeln
Ohne Wahn!
Der die Sterne lenket,
Sicherlich,
Dieser Meister denket
Auch an dich.

Offnen Auges schaue
In die Welt!
Und ins heitre, blaue
Himmelszelt.
Reiß dich aus den Nebeln
Auf zum Licht!
Wandle keck! doch schwebeln
Sollst du nicht!

Tischlied.

Jage die Sorgen
Mit fort aus deinem Haus!
Oder bis morgen
Jagen sie dich hinaus!

Horch! an der Thüre
Pocht schon die Liebe frisch!
Säume nicht, führe
Schnell sie an deinen Tisch!

Sie soll zunippen
Dir alten Zecherwein,
Und ihre Lippen
Sollen dein Becher sein!

Koptischer Spruch.

Forsche nicht die Quellen
Von dem alten Nil,
Dieses zu erhellen,
Kostet nicht so viel;

Aber suche deiner
Thaten Quellen auf,
Und dann lenke reiner
Deines Lebens Lauf!

Einem jungen Künstler.

Suche nicht das Glück dort draußen
In der fremden, weiten Welt!
Wo die Leidenschaften brausen,
Ist dir manches Netz gestellt.

Blüht denn nicht in deinem Herzen
Eine schönre, höhre Welt,
Von der Dichtung bunten Kerzen,
Goldnem Mährchenglanz erhellt?

Wenn die Leute alttlug werden,
Lerne wieder Kind zu seyn,
Wenn es trüber wird auf Erden,
Bleibt in dir der Himmel rein.

Freiheit.

Wo soll ich die Freiheit suchen,
Die sich von der Welt verlor? —
Unter Tannen, unter Buchen,
Bei der Vögel munterm Chor.

Denn sie singen ohne Schranken,
Wie das Herz es ihnen giebt,
Weil kein Censor statt Gedanken
Hier Gedankenstriche schiebt.

Ach! wenn jeder es verstünde,
Was im Laub der Vogel spricht!
Aber in des Waldes Gründe
Wagt sich ja der Censor nicht.

Mantellied.

Wir brauchen die Mäntel auf Erden
Nicht blos, wenn der Winter uns droht,
Je kälter wir innerlich werden,
So mehr thut ein Mantel uns Noth;
Wohl scheinen viel Herzen zu schlagen
Für jegliches Gute so heiß,
Doch unter dem Mantel, da tragen
Sie öfters ein ewiges Eis.

Ich meine den Mantel da drinnen,
Gesponnen aus Hypocrisie,
Die Leute, sie lernen ihn spinnen,
Sie wissen oft selber nicht, wie;
Um, haben sie Schwächen und Blößen,
Den Mantel darüber zu ziehn;
Besonders die Weiber, die bösen,
Verhüllen sich gerne darin.

Es giebt zu bemänteln so Vieles,
Man kann just nicht Alles gestehn,
Sogar der Frau Wahrheit gefiel es
Nicht mehr ohne Mantel zu gehn;
Ich kenne viel ehrliche Diebe,
Sie halten die Finger versteckt,
Der Mantel der christlichen Liebe
Wird über die Schwächen gedeckt.

Auch giebt es viel lustige Vetter,
Die flink wie ein Wetterhahn sind,
Sie hängen bei jeglichem Wetter
Den Mantel gar schlau nach dem Wind;
Und bläßt dann der Wind in die Falten,
Wie fliegen sie hoch dann, juchhe!
Doch können sich wenige halten
Und plumpen herunter, o weh!

Doch Andre von besserem Schlage
Erwählen den Mantel der Nacht,
Dann wird zu dem festlichen Tage
Dem Liebchen ein Ständchen gebracht;
Was mich betrifft, würd' ich, auf Ehre!
Fausts lustigen Mantel mir leihn,
Wenn nicht Mephistopheles wäre,
Drum lass' ich es lieber doch sein.

Blumen-Abschied.

Ein Mägdlein gieng und weinte sehr,
Frühmorgens in den Garten,
„Jetzt kann ich lange Zeit nicht mehr,
Euch liebe Blumen warten!“

„Ach, aus dem lieben Vaterhaus
Muß ich jetzt in die Weite!
So will ich pflücken einen Strauß,
Daß er mich noch begleite.“

Da rieſs von jedem Beet zu ihr,
Von Wieſ' und Quellen leise:
„Nimm mich mit dir, laſſ' mich mit dir,
Wohl auf die weite Reise!“

„Vergißmeinnicht, Vergißmeinnicht!“
Klangs aus des Baches Weiden,
„Von deinem lieben Angesicht,
Wie schwer, wie schwer ist Scheiden!“

„Leb wohl, du holde Königin,"
Die Rosen duftig wehen,
„Wir sinken alle welkend hin,
Wenn wir dich nimmer sehen."

Das Mädchen nur ein Veilchen brach,
Die Thränen rannen nieder;
Ihr weinten alle Blumen nach:
„O komm, o komm bald wieder!"

Die Heimath der Träume.

Hoch über allen Wolken liegt ein Ort,
Von keines Menschen Auge noch gesehen,
Ein unbegränzter Frühling blühet dort,
Ein Garten, wo nur süße Düfte wehen;
Hold niederlächelnd auf die heitre Flur,
Wölbt sich ein Himmelsbogen von Azur;
Dort sammeln sich auf einer bunten Wiese
Die jüngsten Engel aus dem Paradiese.

Dort sitzen sie gereiht in einen Kreis,
Gewiegt von einem Blumenbett und weben
Aus feinem Stoff, mit emsigstillem Fleiß,
Die Träume, die um unser Lager schweben,
Wenn uns die Zeit der ersten Liebe blüht,
Der erste Kuß auf unsren Lippen glüht,
Und unsren trunknen Blicken, neugestaltet,
Sich selig eine schönre Welt entfaltet.

Das Schifflein saust bis in die späte Nacht,
Bis jeder Meister seinen Traum vollendet,
Da wird der Iris siebenfarbne Pracht,
Der Sterne Gold, der Blumen Duft verwendet,
Zum Grunde dient ein weißer Nebelflor,
Manch köstliches Gemälde steigt empor,
Von zartem Blumenstaube überflogen,
Mit Morgenroth und Mondesglanz umzogen.

Und wenn die Bilder fertig sind, dann fliegt
Sein Werk im Arm, auf leuchtendem Gefieder,
Sobald die Welt in tiefem Schlummer liegt,
Ein jeder Engel auf die Erde nieder;
Und wo ein Jüngling oder Mädchen weilt,
Da werden holde Träume ausgetheilt,
Erröthend sieht sich, Myrthen in dem Haare,
Die Braut mit dem Geliebten am Altare.

So ward auch einst ein unvergeßlich Bild
Im Heimathland der Träume mir dort eben,
Auf jenem ewig blühenden Gefild
Von einer lieben Engelshand geweben;
Ich bin erwacht, entschwunden ist mein Glück,
Ich sehne nach dem Flüchtling mich zurück,
Mir blieben nur der Dichtung weite Räume,
Und meine Lieder sind nur meine — Träume.

Aus der Kindheit.

Als wir noch Kinder waren, sie und ich,
Zusammen auferzogen wie Geschwister,
Da nahm zuweilen uns der Herr Magister
Spazieren über Berg und Thal mit sich;
Er sammelte viel seltne Kräuter ein,
Und kannte alle nennen auf Latein,
Er spießte grausam jeden Schmetterling,
Und jeden bunten Käfer, den er fieng,
Und grinzte höhnlich: „seyd doch nicht so dumm!"
Wenn wir ihn baten: „bring sie doch gleich um!"

Und war kein Raum in seinen Schachteln leer,
Dann war kein Mensch so gut gelaunt, wie er,
Dann half er uns die süßen Erdbeern suchen,
Und Hütten bauen in den dichten Buchen,
Dann zog er uns auf steiler Felsenbahn
Das Thal hinauf zum Wasserfall hinan,

Kaum konnten wir vor Müdigkeit mehr gehn,
Bis er am Ende rief: „Hier muß man stehn,
Wenn man den Wasserfall betrachten will!“
Wir aber sahn uns an und lachten still —

An den Rheinfall zu Schafhausen.

Noch hör' ich dich donnern, du schäumender Fluß!
Noch stürzt sich vor mir dein unendlicher Guß
Hoch über die zitternden Felsen herab,
Herunter ins gähnende, wirbelnde Grab,
Noch strahlt mir vom duftigen Nebel der Bogen,
Den Iris mit rosigem Finger gezogen. —

Wohin denn, ihr Fluthen, was seyd ihr so wild?
Seht ihr nicht dort drüben das freundliche Bild?
So schweigt doch nur einmal mit eurem Gebraus!
Sie neigt sich zum Fenster des Schlosses heraus;
Ihr netzt ihr die Locken mit stäubendem Regen,
Doch hält sie euch lächelnd das Köpfchen entgegen.

Wohin denn, ihr Fluthen, warum denn so wild?
O seht doch da hüben das andere Bild!
So schweigt doch ihr Räder und klappert doch aus,
Sie neigt sich zum Fenster der Mühle heraus!

Ist jene das Fräulein im Schlosse dort drüben,
So ist dieß die niedliche Müllerin hüben.

Bald däucht mir die links und bald wieder die rechts,
Die schönste des blühenden Mädchengeschlechts,
Bald zieht mich mein Herz zu dem Fräulein dahin,
Bald wieder zur reizenden Nachbarin;
O Rheinstrom, das sind zwei gefährliche Klippen!
Mir brennen die Augen, mir brennen die Lippen. —

Die Sonne sank nieder zur kühlenden Ruh,
Die Fenster der Burg und der Mühle sind zu;
Es sprüzt mich die Welle mit neckendem Hohn,
Und eilt mit den andern dann kichernd davon.
Hell schimmert der Mond — doch mir fehlen zwei Sterne —
Am Morgen darauf war ich weit in der Ferne.

Der graue Mann.

Wer folgt mir hinten an dem Wagen?
Ein Reiter ists in grauer Tracht,
Von einem grauen Roß getragen,
Jagt er durch mondeshelle Nacht;
Ich treibe rascher meine Schimmel,
Um dem Verfolger zu entfliehn,
Ich blicke um, grau wird der Himmel,
Der graue Mann verfinstert ihn.

Weh mir! er streckt tausend Hände
Zum Kutschenfenster selbst herein,
Und hüllt die bunten Polsterwände
In seinen grauen Mantel ein;
Jetzt schwebt er über mir im Wagen,
Jetzt endlich hat er mich erreicht,
Vergebens alle meine Klagen,
Der graue Mann wird nicht erweicht.

Und bald bin ich dem Knecht der Mühle,
Dem grauen Mehlsackträger gleich,
Es wird mir bang, bald wird mir schwüle,
Bald fühl' ich meine Wangen bleich;
Jetzt hat er meinen Hals umschlungen,
Hält Zung' und Kehle mir umstrickt,
Wär ich der Kutsche nicht entsprungen,
Er hätte mich, bei Gott! erstickt.

Da schüttelt ich von Kopf zu Füßen,
Den Unheld eilig von dem Rock,
Er hat die Flucht ergreifen müssen,
Vor einem kleinen Bambusstock;
Und soll ich das Gespenst euch nennen,
Das tückisch lauert auf den Raub,
Wenn heiß des Sommers Lüfte brennen?
Der graue Mann, es war — der Staub.

Im Thale.

Es rauschen die Wasser, es knarret die Säge,
Fern tönen des Hammers gewichtige Schläge,
Es dampfen die Höhen, da leuchtet der Strahl
Der sinkenden Sonne dem Wandrer durchs Thal.

O sag mir, mein Herz, was bedeutet dein Pochen,
Dann wieder dein Stocken, als wärst Du gebrochen?
O Thränen, was tretet ihr wieder heraus?
Wohl bleibt ihr nicht gern in dem brennenden Haus!

Es rauschet das Wasser: „zu mir stürze nieder,
Ich kühle den Schmerz der ermatteten Glieder!“
Es knarret die Säge: „dir sag ich ein Haus,
Da ruhst du zur freieren Wanderung aus. —“

Da wandelt und singet durchs Wiesengefilde
Der lächelnden Müllerin Engelsgebilde;
Sie singet ein Liedchen von silbernem Klang:
„Mein Herzallerliebster, wo weilst du so lang?“

Es dunkeln die Höhen: „im Wandrer wirds helle,
Versieget der Thränen verzehrende Quelle;
Es klappern die Räder: „Herz, schlage frisch zu!
Am liebenden Herzen da findest du Ruh!

Wanderung.

1.

In der Linde kühlem Schatten
Ruht der müde Wandrer aus:
„Liebe, lass' mich nicht ermatten,
Fern ist noch mein Vaterhaus!

„Säh' ich doch schon an der Pforte
Meine alte Mutter stehn,
Freudezitternd, ohne Worte,
Bei dem schönen Wiedersehn!

„Wohl schon wird jetzt in dem Garten,
In der Holderlaube Grund,
Meine Liebste mich erwarten,
Mit dem rosenrothen Mund!"

2.

Droben auf der grünen Linde
Sang ein graues Vögelein:
„Wenn du fliegest mit dem Winde,
Holst du nicht dein Glück mehr ein.

„Deine Mutter ist gestorben
An der langen Trennung Schmerz,
Und ein Andrer hat erworben
Deiner falschen Liebsten Herz.“

3.

Staubig, mit verwirrtem Haare,
Kommt der Wanderer nach Haus,
Eine schwarze Todtenbahre
Trägt so eben man heraus.

In der Hochzeitgäste Schwarme,
Sieht er nach dem Dome hin,
An des neuen Buhlen Arme
Die verlorne Liebe ziehn.

Mit dem kleinen Grabgeleite
Wankt er nach der Mutter Grab,
Einsam wieder in die Weite
Setzt er dann den Wanderstab.

Eine Weihnachtsfeier.

„Lustig flimmern bunte Kerzen
Auch im ärmsten Kämmerlein,
Soll denn meinem öden Herzen
Nicht auch einmal Weihnacht seyn?"

Gerne spielt der kranke Dichter
Mit dem schmeichlerischen Wahn,
Seinen ganzen Vorrath Lichter
Zündet er geschäftig an.

Holt dann aus des Schrankes Rische
Einen welken Rosenstraus,
Zu den Kerzen auf dem Tische
Stellt er sorgsam ihn heraus.

„Weide Herz dich nun am Schimmer
Seliger Vergangenheit,
Weil die Gegenwart doch nimmer
Solche Gaben dir verleiht."

„Rosen, die mir Ahnungslosen
Gretchen letzte Weihnacht gab —
Ach, verwelkt seyd ihr nun, Rosen,
Und die Liebste ruht im Grab. —"

Nochmals läßt er seinen Sinnen
Altes Glück vorüberziehn,
Längstverhaltne Thränen rinnen
Auf die dürren Rosen hin.

„O Verklärte! nur ein Zeichen
Sende mir zum Christgeschenk,
Ob du in des Himmels Reichen
Meiner noch bist eingedenk?"

Doch wie bei des Morgens Strahle
Sich im Thau die Blume hebt,
Wird der Strauß mit einem Male
Von den Thränen neubelebt;

Und die Rosen blühn und prangen
Als wie frisch gepflückt vom Strauch;
In des Sängers Kuß empfangen
Sie auch seinen letzten Hauch.

Feldbergerrosen.

1.

In Oberried, im Jägerhaus,
Da guckt ein holdes Kind heraus,
Wer kann vorübereilen?
Wie rein gescheuert Tisch und Bank,
Und das Getäfel spiegelblank,
Es ist so gut hier weilen!

Wohl kehrt man gerne bei dir ein,
Du holdes Jägertöchterlein!
Und schwer ist von dir scheiden;
Wohl folget uns dein sanftes Bild,
Rauscht noch der Bach so dumpf und wild,
Durch Berg und Wald und Heiden.

Und als ich aus dem Hause schied,
Gab mir die Maid von Oberried
Noch einen frischen Maien;
Frischauf, o Wanderer, frischauf!

Und wo du steckst den Maien auf,
Da wird es nimmer schneien.

2.

Brause, brause nicht zu wild,
Ungestümmer Fluß!
Daß in dir der Sonne Bild
Nicht so zittern muß.

Gleite friedlich durch das Thal,
Laß' die Blumen stehn,
Die so gern der Sonne Strahl
Rückgespiegelt sehn.

Wall' in leisen Melodien
Durch der Wiesen Grün,
Daß an deinem Ufer hin
Wieder Rosen blühn! —

Wie? mein gutgemeintes Wort,
Das vernimmst du kaum?
Nun, so rausche, rausche fort,
Schaum und eitel Schaum!

3.

Hoch auf dem Berge droben
Steht schwarz ein Kreuz erhoben,
Auf Klippen von Granit;
Daneben in der Klause,
Wohnt fern vom Weltgebrause
Ein alter Eremit.

Ermattet von der Hitze,
Dort auf des Berge Spitze,
Sprach ich beim Klausner ein,
Er gab mir Milch und Früchte
Und auch eine Geschichte
Mit nassem Blicke drein:

„Seht ihr im Abendstrahle,
Wie drüben ob dem Thale
Die Burgruine glüht!
Dort haben stark und mächtig,
Doch liebevoll einträchtig,
Zwei Brüder einst geblüht."

„Bis Eifersucht die Fackel
Ins heil'ge Tabernackel

Der Bruderliebe warf:
„...Der Zweikampf soll entscheiden,
Wer rechtlich von uns Beiden
Die Braut heimführen darf!“ “

„Und hier auf dieser Stelle —
Hu! wie floß da so helle
Des Ueberwundnen Blut!
Es stürzte mit dumpfem Falle
Hinab die Klippen alle,
Der Leichnam in die Flut! —“

„Fort, Wanderer! flieh schnelle,
Des Brudermörders Zelle,
Ich bins, der ihn erschlug.
O Bruder, war ich je lieb Dir,
Mein Bruder, so verzieh mir!
Ich hab gebüßt genug!“

4.

Auf die Halde bin ich heut geklimmen,
Legte mich ins feine, weiche Moos,
Bunte Schmetterlinge sah ich fliegen,
Nippend wiegen
Sich in düsterscher Blumen Schoos.

Ach! dem Sänger ist es nicht beschieden
Sich zu schwingen in das Morgenroth,
Aufzuschweben in des Himmels Frieden,
Wenn hienieden
Seiner reinsten Gluth Verhöhnung droht.

Und die Hülle muß ihn stets umgeben,
Trostlos blickt er in ein ödes Nichts,
Und als eine Puppe muß er leben,
Statt zu schweben
In das Farbenparadies des Lichts.

5.

Möchte mir trotz Blitz und Sturm
Hier gern ein Häuslein bauen,
Wie der Wächter auf dem Thurm
Weit in die Welt zu schauen.

Wär' ich höchster Fürst dann nicht
In diesem großen Lande,
Ganz entbunden jeder Pflicht
Von dem gemeinen Stande?

Treue Stände wählt' ich mir
Von den bemoosten Blumen,
Von dem Glücke würden wir
Des theuren Landes träumen.

6.

Horch! wie die Glöcklein klingen,
Schau! wie die Böcklein springen,
Auf weiter, breiter Halde!
Horch! wie die Vögel singen,
Von Busch zu Busch sich schwingen,
Im kühlen, grünen Walde!

Und ist dir nicht so frei zu Muth?
Du hast auch gar ein schweres Blut,
Du bist verliebt wohl gar?
Nein, drum, weil ich es nimmer bin;
Mir war wohl leichter einst zu Sinn,
Als ich verliebt noch war.

7.

Du lagst an meiner
Getreuen Brust,
Nie fühlt' ich reiner
Der Liebe Lust.

Dein Auge lachte,
Wie Himmelschein,
Doch ich erwachte,
Und war allein.

8.

Vorübergleiten
Die schönsten Sterne,
Die Arme breiten
Sich nach der Ferne,

Sie zögen gerne
Den Himmel nieder —
Mein Herz, verlerne
Die alten Lieder!

9.

Es liegt ein schwarzer See drunten im Thal,
Schwarz glänzt daraus sogar der Sonne Strahl,
Verzwergte Fichten, halb vom Blitz zerschmettert,
Ob seinem Ufer, weißverkohlt, entblättert,
Auf steiler Klippe,
Wie lauter Gerippe,
Wo Mitternachts, im fahlen Mondesglanz,
Die bösen Geister feiern ihren Tanz.

Was rauscht der schwarze See drunten so hohl?
Es ist ein schauerliches Lebewohl!
Der Rabe krächzt von seinem hohen Sitze,
Die Eule heult aus ihrer Felsenritze,
Von Klipp zu Klippe,
Die Fichtengerippe,
Sie klappern noch den Takt zur Windesbraut,
Die durch die Klüfte tobt im Wehelaut.

10.

Es ziehen viel Schäflein am Himmel,
In lustigem, buntem Gewimmel,
Wer mag der wachsame Hirte seyn?
Der liebe Mond mit dem milden Schein.

Er schaut von dem Berge dort oben
So freundlich ins schlummernde Thal —
Da hat sich ein Sturmwind erhoben — zerstoben
Sind Lämmer und Hirte zumal.

11.

Laßt mich weinen, laßt mich knieen!
Denn der Himmel ist erhellt!
Wo die Nebel sich verziehen,
Dämmert mir die Alpenwelt!

Meine Berge! meine Liebe!
Ach, warum bin ich nicht frei!
Hätt' ich Schwingen, o ich bliebe
Nicht in dieser Wüstenei.

Meine Firnen! meine Matten,
Mit dem alten Wallnußbaum,
Unter seinem stillen Schatten
Jener Hütte Himmelsraum,

Wo ihr Arm mich hielt umschlossen,
Wo ich lag an ihrer Brust,
Wo ich Lillis Kuß genossen,
Keiner Erde mehr bewußt!

Hörnerklänge, Hirtenlieder!
Wasserfälle brausen drein —
Doch der Nebel hüllt schon wieder
Meiner Sehnsucht Heimath ein.

12.

Wie bin ich so selig, wie bin ich so reich,
Wo blüht wohl ein Röschen dem meinigen gleich?
Es blühet hoch droben auf Schwyzerlands Höhn,
Von all andren Blumen ist keine so schön.

O Röslein, mein Röslein, wie herzig bist du!
Du lächelst, wehst Düfte, wirfst Küsse mir zu,
Für mich nur bewahrest und schmückest du dich,
Hast Dornen für Jeden und nur nicht für mich!

13.

Bist auch da droben
Freundlich Gesicht?
Auch du hier oben,
Vergißmeinnicht?

Sie rieft beim Scheiden —
Ich halt' es noch;
Eins von uns beiden
Vergaß es doch.

14.

Die Berge schlummern rings im Kreise,
Die goldnen Sterne sind erwacht,
Da schwimmen süße Stimmen leise
Von Todtnau's Gegend durch die Nacht.

Es sind die Geister aus den Tiefen,
Entschlüpft aus Fluthen und Gestein,
Worinnen sie am Tage schliefen,
Um munter in der Nacht zu seyn.

Sie singen ja mit holden Klängen
In dem krystallnen Kämmerlein,
Sie wiegen ja mit Zaubersängen
Die Wiese, Feldbergs Tochter, ein.

Denn sie bereitet sich zur Reise
Zu dem ersehnten Bräutigam,
Von Neuem klinge jetzt die Weise,
Wie sie des Sängers Ohr vernahm!

15.

„Unter dem hellen
Dome der Nacht,
Halten vor feindlichen
Wesen die freundlichen
Geister die Wacht."

„Geister von Quellen
Und aus dem Schacht,
Geister aus flüsternden
Bäumen und knisternden
Flammen, voll Macht. —"

„Schließe die hellen
Aeugelein sacht!
Bald hält der blühende,
Liebesverglühende
Bräutigam Wacht."

16.

Linde, linde
Weht ihr Winde
Unsrem Kinde

Düfte zu!
Rauscht ihr Bäume,
Wellenschäume,
Goldne Träume
Seiner Ruh!"

„In die Weite
Gebts Geleite
Ihr zur Seite,
Blumen ihr!
Und sie weide
Sich am Kleide
Voll Geschmeide
Eurer Zier!"

17.

Von ferne tönt ein Hallen
Wie heller Becherklang;
Was mag so lieblich schallen
Die stille Nacht entlang?

Halt! eine Sense blitzen
Seh ich im Mondesschein!
Dabei ein Männlein sitzen
Im Grase ganz allein.

18.

Ein drollig Männlein
Vor mir stund,
Es führt ein Kännlein
An den Mund,

Es thät mir winken
Gar gescheid:
„Wollt ihr nicht trinken
Mir Bescheid?“

„Vivat der Meister
Ewig lang,
Der unsre Geister
Und mich sang!“

„Wenn ich thu denglen,
Denk ich sein,
Unter den Engeln
Denkt er mein.“

„Vivat Herr Hebel,
Und wer euch preißt! —“
Da schwand im Nebel
Der Denglegeist.

19.

Was tönt für eine Weise
Dort vom Gebirge her?
Die Wiese murmelt leise:
„Mein Sänger ist nicht mehr,

Der mir halb ernst, halb lose
Das Wiegenliedchen sang,
Als aus des Feldbergs Schoose
Ich in ein Eden sprang.“

So seufzet jede Welle,
Wenn sie vorüber rauscht,
Und grüßet jede Stelle,
Wo er sie einst belauscht.

Die Blumen neigen düster
Das Haupt und welken ab,
Verstehst du ihr Geflüster?
„Den Meister deckt das Grab!

Er höret nicht mehr dengeln,
Die Fluren stehn verwaist;
Ein Engel zu den Engeln
Schwang sich der reine Geist.“

20.

Die Berge schwimmen
Im fernen Duft,
Mit süßen Stimmen
Es oft mir ruft:

„O kehre wieder
Hieher zurück,
Zu deiner Lieder
Stillem Glück!"

„Fühlst du dich drunten
Nicht krank und matt,
Im ruhlos bunten
Gewühl der Stadt? —"

Die Berge schwimmen
In blauer Fern,
Ach! ihren Stimmen
Folgt ich so gern.

Reisesegen.

Es war an schwülem Sommertag,
Zur Seite an der Straßen,
Ein armes Handwerksbürschlein lag
Auf einem kühlen Rasen;
Er träumte von dem Vaterhaus
Und von der Liebsten Kummer,
Und bald wär Alles aus.

Desselben Wegs ein Mägdlein kam
Gar lieblich anzusehen,
Es blieb, es gieng, es blieb voll Scham
Beim holden Schläfer stehen;
Doch endlich faßt es sich den Muth,
Warf einen blanken Thaler
Wohl in des Knaben Hut.

Da schlug der Bursch die Augen auf,
Im Hut den Thaler fande,
Das Mägdlein doch mit schnellem Lauf
Dem Staunenden verschwande;

Er sieht sie noch von weitem fliehn,
Und ruft: „Das war mein Liebchen,
Das mir im Traum erschien!“

Frühlingsglocken.

Horch! im grünen Wald, lustig Klingen, bald
Hell und leiser bald, wie wenn Engel singen,
Silberglöcklein schallen in den grünen Hallen,
Droben Nachtigallen, von den Bäumen fallen
In des Quells Kristallen lauter Blüthenflocken,
Was sind das für Glocken, die so lieblich locken?
Das ist von Metall nicht der rauhe Schall,
Noch der Wiederhall von dem Wasserfall.
Schweben Elfen nicht in dem Abendlicht
Ihren leichten Reigen zwischen Erlenzweigen,
Siehst du Feyen nicht auf- und niedersteigen,
Daß die Blumen dicht sich vor ihnen neigen?
Sieh die Engel Lilienstengel tragen in der weißen Hand,
Horch sie leise damit schlagen an das grüne Waldesland,
Daß berührt die Maienglöcklein klingen in gar süßem Ton,
Dort, umtönet von Siryngen, baut Frau Minne sich den Thron;

Maienglöcklein, Maienglöcklein, klinget lustig durch den Wald:
„Ach, mein allerliebstes Mägdlein, komme bald, komme bald!“

Die verlassene Mühle.

Das Wasser rauscht zum Wald hinein,
Es rauscht im Wald so kühle;
Wie mag ich wohl gekommen seyn
Vor die verlassne Mühle?
Die Räder stille, morsch, bemoost,
Die sonst so fröhlich herumgetost,
Dach, Gäng und Fenster alle
Im drohenden Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang,
Da knisterten die Aeste,
Da trippelten den Bach entlang
Gar sonderbare Gäste;
Viel Männlein grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie schleppten Müllersäcke
Daher aus Busch und Hecke.

Und alsobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen sich im Saus,
Das Glöcklein schellt daneben;
Die Männlein laufen ein und aus,
Mit Sack hinein und Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer toller schwärmten sie
Wie Bienen um die Zellen,
Und immer toller lärmten sie
Durch das Getos' der Wellen;
Mit wilder Hast das Glöcklein schell,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel oben
Der Vollmond sich erhoben.

Da öffnet sich ein Fensterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein schönes, bleiches Mägdelein
Zeigt sich im Mondesglanze,
Und ruft vernehmlich durchs Gebraus
Mit süßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehls für heute!"

Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und jeder sitzt auf seinen Sack
Und reitet in die Wildniß;
Schön Müllerin schließt's Fenster zu,
Und Alles liegt in alter Ruh,
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben. —

Und als ich kam den andern Tag,
In trüber Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz zerfallen lag
Bis auf die letzten Mauern;
Das Wasser rauschet neben mir hin,
Als wüst' es, was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die verlassne Mühle.

Mährchen vom Mummelsee im Schwarzwald.

1.

Die Lilien.

Im Mummelsee, im dunkeln See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen sich, sie biegen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern ans Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze,
Die Lilienmädchen schlingen sich,
Als wie zu einem Kranze;
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,

Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde,
Und auf und ab, durchs nasse Gras,
Dreht sich der Reigen ohne Maaß,
Und immer lauter schwellen
Ans Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da stockt der Tanz — die Mädchen schrein,
Und werden immer bläßer:
„Der Vater ruft! puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!“—

Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

2.

Der Fischer.

Es steht ein Fischer an dem See:
„Verschlinge mich und all mein Weh!“

„Mein Liebchen hat der Tod genommen,
Was soll mir noch das Leben frommen?“

Zum Sprung ist er bereitet schon,
Da ruft es ihm mit süßem Ton:

„Ja, komm zu mir, in meinen Armen,
Sollst du zu neuer Lieb' erwarmen!“

Und auf dem Wasser sieht er klar,
Ein lichtes Mädchen, gold von Haar.

Sie winkt mit süßem Liebesblicke,
Er aber springt entsetzt zurücke:

„Nein, dir gehört mein Herz allein,
Mein liebes, todtes Mägdelein!“

„Und lieber bleib ich auf der Erden,
Als dir im Wasser untreu werden.“

Der Fischer eilt nach Hause fort,
Gar fromm und stille lebt er dort,

Und harrt geduldig, ohne Klage,
Bis Gott ihn selbst zur Liebsten trage.

3.

Mummelsees Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Fluth,
So still als ob sie schliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise:

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?“

„„Das ist der rothe Diether, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er durchs Herz gebrannt,
Jetzt kommt er, in die Wogen den Leichnam zu versenken,
Doch unser alte Mummler läßt sich so was nicht schenken.““

„„Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wanderer mit blitzschwindem Lauf,
So muß er in den Fluthen als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen. —““

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab,
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da, jage du nun Fische da drunten in dem See!
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluthen,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluthen.“

Er sprichts und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt es dem Gebirge der Donner seinen Lauf,
Der See steigt übers Ufer, es glühn des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Fluth zusammen.

Stumm liegt der See, als ob die Gluth
Der Rache wieder schliefe;
Glatt ist die Fluth, im Monde ruht
Die unermessne Tiefe —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

4.

Einkehr.

Was peitschet und schnaubet und billt und kracht,
Und pfeifet und jauchzt durch die finstere Nacht?

Es rasseln die wüthenden Jäger herbei,
Mit schallenden Hörnern, mit Hurrahgeschrei.

Und drunten am Wasser hält stille der Troß,
Und schwingt sich ein jeglicher Reiter vom Roß.

Es springen die Hunde hinab in die Fluth,
Und löschen des Durstes verzehrende Gluth.

Rings lagern die Jäger im Kreise herum,
Es tönt aus der Tiefe das dumpfe Gebrumm.

Hell steiget der Mond aus den Tannen hervor,
Und theilet die Wolken und lüftet den Flor.

Da tauchen mildlächelnde Mädchen empor,
Aus plätschernden Wellen, aus säuselndem Rohr.

Hoch schwingen sie Kannen mit funkelndem Wein,
Und schenken in silberne Becher ihn ein:

„Hier, trinket ihr Herren! wir bringens euch zu!
Süß schmeckt auf der Jagd solch ein Schtückchen in Ruh!“

Aus trinken die Jäger: „„Wir danken gar schön!
Nun gehts wieder frisch über Thäler und Höh'n!““

Es peitschet und gellet und bellt und kracht,
Es pfeifet und jauchzet und braußt durch die Nacht.

Da tauchen die Nixen zurück in ihr Schloß,
Und ferne verklinget der wüthende Troß.

— —

5.

Das Reh.

Ein Jüngling ging zu jagen
Mit seinem Hund allein,
Als es begann zu tagen,
Tief in den Wald hinein.

Da raschelts in den Eichen,
Vorüber fliegt ein Reh,
An Weiße zu vergleichen
Dem frischgefallnen Schnee.

Und husch! mit Windesschnelle
Folgt Jägersmann und Hund,
Bis es an einer Quelle
Fast trutzig stille stund.

Doch wie gelähmt die Glieder,
Der Jäger inne hält,
Und auf den Boden nieder
Ihm seine Büchse fällt.

Denn an des Brünnleins Rande,
Im frischen, kühlen Gras,
Im silbernen Gewande
Die schönste Jungfrau saß.

Die schlanke Hindin streckt
Sich ihr zur Seite hin,
Und schmeichelt ihr und lecket
Die Hand der Schützerin.

Die Dogge schmiegt sich zitternd
An ihres Herren Fuß,
Ein höhres Wesen witternd,
Dem es sich beugen muß.

Die Maid, mit sanfter Frage
Sieht nun den Jäger an:
„Was hat, o Jüngling, sage,
Dir dieses Thier gethan?“

Der Waidmann hebt und wendet
Beschämt die Blicke ab,
Vom Sonnenglanz geblendet,
Der ihr Gesicht umgab.

Und als er wieder schauet,
Da ist die Stätte leer;
Der Jüngling flieht, ihm grauet,
Er jaget niemals mehr.

Doch immer zieht's ihn, immer
An diesen Ort zurück,

Die Jungfrau sieht er nimmer, —
Verschwunden ist sein Glück.

6.

Der Knabe vom See.

„Was im Schiff dort ausgesetzt,
Mag der Korb wohl hegen?
Schaut! ein Knäblein unverletzt,
Lacht uns draus entgegen!
Schwestern, unter Mutterhut
Wollen wir es legen,
Drunten in der kühlen Fluth
Liebevoll sein pflegen."

Und die Nixen tragen es
Unter stille Wogen,
In dem Schoos des Mummelsees
Wird es auferzogen;
In der Wiege von Kristall
Auf und ab geschaukelt,
Und von süßer Lieder Schall
In den Schlaf gegaukelt.

An der weißen Brüste Quell
Darf das Kind sich laben,
Und so reift der Säugling schnell
Zu dem schönsten Knaben;
Blondgeleckt das lange Haar,
Milch und Blut die Wangen,
Kommt er in der Nymphen Schaar
Keck einhergegangen.

Nun darf er zum erstenmal
Aus den Fluthen steigen,
Läßt sich Berg und Wald und Thal
Von den Nixen zeigen;
Schaut entzückt den Mondesstrahl
Hinter Tannenzweigen,
Mit dem Mädchen seiner Wahl
Tanzet er den Reigen.

Und ein ungetrübtes Glück
Wird ihm nun zu Loose,
Oft noch kehret er zurück
Aus der Wellen Schooße;
Ueber Thäler, Berg und Ried
Treibt es ihn zu wallen,
Selig lauschet er dem Lied
Sanfter Nachtigallen.

Doch er wandelt nicht allein,
Aus der Nixen Schwarme
Hält das schönste Mägdelein
Kosend er im Arme;
In des Mondes Zauberschein
Kann man beide sehen,
Unter süßen Schmeichelei'n
Aus dem Rohre gehen.

Schlußbetrachtung.

Der Sänger steht am Wasser,
Er ist kein Weiberhasser,
Er ist ein Bielgereister,
Und fürchtet keine Geister.

Er möchte selbst gern sehen
Die schöne Wasserfey —
Da kann er lange stehen,
Die Zeiten sind vorbei.

Denn Alles drunten schweiget,
Nur leise lacht das Rohr,
Und aus den Fluthen steiget
Kein Nixchen mehr hervor.

Ein Geist lebt heutzutage
Ach! nur noch in der Sage,
Das Licht nahm überhanden,
Und alle Wunder schwanden!

Seerosen.

1.

Ich stand gedankenvoll am See,
Ich kam von weiten Wegen,
Da schwammen Rosen weiß wie Schnee,
Ans Ufer mir entgegen.

Ich band sie all in einen Strauß
Am grünenden Gelände,
Da wuchsen spitze Dornen draus,
Und ritzten mir die Hände.

Dünkt Euch manch Röslein drum vielleicht,
Als sey es roth entsprossen?
Nein, dem, der Euch das Sträußchen reicht,
Ist ihre Gluth entflossen.

Es ist das rothe, warme Blut
Aus einem Sängerherzen!
Ich hab gar einen schweren Muth,
Sonst thät ich lieber scherzen.

2.

Und neue Liebe, neues Hoffen
Zieht frisch in unsre Herzen ein,
Wie liegt die Welt so weit und offen,
Vor mir im heitern Frühlingsschein!
Der Himmel lacht
In blauer Pracht!

Lieber Bruder!
Schwing das Ruder,
Durch der hellen Wellen Spiel;
Freundlich aus der Ferne
Leuchten ja die Sterne
Unserm Reiseziel.

So nach der Heimath meiner Liebe
Wogt nun das Schifflein lustig fort,
Ob auch der Sturm es irre triebe,
Es findet doch den sichern Port,
Zur Himmelslust
An ihrer Brust.

3.

Ein lustig Fischlein sprang
Wohl aus der Fluth empor,
Lockt dich der süße Klang
Von Lillis Stimme vor?
O bleib in deinem kühlen Haus,
Du guckst dir sonst die Aeuglein aus,
Voll Wonnen
An ihrer Augen Sonnen!

Ein Fischlein möcht' ich seyn
Wohl in der hellen Fluth,
Da blieb mein Herz doch fein
Bewahrt vor Liebesgluth;
Ich schwämme lustig hin und her,
Und hätte keine Sorgen mehr
Von Liebe,
Bis ich an deiner Angel hängen bliebe.

4.

Aug' in Auge saßen wir
Still uns gegenüber,
Ach! da ward das Auge dir
Trüb und immer trüber.

Und du drücktest mir die Hand,
Und wir weinten beide:
„Ohne dich ist Himmelsland
Mir nur wilde Heide!"

Rausch den letzten Gruß, o See,
Durch des Ufers Weiden!
Unter allem Erdenweh
Ist das tiefste: Scheiden.

5.

Als ich an jenes Plätzchen kam,
Wo Abschied ich vom Schätzchen nahm,
Da sah ich nach dem Baum,
Wo ich einst auf ihre Bitten
Meinen Namen eingeschnitten, —
Es war mir wie ein Traum.

Aber fast nicht mehr zu lesen
Alle Züge in der Rinde,
Doch wie selig ich gewesen,
Das vergeht nicht so geschwinde;

Rauh verwachsen in den Baum,
Lesbar ist mein Name kaum,
Doch in ihrem Herzen blieb
Er doch immer hell und lieb.

6.

Ja, so segeln wir gemach nun weiter,
Liebe, Hoffnung, Glaube sind Begleiter,
Auf der bunten wechselvollen Fahrt;
Und vor lockenden Sirenenstimmen,
Und vor Niren, die das Schiff erklimmen,
Halten fest wir Ohr und Herz bewahrt.

Aber wenn mit blühendem Gelände
Sich für uns ein stilles Eiland fände,
Stiegen wir und ruhten wir dort aus;
Und wenn dort kein Neider uns vertriebe,
Baute jeder sich und seiner Liebe
Eine Hütte fern vom Weltgebraus.

7.

Ist denn verklungen
Jeglicher Liebeston,

Sind denn zersprungen
Alle die Saiten schon,
Welche mich sangen
In süßen Schlummer ein?
Ach, jetzt gefangen
Muß ich vom Kummer seyn!

Ist denn verschwunden
Alle die milde Lust,
Vergangner Stunden
Aus deiner wilden Brust?
Sind denn geflohen
Die Engel daraus?
Hält nur mit Drohen
Der Böse drin Haus?

8.

Hochauf thürmen
Sich die Wogen,
Von den Stürmen
Aufgezogen.
Auf den Wogen

Möcht' ich reiten,
Wenn zusammen
Im Gewimmel,
Von den Flammen
Aus dem Himmel,
Sie sich streiten,
Daß sich kühlten
Meine Gluthen,
Wenn die Fluthen
Mich umspülten;
Solche Pferde
Wünscht' ich gerne,
Von der Erde
Ritt' ich ferne!

9.

Als mich aus deiner Arme Paradies
Des rauhen Schiffers Mahnung wieder riß,
Da hast du noch die Rose mir gegeben,
Die sorgsam ich gedachte aufzuheben;
Aber die Rose verblühte,
Aber die Liebe verglühte,
Und es ist nur einmal Lenz im Leben!

Ja nur einmal! doch es ist ein Ort,
Wo der schöne Frühling nie verdorrt,
Und wo, vor der Aussenwelt verschlossen,
Blumen, lauter Immortellen, sprossen;
Tief in des Sängers Herzen
Blühen ihm Rosen aus Schmerzen,
Von der alten Liebe Gluth durchflossen.

10.

Mir war es, als ob wir fliegen
Zusammen in einen Kahn,
Wir ließen uns linde wiegen,
Die Wellen hinab, hinan.

Und Ufer, Gebirg und Bäume
Verschwammen in Abendgluth,
Es plätscherten leise die Schäume
Der blauen friedlichen Fluth.

Doch keine Worte brachen
Die Stille rings um uns her,
Was unsre Augen sprachen
Sagt keine Lippe mehr.

Da fanden mit einemmale
Wir uns auf dem hohen See,
Von ferne mit mattem Strahle
Der Alpen ewiger Schnee!

Es kam ein Sturmwind geflogen,
Aus schwülem Süden heran,
Er riß mich hinab in die Wogen,
Ein Fremdling stieg in den Kahn.

Wie mit ihm, wie mit dir so schnelle
Das Schiff in der Ferne verschwand!
Mich trug mitleidig die Welle
An einen einsamen Strand.

11.

Unter grünen Bäumen,
Auf dem Hügel hin,
Unter kühnen Träumen
Die mir Flügel liehn.

Zog ich manche Stunde
Lilli, sonst zu dir,

Sog aus deinem Munde
Götterleben mir.

Horch! es klingt wie Lieder
Aus dem See hervor! —
Frühling bringt nie wieder
Was das Herz verlor!

12.

Rauscht es nicht in allen Bäumen
Mit geheimnißvollem Laut?
Hörst du's nicht die Wellen schäumen?
„Laß das Träumen!
Denn die Schlösser sind zerfallen, die du in
die Luft gebaut!

„Hinter dir, im Sonnenlichte,
Lächelt die Vergangenheit,
Doch vor deinem Angesichte
Wird zu Nichte
Jedes Blümchen in dem Nebel, der sich lagert
weit und breit.

„Schau die gelben Blätter fallen,
Vor des nahen Winters Drohn!
Längst schon sind die Nachtigallen
Fort mit allen
Deinen Träumen süßer Liebe, deinen Hoffnungen geflohn."

Doch ich wanke nicht, noch weine
Ueber dem versunknen Glück!
Nein, ich bin nicht ganz alleine,
Denn noch eine
Nachtigall, ein Schatz von Liedern blieb in meiner Brust zurück.

13.

Wohl ist die Nachtigall noch wach
In deines Busens Tiefe,
Doch, klingt es nicht, als ob sie Ach!
Und immer Ach! nur riefe?

Ich höre keinen frohen Laut
Den armen Vogel singen, —
Wie kann dem Männchen ohne Braut
Ein muntres Lied gelingen?

14.

Ohne Grauen
Will ich schauen
In den blauen,
Tiefen See;
Drunten aus der Halle
Funkelndem Kristalle
Ruft mit süßem Schalle
Mir die Wasserfee:

„Laß der Erde
Die Beschwerde,
Komm und werde
König hier!
Ueber Millionen
Niren, die hier wohnen,
Sollst du selig thronen
Ewig jung mit mir!“

Flieh die Herzen,
Die nur scherzen
Ob den Schmerzen
Deiner Brust!
Reiß dich aus der Schwüle
Zehrender Gefühle,
Hier ist immer Kühle,
Immer Liebeslust!

15.

Flocke nieder, o Schnee!
Auf den eisigen See,
Bedecke die Bäume,
In deren Schatten
Einst meine Träume
Geblühet hatten.

Flocke nieder, o Schnee!
In das Gärtchen am See,
Auf den Tisch, auf die Bank,
Wo ich Seligkeit trank,
In der Laube Grunde,
Von ihrem Munde.

O decktest du Schnee
Mein innerstes Weh,
O schliefe recht kühl
Mein glühend Gefühl,
Daß nimmer ich strebte
Nach dem, was entschwebte!

16.

An dem Wasser stand der Knabe,
In den Blicken wilde Gluth:
„Was ich treu gewähnet habe,
Ist so falsch wie diese Fluth!“

Und er löst von einem Bande
Sich ein goldnes Fingerlein,
Wirft es von der Klippen Rande
In die dunkle Fluth hinein.

Von der Brandung rasch begraben,
Blitzt noch einmal auf der Ring,
Aber in dem Aug' des Knaben
Eine große Thräne hing.

17.

Zu Konstanz auf dem Dome
Stand ich voll Lust und Weh,
Durchwallt vom grünen Strome,

Weit um der blaue See;
Und in den Abendgluthen
Hob leuchtend aus den Fluthen
Tirol der Alpen Schnee.

Land meiner Träume, wie bist du so schön!
Blumige Matten und silberne Höhn,
Schiffer und Fischer im bunten Getriebe,
Sey mir gegrüßet, du See meiner Liebe!

Horch! klangs nicht aus den Tiefen,
Und vom des Ufers Kranz,
Als ob sich Nixen riefen
Zum leichten Ringeltanz?:
„Herab zu mir, du Wanderer!
Hier unten blüht ein andrer,
Ein höherer Lebensglanz! —"

Die Glocke von dem Dome
Klang mich so traurig an;
Da schwamm im Sternenstrome
Der Fürst der Nacht heran;
Mildlächelnd durch die Wogen
Kam still der Mond gezogen
In seinem Wolkenkahn.

Land meiner Ahnen, wie bist du so schön!
Sende mir Boten von fernigen Höhn,
Spende mir Frieden und gieb mir Belehrung,
Lehre mich lächeln im Schoos der Entbehrung!

Fragen.

Ich habe die Sterne gefragt: Könnt ihr mir sagen,
Wann wird der schwere Nebel vor mir weichen?
Wann darf ich meiner Sehnsucht Land erreichen? —
Die Sterne blieben stumm auf meine Fragen.

Ich habe die Blumen gefragt: Könnt ihr mir sagen,
Wird mir das Leben, statt von eures gleichen,
Nur immer Nesseln oder Dornen reichen?
Die Blumen blieben still auf meine Fragen.

Ich fragte die Vögel im Wald: Könnt ihr mir sagen,
Hat mein Gesang zu leisem Mitgefühle
In irgend einem Herzen angeschlagen?

Da sang die Nachtigall: Nein, deine Klagen
Verhallten nicht im bunten Weltgewühle;
Doch willst du Sänger bist, lern' auch entsagen!

Drittes Buch.

Widmung.

Meiner Mutter.

Mutter! so wie selten
Andre Mütter sind,
Alles dir vergelten,
Nie vermags dein Kind.

Alle deine Treue,
Deine Zärtlichkeit,
Immerdar für neue
Opfer gern bereit.

Wie so manchen Kummer
Hab ich dir gemacht,
Um den süßen Schlummer
Dich wie oft gebracht!

Wenn ich überdenke
Die Vergangenheit,
Und die Blicke lenke
Zu der jüngsten Zeit,

Wie du einzig lebest
Für uns Kinder blos,
Wie du jetzt noch bebest
Um mein künftig Loos.

Gegen deine Liebe
Unermüdet wach!
Mutter, o wie bliebe
All mein Dank so schwach!

Nimm mit diesen Liedern
Einen Zoll davon,
Alles dir erwiedern
Kann ja nie dein Sohn.

Was hier unermeßlich
Würde für mich seyn,
Schrieb als unvergeßlich
Gott im Himmel ein.

An F. K.

Die besten Freunde seh ich mir entschwinden,
Der wandert dahin, jener dort hinaus,
Wann, wo, wie werden wir uns wiederfinden?

Es sucht ein Jeder sich ein bleibend Haus,
Und muß sich mühsam oft durchs Leben winden,
Wann ruhen wir von unsrer Wandrung aus?

Gekommen ist die Zeit, wo unsre Träume
Gewinnen sollen Leben und Gestalt,
Und gute Früchte bringen unsre Bäume;

Schon weht der Wind des Lebens etwas kalt,
Zurückgelegt sind unsrer Kindheit Räume,
Schon fühlt das Herz mit Schauern: es wird alt. —

Wir beide wandeln auf getrennten Wegen,
Du, keine liebliche, doch sichre Bahn,
Ich eine lockendre, dem Ziel entgegen.

Doch mancher Abgrund gähnt mir nebenan;
Du lernst die Kranken heilen und verpflegen,
Siehst die Natur mit Arztesaugen an;

Ich aber wandle bald in Bergesklüften,
Bald an dem Meer, bald am Forellenbach,
Im Norden bald, bald in des Südens Düften.

Den Geistern dunkler Tiefen spür' ich nach,
Der Isisbilder Schleier will ich lüften,
Und Todte rufen aus dem Schlummer wach.

Ich wandle bald auf kühlen Hirtenalmen,
Bald an des Indus düftereichem Strand,
Bald in dem Schatten von Atlantis Palmen.

Klar wird mir Vieles, was ich nie verstand,
Von der Natur geheimnißvollen Psalmen
Zum Lob des Herren über Meer und Land.

Was Bäume, Blumen, Quellen, Vögel singen,
Was für ein Lied der fromme Dichter singt,
Gewiß, nicht unbelohnt wird es verklingen!

Und wenn mir einst auch nur ein Lied gelingt,
Das sich vermag zum Höchsten aufzuschwingen,
Und wenn drob meine letzte Saite springt,
Bin ich belohnt genugsam für mein Ringen!

Bräutigam Frühling.

Hörst du die wunderbaren Klänge
Hoch von dem Berg, tief aus der Kluft?
„Ich weiß, das sind ja die Gesänge
Mit welchen mir die Liebste ruft!“

„O Erde, deine Lieder klangen
Wie alter Sehnsucht Zauberlaut!
Bist du bereit mich zu empfangen,
Du meine heißgeliebte Braut?“

„An meine Brust will ich dich drücken,
Dich reißen aus des Winters Bann,
Und dein Gewand mit Allem schmücken,
Was meine Macht dir bieten kann!“

„So wird ein immer neues Lieben
Nach jeder Trennung uns zu Theil;
Denn wenn wir stets beisammen blieben,
Wir stürben ja vor Langerweil!“

An meine Gedanken.

Keinerlei Schranken
Sollen euch halten
Meine Gedanken,
Wenn sich entfalten
Euere Flügel,
Keinerlei Zügel
Sollen euch lenken,
Mögt ihr euch senken
Tief in die Klüfte,
Oder euch schwenken
Hoch in die Lüfte,
Meintwegen!

Aber dagegen
Bitt ich mir aus:
Bleibt nicht zu lange
Mir aus dem Haus,
Sonst wird mir bange.

Laßt euch nicht fangen
Von losen Mädchen,
Bleibet nicht hangen
In ihrer Fädchen
Feiner Umgarnung;
Dieses zur Warnung! —
Spannt das Gefieder,
Reiset mit Glück!
Kehret als Lieder
Wieder zurück!

Dahin! dahin!

Einem Freunde.

Die Sonne sinkt; in blauer Ferne schwimmen
Die Alpenhöhn, verklärt von goldnem Duft,
Und näher tönen wunderbare Stimmen,
Dahergeweht von einer mildren Luft:
„Wann wirst du wohl die Alpen überklimmen,
„Die Fluren schaun, wohin das Herz dich ruft,
„Wohin die schönsten Träume schon den Knaben
„Auf Zauberflügeln oft getragen haben?“

Wohl hab ich, süße Stimmen, euch vernommen,
Die Sehnsucht breitet ihre Arme aus,
Ihr heißer Drang hält meine Brust beklommen,
Und immer enger wird es mir zu Haus,
Den dumpfen Mauern eil' ich zu entkommen,
Auf jene Wiesen zieht es mich hinaus,
An deren weitem Saume hin die Firnen
Halbschlummernd heben ihre Silberstirnen.

Dort drüben, ja dort drüben sind die Auen
Von einem schönern Himmel angelacht,
In höherm Glanze Meer und Land zu schauen,
Die Sterne goldner in der lauen Nacht,
Der Liebe Gluth im Busen holder Frauen
Von einer heißern Sonne angefacht;
Wo noch der Vorzeit heilige Gestalten
In jedem Hain und jede Säule walten.

Dort hüllen keine grauen Nebelschleier
Das Strahlenhaupt der Himmelsfürstin ein,
Da flattern Scherz und muntre Lieder freier
Mit Liebesgöttern aus dem dunklen Wein;
Aus Gondeln nah und fern klingt Tassos Leier,
Armida schwebt daher im Mondenschein,
Und alle Bäume, Blumen, Wellen singen
Geschichten von geheimen Wunderdingen.

Komm Freund! lass uns in diesen Nachen steigen,
Uns linde wiegen auf der sanften Fluth,
O sieh, wie der Vesuv in tiefem Schweigen,
Wie still die Stadt zu seinen Füßen ruht!
Wie mag er doch so ruhig oft sich zeigen,
Und trägt in seinem Innern solche Gluth?
Er schlummert diese Nacht in heitrem Frieden,
Für jetzt ist aller Groll von ihm geschieden!

Dort schimmern schon von Ischia die Lichter
Herüber aus des Meeres Dunkelheit;
Dort weilet oft der königliche Dichter
Fern von des Hofes Zwang und Förmlichkeit,
Und immer neue Sangeslorbeern flicht er
Um seiner Krone alte Herrlichkeit;
Ihn hält die Kunst an ihrem treuen Busen,
Und gerne dienen ihm die zarten Musen. —

Da braust ein Sturm durch des Gebirges Klüfte,
Und weckt mich plötzlich aus der Träumerei;
Im Traume nur trank ich Hesperiens Düfte,
Als Traumbild nur zog Ischia vorbei;
Noch wehn um mich des Nordens rauhe Lüfte
Und höhnen mich mit schnöder Neckerei:
„Statt in Citronenwälder dich zu träumen,
Bleib du nur hier bei unsren Tannenbäumen!"

Ein Meer.

Ein Meer von Liedern
In meiner Brust,
Ein Meer von Liebe,
Von Leid und Lust.

Es wogt und brauset
Im tiefsten Grund,
Doch Worte mangeln
Dazu dem Mund!

In diesem Meere
Liegt ein Vulkan,
Und ringsum brandeln
Die Fluthen an;

Da speit er Ströme
Von rother Gluth,
Und hoch auf zischet
Die Meeresfluth. —

Der Berg voll Flammen,
Mein Herz, bist du!
Wann liegst du einmal
In stiller Ruh?

Wann legen einmal
Die Fluthen sich,
Ach! wann verzehren
Die Gluthen sich?

Abends.

Glosse.

Ach! und fällt die Thräne nieder,
Ist es dunkel um mich her,
Dennoch kommt kein Wunsch mir wieder,
Zukunft ist von Hoffnung leer.

Tiek.

Einsam wandl' ich durch die Auen
Nur mit meinem Schmerz allein,
Und es hüllt in seinen grauen
Mantel uns der Abend ein.
Jetzt so einsam jeder Abend,
Sonst an ihrem Kuß mich labend!
Wenn die Sonne niederwallt,
Und das Betzeitglöcklein schallt,
Kehrt die alte Sehnsucht wieder,
Ach! und fällt die Thräne nieder!

Jene holden Stunden ziehn
Wieder meinem Sinn vorüber,
Aber wie die Wellen fliehn,
Schwinden wieder sie hinüber
Ins verlorne Paradies,
Dem mein Unstern mich entriß,
Und ich seh den Strom, den breiten,
Zwischen uns dahin jetzt gleiten,
Und wenn ich zurückgekehr',
Ist es dunkel um mich her.

Ja, der lernt dem Glück mißtrauen,
Dem es selten nur gelacht,
Willst du goldne Schlösser bauen?
Ach! sie stürzen über Nacht.
Käme gleich mit allem Segen
Mir jetzt neu das Glück entgegen,
Freundlich Lächeln im Gesicht,
Dennoch trauen würd ich nicht;
Ach! es fällt die Thräne nieder,
Dennoch kommt kein Wunsch mir wieder.

Laßt mich nur in meinem Schmerz,
Nein, ihr werdet ihn nicht höhnen!
Schon gewohnt dran ist mein Herz,
Lieder sollen ihn verschönen;

Schmerzen glühn im Liedeskranz
Wie die Nacht im Sternenkranz!
Nichts von dem, was längst vergangen,
Will ich etwas noch verlangen,
Auch nichts von der Zukunft mehr,
Zukunft ist von Hoffnung leer.

Der Wächter.

In Schlummer wiegt mich die Nacht,
Doch schläft mein Herz nicht ein,
Es pocht ja glühend fort und macht
Die ganze Nacht
Für dich, für dich allein!

Doch dein Herz schläft in guter Ruh,
Und hört das meine nicht,
Und seinem Schmerze schauest du
Nur lächelnd zu,
Bis es verstummt und — bricht.

Nachtfahrt.

Auf einsamer Halde fahr ich dahin,
Der Nebel wird trüber und trüber,
Und graue Geistergestalten ziehn
In langen Gewändern vorüber;
Und lassen sich stürmisch in wirbelndem Reih'n
Dem Arme der Windesbraut wiegen —
Das mögen die düstren Gedanken sein,
Die meinem Herzen entfliegen;
Sie greifen nach mir, sie grinsen mir zu,
O wehe! sie lassen mir nimmer Ruh!
Doch sieh! da entfleucht mit einem Mal
Meiner Brust der Gedanke der Liebe,
Und es ist, als ob ein sonniger Strahl
Die Gespenster alle vertriebe;
Zerstoben ist plötzlich das feindliche Heer
Und der Nebel vor meinem Gesichte,
Der Engel der Liebe schwebt vor mir her
In des Mondes freundlichem Lichte.

Gedanke der Liebe! du schwebtest empor
Aus des Herzens verworrenen Gängen,
Oft wenn ich mich irrend im Dunkel verlor,
Es ward Licht! denn blühend stiegst du hervor
Die Schatten der Nacht zu verdrängen,
Ja bleibe! verlasse mich nimmermehr,
Stets wandle Strahlender vor mir her,
O bleibe des Sängers Begleiter!
Und heiter,
Gerettet wandert er weiter.

Am Fluß.

Noch immer treibet ihr so wild vorüber,
Ihr Wasser, unermüdet Well' an Welle,
Und immer zorniger und immer trüber
Jagt ihr vorbei an mancher holden Stelle,
Reißt Ufer los, und viele zarte Blüthen
Knickt ihr wie blind in eurem tollen Wüthen;

Ihr achtet nicht der jungfräulichen Rosen,
Die weinend euch an dem Gestad' beschwören,
Nicht mehr so ungestümm vorbeizutosen,
Und ihre stille Liebe nicht zu stören;
Ihr aber schäumet auf in Hohngelächter,
Und mordet roh die Liebenden und Wächter.

Geflügt vom Himmel, im Gebirg erzogen,
Fließt ihr so friedlich durch des Thales Matten,
Rein nahmt ihr auf den blauen Himmelsbogen,
Mit Blumen spielend in des Ufers Schatten,
Es war, als könnten keine Leidenschaften
Am klaren Spiegel eurer Tiefe haften.

Jetzt aber hat ein Wahnsinn euch ergriffen,
Daß ihr euch selber nicht mehr kennt vor Grimme,
Ruht nur ein wenig! Laßt mich überschiffen,
Hört ihr nicht meines Mädchen süße Stimme?
Ruft sie mir nicht, ich solle diesseits bleiben,
Bis ruhiger die wilden Fluthen treiben?

Nichts wollt ihr hören, habt ihr kein Erbarmen?
Ist alles Flehen denn an euch verloren?
Noch heut zu ruhn in der Geliebten Armen,
Hab' ich dem Gott der Liebe selbst geschworen;
So seys gewagt, so will ich mit euch kämpfen,
Der Herr der Fluth wird euren Hochmuth dämpfen.

Hinein! umsonst sucht ihr mich zu verschlingen,
Vergeblich schleudert ihr mich auf und nieder,
Von Kindheit auf bin ich gewandt im Ringen,
Im Schwimmen wohl geübt sind meine Glieder.
Zurück ihr Räuber! Ha! Gewonnen ist der Strand,
Und freundlich reicht die Liebe mir die Hand!

Wohin? Woher?

Es rauscht im Wald ein Brünnlein leis:
Wer weiß, wer weiß
Wohin es wohl mag fließen,
Worein sich wohl ergießen?

Es sitzt ein Vöglein auf dem Baum,
Kann kaum, kann kaum
Sich zitternd an dem kalten
Vereisten Zweige halten.

Es ist gar müde von der Reis',
Wer weiß, wer weiß
Woher es kommt gezogen,
Woher schon heut geflogen? —

Die Quelle rauschet in das Meer,
Der Vogel kam vom Meere her,
Sinkt starr ins Brünnlein nieder,
Schwimmt todt zum Meere wieder.

Waldgespräch.

Es rauscht im Walde
Der Morgenwind,
Und schaukelt leise
Die zarten Kinder
Der Nachtigallen
In grünen Wiegen;
Und Mährchen flüstert
Er ihnen zu,
Von Schmetterlingen
Und bunten Blumen,
Bringt ihnen Düfte
Von fernen Rosen,
Und schaukelt leise
Die grünen Wiegen.

Seyd mir gegrüßet
Ihr wohlbekannten
Geliebten Bäume!
Kennt ihr mich noch?

Es ist wohl lange,
Daß ich ein Kind war,
Und selig träumte
In euren Schatten
Von Engeln Gottes,
Die mit mir spielten.

Ich habe lange
Die Welt durchstreifet;
Ich haschte lange
Nach Nebelbildern,
Doch hier zurück
Ließ ich die Ruhe,
Und kehre wieder
In ihren Arm.

Aus eurem Flüstern
Kann ich verstehen:
Ihr kennt mich noch!
Ich bin nur älter,
Nicht klug geworden,
Die Liebe wollte
Mich unterrichten,
Ich war zu störrisch
Und eigensinnig.

Es rauscht im Walde
Der Morgenwind,
Und bringt mir Düfte
Von fernen Rosen,
Und bringt mir Klänge
Von alten Liedern.

O Sehnsucht! Sehnsucht!
Wann einmal ruhst du?
Wohin! Wohin?

Liederfrühling.

Wie kommts mein Herz, daß Lieder ohne Zahl
Aus deiner Tiefe wieder frisch erblühen;
Als würde der versunknen Sonne Strahl,
Der Strahl der Liebe nochmals dich durchglühen?

Du singst ja wieder wie zu jener Zeit
Als noch kein Stern an deinem Himmel fehlte,
Als noch die namenlose Seligkeit
Im Arme der Geliebten dich beseelte.

Doch jezt hast du kein einzig Wesen mehr,
An dessen Brust berufizt dich zu lehnen,
Für dich sind jezt die Frühlingsauen leer,
Und unerwidert bleibt dein heißes Sehnen! —

„Der Lenz ruft Blumen überall hervor,
Selbst auf den Gräbern siehst du Rosen glühen,
Warum soll nicht ein reicher Liederflor
Auch aus dem Grabe meiner Liebe blühen?"

Lied des Armen.

Mutter Natur! wie bist du so gut,
Hast mich nie verstoßen,
Hab' ich an deinem Busen geruht,
Hast mich nicht verstoßen.

Wenn mich gequälet zehrende Gluth,
Hast du mich nicht verstoßen,
Gabst mir Beeren und kühle Fluth,
Hast mich nie verstoßen.

Gabest mir wieder Kraft und Muth,
Wenn meine Thränen floßen,
Wahretest mir vor der Stürme Wuth
Stets noch einige Rosen.

Oft von der Menschen Uebermuth
Ward ich geschmäht, verstoßen;
Mutter Natur, so treu, so gut,
Wirst mich nie verstoßen!

Der Pilger.

Im Kirchlein, das so einsam
Dort auf dem Hügel steht,
Dort haben wir oft gemeinsam
Verrichtet das Gebet;

Wir knieten dort zusammen
Vor die Mutter Gottes hin,
Wie zwei vermählte Flammen
Unsere Andacht schien. —

Ein bleicher Pilger knieet
Einsam des Morgens dort —
Die Zeit entflieht und ziehet
Die Liebe mit sich fort.

Aus der Neujahrsnacht.

Wie glänzt der Schnee so weit und breit im hellen Mondenschein!
Das alte Jahr ins Leichentuch hüllt sich nun schauernd ein.

Und mit dem letzten Glockenklang sinkt es hinab ins Grab,
Da sprenget von dem Bergeshang ein Reutersmann herab;

Auf schwarzem Roß durch bleichen Schnee, gewappnet ganz in Stahl,
Und näher sprengt er an, doch weh! trügt mich des Mondes Strahl?

Aus dem weit offenen Visier blickt ja kein Angesicht,
Wohl sitzt die Rüstung auf dem Pferd, allein der Reuter nicht.

Und weiter geht mit dumpfem Klang des schnen Thieres Lauf;
Wie hält sich wohl die Nacht entlang die hohle Rüstung
drauf? —

War das die neue teutsche Zeit in einem Bilde wohl?
Es rasselt auch ihr Harnisch weit, doch innen klingt es hohl.

———

An die Natur.

An deinem Busen leb' ich wieder auf,
Natur, du meine jungfräuliche Amme!
Zu dir, nach manchem wunderlichen Lauf,
Führt wieder mich die alte Liebesflamme,
Dein sanfter Arm zog wieder mich herauf
Als ich zu sinken schon begann im Schlamme,
Und hat den Zögling fest empergehoben
Hoch über niedrer Leidenschaften Toben.

Das Herz von Durst nach Wissenschaft geschwellt,
Verließ ich deine friedlichstillen Auen,
Und stürzte mich in das Gewühl der Welt
Die schleierlose Wahrheit anzuschauen;
Doch nichts als Netze fand ich aufgestellt
Und Fallen für das kindliche Vertrauen,
Ich mußte fürchten zwischen Rosenbeeten
Vielleicht auf einer Schlange Leib zu treten.

Ich suchte wahre Kunst und fand nur Prahlen,
Nachäfferei des Alten, neuen Dunst,
Zum Dichten, Singen, Bilden, oder Malen
Bedurfte man nicht mehr der Musen Gunst,
Wenn uns die Leute nur recht gut bezahlen,
Das war der Künstler Loesungswort zur Kunst;
Die wahre Kunst gieng betteln und die Musen,
Sie flüchteten, Natur, an deinen Busen.

Ich suchte wahre Freundschaft. Der Genossen,
Die sich zu mir gesellten waren viel,
Allein der Eine flog auf wilden Rossen,
Der andre kroch wie Schnecken nach dem Ziel;
Ich aber gieng bedächtig, unverdrossen,
Indeß der Erste wie der Zweite fiel,
Voll heißer Andacht meines Weges weiter,
Und nur Vertrauen blieb noch mein Begleiter.

Ich suchte wahre Liebe. Doch zernichtet
War dieser Engel von der Sinnlichkeit,
Gefühl klang überall, doch nur erdichtet,
Und überall lag ein Roman bereit,
Auf immer wechselnden Genuß gerichtet,
Verhöhnte man nun die Beständigkeit;
Zu der Natur entfloh der Liebe Glück,
Ihr Name nur blieb in der Welt zurück.

So rettete vom Schlamme der Gemeinheit
Ihr Ruf mich wiederum zu dir, Natur,
Kunst, Freundschaft, Liebe blühn in heil'ger Einheit
In deinem weltverschwiegnen Schoose nur;
O rufe wiederum zu deiner Reinheit
So Manchen, der verirrt von deiner Spur,
Und reich ihm mild die Brust zur süßen Nahrung,
Den wundervollen Quell der Offenbarung.

Grabschrift.

Ewiges Schwanken,
Ewiges Wanken,
Bis in die Schranken
Einiger Planken.

Der Königin Thränen.

Nun schlägt die Scheidestunde,
Nun bohrt der Trennung Schmerz
Die große tiefe Wunde
Ins weiche Mutterherz.

Zur Ferne muß ja ziehen
Der junge Königssohn,
Der Himmel hat verliehen
Ihm der Hellenen Thron;

Daß er die heil'ge Erde
Wecke zum alten Ruhm,
Daß neu geweiht werde
Der Künste Heiligthum. —

Die Mutter preßt noch einmal
Den Jüngling an die Brust,
Wohl war sie sich noch keinmal
So schweren Leids bewust.

Und heiße Thränen weinet
Sie auf den Liebling hin,
Das treue Volk vereinet
Weint mit der Königin.

O Mutter! diese Zähren
Bringst du zum Opfer dar
Auf Griechenlands Altären
Der kühnen Heldenschaar.

In keinen Königshallen
Liegt solch ein Schatz bewahrt,
Und von den Perlen allen
Sind keine höhrer Art.

Sie sind der reichste Segen
Dem jungen Fürstensohn,
Auf seinen weiten Wegen
Und auf dem neuen Thron.

Sie sind auf Hellas Fluren
Der beste Morgenthau,
Bald fliehn der Knechtschaft Spuren,
Bald grünt dort frisch die Au.

Die Myrthen richten wieder
Ihr schüchtern Haupt empor,
Es schallen Jubellieder
Aus Saitenspiel und Rohr.

O diese trüben Zähren,
Die du geweinet hast,
Sie werden sich verklären,
Vom Himmel eingefaßt!

Zu Göthes Erinnerungsfeier.

Meinen Freunden Stöber gewidmet.

Nun ist es Frühling, o Herz! schon brechen auf Wiesen und Feldern
Blumen und Kräuter hervor, singen die Vögel im Wald,
Rauschen entfesselt die Bächlein dahin, löß: selbst von erstarrten
Herzen die Rinde sich ab, grünet die Hoffnung empor.
Aber was mangelt denn dir? Kannst du das Entzücken nicht theilen?
Was für ein banges Gefühl hält dich zusammengedrückt?
Gleich als bedrohe dich bald ein schmerzlicher Schlag, als vernähmst du
Fernher Todtengesang durch das Gejubel des Hains.
Laß doch die Sorgen, o Herz, und verscheuche die düsteren Bilder,
Laß mit dem Wintergewölk sämmtliche Grillen entfliehn;
Hole die Lieder hervor des Sängers am freundlichen Ilmstrand,
Schwermuth, Kummer und Angst singet dein Liebling dir weg.

Jetzt wohl tritt er heraus in den artigen Garten am Landhaus,
Sonnt sich behaglich und schlürft wonnig die wärmere Luft,
Sinnend betrachtet er dann die schwellenden Knospen und Keime,
Wie sich nach stillem Gesetz Blättchen an Blättchen enthüllt,
Zärtlich die Mutter Natur wacht über die schlummernden Blüthen,
Die der gefällige West schaukelt in Wiegen von Bast,
Aber es weicht allmählig die Hülle, die träumenden Kinder
Sind von belebendem Strahl bald aus dem Schlefe geküßt;
Dort auf dem Frühbeet ringt mühvoll sich die Tulpe zum Licht auf,
Halber von lockerem Grund ist noch das Köpfchen bedeckt;
Alles beachtet der Greis; prüft, zeichnet und dichtet, die Biene
Wüste nicht besser als er Honig aus Allem zu ziehn,
Alles vermag ihn zu fesseln; die Halme, die fliehenden Wolken,
Käfer und Schmetterling bald, bald das gebrochene Licht.
So durchgeht er entzückt im Frühlingsgefühle den Garten,
Labet im Voraus schon sich an der herbstlichen Lust,
Malt sich im Voraus schon an dem Kelte die Trauben und Feigen,
In der bejahreten Brust schlägt ja noch kindlich das Herz;
Und sein herrliches Aug' noch voll des olympischen Feuers
Ewiger Jugend, es blitzt auf in begeistertem Dank. —
Lange noch weile bei uns du seliger Greis und die Sonne,
Deines Abends sie geh langsam, nur langsam hinab,

Möge noch manchmal Frühling dir lächeln, der Herbst dir noch manchmal,
Oder Iduna selbst reichen die goldene Frucht!

Ahnung, du redetest wahr, dahin ist geschieden der Liebling,
Wo statt irdischem Lenz ihm der unendliche blüht;
Ach! nunmehr ist gebrochen das weltumrollende Auge,
Nun ist geschlossen der Mund, welcher so Herrliches sang,
Leise berührte der Finger des Todesengels den Greisen,
So kann sterben nur der, welcher so würdig gelebt;
Rinnt nun Thränen! es ist hier männlich zu weinen, in Strömen
Breche der Schmerz sich die Bahn, daß er nicht sprenge die Brust;
Schlummere süß o Greis auf den Lorbeern, die du gepflückt hast,
Solch ein heiliges Haupt haben noch keine bekränzt.
Aufwärts eilet die Seele mit weitausgreifenden Flügeln
Ueber das dunstige Thal, über der Zwerge Gezisch;
Denn noch schimpfen die Frösche des Pfuhls und die Staaren
Schreien es nach und im Ober kreischet der Krähen Gekrächz;
Konnten die Flügel sie nicht dem lebenden Phönix berupfen,
Nun so bewerfen sie doch jetzt den Entseelten mit Koth,
Aber die Flammen des Ruhms umhüllen ihn und mit Entsetzen
Flieht das Gesindel, doch er schwebet zum Himmel empor.

Freunde! mit Ehrfurcht nährend die Gluth auf reinem Altare
Lauter im Herzen dem hochtronenden Gott des Gesanges!
Mög' euch schirmend der Geist des geliebten Sängers um-
schweben,
Der wie der einzige stets treulich den Seinen verehret;
Er hat das Leben genossen, doch so, daß seinem Genusse
Anderen wieder ein Quell Himmelsgenusses entsprang;
Weilt ihr Lebensgenuß in dem wirklichen Sinne des Wortes,
Ein bei euch wie bei ihm Wahrheit und Dichtung gepaart,
Zwischen Himmel und Erde versucht euch schwebend zu halten,
Zieht die Erde hinauf, ziehet den Himmel herab!
Das ist des Sängers Beruf, sein schönster, den Himmel der
Erde
Näher zu bringen, den Gott uns zu vermenschlichen so,
Und die Erde dem Himmel zu nähern, das Irdische adeln,
Und den Menschen erhöh'nd, ihn zu vergöttlichen so;
So hat Göthe gewirkt für uns und die spätesten Zeiten
Und als göttlicher Mensch hat er geliebt und gelebt. —
So geleiten die Geister, die er hinieden erschaffen,
Ihn zu dem Himmel empor, in der Verwigung Glanz;
Er der gerettete Faust, nach knirschen die höllischen Mächte,
Als Mephistopheles Kunst dennoch verloren das Spiel; —
Ende! dort naht ihm Gretchen, ein freundlicher Engel des
Lichtes,
Engel der Liebe und küßt ihn auf die prächtige Stirn;
Sie wehen heran aus fernen Limonengebüschen,

Mignons blühender Leib tauchet aus Rosen hervor,
Nimmer die Glieder beengt durch lästige Gürtel und Falten;
Aus dem entknospeten Mund wird ihm das Räthsel gelöst.
Selig wer solches Gefolg sich konnte versammeln! so darf wohl
Keck in den himmlischen Saal treten vor Götter der Mensch.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Erstes Buch.

Gedichte aus den Jahren 1828 und 1829.

	Seite
Widmung	5
Mein Kleinod	9
An einen Blumenstrauß	11
Sterndeutung	12
Gärtnerspruch	13
Gute Nacht	14
Verlorner Tag	14
Schnee	15
Frage	16
An die Nachtigall	17
An eine Champagnerflasche	18
Nicht zu tief	20
Bitte	21
Meine Sprache	22
Ihr Auge	23
Sendeblätter, sechs	24

Seite

An eine Trauerweide 45
Der Adler und die Nachtigall 44
Im Winter 46
Seefahrt des Herzens 48
Schweizerheimweh 50
Der Schmetterling 53
An die Fantasie 55
Abreise 57
Arabeske 59
Aus der Ferne 62
Die Zigeunerin 64
Die Morgenwölkchen 66
Der Flüchtling 68
Lied des Armen an die Ruhe 70
Im Garten 72
Vielleicht 74
An die Hoffnung 75
Vor einem altteutschen Jungfrauenbild 77
An eine Thräne 80
Bruder Nikolaus 82
Waldmährchen 86
Gold und Silber 95
Das Auge der Nacht 97

Zweites Buch.

Gedichte aus den Jahren 1850 und 1851.

	Seite
Widmung	101
Der Schatzgräber	103
Die Perlen	105
An das erste Veilchen im Garten	107
An mich	109
Die Pappeln	112
Gnome	113
An eine weiße Rose	115
Waldmährchen	117
Lied	119
Tischlied	120
Koptischer Spruch	121
Einem jungen Künstler	122
Freiheit	123
Mantellied	124
Blumenabschied	126
Die Heimath der Träume	128
Aus der Kindheit	130
An den Rheinfall zu Schaffhausen	132
Der graue Mann	134
Im Thale	136
Wanderung	138

Seite

Eine Weihnachtsfeier 141
Feldbergerrosen 145
Reisesegen 159
Frühlingsglocken 161
Die verlassene Mühle 165
Mährchen vom Mummelsee 166
Seerosen 179
Fragen 195

Drittes Buch.

Gedichte aus dem Jahr 1832.

Widmung 199
An F. R. 205
Bräutigam Frühling 206
An meine Gedanken 207
Dahin! dahin! 209
Ein Meer 212
Abends 214
Der Wächter 217
Nachtfahrt 218
Am Fluß 220
Wohin? Woher? 222
Waldgespräch 225
Liederfrühling 226
Lied des Armen 227

Seite

Der Pilger 228
Aus der Neujahrsnacht 229
An die Natur 231
Grabschrift 233
Der Königin Thränen 235
Zu Göthes Erinnerungsfrier 238

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druckfehler:

Seite 56 statt Behende, lies: Behende.
„ 210, Zeile 8 von oben, statt: und jede Säule
lies: um jede Säule.

Badisches Sagenbuch

von

August Schnezler.

Badisches
Sagen-Buch.

Eine Sammlung
der
schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden
des Badischen Landes
aus Schriftkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter.

Herausgegeben
von
August Schnezler.

Erste Abtheilung:
Vom Bodensee bis zur Ortenau.

Karlsruhe.
Druck und Verlag von Creuzbauer und Hasper.
1846.

MORGANENSIS

Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzog

Leopold I. von Baden,

Dem erhabenen Freunde und Pfleger der vaterländischen Geschichte und Sagenkunde

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorwort des Herausgebers.

Der Entschluß, die mythischen und historischen Sagen des Badischen Landes, wie dieselben theils noch im Munde des Volkes fortleben, theils in metrischer und prosaischer Form von zahlreichen Schriftstellern dargestellt, theils in alten Chroniken, Kirchenbüchern und neueren Geschichtswerken ꝛc. zerstreut sind, in eine geordnete Sammlung zu bringen und herauszugeben, wurde zunächst durch das Erscheinen des großen „Oberrheinischen Sagenbuches", von August Stöber, (Straßburg, 1842. Verlag von J. Schuler.) hervorgerufen. War nun in diesem Werke der reiche Sagenschatz der einen Hälfte des Oberrheinischen Stromgebietes, des, seinen Stammwurzeln und Hauptzweigen nach, uns Teutschen noch immer geistig verbrüderten Elsaßes, in ziemlicher Vollständigkeit durch seine und auswärtige Dichter herauf gefördert und in bunterlei rhythmischer Fassung vor den Augen der Leseweit passend geordnet aufgereiht, — so mußte wohl das Verlangen rege werden, auch die andere Hälfte dieses unvergleichlichen Thales, unser mit romantischen Reizen so gesegnetes Baden, im vollen Märchen-Zauberglanze seines allmälig aufgedeckten

und zu Tage geschärften Sagenhortes leuchten und mit seinem transrhenanischen Nachbarn darin wetteifern zu sehen.

Bereits vor längerer Zeit aber war von den achtungswerthesten Stimmen in einheimischen Zeitschriften, u. A. auch von Aloys Schreiber in der „Badischen Wochenschrift" (1807), der Wunsch laut geworden, es möchte sich recht bald eine kundige Hand der Sammlung unserer Volkssagen unterziehen, ehe dieselben mit der älteren Generation, in deren Munde sie noch großentheils fortleben, zu Grabe sinken, oder von den politischen Stürmen neuerer Zeiten verweht, von den Lebensinteressen moderner Zustände verdrängt werden; eine Besorgniß, die auch mehrere Schriftsteller anderer teutschen Landestheile angetrieben zu haben scheint, die Sagen ihrer Heimath zu sammeln und durch den Druck vor dem Untergange zu retten. So erhielten wir, nach dem Vorgange von G. Grimm's „Teutschen Sagen", seit dem letzten Jahrzehnt eine schon bedeutende Anzahl von Sagensammlungen aus verschiedener Herren Ländern; von L. Bechstein und von J. N. Vogl sind Oesterreichs Sagen erschienen; Ersterer hat, außer diesen und seinem „teutschen Märchenbuche" sich durch Herausgabe des „Thüringischen Sagenschatzes," ferner des von Franken, verdient gemacht; von Tettau und Temme wurden wir mit Preußens Volkssagen, von W. Ziehnert mit denen Sachsens, von Uhland, G. Schwab, J. Scherr ꝛc. mit den schönsten Sagen Schwabens beschenkt, und erst neulich trat K. Müllenhoff mit denen von Schleßwig-Holstein-Lauenburg, und Henninger mit den „Sagen und Geschichten von Nassau," hervor. Sollte nun Baden, der schönste Garten unter teutschem Himmelsstriche, nicht auch seinen üppigen Sagenflor entfalten? Einen Flor, in dessen Knospen eine Menge der schönsten Märchen und Legenden, die sich im übrigen Teutschland vorfinden, ja die bedeutendsten derselben, wie z. B. die vom treuen Eckart,

vom Tanhuser, vom wilden Herr, von der Melusine, der weißen Frau ꝛc. im anmuthigsten, nur mehr dem südlichen Lokal und Leben angepaßten, Gewande sich wiederholen.

Der Erste, welcher Badische Sagen bei uns sammelte, war der verstorbene Oberst Medicus; eine schriftliche Sammlung derselben aus dem Munde des Volkes von seiner Hand soll sich im Besitze S. K. H. des Großherzogs befinden. Herr Archivdirektor Mone veröffentlichte in seinem „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit ꝛc." und, in derselben Zeitschrift, Herr Finanzrath Bernh. Baader dasier, eine bedeutende Serie solcher Sagen; Aloys Schreiber gab eine ansehnliche Folge derselben in eigenen, zum Theil sehr gelungenen, novellistischen und metrischen Rahmen, in seinen „Sagen des Rheines, der Voghesen und des Schwarzwalds ꝛc.," ferner in seinen „Sagen von Baden-Baden und der Umgegend," und in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen; der treffliche Alterthumsforscher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg bearbeitete mehrere der schönsten Oberländischen Volkssagen auf musterhafte Weise; dieselben bilden eine Hauptzierde unseres Buches. K. Simrock und K. Geib in ihren „Rheinsagen ꝛc." mehrten den Vorrath durch manche neue Beiträge aus dem Munde teutscher Dichter; in neuester Zeit erschienen die „Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwaldes" von Cand. jur. Baber, und das Werkchen von Eduard Brauer: „Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgebung ꝛc. in poetischem Gewande;" lauter schätzbare Vorsammlungen zu dem einstweiligen Capitalstocke, den ich hier zuerst dem Umfange des Landes nach aufgestellt, nach allen mir zu Gebote stehenden Mitteln vermehrt, und nun, wiewohl nicht ohne Schüchternheit, der noch ziemlich fühlbaren Lückenhaftigkeit seines Inhalts wohl bewußt, meinen lieben Landsleuten zu übergeben wage.

Während meines jahrelangen, mit Eifer und warmer Liebe betriebenen Sammelns gewährte mir eine Hauptaufmunterung der rege Anklang, den mein Unternehmen bei allen Denjenigen, welchen ich den Plan mittheilte oder Einladungen zu Beiträgen zustellte, gefunden hat. Von den achtungswerthesten Seiten kamen mir reichliche Spenden an Materialien, Notizen und Quellenangaben zu; die Großh. Hofbibliothek und das General-Landesarchiv unterstützten mich aufs Bereitwilligste, und auch für den zweiten Band dieses Werkes, welcher zur nächsten Herbstmesse vollendet wird, sind mir noch mancherlei der schätzbarsten Originalbeiträge zugesichert worden.

Was die verschiedenen Bearbeitungen anbelangt, welche das Badische Sagenbuch enthält, so mußte ich dabei möglichst darauf sehen, durch bunte Abwechselung in Form und Stylweise, in Versen und Prosa, und durch Vereinigung zahlreicher Schriftstellernamen das Eintönige zu vermeiden, welches gar oft den dauernden Genuß solcher Sammlungen entleidet und sie ermüdend macht, besonders wenn ihr Inhalt aus lauter Versen, worunter häufig ein großer Theil nur bloße Reimerei, besteht. Das „Badische Sagenbuch" sollte, abgesehen von seinem Werthe in poetischer und historischer Hinsicht als Erste größere Sammlung dieser Art, auch zugleich ein angenehmes Unterhaltungsbuch für Alt und Jung, für den mehr wie für den minder Gebildeten, so zu sagen eine romantische Hauspostille für unser Volk abgeben, die man, bald auf Ausflügen durch unsre reizenden Berg- und Thalgegenden, bald an langen Winterabenden, gerne zur Hand nimmt, um sich nach ernsten Berufsarbeiten oder geistesanstrengender Lektüre gemüthlich darin zu erholen. Bei der Wahl und Aufnahme der theils Büchern und Zeitschriften entlehnten Stoffe, theils eingesandt erhaltenen verschiedenen Originalbeiträge, namentlich bei der

Ersten Aufstellung eines Werkes dieser Art, wo es vor Allem darauf ankommt, erst die Hauptgrundlage herbeizuschaffen und möglichst jeden einigermaßen namhaften Ort des Großherzogthums durch irgend eine Sage, Legende, oder romantische Geschichtsscene zu repräsentiren, war es übrigens nicht wohl ausführbar, eine so strenge Auswahl und Sichtung zu treffen, daß nicht auch manches Mittelmäßige und Gehaltarme, aus Mangel an Besserm, mit unterlaufen mußte. Den Vorwurf jedoch, ich habe mich darauf beschränkt, durch bloßen Nachdruck von Sagen aus bereits vorhandenen Specialsammlungen, Zeitschriften ꝛc. ein gewöhnliches Compilationswerk zu liefern, ohne Rücksicht auf äußere Form noch innern Gehalt zu nehmen, wird mir gewiß kein unparteiischer Beurtheiler meiner Leistung machen können. Im Gegentheile darf ich mit ruhiger Zuversicht behaupten, daß ich an jeden einzelnen Beitrag oder entlehnten Stoff, der mir es zu bedürfen schien, aufs Gewissenhafteste Hand angelegt habe, um ihn in angemessener Gestalt und würdiger, glattlesbarer Form auftreten zu lassen. Man vergleiche nur z. B. die meisten anderen Werken entlehnten Sagen mit dem Originaltexte, der gar häufig an Unklarheit der Sätze, schleppender Breite und manchen stylistischen Nachlässigkeiten leidet, und man wird sich leicht überzeugen, daß durch die hierin von mir, wenn gleich eigenmächtig, vorgenommenen Aenderungen und Abkürzungen, das Gewand jener Sagen sich ihnen nur um so einfacher und vortheilhafter anschmiegt. Auch die metrischen Verstöße in manchen dichterischen Bearbeitungen suchte ich möglichst zu beseitigen, was mir hoffentlich von Seiten der Herrn Einsender nicht verargt werden wird.

So tritt nun deinen Gang an, Badisches Sagenbuch, durch die blühenden Gauen des lieben Vaterlandes! Sey dem

sinnigen Wanderer willkommene Begleitung als freundlicher Wegweiser durch unsre zauberische Märchen- und Legendenwelt, und dem Lesefreund in Stadt und Dorf ein gemüthlicher Abendgesellschafter, der ihn zur heiteren Erholung von häuslichen Sorgen oder politischen Wirrnissen mit dem poetischen Firnewein aus den Bergen und Thälern der eigenen Heimath bewirthet.

Baden.

Die Sonne lacht, wohin wir schauen,
Der Erde Gottes freundlich zu
Wie herrlich glänzen deine Gauen,
O Vaterland, wie schön bist du! —
Am ausgeschmückten Seegestade,
Wo sich der Alpen Kette zeigt
Und blühend aus dem Wellenbade
Die wunderholde Mainau steigt; —

Wo Salems Friede lilienhelle
Aus einem Paradiese blickt;
Wo an der Donau Silberquelle
Die ährenblonde Baar sich schmückt,
Und, eine perlengleiche Gabe,
Die edelste der Würzen lacht,
Vom schöpferischen Zauberstabe
Des Zepters an das Licht gebracht; —

Wo in das Land der Alemannen
Der stolzen Eiche Wipfel webt,
Und, überschirmt von schwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes steht, —

Der uns des Weines goldne Flamme
Voll Blumenduft entgegen hält,
Und manchen Ast dem Blüthenstamme
Des edlen Vaters Rhein gesellt; —

Wo um die Reize stiller Auen
Die rasche Wiese zögernd schlüpft;
Wo durch des Felsenthores Grauen
Die Dreisam in ein Eden hüpft;
Wo in des Himmels blauen Aether
Des Thurmes Spitze sich verliert,
Der, schlank und kühn wie eine Ceder,
Des Münsters Kunstgebirge ziert; —

Am Kaiserstuhl, wo jeder Hügel
Im grünen Rebengürtel prangt,
Und in des Rheines klaren Spiegel
Der Limburg Epheu niederrankt,
Wo durch Gebirge, Thal und Haide
Der Kinzig Wellenmelodien
Ins lächelnde Revier der Freude,
Der Liebe und der Schönheit ziehn; —

Wo deine wärmste Segensquelle,
O Alemannia! entspringt;
Wo deiner Sprache Wohllautwelle
Am Blumenrand der Oos verklingt;
Der lieblichsten Natur im Schooße
In holder Anmuth Baden blüht,
Frisch wie die junge Purpurrose
Am mütterlichen Zweige glüht; —

Wo aus des Waldes Dämmerungen
Die Murg die blauen Augen hebt
Und um ihr süßes Thal geschlungen
Beseligt jede Welle bebt;
Des Fürstenschlosses milder Schimmer
Sich über Rastatt freundlich neigt,
Und, der Erinnerung Heiligthümer,
Vergißmeinnicht und Lorbeern zeigt;

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
Wo um der Kunstgebilde Pracht
Der Lustgebüsche Schleier wallen
Und eine Flur von Gärten lacht,
Die frischer Wohlgerüche Wogen
Der zierdereichen Hauptstadt bringt
Und einen bunten Regenbogen
Um ihren Sonnenfächer schlingt.

Wo, freudestolz ob ihrem Ruhme,
Der Schwarzwald seine Pforte grüßt.
Wo Mannheims holde Uferblume
Des Rheines edle Wogen küßt,
Wo um erhabene Ruinen,
Des Lebens Frühlingskränze wehn,
Die schönsten Musenhaine grünen
Und liebend in den Neckar sehn.

Wo in des Odenwaldes Frische
Das sonnenwarme Leben ruht;
Wo Rebenhügel, Feld und Büsche
Sich baden in der Tauber Fluth;

Wo sie nach dem geliebten Maine
Erröthend ihre Blicke hebt,
Und Wertheims Bild im Wiederscheine
Der silberklaren Wellen schwebt.

Wie lächeln sich in holdem Bunde
O Baden, deine Gauen zu!
Wo blühet auf dem Erdenrunde
Ein Land, das schöner ist als du?
Entzückt von deinem Zauberglanze
Und deinen Reizen jubeln wir:
Heil dir, im teutschen Blüthenkranze
Du schönste Rose, Baden, dir!

Kling' an einander, Gold der Rebe,
Welch' grüner Busen dich auch trug!
Es wiederholet: Baden lebe!
Das Herz mit jedem Wonnezug.
Dies süße Wort tönt nah und ferne,
Der Freude Becher wird geleert,
Bis, angelacht vom Morgensterne,
Die goldne Sonne wiederkehrt.

Heinrich Heß

Vorspiel.

Kennt ihr den Wundergarten,
Den Götterhände warten,
Wo Alles grünt und blüht
Und kaum den Gärtner müht?
Gesäumt vom Silberbande,
Vom Stolz der teutschen Lande,
Vom königlichen Rhein,
Ins fernste Blau hinein;

Und rechts von Berg und Thalen
Voll goldner Segensstrahlen,
Hercynia's Hügelreih'n
Voll Frucht und edlem Wein!
Wie braußt dort auf dem Strome
Vorüber Erwin's Dome,
Dampfschnaubend aus dem Schlet
Das schmucke Räderboot!

Und vom Gebirge wieder
Wie jubelnd klingt hernieder
Des Hirtenknaben Sang!
Gelehnt auf grünen Hang,

Die Burgruinen schauen
Mit heiterem Vertrauen
Ins Aug' der neuen Zeit,
Voll Friedensseligkeit!

In sommerlicher Schwüle
Wie labt der Wälder Kühle!
Wie lacht der Matten Grün
Mit glänzend fetten Küh'n!
Wie tröstlich wehn die Tannen,
Aus kranker Brust zu bannen
Mit ihrem Balsamhauch,
Was sie mag quälen auch!

Dort laden die Najaden
Zum Trinken oder Baden
An der Genesung Born
Aus ihrem Wunderhorn.
Es strotzen Felsenquadern
Von reichen Erzesadern,
Kein schlimmer Gnom verlacht
Des Knappen Fleiß im Schacht.

Und Städte rings voll Leben
Und schmucke Dörfer weben
Zum Himmel von Saphir
Die schönste Teppichzier.
Landbau, Gewerbe, Handlung,
In immer höhrer Wandlung
Und Kunst und Wissenschaft
Voll reger Triebe Kraft!

Des Volkes Herzen flammen
In Liebesgluth zusammen
Für Freiheit, Licht und Recht;
Ein kerniges Geschlecht! —
Sey's auf den glanzumgebnen,
Goldährenvollen Ebnen,
Sey's, wo der Wasserfall
Sich stürzt mit Donnerhall:

Millionen Reize laden
Zum Paradies von Baden
Der Gäste buntes Meer
Aus Näh' und Ferne her.
Doch ganz es zu genießen,
Laßt euch nun auch erschließen
Durch Sängers Zauberwort
Der Sagen Wunderhort!

Die Märchen und Balladen
Aus den geheimsten Pfaden,
Die Geister der Natur
Aus Berg- und Thalesflur;
In Liedern und Romanzen
Umgaukeln und umtanzen
Sie jedes Sonntagskind,
Das nicht für Wunder blind.

Von steiler Klippe Stufen,
Aus tiefen Stromeskufen,
Aus felskristallnem Schacht,
Aus grüner Waldesnacht;

Aus blauen Seees Wellen,
Aus stillen Klosterzellen,
Zerfallner Burgen Wall —
Sind sie berufen all'.

Sie singen Freud' und Schmerzen
Tief aus des Volkes Herzen,
Und halten wach darin
Den kindlich frommen Sinn;
Mit Poesie durchweben
Sie manches arme Leben,
Und bieten ihm Ersatz
Für einen andern Schatz.

Die Gnomen und die Elfen,
Sie kommen gern und helfen
Dem braven Bauer aus
In Feld und Hof und Haus.
Die Riesen und die Zwerge
Durchwandeln noch die Berge,
Die Niren blühn im See;
Doch thun sie Niemand weh.

Ein heilger Gottesfrieden
Hat allen Haß geschieden,
Und gute Geister nur
Umschweben unsre Flur! —
Drum lauscht nun gern den Sagen
Aus den vergangnen Tagen;
Dann erst im wahren Glanz
Erblickt ihr Badens Kranz!

A. Schnezler

Einleitung

von Josef Bader.

Entwicklungsbild der heimischen Sagenwelt.

Die herrlichen, gesegneten, reichbevölkerten Gefilde am stolzen Rheinstrom, herab vom Bodensee zum Neckar, zum Main und weiterhin, die gleich einem prangenden Teppich seine Ufer schmücken und den Kranz der Vorhügel des Schwarzwalds und der Voghesen; diese Gefilde, wo Alles in üppiger Fülle blüht und in buntgestaltetem, fröhlichem Leben sich bewegt — sie lagen einst als todter Grund tief unter weiten, ungeregelten Wassern, wie verdammt zum ewigen Fluthengrab. Das Rheinthal, das ganze, große, füllte ein einziger See, im Kreise kahler Berghäupter und düsterer Wälder.

Aber der mächtige Stromgott, der „am Busen der Gletscher-Ammen gesäugte", fand kein Gefallen an der weiten Oede — er suchte das heitere Leben der Menschen. Da sanken die Wasser und theilten sich die Fluthen. In immer engeren Schranken, immer geregelteren Betten, nahmen sie den Lauf. Breite Bergwände, zahlreiche Vorhügel, traten an den belebenden Sonnenstrahl, bedeckten sich mit munterem Grün

und lockten aus dem dunkeln Urwald — den Menschen herbei, den götterähnlichen.

Rhenus lächelte, und die Geister der Flüsse, der Bäche und Quellen, die das hercynische Waldgebirg ihm sendete und das vogbesische, sie schwebten freudig von Ufer zu Ufer, wo der Mensch sich niederließ — schüzende, pflegende, beglückende Genien.

Da milderte sich des Menschen Gemüth, erweiterte sich sein Aug, übte sich mannigfaltiger seine Hand. Die schirmende Hütte hatt' er längst gebaut, und der schnelle Fuß trug ihn leicht zum befreundeten Nachbarn; aber jenseits der Fluthen, am blauen, dämmernden Gestade — hatte dort sein Blick nicht gleiches Leben erspäht? Es regte sich die Sehnsucht — sie reichte weiter als die Kraft des Schwimmers, doch nicht weiter als der sinnende Kopf und die Kunst der geübten Hand. Bald befuhren Flöße und Kähne die Ufer und landeten am fremden Gestade, das dem kühnen Schiffer gastliche Ruhe bot und Erfrischung. Oder, hat auch damals schon die Habsucht den leichten Kahn mit blutiger Beute gefüllt [1])?

Dies war die Kindheit der Schiff-Fahrt auf dem Rheine, wo jetzt der stolze Dämpfer einher braußt und sich das schwere Frachtboot durch die Wogen drängt. Heute noch zeigt man längs der Vorhügel hin, hoch oben an Felswänden, die eingekeilten Eisenringe, welche einst statt des Ankers zum Anhacken der Schiffe gedient [2]).

---

1) Vergleiche die Sage von den Seeräubern auf dem Thurmberg, unter den Sagen von Durlach im zweiten Bande dieses Werkes. Anm. des Herausg.

2) z. B. an den Felswänden beim Kukuks-Bad, zwischen Bollweil und Kirchhofen im Breisgau. An den Thurmsteinen mehrerer Kirchen, die auf dem Hochufer des alten Rheinbettes liegen, will man ebenfalls solche Ringe gefunden haben. — — Uralte Sagen sprechen aber auch von einer Zeit, als lange, lange vor der Periode der Sündfluth, in unsern Gegenden und bis in den tiefsten Norden hinab, ein Klima, wie das der üppigen südlichen Himmelsstriche, waltete, und mit den Blumen und Früchten jener glücklichen Zone auch unsere Heimath gesegnet war. Ueberreste von Palmen, Datteln und anderen tropischen Erzeugnissen, von Säugethieren und Amphibien, die wir jetzt nur noch im Süden finden, sind aus den Tiefen unseres

Rhenus, der menschenfreundliche, als er dies Gedeihen sah, drängte seine Fluthen noch weiter zurück vom Thalgelände, dämmte sie ein in noch engere Betten. Es verschwand der große See — nur blieb, zum ewigen Merkmal, das Becken des Bodensee's[3]).

Aus dem Schoos der Erde aber hatte Vulkan, kühn durch das Rheinbette herauf, den Kaiserstuhl getrieben, der — ein feuersprühender Inselberg, jetzt mächtigeren Fuß in den Fluthen faßte, bis seine Gluht erloschen war und seine Wände sich begrünten, um das eine bald und bald das andere Ufer zu zieren.

Mehr und mehr, von frisch fließenden Wassern getränkt, von der Sonne Strahlen erheitert und erwärmt, von freundlichen Geistern gehütet, bedeckten sich die Ebenen des Rheinthals mit dem Schmucke des Grases, des Strauches, der Eiche und Buche; üppige Wiesen und Wälder dehnten sich aus; der Thalbewohner rückte seine Hütten und Dörfer bis an die Ufer vor — die Morgenröthe freundlicherer Zeiten ging auf über das weite, im ersten Jugendtrieb schwellende Thal.

Der schwarzgelockte, leichte, gesellige Kelte aber war's, ein Sohn des Morgenlandes, welcher zuerst an den großen Rhein-See gekommen, welcher ihn zuerst befahren, an seinen Ufern die ersten Dörfer und Städte gegründet, den Bergen, Flüßen, Forsten und Fluren die ersten Namen gegeben. Und mit ihm sind die Genien seiner Heimath eingezogen in das Rheinthal, die unsterblichen Pfleger und Beschützer seines Erdendaseyns, holde, zarte weibliche Wesen — die Göttin Berchte

---

Bodens zu Tage gefördert worden und geben uns dunkle Kunde von einer paradiesischen Urwelt, die auch von einem götterähnlichen Menschengeschlechte bevölkert gewesen seyn und erst durch die (von manchen Geologen angenommene) Verrückung der Erdaxe sich in die uns bekannte, rauhere Welt umgewandelt haben mag.

Anm. des Herausg.

3) Siehe das schöne Gedicht von Gustav Schwab: „Die Schöpfung des Bodensee's". Seite 1 dieses Bandes.

und jene wundersamen Fee'n, welche in Felsgrotten, an See'n und Quellen, auf lichten Hügeln und in dämmernden Hainen ihre Zauberschlösser und Wundergärten bewohnten.

So, unter dem Schirme seiner Götter und Genien, hatte der Kelte, mit erfinderischem Geist, mit betriebsamer, kunstfertiger Hand, das Rheinthal bevölkert und bebaut — ungezählte Jahrhunderte lang. Und wie er nun gealtert war und geschwächt an Kraft, da trat aus den östlichen Wäldern ein Jüngling hervor, hochgewachsen, mit schwellenden Muskeln, von blondem Haar und blauem Aug, über der Schulter das Fell des erlegten Wildes, in der Faust den leichten Wurfspieß, neben sich den bejochten Ochsen und das getreue Wind. Es gefiel ihm an den sonnigen Halden und Vorhügeln und Thalgeländen, wo nie gesehene Pflanzstätten, Weiler und Dörfer, im Kranze zierlicher Gärten und blühender Fruchtgefilde, seinem erstaunten Blick entgegen lachten.

Wir erkennen den blonden, blauäugigen Riesenjüngling — es ist der Germane, auch ein Sohn des Orients, aber rauh geworden und abgehärtet auf der langen, gefahrvollen Wanderung. Uepviges Leben ist ihm fremd, und doch — in die finstern Wälder will er nicht mehr zurück. Er ringt mit dem Kelten um den Besitz des schönen Rheinthals; er bewältigt und unterjocht ihn — er ist des Landes Herr, theilt und genießt die Früchte seines Siegs.

Aber so leichten Kampfes sollte ihm seine neue Heimath nicht zu Theil werden; ein zweiter, weit erfahrner, vielgeübter, listiger Kriegsmann erschien — der stolze Römer. Ihm gehorcht eine eroberte halbe Welt; wird die germanische Kraft, die jugendliche, ungelehrte, ihm widerstehen? Sie muß weichen, und der sieggewohnte Eroberer macht das schöne Rheinthal mit dem friedlichen, fleißigen, dienstgewohnten Kelten, zu einem Vorlande seines Reichs.

Schnell mehrten sich fortan die Dörfer, die Städte; sichere Straßen, von Thürmen und Kastellen beschützt, verbanden sie, prächtige Bäder und reiche Tempel schmückten ihre Umgebung. Denn neue, stolzere Götter und Genien herrschten jetzt. Hier durchzog Diana mit Pfeil und Bogen die Forste; dort, im Kriegslager, gebot Mars mit dem blinkenden Schwert, und in Städten und Dörfern lockte der geflügelte Merkur mit Stab und Säckel zu Handel, Gewerk und Künsten — zu wachsendem Gewinn. Ein großes, vielbewegtes, freudiges Leben durchströmte das Rheinthal.

Und vertrauter näherten sich die Götter und Genien der Kelten jetzt den römischen; bald unterschied man sie nicht mehr, sah Berg und Thal froh bevölkert mit Fee'n und Elfen, Dryaden, Najaden und Nymphen. Ihre Unschuld aber war nicht mehr die reine, ihr Wesen nicht mehr das immer gute, menschenerfreuende. Wohl schützten sie das Volk ihrer Kreise noch, halfen ihm und beschenkten es; aber falsch auch und tückisch verlockten sie schmeichlerisch ihre Günstlinge zur Sünde, rißen sie bald in Gefahr und Verderben.

Und so war's schlimmer geworden mit dem Menschen. Lüstern nach stets neuem Genuß, begann er selbst mit seinen Göttern zu buhlen. Was war ihm heilig noch, nachdem Merkur das Füllhorn seiner Schäze über ihn ausgegossen? Das Leben im Rheinthal, jenem gleich in der römischen Weltstadt, versank in Reichthum und Ueppigkeit; Uebermuth und Schwelgerei hatten es vergiftet und angefault — es verdiente den Untergang.

Abermals erschien jetzt der Germane, unverdorben noch und ungeschwächt, wie das erstemal — doch reicher an Erfahrung und fester an Entschlossenheit. Denn des Römers Eroberungssucht hatte auch ihn aufgestört in seiner stillen Heimath, auch ihm das Joch der Knechtschaft geschworen. Mächtig

jetzt und rachedürstend warf er sich dem Feind entgegen, dem unersättlichen, und es änderten sich die Geschicke.

Der Germane, gestärkt durch das alemanische Brüderband, geschirmt von seinem Wodan[4]), seinem Thor, seinen Walküren, stund an den Pforten des Weltreichs. Was nützten die Mauern und Thürme, womit der Römer das Rheinthal umzogen? Sie fielen, und zu Ende war die stolze Herrschaft Roms an den Ufern des Rheines!

Nicht aber wurde das Land jetzt eine Wüste voll Blut und Asche. Die verhaßten Zwingburgen, die schirmenden Städte, die üppigen Bäder und prächtigen Tempel allein wurden ein Raub der Zerstörung — die Hütte, der Pflug des Landbewohners blieben dem Sieger heilig, nur waltete fortan Er als Herr über Alles.

Und auch die alten Götter blieben dem Besiegten. Die Fee'n, die Nymphen, sie bewohnten ihre Felsen, Haine und

---

4) Allmächtig, Alles durchdringend und beherrschend thront Wuotan über der germanischen Götterwelt; als Lenker der Schlachten und Erkämpfer des Siegs sprengt er auf sprühendem Wolkenroß oder fährt auf rasselndem Wagen über die Kriegsstätten dahin; den nächsten Rang nach ihm nimmt der rothbärtige Thor, der Gott des Donners ein; einen wuchtigen Hammer schwingend schmettert er aus dem zusammengeballten Gewölk sengende Schlangenblitze hervor; Tyr, der germanische Mars, unterstützt den Wuotan in der Lenkung der Schlachten; in seinem Gefolge die Schlachtenjungfrauen; die Walkyren (aus deren Flügen über die Wahlstätte später wahrscheinlich die Sage vom wilden Heer sich gestaltete). Freyr, der Gott des Friedens, solchen Kriegsgöttern gegenüber, steht natürlich in schwächerem Lichte da; seine Schwester Freya, die germanische Diana, und Wuotan's Gattin Frea, (Hertha,) sind die weiblichen Hauptgottheiten. Der Raum verbietet uns, alle übrigen, dem hohen Norden entsprossenen, Göttergestalten der urgermanischen Welt hier vorüberschreiten zu lassen; wir erwähnen nur noch der Helden und weisen Frauen, denen, als Halbgöttern, heilige Verehrung erwiesen wurde, wie z. B. dem erdgebornen Tyisko und seinem Sohne Mannus rc. von denen die Helden der Nibelungen und des Heldenbuches, Siegfried, Dietrich, Wieland, Eckart (siehe die Breisacher Sagen) u. s. w. abstammten, die Priesterinen, Seherinen, z. B. Velleda rc.

Der Germane bevölkerte die Wälder und Gewässer mit Druiden (Druten), Alraunen, Feien (Feen); die Gebirge mit Riesen, Zwergen, Koboldeu und allerlei Gnomen, welche Letztere später, zum Theil bei Einführung des Bergbau's im Schwarzwalde, als Berg- oder Grubenmännlein, Verwandte des Erzgebirgsfürsten Rübezahl, auftreten. Der Lindwürmer, Drachen und anderer Ungeheuer, die zu bekämpfen waren, gab es in den Höhlen und Felsklüften die Menge.

Anm. des Herausg.

See'n, wie zuvor. Im Rauschen aber der hohen Eiche, im Tosen des schäumenden Wassersturzes verkündete der alemannische Gott seine gewaltigere Majestät.

Doch, was sind alle die stolzen Götter der Heiden gegen den Gekreuzigten! Einzelne, arme, wehrlose Männer und Frauen, von jenseits des Meeres, von dem grünen Erin, von dem felsigen Scotien, kamen herüber an den Rhein, predigten die Lehre des Weltheilands und besiegten die Herzen des Volks. Freilich erhoben sich verruchte Hände gegen die Frommen und rötheten mit ihrem Blute den heimathlichen Boden. Aber die Grabstätten der Märtyrer verherrlichten sich durch heilige Wunder; gläubig wallfahrte das Volk zu ihnen und überbaute sie mit Kirchen und Klöstern [5]).

Wo war jetzt die alte Götter- und Genienwelt? Hatten sie die Berge verlassen, und die Felsgrotten, die Haine, die See'n und Flüsse? Nein; aber ein vernichtender Krieg aus der Zelle des Mönchs, aus der Höhle des Waldbruders erhob sich gegen sie. Sein Fluch verwandelte ihr einst heilbringendes, dann gefallenes Wesen in die Natur des Bösen, und von dem an spuckten aus ihnen überall teuflische Künste zur Verlockung und zum Verderben des Menschen. Verdrängt und gestürzt, hausen sie seither im Schacht der Berge, im Grunde der See'n — als heidnischer Hofhalt, als Gnomen und Zwerge, Mummler und Nixen [6]).

So ist im Rheinthal die Welt des Kelten und des Römers untergegangen. Nur Namen sind noch übrig von ihr, und Burgtrümmer, und verschüttete Städte, und vergrabene

---

5) Siehe die Sagen vom heiligen Fridolin, Trutbert, Landolin, rc. in diesem Bande.

6) Siehe z. B. die Sagen vom Venusberg bei Ufhausen und von der Haselhöhle in diesem Bande; sodann jene der Stadt Baden („Kellers Bild und Kreuz"), und die von Schiltach und Schappach im ersten, vom Mummel- und Wildsee im zweiten Bande.

Anm. des Herausg.

Schäze, die ein mißgünstiger Dämon hütet, bis etwa der Pflug des Landmanns sie erreicht und zu Tage fördert. Reich und gewaltig war diese Welt; aber die neue des christlichen Teutschen wurde herrlicher.

Wer weiß es nicht, wie die Klöster geblüht an Gelehrsamkeit und frommer Zucht? Wie die Ritter geglänzt an Ehre und Tapferkeit, ihre Frauen und Töchter an Schönheit und keuscher Sitte? Wer hat nicht von den Liedern gehört, die auf Burgen, an Fürstenhöfen, an Kaiserlagern, die Harfe des Sängers begleitete? Und von der prangenden Waffenkunst des Turniers, und von den kühnen Heldenthaten der Fahrten ins heilige Land? Ja, die Begeisterung für den Gekreuzigten, und seiner unbefleckten Mutter inbrünstige Verehrung — sie schufen eine Welt voll reinen, hocherhabenen, wunderherrlichen Lebens!

Aber der Böse, mit den gestürzten Göttern und Genien der alten Welt, vergiftete dies Leben bald genug. Sie schlichen umher nach Opfern ihrer Rache. Da vergaß ein Mönch sich in den frevlerischen Gelüsten geheimer Wissenschaft [7]), ein anderer dort mit der gottgeweihten Schwester in den Fesseln unreiner Liebe [8]), und büßte dann dafür auf dem Scheiterhaufen oder lebendig eingemauert, oder stürzte sich herab von der Felsspize in den wogenden Strom! Noch bezeichnet schauerliches Gestöhn zur Mitternachtsstunde die Todesstätten dieser Verführten.

Es überschüttete der Böse die Klöster mit der Fülle des Reichthums, auf daß er sie ablocke von der Dornenbahn strenger Zucht auf den schlüpfrigen Weg der Ueppigkeit. Uebermüthige, schwelgerische Aebte, führten sie nicht das blutige Schwert, statt des friedlichen Krummstabs? Haben sie nicht zerstört, gesengt

---

7) Siehe z. B. Berthold Schwarz, S. 374 dieses Bandes.

8) Siehe z. B. die Sagen vom Höllenbacken, S. 172, und Nonnenmattweiher, S. 237 dieses Bandes u. Die Tiefenau, im zweiten Bande u.

Anm. des Herausg.

und gebrannt, anstatt auferbaut und gesegnet? Und wie der Hirt, so die Heerde. Wie manches Kloster, reichbegütert in den vaterländischen Gauen, lud Sünden auf Sünden und sank von seinem Reichthum in Armuth und Verachtung! Jetzt liegen die Trümmer dieser einst geheiligten Mauern verödet unter Disteln und Dornen, und wenn die Nacht ihren schwarzen Schleier über sie ausgebreitet hat, erheben sich die Geister jener Aebte und Mönche aus den verschütteten Grüften und wandeln ewig büßend über den Schauplatz ihrer Freoel und Verbrechen hin [9]).

Von den Klosterzellen aber schlich der Böse auf die Burgen der Ritter, in die Schlösser der Fürsten. Er fand Eingang leider, fast überall. An wie manche dieser stolzen, kühnen Bauten klebte das Blut und der Schweiß des armen, gepeinigten Volkes! Habt ihr nie die Ketten gesehen mit den vermoderten Knochen in aufgegrabenen Burgverliessen, wo einst die gefangene Unschuld verkümmerte? Oder nie die blutbesprizte Stelle, wo die verfolgte Jungfrau, freiwillig herabgestürzt in die rettende Tiefe, ihren Geist verhauchte?

Ja, von Sünden und Lastern genug sind diese Burgen und Schlösser Zeuge gewesen. Noch sucht der Schatzgräber die Stellen auf, wo einst ein hartherziger Burgherr den Raub von Wittwen und Waisen in eiserner Kiste unter das Erdreich seines Kellers verbarg. Noch zeigt man die dunkle Hohlgasse, wo einst der freche Junker mit seinen Gesellen auf Beute gelauert [10]). Keine Gegend könnt ihr nennen in unserem schönen Heimathlande, wo die Hand des Landmanns dem Wanderer nicht von einem Raubschlosse die Trümmer weist. Und überall in finsterer Mitternacht gehen sie noch um, die Burggeister, denen der strafende Himmel keine Ruhe des Grabes gönnt.

---

9) Siehe z. B. die Sage von den Mönchen zu Bettenau; Uhland's „Das verfunkene Kloster" u. im zweiten Bande dieses Werkes.

10) Siehe z. B. die Sagen vom Falkenstein. S. 109 dieses Bandes, und anderer.

Anm. des Herausg.

Und die zarte, keusche, milde Frauenwelt in den Burgen und Schlössern? Den Ruhm der Sittsamkeit, der Frömmigkeit, der Treue, der Armenpflege hatten Frauen und Töchter in reichem Maß erworben, und er hatte sie verklärt wie ein Heiligenschein. Aber wie bald verblendete der eitle Stolz das junge Gemüth der Maid, wie bald der süße Reiz verbotener Liebe das Herz des Weibes! Vom Hunger verzehrt flehte der Arme — vergeblich, er ward mit Hunden von der Pforte getrieben. Und fand nicht der gläubige Ritter, heimgekehrt vom fröhlichen Waidwerk, sein Gemahl, zum Entsetzen — in des Buhlen Arm? Traf nicht der gläubige Ritter, zurückgekehrt von den Mühen der langen Kreuzfahrt — einen neuen Herrn seines Weibes, oder statt des eigenen Bluts, einen Bastarden, auf der heimischen Burg? Noch kennt der Landmann die Stelle, wo das treulose Weib, getroffen vom Schlage der rächenden Hand, jammervoll unterging [11]).

So war auch diese Welt, die einst hochbelobte und herrliche der Klöster und Burgen, dahin gesunken in ein trauriges, schmachbedecktes Verderben. Aber eine neue hatte sich jetzt aufgethan, eine reiche, kräftige, strebende — die Welt der Städte. Diese, oft das Asyl des gedrückten, gehezten Landmanns, immer die Freistätten des Handels, des Gewerbes, der Wissenschaft, der Kunst, die Vesten des Rechts und der Freiheit — erzogen Bürger, welche stolz neben dem Ritter stunden, Männer, welche ruhmvoll kämpften für die geliebte Heimath auf dem Felde der Schlacht, wie im Rathe der Fürsten. Muth und Fleiß, sie belohnten sich auch hier [12]).

---

11) Siehe z. B. die Sage von der Frau von Botenstein, das Edelfrauenbuch ꝛc. im 2. Bande dieses Werkes.

12) Unser Buch enthält zahlreiche Sagen von den Ursprüngen Badischer Städte, von tapferen Thaten ihrer Bürger, (z. B. „der Fleischer von Constanz, Freiherr von Fahnenberg im ersten Bde. „Die vierhundert Pforzheimer" ꝛc. im zweiten Bde. ꝛc.) von originellen Charakterzügen ihrer Bewohner; von derben Kerngesellen, (wie z. B. Romaias) u. s. w.

Anm. des Herausg.

Was Prälat und Ritter seit Jahrhunderten eingebüßt, das gewannen die Städte.

Auch den teutschen Städten, wie vielen, wie herrlichen im schönen Rheinthal! auch ihnen lächelte Merkur, wie einst den keltischen und römischen. Ihre Schätze häuften sich, aber verblendet dadurch vergaßen sie ihrer Brüder — des Landvolks, welches im Joche der Knechtschaft schmachtete. Der Böse verschloß ihr Herz — der wimmernde Klagelaut des Armen, er erscholl vergeblich. Da drückte die Verzweiflung dem Verlassenen das Schwert, die Brandfackel in die Faust — und durch ganz Teutschland wälzte sich eine schwere, schwarze, verderbenschwangere Wolke des Aufruhrs!

Wo am Rheine ist ein Gau, dessen Bewohner dir nicht zu erzählen weiß von den Gräueln des Bauernkriegs? Da und dort zeigt man die Trümmer noch von einst stolzen Burgen, welche durch die Faust der Empörung in Schutt und Asche versunken. Und noch traurigere Stellen — wo der arme Besiegte seine Verzweiflung büßte unter dem Henkerschwert.

Und die Frucht dieses Sieges — war es eine bessere, friedlichere Zeit? Der Böse grinzte höhnisch über den Schauplaz des Menschentreibens hin, und unsere schöne Heimath ward ein Tummelplaz räuberischen, mordbrennerischen Gesindels. Der obdachlose Zigeuner, der gardende Landsknecht, der fahrende Adept, der hausirende Krämer, alle im Dienste des Bösen, und ausgerüstet mit höllischen Kräften und Künsten, trieben da ihr heillos Spiel.

Noch mehr aber übte Satan seine Tücke. Zu Mädchen und Frauen schlich er und lockte die Bethörten in seinen Bund. Da, bei stürmischen Nächten, auf Besen reitend, mit gelöstem Haar und Gewand, flogen sie hinauf, wo die Orgie raste — nach des Blocksbergs qualmender Kuppe! Und gesättigt alsdann von diabolischen Genüssen, kehrten sie heim, um den

Brei zu kochen, der mit Sturm und Hagel des Landmanns Hoffnung darnieder schlug — die blühende Saat, die sprossende Rebe.

Aber das Volk schrie Rache über den verderbenschwangern Herenzauber. Der Folterstuhl erpreßte die Geständnisse des teuflischen Bundes, und nun fort zur Strafe mit den armen Besessenen, die der Böse zu Werkzeugen seines Menschenhasses gemacht — zur unerbittlichen Strafe! Da loderten durch alle Gaue der Heimath die Scheiterhaufen, um halbentseelte, folterbrüchige Leiber zu verzehren [13]).

Endlich schmetterte durch das Prasseln dieser Sanbenito-Flammen hindurch, die Trompete des schwedischen Reiters. Eine andere Mordgeschichte rollte sich auf. Vom wilden Heere des Schweden erzählt das Landvolk noch mit Grausen, und vom Schwedenkrieg und Schwedentrunk [14]). Der Böse hatte sein Meisterstück vollbracht; es schließt sich damit die heimische Sagenwelt, welche mit den Werken guter segenbringender Götter und Genien so herrlich begonnen.

---

13) Herenthürme findet man noch in mehreren unserer Städte, z. B. in Burkheim, Bühl, ꝛc. und Herensagen überall in Menge.

14) Siehe z. B. die Schwedensagen im Albgau, in der Baar ꝛc.

Anm. des Herausg.

Bodensee.

Die Schöpfung des Bodensee's.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem schöpfrischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt:
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In See'n sich schloß der Wasser Schatz:

Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoos,
Da brach der Strom im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geist getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hochausgebreitet
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des ersten Sabbaths Ruhe schlief,
Ließ sich der Bote Gottes schauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da scholl gleich donnernden Posaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es bebten Erd' und Fluth mit Staunen,
Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Gesegnet bist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß, nur stolz einher!
Ihr hüllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn — der Mensch, erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Thier;
Dann herrscht ein Fremdling stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Eröffnet Straßen, baut ein Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und schleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug' an's Ufer her;
Er hat noch Nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer;
Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten senden,
Die sagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern seinen Thron.

Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.

Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segensreiches Feld!
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwer beladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Hafen ein.

Und Die des Höchsten Kreuz tragen,
Statthalter seiner Königsmacht —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir;
Du bist das Herz der Welt geworden,
O rand, und aller Völker Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zwei Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob:
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth,
Und deine grünen Ufer tranken
Von langvergossnem Bürgerblut.

Sei nur getreu! du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr an deinem Strand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch soll Genügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Beete,
Dein Netz soll voll von Fischen seyn,
Dein Volk nährt sich von eignem Brote,
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen;
Wohlan, vollende dein Geschick!"

Der Engel sprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe sich zu münden,
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwer arbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land,
Und was verheißen ward, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

Mathias Schmid.

Die Prinzessin vom Bodensee."

Es sah die Insel aus dem See,
Mit weißer Brust zur blauen Höh';
Sie spiegelt sich im Wellenbade,
Sie winkt hinüber zum Gestade:
„Mein ist des Sees Diamant,
Wer mag ihn holen sich im Land?"

Und wie er glänzt vom Söller her,
Macht jedes Herz die Liebe schwer:
„O Fürstenkind der Alemannen,
Wer darf dein schlankes Bild umspannen?"
Das darf die keusche Luft allein,
Der Wellen freher Silberschein.

Sie lächelt in das schöne Land:
„Wer freit die stolze Fürstinhand?
Mein ist der freie Inselhügel,
Mein dieses Meeres weiter Spiegel,
Mein ist der hohe Jugendleib;
Wo blüht umher ein reicher Weib?" —

Der See umwallt sie meilenweit,
Und höhnt der Freier heißes Leid.
Da reitet von den Alpenhöhen
Ein welscher Graf, sie zu erflehen.
Als Bote zieht sein Hund voraus,
Er schwimmet zu der Fürstin Haus.

Er beut ihr dar den Liebesbrief:
„Sind deine Wellen trügisch tief,
Und kannst du treu und tiefer lieben,
So rüst' ich dir die Barke drüben,
Die hole dich zum Land so hold,
Zum Marmerschloß voll Lust und Gold!"

Sie knüpft ihr Wort dem Boten an:
„Dein Leib sey deiner Hoffnung Kahn,

Dein Segel sey die Lieb' alleine,
Dann will ich folgen als die Deine." —
Er reitet fort mit Spott und Schaam:
„Nimm einen Fisch zum Bräutigam!"

Eine Taube fliegt auf ihre Hand
Und beut ein flehend Busenband:
„Auf meinen grünen Schweizerauen
Laß uns die Bundeshütte bauen;
O komm zu mir, du Himmelslicht!
Ein treuer Herz beglückt du nicht!" —

Die Taube kehrt zum Alpensohn:
„Was sucht der Hirt den Fürstenlohn?
In meinen grünen Wellengründen
Magst du die Bundeshütte finden." —
Da sinkt er in den tiefen See,
Mit seiner Liebe tiefem Weh. —

Es lagert im verheerten Feld
Ein Werber neu, der Frankenheld:
„Ich habe ihrer Väter Marken,
Will nun im schönern Sieg erstarken.
Mein Edelfalke trage hin
Den Brautring meiner Königin!"

Hoch schwebt der Falk und unsichtbar,
Was schimmert durch die Luft so klar?
Es fällt mit summen Siegergrüßen
Ein Demantring zu ihren Füßen;
Sie steckt ihn sinnend an die Hand
Und schaut erröthend nach dem Strand.

Dann kränzt sie ihren Ahnensaal
Und füllt den gastlichen Pokal;
Sie läßt den Pfad voll Blumen säen,
Die Thore auseinandergehen;
Sie steht im bräutlichen Talar,
Den Myrthenzweig im blonden Haar.

Und dort beschwört den See der Held:
„Besitzen will ich ihre Welt!
Sey mein, du freies Reich der Wellen!
Ihr sollt euch meiner Liebe stellen,
Versäumt die Unterthanenpflicht,
Ihr hellen Geister, drauten nicht!“

Er schickt sich rasch zur Reise an,
Und furcht der Wogen klaren Plan,
Da summt und quillt es aus den Tiefen,
Als eh ihn Geisterstimmen riefen.
Er bannt sie mächtig aus der Gruft,
Denn dreien ist, die ihn beruft.

Die Geister heben ihn empor;
Er tritt, den Blick voll Liebe, vor.
Er schreitet auf den Blumenwegen
Der Herrin durch das Thor entgegen.
Sie reicht ihm des Willkommens Trank
Und küßt vom Mund der Liebe Dank.

Sie blüh'n, ein friedlich Fürstenhaus,
Das dehnt sein Reich in Liebe aus. —
Die Wassergeister mit den Grotten,
Die Burgen und die Heldenflotten,
Die Insel, ihres Namens Klang, —
Verschwanden längst im Zeiten Drang.

Georg Rapp

[1]) Als die Bewerber um die Hand der lieblichen allemanischen Prinzessin, als welche hier der Bodensee mit seinen umliegenden Gauen allegorisch dargestellt wird, denkt sich der Dichter wahrscheinlich unter dem welschen Grafen die Römer, unter dem Alpensohne die Helvetier, und unter dem Frankenheiren das Haus der jetzigen Herrscher.

Conradin am See.[1]

Kaum ist der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See[2]), es blüht der Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein sinnend Auge, wellenblau,
Der Leyer, die er schlägt, entschwellen
Gesänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
Ihn kümmert nichts, als Liebesnoth.

Und wenn er Minne sich errungen,
So holt er sich dazu den Ruhm,
Und herrscht, vom Lorbeerkranz umschlungen,
In seiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du stehst im schwanken Kahne,
So rufet dich ein schwanker Thron,
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaßner, armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh' du's nur geglaubt,
Die Krone sitzt auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsstimme,
Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland!
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne selig Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe;
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an diesen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude satt gen Himmel schwebt!

Was ist's? Er läßt die Leyer fallen,
Er springt an's Ufer, greift zum Schwert;
O seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen —
Und wandelt auf das — Blutgerüst.

Was willst du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, seebespültes Land?
Was willst du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willst du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr wart geschmückt zu Freud' und Wonne,
Dem letzten Staufen dientet ihr:
Verhüllet euch, o Erd' und Sonne!
Denn es ist aus mit eurer Zier!

[illegible]

[1]) Vom herrlichen Stamme der Hohenstaufen war zuletzt nur noch ein schwaches Reis übrig: Friedrichs II., des größten Kaisers Enkel, Konrads IV. Sohn: Conradin, den ihm Elisabeth von Bayern, die Schwester Herzogs Ludwig des Strengen, zu Landshut geboren hatte. Mit dem Titel „König in Jerusalem und Sicilien und Herzog in Schwaben"

erwuchs er länderlos am Hofe der Herzoge von Bayern, indessen Fürsten und Reichsvasallen dem reichen Richard von Cornwallis*, Bruder des Königs von England, zu Worms huldigten, der zugleich mit Kaiser Philipps Enkel, Alphons von Castilien, die gierigen Hände nach Schwaben ausstreckte (1259 n. Ch.). Erst als die Beiden, doch nur Schattenkönige, vom Schauplatz abgetreten waren (1260), erhoben sich die Freunde der Staufen wieder und einige echt teutsch Gesinnte faßten nochmals den Gedanken, den letzten Hohenstaufen auf den Thron zu setzen. Vergebens schleuderte Papst Urban Verbote und Gegenerklärungen. Eberhard Truchseß von Waldburg, Bischof von Constanz, hatte sich erkühnt, die Vormundschaft und den Schutz Conradins zu übernehmen. Mit kleinem Gefolge war der eilfjährige Knabe in sein väterliches Erbe gekommen. Seine Freunde hatten ihn zu Ulm und Rotweil Fürstentage halten lassen. Dann lebte er einige Zeit in Ravensburg und stieg endlich herab an die Ufer des Bodensees. Zeitgenossen schildern ihn als einen lieblichen und wunderschönen Jüngling von gebildeter Erziehung und der lateinischen Sprache so kundig, daß er sich aufs Vollkommenste darin auszudrücken wußte.

Seinen edeln Geist entwickelte das tragische Schicksal seines Hauses, die Freundschaft, die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den blühenden Ufern des Sees tief empfand, und welche ihn vielleicht hier zu den, Jugendlust und doch ahnungsvolle Trauer athmenden Frühlingsgesängen in seiner schwäbischen Muttersprache begeisterten, wie wir sie gleich zu Anfange die Manesse'sche Minneliedersammlung schmücken sehen.

So zog er in seinem väterlichen Herzogthum umher, um aus den Trümmern des Hohenstaufischen Erbes Mittel zu seinem italienischen Kriegszuge zu sammeln. In Arbon, dicht am Gestade des See's, verlebte er ein halbes Jahr und verlieh, „wegen der langen Gegenwart Unsrer Diener und Unsrer Hoheit," den Bürgern das Gericht und den Blutbann. Armer Conradin! was für süße Hoffnungen sprießten damals in deiner jungen Brust auf, als du um diese Zeit, bei der kleinen Stadt Engen im Hegau, dem Grafen Rudolf von Habsburg die Anwartschaft auf die Kyburgischen Reichslehen gabst, „wenn du erwählt und ernannt, die höchste Stufe, den Thron des römischen Reichs erstiegen haben würdest!" Diesem Rudolf, der wenig Jahre nachher, auf dem Schutte der Hohenstaufen, sich und seinem Hause einen länger dauernden Thron errichtete; aber die Stufen, die du erstiegst, königlicher Jüngling, führten dich zu dem Mordblocke, auf welchem dein edles Haupt fiel!

(Aus der Freiherrn von Lichtberg's Vaterland, II. S. 89.)

*) Das Blühen des See's hat derselbe wohl mit mehreren Landseen gemein. Im März sind nämlich oft ganze Strecken seines Wassers mit einem gelben Staube bestreut, der sich bald schleimig zusammenhängt, und erst nach tagelangem Umherschwimmen verschwindet. Diese Irrsche-

nung kann nicht vom Blühen der Wasserpflanzen herrühren, da der See deren nur wenige hat; es ist vielmehr nichts anderes, als der männliche Samenstaub der an den Ufern wachsenden Obst- und Waldbäume.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee und das Rheinthal u.")

Friedrich Otto, der Elsäßische Dichter, besingt dies Blühen wie folgt:

Wenn von dem Himmel nieder die Abenddämmrung steigt
Und sich das Haupt der Blume zu sanftem Schlummer neigt,

Da fängt, wenn Alles feiert, wenn Schiffer ruht und Kahn,
Im See ein andres Leben, ein andres Blühen an.

Die Welle, die so fröhlich das Ufer erst bespült,
Sie legt sich leise nieder, vom Abendwind gekühlt.

Und dunkle Purpurröthe steigt aus der Tiefe Quell
Und macht die Seefluth glänzen gleich einer Rose hell.

Gleich einer Rose duftig, von zart gewohnem Schein,
Es strahlen die Zauberfarben weit in die Nacht hinein.

— Das ist ein Werk der Feyen tief in des Wassers Grund;
Die treiben da ihr Wesen in stiller Abendstund'.

Beim hellen Sonnenschimmer kann nicht ihr Werk gedeih'n,
Der Mond in stillen Nächten begünstigt sie allein.

Da springen auf die Pforten des Schlosses von Krystall,
Es geben sich aus den Tiefen die leichten Wesen all;

Laut jubeln sie und schlingen den Reigen strandentlang
Und freuen sich des Zaubers, der ihnen gut gelang;

Kaum aber ruft den Morgen der muntre Wächter an,
Da fängt die schimmernde Rose sich zu entfärben an;

Und wenn der Alpen Stirne im Morgenstrahl erglüht,
Da feiern die Nixen wieder, da ist der See verblüht.

(Siehe Gedichte von Friedrich Otto. Basel, 1843. Schweighauser. S. 157.)

Der Reiter und der Bodensee.[1]

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf's Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er treibet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Will heut noch erreichen den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd' in den sichern Kahn
Will drüben noch landen vor Nacht er an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Rosse feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Weit sieht er sich dehnen das Schneegewand.

Weit hinter ihm schwindet so Dorf wie Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So fliegt er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andere Laute vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht denn das Wasser? wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, — wie weit mag's seyn?"

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich sprach', aus dem Nachen stiegest du.""

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"

Da reckt die Magd die Arm in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!

„An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

„Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

„Du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?" —

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückicliger Mann, ja, segne du dich!

„Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinset noch die Gefahr.

Es sieht sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Im Geist versinkt er im schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerte, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein — trocken Grab.

Walter Schmid.

*) Bekanntlich ist der Bodensee, bei all seiner großen Tiefe, schon mehrmals in strengen Wintern gänzlich zugefroren. Man berichtet solches von den Jahren 1277, 1435, 1560, 1573, 1587, 1695, 1788 und 1830.

Diese Gelegenheiten benützte man oft zu ausgedehnten Lustpartieen auf dem Eise; so hielten 1573 zweihundert Constanzer Bürger zu Fuß und zu Pferd die Aschermittwochschlacht auf dem See. Im Jahr 1695 gab die Stadt Arbon ein Freischießen auf demselben. Auch im Jahr 1830 fanden mehrere Belustigungen darauf Statt; Krämerbuden, Schenkzelte waren aufgeschlagen, Musikbanden spielten auf, Kegel wurden geschoben und eine Menge Leute lustwandelten sorglos auf der glatten Fläche hin und her.

Constanz.

Petershausen.

Graf Gero von Montfort.[1]

Von Montfort war's der greise Graf,
Gesättigt von dem Leben,
Der sah den blauen See im Schlaf,
Und stille Nähne schweben,
Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh';
Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da rust er seine Knechte,
Hat sie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abschied vom Geschlechte,
Verläßt die Herrschaft und das Schloß,
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er sausen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heiligen Petershausen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie sein Herz von Sehnsucht schwell!

Sanct Peters Haus, die stille Statt,
Von Wellen leis bespült,
Sein Geist sich ausersehen hat
Vom Ird'schen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen;
Wohl bringt dem Kloster das Gewinn
Sie stoßen ab vom Hafen.
Schon schwimmt das Schiff auf blauer Fluth —
Wie wird dem Greise da zu Muth!

Er spricht gerührt: „O fühltet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes*) Riff
Geboren ward ich einst im Schiff.

„Und wenn ich in dem Nachen drin
So sanft geschaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Als ruht' ich in der Wiege;
Die Mutter lispelt in mein Ohr
Und singt ein Schlummerlied mir vor."

Derweil sie segeln frisch nach vorn,
Da übermannt's den Grafen;
Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu schlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüberzieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das süße Wiegenlied

*) Horn heißt am Bodenser so viel als Landzunge.

So hell in seinen Ohren;
Er schlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie so tief ich schlief!“

Er schließt die Augen wieder zu,
Noch tiefer fortzuschlafen:
Steh, Nachen, still! nicht eile du!
Dein Gast ist schon im Hafen.
Der Abt zu seinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Trost versieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauscht die Fluth, die einst ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
In süßem Frieden, frei von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

Gustav Schwab.

*) Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig und Herr von Pfullendorf, beschloß im höheren Alter, der Welt zu entsagen und in dem Kloster Petershausen dem Himmel zu leben. Voll Sehnsucht nach dieser Ruhestätte entdeckte er am See, auf einer Reise begriffen, sein Vorhaben dem Abte jenes Klosters; setzte sich mit ihm zu Schiffe und segelte dem Hafen zu; aber ihn sollte noch eine stillere Ruhestätte aufnehmen. Er ward noch auf der Fahrt schwer krank; und an der schmalen Landzunge, die unweit Constanz sich in's Wasser streckt und schon damals das Eich Horn hieß, starb der Greis im Schiffe, das jetzt den Todten wiegte, wie es einst den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu Schiff auf dem Bodensee geboren. Seine Hülle ward an der Stätte seiner Sehnsucht, zu Petershausen, bestattet.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.“)

Tegelstein.

Auf der Burg Tegelstein am Bodensee lebte einst eine reiche Wittwe, Anna von Tegelstein, mit ihrem Sohne und drei Töchtern. Sie war eine überaus stolze Frau und gönnte den Armen kaum die Luft und das Brod. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächterin aus der Gegend, in Trauer ge-

kleidet und sprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, gestern ist meine einzige Tochter gestorben; sie war erst achtzehn Jahre alt und die Freude meines Lebens. Nun möcht ich gern um ihre schwarzen Locken einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie doch eine Braut des Himmels geworden. Vergönnt mir, daß ich welche in Eurem Schloßgarten breche, wo sie so schön und reichlich blühen!" — „Was da!" — fuhr sie die stolze Frau an — „einen Kranz von Nesseln magst du für dein Mädel binden! Rosen geziemen sich nicht für so gemeines Volk; die sind nur für unsers Gleichen!" „Nun," — versetzte mit feierlichem Tone und einem klagenden Blicke zum Himmel die arme Pächterin — „so mögen denn Eure Rosen zu Todtenkränzen für Eure Töchter werden!" — und verließ das Schloß. Aber ihren Wunsch hatte Gott vernommen. Noch vor Ablauf eines Jahres starben alle drei Töchter der Edelfrau, und jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Rosen aus dem Burggarten. Und so lange das Geschlecht der Tegelsteiner*) blühte, sah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, den Geist der hochmüthigen Frau Anna um Mitternacht im Schloßgarten sitzen und einen Kranz von weißen Rosen flechten.

(Aus M. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.)

*) Wo ihr Schloß am Bodensee liegt oder lag, habe ich nirgends auffinden können; vielleicht ist Tegelstein nur ein willkürlich ersonnener Name, wie eben in Bezug auf Lokalitäten H. Aloys Schreiber es nicht besonders strenge zu nehmen pflegte. Der Herausgeber.

Auszüge aus Speth: „Constantinische dreibogige Ehrenporte etc." Constanz 1733 bei Conrad Waibel.

Constanz's Ursprung.

Der Syndicus Dr. J. F. Speth beginnt seine unter dem Titel „Der in der Constantinisch-dreybogigen Ehren, porte Constantzisch- mit dreifachem Ruhm prangend- Glor-Sieg- und Ehr-reiche Creutz-Schild. Oder Dreitheilige Beschreibung der, nach Alter Red-Arth Beständig in der That, Edlen, Vöst- und Ehrsamen Stadt Constantz, ꝛc. ꝛc. erschienene Geschichte von Constanz folgendermaßen:

„Es ist zwar freylich kein Kinderspihl, wann ein altes Weib tanzet! Allein wann ein alter Mann nicht von älteren Sachen, als er selber ist, zu reden weiß! so stehet er gleichsamb noch in Kinder-Schuechen, dann, wie Cicero de orat. perf. recht und wohl gesprochen, „nescire, quid ante te actum sit, est quasi semper puerum esse." —

Hierauf beweist unser geschmackvoller Chronist durch Citate aus Gabriel Buccelinus Descript. Constant. und anderen Quellen, „daß die Stadt Constanz ihre erste Aufferbauung urspringlich von des Noë Enklen nicht lange Zeit nach dem Sündfluß und allgemeinen Welt-Ueberschwämmung herleiten, folglich einer weit älteren Herkunft, als die sonst älteste Städte in teutschen Landen, sich rühmen möge ꝛc." „Genug ist es," — fährt Dr. Speth, (Seite 7) fort — „daß die Stadt Constanz bereits schon in dem Jahr nach Erschaffung der Welt 3820, von denen benachbart-Allemanischen Völckeren, Harudes genannt, nicht nur den Namen „Harudopolis" getragen, sondern auch von dem negst-anligent-, damals sogenandt Moësischen See (Bodensee) „Moësopolis," und ferners von dem Röm. Heers-Führer Valerio eine geraume Zeit lang „Valeria," alsdann aber „Vitodurum," auch „Gannodurum" und endlich von einer auff der negst angelegenen Insul deß Rheins, nach einer von denen Römern zur Erhaltung deß eroberten Volcks und Lands erbauten Burg, worinnen die Römische Landpfleger residierten und der H. Pelagius seiner Zeit gefangen lag, „Rider- oder Wasser-Burg" benamset worden, welchen Namen sie nebst dem Schild oder Wappen, welches eine Burg vorstellte, so lang behalten, bis der Römische Kayser Flavius Constantius, mit dem Bey-Namen Chlorus, im Jahr n. C. G. 297 wider die aufgestandene Teutsche, so damahlen gegen die Römer sich empöret und die Stadt Constanz oder noch sogenandte Stadt Riderburg nebst der umliegendten Landschafft Allemannia dazumahls erschröcklich verberget hatten, einen herrlichen Sieg allernegst bei der Stadt Constanz erfochten, in welchem 60 biß 70,000 Teutsche auff dem Platz gebliben, und lange Zeit hernach die Felder mit Todten-Cörperen also angebauffet waren, daß von denselben die Erden, wie mit einem Schnee bedeckt, und in späteren Zeiten sowohl in der Petershauser Vorstadt, als in dem Ziegel-

graben zu Constanz eine große Menge zerbauener Haupt-Schidelen und Menschen-Gebeiner in Nachgrabung zu denen Fundamenten, sammt einigen Römischen, des Kapsers Constantii Regierung andeutenden Müntzen, gefunden wurden. Derohalben ist zu ewiger Gedächtnuß dises Siegs, und in Ansehung der so rar- als annemlichen Orths-Situation auff die Rudera der von denen Teutschen zerbrochenen uralten Stadt Amtodurum (das ist anjetzo Constanz) von Constantius nicht nur eine neue Römische Reichs-Stadt gebauet, sondern auch dieselbe mit eingeführter Colonia einiger auserleßenen edlen Römeren besetzet, und nach seinem Namen Constantia genennet worden."

Den Grundstein zum Dome dieser Stadt soll Kaiser Karl der Große gelegt haben. Dr. Speth.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts starb zu Reidingen der deutsche König Carl der Dicke, der für Constanz mit besonderer Vorliebe eingenommen war und öfters in dieser Stadt oder auf der Insel Reichenau sein Hoflager aufschlug, in welcher letzteren er auch begraben liegt. Der Chronikschreiber Bucelinus meldet, Carls Leichnam sey von Reidingen (an der Donau) aus, von vom Himmel herabgeschwebten Lichtern bis in die Reichenau begleitet worden. Dr. Speth.

Der heilige Conrad und die Giftspinne.

Dieser H. Conrad, ein „gebohrner Graf von Altdorf," — erzählt Dr. Speth in seiner Chronick, — wurde im J. 938 n. C. G. zum Bischof von Constanz erwählt. Die Stadt hat ihm viele Schenkungen und wohlthätige Stiftungen, z. B. das St. Conrads-Armenspital, die Pfarrkirche zu St. Paul, die Nachbildung des heiligen Grabes in der Domkirche rc. zu verdanken. — „Wie Pet. Canisius in Martyrologio schreibet, ist dieser heilige Mann öffters mit truckenen Füssen über den Bodensee gegangen; er weißsagte künftige Dinge mit Prophetischem Geiste, würkte viele Wunderzeichen sowohl im Leben, als nach dem Todt und konnte vergifftetes Wesen ohne einigen Schaden oder Verletzung genießen; gestalten dann, als einstmals an

dem Heiligen Ostertag inwährender Celebrierung deß in der Thomb-Kirche zu Constanz gehaltenen Ambts der H. Meß eine abscheuliche Gifft-Spinne unversehens von oben herab in das Heilige Blut, nach dessen Consecration, gefallen, Er dasselbe sambt der Spinnen zu sich nahme, vor der Mittags-Mahlzeit aber, da Er bereitbs zu Tische sasse, und das Haubt auff beyde Hände eine gute Weil unterstützend, zu denen eine Ihme anstossende Unpäßlichkeit besorgenden Dieneren vermeldete, daß sie sich seinetwegen nicht bekümmeren sollten, indeme Er allein eines Gasts erwarte; worauff die vorangeregtermaßen genossene Gifft-Spinn unversehrt und lebendig Ihme auß dem Hals hervorkroche, worauf Er Gott Lob und Dank sagte, annebens denen Dienern erst den Verlauff und was Ihme begegnet, eröffnete."

Anno Christi 1294 erbauten Bischof Heinrich und der Reichsvogt Albrecht, die Gebrüder von Klingenberg, ein Haus, fünf Stockwerke hoch, zu welchem, nachdem es vom Boden an fertig dastand, auf eine unbegreifliche Weise hintennach erst das Fundament unterlegt wurde. D. Speth.

Anno Christi 1349 steckte ein in der sog. Mordgasse*) zu Constanz wohnender getaufter Jude, welcher aus Furcht der Feuerstrafe, wegen der seinen ehemaligen Glaubensgenossen zur Last gelegten Brunnenvergiftung, im vorigen Jahre zur christlichen Religion übergetreten war, aus freien Stücken und geflissentlich sein eigenes Haus in Brand und rief, während ihn und seine zwei Kinder die Flammen umloderten, zum Fenster hinaus, er habe sich entschlossen, als ein frommer Jude zu sterben. Sein Haus steckte mit rasch um sich greifender Brunst die Nebengebäude an, und es wurden in kurzer Zeit bei vierzig Bürgerhäuser vom Feuer verzehrt. So erzählt Stumphius pag. 340. D. Speth.

*) Diese Gasse hat ihren Namen von der, auf das Gerücht von dem Verkaufe der heiligen Hostie an Juden (Siehe S. 22) dort stattgefundenen Niedermetzlung.

Die Hand an Christi Nase.

„Anno Christi 1384 giengen etliche arme Knaben aus der Constanzer Vorstadt Stadelhofen in den eine Stunde davon entfernten Bernrainischen Wald, um Abfallholz zu lesen, und als sie nun mit den gesammelten Reisigbündeln bei dem auf der Bernrainer Höhe stehenden Christuskreuz ausruhen wollten, griff der Muthwilligste unter ihnen, Namens Schappeler, dem Bilde unsers Heilands unter die Nase und sprach mit spöttischen Gebärden: „Herr Gott, laß dir die Nase schneutzen, so küß ich dich desto lieber!" worauf ihm augenblicklich die Hand erstarrte und also fest an der Nase des Christusbildes angeheftet blieb, daß er unbeweglich mit aufgestrecktem Arme allda stehen mußte. Voll Entsetzen eilten die anderen Kinder in die Stadt zurück und erzählten es den Leuten; worauf sogleich eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Personen sich in Prozession an jenen Ort verfügte und Gott den Allmächtigen um Gnade und Barmherzigkeit anrief, bis die Hand des Knaben sich wieder von der Nase des Bildes ablöste. Trotz dieser fürchterlichen Warnung aber blieb der Junge so gottlos und leichtfertig wie vor, namentlich war ihm das Fluchen und Lästern so zur zweiten Natur geworden, daß ihm zwei Jahre später, durch Urtheil des Stadt-Magistrats, die Zunge aus dem Hals geschnitten wurde. Das wunderbare Christusbild aber ist noch heutigen Tags (1733) in der zum Andenken dieser Begebenheit, auf städtische Kosten, auf dem Bernrainer Hügel, erbauten Kirche zu sehen und wird von zahlreichen Kranken und Nothleidenden, an denen es fortwährend Wunder thut, besucht und verehrt."

Dr. Speth.

Eine Wundergeschichte von vier Gerbern.

Anno Domini 1290 an unser Frauen Tag zur Abendzeit, da waren vier Ledergerber von Stadelhofen außerhalb der Stadt Constanz Ringmauern; die waren also trunken in der Stadt worden, daß sie alle vier in den Galgenbrunnen fielen, der da vor St. Pauls Kirchen stund, keine Einfassung hatte und über 25 Schuh tief war. Der eine hieß Jakob Langwiler, der andre war sein Sohn, der dritte sein Tochtermann und der vierte sein

Nachbar. Sie fielen alle ganz auf den Grund und übereinander auf den Eimer, ohne daß sich einer beschädigte, und wurden endlich von den auf ihr Geschrei herbeigeeilten Leuten herausgezogen.

(Mitgetheilt nach einer handschriftlichen Constanzer Chronik, von Julius Leichtlen im Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1825. S. 247.)

Eine ander Geschicht zuo Costanz beschechen.

Anno Domini 1293 do was ein Burger zuo Costanz, der was eines guoten Geschlechts, der hieß Heinrich am Grieß, der fieng sich selbst, und beschloß sich in sin eigen Hus; das Hus heißt das Gmal-Hus am obern Markt, und der schluog sin Wib und Kind und all sin Gsind us dem Hus, und er thät das darumb, dann sin Wib wollt ihn nit lassen noch vergunnen, das Hus zu verkosen, dann er hat es ihr zuvor versetzt, und beleib (blieb) also im Hus einig (allein), daß er darus nie kam in zweien Jahren und zechen (zehn) Wochen, und war (wurde) ihm in das Hus zu essen bracht, so aß er, und wenn man ihm nünt (nichts) bracht, so irret er (that er wie verwirrt) und aß nünt. Und hernach, do ihm von dem Wib erlaubt war, das Hus zu verkosen, do gieng er herus und verkoft es und gab das Hus um 30 Mark Silbers (etwa 700 fl. nach heutigem Werthe) und dasselbig verthät er gänzlich in zwei Jahren, und gieng darnach herumb und bettlet.

(Mitgetheilt aus einer handschriftlichen Constanzer Chronik, von Julius Leichtlen im Freiburger Wochenblatt 1825.)

Zur Geschichte der Judenverfolgung in Constanz.

Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts verbreitete sich in Constanz das Gerücht, ein Christ habe die heilige Hostie an Juden verkauft und eine fanatische Magd schrie: „Der Leib Christi wird von den Juden entsetzlich gemartert!" — Sogleich ergriff das rasende Volk die nächsten besten Hebräer und schlachtete sie mit dem Beile, wie Stiere; zwölf wurden verbrannt, zwölf in den Rhein geworfen. Einige vornehme Bürger von Con-

stanz hatten den Muth, sich der übrigen anzunehmen und sie zu retten. Man schalt sie von den Juden bestochen und der Geschichtschreiber erzählt, es sey ihnen im Leben nichts mehr geglückt und der Himmel habe ihre Vertheidigung der Verworfenen mit einem frühen Tode bestraft.

(Siehe Gustav Schwabs: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.")

Am Rhein bei Constanz.

Die Sonne sinket roth hinab,
Taucht blutigen Flammenschein
In's feuchte Wellengrab,
Dumpf rauscht der Rhein.

Die Weide seufzt im kalten Hauch
Des Abendwinds, vom Moor
Qualmt fahler Nebelrauch
Zur Höh' empor.

Was schäumst du an der Brücke auf,
O Strom, im Wirbeldrang?
Was braust dein wilder Lauf
Wie Hochgesang?

O wecke nicht die Helden dort,
Vergessen wie ihr Streit!
Wird einst zur That das Wort,
Dann ist es Zeit!

Was hemmst du deine rasche Flucht
So scheu am schilfigen Strand?
Erkennst du noch der Bucht
Befleckten Sand?

Enteil'! — Nicht Scheiterhaufenglut
Flammt prasselnd himmelan,
Nicht Asche stopft und Blut
Mehr deine Bahn!

Drum rausche hin, drückt manches Joch
Noch deinen Nacken schwer,
Eil' hin, bald schäumst du doch
In's freie Meer!

E. Kaiser.

Kaisers Wort, Gottes Wort.[1]

Was gilt ein Wort in dieser Zeit?
Das lohnte sich zu wissen,
Da sich die That in Worte breit
Recht fasrig hat verschlissen;
Ein Wort, ein Wort, sagt an, was gilts?
Kann man's noch brauchen statt des Schilds,
Vor Strolchen sich zu wehren?
Hei! redlich Wort
Find't schlechten Ort,
Man hälts nicht mehr in Ehren.

Da reiten Zwei, so frisch und frei,
Sie haben gut Vertrauen:
„Ein Kaiserwort, das hält wohl treu,
Darauf läßt sich wohl bauen?
Und ob die Pfaffheit uns bedräut,
Der Kaiser gab uns frei Geleit,
Der Kaiser wird's wohl halten.
Ein Kaiserwort
Ist guter Hort,
Wie Kaiser-Mantels Falten."

Zween Meister ihr aus Böhmerland,
Ihr solltet's besser wissen:
Ein's Mannes Wort zu Mannes Hand,
Das ist ein sichrer Kissen,
Kein Mann gab's, nur der Kaiser sprach's;
Hei! schmilzt sein Wort wie schnödes Wachs
Am Kirchenlicht der Pfaffen?
O freies Wort,
Du einz'ger Hort!
Wer wird dein Recht dir schaffen?

Zu Costnitz war ein heißer Tag,
Die Sonn' stand just im Krebsen;
Wohl mancher Pfaff bei Tafel lag
Oder gar bei seiner Kebsen.
Aus Böhmerland die Meister beid',
Sie lagen in gar tiefem Leid,
Von aller Welt verlassen;
Im dunkeln Thurm
Bei Molch und Wurm,
In eisernen Ringen sie saßen.

Ha! ist das auch ein frei Geleit,
Geleit zum Scheiterhaufen?
O Zeit des Worts, o böse Zeit,
Worein wird Gott dich taufen?
Er wird's in Feuer und dann in Blut;
Das alte Uebel heilt nicht gut,
Als nur durch's letzte Mittel.
Die Asch verstäubt,
Die Wahrheit bleibt
Und bleibt im Ketzerkittel.

Hei! was ein frommer Mummenschanz
Zu Costniz vor den Thoren!
Der Aberwitz hielt Wallfahrtstanz
Und schüttelte die Ohren.
Sie schwenkten manches Weihrauchfaß,
Sie räucherten ohn' Unterlaß,
Bis daß man den Himmel nicht kannte,
Bis lichterloh
Wie leeres Stroh
Des Kaisers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meister beid',
Wichen nicht von einander,
Sie hielten aus in Lauterkeit,
Zween treue Salamander.
Und als die Flamme höher fraß,
Bis sie an Hußens Herzen saß,

Als wie ein hungriger Geier,
Da sprach der Huß
Den Abschiedsgruß,
Das Flammenwort aus dem Feuer:

„Die Flamme frißt ein Kaiserwort,
Man weiß nicht, ob's gewesen;
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
In Flammen steht's zu lesen.
Mein Vaterland, du herrlich Land!
Was Kaiserwort, hast du erkannt,
Es hält nicht gar beständig.
Doch Gott ist treu,
Drum werde frei,
Gott macht die Todten lebendig!"

Und als der Leib in Asch' zerfiel,
Frei athmeten die Pfaffen;
Sie ließen drauf ein böses Spiel
Von Henkers Händen schaffen;
Der Henker nahm im frechen Raub
Des edlen Hußen heil'gen Staub
Und blies ihn nach allen vier Winden;
An keinem Ort —
Wie Kaisers Wort —
Sollt er sein's Bleibens finden.

Doch Vöglein kamen allerhand
Geschäftig hergeflogen,
Sie wuschen rein am Seees Strand
Die Flüglein in den Wogen,
Und stahlen weg des Märt'rers Staub
Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim unter den Flügeln.
Sie luden ihn ab
In ein großes Grab,
Umschanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo ist das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?

Es ist das ganze Böhmerland,
An Grabesruh zu kennen.
Ja, Freiheit ist zu Grab gebracht;
Da kam eine linde Majennacht,
Recht gut zur Leichenfeier.
Manch Knösplein stand
Im Böhmerland,
Und seine Blüthe ward theuer. ꝛc. ꝛc.

[illegible]

[1]) Ueber Huß sagt J. Bader in seiner „Badischen Landesgeschichte": Nach diesem glücklichen Erfolg (Gefangennehmung und Absetzung des Papstes Johann XXIII.) der Bemühungen des Kaisers und der Väter des Kirchenraths, geschah jetzt die Verurtheilung eines Mannes, dessen Scheiterhaufen ein unauslöschliches Brandmal in dem Andenken des Constanzer Conciliums zurückließ. Es war Johann Huß, (geboren am 6. Juli 1374 zu Hussinecz in Böhmen) Professor der Theologie an der Hochschule zu Prag, welchen der Papst als einen Ketzer mit dem Banne belegt und vor das Concilium zur Verantwortung seiner Irrlehren geladen hatte. Sein Verschulden aber war, daß der gelehrte, aufgeklärte und redliche Mann den Zerfall der christlichen Kirche, durch dessen allgemeine Anerkennung und Bedauerung eben dieses Concilium hervorgerufen worden, sich auf Ernstlichste zu Herzen nahm, die Ursachen dieses Verfalles erforschte, sie größtentheils in dem Oberhaupt und den Dienern der Kirche, in der Geistlichkeit selbst, fand, in deren Eigennutz und zügellosen Sitten, in dem Ablaßkram, in der Simonie, in dem Mißbrauch des Kirchenbannes und der päpstlichen Gewalt überhaupt, wie in dem blinden Glauben des Volkes an die Unfehlbarkeit des Papstes und an die vielen Heiligen, und daß er den Muth hatte, solche Mißbräuche und Irrthümer in öffentlichen Schriften zu beklagen und mit aller Kraft der Ueberzeugung zu bestreiten. Huß zählte schon viele Anhänger, und welcher wahrheitsliebende gute Kopf, mußte seinem heiligen Eifer nicht Beifall zunicken? Aber er hatte den allgewaltigen Stand der Geistlichkeit durch öffentliche Darstellung von dessen eben so unbegrenzten Anmaßungen als tiefem Sittenverderbnisse zu bitter beleidigt; eben dieselben Väter des Concils, welche laut nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern schrieen, warfen den edlen Reformator in's Gefängniß, ohngeachtet ihm der Kaiser in einem Geleitsbrief persönliche Sicherheit zugesagt hatte. — „Wir haben ihn" — heißt es darin — „in Unsern und des Reiches Schutz aufgenommen, und wollen, daß er nach Nothdurft kommen, bleiben und gehen möge ohn alle Gefährde, bei Ehre und Ansehen Unserer Majestät." — Allein Kaiser Siegismund war schwach genug, sich von dem Concilium überreden zu lassen, daß kein Eid gegen Ketzer bindend sey, also auch kein kaiserlicher Schirmbrief. So wurde dem Angeklagten auch das Recht der Vertheidigung versagt. Er sollte nur widerrufen. Und da er dies ohne Ueberführung seiner vermeintlichen Irr-

thümer nicht that, verdammten ihn die Väter als einen verstockten Ketzer zum Flammentode und opferten (am 6. Juli 1415) sein schuldloses Leben ihrer Verblendung und ihren gefährdeten Interessen.

(Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 336. ff.)

Johann Huß.

Zu Costnitz, wo der alte Münster
In's Frühroth seine Glocken schwang,
Da ballt im Thurme bang und finster
Des Armensünderglöckleins Klang.
Ein Scheiterhaufen ist geschichtet
Und in den Herzen loht der Zwist;
Der heilge Vater hat gerichtet:
Ein Ketzer stirbt zu dieser Frist!

Wer ist der Mann? Gebunden führen
Sie ihn zum letzten Schmerzenpfühl,
Die Schergen nah'n, die Glut zu schüren —
Es wogt das Volk, ein bunt Gewühl.
Wer ist der Mann? Ich frag' auf's Neue,
Der solche Schmach erdulden muß?
Aus seinem Blick spricht keine Reue, —
Wer ist der Ketzer? — Johann Huß!

Und seine Schuld? Und seine Sünden? —
Er hat die Schrift geoffenbart,
Ihn trieb der Geist, das Wort zu künden,
Das ihm vom Herrn vertrauet ward.
Er riß die Bibel aus den Händen
Der feilgewordnen Priesterschaar;
Er riß die Götzen von den Wänden
Und stand, ein Lehrer, am Altar.

Sein Wort, es war kein eitles Dreuen,
Es war kein nüchterner Gesang;
Die Rede war es eines Leuen,
Der siegreich mit der Hölle rang;
Es war der Zorn des Gotterkornen
Der Trug und Lüt verstummen ließ,

Und auch der Heerde, der verlornen,
Zum reinen Quell die Pfade wies.

Da traf ihn Rom mit seinem Fluche
Und Prag mit seinem Interdict:
„Er hat, o lest's in seinem Buche,
Den Aufruhr in die Welt geschickt!
Dich Ketzer, soll die Flamme taufen,
Nun ist's genug des sünd'gen Spiels!" —
Da schleppten ihn zum Scheiterhaufen
Die heil'gen Väter des Concils.

Und sieh, nun steht er vor Gerichte,
Ein Held, der keine Rachsucht hegt;
Die Flamme wird zum Siegeslichte,
Das ihn verklärt zum Himmel trägt.
Was bist du, düstrer Priester, kommen
Mit Kreuz und Hostie und Gesang?
Soll dein Gebet dem Sieger frommen
Der schon den Himmel sich errang?

„Dem Rhein die Asche!" — Laßt das Pochen,
Und stellt euch selber vor Gericht!
Zwar das Gefäß habt ihr zerbrochen,
Den Quell jedoch, den hemmt ihr nicht.
Mit Jubel braust er in die Lande,
Befreit aus langer Kerkerhaft,
Und schlagt ihr gleich den Leib in Bande,
Am Geist zersplittert eure Kraft!

Friedrich Otto.

Johannes Huß.

(1415.)

Erscheinst du mir aus Eocus milder Zone,
Wo nicht der Bann dem frommen Denker droht,
O Huß, geschmückt mit einer Lorbeerkrone,
Wie kein Granikus [1]) sie dem Helden bot?
Bewährter Kämpfer an der Wahrheit Throne,
Du warst dem Ruf getreu bis in den Tod,

Warst Sieger, als dich blinde Wuth verdammte,
Dein Schutzherr log, die Opferstätte flammte.

Die Fackel, die am Jordan einst in Nächten
So herrlich strahlte, war verlöscht, entweiht,
War Feuerbrand in wilder Priester Rechten,
Nicht mehr Verkünderin der bessern Zeit;
Vor Götzen lag der Freie, gleich den Knechten,
Von Todesschuld durch schnödes Erz [7]) befreit;
Des Geistes Augen hüllten dichte Binden,
Sie willig tragen, hieß — den Himmel finden.

Du trugst sie nicht. Zu längst verlassnen Quellen
Erforschtest du die fremdgewordne Bahn,
Halfst, kühnen Muthes, dichte Schatten fällen,
Entlarvtest den Betrug im Lateran.
Und sieh! die Waldgebirge Böhmens hellen
Mit neuem Schimmer sich! Es flieht der Wahn,
Die Tugend jauchzt, und tief in seinem Staube
Erliegt, von dir bekämpft, der Aberglaube.

Doch weh! Constantia's Prälaten sitzen
Dort zu Gericht. Wirst du den Kampf bestehn,
Wie deiner heimathlichen Berge Spitzen,
Wenn Donner rollen und Orkane wehn?
Wer rettet, wer? Des Bannfluchs Strahlen blitzen
Die Kirche heißt den Ketzer untergehn. —
Er lacht des Kerkerthums, der wilden Rache,
Verficht sein Heiligthum auf treuer Wache.

Laßt Tausende sich wider ihn verbünden!
Nicht schreckt ihn ihrer Legionen Zahl.
Den Widerruf belohnen reiche Pfründen,
Der Treue harrt des Scheiterhaufens Pfahl.
Er wankt nicht. In des Thurmes feuchten Gründen
Erkrankend, freut der Dulder sich der Wahl,
Wie sein Messias einst auf Salem's Hügeln,
Mit edlem Blut das Wort des Herrn zu siegeln.

„Was rotten," — ruft er — „Papst und Cardinäle
Sich gegen mich, entbrannt von Rachbegier?

Mein Siegesfest beginnt! Die müde Seele
Des Dulders schwingt, Erhabner, sich zu Dir!
Gewollt hab' ich das Gute. Meine Fehle
Vergieb Du, milder als die Priester, mir!
O stärke mich zu meinem letzten Gange,
Daß ich, von Dir zu zeugen, nicht erbange!

„Ein hohes Amt hast Du für mich erkoren;
O Wonne mir! Dein Herold darf ich seyn!
Ob Hölle selbst sich gegen mich verschworen,
Ich zage nicht, bin, Vater, bin ja Dein!
Der Sämann sinkt, die Saat bleibt unverloren,
Was er nicht erndtet, Herr, wirst Du verleih'n!
Drum mögen Flammen diesen Leib verschlingen,
Ein Schwan wird einst auf Hußens Asche singen!

„O immer preist, ihr fernen Riesenberge,
Von euren Höh'n den Herrn mein Lobgebet;
In heilgem Boden ruhen Riesensärge,
Wenn in die Winde Hußens Staub verwebt.
Gen Himmel thürmt den Holzstoß! Auf, o Scherge!
Mein Seraph winkt, der vor Jehova steht!
Ich komm', ich komme, will mein Opfer spenden,
Was ich vor Gott begann, vor Gott vollenden!"

Und sieh, errungen ist sein Siegsgepränge;
Die Stunde schlägt, der Todeszug beginnt.
Durch alle Gassen fluthet roh die Menge,
Kein Seufzer schallt und keine Thräne rinnt.
Gefesselt wandelt Huß und Lobgesänge
Beflügeln seine Seele hochgesinnt.
Der Heimath nahe fleht er für die Horden,
Die, Gott zu ehren, seinen Herold morden.

Die Richtstatt winkt, umkreist von tausend Speeren,
Und aufgeschichtet harren Pech und Kien,
Die Hülle des Gerechten zu verzehren,
Und Aller Augen starren wild auf ihn.
Mit Teufeln mögen sie sein Haupt entehren,
Sein Ohr vernimmt des Himmels Harmonie'n!

An Henkers Hand ersteigt mit festen Schritten
Er seinen Thron, durch heil'gen Kampf erstritten.

Entblößt, mit Strängen an den Pfahl geschlossen,
Besteht er glorreich noch den letzten Streit.
Ihn mahnt ein Ritterpaar auf hohen Rossen:
„„Beren' den Wahn am Thor der Ewigkeit!""
Er wankt nicht, ist vom Fackelrauch umflossen,
Für seinen Gott zu sterben froh bereit;
Ein Bäuerlein wankt her mit schwerem Stamme, *)
Daß heller, höher Hußen's Glutbett flamme.

Der lächelt; „Heil'ge Einfalt!" ruft der Hohe;
Der Holzstoß brennt. Er singt sein Schwanenlied, *)
Erblickt sein Paradies, indeß das rohe,
Bethörte Volk Gehenna's Gluten sieht.
Und höher, dichter steigen Dampf und Lohe;
Die Stimme schweigt, des Dulders Seele fliebt
In lichten Engelreih'n auf Sonnenwegen,
Und hört entzückt des Auferstandnen Segen.

W. R. Freudenthell.

*) Granikus hieß der Fluß in Phrygien (Klein-Asien) an welchem Alexander der Große die berühmte Schlacht gewann.

*) Durch Ablaßgeld nämlich.

*) Andere erzählen diese Scene von Hußens Freunde, Hieronymus von Prag (H. von Faulfisch) der ebenfalls zu Costnitz am 30. Mai 1416 den Feuertod starb. — Hieronymus von Prag ist besungen von Ed. Heinel, (Siehe Nro. 47 des Aehrenlesers, v. Jahr 1822). Siehe auch S. Schier's: Joh. Huß, dramat. Gemälde in 5 Akten. Gotha, 1825.

*) Nachdem Huß auf den Schindanger geführt worden war, um dort verbrannt zu werden, sprach er zu den Henkersknechten: „Heute bratet ihr mich, wie eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan erscheinen, den ihr wohl ungebraten lassen werdet." — Und als der edle Märtyrer den Scheiterhaufen bestiegen hatte und man ihn nochmals aufforderte, durch Widerrufung seiner Irrthümer sein Leben zu retten, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Irrthümer zu widerrufen. Zeitlebens ist ich bemüht, Jesum Christum, den Weltheiland, zu predigen und dessen Lehren zu verbreiten, wie es seine Apostel gethan; und nun bin ich bereit, dieselben mit meinem Blute zu besiegeln!" — Hierauf wurde der Holzstoß angezündet; bald loderten die Flammen über Huß zusammen, der mit erhobener Stimme dreimal zum Himmel rief: „Jesus Christus, du Sohn Gottes, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" — Da

verbarg eine dichte Rauchwolke den sterbenden Helden der umstehenden Menge, und als das Feuer nachließ, sah man seinen Körper halbverbrannt an der noch glühenden Kette hangen. Er wurde sofort auf einen neuen Holzstoß gelegt und seine verglimmende Asche hernach in den Rhein geworfen.

(Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 337 f.)

Dr. Speth über Huß's Ende.

Unser ehrenwerthe, aufgeklärte und geschmackvolle Chronist, Syndicus Dr. Speth, schließt die in dem S. 238 des 3. Theiles seiner „Constantzischen Ehrenporte" beginnenden Bericht über die dortige Kirchenversammlung erzählte Verurtheilung Huß's mit folgenden Worten:

„Als aber aller Zuspruch, seine Missethaten zu bereuen, zu beichten, und von der unsinnig ersunnenen Ketzerei abzustehen, bei dem verstockten Bösewicht widerumb fruchtlos ablieffe, da ergriffe ihn der Stadt-Constantzische Scharpffrichter auff Befelch deß Reichs oder Stadt-Vogts, und bande denselben mit nassen Sayleren an einen Pfahl, umb welchen Stroh und Holz gelegt, zumahlen in disen Scheitterhauffen Pech geschüttet, und das Feuer angeflambt, mithin innerhalb etlich Minuten der elende Ketzer zu Aschen verbrennt, sodann dise in den Rhein geworffen, und an das Orth dises verbrennten Hussens ein dem Cardinal Ludwig Pancratio gehörig gewesenes verreckt- altes Maul-Thier gleich darauff unter abscheulichem, bei Eröffnung der warmen Erden verspührten Gestanck eingescharret wurde; Welches also das End und der Lohn ware, so disem höffärtig-beilloß- und hartnäckigem Hans Huß Anno 1415 den 7. Julii umb 11 Uhren zu theil worden ist." ꝛc. ꝛc. Pfui! Genug!

Ein merkwürdiger Zweikampf als Gottesurtheil in Constanz.

„Im Jahr 1432 fand ein merkwürdiger Kampf zwischen Hans Roth, oder wie Andere ihn nennen, Hans Raten-

berg und einem gewissen Hans Riem, statt. Ersterer hatte nämlich Diesen als einen gefährlichen Zauberer, Wettermacher und Giftmischer ausgeschrieen und ihn auch bezüchtigt, daß er seinen Schwager vergiftet habe. Darauf hin forderte Hans Riem, auf Anrathen des Constanzer Landsvogts, des Grafen Bruno von Tettigbofen, der ihm wohlwollte, den Hans Roth vor das Constanzer Landgericht. Dieser stellte sich wirklich ein, erhärtete durch mehrere Zeugen seine Aussage von begangener Zauberei ꝛc. und erbot sich, die Vergiftungsgeschichte hinsichtlich dessen Schwagers durch einen Zweikampf zu beweisen. Darauf wurden beide Gegner von dem Landgericht in gefängliche Verwahrung gebracht und der letzte Juli 1432 als der Tag festgesetzt, an welchem das Gottesurtheil durch einen Zweikampf entscheiden sollte. Zugleich erging durch öffentlichen Straßenausruf der Befehl, daß weder Frauen, noch Kinder unter zwölf Jahren, noch Geistliche, noch Bewaffnete sich zu dem Kampfplatz begeben und zuschauen dürften. Alsdann ließ man auf dem freien Felde, dem sogenannten großen Bühl, wohin später die St. Leonhards Kapelle gebaut wurde, einen mit Sägemehl aufgeschütteten Kreis zurichten und um diesen eine starke, 120 Schritte weite und breite Schranke mit Sitzen ziehen, auf welchen der obengedachte Landgraf, der Landrichter und die Urtheilssprecher Platz nahmen; außerhalb dieser Schranken befand sich der Raum für die Zuschauer, deren etwa 20,000 herbeiströmten. Als nun der bestimmte Tag erschienen, wurden die beiden Gegner, jeder besonders, von einem Schneider, so vorher eidlich angeloben hatte müßen, nichts Nachtheiliges in seiner Arbeit anzubringen, in einen gleich verfertigten grauen, einem jeden durch das Loos zugetheilten Rock gekleidet, ihm das Haar kurz abgeschoren und Jedem ein, ebenfalls von beeidigten Meistern geschmiedeter, hoher, bis über den Kopf reichender Schild, und ein gleiches Schwerdt übergeben, woraufhin man Beide unter Begleitung von Bewaffneten in die Schranken führen ließ. Jeder erhielt einen Sekundanten; Hans Roth (oder Ratenberg) den sogenannten Trommer von Tugen, und Hans Riem den Molle Truchseß von Dießenhofen, indessen Junker Schilter, als Erster Rathsherr und Landrichter zu Constanz, durch die Stadtknechte aus-

rufen ließ, daß Niemand, bei Lebensstrafe, ein Wort bis zu Ende des Kampfes reden, sonst ein Geräusch machen oder die Schranken überschreiten solle.

Als nun tiefe Stille im Volke herrschte, rief Ulrich Schilter: „Wohlauf in Gottes Namen. Zum ersten, zum anderen, zum dritten Mal! Beginnet euren Kampf!" Auf dieses Losungswort giengen beide Kämpfer auf einander los, stachen, schlugen, hieben und trieben einander eine gute Weile in dem Kreis herum, bis endlich der Riem den Roth überhalb des Schildes mit dem Schwert in die etwas entblößte Achsel traf und demselben so in Arm hieb, daß er kaum noch an der untern Haut hing. Riem trat sogleich nach diesem Hiebe einige Schritte zurück, strauchelte aber und fiel auf den Rücken; Roth jedoch stürzte trotz seiner schweren Wunde auf ihn zu und warf sich auf seinen Leib, um ihn zu erstechen; allein die Kräfte waren ihm durch den großen Blutverlust entschwunden, so daß es Riem gelang, ihm das Schwert aus der Hand zu winden und es ihm unter der linken Achsel in die Brust zu stoßen, sich wieder aufzuraffen und auf den bewußtlosen Roth zu knieen. Dessen Ohnmacht nicht bemerkend, rief er ihm nun zu: „Ergiebst du dich und willst du jetzt bekennen, daß ich unschuldig bin?" — Roth aber, wahrscheinlich bereits todt, gab keine Antwort mehr, worauf Riem in blinder Wuth ihm die Klinge durch das Herz bohrte, dann niederkniete und Gott für den Sieg dankte. Seine Unschuld ward nun öffentlich anerkannt und hergestellt; die blutige Leiche Roths wurde auf derselben Stelle beerdigt.

Nicht lange hernach gebar eine Frau in der Vorstadt Paradies ein Kind, welches nur einen Arm hatte. Diese hatte nämlich während ihrer Schwangerschaft heimlich vom Göttinger Thor aus dem Zweikampfe zugeschaut und sich an dem abgehauenen Arme Roths versehen."

(Auszug aus J. A. Speth's, des Constanzer Syndikus „Dreibogige Constanzische Ehrenpforte." Constanz 1733 bei Conrad Wäbel. S. 297 ff.)

Der Fleischer von Constanz.*)

Wohl wehrt sich die alte, die freie Stadt;
Den herrlichen römischen Namen sie hat,
Und römischen Muth
Und deutschen Muth
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und auf Thor
Und drängen zur hallenden Brücke hervor;
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil;
Sonst schlug er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er sie schlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er steht auf der Brücke zuvörderst im Schwarm,
Den Aermel gestülpet, mit nervigem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er sie spöttisch wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt das spanische Heer sich, sie fliehn,
Sie rufen ihn mit;
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildesten Knechte der stürmenden Schaar,

Sie packen in Eil,
Des Fleischers Beil —
Er ist verloren;
Da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die fassen die Zwei:
„Und wollt ihr Ein Leben, so geb ich euch Drei!“
Er hält sie umspannt,
Er drängt sie zum Rand',
Er sendet die Blicke
Hinab zu dem schäumenden Rhein zu der Brücke.

Und schnell an's Geländer, eh Andere nah'n,
Drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit keckem Schwunge
Sieht man ihn stürzen in tödtlichem Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlinget die Fluth,
Lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
Jetzt zeigt sie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockige Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn der Feinde Geschoß; doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein;
Er zieht ihn hinab
In's festliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf:
Man trügt, man raubt
Ob seinem Haupt —
Freiheit und Glauben
Die Märtyrerkrone wird Keiner ihm rauben!

Gustav Schwab

*) Als sich 1548 die spanischen Söldnertruppen des römischen Kaisers, unter Anführung des Obersten Alfonso Vives, bei der Belagerung von Constanz Petershausens bemächtigen wollten, machten ihnen die Städter jeden Schritt vorwärts mit Löwenmuthe streitig. Hartnäckig vertheidigten sie die Rheinbrücke. Vierzig bis sechszig Metzgerbursche hielten hier in geschlossenen Reihen die Feinde auf, bis hinter ihnen ein Theil der Brücke abgebrochen worden war; dann zogen sie sich schwimmend zu den Ihrigen zurück. Einer aber hielt noch immer Stand; er hatte bereits mehrere Feinde getödtet, Alle abgehalten; bis zwei Spanier auf ihn losstürzten, sein Schwert unterliefen und ihn zu Boden zu stürzen suchten. Als er lange widerstanden, umfaßt er seine beiden Feinde mit gewaltigem Arme, drängt sie gegen den Rand der Brücke und begräbt sich sammt ihnen in den Fluthen des Rheines.

(Siehe Gust. Schwabs: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.")

Ein hübsch Lied, genannt der Striegel, gar lustig zu singen und zu lesen in des Lindenschmidts Ton.

(Fliegendes Blatt, gedruckt zu Zürich ohne Jahreszahl, bei Augustin Fries.)

Zu Constanz saß ein Kaufmann reich,
Der hat ein Fraulein, war wonnegleich,
Denn sie war hübsch und kluge;
Sie hatt' einen Doctor gar zu lieb,
Groß Lieb sie zammen trugen.

Die Liebe, die war offenbar,
Und währt gar noch wohl sieben Jahr,
Der Kaufmann ward ihr' innen;
„Erfahr' ich dann die rechte Mähr',
Du magst mir nit entrinnen!"

„O Fraulein, mir ist Botschaft kommen,
Ich darf mich auch nit länger säumen,
Muß reiten in fremde Lande;
Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Daß wir nicht kommen zu Schande!

„Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Gedenk an unser Beider Geschlecht,

Wir haben frymm Vater und Mutter;
Dazu ein kleines Schwesterlein,
Halt mir's in guter Hute!" —

Er reit zum obern Thor hinaus,
Zum untern reit er wieder hinein zu Haus,
Des Abends also spate;
Er reit vor seiner Freunde Haus:
„Gebt mir ein gute Rathe!"

„Ein guten Rath, den geben wir:
Bleib hier bis an den Morgen früh,
Du hast ein eigen Hause;
Darin hast du ein Badstüblein warm,
Da lebt der Docter im Schmauße."

Der Kaufmann tratt für's Schlossers Haus:
„Und bist du drinn, so tritt heraus,
Ein' Striegel gut ich möchte!"
Er bracht daher wohl zehen Paar,
Es war ihm keiner rechte.

„Mach mir ein' Striegel in einer Stund,
Ich geb dir drum ein baares Pfund,
Mach mir ihn scharf und härte;
Mach Zähn dran eines Fingers lang,
Ich hab zwei freche Pferde."

Der Schlosser dacht' in seinem Muth:
Was meint er mit dem Striegel gut?'
Er hub ihn an zu machen;
Manch Bürger vor sein Laden tratt,
Und thät des Striegels lachen.

Der Kaufmann war ein weiser Mann,
Sein Sachen griff er klüglich an,
Ging in's Badstüblein warme,
Sein eblich Fraulein fand er da,
Dem Docter in seim Arme.

Da er schritt in das Badstüblein,
War da bereit gut Bred und Wein,

Mit andern guten Dingen;
Die zwei, die saßen im Wasserbad,
Das Fräulein thät entrinnen.

Er striegelt den Doctor also hart,
Von unten an bis auf den Bart,
Das Blut thät ihm abfließen;
„Hör auf, mein lieber Kaufmann gut,
Laß mich mein Sünd hie büßen!“

Es währt wohl auf ein halben Tag,
Man legt den Doctor in das Grab,
Das Rauchfaß thät man ihm bieten;
Ein Fräulein zu dem andern sprach:
„Vor dem Striegel woll'n wir uns hüten!“

Dieß Lied ist gemacht mit hohem Fleiß;
Vorm Striegel hüt' dich, bist du weis'!
Daß dir nicht misselinge;
Es sangs ein freier Schreiber gut,
Vor Freud thät er aufspringen.

([illegible])

Die Jungfrau Maria, als Schützerin von Constanz.

Am Schlusse seines „Diariums“ über die Belagerung von Constanz durch den schwedischen Feldmarschall Gustav Horn (vom 7. Septbr. bis 5. Oktbr. 1633), bemerkt unser mehrerwähnte Dr. Speth noch Folgendes:

„Schließlichen ist unangemerckt nicht zu lassen, daß die Erhaltung der Stadt Constanz nach Gott sonderlich der mächtigen Fürbitt und Schutz der allerseeligsten Himmelskönigin Maria billich zuzuschreiben und zu danken seye, indeme der allgemeinen Außsag nach, gleich am vierten Tag der Belagerung, da der Feind mit Feuer- und Granat-Kugeln der Stadt zugesetzt, bey heller Mittags-Zeit ob der H. Augustiner Kirchen die Mutter Gottes in Gestalt eines schönen Frauen-Bilds, mit einem

strahlenden Glantz umbgeben, in Lüfften schwebend gesehen, zumahlen von etlichen Feinden bekennet worden, daß sie inwährender Belagerung eine himmlische Gestalt einer Weibs-Persohn, so ihnen, den Feinden, gantz erschröcklich, öffters vom Rheinegger-Thurm hinauf gegen dem Creutzlinger-Thor hart an der Stadt-Mauer neben den Schuß-Löcheren vorbey-gehend gesehen haben.

(Vergl. S. 157 des 2. Theils der „Constanz. Ehrenpforte.")

Ein Wogengrab.

Nicht weit von dem altersgrauen Schlosse Gottlieben, in welchem, zur Zeit der Constanzer Kirchenversammlung Papst Johann XXIII. und der glaubensmuthige Huß gefangen saßen, lag auf einer schmalen Erdzunge, die sich in den Untersee hinausstreckte, die einsame Hütte eines Fischers, der zwar arm, aber doch im Besitz einer Perle war, um deren Schönheit ihn viele reiche Junker beneideten. Dies Kleinod war sein einziges Töchterlein Unna; die Leute in der Gegend munkelten sich aber in die Ohren, das Mädchen, welches sich durch seltenen Liebreiz und einen gewissen Adel in ihrer ganzen Erscheinung vor allen andern Jungfrauen ihres Standes auszeichnete, sey nicht seine rechte Tochter, sondern das natürliche Kind einer vornehmen Dame, die, nachdem sie es nebst einer bedeutenden Summe Geldes unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses dem Fischer zur Erziehung übergeben, sich als strenge Büßerin in ein Kloster zurückgezogen habe, wo sie jedoch kurze Zeit darnach gestorben.

Einer der einsamen Spaziergänge, die der jüngere, zum Kloster bestimmte Sohn des bischöflichen Vogtes, welcher das Schloß Gottlieben bewohnte, öfters am Strande des See's unternahm, führte den, in düsterm Hinbrüten über die seiner wartende freudenlose Zukunft versunkenen Jüngling zufällig zu der Fischerhütte gerade an einem Abend, wo die holde Unna auf der Bank vor der Thüre die Netze ihres Vaters, die ein schwerer Fischzug zerrissen hatte, mit ihren feinen weißen Händchen ausbesserte.

Sie sehen und in glühender, aber reiner Liebe zu der Jungfrau entbrennen, die als Verkünderin eines ganz andern

Himmels, als dem er im Kloster entgegenreifen sollte, ihm erschienen, war das Werk eines Augenblicks. Die erste Bekanntschaft war, schon gelegentlich der Netze, bald angesponnen, und schon einige Abende darauf, von welchen Erwin von Salenstein, so hieß der junge Mann, keinen versäumte, seine Besuche zu wiederholen, auch Unna's Herz auf's Innigste mit dem seinigen verwoben. Erwin schwur, eher Alles Andere, denn ein Klosterbruder zu werden und die geliebte Unna sobald als möglich als seine Gattin heimzuführen.

Eines Abends, als er eben wieder hinausfliegen wollte zu dem Ankerplatze seiner Liebe, ließ ihn sein Vater, der alte Vogt Jost von Salenstein, vor sich rufen. „Unglücklicher!" — sprach er mit finsterer Miene zu dem bestürzten Jüngling, dem seine Bestimmung zum Mönche schon frühe eine gewisse Schüchternheit eingeprägt hatte, von der er sich nimmer ganz zu befreien vermocht, — „Unglücklicher, was mußt' ich von dir vernehmen? Statt dein Herz zu deinem großen Berufe vorzubereiten, ließest du es von den Netzen einer jungen Dirne umstricken — Still! kein Wort zur Entschuldigung! der alte Fischer hat mir, — Gott sey gedankt, noch nicht zu spät, um einem entsetzlichen Verbrechen vorzubeugen — Alles entdeckt, ja sogar dein Gelöbniß, dich heimlich mit seiner Tochter zu vermählen. So wisse denn, welchem Abgrunde des Verderbens deine Seele nahe war: Unna ist deine leibliche Schwester, das Kind meiner Jugendverirrung mit der Frevin von Wolfsberg.

Im tiefsten Mark erschüttert, taumelte Erwin der Thüre zu. — „Wohin, Unbesonnener?" ruft ihm der Vater ängstlich nach. „Auf ewig von der Schwester Abschied nehmen!" — antwortet der Jüngling mit tonloser Stimme und stürzt unaufhaltsam hinaus.

Als der letzte Scheidekuß der Sonne auf dem Busen des See's glühte, brannte auch Erwins von allem Irdischen geläuterter Flammenkuß auf Unna's Lippen. Bruder und Schwester hatten keine Worte mehr. Sie hatten sich lautlos fest umschlungen. Plötzlich wallt der See mit dumpfem Schäumen empor; mit donnerndem Getöse beginnt das Ufer zu beben, es wankt, und mit furchtbarem Krachen versinkt Erdzunge, Hütte und das unglückliche Paar in das gähnende Wogengrab.

Es geht die Sage, die Fische hätten allmählig den lockeren Grund jener Erdzunge unterhöhlt und so deren Einsturz vorbereitet, den ein Erdbeben vollends ausgeführt.

Noch zeigen die Bewohner der Umgegend die Stelle, wo die Fischerhütte gestanden und erzählen ihre traurige Geschichte.

Des Fischers Haus.

Sein buntes Haus hat der Fischer gebaut,
Es steht dicht an den Wellen;
In der blauen Fluth es sich beschaut,
Als sprach es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht;
Voll Korn und Wein sind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entfliehl,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Auch hebet kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten,
Aus den Tiefen empor den Leib,
Und lockt ihn hinab in die Fluthen.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!"

So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus;
Der Fischer, mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfuhl,
Von Gold und Beute zu träumen;
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Nur frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Fischen;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die schweigende Fluth
Zu unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfuhle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus ziehet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen;
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Garten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
So spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

*) Im Jahr 1692 versank zu Gottlieben bei einem starken Winde und einer Erderschütterung, innerhalb drei Stunden, das Ufer mit vier Häuser in den Untersee. Man glaubt, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sey.

Insel Mainau.

Auf dem lieblichen Eiland Mainau im Bodensee stand die schöne züchtige Jungfrau von Bodmann am Ufer, ihres Geliebten, des wackern Junkers von Langenstein harrend, der sie hier jeden Abend zu besuchen pflegte. Das Fräulein hatte die mit allen Reizen der Natur geschmückte Insel zum Erbtheil erhalten und träumte sich dieselbe zum Voraus als den Sitz stiller häuslicher Freuden. Diesmal kam der junge Ritter später als gewöhnlich, auch strahlte sein Antlitz nicht freundlich, wie sonst, sondern war umschattet von düsteren Gedanken. Besorgt forschte das liebende Mädchen nach der Ursache und erfuhr, der alte Herr von Langenstein sey plötzlich von der Gicht heimgesucht worden und daher unvermögend, den Zug nach dem gelobten Lande mit zu machen, weßhalb nun er als guter Sohn verpflichtet sey, das Gelübde des Vaters zu lösen.

Die Jungfrau war Anfangs tief niedergeschlagen, faßte sich aber bald und sagte: „Der Himmel hat uns eine Prüfung zugedacht und wir dürfen uns ihr nicht entziehen. Liebe und Vertrauen sey unser Wahlspruch!" — Der junge Ritter wußte sich nicht so leicht zu fassen als seine Verlobte, nur mit schwerem Herzen riß er sich von ihr los und trat seinen Zug an. Glücklich gelangte der Heereshaufe, zu dem er gehörte, nach Palästina. Hier that er Wunder von Tapferkeit, ward aber in einem Scharmützel von den Türken gefangen und in einen finstern Kerker geworfen, wo er viele Monde lang, fast ohne Hoffnung, auf andere Weise als durch den Tod erlöst zu werden, schmachten mußte. Wie oft flogen seine Gedanken auf den Flügeln der Sehnsucht aus dem Dunkel seines Verließes nach der blühenden Mainau hin! Dann fuhren heiße Thränen sein Auge

und er that mancherlei Gelübde, falls er glücklich heimkehren sollte, doch schien der Himmel taub gegen all seinen Jammer.

In einer stürmischen Nacht träumt, es ihm einstmals, ein lichter Engel schwebe zu seinem Lager nieder und rede mit freundlichem Lächeln: „Gelobe, dich dem Dienste der Kirche zu weihen und du sollst bald deine Heimath wiedersehen." — Er gelobte dies mit feierlichen Schwüren, erwachte darüber und sah mit Staunen die Pforten seines Kerker vor ihm offen stehn. Nichts hinderte seine rasche Flucht, unangefochten erreichte er die Küste, wo eben ein venezianisches Kauffahrteischiff die Segel zur Rückkehr spannte und ihn aufnahm. Je näher ihm der Heimath Berge winkten, desto härteren Kampf bestund er in seinem Innern. Er gedachte der sehnsüchtig harrenden Geliebten, der endlich gewährten Wonne des Wiedersehens — aber eine dumpfe Stimme rief ihn plötzlich aus seinen Träumen wach: „Gedenke deines Gelübdes, der Kirche dich zu weihen!"

Noch vor dem Ende der Reise hatte der Himmel über das Irdische in seiner Brust gesiegt. Sein Vorsatz ward unerschütterlich.

Jetzt taucht das liebliche Eiland vor seinen Blicken empor; schon sieht er von fern am Gestade eine weibliche Gestalt wandeln — wer könnt' es anders seyn, als seine treue Verlobte? Kalte Schauer durchrieseln seine Glieder, doch ermannt er sich und befiehlt dem Schiffer, den Nachen einer andern Uferstelle zuzulenken. Kaum gelandet, eilt er zu dem Landcomthur des deutschen Ordens, der in der Nähe seinen Sitz hatte und bittet um Aufnahme, die auch unverzüglich ihm gewährt wird. Dann endet er einen Boten nach der Mainau mit einem Briefe, worin er Alles erzählt was ihn zu diesem Schritte bewegt und von der Verlobten Abschied nimmt für diese Welt.

Stumm in das Geschick sich ergebend, nahm die Jungfrau diese Botschaft auf. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie trug ihre für sie nun verödete Mainau dem deutschen Orden als Geschenk an, und zwar unter der Bedingung, daß Herr von Langenstein der Nachfolger des greisen Comburs in seiner Würde seyn sollte. Der Großmeister willigte dankbar ein und nun entließ die junge Freyin all' ihre Dienerschaft, nachdem sie unter dieselbe vertheilt hatte, was sie nur an Geld und

Kleinodien besaß. In die Einsamkeit eines Klosters sich bergend, vertauschte sie bald alle Gedanken an das Ufer ihrer Liebesträume mit der Wiege der Hoffnung, bald in der ewigen Heimath zu landen.*)

A. Sch.

*) Siehe die folgende poetische Fassung dieser Sage von Gust. Schwab.

Die Maid von Bodmann.

Es schwillet aus den Wellen
Die grüne Mayenau;
Dort sitzt bei dem Gesellen
Eine reine, süße Frau;
Von Bodmann ist's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blütheneiland,
Hat sie ihm zugesagt.

„Ruh' aus in meiner Laube
Und singe Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blüh'n, sie reifen dir!"
Da sprach Herr Hug von Langenstein,*)
Und sprang empor vom Rasen:
„„Nicht also darf es seyn!

„„Mir ist ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Landesherrn!
So ist er krank und altersmatt,
Den Sohn in frischer Jugend
Schickt er an seiner Statt.""

Nicht traurig soll der Wille
Des Vaters seyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er schaut sie brünstig an:
„„Ich kehre heim, du süße Braut!
Vertrau dem Christ im Himmel,
Und bleib' mir hold und traut!""

Er schwingt sich in den Nachen,
Die Fluth trägt ihn davon,
Den Vater gut, den schwachen,
Vertritt der starke Sohn.
Der Gram um seine treue Maid,
Er wird zu grimmen Streichen,
Davon erliegt der Heid'.

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt zu Haus,
Bis bei den Saracenen
Der lange Streit ist aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar;
Sie schaut hinaus nach Einem,
Den wird sie nicht gewahr.

Der Herbstwind rauscht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War Alles denn ein Traum?
Und endlich braußt der Wintersturm —
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthurm.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerstrahl
Die böse Kunde treffen;
Sie sitzet stumm im Saal.
Es kam der Freyer Schwarm herbei:
Die Hoffnung ist gestorben,
Doch lebt ja noch die Treu! —

Die Hoffnung ist gestorben,
Doch lebt ja noch die Treu:
Ob auch im Thurm verderben
Des Ritters Jugend sey;
Man beut ihm Freiheit, Geld und Ehr',
Wollt' er vom Glauben lassen;
Das that er nimmermehr.

Den Jahr zu Jahr sie trauern,
Sie sinken flehend aufs Knie,
Er in den schwarzen Mauern,
Auf grünem Eiland sie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor sein Ohr gebracht.

Der Engel sprach zum Ritter:
„„Auf, opfre dich dem Herrn,
So springt dein Kerkergitter,
So leitet dich sein Stern!“
Der Ritter denkt der süßen Frau'n,
Die Minne soll er opfern;
Doch ach! er darf sie schau'n!

Und einem Rittererden
Gelobt er sich im Traum; —
Sieh da, erfüllt ist worden,
Was schien ihm möglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor steht offen
In sternenheller Nacht.

Er pflegt' in jungen Jahren
Der Sterne Wissenschaft;
So zieht er, wohlerfahren,
Gott stärket seine Kraft.
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern,
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felsenriffe
Bringt schnell und sicher ihn
Auf einem Christenschiffe
Der Herr zur Heimath hin.
Bald unter teutschem Blüthenschnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenschäumen,
Erfrischt vom Morgenthau,
Mit Reben, Wiesen, Bäumen,
Winkt ihm die Mayenau;
Und eine selige Gestalt,
Die Arm' entgegenbreitend,
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird sein Auge trüber,
Sein Haupt sinkt auf die Brust,
Er lenkt den Kahn hinüber
Von Liebe weg und Lust.
Im Walde vor dem Landcomthur
Steht er: im deutschen Orden
Will Gott er dienen nur.

Und einen Freund er sendet
Zur grünen Mayenau,
Den letzten Gruß er spendet
Der herzgeliebten Frau.
Da löscht die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geist entglommen,
Und starb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So süß Erinnrungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die sie umringet,
Zertheilt ihr Nachen schnell;
Es geht die schöne blasse Maid
Durch ferne Lande schweigend,
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreister,
Und kecker auch ihr Schritt,
Und vor des Ordens Meister,
Den obersten, sie tritt
Und sprach: „Nehmt hin, was noch ist mein,
Zu Gottes Eigenthume,
Ein reiches Inselein!

„Es scheinet warm die Sonne
Und pflegt die Rebe drauf,
Und Früchte glühn zur Wonne
Und Saaten rings vollauf!
Doch Eines, Eines bitt' ich nur:
Herr Langenstein, der Ritter,
Der werde dort Comthur!"

Der Meister ihr gewähret
Die fromme Bitte gern;
Da war ihr Wunsch erhöret,
Wie dankte sie dem Herrn!
Da schied sie, Thränen in dem Blick,
Da glänzt ihr hell im Herzen
Zugleich des Liebsten Glück.

„So sind doch Ihm die Reben,
Die Felder Ihm gebaut!
Die Laube wird Ihn umweben,
Die mich und Ihn geschaut!
Und wo zusammen wir gefleht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch Sein Gebet!" — —

Wohin die Maid geflüchtet,
Wo sie verweint die Zeit?
Das hat kein Mund berichtet,
Begraben ist ihr Leid.
Doch in dem neuen Ordenshaus,
Da tönte durch die Wellen
Ein ernster Sang hinaus:

„O Gottesminne hehre!
Du hast gelenkt mein Schiff
Auf sturmbewegtem Meere
Vorbei am Felsenriff!
Doch sanfte Still' und wahre Ruh,
Die hab ich nie genossen, —
Wann deckt das Grab mich zu?"

Anton Schwab.

[1]) „Es ist keinem Zweifel unterworfen" — sagt Schönhuth in seinem Werke „Die Burgen des Pegau's ꝛc. „(3. Heft, S. 30) daß dieser Hug von Langenstein derselbe Sänger ist, von dem wir mehrere Gedichte besitzen, nämlich ein Gedicht über die Märtyrin Martina in nicht weniger als 32,000 Versen, sodann eine astrologische Abhandlung von den 4 Elementen, 7 Planeten und 12 Himmelszeichen, und ferner ein Gedicht von 324 Versen, welches letztere Meister Sepp von Eppishusen „gueten Fründen zu Lust und Lieb im Jahr 1826 an's Liecht stellte" unter dem Titel: „Ein schön und anmüetig Gedicht, wie ein heidescher Küng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüssenland getoufft ward." (2. Auflage. Constanz 1826. Seemüller.)

Er nennt sich am Schlusse seines größeren Gedichtes ausdrücklich:

„Ob ez och wäre viwer (euer) gir
Das ich iv wissen lieze
Wie ich ze namen hieze,
Wolten ir mir guetes
Wünschen vnd stetes muetes
Ze gotte vnd vnverdrozzin (unverdrossen)
So wurde iv hie entslozzin
Min name vnd doch vil blüe
Ich bin geheizin broder hue
Se nach namen von langenstein
Da was miner vordern hein
Zim tutschen huse ein bruoder
Den gottes minne ruoder
Ab dem tobenden Sewe (See) schielt (schaltete)
Der nie rechter rwove (Ruhe) wielt (waltete)
Noch de keiner sanfter stille ꝛc."

„Von diesem Hugo finden wir, daß er im J. 1298, also 16 Jahre nach der Vergabung der Insel Mainau an das Teutsch-Herrenhaus, im teutschen Hause zu Freiburg i. B. gelebt hat. Eben so wenig läßt sich bestreiten, daß er Comtbur des teutschen Ordens auf der Mainau war." (Siehe Schönhuth oben erwähntes Werk, 3. Heft S. 30 ff.)

Das Crucifix bei der Mainau.

Nachdem die Schweden das Eiland Mainau eingenommen hatten, luden sie das Crucifix und die beiden Schächer von Erz, welche nächst der Insel am See standen, auf einen zweispännigen Wagen und fuhren damit fort. Am Berge von Lützelstetten hielten die Pferde, und der Wagen war nicht mehr von der Stelle zu bringen, obgleich die Schweden zuletzt gar zwölf Pferde daran spannten. Sie ließen ihn nun sammt seiner Ladung stehen, und spannten blos ihre Pferde davon aus, worauf Bauern ihn mit zwei Ackergäulen ganz leicht zurückführten und das Crucifix nebst den Schächern wieder am vorigen Orte aufstellten.

(Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Jahrg. 1839.)

Insel Reichenau.

Die jetzt so liebliche Reichenau war ehemals (724 n. Chr.) noch ein von schädlichem Gewürme bewohntes, wildes Eiland, das in dem Gebiete eines Austrasischen Landvogtes, Namens Sintleoz (Sintlas), lag, welcher gegenüber, auf einer wahrscheinlich nach ihm benannten Burg (später Sandeck genannt) oberhalb Bernang am Untersee, seßhaft war. Sie hieß schlechthin die Aue, auch die Sintlas-Au*). Dorthin schickte der Austrasische Hausmajer Karl Martell den helvetischen Bischof Priminius aus Winterthur, um eine christliche Pflanzstätte zu gründen. Der Bischof erhielt von Sintlas Wohnung, reinigte das Eiland von den Schlangen und gründete eine Abtei, der die schwäbischen Dörfer Markolfingen, Alohospach (Allenspach), Kaltebrunn, Almanns-Montescurt (Allmannsdorf) und Erfmuottingen (Ermatingen) mit Land und Leuten

*) Sintlleozas Anna noch im Jahr 903.

vergabt wurden. Karl Martell stellte das Stift (Reichenau) unter den Schutz des Herzogs Luitfried von Allemannien und eines Grafen Bernald; Pipin und Carl der Große bestätigten die Schenkung.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.“)

Ratolphszell's Ursprung.

Um das Jahr 840 n. Chr. G., da das Kloster Reichenau bereits in hohem Ansehen stand und mit vielen Gütern gesegnet war, kam Ratold, ein Teutscher, aus dem Geschlechte der Grafen in der Bertoldsbaar, zum zweitenmal aus Italien, wo er eine Zeitlang zu Verona Bischof gewesen war, in sein Vaterland zurück. Er hatte nicht lange vorher (834) die Gemahlin des Kaisers Ludwig, Judith, aus Italien nach Aachen begleitet, und war auf den Reichstagen zu Diedenhofen und Aachen (835), und Ingelheim (840) zugegen gewesen, zog sich aber jetzt, nachdem er der Bischofswürde feierlich entsagt hatte, in die Einsamkeit zurück und kam nach Reichenau zu dem Abt Hayto, der ihm gestattete, sich auf seinem Gebiete am Seeufer eine Zelle zu bauen.

Ratold wählte den Ort, wo nun die Stadt seines Namens steht, sammelte einige Brüder um sich und lebte mit denselben, fromme Werke ausübend und das Volk für Christi Lehre mehr und mehr begeisternd, bis zum Jahre 874, wo er starb und in der von ihm erbauten Kirche bestattet wurde, wo sein Grabmal noch gezeigt wird. Aus den Ansiedlungen um das Gotteshaus, aus den Fischer- und Schifferwohnungen in der Nähe, erwuchs nach und nach aus dem bescheidenen Kerne von Ratolds Zelle eine Stadt.

(Siehe [illegible] „Geschichte der Stadt Ratolfszell,“ Freiburg, 1825.)

Einer wunderthätigen Nonne wird das Handwerk gelegt.

Bereits in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts war zu Ratolfszell ein Frauenkloster vom Orden des heiligen Franziskus entstanden. Kurze Zeit vor der Kirchenversammlung zu Constanz begab es sich, daß eine Nonne dieses Klosters großen Ruf beschaulichen Lebens und besonderer Wundergaben durch ihren heiligen Wandel erwarb. Wer da nicht wußte, ob hierin Gottes oder des Menschen Geist walte, der glaubte. Daher kamen viele Geistliche von Constanz und aus der Nachbarschaft, darunter selbst Leute von hohem Stande, nach Ratolfszell, um bei der frommen Nonne, wie sie rühmten, Trost und Hülfe in ihren Anliegen zu holen. Dieselbe wußte sich oft in einen Zustand von Verzückung zu versetzen und pflegte, wenn sie wieder daraus gleichsam erwachte, den Anwesenden Geheimnisse zu offenbaren, deren sie doch keine hatte. Einige schwachköpfige Priester aber glaubten dem Vorgeben des Weibes und hielten es für eine Heilige. Sie verkündeten demnach einstmals zu Constanz, daß die fromme Nonne an einem bestimmten Tage, welchen sie angaben, in dem Zustande ihrer heiligen Entzückungen die Wundmale des Heilands an ihren Händen, Füßen und Brüsten erhalten werde. Da ward ein gewaltiger Zulauf von Volk aus allen Ständen von Constanz nach Ratolphszell, um an dem festgesetzten Tage Zeugen des erwarteten Wunders zu seyn. Es waren auch einige Priester der Pseudoprophetin bestellt, welche die Ankommenden empfingen, die Kraft der Heiligen rühmten und die Leichtgläubigen zum Anschauen des Wunders vorbereiteten. Die Nonne lag aber unbeweglich, gleich einer in höhere Räume Verzückten, den ganzen Tag über da, bis endlich das Volk des langen Wartens müde und mit allmählig sich abkühlendem Glauben an die Wunderkraft der Nonne, zu murren anfing. Da trat einer von den Priestern der neuen Prophetin hervor und rief mit lauter Stimme: „Habt nur noch ein wenig Geduld und paßt auf!“ Da legte sich das Gemurmel des Unwillens in etwas. Allein als es schon später Abend wurde, und noch immer kein Wunder geschah, da ging das Volk spottend und schimpfend auseinander, und die Leichtglau-

bigsten schlichen beschämt davon! Bald darauf aber wurde die Wundernonne sammt einem ihrer vertrauten Priester, irriger Lehren bezüchtigt, vor den Offizial in Constanz geladen, wo sie beide, nach vorherigem Widerruf ihrer Irrthümer, mit verdienter Strafe belegt wurden.

(Vergl. K. Walchner's „Geschichte der Stadt Radolfzell." Freiburg, 1825.)

Die Meeresburg.[1]

(Konradins Sitz um 1262 und 67.)

Hoch über Felsen steht sie aufgebaut
Am Seegestad, daran die Wogen schlagen;
So hoch — was über ihr die Wolke braut,
Scheint sie mit grauen Zackenreih'n zu tragen.

Inmitten steht, den Dagobert gesetzt,
Der Thurm, in dem der Schild Martell's geklungen,[2]
Ein fest Gemäu'r, so stark und unverletzt,
Als ob es sein Jahrtausend übersprungen.

Durch seine Scharten schau ich in das Land
Weit, weit hinaus, auf sonn'ge Uferstrecken,
Die wie ein Blumenkranz ringsum den Rand
Von einem festtäglichen Silberbecken.

Die stillen Schiffe seh' ich, wie sie sacht
Segel und Masten unter'm Winde neigen;
Wie einen Mast, daran die Wolke flaggt,
Seh' ich das Alphorn in die Lüfte steigen.

Und diese Burg — ein fabelhaftes Haus,
Als ob's ein Mönch gemalt in seinen Psalter!
Mich überwölbt die Decke dieses Bau's
Mit bunten Träumen aus dem Mittelalter.

Ein Hornesstoß! es rasselt unterm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelstiegen; —

Dort, auf der Warte Söller, hoch empor
Bis in die Lüfte, die den Habicht wiegen:

Das ist des Konradin Panier; es weht
Der Sonnenstrahl in seinen goldnen Falten;
— Er selbst — er hat dem Reiher nachgespäht
Und auf der Faust das Federspiel gehalten.

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm gestützt
Blickt er hinab, wie ihn das Wasser spiegelt,
Sein träumend Haupt vom Abend angeblitzt,
Vom weichen Föhn Italia's umflügelt.

Italia's! — es kommt wie Gruß geweht,
Wie laue Bergesluft der Apenninen;
War's nicht wie süßen Harzes Duft, wenn spät
Die Sonne noch den Pinienwald durchschienen? —

Er fährt empor — ein Falk, der Beute sieht, —
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen —
Da liegt's, da glüht's, Apuliens Gebiet,
Und nun ein heiß, ein königliches Jagen!

„— O Karl von Anjou — Anjou hüte sich!
Von diesen Alpen sieh es niederkommen;
Wie jäher Bergsturz kommt es über dich,
Wie fluthgepeitschte Fluthen angeschwommen! —

„Doch ha, verdammt! — noch in dies blanke Schwert
Ist keine Scharte klirrend eingehauen;
Laut wiehernd an der Krippe steht das Pferd,
Und muß am Halfter seinen Schaum zerkauen.

„Wann wirst du, wann, in Eisen aufgezäumt,
Den Hohenstaufen in sein Erbe tragen?
Wann wird dein Huf, von frischem Blut beschäumt,
Sich in den todten Schädel Anjou's schlagen?

„O schnödes Volk! — ihr laget Mann für Mann
Im Staub einst vor den Kaiser-Ghibellinen;
Zu mir heran — o eine Schaar nur — dann
Nur einmal Blut auf diese Panzerschienen! —"

Er sendet glühend seine Blicke fort,
Die Alpenriesen vor ihm zu durchbrechen;
Sie aber stehen, düstre Warner, dort,
Wie Schilde bebend ihre Gletscherflächen,

Ringsum in Wetter eingehüllt, daß schwer
Um ihren Leib die Wolken niederhangen;
Blutrothe Blitze zucken daraus her,
Als sei's das Leuchten ihrer Gürtelspangen.

Levin Schücking.

[1]) Meersburg ist sehr alt und schon der Name deutet darauf hin, daß die Stadt einem Leuchtthurme und den dabei erbauten Fischer- und Schifferhütten ihren Ursprung zu danken habe, da man diesen Thurm nur die Burg am Meere, Meersburg, nannte. Im 14. Jahrhundert kam Meersburg an das Hochstift Constanz, nachdem es dem Welfischen Hause gehört hatte, vom Kaiser Friedrich I. eingezogen und zum Herzogthum Schwaben geschlagen worden war, woher es Bischof Eberhard von Waldburg entweder vom König Konrad IV. oder von Konradin erworben haben soll.

[2]) Der Thurm, oder das hohe viereckige Gebäude, der älteste Theil des Meersburger alten Schlosses, ist jetzt von den übrigen Bestandtheilen desselben ganz umbaut. An diesem in fränkischer Bauart errichteten Thurme fand man die Buchstaben C. M. eingehauen, welche auf Karl Martell gedeutet wurden. Seit dem J. 1838 wohnt in diesem Schlosse der Freiherr von Laßberg, der verdienstvolle Beförderer altteutscher Literatur, welcher seine unschätzbare Bibliothek und Handschriftensammlung in dem feuerfesten Archivgewölbe der Bischöfe aufgestellt hat. (Siehe Universallexikon von Baden, S. 767.)

Johannes Heuglin in Meersburg.

Das unschuldigste Opfer von Denjenigen, welche für die gescheiterte Bauernempörung in der Seegegend (1525) vorzüglich büßen mußten, war Johann Heuglin, den man wegen Abfassung der Sernatingischen Bauernartikel und Verkündigung ketzerischer Lehren öffentlich anklagte und sofort dem geistlichen Gerichte des Bischofs von Constanz übergab. Der gute Mann bekannte Alles getreulich, was er gelehrt hatte, leugnete aber trotz den Qualen der Folter standhaft, was man ihm andichtete, und weigerte sich entschieden gegen jeden

Widerruf, so lange man ihn nicht aus der heiligen Schrift eines Irrthums überführen könne. Das Gericht wurde auf dem Marktplatze zu Meersburg öffentlich abgehalten. Nur mit Mühe konnte Heuglin die Erlaubniß erwirken, sich gegen die einzelnen Anklagepunkte vor dem Volke zu vertheidigen. Er that es mit jener Kraft der Ueberzeugung, die auch den Schwächsten muthig und beredt macht. Als der Punkt kam, worin man ihn beschuldigte, das Fegefeuer geleugnet zu haben, rief er aus: „Lieber Gott, ich mußte durch die Schmerzen im Gefängnisse und auf der Folterbank wohl Fegfeuer genug empfinden!“ und fing an zu weinen. Viele der Zuschauer vergossen ebenfalls Thränen, während der bischöfliche Vikar höhnisch lächelte. Als Heuglin dies bemerkte, frug er ihn: „Warum lachet Ihr über mich? Ich bin ein armer, verlassener Mann, der das Auslachen nicht verdient! Gott vergeb' es Euch, Ihr wisset nicht, was Ihr thut!“ — Aber ungeachtet der klarsten Darlegung seiner Unschuld wurde Heuglin nun zum Tode verurtheilt, sogleich auf die Richtstätte abgeführt und als Ketzer und Feind der Kirche verbrannt!

(Siehe G. Baders „Badische Landesgeschichte.“ S. 367.)

Benno von Kirchberg.[1]

Ritter Benno liegt gebunden
In des Kerkers ödem Grab,
Fleht um Tod im Schmerz der Wunden,
Die des Bruders Hand ihm gab,
Der im Kampf ihn hingerungen
Um der Schönsten Liebesblick,
Seines Lebens Reiz verschlungen,
Seiner Hoffnung stilles Glück.

Horch! es hallen tiefe Glocken
Und der Orgel Donner jagt
In der Chöre Festfroblocken
Und der Liebe Morgen tagt:
„Macht mich frei, ihr Himmelswerte,
Liebe, Liebe, brich mir Bahn!“

Er zerreißt die Kerkerpforte,
Schreitet zu dem Dom hinan.

Hingegossen auf die Stufen
Sieht er die Beglückten knie'n,
Hört ihr ewig Ja sie rufen,
Klirrt in seinen Ketten hin:
„Ja und Ja! du Donnerstimme,
Ja, ach Ja, du richtest mich!
Brich mein Himmel denn im Grimme,
Und mein Engel berge sich!"

Im bekränzten Ahnensaale
Schwelgt im Fackeltanz das Paar.
Wer erscheint mit dem Pokale,
Beut ihn der Vermählten dar?
„Nimm ihn hin, den Trank, den herben,
Trinn ist meiner Zähren Fluth;
Leer' ihn froh auf mein Verderben,
Wie dein Gatte trank mein Blut!"

Ueber seine Schwelle leise
Tritt die Auserwählte ein;
Dem mit Blut erkauften Preise
Will er sich in Wonnen weih'n.
Aber, — wie vom Schreck Gemähte,
Taumeln sie vom Kuß zurück.
Er ist hier auch, der Verschmähte,
Mit dem hohlen Todesblick.

„Zu ermessen was mir fehle,
Sah ich tief das Glück, die Lust;
Doch gestillt ist meine Seele,
Ausgerungen hat die Brust.
Aus der bangen Kerkerzelle,
Wo von Liebe Liebe litt,
Bau ich meine Himmelsschwelle,
Fleh' um euren Eingang mit!"

Süßer als der Lieb' Erwarmen,
Wonniger als ihr Genuß,

Lohnt es ihn in Bruderarmen;
Er verzeiht im Friedenskuß.
An des Felsenstroms Gebrause,
Auf des Tannenthales Strand,
Baut er seine Gottesklause
Vom Gestein der Kerkerwand.

Der Gebirge Häupter schauen
Um ihn her, sein Friedensschild,
Bergen jenseits helle Auen,
Fern, wie seiner Liebe Bild.
Herzen, die verrathen trauern,
Von des Jammers Macht umtost,
Pilgern hin, zu Benne's Mauern,
Und er spendet ihnen Trost.

Georg Kapp.

[1]) Das Schloß Kirchberg liegt bei dem Amtsorte Salem, an welche Gemeinde es im Jahre 1288 kam. Hier beschloß der letzte Reichsprälat von Salem sein Leben. In frühester Zeit nannte sich ein Adelsgeschlecht von Kirchberg. Standesherren dieser Besitzung sind jetzt die Markgrafen von Baden.

Ueberlingen.

Eine der frühesten Pflanzstätten des Christenthums am untern Bodensee war Iburningä, eine Allemannische Ansiedelung, auf dem nördlichen Ufer des Sees gelegen und auf Felsen gegründet. Wie es scheint, war sie damals, im Anfange des 7. Jahrhunderts, der Mittelpunkt der fränkischen Regierung dieser Gegend. Ein christlicher Frankenherzog Allemanniens, Namens Gunzo, hochgeehrt am fränkischen Hofe, hatte dort seinen Wohnsitz.

Zur Zeit, als der heilige Gallus am See den Heiden den wahren Gott predigte, geschah es, daß Herzogs Gunzo einzige schöne Tochter, Fridburg mit Namen, die dem Franken-

könige Sigebert, Theuderichs Sohne, verlobt war, in eine schwere Krankheit verfiel, so daß ihr Vater und alles Volk glaubte, sie sey von einem bösen Geiste besessen. Die Priester, welche ihr Bräutigam zu ihrer Heilung sendete, verspottete sie, und erst nach langem Toben der Krankheit verlangte sie plötzlich, daß der fromme Gallus aus seiner Wüste geholt werden solle. Als nun die Botschaft über den See nach Arbon kam, wo sich gerade der heilige Mann bei seinem Freunde, dem christlichen Presbyter Willimar, auf Besuch befand, glaubte Gallus, voll Demuth, dem Ruf an den Hof des Fürsten nicht folgen zu dürfen, und entwich mit zwei seiner Schüler in's alte churische Abätien nach Quaradaves (Grabs), wo er einen Christendiakon, Johann, fand und sich bei ihm in einer Höhle verbarg. Doch Willimar eilte ihm nach, fand ihn dort und, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es ein Ruf Gottes seyn müsse, der ihn zu einem Werke der Liebe fordere, überredete er ihn, mit ihm umzukehren und über den See nach Jburningen zum Herzog Gunzo zu fahren, was er auch that. Wirklich genaß auch die Prinzessin Frideburg auf sein Gebet, und die alte Urkunde (das Leben des h. Gallus, von Walafried Strabo) erzählt, daß der grimme Geist in Gestalt eines schwarzen Raben aus ihrem Munde geflogen sey. Der dankbare Herzog verlangte, Gallus solle die eben erledigte Bischofsstelle von Constanz annehmen; aus ungeheuchelter Demuth aber lehnte sie Gallus ab, schlug jedoch einen eingebornen Allemannen, den ebenerwähnten Diakonus von Quaradaves, Johannes, dazu vor, der unter seiner Leitung die heilige Schrift studirt hatte. Herzog Gunzo willigte ein und Gallus wohnte der Weihung seines Freundes im Dome von Constanz bei, diese Gelegenheit benützend, um die Liebe Gottes, die sich in der Schöpfung und Erlösung geoffenbart, den Gemüthern der neuen Christen zu schildern. Er betrat mit Johannes die Canzel und dieser dollmetschte in's Allemannische, was Gallus lateinisch vorgetragen. Als der fromme Apostel mit des Herzogs reichlichen Geschenken nach Arbon zurückkehrte, berief er die Armen aus der Gegend zu sich und vertheilte sämmtliche Geschenke unter sie. Der Amtmann des Herzogs, zu Arbon, mußte auf Gunzo's Befehl mit allem Volke nach St. Gallus Zelle aufbrechen und ihm

dort Wohnungen bauen und einrichten. Die genesene Prinzessin Frideburg aber zog, statt der Hochzeitkleider, ein Nonnengewand an, und in solcher Gestalt fand ihr königlicher Bräutigam, Sigebert, sie an dem Altar, wo sie mit ihm getraut werden sollte und dessen Hörner sie, wie eine Schutzflehende, gefaßt hielt. „Ich trete dich deinem himmlischen Bräutigam ab!" — sprach der fromme König, ergriff ihre Rechte und legte sie auf den Altar. Dann verließ er die Schwelle des Tempels; „aber" — fügt der Erzähler hinzu — „Thränen verriethen das Leiden seiner verborgenen, entsagenden Liebe."

(Siehe Gust. Schwabs: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.")

Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen.

Zwischen den Dörfern Goldbach und Sipplingen am unteren Bodensee, unweit Ueberlingen, zieht sich dicht am Ufer des Sees in bedeutender Höhe und Länge eine mächtige Felswand hin. An dieser Wand bemerkt man viele Oeffnungen von allerlei Größe und Gestalt. Es sind dies die Eingänge und Lichtöffnungen der sogenannten Heidenhöhlen oder Heidenlöcher; vor etlichen vierzig Jahren führten steinerne Treppen noch zu den Eingängen, jetzt aber sind sie ganz verwittert, und nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr kann man vermittelst Leitern in diese wundersamen Gemächern gelangen. Erstaunen und Bewunderung muß aber Jeden ergreifen, der dieses seltsame Riesenwerk betritt. Tief in dem Innern der Felswand finden sich hier eine Menge Gemächer und Kammern. Es ist ein Werk, das außerordentliche Mühe und einen großen Zeitaufwand gekostet haben muß. Die Gemächer sind beinahe alle gewölbt und mit Pfeilern versehen, die Fensteröffnungen großentheils regelmäßig angebracht und selbst nicht ohne Zierlichkeit, nur etwas niedrig, denn die höchsten messen nicht über acht Fuß. An den Wänden sind in vielen Kammern Sitzbänke, Nischen und allerlei Vertiefungen angebracht, jedoch nicht in allen, und überhaupt läßt es sich nicht verkennen, daß alle die Gewölbe und Kammern nicht zu einem und demselben Zweck erbaut worden seyen. Unwillkürlich befällt Einen beim Eintreten in diese Fel-

senbehausung der Gedanke an die egyptischen Todtenkammern und Nekropolen.

Ueber den ursprünglichen Zweck und Gebrauch dieser Felsenkammern hat man keine Nachricht, und es läßt sich nichts Sicheres darüber ermitteln.

In der Umgegend glaubt man allgemein, daß sie den ersten Christen bei den ausgebrochenen Christenverfolgungen zu Schlupfwinkeln gedient haben, oder auch, daß später bei größerer Ausbreitung des Christenthums die noch übrigen Heiden der Umgegend in diesen unterirdischen Gemächern ihren heimlichen Gottesdienst gefeiert hätten. Doch auf keinen Fall können weder die verfolgten Christen noch die vertriebenen Heiden zu den obigen Zwecken sich diese Wohnungen erst gebaut haben; denn wer genöthigt ist, sich einen Schlupfwinkel zu suchen, hat wahrlich nicht so viel Zeit dazu, sich eine Zufluchtsstätte von solchem Umfang und solchem Zeitaufwand zu bereiten; denn bei einer Arbeit, die so viel Zeit und so viel Mühe erfordert, wären sie sicher vor deren Vollendung verrathen worden.

Unverkennbar ist dies ein Römerwerk; aber aus welcher Zeit und zu welchem Zweck, darüber wagen wir nicht zu entscheiden. Und auch der Name Heidenlöcher scheint dieses zu bestätigen, denn wie viele Ueberreste römischer Bauwerke in unserm Lande werden nicht mit dem Zusatze heidnisch benannt! so der Heidenkeller bei Ettenheimmünster, der Heidenberg bei Ippingen, das Heidenschloß bei Orsingen, das Heidenloch auf dem Heiligenberg bei Heidelberg ꝛc. Uebrigens können später, als diese Höhlen leer gestanden, sehr leicht verfolgte Christen hier eine Zuflucht gefunden haben, wie dies unter Pelagius in Spanien im asturischen Gebirge mit solchen Höhlen der Fall war. Eben so wenig wollen wir in Abrede stellen, daß auch nachher verfolgte Heiden ihren heimlichen Götzendienst hier gehalten, und daß auch davon der Name Heidenlöcher, Heidenhöhlen entstanden seyn könne. Uebrigens müssen diese Kammern noch in spätern Zeiten Menschen zur Wohnung gedient haben; denn in einer derselben, deren Wände mit Kalk überworfen und von Ruß geschwärzt sind, findet sich unter dem Ueberwurf in die Wand eingehauen die Zahl 1675. Wo sich

diese Felsenwand dem Orte Sipplingen nähert, findet man in den Felsen eingehauene Reste einer Einsiedelei mit uralten Bildern im byzantinischen Styl. Der Rauchfang und die in Stein gehauene Schlafstätte des Einsiedlers sind noch sichtbar.

P. H. Schreiber.

(Siehe Karlsruher Unterhaltungsblatt. Jahrg. VI. 1833.)

Das Mährchen von den sieben Schwaben.

Es waren einmal sieben Schwaben, die wollten große Helden seyn und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit sie aber ein gut Gewaffen hätten, ließen sie sich einen Spieß machen, sieben Mannslängen lang, den faßten sie zu siebend an, und gingen in einer Reihe hinter einander. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der Mannlichste unter ihnen; dann kam der Jackli, genannt der Seehaas, hierauf der Marli, genannt der Nestelschwab, dem folgte der Jörgli, war der Blitzschwab geheißen; hernach ging der Michel, Spiegelschwab zubenamset, dann kam der Hans, Knöpfleschwab, und zuletzt kam Veitli, das war der Gelbfüßler. Diese Beinamen hatten alle ihre gute Ursach. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus dem Allgau gebürtig war; der Seehaas hatte am Bodensee gesessen; der Nestelschwab führte darum seinen Namen, weil er statt der Knöpfe Nesteln an den Hosen hatte und letztere fast immer mit der Hand in die Höhe hielt, dieweil die Nesteln oftmalen abgerissen waren. Der Blitzschwab hieß also, weil er sich die Redensart: Potz Blitz! angewöhnt hatte. Der Spiegelschwab hatte die Gewohnheit, seine Nase allemal an den Vorderärmel seines Jankers*) abzuputzen, der davon einen gewissen Spiegelglanz annahm, das schaffte jenem den sauberen Namen. Knöpfleschwab war ein Mann, der verstand, gute Knöpfle oder Spätzle zu kochen, das ist im bayerischen Deutsch Knödel, und im sächsischen Deutsch Klöse. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopfinger Landschaft, deren Einwohner die Umwohner Gelbfüßler schimpfen, darum, daß sie einstmals einen

*) Jacke.

Wagen voll Eier, den sie ihrem Herzog als Abgabe bringen müssen, recht voll stampfen wollten, und die Eier mit den Füßen fest getreten, davon denn die Eier etwas Wenigs zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hatten.

Zogen nun die Sieben allesammt guten Muthes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der späten Dämmerung über eine grüne Wiese, da hob sich eine Hurnauspe*) nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecken hervor, und flog vorüber. Darob erschrack der Schulz Allgäuer mächtiglich, und begann Angstschweiß zu schwitzen, konnte auch kaum noch den Spieß halten, und schrie seinen Kriegsgesellen zu: „Horcht! horcht! Der Feind trommelt schon!" Da schmeckte der Jackli, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen übeln Geruch und rief: „Wohl, wohl! Etwas ist vorhanden! Ich schmecke schon das Pulver!" Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und sprang über einen Zaun, kam aber gerad auf die Zinken eines Rechens zu springen, und da fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und schrie: „Gieb Gnade! Ich ergeb' mich!" Die andern Sechs waren nachgesprungen über den Zaun, und da sie ihren Anführer also schreien hörten, so schrieen sie Alle: Giebst du dich, so geb' ich mich auch! Giebst du dich, so geb ich mich auch! Aber es war Niemand vorhanden, der die sieben Schwaben gefangen nehmen wollte, und da sie das merkten, schämten sie sich ihrer wenigen Herzhaftigkeit und verschwuren sich, diese ihre erste Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter so kamen die sieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie sie so tapfer darauf los marschirten, merkten sie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer ganz nahe an ihm war. Als er den Bären sah, war er hin vor Schreck, stolperte und stieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber nichts konnte, und schrie dazu gottsjämmerlich: „Ein Bär! ein Bär!" Vermeinte sein letztes Brod wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch

*) Hornisse.

rührte sich der Bär nicht, dieweil er maustodt war. Deß war der Allgäuer hoch erfreut, schaute um nach seinen Brüdern, und sah mit neuem Schreck, daß alle für todt mäuseleinstill auf dem Boden lagen, meinte, er habe sie gar mit dem Spieße hinterrücks erstochen, und erhub ein Wehegeschrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefressen, denn sie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten sie vorsichtiglich in die Höh, und wie sie sahen, daß der Bär todt war, erhoben sie sich frisch und gesund, traten um den Bären herum und auf ihn, und untersuchten, wie tief wohl die Wunde sey, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzschwab sagte: „Potz Blitz! Der Bär ist verreckt und schon lange todt!" — „„O ja,"" sprach der Jackli: „„Man schmeckt den Braten."" Wurden Eins, dem Bären das Fell abzuziehen und als Siegeszeichen mit zu führen, das Aas aber liegen zu lassen. „Mögen den Bären nun die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen hat!" sprach Einer unter ihnen, und so zogen sie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Und da geschah es, daß die guten Gesellen auf ihrer Weiterfahrt an einen weiten blauen See kamen, — so dünkte es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden, — der schlug Wellen im Wind, und droben an seinem Abhang standen die sieben Schwaben und lugten hinunter, wie sie wohl am geschwindesten über diesen See kommen möchten. Es war aber kein Wasser da drunten, sondern ein Feld voll Flachses, der so recht in seiner schönsten blauen Blüthe stand.

„Potz Blitz!" rief der Blitzschwab, „was ist da zu thun? Ueber das wilde Wasser müssen wir!"

„Allgäuer, Du trag uns hinüber, wie weiland St. Christoph die Pilgrimsleute!" sagte der Seebaas. — „Bygoscht!" antwortete der Allgäuer: „ins Wasser ging ich wohl, wenn's nicht tiefer ging, als an den Hals." Der Nestelschwab griff mit der Hand an seinen Hosenbund, das edle Kleidungsstück fest zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der einen Hand schwimmen thäte; dem Knöpfleschwab war das Ding gar nicht einerlei! er lugte scharf, ob kein Haifisch, Walfisch oder Krokodil im Wasser brause; und so standen auch die Andern ganz

verlegen da, bis der Blitzschwab sich hinter ihnen herum drückte und ein Paar hinunter stieß, indem er anrief: „Frisch gewagt, ist halb geschwommen!“ Da Diese nicht untersanken, faßte sich auch der Gelbfüßler ein Herz, und that einen Hupf hinunter, ihm folgte der Blitzschwab und der Nestelschwab mit besserem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpte drunten Einer auf den Andern, bis sie merkten, daß sie mit der Nase nur in grünes Gras gefallen waren, worauf sie sich allgemach mit etwas gequetschten Rippen wieder aufmachten und an dem Spieße wiederum fürbaß schritten.

Nach mehr als Einem andern Abenteuer, das zu lang wäre zu erzählen, gelangten die sieben Schwaben an einen wirklichen großen See, und da sagte der Seehaas, der ihn gleich erkannte „Das ist der Bodensee.“ An dessen Ufern sollte, wie die Sage ging, ein gefährliches Ungeheuer hausen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die sieben tapfern Schwaben sich fest vorgenommen hatten. Da sie nun des Sees ansichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer sich aufhielt, — man wußte nicht, war's ein gräulicher Lindwurm oder ein feuerspeiender Drache — so fiel ihnen zumeist das Herz in die Kniekehle, sie machten Halt, und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpfleschwab noch zu guter Letzt, (denn wer konnte wissen, ob das Unthier sie nicht allesammt mit Haut und Haar verschlingen werde, mit oder ohne ihren Spieß?) eine Mahlzeit Knöpfle und Spätzle bereite, und stellte während dem Essen Todesbetrachtungen an. Und nach diesem begannen sie ihre Schlachtordnung herzurichten, dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer sagte, er sei nun bislang immer der Vorderst gewesen, wäre Zeit, daß er nun auch einmal der Hinterste sey, und es solle der Blitzschwab voran. Der meinte aber: „Kuraschi hab' i gnueg im Leib, aber nit Leib gnueg für die Kuraschi und das Beest von Ungeheuer.“ Der Spiegelschwab wischte sich die Nase am Aermel und that den Vorschlag, es solle doch wohl besser seyn, wenn Einer für Alle sterbe, und meinte, der Knöpfleschwab könne ihnen diesen kleinen Gefallen thun; der aber schrie Zetermordio, als habe das Ungeheuer ihn schon am Schlafittig. Und so sprachen und stritten sie noch eine Weile hin und her, bis sie sich friedsam einigten

und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts schritten, gerade auf den Wald zu, wo das Unthier hausen sollte. Ehe sie denselben erreichten, kamen sie an einen Rain davor, da saß ein Haas und macht' ein Männlein, und streckte die langen Löffel in die Höh, das war den Schwaben grauslich anzuschauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rath und besannen sich, ob sie vorwärts rücken und auf's Unthier eindringen sollten mit lang vorgestrecktem Spieß, oder ob sie sich zur Flucht wenden sollten; doch hielt Jeder fest am Spieß. Da nun das Veitli hinten zumeist in Numero Sicher war, schwoll ihm der Kamm und er schrie dem Schulzen zu, der voran stand:

„Stoßt zue in aller Schwabe Nama,
Sohnscht wünsch ich, daß ihr mächt erlahma!"

Der Hans, des Veitli Geilfüßler Vordermann, Knöpfleschwab, spottete der Kurasche des Veitli, indem er sagte:

„Beim Elament, Du hauscht guat schwätze,
Du bischt der Letzscht beim Drachahetze!"

Dem Michel sträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, sondern sprach mit abgewandtem Gesicht, indem er den Aermel seinem Gesicht näherte:

„Es wird nit feihla um an Haar,
So ist es wohl der Teufel gar!"

Jörgli luegte dem Michel in's Gesicht und schaute auch gar nicht hin nach dem Büster von Ungeheuer, indem er zaghaft beistimmte:

„Blitz! ist ersch nit, so ischt sei Mutter,
Oder des Teufels sein Stiefbruder!"

Dem Marli Nestelschwab, der sich schon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, wie ein Wiedle gespießter Lerchen, gefiel sein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er kehrte sich auch um, da er nicht für nöthig fand, das Ungeheuer anzusehen, und rief dem Veitli zu:

„Gang Veitli, gang, gang Du voran,
I will dahinda vor Dir stahn!"

Veitli drückte aber seine Ohren auf und that als hörte er nicht; worauf der Marli zum Jackli sagte:

„Gang, Jackli, gang, gang Du voran!

Du baschst Sporn und Stiefel an,
Daß Dich der Drach nit beisse kann!"

Aber Jackli fand seinen Trost darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes, der sieben Schwaben und des zu bestehenden Abenteuers stand, und sagte:

„Herr Schulz, der muß der Erschte seyn,
Denn ihm gebührt die Ehr allein."

Schulz Allgäuer faßte sich ein Herz und sprach mutbig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging:

„So ziebt denn herzhaft in den Streit,
Hieran erkennt man tapfre Leut!"

Und so ging es in Gottes Namen und im Sturmschritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz beperte, konnte er sich seiner Angst nicht erwehren und schrie: „Hau burlebau! bau! baubau!" Da erschrack der Haas und gab vergnügtes Fersengeld querfeldein, und lief was er laufen konnte. Jetzt rief Schulz Allgäuer freudiglich:

„Potz Veitli, luag, luag, was ischt dabo?
Das Ungeheuer ischt nur an Haas!"

„Haschtu gesehn? Haschtu gesehn?" fragten sich nun die Andern unter einander. „Potz Blitz! Ein Ding, wie ein Kalb!" rief der Blitzschwab. Der Nestelschwab that seinen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß Dich das Mäusle beiß! Ein Thier wie ein Maßechs!" „Oho!" rief der Knöpfleschwab: „ein Heifant ist nur ein' Katz gegen das Untbier." „Pygoscht," erwiederte der Allgäuer: „wenn das kein Haas gewesen, so weiß ich keinen Dreimännerwein vom Nachenputzer zu unterscheiden!"

„Nu nu!" vermittelte der Seehaas: „Haas her, Haas hin! Ein Seehaas ist halt größer und grimmiger, als alle Haasen im heiligen römischen Reich." "Wie der Seewein sauerer und herber, als alle Weine im heiligen römischen Reich," spottete hinten der Gelbfüßler, und über diese Anzüglichkeit hätte ihm der Seehaas fast ein Paar Watschen gegeben, denn er fühlte sich in seinem Nationalgefühl verletzt.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den sieben Schwaben so glückhaft bestanden war, wurden sie Eins, nunmehr von ihren Thaten auszuruhen und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber thu' es Noth, ein Siegeszeichen zu errichten,

das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermelde. Da es nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfere Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache sein Fell zu Markte getragen und der Haas in seinem Balg wohlbehalten entkommen war, so wurden die guten Gesellen dahin Eins, ihr Bärenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nächstgelegene Kirche zu stiften, die hieß man hernach die Kapelle zum schwäbischen Heiland *) Dort wird wohl der Spieß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Nester getragen.

(Aus L. Bechstein's „Deutsches Märchenbuch." Leipzig. 1845.)

*) Siehe darüber S. 73 dieses Werkes.

Schwäbische Tafelrunde.''

Neun Schwaben gingen über Land
Zu einer Dornenhecken,
Allda der Jockel stille stand,
Thät Abenteuer schmecken.

Es schlief ein Haas' ganz starr im Gras,
Die Ohren thät er recken,
Die Augen offen, hart wie Glas,
Es war ein rechter Schrecken.

Hätt' Jeder ein Gewehr, gewiß
Er wollt's für'n Andern strecken;
So hatten's all Neun nur ein Spieß,
Wer darf den Haas' mit wecken?

Drum hielten's einen Kriegsrath,
All Neun ganz einig schiere,
Sie wollten thun ein kühne That
An dem grausamen Thiere.

All Neun an ihrem Schwabenspieß
Stehn mannlich hintreinander:
„Du Jockel, bist der vorderst gwiß!"
Sprach Einer zu dem Ander.

„Du Ragenohr, geh du voran!"
Der Vorderst thät auch sprechen:
„„Ich muß dahinten vorne stahn
Ich schieb, du mußt nur stechen.""

Der Vorderst sprach: „Wärst du vorn dran,
Du sprächst nit, mein Geselle:
Du Ragenohr, geh du voran!
Hier ist ein' harte Stelle.

Der Haas' erwacht ob ihrem Streit,
Ging in den Wald hinschweifen,
Der schwäbisch Bund thät' als ein Beut
Des Haasen Panner ergreifen.

Sie wollten auch dem Feind zur Flucht
Ein goldne Brücken schlagen,
Und han da lang ein Fluß gesucht,
Und kunnten kein erfragen.

Da stand ih'n auch ein See im Weg,
Der bracht' ihn'n große Sorgen,
Weil in dem Grae, nit weit vom Steg,
Ein Frosch saß unverborgen;

Der immerdar geschrieen hat
Mit der qualenten Stimme,
Wadwad, wadwad, wadwad, wadwad,
Da giengs dem Ragenohr schlimme.

Glaubt', daß der Spiritus ihm rief:
Wad, wad! er könnt durchwaden,
Da thät er in dem Wasser tief
Ersaufen ohn zu baden.

Sein Schaubhut auf dem Wasser schwamm,
Da lobten ihn die Andern:
„Seht bis an'n Hut, der gut Landsmann,
Durch' Wasser that er wandern!"

Der Frosch schrie wieder: Wad, wad, wad!
Der Jockel sprach: „„Uns Allen

Der Landsmann ruft auf seinem Pfad,
Wir sollen nit lang fallen.

„Wir sollen wahrlich jetzt vielmeh
Alsbald ohn Kriegsrathe
Wohl Alle springen in den See,
Weil wir noch sehn den Pfade.“ —

So richt' ein Frosch neun Schwaben hin,
Die schier besiegt ein' Haasen:
Drum hassen Schwaben immerhin
Die Frösch und auch die Haasen.

Altes Lied.

[1]) Um einen richtigen Begriff von den Schwabenstreichen zu bekommen, muß man die „Abenteuer der sieben Schwaben“ lesen im „Volksbüchlein“ von L. Auerbacher, (München 1832) Seite 105 — 156 des 1. Theiles.

Der schwäbische Heiland.

Als die Ueberlinger die Heldenthat ihres Landsmannes unter den sieben Schwaben vernommen, des Ragenohrs, der sich zuerst in den See gewagt hatte, beschlossen sie einmüthig eine fromme Stiftung zu machen und erbauten eine Feldkapelle am See, wo der Spieß der sieben Schwaben aufgehängt wurde zum ewigen Angedenken. Die Kapelle aber ward geweiht dem Erlöser und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu verfertigen, sieben Fuß hoch. Das that er und schrieb auf das Gestelle mit goldenen Buchstaben: „Heiland der Welt.“ Aber die Ueberlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen und behaupteten, daß, da der liebe Herrgott einst den sieben Schwaben aus ihren Aengsten und Nöthen geholfen hätte, so solle er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es auch. Der Seehaas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner. Und es kamen viele Pilgrime dahin, welchen der Klausner die Abenteuer der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weßhalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Und der schwä-

bische Heiland war zu derselben Zeit so weit und breit berühmt, als der große Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg ist leider die Kapelle zerstört worden und die Schweden haben das Siegeszeichen mit fortgenommen. (Auerbachers Volksbüchlein.) Es existiren aber noch Copien vom echten schwäbischen Heiland, getreu in Größe, Gestalt und Farbe, wie z. B. im alten Kirchlein zu Honstetten, 5 Stunden westlich von Ueberlingen.

(Vergl. Eisleins „Sprichwörter und Sinnreden des teutschen Volkes." Donaueschingen, 1839. S. 538 und 59.)

Ueber die Benennung „Seehasen."

Seehase ist ein uralter Name zur Bezeichnung der Anwohner des Bodensees. Schon in der „Notitia dignitatum imperii, ed. Panciroll. Lugd. 1608. Fol. 26. b. kommen diese Leute mit einem laufenden Hasen in ihrem Schilde vor, und dieses Thier soll nicht sowohl ein Sinnbild der Furchtsamkeit, als vielmehr, nach dem Glauben des Alterthums, ein übler Angang (schlimmes Vorzeichen) für die Feinde seyn (wenn ein Hase vor demselben kurz vor dem Angriff über das Feld läuft). — Im 13. Jahrhundert nennt Gottfried von Straßburg in seinem „Tristan" den trefflichen Sänger Hartmann von Owe, welcher Dienstmann des Abtes von Reichenau war, zugleich mit dessen Gesellen, doch im edeln Sinne, Hasen:

„Wer guote Rede zu Guote
Unde euch zu Rehte kan verstan, der mueß dem Ouwere lan
Sin Schapel und sin Lorzwi. Wer nu des Hasen Geselle si,
Und uf der Worthaide hobsprunge unde mitwaide." ꝛc.

(Siehe Eisleins „Sprichwörter u. Sinnreden des teutschen Volkes." S. 561 u. 65.)

Ueberlinger Judenmord.

(Um 1350.)

Zu Ueberlingen fand man die verstümmelte Leiche eines von seinen Eltern vermißten Knaben in einem Bache; die Eltern heulten durch die Stadt und klagten die Juden als Urheber des Frevels an; die Art der Wunden, ihr Ausbre

chen und Bluten, als der Leichnam vor den Häusern der Juden vorbeigetragen wurde, schien Beweises genug. Unter dem Vorwande, sie vor der Wuth des Pöbels zu retten, lockte man die geängsteten Juden in ein hohes steinernes Haus; hier zündeten die Bürger einen im Erdgeschoß heimlich aufgethürmten Scheiterhaufen an; die Juden flüchteten von Stock zu Stock; einige kletterten sogar auf das Dach. Umsonst! das ganze Haus, in das die Tücke der Christen gegen 300 Juden gelockt hatte, ging mit den Unglücklichen, die voll Verzweiflung Steine, Messer, Schwerter und Balken des brennenden Hauses auf die gaffende Volksmenge herunterschleuderten, in den Flammen auf. Einige stürzten sich aus dem Brande zu den Fenstern hinaus; sie wurden vom Volk aufgefangen und vollends niedergemetzelt.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee und das Rheinthal ꝛc.")

Bodmann.

Der kupferne Kessel zu Bodmann.[1]

Im Kessel zu Bodmann, da steh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,[2])
Herr Karl ihn pflanzt auf dem Felsengestein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freier Schwabe jetzt erntet's mit Dank,
Er sperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge schaut,
Das Dunkel der alten Geschichten ihm graut,
Und wie der Wein an der Lippe mir schwillt,
Die Sage hervor schon, die sprudelnde, quillt.

Sie saßen zu Bodmann beim fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Rosen und Schnee,
Das edelste, schönste Geschlecht am See.

Viel Gäste beglänzet vom Sonnenschein,
Sie tranken und sangen beim Königswein,
So wie ich heut trinke und singe mein Lied;
Der Abend von festlicher Lust sie nicht schied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des stürmischen See's verstohlenem Kind,
Die Wolken sie sammeln sich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schlosse nicht aus.

Die Gäste, sie tanzen Thür aus und Thür ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reih'n,
Es sprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze, die spähen mit gierigem Strahl.

Und in der Schalmeien und Flöten Gesang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauschet im Saale das Spiel und der Witz,
Da schlägt durch die Decke der zackige Blitz.

Und Flammen umwölken den mächtigen Saal,
Ersticken die Gäste, verzehren das Mahl;
O Wasser und Himmel, wie glänzt ihr so hell,
O herrlich Geschlecht, wie vergehst du so schnell!

Der Vater, die Mutter, todt liegen sie schon;
Ach, dringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt Keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind,
Sie hat es enthoben der Wiege geschwind.

Sie stößt einen Kessel durch Gluth und Flamm',
Im Schloß ist verlodert der edle Stamm,

Da schließt sie besonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das letzte, und schleudert's hinaus.

Es rollet der Kessel den Berg hinab;
O Kind, ist's dein Wieglein, ist's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt nur mit Mutterblick
Und sinkt in die Flammen des Hauses zurück. —

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachsen war;
Da baute stolz unter Schutt und Graus
Der letzte Bodmann sein steinernes Haus.

Der letzte Bodmann der Erste ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel so held,
Die Flamm' hat im Kessel geläutert das Geld.

Und Vater und Mutter beim fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem festlichen Saal,
Sie sitzen, sie trinken vom Königswein,
Sie schenken dem Wanderer ihn freundlich ein.

Im Kessel, aus welchem erblühte das Haus,
Im Kessel soll er ihn trinken aus,
Er soll den versunkenen Ahnen mit Zug,
Soll der Amme gedenken bei jedem Zug. —

Mein Lied ist gesungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich spüre die Gluth,
Es drehet der Kessel, der eherne sich,
Wald, Himmel und Wasser umtaumeln mich.

Doch beißet im Kopf mich der Königswein
Getrost bei dem Wunder, dem seltsamen, seyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Kessel steht stille, mein Auge wird klar;

Es schauet die Burg und den See und das Land,
Gott hüte das Haus und Geschlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja senden hinein,
So seyen es Ströme von Königswein!

Gustav Schwab.

[1]) Am westlichen Ende des Bodensee's pflanzte sich in zwei Aesten und mit zweierlei Wappen der Adel der Bodmann rühmlich fort. Sie bauten auf dem Heiligenberge gegenüber die Feste Hochbodmann. Als das Stammschloß im Jahr 1307, durch den Blitz entzündet, von Grund aus abbrannte, wurde der damals noch einzige Sprößling des ganzen Geschlechtes, Johann von Bodmann, wie durch ein Wunder gerettet; seine Eltern und Alles im Schloße fielen den Flammen zum Raube; ihn aber legte eine mütterlich gesinnte Säugamme in einen kupfernen Kessel und ließ ihn so den steilen Berg hinab rollen. Dieses schwache Reis trieb bald neue Zweige und das edle Geschlecht blüht noch in mehreren Linien. Die auf dem Stammschloße wohnhafte nennt sich Bodmann-Bodmann. Der Kessel von Erz, worin der junge von Bodmann beim Brande der Burg gerettet worden, wird noch auf dem Schlosse gezeigt. Man pflegt sich hineinzustellen und einen gläsernen Humpen voll Weines auf das Wohl des Geschlechtes von Bodmann zu leeren.

[2]) Der Weingarten bei Bodmann, in dem einer der besten Weine des ganzen Seeufers wächst, heißt noch der Königsgarten; Carl der Dicke soll ihn gepflanzt haben und man nennt daher den Wein im Schloße von Bodmann den Königswein.

(Siehe Gustav Schwab's „Der Bodensee nebst dem Rheinthal, S. 7.")

Entstehung der Burg Bodmann.

An der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Burg Bodmann liegen, stand früher eine Veste, welche einem der uralten Grafen von Bodmann gehörte, und zwar in der Nähe einer kaiserlichen Pfalz, Palatium Podamin.

Ueber die Erbauung dieser Burg Bodmann erzählt uns der unterhaltende Chronist Thomas Lirer von Rankwil Folgendes:

„Nun vber vier jar darnach do was sein sun" (nämlich der Sohn eines Grafen von Bregenz) „hieß Hugo, in seinem kastel Lindaw. Das lag dazumal nit im see. Do het ainer von Emß (Hohenems) ein tochter, hieß Eva. Die was gar schön, der nam die und sie wurd von ym schwanger. Do was ein man in der stat gesessen, hieß Schönstain. Der gab denen von Lindaw den rat, das sie mit irem herren Hugo retten (reden) das er etweuil (etwelches) Geltz von jn (ihnen) näme und sie frei sagte, so wölten sie ym helfen, das er ein festen und wonung bauwte und sein lieb Frauwen darauff satzte, das sie sicher wär, das sein' Freund (Hugo's Verwandte nämlich) ir nit leid täten. Das trieben sie so lange, das er mit yn ains ward umb

12 marck, halb gold und halb silber. damit bauwt er ain vest hieß Bodmann. Do sein vater starb do nam er sie (Eva) zu der ee vnd het mit ir drei sün. Yn woltent die herren von Rotenfan nit erb lassen sein. er was gar ainfeltig. und der vom Rotenfan vberkam mit ym das erb vnd gab ym Megkingen, seins Bruders aus der säligen Reichenav fluchthauß. vnd gab dem Abt darumb XXI. marck silbers vnd nam Bregentz ein mit allem land vnd zugehör. Sein sün hieß man die von Bodmann."

(Auszug aus Schönhuts „Die Burgen des Hegau's" 4. Heft S. 9 ff.)

Karl der Dicke zu Bodmann.

Auf dem Schloße Bodmann lebte auch Kaiser Karl der Dicke, nachdem er im J. 881 sehr kränklich aus Italien nach Teutschland zurückgekehrt war. Seine Krankheit bestand in einem anhaltenden Kopfschmerz, dem man durch eine Operation abzuhelfen suchte; aber der unglückliche Monarch verlor darüber seine letzte Geisteskraft. In diesem Zustande unternahm er einen Zug gegen die einbrechenden Normanen, dessen Mißlingen ihn bei der Nation so verächtlich machte, daß man zu einer neuen Königswahl schritt. Kaum noch erlangte Karl, er, der Erbe aller Macht seines großen Ahnen, von den Fürsten einige Höfe in Schwaben, worunter Neidingen, zu seinem Lebensunterhalt; so wandelbar ist alle irdische Größe, wenn sie nicht auf dem Geiste beruht! Die Mönche haben an diesem königlichen Märtyrer gerühmt, daß er sie besonders geachtet, fleißig ihre Gebete verrichtet und ihre Psalmen gesungen; daß er reichliches Almosen gespendet und stets auf die Gnade des Herren gebaut habe; auch waren sie seine einzigen Freunde im Unglück. Als er gestorben, brachte man seine Leiche nach Reichenau, wo er im Münster, neben dem Altar der heiligen Maria, feierlich beigesetzt wurde.

(Siehe J. Boders „Badische Landesgeschichte" S. 71.)

Ueberraschende Hochzeit zu Bodmann.

Nachdem Simon von Bodmann, — von dem der gelehrte Benedictiner Buzelin in seinen genealogischen Forschungen viel zu erzählen weiß als einem lieben Klosterbruder — verschiedene Länder und Fürstenhöfe bereist und besucht hatte und zu hohen Ehren gekommen war, fiel es ihm auf einmal ein, der Welt zu entsagen. Unter dem Vorwand, er wolle mit einem Fräulein aus einer der edelsten Familien Hochzeit halten, lud er eines Tages seine Freunde und Verwandten auf Schloß Bodmann. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als Simon in priesterlichem Ornate vor die Versammlung trat und aufs feierlichste in der Burgkapelle seine Primiz hielt. Beim prächtigen Mahle, das er anstellte, offenbarte er den Gästen seinen festen Entschluß, von der Welt auf immer Abschied zu nehmen und sagte ihnen Lebewohl, welches mit vielen Thränen erwiedert wurde.

Sogleich am andern Tage verließ Simon seiner Väter Burg und begab sich in Begleitung von Wenigen in das Reichskloster Weingarten, wo er schon vorher sich insgeheim hatte einschreiben lassen. Dort that er als Novize die niedrigsten Dienste und zeichnete sich bis an sein Lebensende durch die tiefste Demuth und höchste Andacht aus. Im St. Johanniskloster zu Feldkirch, wohin er aus Weingarten gekommen war, liegt er in der St. Laurentiuskapelle begraben. Sein Tod fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

(Vergleiche Schönhut's „Ritterburgen des Hegau's" 1. Heft S. 43 ff.)

Linzgau.

Pfullendorf.

Der rettende Brotlaib.

Im 13. bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts kam es oft vor, daß die Stadt Pfullendorf von den Kaisern, welche sich gar häufig in Geldverlegenheit befanden, verpfändet wurde. Dadurch entstand das unangenehme Verhältniß, daß die Gläubiger des Kaisers, selbst, oder durch Bevollmächtigte, die Reichssteuer und andere kaiserliche Einkünfte des Ortes verwalten und einziehen, auch das Amt des Stadtammanns versehen ließen, was zu vielen Verdrießlichkeiten zwischen dem Rath und der Bürgerschaft einerseits, und diesen Pfandgläubigern andrerseits Anlaß gab. Damit nun ein so mißlicher Zustand nicht wiederkehre, erwirkte sich die Stadt (1348) von Kaiser Karl IV. ein Privilegium, demgemäß sie nie mehr aus des Reiches Händen kommen oder verpfändet werden solle. Während Pfullendorf auf solche Weise bemüht war, sich von Innen und Außen Kraft und Ansehen zu verschaffen, nahte sich ihr unversehens große Gefahr. Die Ritter und Edelleute aus der Umgegend machten miteinander einen Anschlag, die Stadt unvermuthet zu überfallen und einzunehmen. Zu diesem Ende wollten sie sich ihr nächtlicher Weile von drei Seiten nähern und verbergen halten, bis früh Morgens die Viehheerde der Stadt auf die Weide getrieben würde, dann sollte der eine Haufe auf diese losgehen und sie wegnehmen, die beiden andern aber, während die Bürger zur

Rettung ihres Viehes hinaueilten, in die unbewachte Stadt dringen und sich derselben bemächtigen.

Von diesem Vorhaben war Graf Wernher von Zimmern zu Meßkirch in Kenntniß gesetzt, wir wissen nicht, ob als Theilnehmer oder durch Zufall. Seit langer Zeit war er ein freundlicher guter Nachbar der Stadt und kam oft aus seinem Schlosse bei Meßkirch auf Besuch dahin. Da er nun den vom Adel gegen Pfullendorf gefaßten Anschlag nicht abzuwenden vermochte und ebensowenig denselben verrathen durfte, ward er traurig und mißlaunig, wich seinem Hausgesinde aus und schloß sich in sein Gemach ein, so daß seine Gattin, Brigitta von Gundelfingen, darüber in Sorgen gerieth und eine Gelegenheit suchte, den Grund des beunruhigenden Betragens ihres Gemahls zu erfahren. Lange blieb ihr Forschen umsonst, bis sie endlich eines Tages, da sie zufällig ein Selbstgespräch ihres Mannes belauschte, die Ursache davon entdeckte. Ihre erste Angelegenheit war nun, die Stadt auf geheime sichere Weise vor dem drohenden Unglücke zu warnen. Sie schrieb demnach ein Briefleln an den damaligen Stadtammann von Gremblich, verbarg es in einen Laib Brot und übergab ihn einem treuen Diener mit dem Auftrage, denselben in keine anderen Hände, als in die des Stadtammanns selbst abzugeben und ihm dabei zu sagen, er möge sich das Brot wohl empfohlen seyn lassen. Der Stadtammann, neugierig, den Sinn dieser räthselhaften Botschaft herauszubringen, untersuchte den Brotlaib näher und fand darin den Brief der Frau von Zimmern, welcher ihn von der nahen Gefahr unterrichtete und zur Wachsamkeit ermahnte.

Als nun der zum Ueberfall bestimmte Tag erschienen war, brach ein Haufe Reisiger der Verabredung gemäß aus einem Hinterhalt hervor und nahm die so eben ausgelassene Viehheerde der Stadt weg. Alsbald wollten die Bürger hinauseilen und ihr Vieh dem Feinde wieder abjagen. Allein Stadtammann Gremblich hatte alle Thore schließen und bewachen lassen, und belehrte nun die erstaunte Bürgerschaft von dem, was so eben vorgehen sollte. Da rüstete sich Alt und Jung und sah, wie zwei andere feindliche Haufen aus dem Walde hervorbrachen und gegen die Stadt heraufsprengten, in der Meinung, die Thore offen und unbewacht zu finden, und eindringen zu können.

Als sie aber die Thore wohl verschlossen und die Bürger alle bewaffnet auf Mauern und Thürmen erblickten, zogen sie unverrichteter Dinge wieder ab, und dachten auch in der Folge nie wieder daran, die Stadt zu gewinnen. Dies geschah um das Jahr 1348 und die handschriftliche Chronik der Herren von Zimmern hat das Andenken daran aufbewahrt.

Zum ewigen Gedächtniß und zu dankbarer Erinnerung an diese merkwürdige Rettung der Stadt, verordnete der Rath zu Pfullendorf, daß jährlich ein sogenanntes Hochmahl gehalten werden sollte, wozu nebst dem Stadtammann, Bürgermeister, Rath und Geschlechtern, jedesmal auch der Herr von Zimmern geladen wurde, wobei er auch gewöhnlich sich persönlich einstellte. Im 16. Jahrhunderte hörte jedoch diese Gewohnheit auf; das Geschlecht der Herren von Zimmern erlosch mit dem Letzten dieses Namens, dem Grafen Wilhelm, im J. 1593 und die Herrschaft Mößkirch kam an den Grafen Joachim von Fürstenberg, welcher die Schwester des Grafen, Anna, zur Gemahlin hatte.

A. Waldner.

(Siehe dessen „Geschichte von Pfullendorf." Sonhaus 1875. Mappe. S. 10 d.)

Viel Uebel um Aepfel.

Während der traurigen Zeit des Schwedenkrieges kam u. A. auch der Feldmarschall Gustav Horn auf seinem Marsche nach Ravensburg im Januar 1634 in die Stadt Pfullendorf und verweilte über drei Stunden in derselben. Unglücklicher Weise versäumten die Stadtvorsteher, dem gestrengen Herrn Marschall ihre Aufwartung zu machen; was ihn aber noch mehr verstimmte, war, daß seinem Wunsche, Aepfel zu haben, entweder geflissentlich oder aus Unachtsamkeit nicht entsprochen wurde. Mit den schlimmsten Gesinnungen verließ er diesen unhöflichen Ort.

Die Folgen davon blieben nicht lange aus; denn schon am 18. Hornung ließ der Oberst Plato allen Fruchtvorrath im Pfullendorfer Spital wegnehmen und nach Ulm abführen. Auf die gemachten Gegenvorstellungen gab er zur Antwort: „Man habe dem Feldmarschall bei seinem Hierseyn einige Aepfel ver-

sagt, und doch sey nun hier im Spital ein ganzes Gewölbe voll davon gefunden worden." — Hierauf forderte der Oberst alle Schlüssel zum Spital ab, schaltete über Alles nach seinem Willen und Belieben und nahm endlich alle Lebensmittel, so wie 24 Melkkühe weg. So blieb es bis zum 19. März, wo die Schweden abzogen und nur noch 4 Kühe stehen ließen. Die anderen wurden geschlachtet und das Fleisch mitgenommen. Dem Obersten Plato jedoch mußte noch zum Danke für sein schonendes Verfahren ein Geschenk von 50 Thalern beim Abzuge gegeben werden. Diesen Gästen folgten überdies bald darauf noch viel beschwerlichere, und die gute Stadt hatte so viele Mäuler von Schweden zu füttern, daß man gestehen muß, die Pfullendorfer haben noch niemals in so saure Aepfel beißen müßen, als damals, nachdem sie die süßen dem Herrn Feldmarschall verweigert.

(Vergl. C. Walchners „Geschichte der Stadt Pfullendorf." Constanz 1825. S. 97 ff.)

Der in eine Wildgans verwandelte Gastwirth.

Meister Michel von Pfullendorf war Kammerschreiber des Kaisers Friedrich III. — Nikolaus von Wyl, von Bremgarten, welcher als Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg starb, und Mehreres aus dem Lateinischen übersetzt hat, führt diesen Meister Michel als Gewährsmann einer sehr abenteuerlichen Geschichte an. In der Vorrede seines Traktats „von dem guldin Esel Luciani," erzählt er dem Grafen Eberhard unter Anderm, zum Beweise, daß Menschen durch Zauberei in Thiere verwandelt werden können, nachstehende Geschichte:

„Ich wil aber wyter euch eins hyntzu setzen, das ich einmals von Herrn Michel von Pfullendorf, dozemal kaiserlicher Kammerschryber, gehört han. Derselb sagt mir und viel andern by ym ob einem Tisch sitzend: Daz ein wirt und Gastgeb in seiner Statt, eer und Gut habend, by synen trüwen hoch und türe redte, daß er durch gemachte einer Frauwen lenger dann ein gantzes jare ein wilde gauß gewesen were, mit an-

dern söllichen Gense umbfliegend, als lang bis einemals ein Gauß in ein Gezenk und Kampf ym vom Geschicht ab syme hals etlich ryffe gemecht und Zeuberey ym in einem tüchlin angestrickt." —

Es ist gut, daß Meister Michel hier nur vom Hörensagen referirte!

(Siehe Waldner's „Geschichte der Stadt Pfullendorf." S. 134.)

Das große Faß im Klosterkeller von Salem.

Mancher hat vielleicht schon den schönen Keller der ehmaligen Cistercienserabtei Salem besucht, den die Sorgfalt seiner Großh. Hoheit des Markgrafen Wilhelm mit edeln Sorten des Seeweins zierte, von dessen Trefflichkeit man sich fruher keinen Begriff machen konnte.

Es wurde ihm da wohl auch das große Faß gezeigt und angegeben, um wie viele Fuder dieser Kellerriese einst größer gewesen sey.

Aber Derjenige hat wohl schon manches graue Haar, welcher etwa von einem alten Laienbruder, oder ehmaligen Studenten der Reichsabtei gehört hat, daß es um die Frohnfasten oder in der Adventszeit nicht richtig im Keller sey und daß nicht etwa eine neugierige Ratte, sondern ein leibhaftiges Gespenst in den Winkeln wie auf Sandalen umherschleiche und an den Reifen des Fasses kraze. Die Geschichte des Gespenstes aber ist folgende. —

Zur Zeit, als der Abt von Salmannsweiler noch nicht gnädiger Herr hieß, sondern ehrwürdiger Vater, war der Pater Großkellner eine fast eben so angesehene Person, als der Prälat; denn einen guten Wein nach den Heras trank jeder Mönch gerne, vom Novizen bis zum Prior. Da baute einmal ein Pater Großkellner ein Faß, so groß, daß man den Keller erweitern mußte, es unterzubringen, und füllte es mit den Zinsweinen und Gulten des besten Jahrganges, der seit langer Zeit erlebt wurde. Nur wenn es Tupfer war, in hohen Festzeiten, füllte er daraus die steinernen Krüge der Mönche, aber die Schlüssel zum Keller trug er stets sorgfältig bei sich.

Da traf sich's einmal, als er fest schlief, daß ein trinklustiger Mönch den Schlüssel ihm vom Gürtel löste und abdrückte in gestohlenes Kirchenwachs. Darnach machte er einen Hacken und schlich nach der Mette oft in den großen Keller, während seine Mitbruder das harte Lager suchten, und erlabte sich an Gott Bacchus Gaben. —

Doch einmal fand er, vielleicht weil der Großkellner Argwohn hatte, den Hahnen durch einen Zapfen ersetzt, den er nicht drehen konnte. Nahm eine Leiter, stieg zu dem Faß hinan und siehe! — auf dem ungeheuren Spundloche war die Thüre nur angelehnt. Oeffnete sie und zog mit einem Heber so viel des köstlichen Nasses in sich, daß ihm schwindlich wurde, stürzte hinab und fand dort sein Grab. Nach einigen Tagen verwundert sich der Pater Großkellner über das offene Spundloch; dachte aber kaum mehr an den Mönch, weil das ganze Convent ihn entsprungen wähnte. Doch als er mit der Stange sondirte, um zu sehen, wie viel noch Wein in dem Fasse, stößt er auf den weichen Körper des Mönchs. Da erfaßt der Geizteufel seine Seele, und damit nicht das schöne große Faß als verunreinigt ausgeschüttet werde, zog er den ersoffenen Trunkenbold aus demselben und begrub ihn heimlich. Erst auf dem Sterbebette gestand er seine Schuld, bevor er aber die Stelle bezeichnen konnte, wo er ihn vergraben, lähmte der Tod seine Zunge. Und ruhelos wandert er seitdem dort im Keller herum, bis ein Zufall des Mönches Grab entdeckt, und ihm ein ehrliches Begräbniß wird.

Die Sage vom ertrunkenen Mönche ist sogar in Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts aufgenommen. Der Verfasser des „Apiarium Salemitanum" (um 1710 in Prag erschienen) stellt sie aus Gründen a priori in Abrede und meint, sie sei aus dem Scherz entstanden, daß vielleicht der Spunden die Gestalt eines Mönches gehabt und in das Faß gefallen sey. Freilich läßt sich dagegen einwenden, es dürfte leichter seyn, daß ein Mönch durch ein großes Loch hinabstürze, als der Spunden in sein eigenes Faß.

(Sagenaufzeichnung von Peter Thomas, Gymnasialprofessor Dr. Richter in Donaueschingen. Das vorgekommene Faß ist noch heut und auch in Mattenhofer Kellerei.)

Vom großen Faß zu Salmannsweiler.

Dupler gab's in Salmannsweiler!
Reh', Fasanen, Lachs und Keiler
Schmaust die fromme Reichsabtei:
„Vivat hoch dem gnäd'gen Abte!"
Heisa! wie's Convent sich labte,
Trank zwei Fuder Weins und drei.

Volle Kannen, volle Züge!
Jedem Pater zur Genüge
Sprudelt heut das goldne Naß;
Denn im weiten Klosterkeller,
Angefüllt mit Muskateller,
Fertig stand das Riesenfaß.

Daß der Küperkunst erfahren,
Hat daran gebaut seit Jahren
Pater Kellermeister froh.
Losgelassen sind die Geister;
„Hoch der weise Kellermeister!"
Schallt's im Refektorie.

„Heil, wer solch ein Werk ersonnen,
Alles Schönen Zauberbronnen,
Gott dem Herrn zu Preis und Ehr'!"
Feurig klang's aus Aller Munde;
Kaum gefüllet, durch die Runde
Waren alle Krüge leer.

„Vivat Abt und Kellermeister!"
Näselt weindurchglüht ein feister
Mönch und bringt ein mächtig Glas.
Schwere Zungen, schwere Glieder;
Einer sinkt zum Andern nieder,
Lallt sein „Deo gratias."

Bedenkes nur war ein Frater,
Krug für Krug ausstürzen that er,

Und verschlang den letzten Lachs.
Schlau an Meisters Seite rückt er,
Und den Kellerschlüssel drückt er
In gestohlnes Kirchenwachs.

Sanft entschlafen liegen Alle;
Erst beim Morgenberaschalle
Reißt von ihrem Blick der Flor.
Taumelnd durch der Kirche Hallen
Die ehrwürd'gen Väter wallen.
„Miserere!" hallt's vom Chor.

* * *

Edler Labebort im Keller!
Wunderfaß voll Muskateller,
Glücklich, wer dir je genaht!
Aber selig, wem voll Wonnen
Täglich strömt dein Zauberbronnen,
Wer zu dir den Schlüssel hat!

Sel'ger, bedenkloser Bruder!
Wie viel Ohme, wie viel Fuder
Floßen deinem Durste da!
Nächtlich, wenn die Mönchlein schnarchen,
Sitzt er vor der Weines-Archen,
Liegt er da in Gloria.

Einstens wieder nach der Mette,
Während Alle schon zu Bette,
Schleicht zum Faß er unverweilt.
Aber ach! zur Qual dem Kunden,
War der Hahnen draus verschwunden,
Und ein Zapfen eingekeilt.

Welch ein Seufzen, welch ein Bangen!
Ach! wie brennt er vor Verlangen —
Sieh da, eine Leiter winkt.
Stracks erklimmt er ihre Sprossen,
Find't das Spundloch unverschlossen,
Drinn der Feuernektar blinkt.

Bäuchlings streckt er nun die Glieder
Auf des Fasses Wölbung nieder,
Wie der Vampyr lechzt nach Blut;
Ihm als Rüssel dient der Heber,
Saugend in die durst'ge Leber
Blüthenhauchumwallte Fluth.

Ha, wie saugt er, ha, wie schnaubt er!
Immer tiefer senkt das Haubt er
In die Würzedüfte schwer.
Selig aus die Arme breitend —
Aber, ach! dem Rand entgleitend,
Stürzt er in des Fasses Meer.

* * *

Lange hielt dafür der Orden,
Daß der Bruder flüchtig worden,
Bis der Kellermeister starb,
Offenbarend dem Konvente,
Als er nahm die Sakramente,
Wie der Arme einst verdarb.

Alle staunen dieser Kunde,
Lauschen schaudernd seinem Munde:
„Heimlich hab' ich ihn verscharrt,
Unsers Kellers Ehr' zu wahren
Und den edlen Wein zu sparen .....“
Doch wohin? — Sein Mund erstarrt.

Unentdecket blieb die Leiche.
Nachts im Keller, sagt man, schleiche
Nun der Meister auf und ab,
Nie der Strafe Last entbunden,
Bis der Bruder einst gefunden
Auf geweihter Statt ein Grab.

Ignaz Hub.

(Original-Mittheilung.)

Hegau.

Hohentwiel.

Sängergruß an Hohentwiel.[1]

Seyd gegrüßt in eurer Schöne,
Trummer aus der Heldenzeit!
Euch sind dieses Liedes Töne
Vollen Herzens zugeweiht.
Bilder aus vergangnen Tagen
Voll der alten Herrlichkeit,
Steigt empor und stillt die Klagen
Die der Trümmer Blick erneut.

Steig, o Bild, aus jenen Tagen,
Als ein mächtig Bruderpaar
Seinen Sitz hier aufgeschlagen,
Das der Stolz des Landes war.[2]
Da hat noch die Kraft gegolten,
Da stritt noch des Mannes Muth,
Und in Heldenadern rollten
Deutsche Kraft und deutsches Blut.

Steig herauf aus frühen Tagen,
Bild von einer frommen Zeit,
Als auf dir, o Fels, geschlagen
Manches Herz, dem Herrn geweiht.
Wo sonst Kriegertritte hallten,
Tönte hell des Glöckleins Klang,

Und viel fromme Beter wallten
Zum andächt'gen Chorgesang.

Bild, steig auf aus jenen Tagen,
Als des Weibes zarte Hand
Stark den Herrscherstab getragen
Weithin über See und Land:
Hedwig, Bild aus schönen Zeiten,
Die oft Herrschermüh' vergaß,
Wenn sie, Ekkehard zur Seiten,
An dem Quell der Weisheit saß.[3])

Steig herauf vor unsern Blicken,
Herrlichstes, und werde neu;
Füll' das Herz uns mit Entzücken,
Bild von echter, teutscher Treu!
Bild der Treue, die hier oben
Einst sich ihren Hort gebaut,
Wo sie auf der Feinde Toben
Oft mit Hohn herabgeschaut.

Kund ward dies in trüben Zeiten,
In des edlen Fürsten Noth,
Als er mußt' das Erbe meiden
Dem er einst als Herr gebot;
Als den feindlichen Gewalten
Alles wich und Treu' vergaß,
Hat dies Haus die Treu gehalten,
Nicht gescheut der Feinde Haß.

Während ringsum das Land verheeret
Mächt'ger Feinde wilder Trutz,
Ward dem Leidenden gewähret
In der Veste sichrer Schutz;
In ihr ruht' von seinen Sorgen
Der verbannte Herrscher aus,
Bis ihn bald ein schönrer Morgen
Rief in seiner Väter Haus.[4])

Als das dreißigjahr'ge Wehe
Unser Vaterland umfing,
Treu die Burg auf dieser Höhe
An dem Fürstenstamme hing.
Oft hat Trost aus ihr gesendet,
Dem, der saß im fremden Land,
Labsal oft dem Herrn gespendet,
Eines treuen Dieners Hand.

Du warst es, der Treu' erwiesen,
Treu', gediegen wie das Gold,
Noch in später Zeit gepriesen
Sey dein Name, Wiederhold!
Einmal zogen dicht in Schaaren
Feinde vor das Felsenschloß,
Du nur konntest es bewahren,
Schlugst zurück der Stolzen Troß! *)

Da war jene Zeit verschwunden,
Als der Frank' der Burg genaht,
Und das Haus in wenig Stunden
Fiel durch feiger Männer Rath.
Diese Burg, die nie gezittert
Vor zahllosser Feinde Wuth,
Die Jahrhundert' unerschüttert
Stand in Stürmen fest und gut.

Hörtest du's in Grabes Grüften,
Wiederhold, und wardst nicht wach,
Als der Frank' in seinen Sünden
Deine stolze Veste brach? —
Bist du nicht hervorgebrochen,
Wiederhold, aus fernem Grab,
Hast du nicht die Schmach gerochen
An Dem, der die Burg ergab? *)

Alle Pracht ist jetzt verwehet,
Sank hinab in Schutt und Staub;
Doch die Treue nicht vergehet,
Sie wird seiner Zeit zum Raub;

Hat nicht aus der Art geschlagen,
Sie lebt fort zu gutem Werk,
Stets soll man hier eben sagen:
„Hie allweg gut Württemberg!"

H. Schönhuth.

(Aus Dessen „Geschichte Hohentwiels ꝛc." Freiburg, 1836. Waizenegger.)

[1]) Ich glaubte diese berühmte Veste, obgleich sie seit lange schon zum Würtembergischen Gebiete gehört, von dem Badischen Sagenbuch nicht ausschließen zu dürfen, theils weil sie noch innerhalb Badens Grenzen liegt, theils weil ihre frühern Besitzer Badische Fürsten waren.

Beinahe in der Mitte des an so viel Wundern der Natur reichen Hegau's, wo acht kegelförmige Berge vulkanischen Ursprungs aus dem Bodensatz uralter Fluthmassen emporsteigen, erhebt sich der höchste dieser Felsstöcke, von drei Seiten steil und schroff wie keiner der andern, aber rings umgeben von lachenden, mit allen Erzeugnissen eines milden und fruchtbaren Klima's gesegneten Fluren; dicht zu seinen Füßen die freundlichen Marktflecken Singen, Hilzingen, ꝛc. weiter hinaus eine Menge von Dörfern, Schlössern und Ruinen, und der südliche Horizont besäumt vom glänzenden schwäbischen Meeresspiegel, über den hoch in den Aether die blitzenden Alpenkronen in unabsehlicher Ferne sich reihen. Seine Höhe beträgt 2174 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel, und trägt die Krone aller übrigen Hegauer Burgruinen, das einst fast unüberwindliche Hohentwiel. Ihr Ursprung ist schon in den Römerzeiten zu suchen, wofür der Name Duellium oder Duellium spricht, den sie bereits in den frühesten Urkunden führt. Wahrscheinlich wurde dieses Kastell als Hochwarte unter Kaiser Valentinian erbaut.

[2]) Die beiden schwäbischen Kammerboten Berthold und Erchinger, durch ihren Kampf mit dem Bischof Salomo von Constanz, mit dem deutschen König Konrad und ihr tragisches Ende, aus der Geschichte bekannt genug.

[3]) Hedwig, Tochter Herzogs Heinrich von Bayern, nach dem Tode ihres Gemahls Burkhard II. (973) verwittwete Herzogin von Schwaben, kam einst, als sie auf Hohentwiel ihren Sitz hatte, in das Kloster St. Gallen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Der Abt Burkhard nahm sie aufs Herzlichste auf, zumal sie seine Nichte war, und wollte sie mit Geschenken beehren. Allein sie lehnte alle ab und erbat sich dafür blos, daß er ihr dafür den jungen Mönch Ekkehard, (den nachmaligen Geschichtsschreiber des Klosters St. Gallen) auf einige Zeit als Lehrer der alten Sprachen, die sie mit Eifer studirte, nach Hohentwiel mitgeben möchte, was ihr auch, wiewohl ungern, gewährt wurde. Dort räumte sie ihm ein Gemach dicht neben dem ihrigen ein. Dahin kam sie nun täglich, oft sogar bei nächtlicher Weile, in Begleitung einer Magd, um mit ihm die griechischen Classiker zu lesen, doch geschah dies immer bei offenen Thüren, um keine Verleumdung ihrer Tugend aufkommen zu las-

sen, wozu ihr Benehmen auch nicht die mindeste Versuchung gab, denn sie erbitterte oft durch ihre zu weit getriebene Strenge und spröde Härte den jungen Mönch so sehr, daß er sich zuweilen lieber wieder in sein Kloster zurückwünschte, als solch eine Behandlung — sie ließ ihn sogar einmal einer kleinen Freiheit wegen, die er sich gegen sie erlaubte, peitschen — noch länger auszuhalten.

*) Herzog Ulrich von Schwaben 1522 — 31.

*) Konrad Wiederhold, von Herzog Eberhard III. 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel ernannt. Seine Lebensbeschreibung hat u. A. auch geliefert H. Schönhuth in dem Schriftchen: Konrad Wiederhold als Held und Christ." Constanz, 1833. Ferner haben sein Andenken gefeiert G. D. Kessler und Albert Knapp.

*) Im Mai 1800 durch General Vendamme, nachdem ihr Commandant, Oberst Wolf, die Veste aus schmählicher Feigheit ihm übergeben hatte.

Hohenkrähen.

In der Landgrafschaft Nellenburg, unfern der berühmten Bergveste Hohentwiel, auf einem hohen steilen Bergkegel, liegt die Burg Hohenkrähen. Hoch ragt sie über ihre Nachbarn, die Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Hohentwiel und den Mägdeberg. Beschwerlich und mühevoll ist der Weg dahin; aber eine unvergleichliche Aussicht lohnt reichlich dafür. Weit ausgebreitet, ein herrliches Panorama, liegt das gesegnete Hegau vor den Blicken; über die Spiegelfläche des Bodensees schweift das Auge hinüber an die Hochfirsten der Schweizeralpen, welche den Horizont begrenzen; es folgt den grünlichen Fluthen des Rheins, wie er aus dem Bodensee tritt, und dem fernen Meere zueilt, um das Land seiner Heimath auf immer zu verlassen. Oder es irrt in der Berge wunderlichen Verschlingungen und verliert sich in der Waldpfade Krümmungen im grünen Dämmerlichte. Die Burg liegt größtentheils in Trümmern; nur ein kleines Schlößchen und zwei Bauernhäuser sind noch bewohnbar. Von den ersten Erbauern und Besitzern von Hohenkrähen ist nichts bekannt. Im Jahr 1534 übergab König Ferdinand die Burg als Mannsleben an Hans von Friedingen. Nachdem dieser ohne männ-

liche Leibesfolge verstorben war, kam sie nach und nach in mancherlei Hände; jetzt befindet sie sich im Besitze der Freiherren von Reischach.

In der ganzen Umgegend ist Hohenkrähen berühmt und berüchtigt wegen eines neckenden Burggespenstes, das hier sein Wesen treibt und „Poppele von Hohenkrähen" genannt wird; wir geben von diesen Sagen, was wir erfahren konnten, und wie sie häufig im Hegau zur Unterhaltung an langen Winterabenden erzählt werden.

Poppele von Hohenkrähen.

Johann Christoph Poppelius Mayer war Schirmvogt einer verwittweten Freiin von Hohenkrähen. Von Gestalt zwar klein und schwächlich, war er dabei doch wild und unbändig und ein großer Freund von einem guten Trunke. Einst spät in der Nacht sprach ein vorbeireisender Abt mit seinem Gefolge auf Hohenkrähen ein und bat um ein Abendbrot und ein Nachtlager. Freundlich hieß ihn Poppelius willkommen; sie setzten sich zur Tafel und waren fröhlich und guter Dinge. Der Becher, und mit ihm Scherz und Witz, machte wacker die Runde, bis endlich der zu reichlich genossene Wein Zank und Hader veranlaßte. Auf einen groben Spaß des Schirmvogtes erwiederte der Abt, er solle sich doch nur nicht mit seiner Stärke brüsten; er gleiche ja leibhaftig dem dürren Knochenmanne selbst und könne wohl durch ein Nadelöhr gezogen werden. Ueber diesen Schimpf aufgebracht, sprang Poppelius von der Tafel auf und befahl, das wohlbeleibte Pfäfflein in das unterste Verließ der Burg zu werfen und es bei Wasser und Brod so lange darin gefangen zu halten, bis auch es so mager geworden sey, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könne.

So geschah es auch und der Abt wurde nicht eher seiner Haft entlassen, als bis er an Umfang bedeutend abgenommen und so mager und dünn wie Poppelius geworden war.

Der Abt aber machte sich voll Ingrimms davon und sann zu Hause unablässig auf Rache und Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Klosterbibliothek ein Zauberbuch und verfluchte mittelst den darin enthaltenen Beschwörungsformeln den Ritter

Poppelius, der bald darauf das Genick brach, und seither die Gegend durch seine Spukereien beunruhigt, deren wir einige hier angeben wollen.

Er stellt sich an den Wiesenbach an den schmalen Steg und wartet, bis Jemand hinübergeht; — puff! versetzt er diesem einen Stoß, daß er in das kalte Bad stürzt, und macht sich mit gellendem Gelächter davon.

So lange das Dreschen Winters über in der Nachbarschaft dauerte, mußte jeden Abend nach der Betzeitglocke ein Knecht in die Scheuer gehen und laut ausrufen: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!" sonst warf Poppele zum Zeitvertreib alle Garben durcheinander, um den Leuten neue Arbeit zu machen.

Ebenso wurde zur Sommerszeit vor dem Ausfahren gerufen: „Wir wollen selbst anspannen," sonst war Poppele gleich bei der Hand, die Ochsen und Pferde verkehrt einzuspannen.

Wenn er guter Dinge war, so unterhielt er sich oft damit, die Räder vorbeifahrender Kutschen und Wagen so lange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dieß soll selbst der Aebtissin von Ummenhausen begegnet seyn, als sie zur Herbstzeit das ihrem Kloster zugehörige Rebgut bei Oehringen besuchen wollte. Sie wurde äußerst lange am Fuße des Berges von Poppele aufgehalten, weil sie aus Frömmigkeit ihrem Kutscher nicht erlauben wollte, zu fluchen. Am Ende mußte sie doch die Erlaubniß dazu geben, nur um wieder vom Fleck zu kommen.

Mit Glas- und Eierträgern soll Poppele sich gerne unterhalten und z. B., sobald ihm ein solcher begegnet, sich am Wege in einen Steck oder Baumstamm verwandelt haben. Wollte nun der Träger ausruhen und seinen Rückkorb an einen solchen Stock lehnen, so wich und verschwand derselbe augenblicklich, der Korb fiel auf Boden, Eier und Gläser brachen in Scherben, und aus der Luft verspottete noch ein schallendes Gelächter den armen Betrogenen.

Auch den Thorwächter von Radolphszell hatte Poppele oft zum Besten. Um Mitternacht nämlich kam er zum Thore der Stadt, ahmte den Ton des Posthornes nach und lockte dadurch den Wächter aus dem Bette zum Oeffnen. Kaum war aber dies erfolgt, so machte sich Poppele hell auflachend aus dem Staube.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Erste Sage.

Zur Zeit, als Kaiser Wenzel in Teutschland herrschte, hauste auf Hohenkrähen Ritter Wolf, ein tapferer Kriegsmann, in Ritterspielen wohl erfahren, aber boshaft, heimtückisch und rachsüchtig; wehrlose Pilger und Wanderer warf er nieder und beraubte sie, und weder Kirchen noch Klöster waren vor ihm sicher. Weder der Bannstrahl des Bischofs von Constanz, noch die Dolche des Vehmgerichts vermochten ihn zu schrecken. Doch endlich, als das Maas seiner Sünden voll war, traf auch ihn die gerechte Rache.

Wolf hatte einen Bruder, Werner genannt; der war gar herrlich und schön von Gestalt und Antlitz, deßhalb hatten ihm auch die Dirnen den Namen Rosenblüth gegeben. Er trug ein redliches, reines Herz in der Brust, und verstand es besser, die Laute zu schlagen und fromme Weisen zu singen, als Schwert und Lanze zu führen; daher war er auch mehr bei Frauen und Mädchen beliebt, als bei Männern, und manche Schöne hob ihren Blick voll sehnsüchtiger Liebe zu dem schmucken Jüngling. Aber Werner hatte schon lange sein Herz der holdseligen Barbara von Hornstein zugewandt und auch das ihrige schlug ihm in süßer Minneglut entgegen.

Aber einst auf einem Turnier zu Constanz sah Wolf die Geliebte seines Bruders und entbrannte in glühender Liebe zu ihr. Mit rauhen, gebieterischen Worten verlangte nun Wolf von Werner, er solle ihm, als dem älteren Bruder, nachstehen und ihm die Braut abtreten. Da fuhr aber auch der sanfte Werner auf und sprach: „Mein ist Barbara's Liebe; ihr Vater hat mir ihre Hand zugesagt und, mögen auch alle Ritter des ganzen Gaues vor dir zittern, ich zittre nicht! Noch lebt Gott im Himmel, der Beschützer der Unschuld; noch walten die Rächer an Gottes Statt!"

Knirschend vor Grimm und Wuth verließ Wolf das Turnier und zog heimwärts, von seinen Kampfgenossen begleitet, die seinen Zorn noch mehr zu stacheln suchten. Er sann auf gräßliche, unerhörte Rache. Einige Tage später, am Samstag nach Mariä Himmelfahrt, wollte auch Werner heimziehen: Als

er aber in den Eichenforst kam, nahe bei des heiligen Ratolphs Zelle (dem heutigen Ratolphszell), da schritt aus dem Dickicht ein ehrwürdiger Waldbruder mit langem silberweißem Barte hervor und bat ihn gar flehentlich, ihm doch in seine Hütte zu folgen, da er ihm wichtige Dinge zu eröffnen habe, die außer ihm keines Menschen Ohr vernehmen dürfe. Werner stutzte Anfangs ob dieser sonderbaren Zumuthung und die Sache schien ihm bedenklich. Aber der Waldbruder flehte immer dringender und warf sich endlich auf die Kniee vor ihm nieder mit den Worten: „Ich stehe nicht eher von hier auf, bis Ihr mir zu folgen versprecht! Euer Leben hängt daran und Ihr werdet's mir danken!" Werner ließ sich erbitten, obwohl ihn seine Begleiter warnten und hieß diese nach Schloß Homburg vorausgehen, indessen er dem Waldbruder folgte. Als Beide aber in die Tiefe des Waldes gekommen waren, riß der heuchlerische Waldbruder den arglosen Werner unversehens zu Boden und stieß in ein Hufthorn. Auf diesen Ruf stürzte Ritter Wolf mit seinen Begleitern aus einem Verstecke hervor, ließ seinen Bruder festpacken und tauchte ihm seinen Dolch in die Brust. Kaum war aber diese gräßliche That vollbracht, so überfiel den Knecht, welcher in der Hülle als Einsiedler den armen Werner in den Wald gelockt hatte, ein plötzlicher Wahnsinn, so daß er, wie von unsichtbaren Geistern gehetzt, umherrannte und das schwarze Verbrechen überallhin verkündete. Allgemein war das Entsetzen, aber Niemand hatte Muth genug, gegen den gefürchteten Ritter von Hohenkraben aufzustehen, bis endlich der edle Ritter Otto von Bodmann seine Bestrafung übernahm. Er versammelte seine Vasallen und schickte an Wolf einen förmlichen Fehdebrief. Bald kam es zu einem blutigen Gefechte, in dem lange der Sieg zweifelhaft blieb. Zuletzt gelang es doch dem Ritter von Bodmann, den Ritter Wolf vom Pferde zu rennen, worauf er ihm das Schwert in die Brust stieß, so daß der Verbrecher unter lauten Verwünschungen die tückevolle Seele aushauchte. Unmittelbar darnach wurde auch dessen Felsennest zerstört, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Bald darauf fand Einer von Otto's Knechten einen Dolch auf der Burgflur. Auf dessen Klinge waren die Worte eingegraben: „Dem Rächer von den Unbekannten!" Um den Griff war ein Briefchen ge-

bunden, des Inhalts: „Du bist uns zuvorgekommen, als Rächer an Gottes Statt. So lange das Geschlecht der Bodmann fortblüht, soll deine wackere That nicht vergessen werden!“

Die schöne Barbara von Hornstein ging aber in's Kloster zu Engen, wo sie den Schleier nahm und bald darauf an gebrochenem Herzen starb.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Andere Sage.

In der freien Reichsstadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein angesehener Mann, der den Namen des Erfinders der Buchdruckerkunst führte, nämlich Johannes Guttenberg. Er hatte sich im Handel ansehnlichen Reichthum erworben. Seine Tochter Margarethe, das einzige Kind einer glücklichen aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht stiefmütterlich ausgestattet worden, und sowohl ihr liebenswürdiges Wesen, als die Reichthümer ihres Vaters, machten sie zum Gegenstande vieler Hoffnungen und angelegentlicher Bewerbungen. Sie schien dagegen ziemlich gleichgültig, hatte jedoch im Stillen schon seit geraumer Zeit ihr Herz einem jungen Edlen, Otto von Kreßling, zugewendet, dessen Vater in Kaufbeuern von den Ueberresten eines durch Krieg und andere Unglücksfälle ruinirten, einst beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feierte den Jahrestag ihrer Gründung und es sollte diesmal mit ungewöhnlicher Pracht geschehen, unter andern auch ein großes Preisstechen dabei Statt haben. Manche Ritter fanden sich deßhalb in Kaufbeuern ein, aber es waren nur solche, die vom Siegreife lebten oder sonst daheim, auf ihren verfallenen Burgen, in schmählichem Müßigang, der sie Entbehrungen aller Art aussetzte, vom Ruhme ihrer mannhafteren Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit seinen ritterlichen Tugenden neigte sich zum Untergange; viele der berühmtesten Geschlechter waren erloschen und wie in Frankreich König Franz I., so standen in Teutschland Kaiser Maximilian I., Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und noch wenige Andere als die

letzten Vertreter des Ritterthumes da, gleichsam als die Hüter der Grenzen zwischen einer alten und einer unter bedenklichen Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feste nach Kaufbeuren zogen, war auch Stephan Haußner aus dem Hegau. Ein baufälliges Schloß und einige größtentheils öde liegenden Ländereien mit verarmten Zinsleuten machten seine ganze Habe aus; an trotzigem Muthe und waghalsiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvorthun. Auch trieb er sich beständig im Lande umher und nahm an allen Fehden und Händeln Theil, wobei, wenn auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Haußner hörte in Kaufbeuern von der schönen Tochter des reichen Guttenberg sprechen und bald bot sich auch auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, sie zu sehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, um sie zu freien. Er meinte, Vater und Tochter würden sich eine solche Verbindung zur hohen Ehre anrechnen, und saumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Besuch abzustatten und ihm sein Anliegen vorzutragen.

Der Alte sah ihn verwundert an und sagte dann zum Ritter: „Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir und meinem Hause zu erzeigen gedenkt; Ihr scheint jedoch in einem Irrthum befangen."

„In einem Irrthum?" fragte Haußner.

„So sehe ich's an" — fuhr Jener fort — „Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath meine Tochter zu Euch zu erheben; aber umgekehrt: Ihr werdet dadurch zu ihr erniedrigt. Eure Kinder verlieren dadurch das Recht der Ebenbürtigkeit und können einst weder bei Turnieren erscheinen, noch in Dom- und Ritterstifte aufgenommen werden, noch auf Das Anspruch machen, was Ihr als Leben besitzt."

Der Ritter schien sich auf eine gute Antwort zu besinnen; Guttenberg schnitt jedoch den Faden des Gespräches rasch ab, indem er sagte: „Der Adler soll auf dem Felsen bleiben und die Lerche in der Furche des Ackers, und somit Gott befohlen!"

Haußner war über diesen kurzen Bescheid höchlich ergrimmt und sein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm,

Guttenberg habe seine Tochter dem jungen Kreßling zugesagt, um sich alle unangenehmen Freier vom Halse zu schaffen. Er verließ Kaufbeuren auf der Stelle und ritt nach Hohenkräben zu seinem Waffenbruder, dem Ritter Friedinger. Dieser schritt aber, in Gedanken brütend, im Saale seines Schlosses auf und ab, als Haußner eintrat. „Woher des Weges?“ fragte Friedinger.

„„Vom Ritterspiel in Kaufbeuern.““

„Pfui!“ — spottete Friedinger — „Wer wird eine Fastnachtsmummerei mit so ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, so hätt' ich, statt meines edlen Rosses, den Esel meines Müllers zum Ritte genommen.“

„„Je nun,““ — versetzte Haußner — „„man muß sich eben in die Zeit schicken!““

„Ich nehme sie auch wie sie ist,“ — entgegnete der Ritter von Hohenkräben — „darum siehst du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit sie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht sehen.“

Haußner meinte, wackere Männer geb' es noch genug, die dürften nur zusammenhalten.

Friedinger schüttelte den Kopf. „Geh' vom See abwärts“ — sprach er — „längs dem Rheine hin, bis wo das Siebengebirg steht, und zähle die gebrochenen Burgen auf beiden Seiten, und du wirst Lust bekommen, ein Karthäuser zu werden, um nichts mehr als memento mori! zu sprechen. Dieser Kaiser Max hat nun vollends durch seinen ewigen Landfrieden dem edlen Rittertume den letzten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, ist um nichts besser als Weiberkrieg mit Besen und Ofengabeln!“

„„Wenn du Lust hast zu einer mannhaften Fehde, so ist jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit der Bitte, du möchtest mir deine Burg leihen. Mein altes Ahnenest hält keinen Steinwurf mehr aus!““

„Meine Burg steht dir zu Diensten,“ — antwortete der Ritter von Hohenkräben und reichte seinem Gaste die Hand — „aber sage mir, was hast du eigentlich vor?“

Haußner berichtete nun, wie er in Kaufbeuern sich einen Korb geholt, und darum der Stadt einen Fehdebrief senden wolle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingers Gesicht und zugleich schien ein großer Gedanke in seiner Seele aufzugehen. „Komm!“ — rief er — „ich schreibe den Fehdebrief in deinem Namen und du kritzelst dein Handzeichen darunter.“

Der Brief wurde unverzüglich abgeschickt und Friedinger traf alsbald Anstalten, Hohenkraben in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch ihre Kundschafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuern auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen seyen. Haußner legte sich mit einem Haufen Reißiger in den Hinterhalt, überfiel die sorglos ihres Weges Dahinziehenden, welche von einer Fehde keine Ahnung hatten und schleppte sie gefangen auf Hohenkraben. Unter ihnen befand sich auch **Georg von Kreßling**, der Vater des jungen **Otto**, welchen Guttenberg seiner Tochter zum Gatten bestimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zusammengetroffen. Diese wurden von Haußner noch ziemlich gut behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Lösegeld, welches die Stadt Kaufbeuern für sie bezahlen sollte; den alten von Kreßling aber ließ er in Ketten schlagen und schwur hoch und theuer, der Ritter müsse so lange sein Gefangener bleiben, bis sein Sohn ihm die schöne Margarethe als Braut abtrete.

Als das Begebniß in Kaufbeuren ruchbar geworden war, entstand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht so viele Leute aufbringen, um einen Kriegszug gegen Hohenkraben vorzunehmen, und nach langer Berathung entschloß man sich endlich, eine Gesandtschaft an den Kaiser abzuordnen, der sich damals gerade in Nürnberg aufhielt.

Otto von Kreßling erbot sich, mit den ausgewählten Rathsmitgliedern dahin zu gehen. **Kunz von der Rosen** war sein Oheim und hatte dem Kaiser schon so glänzende Beweise seines Muthes und seiner unerschütterlichen Treue gegeben, daß Max nicht leicht eine seiner Bitten zurückwies, denn er verlangte niemals etwas Unbilliges oder Unrechtes.

Der Kaiser war höchlich entrüstet, als ihm **Kunz** von der frevelhaften That Haußners und Friedingers Bericht erstattete. Auf der Stelle versprach er den Abgeordneten Genugthuung und ertheilte sogleich seinem Feldobersten, dem berühmten **Georg**

von Freudsberg Befehl, gegen Hohenkräben aufzubrechen und die Friedensstörer auf's derbste zu züchtigen.

Freudsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann; aber die vortheilhafte Lage der Burg Hohenkräben drohte eine Belagerung sehr schwierig und langwierig zu machen. Zudem war die Veste hinreichend mit Mannschaft und Geschütz versehen und man durfte gewiß seyn, daß die beiden Ritter das Aeußerste wagen würden, weil dabei Alles auf dem Spiele stand. Freudsberg sah zur Bezwingung der Burg kein anderes Mittel vor sich, als den Hunger und er schloß sie darum auf das Engste ein. Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedinger eines Tages, wie er gewöhnlich that, einen der Thürme bestieg, um zu erspähen, ob die Belagerer ihre Stellung noch nicht verändert hätten. Da ward er einen jungen Ritter gewahr, der ziemlich nahe zur Burg heransprengte, als ob er etwas auskundschaften wolle. Friedinger riß der Wache neben ihm die Büchse aus der Hand, legte an und drückte los, aber das zu stark geladene Gewehr zersprang und zerschmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umsonst zu meistern suchte, so wie der große Blutverlust zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbeirief, auf sein Gemach getragen. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms gerettet werden, aber Friedinger warf ihm einen furchtbaren Blick mit den Worten zu: „Geh', Pfuscher, und übe deine Kunst an den Memmen, die das Leben als ein Almosen haben, und es darum in seiner zerlumptesten Gestalt noch immer als eine köstliche Gabe in Ehre halten!"

Hierauf ließ er Haußner vor sein Lager rufen und sagte zu ihm:

„Ich bin ein Stamm, welcher zu Boden fällt, nicht weil seine Wurzeln abgefault sind, sondern durch die eiserne Hand des Schicksals; denn länger vermag sich die Burg doch nicht zu halten, da unsre Lebensmittel doch nur noch auf vierzehn Tage reichen. Nimm deine Leute und auch alle die meinigen, denen es darum zu thun ist, ihre Haut in Sicherheit zu bringen, und ziehe diese Nacht durch den unterirdischen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinausbringt."

„Wie!“ — rief Haußner — „Ich sollte dich verlassen, dich, meinen Waffenbruder? Und wenn ich auch meine Schmach in den Mantel der Nacht verhüllte, der helle Tag würde sie doch bald bescheinen!“

„Willst du denn als Landfriedensbrecher ein schmähliches Ende durch den Strick nehmen?“

„Ein ehrenvolles Grab!“

„Und was wird dein Loos seyn?“ fragte Haußner.

In dem Augenblick trat ein Knecht ein mit der Nachricht, es sey ein Herold vor dem Thore mit einer Aufforderung. Friedinger bat Haußner hinauszugehen, um den Antrag zu vernehmen. Derselbe kehrte bald zurück und rief mit ingrimmigem Lachen: „Freien Abzug bietet Frondsberg dir und deinen Leuten unter der Bedingung an, daß du — mich ihm auslieferst!“

„Hab' ich nicht einen prophetischen Geist?“ sagte Friedinger. „Geh' und antworte dem Herold, ich würde morgen früh einen Ritter in's Lager schicken zur gütlichen Unterhandlung. Dann aber thue du diese Nacht, wie ich dir gerathen, oder die Raben singen dir das Requiem!“

In der That sah Haußner keinen andern Ausweg mehr vor sich, als die Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tagesanbruch, und ihm folgten nicht nur seine Leute, sondern auch die meisten Knechte und Leute Friedingers, so daß dieser bloß noch mit einem alten treuen Ritter und sieben Knechten allein auf Hohenkraben zurückblieb. Der unterirdische Gang, durch welchen sich Haußner flüchtete, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort schieden, wie verabredet, all' seine Begleiter von ihm, denn sie fürchteten, als Friedensbrecher festgenommen und hingerichtet zu werden. Haußner war lange unentschlossen, wohin er sich nun wenden solle. Aber während er langsam und in tiefem Nachsinnen durch das Thal ritt, sah er plötzlich einen jungen Ritter nebst einigen Reißingen auf sich zusprengen. Es war Otto von Kreßling, den Frondsberg um Herbeischaffung von Lebensmitteln ausgesandt hatte. Augenblicklich erkannten sich Beide; Haußner sprang vom Pferde und suchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege stand.

Otto eilte ihm mit gezogenem Schwerte nach, und, nicht achtend der geweihten Stätte, stieß er ihn am Altare nieder.

Unterdessen war der Morgen angebrochen und im ersten Frühschimmer ritt ein gewisser Bridinger in's Lager, und wurde nach kurzem Verweilen vor den Feldobersten geführt.

„Wie lautet Euer Auftrag?" fragte Frondsberg.

„„Er ist kurz;"" — antwortete der Ritter: „„Freier Abzug für Friedingers Leute und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen seiner Burg.""

„Ist Friedinger denn todt?"

„„Dann könnt' ich ja nicht in seinem Namen kommen,"" — entgegnete Bridinger. „„Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand schon entgegengestreckt und der Ritter hält sie gefaßt und will sie nicht mehr lassen.""

„Ihr sprecht in Räthseln!"

„„Der Ritter ist tödtlich verwundet; ein herzhafter Schnitt des Arztes könnte ihn zwar noch retten, aber er ist fest entschlossen zu sterben, weil er, wie er sagt, seine Zeit überlebt hat, und die Trümmer seines Stammsitzes sollen sein Grabmal seyn.""

Frondsberg wurde nachdenkend. „Ich habe diesen Friedinger von jeher geachtet," — sprach er nach langem Schweigen — „so trotzig er sich auch stets den Gesetzen entgegen stemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit festhalten mitten in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, dem es nicht um die Beute, sondern blos um die Lust des Kampfes dabei zu thun war. Eure Bedingungen seyen gewährt! Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingers Leuten ab und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Leichnam des Ritters werde ich ehrenvoll bestatten lassen, aber das Schloß muß zerstört werden!"

Friedinger lebte nur noch wenige Stunden. Als Frondsberg in die Burg eingezogen war und an dessen Lager trat, fand er bereits eine starre Leiche. Sie ward in der Schloßkapelle begraben und die Veste gleich darauf niedergerissen.

D. Heinrich Schreiber.

Hohenfels.

Gegenüber von Altbodmann, am jenseitigen Ufer des Ueberlinger See's, ragt ein hoher Fels, abgesondert von der übrigen Bergkette, und auf ihm stehen die Ruinen der alten Burg Hohenfels. Ihr Name hat sich im Volke nur noch in dem sogenannten Hohenfelser Hof, der am Fuße des Berges liegt, erhalten. Dort erzählen die Leute von einer besonders wohlthätigen Frau von Hohenfels, die einst auf der Burg wohnte. Sie soll sich durch reiche Stiftungen an die Kirchen der Umgegend und durch unzählige Almosengaben verewigt haben. Das Volk nennt sie daher nur die gute Frau Hildegard. Ein Platz nahe der Burg Hohenfels heißt jetzt noch das „Hildegardens Gärtle."

Die Burg ging frühe auf andere Besitzer über.

(Vergl. Schreiber's „Burgen des Hegau's" n. 4. Heft S. 73.)

Burg Randeck's Fall.

Dies uralte Stammschloß der Edlen von Randeck, die zugleich Bürger von Schaffhausen waren, ward, wie es jetzt noch steht, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neu aufgebaut, und erstand aus den Trümmern der schon im Jahr 1499 zerstörten Burg. Die Ursache ihrer damaligen Zerstörung war seltsamer Art. Als nämlich im selben Jahre die Eidgenossen, bei 12,000 Mann stark, von Schaffhausen und Diessenhofen aus in das Hegau zogen, da wollten sie, vielleicht aus landsmännischen Rücksichten, die Burg verschonen, gegen ihren Grundsatz, dem zu Folge sie Alles, was ihnen in den Weg kam, plünderten und zerstörten. Nun befand sich aber unter den Burgmannen ein Zusätzer; der wollte die Eidgenossen nicht ungeneckt lassen in ihrem Vorüberzug, sondern fing an zu

muden wie eine Kuh. Dies brachte aber die Eidgenossen so sehr auf, daß sie das Schloß berannten und nicht nachließen, bis sie es endlich eroberten und in Asche legten, und hiemit „dieser lüenden Kuh und Lästermaul seinen verdienten Lohn und ihm sein gebührend Futter um den Kopf gaben," sagt unser Chronist. Hierauf blieb das Schloß bei 67 Jahre lang ungebaut in seinen Trümmern liegen.

(Siehe „Die Ruinen des Hegau's" von H. Schönhuth. Constanz, 1835. 2. Bd. S. 60.)

Nellenburg.

Westlich von der Stadt Stockach erhebt sich ein Hügel, der Nellenberg genannt, auf ihm, jetzt nur noch in wenigen Resten sichtbar, stand einstens die mächtige Nellenburg, die einer ziemlich großen Landstrecke am Bodensee, der früheren Landgrafschaft Nellenburg, den Namen gab. Ein zahlreiches Geschlecht, von dem Manche eine nicht unbedeutende Rolle in Teutschlands Geschichte spielen, gieng von dieser Burg aus.

Mit Eberhard II. genannt Graf Eppo, beginnt, (dem Schaffhauser Geschichtsschreiber Rüger zu Folge) die Geschlechtereihe der Grafen von Nellenburg. Er vermählte sich um's Jahr 1060 mit Frau Hedwig, der Tochter des im J. 1001 verstorbenen Herzogs Hermann II. von Schwaben und Geschwisterkind Kaisers Heinrich des Heiligen.

„Graf Eppo" — erzählt die Legende — „galt allgemein für einen mannhaften aber strengen und jähzornigen Ritter; Frau Hedwig aber war gar eines frommen und gottseligen Gemüths. Sie hatte die Gewohnheit, jedesmal um Mitternacht aufzustehen und in dem Psalter zu beten. Einsmals erzürnte sich ihr Gemahl darüber; riß ihr den Psalter aus der Hand und warf ihn in das Kaminfeuer; am Morgen aber ward das Buch unversehrt auf dem Heerde gefunden und Frau Hedwig wieder zugestellt. Dies Wunder füllte ihren Gemahl mit Schrecken und er wehrte von nun an nie mehr ihren Andachtsübungen. Sie stiftete bald darauf das Benediktiner-

Frauenkloster Schwabenheim in der Grafschaft Sponheim im Rheingau; nahm den Schleier und ward auch daselbst begraben.

(Vergl. Schönhut's „Burgen des Hegau's." 3. Heft S. 3.)

Blumenfeld.

Ein Seitenstück zur Weinsberger Weibertreu.

Es war zu Ende des 15. Jahrhunderts, als die Eidgenossen auch am Schwabenlande ihr Müthchen kühlen wollten. Das zunächst liegende Hegau war der Haupttummelplatz ihrer Ausgelassenheit. 12,000 Eidgenossen zogen durch dasselbe sengend und brennend, so daß binnen einer Woche zehn Dörfer, Flecken und Schlösser im Schutt lagen. Dies Loos sollte auch das Städtlein Blumenfeld treffen und die Schweizer rückten vor dessen Mauern. Ritterlich wehrten sich die Einwohner, mußten aber endlich doch der Uebermacht weichen und sich zur Uebergabe verstehen. Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thengen zu thun, der im Schlosse daselbst mit seiner Gemahlin, einer Gebornen von Roseneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen sollte gerade Dieser in ihre Hände geliefert werden, während den Burgern erlaubt würde, frei abzuziehen. Auch der Burgherrin wurde freier Abzug bewilligt und ihr noch überdies gestattet, ihre besten Kleinodien mit sich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichsten Schmucke, und auf dem Rücken tragend ihren — Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer-Hauptleuten so wohl, daß sie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und sie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen, ja sogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausstreckte, um sie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt um dieses Frevels Willen abzuschlagen.

(Vergl. Schönhut's „Burgen des Hegau's." 2. Heft S. 66 f.)

Rheinthal.

Der Gnom des Rheinfalls.

Durch die Felsen, wiederhallend,
Strömt hinab der wilde Strom
Und auf weißen Wogen wallend
Singt sein Lied des Rheinfalls Gnom.
Horchend von des Ufers Höhe
Ward's davon dem Mädchen wehe,
Dem es süß im Herzen glomm.

Zaubervoll sind seine Lieder,
Die zu Grund der Seele geh'n;
Sehnsuchtsvoll schaut sie hernieder,
Weithin ihre Blicke späh'n.
Blühend selbst im Jugendglanze,
Windet Blumen sie zum Kranze,
Daß damit ihr Lieb sie krön'.

Mahnend läßt der Gnom sich hören:
„Hast du Lilien nicht zur Hand?
Lilien, so die Todten ehren
In dem fernen, dunkeln Land?
Sie vergiß nicht einzuweben,
Weißt du nicht?: ein theures Leben
Ist der Erde bald entwandt."

Kaum ist dieses Wort gespendet,
Schwimmt ein Leichnam auf der Fluth; —
Mädchens Kranz bleibt unvollendet,

Kennt den Liebsten gar zu gut.
Ende, böser Gnom, die Lieder!
Nie flicht einen Kranz sie wieder, —
Tief im Strom auch sie nun ruht.

Wagner von Lauichburg.

Stiftung des Klosters Allerheiligen bei Schaffhausen.

Der Graf Eberhardt III. von Nellenburg, reich gesegnet an Glück und Gütern, Herr ausgedehnter Besitzungen im Klettgau, Hegau und jenseits des Rheines, Vater von fünf blühenden Söhnen und Gatte einer frommen treuen Frau, trug sich lange schon mit dem Vorsatz, ein Gotteshaus zu stiften, als demüthiges Zeichen seiner Dankbarkeit für all die Wohlthaten, womit ihn der Allmächtige überschüttet hatte. Er theilte dies Vorhaben seinem lieben Weibe Itha, einer gebornen Gräfin von Kirchberg, mit, und sie bestärkte ihn auch auf's Eifrigste darin. Ihren Plan mit um so klareren Gedanken auszuführen, fastete und betete das fromme Paar eine geraume Zeit hindurch. Sie wollten, noch zweifelhaft darüber, welchen Platz in ihrer Grafschaft sie zur Stiftung eines Klosters auserseben sollten, des Winkes von Oben harren. Indem unternahm Graf Eberhardt eine Reise nach Rom, um sein Anliegen auch dem Papste zu empfehlen. Zur nämlichen Zeit aber wohnte an der Stätte, wo jetzt das Schaffhauser Münster sich erhebt, ein Klausner in seiner Einsiedelei, den der Graf oft zu besuchen und sich gottseliger Rathschläge bei ihm zu erholen pflegte. Auch ihn hatte Eberhardt zum Vertrauten seines Planes gemacht und seinen aufmunterndsten Beifall erhalten. Da nannte dem fromme Manne einstmals, an der Stelle, wo nun die St. Eberhardtskapelle steht, wachse eine helle, weithrahlende Feuergarbe von der Erde bis zu dem Himmel empor, und eben darüber schwebe ein goldenes Kreuz. Als nun der Graf wieder aus Walsbland zurückkehrte und noch immer etwas unschlüssig war, erzählte ihm der Einsiedler seinen

Traum und erfüllte dadurch dessen Herz mit solcher Freude, daß er, wie einst David*), ausrief: „Ja, das ist die Stätte, die der Herr auserwählt hat!" — Sogleich wurde an's Werk geschritten und schon im Jahr 1052 stand die erste Kapelle da. Kurz darauf reiste der Papst durch diese Gegend und weihte selbst den ersten Altar noch in demselben Jahre, den 23. August. Für den Anfang wurden zwölf Mönche und ein Abt in das Kloster gesetzt, welches der Graf mit vielen Gütern beschenkte. Der Kreuzgang und die Wohnungen der Mönche wurden binnen zwölf Jahren vollendet, nach dem Plane eines kunstverständigen Priesters, Leupold, und am Tag Aller Heiligen 1064 hatte der edle Stifter die Freude, das neue Kloster durch Rumolf, der Bischof von Constanz, in Gegenwart vieler Aebte einweihen zu sehen. Am nämlichen Tage noch begabte der Graf dasselbe mit allerlei Kostbarkeiten, reichen priesterlichen Gewändern, Leuchtern und allen zum Gottesdienst nöthigen Geräthen; mit Freiheiten und überdies mit nicht weniger als 200 Meierhöfen.

Nachdem alles dies besorgt war, sehnte sich Eberhardt selbst darnach, der irdischen Welt sich abzukehren und er begab sich in das Kloster, das er selbst gestiftet hatte; er unterzog sich freiwillig der väterlichen Leitung des Abtes. Er lebte mit strengster Gewissenhaftigkeit nach der Regel des Ordens (die Mönche waren Benediktiner) und verrichtete die niedrigsten Dienste, die man ihm auftrug, wie der Geringste seiner Mitmönche. So brachte er sechs Jahre, mit Zustimmung seiner Gemahlin Itha, im klösterlichen Leben zu, bis ihn Gott seiner Frömmigkeit lohnte und in die ewige Seligkeit aufnahm. Er starb in seinem sechzigsten Jahre, am 7. April 1070. Sein Leichnam ist im neuen Münster zu Schaffhausen neben der Kanzel beigesetzt.

Das Kloster Allerheiligen aber erwarb sich in der Folge durch seine musterhafte Verfassung und Sittenstrenge einen außerordentlichen Ruf, und trug, nach dem Zeugniß des gelehrten Abtes Trithemius (in seinem Chronikon Hirsaugiense, T. I. pag. 212 und 266) viel dazu bei, daß das damals ziem-

*) Psalm 132 Vers 13 und 14.

lich in Verfall gerathene Kloster Hirsau in Schwaben wieder zu einem Flor gedieh, in welchem, wie Trithemius sagt, die Mutter noch von der Tochter übertroffen wurde.

(Vergl. „Bemerkungen aus der Geschichte des Zisterzienser-Klosters Schaffhausen." Schaffhausen, 1851. Gerster'sche Buchdruckerei. Ferner: „Leben des heiligen Gerhard" III. 9. in Mone's „Quellensammlung der Badischen Landesgeschichte." 1. Bd. 1. Heft. Nach einer Handschrift abgedruckt.)

Das Fräulein von Randenburg.

Im Münster zu Schaffhausen findet sich neben den Gräbern der Aebte ein Grabstein, auf welchem das Bild einer knieend betenden Jungfrau dargestellt ist, mit der Umschrift: „Dominus mirabilis in Sanctis suis." (Der Herr ist wunderbar in seinen Heiligen.) Dieser deckte den Leichnam des Fräuleins von Randenburg, deren gottseliges Andenken noch im Munde des Volkes fortlebt. Obwohl umgeben von dem Glanze des Ritterlebens und den Reizen der Weltlust auf ihrem Stammsitze, bei Schaffhausen benachbarten Randenburg, diente sie doch stets in heiliger, unentweihter Jungfrauschaft einzig und allein ihrem Gott und Heiland. Jeden Morgen schon vor Tagesanbruch eilte sie, begleitet von einer treuen Magd, von ihrer Burg nach Schaffhausen, um dort noch zu rechter Zeit zum Frühgottesdienste zu kommen. Voran leuchtete allemal ein zahmer Hirsch mit Laternchen an seinen Geweihen, sorgfältig von Zeit zu Zeit sich nach seiner Gebieterin umblickend; so ging alle Morgen der fromme Zug über den Randen durchs Hemmenthal hinab nach Schaffhausen und zum Engelbrechtsthor hinein. Vor dem Thor wartete der Hirsch geduldig, bis das Fräulein ihre Andacht im Münster verrichtet hatte. Jetzt noch, nach beinahe 500 Jahren, zeigen Einem die Hemmenthaler den Weg, den die Schritte jener Jungfrau geweiht haben. Nach ihrem Tode wurde sie neben dem Abte Jakob Hün († 1353) begraben, an dieselbe Gottesstätte, wo sie so oft gebetet und reiche Gaben mit Herz und Hand geopfert hatte.

Man erzählt noch von ihr, sie sey eines Morgens auf einem solchen Kirchgange, von Räubern verfolgt, zu früh, oder als der Thorwart noch tief geschlafen, vor dem Thor angelangt. Da habe ein Engel ihr rasch dasselbe geöffnet und sie so aus der Gefahr gerettet; daher das Thor den Namen Engelbrechtsthor erhalten.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen." Schaffhausen, 1838. Hurter'sche Buchhandlung. 1. Bändchen S. 74.)

Klettgau.

Der Alpenpfeifer.

Alp nennt man jenen Gebirgszug oder Seitenarm vom Schwarzwalde, südöstlich vom Feldberge; er bildet die rechte Thalwand des wilden Wutbachthales.

Ueber dieses rauhe Gebirge, das mehrentheils eine Hochebene ist, zieht sich die Landstraße von Schaffhausen nach der Hauptstadt des Breisgau's.

Zudem daß diese Straße, wie man dort in der Umgegend versichert und wofür auch Thatsachen zeugen, durch böse Menschen etwas unsicher gemacht wird, soll auch ein Gespenst seine Freude daran haben, den nächtlichen Wanderer irre zu führen. Dieses Gespenst heißt im Munde des Volkes der „Alpenpfeifer."

Wenn ein Wanderer bei Nacht die dortige Landstraße zwischen Stühlingen und Wellendingen begeht, so hört er, wie die Bewohner der Gegend behaupten, ein mehrmaliges, gellendes Pfeifen, wie man durch Finger pfeift. Dieses ist das Zeichen von der Nähe des Irrführers. Reisende, die ihren Weg gerade fortgehen, ohne sich umzusehen, kommen ungehindert von dannen. Sobald man aber das Pfeifen hört und nach der Gegend hinschaut, wo es herzukommen scheint, dann steht es schlimm mit uns. Wider Willen kommt man rückwärts, bei der größten Vorsicht verliert man die Straße. Das Gespenst führt den Neugierigen über Stock und Stein und läßt ihn den rechten Weg nicht finden, bis die Sonne am Horizont empor steigt. — Wohl Dem, der nicht auf die Seite des Wutbachthales geführt wird, denn ein Leichtes wär' es, in das tiefe Becken

des wilden Waldstromes einen gefährlichen Sturz zu machen. Drum Wanderer, sieh' dich vor, daß du nicht auf jener Straßenstrecke von der Nacht überfallen wirst, oder gib doch wenigstens dem Pfeifen kein Gehör, sondern geh' ruhig deines Weges fort.

Leute, die das Gespenst gesehen haben wollen, versichern, es reite auf einem weißen Pferde mit drei Füßen. Wie das sonderbare Ungethüm in die Gegend kam, davon weiß man nichts. Wahrscheinlich ist es ein alter gebannter Raubritter, der für seine Missethaten mit samt seinem Streitrosse büßen muß.

T.....
(Originalmittheilung.)

Der letzte Küssaberger.

Einer der schönsten Punkte des Klettgauischen Gebirges ist der Küssaberg, gegenüber von Jurzach, ohnweit des Rheingestades. Man beherrscht von dieser Höhe aus die ganze Umgegend, und gegen Süden dehnt sich die Fernsicht bis an die hohe Alpenwand aus. Gewährt aber der Küssaberg dem Freunde der Natur einen herrlichen Genuß, so ziehen die alten Burgtrümmer, welche ihn krönen, auch den Liebhaber der Geschichte und des Alterthums lebhaft an. Denn er ahnet wohl, daß eine so stattliche Veste, deren stolze Thürme einst weit über die Landschaft hin geboten, nicht die Heimath geringer Junker, sondern eines mächtigen Hauses war. Wer aber gibt ihm Kunde von dem ritterlichen Geschlecht, welches einst die Räume bewohnt hat, die er mit wachsenden Schauern einsam durchschreitet! Die Geschichte kennt nur trockene Namen, und die Sage? das Volk hat sie vergessen. Es weiß nichts mehr zu erzählen von Graf Heinrich und Kunegunden, deren Jugendglück und trauriger Ausgang vor Jahrhunderten von Mund zu Munde gegangen. Darum Dank der Feder des Chronisten, welche in wenigen Zügen das Geschick der beiden Gatten andeutet und ihre Leiden errathen läßt.

In den glorreichen Tagen, welche die hohenstaufischen Helden auf dem teutschen Throne sahen, wer war damals der stolzeste Ritterjüngling im Lande Klettgau? War es der Krenlinger etwa einer, deren Geschlecht, gleich der Eiche im Forst, allen Klettgauischen Adel überragte? Viele stattliche Söhne

hatte es schon aufgezählt, die unter den großen Kaisern, jenseits der Alpen, den Ruhm der Tapferkeit erworben. Aber diesmal war es kein Krenkinger, welcher die Augen des Landes auf sich zog — sondern der junge Ritter mit den drei Mondscheln war es, Junker Heinrich, der Liebling seiner Heimath, die Hoffnung seines Hauses. Auf der hohen Küssaburg wartete er seines greisen Vaters, dessen letzter Wunsch eine würdige Braut war für den einzigen Erben des Namens und Gutes von Küssaberg.

Und siehe da, es ging in Erfüllung, was das Herz des Alten ersehnte: eine Tochter des aufstrebenden Hauses von Habsburg, Kunegund, die Schwester Graf Rudolphs, des nachmaligen Königs der Teutschen, reichte Heinrichen ihre Hand. So schien es denn bei den Sternen bestimmt, daß das Haus Küssaberg einer großen Zukunft entgegengehe. Das Schicksal behandelte den Grafen und seinen Schwager wie Lieblinge; es vergaß aber auch nicht zu strafen, wo Uebermuth und Vermessenheit seinen Zorn herausforderten. Der Besitz der schönen Kunegund, die Verwandtschaft mit dem Geblüte von Habsburg, verblendete den jungen Küssaberger: die drei Mondscheln mußten den Schild theilen mit dem habsburgischen Löwen, und der freiherrliche Stand von Küssaberg sich überkleiden mit dem gräflichen Talel! Auch der alte Vater hing kindisch an dem erborgten Glanz: ein Grafengeschlecht sah er hervorblühen aus dem Stamme seiner Väter, und schloß nun die Augen, beglückt durch den schönen Traum.

Ja, das Glück eines Traumes war es auch nur! Heinrichs Uebermuth machte ihn mehr und mehr unerträglich. Alles begann ihn zu meiden — und Kunegund, das Bild der Schönheit und Sanftmuth, welkte hin an dem Wurme tiefsten Kummers. Sie ward nicht Mutter. Da ergriff auch den Gemahl der Gram, den er zu vergessen suchte in den Ausschweifungen der Sinne. Der kräftige, stolze, übermüthige Ritter fiel zusammen, zehrte ab und erlosch im schönsten Mannesalter. Man versenkte den Leichnam des letzten Küssabergers in der väterlichen Gruft — und mit ihm den Schild, welcher die Mondscheln mit dem Löwen trug.

Kunegund nahm jetzt den Schleier und vergrub sich in eine Zelle zu Adelhausen bei Freiburg; über dem Grabe Hein-

richs aber erhob sich blutiger Streit wegen des Erbes von Küssaberg. Es wurde zerrissen und gerieth zum größten Theile in die todte Hand. So hat das Schicksal den Uebermuth seines Günstlings gerächt.

Joseph Bader.

Die Burgfrau von Balm.

Dem Kloster Rheinau gegenüber, nicht weit von Jestetten, lag einst das feste Schloß Balm, von einem uralten Geschlecht bewohnt. Luz von Balm, der im dreizehnten Jahrhundert dort lebte, führte lange ein wüstes Leben, bis er einst in einer Fehde so übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er schien jetzt den Jugendrausch ziemlich ausgeschlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der schönsten, doch gewiß eine der tugendreichsten Frauen ihrer Zeit; sie hielt streng auf Zucht und gute Sitte im Hause, und half, wo sie konnte, der Armuth und der Noth. Aus Erbarmen nahm sie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu sich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte als das Kloster, wozu sie jedoch wenig Neigung in sich verspürte. Amina war schön und verschlagen; sie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der Alles aufbot, ihre Gunst zu erwerben. Amina wußte das Netz so klug zu weben, daß sich Luz ganz darin verstrickte. Sie ließ ihn merken, daß sie nicht unempfindlich sey, betheuerte aber zugleich, sie werde ihr Herz nie verschenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böse Geist zwar gewichen, aber er schlich noch immer in seiner Nähe herum und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in seine Gewalt bekommen möchte. Dies geschah jetzt, und Luz brütete bald über allerlei Anschlägen, um in den Besitz des schönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus dem Wege zu schaffen, und verschob die Ausführung der schrecklichen That nur noch, bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnte, welches sie selbst stillte. Dann wurde das Werk der Finsterniß so heimlich vollzogen als möglich; die Burgfrau

starb plötzlich an einem Stickfluß, wie man aussprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ungefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Diese kümmerte sich nicht sonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, so blieb sie ruhig liegen, oder stieß Scheltworte gegen das unschuldige Kind aus. Einst däuchte ihr, sie höre die Wiege gehen, worin das Kind schlief; sie richtete sich auf im Bette, und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Gestalt, ganz der verstorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege saß und das Knäblein schaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoos, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in sein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag verkündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und seiner Gattin Nachricht von der Erscheinung. Luz schalt sie eine Narrin, obgleich er sich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina jedoch gerieth auf den Verdacht, Kunigunde sey nicht wirklich vergiftet, sondern irgendwo eingesperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm sie gleich in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben schlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing und zugleich die weiße Gestalt in das Zimmer trat und sich an die Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wüthend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beim Arme fassen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob sich vom Sitze und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Briefleln, folgenden Inhalts:

„Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen. Amina."

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

A. Schreiber.

Thiengen.

Ein freier Mann.

Freiherren oder Barone wurden von Altersher diejenigen Bauern (Grundbesitzer) genannt, die keine Lehen trugen, also keinem andern Herrn verbunden waren. Zu solchen gehörte auch der Baron von Krenkingen, Herr zu Thiengen im Klekgau. Als nun eines Tages Kaiser Friedrich der Rothbart durch dieses Städtlein zog, blieb der Baron ganz ruhig auf seinem Stuhle vor der Herrenwohnung sitzen und rückte, wie der Kaiser an ihm vorbei ritt, zum Gruße sein Barett nur ein wenig. Friedrich fand dies Benehmen sonderbar und fragte seine Umgebung, wer der Ritter wohl wäre, der dort an offener Straße sich hingesetzt und Kaiserlicher Majestät die schuldige Verehrung nicht bezeige? Da ließ der Baron ihm erwiedern: Er sey der Herr dieses Ortes, ein freier Mann, der weder vom Kaiser, noch von sonst Jemanden ein Lehen trage; er erkenne zwar den Kaiser als seinen Oberherrn, wie ein Geistlicher ihn erkenne, aber nicht als den Herrn seiner Güter. Auf diese Antwort näherte sich Friedrich dem Freiherrn mit freundlicher Miene und sagte zu ihm: „Damit ein so trefflicher Edelmann Uns und dem Reiche näher verbunden werde, so verleihen wir Euch die Freiheit, in Eurer Stadt Thiengen goldene Münzen mit dem Kaiserlichen Bildnisse prägen zu dürfen."

(Siehe Censius: Annales Suevorum. P. II. 504. Desgl. Jos. Baders „Bodema." Jahrg. 1840. S. 190 und 97.)

Albgau.

Stühlingen.

Vom Bauernkrieg.

Anno 1524 ungefähr um Johannis ward ein Aufruhr unter der Bauernschaft zu Stühlingen, Benndorf, Ewatingen, Bettmaringen rc. wider ihren eigenen Herrn, Grafen Siegmund von Lupfen, Herrn zu Stühlingen. Die Bauern sollten nämlich während der Ernte und bei dieser unruhigen Zeit der Gräfin von Lupfen Schneckenhäuslein sammlen, daß sie Garn darauf winden könnte. Waren ihrer 1200 Mann, die machten ein Fähnlein, weiß, roth und schwarz, zogen damit auf Bartholomai gen Waldshut auf die Kirchweihe, hielten daselbsten Rath und machten eine Evangelische Bruderschaft; wer darin wollte seyn, der sollt' alle Wochen je 1 Batzen geben, mit dem Geld schrieben sie in alle Lande, als Hegau, Allgau, Sundgau, Breisgau, Elsaß, Franken, Sachsen, Meissen und den ganzen Rhein hinab bis gen Trier, daß sie ihren Herrn nicht mehr gehorsam seyn wollten und keinen andern Herren haben, denn den Kaiser, und ihm seinen Tribut geben, und daß er ihnen nichts einreden sollte rc. Auch wollten sie alle Schlösser und Klöster und was den Namen Geistlich hatte, zerstören.

Nach diesem ward also zwischen Grafen Siegmund v. Lupfen und den Bauern ein Tag zum gütlichen Vertrag festgesetzt und auf diesem in Schaffhausen den Bauern zugemuthet, ihr

Fähnlein dem Grafen zu übergeben, vor ihm niederzufallen, ihr Unrecht zu bekennen ꝛc. dieß wollten sie aber nicht thun ꝛc.

(Aus der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen.)

Der kühne Sprung.

Landgraf Max von Stüblingen, der 6½ Schuh hoch war, besaß eben so große Gewandtheit als Stärke. Die lange Treppe im Schlosse zu Stüblingen sprang er in drei Sätzen hinab und ihm fiel es nicht schwer, die wildesten Pferde zu bändigen, indem er sie beim Schweif packte und rasch seitwärts wendete. Während eines Gelages auf demselben Schlosse ging er mit dem Freiherrn von Wartenberg die Wette ein: er mache sich anheischig, eher auf seinem Roß als Dieser auf dem seinigen zu sitzen, obgleich er dem Freiherrn, wenn derselbe in den untern Stock gekommen, noch im obern an der Treppe Antwort geben wolle. Nachdem der Wartenberger verabredetermaßen die Antwort erhalten hatte, eilte er vor das Schloß, wo sein Rappe, wie auch des Stüblingers Schimmel, aufgezäumt standen, und siehe! der Landgraf saß bereits wohlgemuth im Sattel seines riesigen Pferdes. Er war nämlich aus einem Fenster des oberen Stockwerks herunter auf den Schimmel gesprungen und hatte somit durch diesen tollkühnen Streich die Wette gewonnen. Noch heutigen Tages zeigt man das Fenster; und ein Hufeisen des Schimmels, so groß wie eine Suppenschüssel, ist lange Zeit im Zeughause zu Donaueschingen aufbewahrt worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Friedrich Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1837.)

Gespenst bei Schwaningen.

Auf einem Stege bei Schwaningen im Schwarzwalde läßt sich in den heiligen Nächten ein gespenstiger Mann sehen. Ein Bauer des Ortes, welcher einst um Mitternacht aus dem Wirthe-

hause zu Oberwangen heimkehren wollte und betrunken war, wurde vor dem Geiste gewarnt, schrie aber in seinem Rausche, er wolle bald mit ihm fertig werden, und machte sich keck auf den Weg. Als er an den Steg kam und das Gespenst auf demselben stehn sah, schlug er aus Leibeskräften mit seinem Stocke darnach, ward aber von ihm am Finger gepackt, eine halbe Stunde weit gegen Dillendorf geschleppt und dann bewußtlos auf dem Felde liegen gelassen. Als er nach einiger Zeit wieder zur Besinnung kam, fand er seinen Finger, woran das Gespenst ihn geschleppt hatte, kohlschwarz geworden und so blieb er's auch bis zu seinem Tode, der nicht lange darauf erfolgte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Menz's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit" Jahrg. 1837. S. 69.)

Das Beunderfer Glöckchen.

Zu Beunderf auf dem Rathhaus
Da hängt ein Glöckchen fein,
Das ist vom puren Silber
Und ist's auch werth zu seyn.
Und wie hinauf gekommen
Das köstliche Metall,
Und wem sein Klang soll dienen,
Will ich berichten all.

Schloß Tannegg an der Wutbach, —
Jetzt liegt's in Trümmernacht —
War einst der bange Zeuge
Von einer langen Jagd.
Es deckte Schnee die Fluren,
Hell schien die Sonne drein,
Das lud die junge Gräfin
Zum Jagdvergnügen ein.

Durch dunkle Tannen glänzte
Der letzte Sonnenstrahl,
Da stiegen Nebelwogen

Ringsum herauf zumal;
Und durch den Urwald heulend
Ein Sturm aus Osten zog,
Daß dumpf die Eiche krachte
Und sich die Tanne bog.

Der Jägertroß, er irrte
Zerstreut in Angst umher,
Des Jagdhorn Ruf erreichte
Die Irrenden nicht mehr;
Und auf den hohen Fluren,
Wo Weg und Steg verwebt,
Die Gräfin auf dem Jagdroß
Um Rettungszeichen fleht.

Nie hat zuvor ein banges
Geschick ihr Herz gequält,
Von Noth und Leiden Andrer
Hat Niemand ihr erzählt —
Jetzt fühlte sie vor Allem,
Wie es dem Wandrer sey,
Wenn ihn die Nacht umfange
In solcher Wüsteneï.

Und wie der späte Morgen
Sie in ihr Schloß geführt,
Hat sie alsbald dem Burgvogt
Den frommen Schluß diktirt:
„Nach Vonndorf auf das Rathhaus
Stift' ich ein Glöckchen fein,
Das soll, zu größ'rer Ehre,
Von purem Silber seyn.

„Das soll, wenn Schnee und Nebel
Und Nacht den Pilgrim hält,
Und seine Seele bebet
Und seine Hoffnung fällt,
Mit heller Silberstimme
Und tröstlichem Geläut'
Sich nächtlich lassen hören
Die ganze Winterzeit.

„Und daß nicht Willkür frevle
An diesem Willen mein,
So soll das Glöckchen tönen
Allnächtlich um die Neun',
Allnächtlich eine Stunde,
Bis daß mit frohem Zug
Sich auf dem Acker wendet
Im Lenz der dritte Pflug."

Das haben sie gehalten
Gewissenhaft bis heut;
Nur eine Stunde später,
Und auch zu Sommerszeit;
Weil noch in andern Dingen
Als Nebel, Schnee und Nacht,
Man sich verirren könnte —
So haben sie gedacht.

Eduard Lancker.

Die Frau von Weissenburg.*)

Was wellen wir aber singen, was wellen wir heben an?
Wir singen vom Fräulein von Weissenburg, wie es seinen Herren verlan.

Es thät ein Brieflein schreiben, schickts abe in's niedere Land,
Es schickts dem jungen Graf Friedrich, er soll wieder kommen zur Hand.

Wie er gen Weissenburg kommen, wohl unter das hohe Haus,
Da schaut dieselbe falsche Frau hoch oben zur Baie*) heraus:
„Willkomm, willkomm, mein lieber Graf, und Alle die bei dir seyn!" —
„Schon Dank, schön Dank, mein Fraulein, wo mornet**) der Herre dein?" —

*) Kerker.
**) Sich aufhalten, verweilen.

„Thue mich nit vermelden*), ich sag dir die Wahrheit bald;
Er ist gen Grüningen ze jagen, er ist ze Grüningen im Wald.“ —

„„Ist er gen Grüningen ze jagen, ei, jagt er in's Grüningers sein Hag,
So soll ihm das Leben nit länger stahn, als auf den heutigen Tag.““

„Und soll ihm sein Leben nit länger stahn, als auf den heutigen Tag,
Ei so erbarm sich Gott im Himmel, daß ich ihn verrathen hab!“ —

Da der Graf in den Wald hinaus kam, schlaft der Herre unter der Lind':
„„Auf Knechte, lieber Knechte mein, erschieß mir ihn geschwind!““

„„Ich will ihn nit verschießen, will eher ihn leben lan;
Ich will ihn lassen genießen, daß ich bei ihm gedienet han.

„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Kind?““
„Ich befehl sie Gott dem Allmächtigen, er weiß schon von wem sie sind.“

„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Gut?““
„Ich befehls den armen Leuten, die Reichen hand schon genug!“ **)

„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Weib?““
„Ich befehl sie dem Grafen Friederich, der war ihr allzeit lieber als ich!“

„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Schloß?““
„Ich befehls den Feuerflammen, die hoch oben zu den Baien auslangen.“

„„Ach Knechte, lieber Knechte mein, zieh' auf dein Armbrust groß,
Und schieße mir den Herren mit seinen Jagdhunden todt.

Altes Volkslied.

*) Durch Ausplaudern verrathen.

**) Vergleiche mit dieser und der vorhergehenden Strophe die ähnlichen im Volksliede „Hans Steutlinger“ unter den Freiburger Sagen.

[1]) Dieses Lied, welches sich an die ehemals in der Nähe von Bonndorf liegende Weissenburg anknüpft, wurde aus dem Munde einer beinahe neunzigjährigen Frau niedergeschrieben und von Freundeshand dem Dr. Heinrich Schreiber, Herausgeber des „Taschenbuchs für Geschichte und Alterthum" zugestellt.

Ueber die Weissenburg gibt Kolbs Lexikon von Baden, unter verschiedenen Artikeln (Krenkingen, Roggenbach u. s. w.) einige Notizen. Ein Freiherr Heinrich von Krenkingen, genannt von Weissenburg, erscheint auch unter den zahlreichen Adeligen, welche im Jahr 1366 in die Dienste der Stadt Freiburg im Breisgau traten, als diese gegen ihren Herrn, den Grafen Egon IV., in Krieg verwickelt war. Die Burg wurde im J. 1438 von Werner von Staufen belagert, eingenommen, und von den St. Blasianern, — denen sie von jeher ein Dorn im Auge war — zerstört. (Gerbert: Historia nigræ silvæ. Tom. II. Pag. 241.)

Das Waldshuter Männlein.

Schon stand die Stadt mit Wall und Thürmen;
Auf dieser Seit' mit Doppelgräben,
Auf jener von dem Rhein umgeben,
Schien sie vor jedem Feind zu schirmen.
Nachdem die Arbeit nun zu Stand,
War sie jedoch noch nicht benannt:
Man sagte zwar bald das, bald dies,
Doch Ein Wort war noch nicht gewiß.

Dem Uebelstande abzuhelfen
Versammeln sich die Rathspersonen;
Und um Den würdig zu belohnen,
Dem unter diesen weisen Zwölfen
Der beste Nam' der Stadt einfällt,
Lag schon ein schönes Sümmchen Geld
Im Freien auf dem Tische dort;
Nur schnell! Was ist das beste Wort?

Sie sitzen da mit tiefem Sinnen,
Und, trügen nicht der Stirne Falten,
So muß was Rechtes sich gestalten;
Allein gedankenleer blieb's drinnen.

Ein Jeder stützt die Stirn' und sinnt,
Daß er recht schnell das Geld gewinnt.
Doch wie er auch den Kopf zerbricht —
Ein passend Wörtchen find't er nicht.

Da kam mit dickem Knotenstocke
Ein fremdes Männlein von dem Berge,
An Größe glich es einem Zwerge;
Bis auf die Hälfte von dem Rocke
Floß ihm nach Patriarchen Art
Ein ungeheurer gelber Bart,
Und seiner Haare Ringelgeld
Kam unterm Hut ihm vorgerollt.

Er, von des Silbers Glanz geblendet,
Fragt, wer hier dieses Geld empfange?
Man sagt's — er sinnt nicht gar zu lange,
Und also an den Rath sich wendet:
„Hört, bedachtbare Herren mein!
Das Geld könnt' auch für mich gut seyn!
Drum streich' ich es in meinen Hut,
Benenn' die Stadt dafür „Waldshut!"

Nun eilt damit der alte Kleine
Fort auf den wohlbekannten Wegen;
Und wunderschnelle zu bewegen
Wußt' er die kurzen Zwergenbeine.
„He, he! Mann Gottes! nur gemach!"
Ruft ihm der Rath entrüstet nach;
Doch war das Männlein nicht so dumm,
Und kehrte sich nicht wieder um.

Längst war er jedem Blick entschwunden,
Der unbekannte, schlaue Gelbe,
Nun rathschlagt man, was denn derselbe
Wohl für ihr blankes Geld erfunden?
„Waldshut? — Ein schöner Doppelsinn
Steckt" — sagt der Präsident, — „darin.
Bei meiner Treu! das Wort ist gut:
Die Hut des Volks, des Schwarzwalds Hut!

„Das Männlein, daß wir's nie verlieren
Aus dankbarlichem Angedenken:
Wir wollen ihm die Ehre schenken
Und unser Wappen damit zieren!"
Und was er sprach, das ist gescheh'n.
Noch jetzt kann man das Männlein seh'n,
Fährt man zum Basler Thor herein;
Dort ist's gemalt gar hübsch und fein.

....r.

(Aus dem Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1835.)

Der Albkönig

Die hellen Sterne funkeln
Durch den bewegten Wald,
Da tönt vom Teich, dem dunkeln,
Ein leises Singen bald.
Albkönig singt sein Lied in Ruh,
Und schelmisch kichert er dazu.

Er sitzt in einer Laube,
Von Lilien umblüht,
Daß nicht vom Strahlenstaube
Ihm sey das Haupt umsprüht.
So sitzt er dort in guter Ruh
Und singt sein Zauberlied dazu.

Du Mädchen auf dem Stege!
Lausch' nicht dem Elfenlied,
Damit's dich nicht vom Wege,
Verleck' in's falsche Ried.
Hör' ja nicht dem Gesange zu!
Gönn' erst im Dorf dir wieder Ruh.

Da tönt's empor vom Teiche:
„Mein holdes Lieb, mein Kind!
Nicht deinem Glück entweiche,
Sey nicht wie Andre blind!

Komm', theile meine süße Ruh
Und horche meinem Liede zu."

Schon ist's um sie geschehen,
Er zieht sie in den Teich;
Die Sinne ihr vergehen,
Im Arm sie ruht ihm weich:
Sie theilt mit ihm sein Reich in Ruh, —
Stumm horchend seinem Liede zu.

Baron. Wagner von Laufenburg.
(Originalmittheilung.)

Die Kaisertanne im Schwarzwald.*)

Tief im Schwarzwald, in den Tannen,
Ragt gewaltig hoch ein Baum,
Seine Arme aus sich spannen
Weithin dort in heil'gem Raum.

Uralt ist er; — kann wohl zeugen
Von der Zeit, die Großes sah;
Unter seinem Dach herrscht Schweigen,
Als ob ihm noch Hohes nah'.
Schreitest du an seine Stätte,
So durchzieht's dich wunderbar,
Als ob da geborstet hätte
In der Kron' ein Königsaar.

Und so ist's; — drum solcher Segen
Liegt noch auf der Tanne heut;
Darum Sonnenschein und Regen
Heut noch neue Kraft ihr beut.

Darum ragt sie über alle,
Schauet weit zur Ferne aus;
Darum kam sie nie zu Falle
In dem Sturm- und Wetter-Graus.

*) Im Albthal oberhalb Schloß Hauenstein.

Darum ist sie nicht gesunken
Von der Aexte grimmem Schlag;
Ein Geschick hat ihr gewunken,
Wie's nicht jeder werden mag.

Wohl an dieses Baumes Stelle
Saß oftmals ein Graf in Ruh',
Wenn vor ihm das Wild in Schnelle
Floh den stillsten Hürsten zu.

An den Baum im Wald, den schlichten,
Dachte oft ein Kaiser gern,
Saß er auf dem Thron, dem lichten,
In dem Kreise hoher Herrn.

Jenem in des Baumes Schatten
Durfte stets ein Traum erblühn',
Was geahnt nie Andre hatten,
Seinem Geist vorüberziehn.

Ob es waren Kaiserträume,
Ob es war ein süßres Glück, —
Nicht verrathen's Wald und Bäume
Deinem Ohr und deinem Blick.

Doch, hat sich der Herr erhoben
Und ging er erfreut davon,
War's, als ob die Tanne oben
Neigte stets die grüne Kron'.

Wohl war es ein großer, weiser
Fürst im Feld und in der Burg,
Preisenswerth ein teutscher Kaiser, —
Rudolf war es von Habsburg!

Wagner von Laufenburg.
(Originalmittheilung.)

Die Brüder an der Alb.

Vor und ehe das Gotteshaus Sanct Blasien gestiftet ward, ist das Ort gar raub und von den Leuten bei zweien Meilen Wegs unerbaut gewesen. Es haben sich aber in solcher Wildnuß erhalten andächtig Väter, die wegen Aechtung des Glaubens, oder durch Frommigkeit und um Absonderung der Welt dahin in die Hülinen (Felsengrotten) und Einöden gekommen, wie dann der christlich Glauben der Zeit schrecklich angefochten worden, und auch an andern Orten dieser Ursach ihrer viel in die Wildnüsse geflohen und sich in den Felsen, Thalern und Bergen erhalten, und keiner von dem andern gewißt. Ihr Speis ist nichts anders gesin, denn Wurzen und Kräuter, und das wild Honig; aber nit genueg, weshalb ihrer viel von der unmenschlichen Nahrung, auch von kälte des Lufts, von Schnee und Winter haben sterben müeßen.

Nach langem hat Gott der Allmächtig ihren vesten Glauben und grossen Andacht angesehen, und ihnen ingegeben, daß sie, so viel hieherumb gewohnt haben, uf ein Stell, da jetzt das Gottshaus stat, zusammen kommen sind, und haben durch einander gemerkt, daß es der Wille Gottes sei, und ein Versammlung mit ihnen ufgericht werden söll. Und wie sie vorhin ἀναχωρίται geachtet, so sollen sie jetzt solitarii genannt seyn, und haben sich unbekannt mit einander verglichen, da ze wohnen, und Gott den Allmächtigen mit andächtigem, strengem Leben zu dienen.

Und haben sich also viel Jahr mit grosser unvermessenlicher Noth ihrer Leibsnahrung behelfen, bis daß sie recht wiederumb angefangt haben, sich zu der Welt zu kehren, umb Ufenthaltung ihres Leibs, und sich geuebt mit etlicher Arbeit in Holzwerk, darin sie sich gebraucht und jeder sölichs herausgetragen und ihr zeitlich Speis darmit erworben, und sind genannt worden die Brüder an der Alb, wiewohl sie kein Orden noch gehabt haben.

Wie sie sich nun ein lange Zeit also bei einander erhalten, haben sie ein Heupt oder ein Fürgesetzten geordnet, der ihr Oberer seyn söllt und unter ihnen zu Ewigem und Zeitlichem Ordnung geben söllt. Den haben sie genämt einen Vatter,

sind ihm geborsam und gewärtig gewesen, und haben also ihr Zeit mit grossem Andacht, und bärtem Leben und Werken vertrieben.

Sie haben auch angefangen, ihnen ein hülzin Haus zu machen, dieweil dieser Zeit noch das Ort der Welt gar unbekannt gewesen und in zweien Meilen ringsherumb kein menschliche Wohnung gesein ist. Und wie sie der Vatter jeglichen in Sonderheit zu der Arbeit, die jedem kuntlich was, zu thuen befohlen und geordnet, hat sich keiner gesperrt, sonder haben all mit grossem Fleiß gewirkt und geborsamet. Was sie auch überkommen haben mit ihr Arbeit, das ist ihnen alles gemein gewesen, wie denn von den heiligen Aposteln und Jüngern Christi auch geschrieben steht: „Et erant illis omnia communia." Es ist geordnet von dem Vatter, daß sie acht Stund Gott gedient und gebetet haben, acht Stund haben sie gearbeitet, und acht Stund geruwet. Darzu haben sie ein hülzin Bethüslin gemacht mit der genannten Behausung, uf das Ort, da jezt Sankt Nikolaus Capell stat. Wie sie nun das gebauwen hatten, da hat es sich begeben, daß auch viel frommer Leut gewesen sind ußerhalb von ihnen gesessen, die von ihrem strengen und seligen Leben gehört haben, und sich ihrer viel zu ihnen gethan und ihr Ordnung angenommen und ihr Leben bei ihnen verschlissen. Und wie sie sich also gemehret und das ein gute Zeit gewähret, da hat es sich begeben, daß einer unter ihnen Kuntschaft gehäbt hat, wie die Orden in andern Wildnussen angefängt haben, und ihn beducht, an einem sölichen Ort auch sämliches füglich zu thuend. Da haben sie etlich der Aeltisten us ihnen geordnet und geschickt ad Diocesanum, einem Bischof zu Konstanz, und den angesprochen und gebeten von wegen der Brüder an der Alb gemeinlich, wie sie versammlet seyen, zu verwilligen und zu geben den Orden und Regel Sancti Benedicti. Das hat nun ihnen der Ordinarius bewilliget und zugelassen, und den Orden bestattiget und sie in sein Bistumb und geistlich Geborsam, Schuz und Schirm ufgenommen.

Zu dieser Zeit ist kein Papyr noch Pergament bey ihnen gebrauchlich gewesen, sonder haben müessen schreiben uf etliche Bäumrintchen, die dan darzu zu bereiten gesin sind. Derselbigen Buechen hat man noch vor der Brunnst in der Liberey

gebäbt. Nach Sölichen hat es sich nach und nach begeben, daß sich viel ehrlicher kunstreich Leut zu den Brüdern an der Alb getben haben. Darunter sind gewesen etliche Priester und etlich, so mit Handwerk umgegangen sind. Do sie nun also verharrt mit einander in heiligem Leben und Sitten, haben sie angefangen Meß zu halten und göttliche Aemter zu vollbringen. Haben also angefangen ein steinen Kirch zu bauwen, und haben das ruch Gefels, das sich weder bauwen noch werken lat, nichts deste minder gehämmert und mit grosser Arbeit beschlagen. Haben also die kirch gebauwen und usgemacht, und wird geschrieben, die sey so lang gestanden, bis uf die Zeit Kaiser Ottenis. Do ist sie vor Alte wieder niedergefallen, dabei man wohl gedenken kann, daß viel Jahr uns solche Brüderschaft gewähret hat.

Dieser Zeit aber, als viel von adelichen Geschlechtern und ehrbaren Leuten, darunter auch Priester gewesen und sonst gelehrt Leut, sich angefangen haben, zu ihnen zu thun und ihr Zeit bei ihnen zu verschleißen, da haben sie sich bedacht, ein Schul uf gepflanzen, die den Jungen und alten fürstandig möchte seyn, Zucht und Lehr zu lernen und zu behalten, als auch das beschehen ist.

Als nun die Schuel und Lehr viel Guets geuffnet hat, und sie die Geschriften des alten und neuwen Testaments und ander approbirte Buechern und Skribenten gewohnt seyn werden, da haben sie sich bedacht, dem Vatter einen andern Namen zu geben, der mehr scheinbar seye, und dem Orden, Schul und Lehr und Ceremonien etwas gleicher seye. Und haben sich verglichen, einen Prioren zu halten mit Namen und Stand, und ist also von ihnen geordnet ein Priorat und hat gewähret mit Schul und Lehr von einem zum andern viel Jahr bis uf die Zeit Ottenis, Anno 938. *)

(Aus der handschriftlichen Chronik des Abts Christoph von St. Blasien. Mitgetheilt von Dr. Joseph Bader.)

*) Um diese Zeit erhob dann der Ritter Reginbert von Saldenbüren die Zellen an der Alb zu einem eigentlichen Kloster, welches von den dahin verbrachten Reliquien des hl. Blasius den Namen dieses Märtyrers erhielt.

St. Blasiens Reichthum.

Zu einem Manne, welcher im Kloster St. Blasien Stroh schnitt, kam eines Abends der Fürstabt mit den zwei Vornehmsten seiner Mönche. Beim Anblick des vielen geschnittenen Strohs sprach der Abt: „So viel Stroh dies auch ist, so besitzen wir doch noch mehr Gold und Silber.“ Der Mann erlaubte sich, dies zu bezweifeln, worauf die Drei sagten, sie wollten ihm die Schätze zeigen, seine Augen verbanden und ihn, wie er merkte, durch einen unterirdischen Gang führten, über den ein rauschendes Wasser dahinschoß. Als ihm die Binde abgenommen wurde, sah er sich in einem Gewölbe, welches unter dem dreifachen Verschlusse seiner Begleiter stand, und worin Gold und Silber, gemünzt und in Stangen, klafterweis aufgehäuft war. Die Geistlichen vergönnten ihm, sich so viel Silber zu nehmen, als er in beide Hände fassen konnte, verbanden ihm dann wieder die Augen und führten ihn zum Klosterhofe zurück.

St. Blasien hatte so viele Besitzungen, daß seine Mönche, wenn sie nach Rom reisten, jede Nacht in ihrem Eigenthum einkehren konnten.

(Siehe Mone's Anzeiger u. J. 1839.)

Die dankbare Schlange.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blasien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopf eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr allemal warme Kuhmilch zu saufen. Als dasselbe, wegen eines Verdrusses, plötzlich aus dem Dienste gekommen war, und die neue Viehmagd das erste Mal melken wollte, fand sie auf dem Melkstuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben standen: „Aus Dankbarkeit.“ Sie brachte die Krone ihrer Herrschaft, welche dieselbe dem aus dem Dienste getretenen Mädchen gab, für das sie auch be-

stimmt war. Seit dessen Verabschiedung ist die Schlange nicht wieder gesehen worden.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. J. 1839.)

Die rächende Hand.

Der Anführer der empörten Hauensteiner Bauern, welche unter andern auch die Abtei St. Blasien ausplünderten, war Kunz von Niedermüble. Nachdem ein Oesterreichisches Heer dem Aufruhr ein Ende gemacht und Waldshut eingenommen hatte, ward auch er nebst mehrern der Haupträdelsführer gefangen und hingerichtet. Aber Unwillen und Haß gährten nichts destoweniger im Stillen fort. So fand man eines Morgens Kunzens rechte Hand an das Thor des Klosters St. Blasien genagelt, mit der Ueberschrift: „Diese Hand wird sich rächen!" — Wirklich ging auch drei Tage darnach das ganze Klostergebäude in Rauch und Flammen auf.

(Aus Joseph Bader's Aufsatz: „Das Albgau" im Freib. Wochenbl. 1829. S. 217.)

Reiter ohne Kopf.

Am Eingang des Muckenlocher Waldes führt der Weg über eine Brücke. Hat man sie überschritten, so sieht man zuweilen einen Mann, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arm trägt, auf einem Schimmel heransprengen. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht über den Graben, der in der Nähe ist, hinaus, daher man jenseits desselben vor ihm in Sicherheit ist. Auch aus dem Walde heraus vermag er nur eine kurze Strecke zu reiten und verschwindet an dem nächsten großen Markstein.

Bei seinen Lebzeiten war er ein Feldmesser und hat in dieser Gegend solche Betrügereien verübt, daß er nun zur Strafe daselbst umgehen muß.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's Anzeiger n. Jahrg. 1838.)

Gründung der Kirche im Todtmoos.

„Im Namen Vaters vnd Suns vnd heiligen Geists Amen. Es ist ze wissen, do man zalt von der purt Cristi tusend zweyhundert funffzig und funff Jar, was ein andechtiger, erwirdiger priester mit namen Dietricus, ein verseher der kilchen zue Rickenbach, die er versach zue den selben zitten. Dem jetzt genempten priester Dieterico hett erschinnen die aller gnadrichesti muetter vnsers herren Jesu Cristi, allwegen ein jungfrow vnd magt Maria, zum dickeren maul (mehrmals) durch eines gantzen jar in sinem schlaff, sprechende: „Dietrice, wilt du selig vnd behalten werden vnd mich haben zue einer fürbitterin zue gott, so stand uff vnd gang hin an die statt oder das ort, das do gnempt wurt der Schönenbühel, der da ist zwischen zweien fliessenden bächen, der ein ist gnempt Twerr (Wehra), der ander Totbach, im schwartzwald, vnd daselbs solt du sitzen und dienen mir vnd gott minem ewigen sun Jesu Cristo. Wirst du das nit thuen, so wirst du vallen in minen Zorn. Du solt wissen fur war, daz ich mir die vorgnempt statt vsserwelt hab, darin ze wonen vnd da zue behalten vnd zue erwerben von minem lieben sun Jesu Cristo vill gnad vnd guetthaitten allen andechtigen, demuetigen, christgloubigen menschen, die dahin kument vnd fliessen (beflissen) sind zue disser vorgnempten statt. Denn fur war, alle die, die daselben mich mit fliß vnd mit andacht anrueffen sind oder werden, dienen will ich schneltlich zue hilf kumen in allen jren truebselikeitten, jren angsten vnd nötten."

Vnd do aber der vorgemelt priester eine sölliche gschownus zuem dickern maull sach vnd sollichi worte horte dick vnd vill, vnd jm die obgenempt statt vnerkant were, do begab es sich von der verwilligung Gottes vnd siner lieben muetter Maria, daz ein treyer (Lastträger) kam gangen mit sinem bürdeli von derselben statt, die do wurt tottmos genempt, darum daz da kein tier in dem selben tottmos mag leben, zue dem jetz dick gnempten priester Dietrich vnd vernachtet by jm. Vnder andern wortten fraget der priester von dem knecht, wannen er wäre oder wo er sässe mit wesen? Vnd antwurt jm der knecht: „Ich bin vom schwartzwald vnd sitzen oder wonen an einer statt, wird genempt das tottmos vnd hatt also sinen namen darum, daz es ein breitte vnd

ein mos so tieff ist vnd so vnglückhafftig, es syg mensch oder roß, ochsen oder tier, die da kument in das mauß (Moos), es muess verderben vn allen zwiffel. Von der selben statt bin ich wonen vnd suech min narung mit surer arbeitt miner henden." Do sprach der priester widerum zum knecht: „„Kenst du das ort, do da flüst ein bach, ist gnempt twerri?"" Der knecht antwurt: „Ja, ich ken sy vast well, wann ich mit minem huß gsin bin stetteklich daselben wonen." Vnd der priester fraget ferrer: „„Magst du mich nit zue der selben statt fueren?"" Do antwurt im der knecht: „Gevalt es üch, so mag ich üch well dahin fueren."

Do es nu am morgen frue ward, der priester mit sinem knechten was gen mit dem obgenambtem treyer, vnd do er kemme zue dem vorgenempten bach, mit namen twerr, vnd gfunden bette die zeichen, die im die selig muetter gottz vnd junckfraw Maria verkunt vnd vorgseitt bett, do ward er gantz mit jngrund sines hertzen erfröwet, vnd fieng an mit sinen knechten ussrüten das gstüd vnd abbewen die böm, vnd bawt da ein büsstin, in dem er sass, zue gluder wiss als im gbeissen was vnd begeret zue bewen ein kilchen in der Er der jungfrowen Marien, vnd mocht nit erkennen oder wissen den ussgang der sunnen vor der witte vnd grösse des schatten, der do was gon von den bömen, die da stunden, davon er vast was truren. Also an einer nacht sach er die seligen jungfrowen Marien vnd zue im sprechen: „Gang zue der statt, die da wird gnempt der schonenbübel, da wirst du funden ein bom sten, ist haben das zeichen des heiligen crütz, den bom solt du abbewen, und an welchem ort du wurst sehen vallen den bolden oder die höhe des boms, da solt du bewen ein kilchen vnd setzen den Altar bim bolden des boms." Der priester was sich frewen von der erschinung der muetter gotz und thedt nach dem als im gbeissen was. Vnd bowt ein buteene kilchen in der Er der heiligen jungfrowen Marien, deren er jn der selben statt batt dienet gar vill menzen lag.

Do aber der selb erwürdig priester Dietrich jn der vergnempten statt nit mocht haben notturfft sins libs, do kam er gangen zue dem durchlüchtigen man grauffen von habspurg, mit namen Rudolfum, darnach Römischer Küng. Der batt

vill gmainsamy zue dem dick gnempten priester. Von dem grauffen er mitteklich vnd guetteklich empfangen ist, vnd von jm gefrauget vnd gforderet, von was vrsachen er zue jm kummen sye? Do fieng der priester an, dem grauffen sagen die erschinung der heiligen jungfrowen vnd muetter Marien im totmos vnd die zeichen die da gscheben sind, vnd wie er daselben ware wonen mit grosser pin zittlicher narung vnd andern notturfftigen dingen, und batt den grauffen Rudolfum, daz er von angnicht gottes vnd zue ablaß der selen sines vatters vnd muetter vnd aller siner vorfaren vnd nachkummen, uff siner mitteleit Etwas hilff und gues mitteilte der vorgnempten stat tottmauß, dawit ein priester möchte sich uffenthalten und versehen die kilchen. Do aber der grauff was hören die zeichen vnd wunderlichen ding, die da warend gscheben in dem bow der kilchen im tottmauß, do sprach der grauff zum priester: „Her Dietrich, ir sold wissen, vnd welt ich nit gnad und hilff thuen der kilchen im totmauß durch got vnd siner heiligen muetter Marien, so welt ich doch der selben statt gnad thuen angsehen üwers bittz vnd diensten, die mir von üch zum dickern maull gschehen sind. Denn ich vnd mine knecht hond mengmaull uwers brotts gnossen uff dem gejegt." Vnd frauget der grauff den priester: „Was wend ir, daz wir sollent thuen oder geben der kilchen unser lieben frowen im tottmauß?" Der priester antwurt vnd sprach: „„Ich bit üch, daz ir der vorgnempten kilchen gebent, die ich buwen han in der Er der heiligen jungfrowen und muetter Maria, den wald, der do wurt gnempt im gbeld, by dem bach gnempt twerr, das ist eienthalb des bachs, als twerr entspringet vnd für sich ußgant so verr als uwer gwalt ist."' Darum der grauff Rudolfus der begird des priesters aller gernest vnd gunstlichen was verwilgen vnd gunnen den vorgnempten wald gegen der kilchen in tottmauß, als vorgeschrieben stautt, hautt gaubet ewenenklich gott vnd der seligen jungfrowen Marien vnd der kilchen in tottmauß zu einer ablauffung siner sel vnd aller siner nachkummen.

Darnach fraget der grauff Rudolff den priester Dietrich, was fruht er möcht haben oder davon kummen von dem vorgseiten wald in gbelde? Der priester antwurt vnd sprach:

„Ich mag kein frucht davon haben denn allein ich will machen ein Rütti da, von deren ich mög haben höw (Heu) minen tierlinen (Thierlein = Vieh).“ Vnd seitt der priester dem grauffen, daz da were ein knecht zue Gerenspach mit sinen kinden vnd mit dem zuenamen der hagenbach, der hette einen ymen (Immen = Bienen) in dem vorgenempten walde, vnd begeret der priester an den grauffen, daz er bütte demselben hagenbach und allen sinen nachkummen vnd allen dienen, die in nauchkummenden zitten wurdint wonen im vorgsprochen wald, daz sy järlichen gebend den zehenden von dem ymen vnd von allen dingen, von dienen sitt und gwon ist, zue geben den zehenden, zue ewigen zitten der kilchen vnser lieben frowen im tottmauß. Vnd da verwilget der grauff Rudolff von habspurg den bitt des priesters, vnd hautt das gestet vnd gevest mit sim gewalt. Vnd der ding sind zügens (Zeugen): Arnold ein edler man von Minselden, Heinrich Rutthart von herischwand, Conrat Schmit von zell vnd sine sün, Hans und Conrat Berchtold von segerdon, vnd vil ander erber lütt, dien woll ze glouben ist.“

(Aus einer St. Blasischen Pergamenthandschrift, abgedruckt in Jos. Bader's Fortsetzung von Pahls' „Herda.“ Neue Folge. 1. Band. Freiburg, 1841. Verlag von Herder.

Gründung des Klosters Neuenzell.

„Die Freyherren von Tüffenstein haben jre Behausung oder Schloß gehapt vsserthalb Gerwyl, an der Albhalden genannt, gegen Rueßwyl, nach an der Alb gelegen, an welchem orth noch das gemeur des Schloß zum thail stadt, aber vnbehauset und zergangen. Der zeit als sy da gehauset hand, habend sy vil gerechtigkhait gehept allenthalben vff dem Wald, an leutten und an guettern, als sollichs hernach beschriben ist. Vnd haben namlich auch ain Sitz gehapt mit einer behausung, da jetzt die Neuenzell stabt. Zu dem ist jren gesein der frey Wald, der zell Bruel vnd anders darumb gelegen, des sy in nutzung vnd in gewerr jngehapt hand von anfang jres geschlechts bis vff die zeit jr Stiftung der Zell, vnd als man in

alten geschrifften findt, die zaigen an, daß vnder disen herrn von Tüffenstein gesin sind zwen Brueder, der ain Herr Hug, der ander Herr Dietbelm, beid Freyherren von Tüffenstein. Dise zwen herren haben ingehept bey iren zeitten den freyen Waldt, auch etlich fleckhen, hoff und guetter, so herumb den freyen Waldt gelegen sind, auch etlichs vff dem Werrenberg, etlich vnz an die Werr vnd gegen der Schluecht. In disen gezirckhen vnd gegnen haben sy vil gerechtigkhait gehapt an freyen vnd aignen leutten, vnd sunst an guettern vnd gerichten. Dan die alten vrkhunden vßweisen, daß die freyen leutt, so gewont haben von der Enge zu Schaffhausen biß in die Metzger Ouw zu Straßburg, haben all in ire gericht gehört vnd inen all gerechtigkhait von der aigenschafft als Hulden, Schweren, Libfäl muessen geben vnd thun.

Herr Hug der hat sein thail, was im mit erblicher gerechtigkhait zugestanden ist, dem gotzhauß Sant Blasien geben, und ist darmit in das gotzhauß gangen, vnd den Orden angenommen, vnd sein leben allhie mit andacht verschlissen, vnd in ainem seligen end gestorben vnd bey andern freyherren und vom Adel begraben. Hern Dietbelm ist zu seinem thail zugestanden der Zellbruel vnd der frey Waldt, da bawt er ain kirch zu der behausung, in der ehr sancti Cyriaci, sancti Georgii et sanctae Mariae Magdalenae, vnd als die kirch gebauwen und geweiht war, gab er ir den namen Neuenzell. Söllche kirch vbergab er dem gotzhaus Stain ob Schaffhausen am Rhin, mit dem Zellbruel vnd dem freyen Waldt biß an den Schwarzenbach sampt etlichen guettern, so umb die kirch lagen. Darmit gab er auch alle die freyen leuth mit allen rechten vnd gerichten, wie sy die von Tüffenstein ingehept vnd genessen hatten. Vnd stadt erdentlich, als er dise gotzgab ubergeben habe, da hab er Zwing und Bann genamset, wie sy dann zu disem haus verhin gehört, namlich bis an den alten Wimweg, so durch den Bruel uffgadt, von dem beschlechten Brunnen vnz an Sant Blasius Waldt, als die schneeschleiffi gadt, vnd hat solliches ernempt zu merer vrkhundt vor den erbarn leuthen darumb gesessen, Heinrich Ruchen, Heinrich Eberstein, Arnolt Zeberli, Burkhart sein brueder, Heinrich Weber und deren vil, mit disem beschaid, daß solliches alles nummer in

die ewigkait diser kirch vnd denen, so jrer warten mit singen vnd lesen, zugehörig sein söll und pleiben. Vnd als er die gotzgab vbergeben hat, do hatt der Abbt zu Stain zwen gaistlich münch vß seinem convent dahin gethon, dise stifftung mit bätten vnd anderm zu verseben, vnd ist diser freyherr in dasselbig kloster gangen und darin den Orden auch angenommen vnd mit strengen andächtigem leben da sein zeit verschlissen. Die zwen ersten Religiosen haben jr namen gehapt Heinrich vnd Lüpoldus.

Weiter so findt man beschriben, daß graff Rudolff von Hapspurg nach etlichen jaren ain widerwillen gewunnen hat wider die münchen zu der Neuenzell, der vrsach, daß die herren von Tüffenstein jnen etwas in fräntschafft verwandt waren vnd sy ire herrligkhaiten dem graffen entzogen hatten vnd an die closter gehenkht, dadurch der vnwill erwuchs. Vnd weret der haß vnd zankh etwas zeits biß die münch zu der Neuwenzell daruß vertriben und hinweg zogen wider gen Stain. Daruff fuer der graff zu vnd nam Neuwenzell in sampt allem dem, das darzu von denen von Tüffenstein gegeben worden was.

Als nun söllichs beschechen ist von graff Rudolffen, do ist nach etlicher zeit ain thäding zwischen jm vnd dem Abbt von Stain von wegen der Neuwenzell gemacht worden, daß der Graff von Hapspurg söllt geben vnd erlegen für Neuwenzell vnd zugehörd fünffhundert Markh silbers, und söllt also Neuwenzell, der frey Waldt, die freyen leuth, die dörfer vnd höff darumb gelegen, der graffen von Hapspurg sein. Also ist söllichs an die graffen khomen mit gericht vnd recht, hueben, freyen vnd aignen leuthen, vom Werrberg vntz an die Werren vnd fürbaß vntz in das Preißgöw vnd an die Schluecht.

Weiter so wird angezaigt, wie graff Rudolff von Hapspurg disen khauff gethon, hab er das Hailchthumb Sant Cyrillen haupt mit anderm Heilthumb hinuß lassen tragen gen Howenstein, da soll er morndrigs (Morgens darauf) wider vff dem froualtar zu der Newenzell gestanden sein. Da hat er söllichs widerumb lassen hinuß tragen, vnd das die nacht lassen verhuetten, do sind dieselben wächter all vnsinnig worden, vnd ist das Hailthumb aber morndrigs wiederumb zu der Neuwenzell vff dem froualtar gestanden, welches für den graffen khommen ist.

Do ist er des vbel erschrockben seines furnemens gegen der kirchen vnd der gaistlichen bruedern, die da gewont haben, daß ers vertrieben hat vnd alse das gotzheuslin gelaidiget. Do hat er gleich vnd vnverzogenlich ainen Priester widerumb dahin geordnet, der da die kirchen versehe vnd da gott mit singen vnd lesen ewiglichen dienen solle, vnd hat disem Priester vnd allen denen, so der kirchen dienen vnd warten, in ewigkhait geben vnd verordnet ab seinen freyen guettern, die er vff dem waldt gehept hat, vil zinß vnd gülten zu Ober- vnd Niderallpffen, Niderwyl, Eschbach, Gaiß, Banholz, Birchingen, Brunadern, Happingen, Gerwyl, Rotzel, Ratzingen, Streitmatt, Willafingen, Wittenschwand, Urberg vnd Wolpatingen. Weiter hat er an die kirch vnd allen druen, so jr wartten, zu den obgemelten gülten widerumb geben den grossen Bruel an der Neuwenzell vnd den freyen Waldt bis an den Schwartzenbach, sich darvon vnd darauß zu erhalten.

Also ist der Freyherren von Tüffenstein guett vnd gerechtigkeit halb an das gotzhaus Sant Blasien, vnd das ander halbthail an das gotzhaus Stain oder an die graffen von Hapspurg khomen. Vnd dieweil der Herren von Tüffenstein weiters meldung beschicht, so ist söllichs auch anzuzaigen. Man findt, daß ainer diser zeit mit namen herr Hugo dem gotzhaus Sant Blasien vberantwurt hab seinen hoff zu Tegerfelden von wegen des raubens von jm an dem gotzhaus beschechen. Dann nachdem die von Tüffenstein abgangen waren, vnd dieser Hug noch allein vorhanden, do beduret jn, daß die guetter von jnen verfaren an den gotzheuser khomen vnd etlich in des graffen von Hapspurg handen waren. Da lehnet er sich vff wider das gotzhaus vnd wider den graffen, vnd hueb an vnd raubet, und nam was jm werden mocht. Das trib er biß daß der graff sich auch wider jn uffmacht, vnd jn bekriegt vnd belegert. Vnd ist das Schloß Tüffenstein gewußlich domals ze grund gericht. Da ward darunter mit jme gehandelt, daß er dem gotzhaus fur sein schaden den obgemelten hoff zu Tegerfelden vbergab. Was er aber dem graffen geben hab, waißt man nit. Denn das entlich die meinung gün ist, daß sich dieser Hug von Tüffenstein erst wider den graffen gesetzt hab und andere, so jme anhengig gewesen sind, vnd hat jme selbs, nachdem

Tüffenstein zerbrochen ward, ain vnderhaltung vnd behausung gemacht an dem Urbach, in dem Bilsteinflue genannt, vnder Urberg. Da sol er sich etlichs zeits erhalten haben vnd darauß aber angriffen, geraubt vnd genemen, was er hat mögen aukhomen. Es sagen auch die vmbsässen, daß noch guette anzeigung sige in diesen felsen, daß es ain zimliche bewonnung gewesen syg. Als nun diser von Tüffenstein nit hat wellen nachlassen, do ist von dem graffen von Hapspurg verordnet, daß täglich vff in ghalten ist worden. Da het es sich begeben, daß ain einziger Reutter an der Alb vff in gewartet und gehalten, der hat jn erstochen."

(Neuenzell, das jetzige Pfarrdorf Unter-Ibach, liegt vom Amtsorte St. Blasien 1½ Stunde südwestl. entfernt, in einem engen Seitenthale — Obiger Aufsatz ist ein in Jos. Bader's Fortsetzung von Pahl's „Herda" (1. Band, neue Folge, Seite 93 ff.) abgedruckter Aufsatz aus dem liber originum monasterii S. Blasii des Abts Caspar vom Jahr 1550, in ächt altschwarzwäldischer Schreibart.).

Die Nixen vom Schluchsee auf der Hochzeit.

Zwei Schwestern, zwei Nixen vom Waldschluchtsee,
So duftig wie Thau, so zart wie der Schnee,
So leicht, wie die Nebel verwehen —
Die hüpften zum Vater, dem Alten so grau:
„Ach Väterchen, laß uns hinab in die Au,
Zur Hochzeit möchten wir gehen!"

Der Alte nickte das bärtige Kinn
Und sprach: „„Ihr Töchterlein, geht nur hin,
Und laßt es euch baß behagen;
Doch, kommt ihr zurück nicht zu rechter Zeit,
Eh' die Unke ruft und der Schubu schreit,
Hat's Sterbestündlein geschlagen.""

Da hüpften die Nixen zur Grotte hinein,
Zu heben den Putz aus korallenem Schrein,
Und aus der kristallenen Truhe:
Ein seegrün schimmerndes Festgewand,

Korallen und Perlen und schilfenes Band
Und zierlich geflochtene Schuhe.

Nun tauchten sie auf aus Grotten so tief
Im See im Walde, der schweigend entschlief
Im abendlich begenden Dunkeln,
Und huschten im rauschenden Schilfe hervor
Und eilten hinab durch das buschige Moor;
Die Spuren der Flüchtigen funkeln.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Im Dorfe zum Tanze die Tenne entlang,
Und lustig schwirrten die Geigen,
Und Burschen und Jungfern, so schmuck zu erschau'n,
Und rüstige Männer und wackere Frau'n,
Die drehten sich flink in dem Reigen.

Da traten die Fräulein vom See herein
Mit leuchtenden Augen und glitzerndem Schein
Von seegrün schimmernder Seide,
Verneigten sich gegen der Gäste Schaar,
Und grüßten so freundlich das bräutliche Paar
Im hochzeitprangenden Kleide.

Wohl faßte die Burschen und Jungfern ein Graun,
Dieweil sie die Niren vom See da schaun
In ihrem gespenstigen Glanze;
Doch zwei von den Burschen, wacker und kühn,
Die suchten sich ihrer Gunst zu bemühn
Und forderten keck sie zum Tanze.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Zum Tanze die Tenne des Hauses entlang,
Wie tanzten die Niren so schaulich!
Wie kos'ten sie minnig im wechselnden Scherz,
Da ward es den Burschen so warm um's Herz,
Da ward es den Tänzern so traulich! —

Doch als es nun gegen die Mitternacht war,
Da wurden die Augen, sonst immer so klar,

Der Niren nun trüber und trüber:
„Ach, lieben Freunde!“ sprachen sie leis,
„Jetzt ruft uns des Vaters strenges Geheiß,
Wir müssen zur Heimath hinüber.“

Die Tänzer baten so innig, so lang,
Da widerstanden sie nimmer dem Drang,
Und sprachen zu ihnen mit Leiden:
„Ach, wie's vor der Strafe so sehr uns bangt!
Ach, bis wir hinüber zum See gelangt,
Geleitet uns freundlich, ihr Beiden!“

Drauf eilten sie fort von dem Hochzeitstanz,
Und wie sie gingen im Mondesglanz,
Da horchten die Schwestern mit Grausen:
„Ach, hört ihr wohl, wie der Vater keift!“
Die Burschen aber die Angst ergreift,
Die hörten den See nur brausen.

Jetzt standen die Niren am schilfigen Rand
Und reichten den Burschen die weiche Hand
Und ließen sich herzlich küssen,
Und lispelten: „Ach, wir werden vielleicht,
Wenn nicht des Vaters Groll von uns weicht,
Auf immer uns trennen müssen!

„Doch bleibet jetzt hier am Ufer steh'n
Und harrt, bis daß wir euch nicht mehr seh'n;
Jetzt tauchen wir uns hernieder,
Und wenn es tief unten tobet und bebt,
Und wenn sich der See blutschäumig erhebt:
Dann sehn wir uns nimmer wieder.“

Verschwunden waren die Niren im Nu,
Die Wellen schlagen dem Ufer zu,
Wo ängstlich die Burschen lauschen;
Die Thurmuhr fern schlägt Mitternachtszeit,
Die Unken rufen, der Uhu schreit, —
Bang tönet des Schilfes Rauschen!

Doch horch! hat's nicht tief unten gedröhnt?
Hat's nicht tief unten im See gestöhnt,
Wie schmerzlich dumpfes Gewimmer?
Und plötzlich seh'n sie, von Schreck erbebt,
Wie sich blutschäumig die Welle hebt
In Mondes verbleichendem Schimmer.

Wohl floh'n sie von Angst ergriffen fort,
Wohl mieden sie fürder den einsamen Ort,
Der Zeuge des Spuck's gewesen;
Doch sind seit jener Mitternachtszeit
Von kranker Liebe und Traurigkeit
Die Bursche nimmer genesen.

[illegible]

(Dieselbe Sage spielt noch an zwei andern kleinen inländischen Seeen, im Schwarzwald und im Elsenzgau.)

Der Hauenstein.

Sehet dort auf jenen Höhen,
An des Klausners Zelt vorbei,
Trümmerndes Gemäuer stehen,
Ragen in die Lüfte frei.

Gräßlich thut's dort oben hausen,
Dumpfes Stöhnen wird gehört;
Schauervoll vernimmt man's sausen,
Wo das Bergschloß liegt zerstört!*)

Lang in dieses Schlosses Mitte,
Hohen Muthes, ungeschwächt,
Treu der alten, wackern Sitte,
War ein ritterlich Geschlecht.

Lebte froh und lebte bieder,
Bis, von Habsucht arg gefaßt,
Die zwei letzten, welche Brüder,
Mordbegierig sich gehaßt.

---

*) Wer bewundert nicht die [illegible] Mauerwerk dieser Sprache?

Unfern von den grünen Wiesen,
Die hindurch ein Bach sich schmiegt,
Sich die Brüder niederstießen,
Wo die schmale Stelle liegt.

Drum verweilet tiefe Trauer,
Weilet immer grausend da,
In den Lüften Geisterschauer,
Wo die blut'ge That geschah.

Jährlich an demselben Tage
Flammen werden zwei gesehn;
Mit dem mitternächt'gen Schlage
Gräulich hört man dort es gehn.

Und die Flammen kommen wieder
Wo geschah der Brudermord,
Bis sich gegenseitig Brüder
Retten einst das Leben dort.

König Ludwig von Bayern.

Die Burgfrau von Hauenstein.

I.

Von der Burg zu Hauenstein
Zieht der Herr hinab zum Jagen,
Läßt im Haus die Frau allein,
Ohn' ihr seinen Gruß zu sagen.

Und er zieht mit finsterm Muth
Fort und fort auf raschem Pferde,
Ob sich in der Morgengluth
Nicht sein Gram verlieren werde.

Von dem Schloß treibt's ihn davon,
Aus des schlimmen Weibes Nähe,
Lange, lange wünscht er schon,
Daß er nimmermehr sie sähe.

Und so will er auf die Pirsch,
Fängt der Tag kaum an zu grauen,

Ob vom Rehbock oder Hirsch
Keine Fährte sey zu schauen.

Zieht er fort, steht gleich erfreut
Seine Frau auf hoher Zinne,
Spähend, ob geneigt die Zeit
Zu verbotnem Spiel der Minne.

So auch schaut sie jetzt in's Thal,
Reich geschmückt in Gold und Seide:
„Kehrt zu bald nicht, Herr Gemahl,
Zum Verdruß mir und zum Leide!“

Als sie sicher glaubt den Ort,
Spricht sie lachend, spött'scher Weise:
„Ist die Katze einmal fort,
Tanzen hopsa! gleich die Mäuse.“

Darauf öffnet sie die Thür,
Schnell, als ob sie Eile habe,
Und ein Knecht tritt ein zu ihr,
Wohlberedt, ein feiner Knabe.

Sicher sind sie vor Verrath,
Lauscher hegt nicht das Gebäude,
Wann der Herr spät Abends naht,
Scheinen züchtig wieder Beide.

Hoch in's Fenster doch herein
Schaut der Wald mit tausend Zweigen,
Schüttelnd sich, als spräch' er: nein!
Nimmer werd' ich das verschweigen!

Durch die schmucke Halle hin,
Ungefragt die Lüfte jagen;
Weih, sei keine Buhlerin!
Scheinen mahnend sie zu sagen.

Zornig rauschen über's Wehr
Unten tief des Rheines Wogen,

Schauen wollen sie nicht mehr,
Wie da Treubruch wird gepflogen.

Doch nicht stören läßt sie sich,
Ihrer Sünde zu genießen; —
Aber wirst, o Lied, du dich
Auch so freudig für sie schließen? —

II.

Kühn empor aus Felsengrunde
Steigt die Veste Hauenstein,
Unten liegt in halber Runde
Dran das Städtchen still und klein.

Aber wo des Waldes Buchen
Hinten an dem Schlosse stehn,
Will der Kühnste nicht versuchen,
In die Nähe hinzugehn.

Und an sonnighellen Tagen
In der warmen Mittagsstund'
Schallt es durch den Wald, wie Klagen,
Aus der Felsen tiefstem Grund.

Und wo licht der Wald sich findet,
Bietend freies Lager dar,
Hoch heran vom Abgrund windet
Sich ein riesig Schlangenpaar.

Und sie dehnen und sie strecken
Schillernd sich im Sonnenlicht,
Wer es wagt, sie aufzuwecken,
Der entrinnt dem Tode nicht.

Hoher Preis ist längst geboten,
Welchem es gelingen kann,
Dies Gewürme auszurotten,
Das viel Unheils schon gethan.

Endlich will das Kühne wagen
Einer armen Wittwe Sohn,
Daß der kranken Mutter Klagen
Stillen mag der reiche Lohn.

Und des Nachts, ohn' längres Weilen,
Eilt er aus der Wohnung fort,
Und wo Tags die Schlangen weilen,
Legt er Reisig um den Ort.

Tags darauf, als sie sich recken,
Dehnen in dem Sonnenlicht,
Eilet er, ihn anzustecken,
Und rasch auf die Flamme bricht.

Rings sind sie von Glut umzogen,
Ringsum lebt und brennt der Wald;
Und das Feuer hat erflogen
Hoch des Schlosses Giebel bald.

Publend hält die Frau umfangen
Da der Knecht, der schlimme Wicht;
Wie auch zischen Glut und Schlangen,
Sie allein nur hören's nicht.

Doch zum Fensterbogen schauen
Flammen schrecklich nun herein:
Können's Niemand wir vertrauen,
Wollen selbst wir Rächer seyn!

Und die glüh'nden Arme schlingen
Sie mit Macht um ihren Leib,
Und in tiefen Qualen ringen,
Schmachversöhnend Mann und Weib.

Doch die Flammenzungen schlagen
Immer wilder um das Haus,
Bald in's Thal die Trümmer ragen,
Rings Entsetzen nur und Graus.

Unten todt die Schlangen liegen,
Oben ist es dumpf und still,
Wie wenn richtend Gott verfügen
Ob verstorbnen Sündern will.

Als der Herr die Jagd geendet,
Liegen sieht in Schutt sein Haus,
Hat er stumm sich abgewendet,
Reitend in die Welt hinaus.

Fern von dem entweihten Orte
Trägt er seines Schmerzens Wucht,
Doch er hat mit keinem Worte
Je der Sünderin geflucht.

Wagner von Lanfranburg.

Waldstädte und Umgegend.

Die Sage vom Schloß Wieladingen.

Oberhalb dem waldigen Thale der Hauensteiner Murg, ungefähr eine Stunde vor ihrer Ausmündung in den Rhein zwischen Laufenburg und Seckingen, liegt auf sonniger Höhe das Dorfchen Wieladingen und unfern davon, in wildromantischer Umgebung, befinden sich die Trümmer des gleichnamigen Schlosses der ehemaligen Herren von Wieladingen, die, wie die meisten dieser Adelsgeschlechter, schon vor dem 15. Jahrhundert erloschen und deren Namen nur diese Mauern und wenige Urkunden aus den Jahren 1268, 1297, 1314 und 1529 erhalten haben. —

Wenn der Besucher sich der Ruine naht, so wähnt er die zerrissenen Mauern und den hoch über den Wald emporragenden Thurm, der von steiler Felswand sich erhebt, jeden Augenblick zusammenstürzen und in das tief eingeschnittene, schluchtenartige Thal, durch welches die Murg in ihrem mit Felsblöcken angefüllten Bette tosend dahinschäumt, hinabsinken zu sehen. Möchte dieses auch von den zum Theil noch in halber Höhe stehenden Ring- und Burghof-Mauern eher eintreffen, so ist dies doch keineswegs der Fall bei dem aus mächtigen, theils länglich, theils viereckig behauenen Granitbruchsteinen aufgeführten Thurm, der 112 Fuß im Umfang und etwa eben so viel in der Höhe haltend, obgleich der schützenden Bedeckung beraubt und, wie ein Theil des übrigen Mauerwerks, mit Nadel- und Laubholz malerisch bewachsen, noch wenig Spuren drohenden Verfalles zeigt, und wenn nicht Menschenhände seine

Vernichtung herbeiführen, noch Jahrhunderte allen zerstörenden Natureinflüssen trotzen wird.

Von diesem einstigen Schlosse hat man folgende Sage:

Die Bewohner dieser in frühern Zeiten von dichten Waldungen umgebenen Burg waren Raubritter, die, begünstigt durch ihre Lage und so nahe dem durch Verkehr belebten Rheinthale, ein sträfliches, jedoch für sie einträgliches Gewerbe trieben. Einer derselben besaß eine Tochter, die allgemein als Musterbild weiblicher Vollkommenheit sowohl an Geist als Körper galt, ohne daß jedoch Bewerber um sie sich eingefunden und anzumelden getraut hätten, weil sie der Habsucht des Vaters willkommene Beute geworden wären. — Auch der Sohn eines angesehenen, entfernter wohnenden Ritters hörte von der schönen Tochter des Wegelagerers im Murgthale und faßte den Entschluß, verkleidet und als armer Fremdling dieselbe zu sehen und kennen zu lernen. Es gelang ihm, in das Schloß aufgenommen zu werden und einige Tage Aufenthalt darin zu erlangen, während welcher Zeit er Gelegenheit fand, des Schloßbewohners einzige Tochter zu sehen, ja sie einmal selbst ohne Zeugen zu sprechen, wobei er sich zu erkennen gab und, hingerissen von ihrer Schönheit und Huld, ihr offen seine innige Liebe gestand. Auch die Jungfrau schien für den schlanken kräftigen Jüngling Zuneigung zu fühlen und beide gelobten sich unverbrüchliche Treue. Der junge Ritter ging wieder in seine Heimath zurück und machte hierauf verschiedene Kriegszüge mit, nach deren Beendigung ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der holden Bewohnerin des Schlosses Wieladingen ergriff. Er gelobte eine wohlthätige Stiftung zu gründen, wenn er die Geliebte seines Herzens noch gesund und unwandelbar in ihrer Treue finden würde, doch als er daselbst ankam, fand er das Schloß zerstört, als gerechte Strafe für die verübten Raub- und Gewaltthaten des zügellosen Bewohners desselben; weil es, wie man ihm erzählte, der Ritter nicht habe übergeben wollen, sey es zuletzt angezündet worden, wobei sämmtliche Bewohner, darunter auch die Tochter, theils durch das Schwert, theils in den Flammen ihren Tod gefunden. Als der junge Ritter den Tod seiner Geliebten vernahm, rannte er im ersten Anfall der Verzweiflung noch einmal zum zerstörten Schlosse zurück

und stürzte sich von da in die Wellen der wildflutbenden Murg hinab, die ihn für immer verschlangen. Sein Geist soll aber bis heute in der Gegend umirren, denn oftmals sehe man eine edle Gestalt den Wald durchziehen und händeringend zur öden Burgruine hinaufjammern. Doch thue der Geist nie Jemanden Etwas zu Leid, es schiene vielmehr, als ob er die Menschen liebe. Daß er so lange umgehe, sagen die Leute, komme daher, weil sein Gelübde zur Gründung einer wohlthätigen Stiftung nicht erfüllt worden sey.

Joseph Anton Ruch.

Hans zu der Geige.

Ungefähr ½ Stunden vom Schlosse Wieladingen und ¼ Stund oberhalb dem Pfarrdorfe Murg, auf einem Vorsprunge der sogenannten Eggbalde, von wo man lohnende Aus- und Niederblicke auf den unten dahin flutbenden Rheinstrom und jenseits desselben in das Fricktbal und auf die Höhen des Jura genießt, sieht der Wanderer nur noch einige Mauerreste des ehemaligen Schlosses Richberg, von dem geschichtlich eben so wenig bekannt seyn wird, als von dem obgenannten. — Im Munde des Volkes hat sich von ihm noch folgende Sage erhalten:

Ein Ritter von diesem Schlosse, Namens Hans, trieb wie Jener von Wieladingen die Straßenräuberei, schlau und frech zugleich. Am liebsten zog er als Fiedler verkleidet auf den Straßen umher, spielte vorüberziehenden Kaufleuten auf und ließ sie dann durch seine Gesellen, die sich immer in der Nähe versteckt aufhielten und deren Pferde mit verkehrten Hufeisen beschlagen waren, damit die Verfolger irre geleitet werden sollten, berauben. Auch gebrauchte er seine Tochter als Lockvögelchen, um unerfahrne Jünglinge anzuführen und so von ihnen Geld zu erpressen. Hans, welchen das Volk seiner Fiedlerstreiche wegen „zu der Geige" benannte, soll mit seiner Tochter ein schlimmes Ende genommen haben und noch jetzt könne man zuweilen ihre gespenstischen Erscheinungen sehen, so z. B. einen Reiter rücklings auf einem schnaubenden schwarzen Rosse eine Geige in

den Armen, oder beim Eingang des Schloßplatzes eine schwarzgekleidete Frauengestalt, eine mit Kostbarkeiten aller Art angefüllte Truhe bewachend und sehnlich auf Erlösung harrend, welche doch nur dann erfolgen könne, wenn sie von einem durchaus reinen Jüngling einen Kuß erhalte, welches Liebeswerk dann mit dem reichen Schaze belohnt werde; doch so groß auch das Verlangen darnach sey, Keiner habe zu dem Erlösungskusse sich noch verstehen wollen, da Jeder, der diesen Versuch mache, aber hinsichtlich seiner Keuschheit sich nicht fleckenlos bewahre, einen schlimmen Ausgang zu gewärtigen habe.

J. A. Nueb.

Tänze auf Kreuzwegen.

Auf dem Hauensteinischen Schwarzwald und im benachbarten Frickthale geht folgende Sage im Volksmunde:

Wenn vor Zeiten in diesen Gegenden tugendhafte Mädchen zwischen dem Tage des Verlöbnisses und jenem der Trauung als Bräute starben, so mußten sie so lange ruhelos umherirren und auf Kreuzwegen ihre Tänze halten, bis ihr Bräutigam, der nicht mehr heurathen durfte, ebenfalls gestorben war. Auf diese Art wurden auch früh im Leben Getrennte dennoch im Tode wieder vereint. —

Wenn aber ein Mädchen starb, welches ihrem Verlobten untreu geworden war, so mußte ihr Geist an einem Kreuzwege so lange sich aufhalten, bis zur Mitternachtstunde ein Mann vorüberging, der, die Liebe seines treuen Weibes verschmähend, auf sündhaften Wegen wandelte und demselben Leid und Schmach zufügte. Das gespenstische Mädchen tanzte dann mit dem Unglücklichen so lange bis er todt dahinsank, woselbst er ruhelos bis zum Tode seines Weibes sich herumtreiben mußte.

J. A. Nueb.

Der Karsauer Wein.*)

Gehst je du durch Karsau,
So nimm dich wohl in Acht,
Daß du von Mann und Frau
Nicht kriegst 'ne Prügeltracht.

Dazu bedarf's nicht viel,
Und die hat man sogleich,
Als wär' ein Kinderspiel
Albert der Knittelsreich.

Halt' beide Taschen zu,
Geh' summ das Dorf entlang;
Wärst noch so tapfer du,
Beflügle deinen Gang.

Sonst rennt gleich Jung und Alt
Herbei und schimpft und schreit,
Und giebt ohn' Aufenthalt
Hinaus dir schlimm Geleit.

Man sagt Karsau zum Tort,
Sein Wein sey also gut,
Wie er an keinem Ort
Mehr solche Wunder thut.

Nemm' eine Tasche nur
Von Fern dem Wein dort nah',
Sey plötzlich jede Spur
Von ihr verschwunden da.

Sie ziehe sich durch ihn
Zusammen also sehr,
Daß, wer die Hand darin,
Auch sie damit verlör'.

Gehst du nach Karsau je,
Nimm Hand und Sack in Acht,
Sonst bringt es dir nur Weh,
Und du wirst ausgelacht!

Wagner von Laufenburg.

*) Karsau, ein, wie Sipplingen am Bodensee, durch die zusammenziehende Herbe seines Rebensaftes berüchtigtes Dorf, 3 Stunden von Seckingen.

Die Wölfe.*)

Auf des Rheines blauen Wellen
Zieht dahin ein schnelles Schiff,
Zieht vorüber Städte, Burgen,
Dorf und Wald und Felsenriff.

Pilger sitzen viel darinnen,
Kommend von dem Gnadenort,
Kehren mit Gebet und Liedern
Wieder nach der Heimath Port.

Pilger sitzen auch darinnen
Muntern Schlages, frischen Muts,
Denn das Bad, wo man genesen,
Läßt man immer freien Muths.

Fröhlich sind von Herzen Alle,
Hundertdreißig zählt die Schaar,
Zwei nur scheinen bang und traurig,
Aller Erdenfreuden baar.

Weinend sitzt da eine Mutter,
Ach! von greisen Haaren schon,
Und mit jammervoller Miene
Neben ihr der kranke Sohn.

Irr und wild sind seine Sinne
Wohl seit langen Jahren her;
Alle Bäder und Arzneien
Machen Den gesund nicht mehr.

Wie die Einen in dem Schiffe
Innig beten immerfort,
Und die Andern scherzen, lachen,
Sprechen Die kein einzig Wort.

*) Es heißt eine für die Schiffer höchst gefährliche Stelle im Rheine, der sich hier durch mächtige Riffe in Bahn brechen muß, zwischen Laufenburg und Seckingen.

Da erbrauset aus der Ferne
Wildes Tosen und Gekrach,
Wie wenn über Felsenklippen
Wellen stürzen wild und jach.

Und mit blödem Starren bebet
Sich der Kranke nun voll Hast,
Und mit flehenden Geberden
Er die Mutter fest umfaßt:

„Mutter! o dein Herz war immer
Fromm vor allen, treu und gut,
Warum hast du doch uns heute
Anvertraut der falschen Fluth?

„Weißt, o Mutter, du denn nimmer,
Daß Der wohl der schlimmste Feind,
Der im Herzen Tücke heget,
Und von Außen freundlich scheint?

„Hörst du nicht, o Mutter schallen
Dort von fern das Wolfsgeheul?
Ja, zum Fraß den schlimmen Wölfen
Werden Alle wir zu Theil.

„Mutter, o den Sohn, den kranken,
Siehst du in so großer Noth!
Mutter, weißt du, wer kann heilen
Alle Krankheit? — nur der Tod!“ —

Immer jammert so der Kranke
Zu der greisen Mutter auf,
Und das Schiff, den Rhein hinunter,
Reißt der Wellen wilder Lauf.

In die Strudel lenkt der Schiffsmann,
Der hier die Gefahr nicht kennt,
In die Strudel, die man ringsum
Wohl mit Recht „die Wölfe“ nennt.

„Mutter, alle Krankheit heilen
Kann allein der Helfer Tod!
Horch! wie rings die Wölfe jappen!
Weh dir, Schiff, in deiner Noth!“ —

Still — Gebet und frohe Lieder
Sind mit Einem Mal verhallt;
Fluthgebranße, Schiffeskrachen,
Lauter Jammer nur erschallt.

Weh! geborsten ist das Fahrzeug
Am verborgnen Klippenpfahl;
All die Pilger sind versunken,
Hundertdreißig an der Zahl.

Wagner von Laufenburg.

Der feurige Mann.

Ein Laufenburger Schiffer, Joseph Zimmermann, fuhr eines Abends spät mit seinem Weidling (kleines Fahrzeug) von Seckingen heimwärts. Als er dem s. g. Scheffigen (Anlandungsplaze) gegenüber war, sah er den jenseitigen steilen Rain herunter einen feurigen Mann kommen, sich dem Ufer nähern und mit den Händen fortwährend winken und andeuten, er möchte ihn herüberholen. Der unerschrockene Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er nach Hause wolle, fuhr hinüber, nahm ohne alle Umstände den ungebetenen Rufer auf den Vordertheil des Weidlings und ruderte mit ihm nach dem jenseitigen Ufer zurück. Dort angekommen wollte ihm Jener zum Dank die Hand reichen. Allein der Schiffer, wohl wissend, daß es auf diese Art um ihn geschehen wäre, reichte dem Feuermännlein statt der Hand das Ruder, in welches jener denn auch deutlich alle fünf Finger einbrannte. Selbst dem Boden des Schiffchens hatte derselbe, wo er saß, den ganzen Sitztheil vollständig eingebrannt.

So erzählen's noch viele Schiffer daselbst, wie sie es von ihren Vätern und Großvätern gehört haben.

J. M. Rueb

Der Schatz bei der Brunnenstube.

Vor etwa fünfzig Jahren grub ein Bürger von Badisch-Laufenburg außerhalb dem Orte bei der Brunnenstube, auf einer Stelle, wo früher eine Schanze sich befand, Steine. Es war in der Frohnfastenzeit. Als er so den Schutt aus der Grube warf, stieß er mit der Schaufel den Deckel von einem Gefäße, aus dem ihm eine Menge kleiner und großer Silbermünzen entgegenblinkten. Im Begriff darnach zu greifen, hört er bei der Brunnenstube nießen, worauf er sich mit den Worten: „Helf Gott!" umwendet, aber ringsumher Niemand entdecken kann. Zugleich vernimmt er einen dumpfen Ton und als er wieder in die Grube zurück blickt, ist der Hafen mit seinem reichen Inhalte spurlos verschwunden. — Man sagte ihm, daß, wenn er auf das verführerische Nießen nichts entgegnet hätte, ihm der Schatz zu Theil geworden wäre.

Der Mann grub noch öfters auf diesem Platze, aber er schürfte weiter nichts zu Tage, als einige vom Rost zerfressene Säbelklingen.

So erzählt der Sohn jenes Mannes.

J. A. Kneb.

Der sich sonnende Schatz.

Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Laufenburg und Binzgau, in dem feingen Thale des Andelbaches, sollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und sonstige Häuser gestanden haben, und wirklich findet man dortselbst noch Mauertrümmer und viele Schlacksteine. Aus jener Zerstörungszeit her, sagt man, liege daselbst viel Geld vergraben.

Einmal, in der Frohnfastenzeit, ging ein Bürger von Badisch-Laufenburg in genanntes Waldthal, um Holz zu holen. Es war um Mittag und sehr heiß; er setzte sich unter einer Eiche nieder, um auszuruhen. Plötzlich sieht er unfern von sich gewöhnliche Kohlen langsam aus dem Boden hervorsteigen, die allmählig bis zu der Größe eines Korbes anwuchsen. In demselben Augenblicke zeigte sich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheure, sich ausspreizende Kröte, die ihn mit feurigen

Augen unbeweglich anstarrte. Mit unverwandtem Blicke staunte der Mann eine geraume Zeit diese wunderbare Erscheinung an, als plötzlich, wie weggewischt, Kohlen und Kröte in den Boden versanken. — Als er das, was er gesehen, bei seiner Nachhausekunft erzählte, sagte man ihm, daß er eine so schöne, sich selten ereignende Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorbeigehen lassen und sich ohne alle weitere Umstände der Kohlen und Kröte hätte bemächtigen sollen. Jene Kohlen seyen ein Haufen Gold gewesen, den der Böse in Gestalt einer Kröte bewacht hätte, welcher aber leicht durch Bekreuzigungen und passende Sprüche zu vertreiben gewesen wäre.

So erzählen noch Mehrere, die jenen Bürger gekannt hatten.

J. A. Kneb.

Der gespenstige Pfaff.

Ein Mädchen von Badisch-Laufenburg mußte eines Abends noch spät nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Murg gehen. Es war heller Mondschein. Unfern des Dorfes, bei dem Kirchhof, erblickte sie eine schwarzgekleidete Mannsgestalt, die das Gesicht von der Straße abgekehrt und ein Buch unterm Arm hielt. In der Meinung, es wäre der Pfarrer von Murg, der noch so spät zu einem Kranken gerufen worden sey, grüßte sie höflich. Langsam wendete sich die Gestalt mit einem Gesichte wie Schnee so weiß, nickte ihr dankend zu und verschwand dann plötzlich. Das augenblickliche Verschwinden und das leichenblasse Angesicht des vermeinten Pfarrers machten dem guten Mädchen federleichte Füße, und außer Athem kam sie an dem Orte ihrer Bestimmung an, wo man sie fragte, was vorgefallen wäre. Sie erzählte; allein lachend erwiederte man, daß sie ohne Furcht hätte seyn sollen, denn die ihr erschienene Gestalt wäre der gespenstige Pfaff gewesen, der oft spät Abends im Mondschein dort spazieren gehe, doch nie Jemanden etwas zu Leide thue; sondern blos wenn man ihn anrede, mit dem Kopfe nicke und sogleich verschwinde. Ohngeachtet dieser beruhigenden Erklärung wollte sie doch nur mit einem Begleiter den Rückweg antreten. — So erzählen noch Viele zu Laufenburg und Murg.

J. A. Kneb.

Der heilige Fridolin.

Der heilige Fridolin war der erste der Irischen Glaubensboten, welcher den Rheinstrom überschritt. Er stammte aus einem berühmten adeligen Geschlechte und erhielt frühe in den Wissenschaften gründlichen Unterricht. In frommer Begeisterung verließ er allen irdischen Reichthum, um, selber arm, Andere geistig zu bereichern. Als Prediger des göttlichen Wortes zog er in den Städten seiner Heimath umher, und überall folgte ihm die größte Bewunderung und Verehrung des Volkes. So groß und segensreich seine Wirksamkeit war, so wurde Fridolin doch auf einmal höchst unzufrieden mit sich selbst. Er hatte an sich wahrgenommen, wie sehr ihm das Lob und die Bewunderung der Menschen gefalle, wie sehr sein Herz sich erfreue an der Ehre und dem Ruhme, der ihm zu Theil ward. Eitelkeit und Ruhmsucht ist die gefährliche Klippe für alle geistig reich begabten Menschen, es ist das Gift für alle Gediegenheit des Charakters, der Abgrund, in dem alle wahre Geistesgröße untergeht; die Eitelkeit nimmt den glänzendsten Handlungen allen wahren Werth, wie leider die Beispiele unserer Zeit fast jeden Tag es beweisen. Fridolin war stark genug, nicht nur den Feind in seinem Innern zu erkennen, sondern ihn auch kräftig zu überwinden. Er verließ schnell den Schauplatz seines Ruhmes, wo er so allgemein verehrt und geliebt war, floh nach Gallien, das er in verschiedenen Richtungen durchzog, bis er sich in Poitiers bleibend niederließ. In dieser Stadt war vordem ein Kloster des h. Hilarius, das aber um das Jahr 400 von den Gothen und Vandalen in der Völkerwanderung zerstört worden war. Fridolin wünschte nichts eifriger, als die Ueberreste von diesem Heiligen wieder aufzufinden und seine Kirche herzustellen. Er ging deßhalb zu dem Frankenkönig Chlodewig, der um diese Zeit die Stadt Poitiers den Westgothen nach einer großen Schlacht abgenommen hatte. Chlodewig kam ihm freundlich entgegen und leistete ihm kräftige Beihülfe. Die Reliquien des heil. Hilarius wurden aufgefunden, und Fridolin wurde Abt in dem neu errichteten Kloster. Nach einiger Zeit erhielt er im Traume von dem Heiligen die Weisung, mit einem Theile der Reliquien nach Allemannien zu gehen; dort, auf

einer vom Rheine umflossenen Insel, sey das Ziel seines apostolischen Wanderlebens. Unter lautem Wehklagen der Bewohner von Poitiers, welche in ihm ihren Vater zu verlieren glaubten, verließ Fridolin die theure Stadt, und ging zuerst wieder zum König — (wahrscheinlich nicht mehr Chlodowig, welcher 512 starb, sondern zu dessen Nachfolger in Austrasien), und erhielt von ihm die Erlaubniß, auf der noch unbekannten Insel, wenn er sie aufgefunden habe, nach Gutdünken zu schalten. Fridolin zog Jahre lang umher, bevor er seine Insel fand: durch die Moselgegenden, durch die Vogesen, dann durch Burgund, die Schweiz, bis nach Chur, wo ein Bischof war. In allen diesen Gegenden hielt er sich an verschiedenen Orten eine Zeitlang auf, um Hilariuskirchen zu errichten, und fragte die Leute, ob sie von keiner Insel wüßten, die so aussehe, wie er im Traume sie gesehen habe? In Chur gab man ihm eine Richtung an, in der er fortwandern solle, dann werde er sie finden. Nach langem Umherirren gelangte Fridolin an den Rhein, und die ersehnte Insel lag vor ihm. Wie groß war seine Freude! Aber sie sollte nicht lange dauern. Als er froh und in Plane vertieft darauf herumwandelte, kamen die Bewohner des Rheinufers mit Prügeln daher, und jagten ihn unter Schlägen und Scheltworten wieder fort; sie hielten ihn für einen Dieb, der ihre Heerden, welche auf der Insel weideten, stehlen wollte. Fridolin wanderte noch einmal zum Frankenkönig und erzählte, wie es ihm ergangen sey. Der König ließ ihm nun eine förmliche Schenkungsurkunde ausfertigen, nach welcher die Insel ihm eigen gehören und Jeder mit dem Tode bestraft werden solle, der ihm feindlich in den Weg trete. Jetzt setzte sich Fridolin mit seinen Genossen ungehindert in den Besitz des Eilandes. Er nahm, bis dasselbe urbar gemacht war, seine Wohnung bei einem christlichen Landmanne an dem Rheinufer, Namens Wocher, dessen Sohn und Tochter er taufte. Die Tochter wurde später die erste Vorsteherin des Frauenklosters. Nicht lange hernach starb sein Schutzherr, der Frankenkönig, und als dieß in der Gegend bekannt ward, empörten sich die heidnischen Landleute abermals gegen Fridolin. Da, erzählt nun die Legende, habe Fridolin durch ein mächtiges Wunder dem Rheine einen andern Lauf gegeben, was einen so mächtigen Ein-

druck auf die Leute gemacht habe, daß sie ihn um Vergebung angefleht hätten und Christen geworden seyen. Man kann nach so langer Zeit freilich nicht mehr wissen, was an solchen Sagen eigentlich Wahres ist; aber das ist gewiß, daß Fridolin durch das Wort des Evangeliums, wie durch seinen frommen Wandel, die wilden Bewohner an sanftere Sitten gewöhnt hat, und das ist viel bewunderungswürdiger, als eine so wunderbare Ingenieurarbeit, wie die Legende ihm zuschreibt. Fridolin baute eine Kirche des heil. Hilarius und dabei ein doppeltes Manns- und Frauenkloster, welches zwar Anfangs sehr ärmlich war, bald aber durch großt Schenkungen von adeligen Familien, besonders vom Lande Glarus, sehr bereichert wurde. Von diesem Kloster aus geschah von nun an das Meiste zur Verbreitung des Christenthums und zur Errichtung christlicher Pfarreien. Man darf nämlich nicht vergessen, daß Fridolin nicht lange nach der Zülpicher Schlacht in das Land der Allemannen kam, und also noch keine Christengemeinde vorfand. Eine Menge von Kirchen und Gemeinden verdanken dem Fridolinskloster in Säckingen ihren Ursprung; so fast alle Hilarius- und Fridolinskirchen, z. B. in Vollschweil, Ebnat, Dauchingen, Fürstenberg, Haidenhofen, Zell im Wiesenthal und viele andere. Fridolin starb im hohen Alter, wahrscheinlich um's Jahr 550. Sein Andenken ist unter dem Landvolke jener Gegend in großem Segen geblieben; denn er hat reiche Saaten christlicher Bildung ausgestreut, und noch lange nach ihm hat seine Stiftung in diesem Sinne fortgewirkt. J. A.

(Vergleiche damit: „Das Leben des heiligen Fridolin" in Mone's „Quellensammlung der Badischen Geschichte." Erstes Heft.)

Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst mit seinen Kindern hauste
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimatberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienrose gleich;
Doch sie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Oft, wenn sie vom Rheingestade
Zu dem blauen Himmel sah,
Mußte sie die Hände falten,
Wußte nicht, wie ihr geschah.

Einstmal, in des Herbstes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte sie den kleinen Schwestern
Mütterlich das Abendbrot.

Sieh, da kommt ein fremder Priester
Von den Bergen auf sie zu,
Aus dem edeln Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land.

„Wandernd muß ich Ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Der dem Tod den Stachel raubte
Und der Hölle ihren Sieg.

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößest du mich auch von hier;
Schlägst du mir die eine Wange,
Reich' ich still die andre dir.

„Dies ist meines Meisters Lehre;
Liebe war sein erst Gebot,

Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod." —

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walters felsenharten Sinn.

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„Wahrlich" — ruft sie — „solche Worte
Kommen von der Erde nicht!

„Jetze mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer sehnt' ich mich nach oben,
Wo der Stern des Morgens scheint!"

Und sie hebt empor die Hände
Und den Blick von Zähren feucht:
„Weihe mich zu deinem Glauben,
O, mein Herz, es faßt ihn leicht!"

Und der Priester schöpft vom Quelle
Nah' bei Wodans Felsaltar,
Läßt das Wasser niedertraufeln
Auf der Jungfrau blendes Haar.

Und ein fremdes Licht umstrahlet
Plötzlich nun den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie sich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an;

Geht dann hin zu Wodans Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil,
Baut ein Münster auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltares*)
Ruht St. Fridolins Gebein.

Alois Schreiber

*) In Säckingen.

Der todte Zeuge.

Im siebenten Jahrhundert kam der heilige Fridolin aus Schottland an den Oberrhein, um auch in diesen noch heidnischen Gegenden die Lehre des Kreuzes auszubreiten. Auf einer grünen Aue, da wo jetzt die Stadt Säckingen sich erhebt, ließ er ein Kloster und ein Kirchlein erbauen. Die Landschaft umher gehörte zwei adeligen Brüdern, Namens Urso und Landolph. Ersterer schenkte zum Heil seiner Seele und mit des Bruders Einwilligung all seine Besitzungen dem Kloster und widmete den Rest seiner Tage frommen Bußübungen. Nach seinem Tode riß jedoch Landolph, über den die, so lang Jener noch lebte, unterdrückte Habsucht nun Meisterin geworden war, gewaltsam Alles wieder an sich, was der Verstorbene der Kirche geschenkt hatte. Da trat Fridolin unerschrockenen Herzens vor sein Angesicht und sprach: „Gib Gott zurück, was Gottes ist und laß ab vom unrechten Gut, denn sonst wird es dir und deinen Kindern nur Unheil zur Frucht tragen.“ „„In acht Tagen“ — höhnte Landolph ihm entgegen — „„hält der Gaugraf ein Geding im Rheinthal zu Rankwil; dort wollen wir unser Recht suchen, und kannst du meinen verstorbenen Bruder als Zeugen stellen, so begeb' ich mich all' meiner Ansprüche!““

Da machte sich Fridolin auf und ging nach Glarus in die Schweiz, wo Landolphs Bruder, Urso, in einer Einsiedlerkapelle begraben lag. Dort warf er sich nieder zum Gebet, schlug sodann mit seinem Stabe dreimal auf die Platte der Gruft und rief: „Urso! Urso! Du bist zu Gericht geladen von deinem Bruder! Säume nicht zu erscheinen zur gesetzten Stunde, um mir als Zeuge beizustehen, damit kein Fluch deinen Namen und deine Ruhe bedrohe!“

Zu Rankwil saß am bestimmten Tage der Landgraf mit seinen zwölf Schöffen, um öffentliches Gericht zu halten. Fridolin und Landolph traten vor seinen Stuhl und brachten ihre Klagen und Einreden vor. — „„Mein verstorbener Bruder hat keine Schrift über die Vergabung seiner Ländereien an's Kloster ausgestellt; nur sein eigenes Zeugniß kann hier gelten. Der ehrwürdige Vater Fridolin soll ihn also stellen, damit er Red' und Antwort gebe!““

Kaum waren diese Worte über Landolphs Lippen, als es, wie mit Geisterhand, an der Pforte der Gerichtshalle pochte. Die Anwesenden überlief ein kalter Schauer, nur Fridolin blickte ruhig und vertrauensvoll nach der Thüre, die sich langsam öffnete. Und herein schritt Urso, umwallt von seinem langen Todtengewande, mit bleichen marmorstarren Zügen, doch bald belebte sich sein Auge und der farblose Mund erschloß sich zum Reden.

„Wehe dir, Bruder!" — rief der Todte mit hohler dumpfer Stimme dem bebenden Landolph zu — „Wehe dir, daß du die Ruhe meines Grabes gestört hast, und dreimal Wehe dir ob des Frevels, den du ausüben willst am Eigenthume des Herrn aller Herrn. Mit deiner eigenen Bewilligung habe ich dem Kloster Fridolins meine Besitzungen geschenkt und ach! dennoch muß ich heute zeugen gegen dich. Der Richter entscheide nun!"

Landolph warf sich auf die Kniee. „„Auch mein Eigenthum will ich nun der Kirche schenken," — rief er mit reuzerfurschtem Herzen — „und mein Leben unter Fridolins Gehorsam in einer Klosterzelle beschließen.""

Da lächelte der Verstorbene zufrieden und verschwand. Landolph aber that wie er gelobt hatte.

Alois Schreiber.

Deutsche Sage in metrischer Fassung.

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolf hin, den Grafen,
Sprach: „Was Gottes ist, gib Gotte!
Ist dein Bruder nicht entschlafen?

„Der zu seiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshause
Gut und Habe zubeschieden,
Liegt zu Glaris in der Klause.

„Warum erndtest du die Felder,
Die dem Herrn zu schneiden wären?

Warum fällest du die Wälder
Die dem Kirchenbau gehören?

„Wagst du's, einen Rausch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch soll blinken?
Kirchengut, ist es das deine?

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume!
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und heller träume."

Aber Landolf sprach mit Lachen:
„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß mein Bruder erst erwachen,
Deine Worte selbst bezeugen.

„Kannst du ihn herauf beschwören,
Wenn zu Rankwil wird gerichtet,
Wohl dann mögen wir dich hören,
Sonst ist's Lug, den du erdichtet.'" —

Fridolin, auf solche Tücke
Würdigt er kein Wort zu sprechen,
Sieht in an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Säckingen am Rheine,
Aus dem Kloster, an dem Stabe,
Zog der Greis durch's Waldgesteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er tritt beim Abendschauer
In die düstre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt sich auf die kalte Schwelle.

„Auf! erwach' in Gottes Namen!"
Ruft er — „Urso! wehr' den Tücken!" —

Sieh! und aus dem Grabe kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Posaunen
Zum Gerichte schon gerufen,
Steigt der Leichnam sonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und ihm faßt die kalten Hände
Fridolin, fremd allem Schrecken,
Steigt mit ihm die Felsenwände
Auf, bis an der Gletscher Decken.

Durch das Hochgebirge schreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel breitet
Um das Paar, das geistergleiche.

Wie der Morgen kaum sich hebet,
Steigen sie vom Felsgesteine,
Und der Senne sieht's und bebet,
Und ihm geht's durch Mark und Beine.

Aber Landolf im Gerichte
Sitzt zu Rankwil ohne Zagen,
Mit dem ersten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeschlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu sprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann sich rächen!

Horch! da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen,
Leis und scharf, und hohle Worte
Werden draußen schon gesprochen.

Durch die Thüre kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche;

Landolf, in der Richter Mitten,
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubst du meine Seele,
Bruder?“ — weht's ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen;
Gib zurück, was du genommen,
Laß getrost in's Grab mich wallen!“

Landolf sank in's Knie mit Beben:
„„Nimm dein Gut, Herr, und das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte neu das Deine!““

Doch es wandte sich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte sich, die müde, bleiche,
Wieder in die Ruh' der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blasse Strahlen,
Sah man längs dem Berg sie streifen,
Bis sie in den Wald sich stahlen.

Und vom schrecklichen Gerichte
Eilet Landolf heim zum Rheine
Mit erbleichtem Angesichte,
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloster ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum sanften Sterben,
Ruht beim Bruder bald im Grabe.

Gustav Schwab.

(Siehe Gustav Schwab's: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale ꝛc.“)

Der Höllenhacken.[1]

Der Mond erglänzet helle
Wohl überm blauen Rhein;
Die sanften Wogen laden
Zur stillen Fahrt noch ein.

Säckingen liegt so stille,
Hart an des Stromes Bahn,
Mit seinem hohen Dome,
Mit seinem Kloster dran.

Da wandeln aus dem Garten,
— Schon Alles ist zur Ruh', —
Ein Mönch und eine Nonne
Dem nahen Ufer zu.

Sie halten sich umfangen
Als wie zum Liebesbund;
Sie herzen und sie küssen
Sich auf den rothen Mund.

Sie steigen in ein Schifflein,
Gelehnt an's grüne Bord;
Das Ruder faßt die Nonne
Und schifft in Eile fort.

Wie nun der Mönch auch koset,
Sie drauf kein Wort mehr spricht;
Wie er auch küßt und herzet,
Sie achtet dessen nicht.

Sie schifft nur sonder Rasten,
Sie wird so stark und kühn,
Bis weitab schon die Wellen
Den Nachen rißen hin.

Da schlägt von wilden Wogen
Ein Brüllen an ihr Ohr;
Da fährt aus seinem Tändeln
Erschreckt der Mönch empor:

„Um Gott! Was soll das werden?
Lenk' an das Ufer da!
Wir sind dem Höllenhacken
Vielleicht, ach! schon zu nah."

Doch was er ihr mag sagen,
Die Nonne hört nicht drauf,
Treibt kräft'ger nur das Schifflein
In jachen Stromeslauf.

Da faßt der Mönch sie bebend,
Fleht auf den Knie'n sogar:
„O gieb, um alle Liebe,
Nicht preis uns der Gefahr!"

Da lüftet sie den Schleier —
Entsetzen ihn erfaßt;
Sie schaut ihn an so schrecklich,
Ihr Blick, er tödtet fast:

„„Glaubst du, nur Zufall führte
So eilig uns herab,
Wo da der Höllenhacken
Dem Schiffer wird zum Grab?

„„Du hast mir schnöd' entrissen
Den Himmel meiner Brust,
Du hast mich hingegeben
Der Höll' um deine Lust.

„„Du hast mich arg betrogen!
Zwar mein Gelübd' ich brach,
Doch zweimal es zu höhnen,
Hat dir beliebt, o Schmach!

„„Ich trage unterm Herzen
Von unsrer Schuld die Frucht;
Doch Elend mir zu häufen,
Hast du noch mehr versucht.

„„Wie deine List geschlichen,
Die Kund' entging mir nicht,

Daß ich würd' eingemauert,
Beim nächsten Morgenlicht.

„Du warst zur Lust Geselle,
Du sollst's zur Qual auch seyn;
Drum lud ich dich mit Rosen
Zu dieser Fahrt noch ein.

„Kannst du den Himmel rauben?
Kennst du die Hölle wohl?
Horch! wie sie uns begrüßet,
Erbrausend dumpf und hohl!"

Der Mönch hat nichts gesprochen,
Erstarrt im Kahn er steht,
Er fühlt sich selbst verdammet,
Ob er's gleich nicht verräth.

Da zischt der wilde Strudel,
Klafft wie ein Höllenthor;
Es zackt aus seinem Schlunde
Der spitze Fels hervor.

Das ist der Höllenbacken
Mit seinem scharfen Zahn;
Hinein reißt er den Nachen,
Es ist um sie gethan.

Die Wogen murmeln wieder
Dumpf ob dem tiefen Schlund,
Und treiben, fest umschlungen,
Zwei Leichen von dem Grund.

Wagner von Konfenburg.

[1]) Name einer Stelle des Rheins, der hier in gewaltigen Schaummassen über Klippen herunterstürzt, in der Nähe von Rheinfelden. Schon viele Schiffe sind allda verunglückt. So wurde am 28. August 1462 — berichtet u. A. auch Wurstisen's Chronik von Basel — ein mit reichen Kaufmannsgütern beladenes Schiff, worin sich, außer einer Menge von Einsiedeln zurückkehrender Wallfahrer, mehrere adelige und geistliche Herren befanden, vom Strudel erfaßt und an den Klippen zerschellt, wobei alle sechzig Passagiere das Leben einbüßten. Man nennt diese gefährliche Stelle auch „das Gewild."

Breisgau.

Das Breisgau.

Du schönes Land! Mit stillem innigem Entzücken
Begrüß' ich dich, von deiner Berge Rücken
Zu Blüthenthälern fern den Blick gewandt.
Rings mich umhauchen aromat'sche Düfte
Wie Engelslieder säuseln milde Lüfte;
Frei athmend träum' ich mich in deinen Himmelsrand,
Du schönes Land!

Du kräftig Land! — Wie deiner Riesenberge Urgebeine,
Steht fest im Volk die alte, treue, reine
Anhänglichkeit an's liebe Vaterland. —
Stolz wie die Tannen bei des Feldbergs Kronen,
Kühn wie die Gemsen in des Schnee's Regionen,
Sind deine Söhn' am Alb- und Dreisamstrand,
Du kräftig Land!

Du biedres Land! Gemüthlich wie in Theokrits Gesängen,
Ertönt die Luft von froher Hirten Klängen,
Wo Herzensgüte schlingt Ein Liebesband.
Und auch der Städte feineres Getriebe
Beut jedem Fremden Gastlichkeit und Liebe,
Und niemals drückt ihm Heuchelei die Hand,
Du biedres Land!

Du Segensland! Was Nord und Süd nur Köstliches gewähren,
Der Bäume Frucht, des Feldes goldne Aehren —

Erringt des Fleißes nimmermüder Stand.
Auf Bergen zahlreich muntre Heerden weiden,
Die Hügel sich mit Rebenlaub umkleiden,
Und aus dem Schacht wird Salz und Erz gesandt, —
Du Segensland!

Du theures Land! Nicht in Hesperiens Fabelauen,
Nicht wo der Jungfrau Wolkengipfel grauen,
Nicht an der Seine und Croatiens Strand,
Wo in den wechselvollen Lebenstagen
Den Sänger Dienst und Schicksal hingetragen,
Sah Gutes er und Schönes so verwandt;
Du theures Land!

Du glücklich Land! Dort wo der Ueberfluß sich stets ergie
Und die Genügsamkeit den Fleiß umschließet,
Wo Lieb' und Treue wandeln Hand in Hand:
Dort wo der Jugendfreunde Leben waltet,
Und immer neuen Reiz Natur entfaltet,
Dort möcht ich weilen bis zum Grabesrand,
Du glücklich Land!

Zeng, 1828.

Hermann von Greiffenegg,
Festungscommandant in Zeng, am Meeresge
Croatiens, an der Türkischen Grenze.

(Siehe Freiburger Wochenblatt 1828.)

Die Wiese.

Wo der Denglegeiß in mitternächtige Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tiefverborgene Chlüfte
D'Wiese luegt, und check go Todtnau aben in's Thal sprin
Schwebt mi muntere Blick un schwebe mini Gidanke.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Los, i will di jez mit minen Liederen ehre,
Und mit Gsang bigleite uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
An der Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schlossch, e Bütscheli-Chind, in dim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
Güggele dörfe und seh, wie schön mi Meiddeli do lit
Im christalene G'halt und in der silberne Wagle,
Und's het no kei menschlich Ohr sin Othmen erlustert,
Oder si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge.
Numme stille Geister, sie göhn uf verborgene Pfade
Us und i, sie ziehn di uf und lehre di laufe,
Gen der e freudige Sinn und zeige der nützligi Sache,
Und 's isch au kei Wort verlohre, was sie der sage,
Denn sobald de chaschi uf eigene Füeßlene furtcho,
Schliefsch mit stillem Tritt us dim christalene Stübli
Barfis use und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie besch so heiteri Aeugli!
Gell, do usse isch's hübsch, und gell, so besch ders nit vorg'stellt?
Hörsch, wie's Läubli ruuschi und hörsch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de seisch: „I hörs, doch gang i witers und blib nit.
„Freudig isch mi Weg und alliwil schöner, wie witer!"

Nei, so lueg me doch, wie cha mi Meiddeli springe!
„Chunnsch mi über?" — seits und lacht, und „witt mi, se hol mi!"
Alliwil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit sel Reinli ab! — Do bemmers, i sags jo! —
Hani's denn nit gseit? Doch gauckeleis witers und witers,
Groblet uf alle Viere, und stellt si wieder uf d'Beinli,
Schlieft in d'Hürst, — jez such mer eis! — dört güggeleis use.
Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de Bäume:
„Noth, wo bini jez?" — und bet sin urige Phatest.
Aber wie de gosch, wirsch sichtli größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weibt, se färbt si der Rase
Grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe

Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
Farbige Blüemli do, und d'Immli chömmen und suge.
's Wasserstelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!
Alles will di bschauen und Alles will di bigrüße,
Und di fründlig Herz git Alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
Witers gobt mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!"

Rothet jez, ihr Lüt, wo üser Töchterli bigobt!
Hender gmeint an Tanz und zue de lustige Buebe?
Z'Ulzefeld verbei gohts mit biwegliche Schritte
Zue de schöne Buechen*) und hört e heiligi Meß a.
Guet erzoge ischs, und anders cha me nit sage.
No der heilige Meß, so seits: „Jez willi mi schicke,
Aß i witers chumm." — Jez simmer scho vornen an Schönau,
Jez am Chastel verbei, und allewil witers und witers
Zwische Bergen und Berge im chüele duftige Schatte,
Und an mengem Chrüz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gosch, wirsch allewil größer und schöner,
Wo di liebligen Othem weht, wie färbt sie de Nase
Grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
Neui Chrüter do, wie schießen in prächtige G'stalte
Bluemen an Bluemen uf, und geli, saftigi Wide!
Wo dim Othem gwürzt, stöhn rothi Erdberi-Chöpfli
Millione do und warten am schattige Thalweg.
Wo dim Othem gnährt, stigt rechts an sunnige Halde
Goldene Lewat uf die Feldere Riemen an Rieme.
Wo dim Othem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge
Freudig der Hirtebueb, und d'Holzart tönet im Buechwald.
's Mambacher Hütteli chunnt, und wullige Häli vo Zell her,
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wise;
Alles grüent und blüeht in tusigfältige Farbe;
Alles isch im Staat, und will mi Meiddeli grüeße.
Doch de bisch le Meiddele meh, jez sagi der Meidli.

Aber an der Bruckwoog, nit weit vom steinene Chrützli,
Chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,

*) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese.

Suechen Engelsüß, und luegen aben und stune.
„Toneli," — seit der Seppli — „was het echt d'Wiesen im Chöpfli,
Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d'Stroß sitzt
Mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
Schießt und in d'Matte lauft, und mittere selber im Champf ich!"

Feldbergs Tochter, los, de g'fallsch mer numme noch halber!
's goht mer, wie dem Sepli. Was bösch für Jesten im Chöpfli?
Fehlt der näumis, so schwetz, und hättsch gern näumes, se
sag mer's!
Aber wer nüt seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
Laufsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
Furt in's Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch,
Und schangschiersch der Glauben und wirsch e lutbrischer Chetzer!
Hani's denn nit gsait, und hani mers echter nit vorgstellt?
Aber jez isch's so, was hilft jez balgen und schmähle?
Aendere chani's nit, se willi der lieber gar helfe!
Oebbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide;
's schickt si nümme, darfis z'laufe, wemme so groß isch.
Do sin wißi Bauwelestrümpf mit chünstlige Zwickle,
(Leg sie a, wenn d'chasch!) und Schueh und silberni Rinkli;
Do ne grüene Rock! Vom breit verbleudlete Lübli
Fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Brusttuech,
Sammet und roseroth. Jez flichti der chünstliche Zupfe
Us de schöne, fuser g'strebite, flächsene Hoore.
Obe vom wiße Aecken und biegsam in d'Zupfe verschlunge,
Fallt mit beide Ende ne schwarze sidene Bendel
Bis zuem tiefe Rocksaum abe. — G'fallt der die Chappe,
Wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
Unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
Fürsi mit dem Letsch und abe gegenem Gsicht zue!
Jez e side Fürtuch her, und endli der Hauptstaat,
Zwanzig Ehle lang und breit, e Mailänder Halstuech!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
Schwebts der uf der Brust, stigt mittem Othem und senkt si,

Wablet der über d'Achselen und fallt in prächtige Zipfle
Uebern Rucken abe, sie rausche, wenn de'n im Wind gobsch!
Het me's lang, se loßt me's henke, höri mi Lebtig.
D'Ermel, denk wohl, henksch an Arm, wil 's Wetter so schön isch,
Aß me's Hemd au siebt, und dine gattigen Aermli,
Und de Schiebut nimmsch in d'Hand am sidene Bendel;
D'Sunne git eim wärmer und schint eim besser in d'Auge,
Wer en in de Hände trait, und's stoht der au hübscher!
Und de gfallisch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes si jez freut, und wie's in zimpfere Schritte
Tänzelet, und meint, es seig d'Frau Vögtene selber,
Wie's si Chöpfli hebt, und jeden Augenblick z'ruck schielt,
Ob me's echt au b'schaut, und öb men em ordeli' noluegt!
Jo, de bisch so hübsch, und so, du Närrli, mer luege,
Du Margrövermeidli, mit diner goldige Chappe,
Mit den lange Zupfe und mit der längere Hoorschnuer,
Mit dem vierfach z'semmegesetzte flattrige Halstuech!

Aber rothet jez, wo's hofertig Jümpferli higobt!
Denk wohl, uffe Platz, denk wohl zuer schattige Linde,
Oder in d'Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
Hender gmeint? jo wohl! Am Bergwerch wiöperleis abe,
Lengt e wenig duren und trüllt e wengeli d'Rader,
Was der Bloobalz schnufe mag, aß d'Füürer nit usgöhn.
Aber 's isch si Blibes nit. In d'Husemer Matte
Schießt's, und über d'Legi nab mit große Schritte go Farnau;
Laufisch mer nit, so gilts mer nit, dur's Schopfemer Chilspel.
Aber z'Gündebuse, wer stoht echt an der Stroße,
Wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
Ufi di dar, und git der d'Hand und fallt der a Buese?
Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wieleth.
Ufi und nieder heis di Gang und dini Gebehrde.
Jo, de chennsche, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmsche in d'Arm, und losch's nit goh, gib Achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers und allewil aben und abe!
Siehsch dort verne 's Röttler Schloß — verfallene Mure!
In vertäfelte Stube, mit goldene Liste verbendlet,

Hen fust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Heregsind, und d'Freud isch z'Röttle deheim gsi.
Aber jez isch Alles still. Undenkliche Zite
Brenne keine Liechter in sine verissene Stube,
Flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
Gebt kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume. —
Lueg, dört ebnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Febris Hüsli und am Berg dört d'Höllstemer Chilche.
Steine lömmer liegen und fahre duren in d'Matte,
Guete Weg isch au nit um, und weidle chasch laufe.
Wenn's nit nidsi gienz, i weiß nit, öbbi der noch käm.
Unter Steine chunnsch mit dine bewegliche Schritte
Wieder über d'Streß. Jez wandle mer füren in's Rebland
Neben Hanigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig ufe, wer sieht dört oben am Fenster
In sim neue Chäppli, mit sine fründligen Auge?
Neig di hin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich, Her Pfarrer!"
Jez geths Thuemrige zue, jez witer in d'Vörecher Matte.
Siehsch das erdelig Städli mit sine Fenstern und Gieble,
Und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
Wie sie riten und fahren? Und siehsch dört 's Stettener Wirthshus?
Werum wirsch so still und magsch nit dure go luege?
Gell, de siehsch sel heilig Chrütz vo witem und trausch nit,
Mechtisch lieber z'ruck, as furß! Laß der nit gruse!
's währt nit lang, so stehn mer frei uf schwitzrischem Bode.

Aber wie de gehsch vem Bergwerch abe go Schepfe,
Bis an Stetten abe uf diner steinige Landstreß,
Bald am linke Bord, bald wieder ebnen am rechte
Zwischenem Faschinat, wirsch allewil größer und schöner,
Freudiger allewil und schaffig, was me cha sage.
Wo di liebligen Othem weht, wie färbt si der Rase
Grüener rechts und linke, wie stehn mit chräftige Triebe
Neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Bluemen ohne Zahl! De Summervögle thuet d'Wahl weh.
Wechselet nit der Chlee mit goldene Chettene Blueme,

Frauemänteli, Hasebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau auf alle Spitzen un Halme?
Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
Ziehn sie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere
Feisti Matte Stunde wit un Tauen an Taue?
Und derzwische stöhn scharmante Dörfer und Chilchthürm.
's Brombacher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher Rößli,
Fresse der us der Hand und springen und tanze vor Freude,
Und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
Halte d'Vögeli Judeschuel und orglen und pfife.
D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het se in's Grab gleit.
Aber rechts und links, wie schwanken an flachere Raine
Rocken und Weizehalm! Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
Rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!
O 's isch Alles so schön, und überal anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
Gigset der Wage, d'Geisle chlöpft un d'Sägese ruschet,
Und de grueßisch alli Lüt und schwetzisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drothzug oder Gerstestampfi, Sägen und Schmidte,
Lengsch mit biegsamen Arme, mit glenksame Fingere dure,
Hilfsch de Müllere mahlen und hilfsch de Meidlenen ribe,
Spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidigi Fäde.
Eichem Plütschi versägsch, und wandlet's Ise vom Füürherd
Uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
Singsch derzue und gersch kei Dank, „Gott grüeisich, Gott bhüetich!"
Und isch näume ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
Chunchisch e bizzele duren, und hilfsch der Sunne no bleiche,
Aß sie fertig wird, sie isch gar grüselig langsem!

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie's ander,
Nu se sey's bekennt! De besch au bsunderi Jeste,
's chlage's alli Lüt, und sagen, es sey der nit z'traue,

Und wie schön de seigsch, wie liebli dine Gibehrde,
Stand der d'Vogget in den Auge, sage sie Alli.
Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
Oder rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fueßweg,
Vobisch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen sie näume gmeibt, und hen sie gwarbet und gschöchet,
Holsch's und treisch's de Nochbere duren Arfel um Arfel.
's sagen an e Theil, de seigisch glückli im Finde
Uf de Bänke, wo nit gwüscht sin, aber i glaubs nit.
Mengmol baselierisch, und 's mue der Alles us Weg goh;
Debbe rennsch e Husli nieder, wenns der im Weg steht.
Wo de gobisch und wo de stobsch, isch Balgen un Balge.

Feldbergs Tochter, les, de bisch an Tuged und Fehler
Zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
Aß es versprochen isch und aß sie enander scho bstellt hen?
Meinsch, i chene die Holderstock, di chräftige Burst nit? —
Ueber bochi Felsen und über Stuuden un Hecke
Eis Gangs us de Schwitzerberge gumpet er z'Rhinel
Aben in Bodensee, un schwimmt bis füre go Chostanz,
Seit: „I mueß mi Meidli ha, do hülft nüt, und batt nüt!"
Aber eben an Stei, se stigt er in langseme Schritte
Wieder usem See mit sufer gwäschene Füeße;
Tiefebofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
Furt Schafbuse zu, furt an die zackige Felse.
An de Felse seit er: „Und's Meideli mueß mer werde!
Lib und Lebe wogi dra, un Chreye und Brustuech!"
Seits, und nimmt e Sprung. Jez brutlet er abe go Rhinau;
Trümmlig isch's em werde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau un Chaiserstuhl un Jurzi un Waldshut
Hei er scho im Aecke, vo Waldstadt lauft er zu Waldstadt,
Jez an Chrenzech aben in schöne, breite Reviere,
Basel zu. Dört wird der Hochzitzedel geschriebe.
Gelt, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch?

Hätti z'rethe gha, 'swär z'Wil e schickliche Plaz gsi;
's het schon menge Briggem si gattig Brüttli go Wil gführt,

Ufem Züri-Biet, vo Liestal aben un Basel,
Und isch jez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
Ohne Widerred vo mine gnädige Here.
Aber di Vertraue stoht zum Chlai-Hüniger Pfarrer.
Wie de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlübi, un chunnt er nit ehe dört abe?
Jo, er ischs, er ischs, mit sine blauen Auge,
Mit de Schwitzerhosen un mit der sammete Chretze,
Mit de christallene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuech,
Mit der breite Brust und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothöher vo Basel,
Stolz in sine Schritte un schön in sine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
Un wi stigt der d'Röthi jez in di lieblige Backe,
Wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, un gell, de hesch der's nit vorgstellt,
Und's wird der wohr, was im verborgene Stübli
D'Geister g'sunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
Aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
Rueft's mer: „Bhüeidi Gott!" und fallt em freudig an Buese.
Bhüeidi Gott der Herr, und folg mer, was i der gseit ha!

J. Peter Hebel

Die wunderbare Harfe.

Dört wohnt am Rhistrom en Edelma,
Der het zwei jungi Töchterli gha.

Die ältschst isch schwarz wie der Bodem gsi,
Die jüngscht se wiß wie der Sunneschi.

Die Schwester seit em Schwesterli do:
„Chumm, lass is aben an Rhistrom goh!"

„„Und wuschist du di au Nacht und Tag,
Dim G'sichtli sel doch nüt hätte mag.""

Un sie göhn, und sie stöhn am breite Strand,
Keit (wirft) d'Aeltscht ihr Schwesterli weg [illegible] Sand.

„Lieb Schwesterli, hilf mer doch uf an's Land,
I will der au geb mi rothes Goldband!"

„Di rothes Goldband wirdi scho überche,
Doch sottu uf Gotts grüener Erd nümme geh!"

„Hilf mer uf an's Land, lieb Schwesterli,
Mi Briggem (Bräutigam) soll der au gschenket si!"

„Di Briggem wirdi scho überche,
Doch solltu uf Gotts grüener Erd nümme geh."

„Se helfe min Aetti, isch frumm und guet,
Mi Hochzit trinki in chlorer Fluet.

„Se helfe denn au mi Muetterli,
Mi Hochzit trinki im tiefe Rhi.

„Se helfe mi Briggem im grüene Land,
Mi Brutbett hani uf wißem Sand." —

Dort wohnt au e Spielma vom Rhi nit wit,
Und er goht an Strand, wo die Lüche lit.

Und er lengt sie usem Rhistrom rus,
Und macht si ne schöne Harfe drus.

Und er nimmt der Jungfrau schneewißi Brust,
Und die Harfe mueß stimme und chlinge just.

Und er nimmt der Jungfrau Fingerli do,
Und macht si Harfeschrube dervo.

Und er nimmt der Jungfrau Goldlöckeli,
Die müen em Harfesaite si.

Zum Hochzithus treit er die Harfe do,
Wo die Brutlüt alle zsemme sin cho.

Und as er uf der Harfe der erste Schlag thut,
Die Brut sitzt im Brutstuhl gar wohlgemuth.

Und as er uf der Harfe der zweite Schlag thut,
Do fällt's sidene Gwand wohl ab von der Brut.

Und as er uf der Harfe der dritte Schlag thut,
Do lit im Brutstuhl todt die Brut.

Hoffmann von Fallersleben.

(Siehe Simrock's „Rheinlager." 2. Aufl. Bonn. 1837.)

Der wilde Jäger.

Auch im Wiesenthal haust der wilde Jäger Habsberg. Oft hört man ihn Nachts, wie er seine bellenden Hunde hetzt, durch die Lüfte fahren. Einmal zog er, am hellen Tag, unsichtbar durch den Wald bei Hägelberg, rief einem Bauer zu, aus dem Wege zu fahren, und warf ihn, da derselbe nicht gleich gehorchte, vom Wagen hinunter.

(Siehe Mone's Anzeiger. 3. Jahrgang 1835.)

Die Irrlichter.

Es wandlen in der stille helle Nacht
Wol Engel um, mit Sternebluemе b'chrönt,
Uf gruene Matte, bis der Tag verwacht,
Und do und dört e Betzitglocke tönt.

Sie spröche mitenander deis un das,
Sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel un ke Mon,
Und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
Mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
Sie mü'en den Engle zände, wo sie göhn.

Un jedem hangt e Bederthalben a,
Un wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
Un büßt e Stückli Schwefelschnitten a,
Und trinkt e Schlückli Treberbrentewi.

Druf puzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flakeret'ts in lichte Flammen uf,
Und hui, goht's wieder d'Matten uf und ab,
Mit neue Chräfte, d'Matten ab und uf!

S'isch chummlicher so, wenn eim vorem Fuß
Un vor den Auge d'Togge selber rennt,
Aß wemme sie mit Hände trage muß,
Und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Un schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
Un sieht vo witem scho die Kerli goh',
Un betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns —" im Wetter sin sie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
So heimelet's en a, der möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb' jo lieber dört,
Un wenn er chunnt, so hebt er d'Ohre zu.

Un schritet öbsch e trunke Ma dur d'Nacht,
Er fluecht und sapermentet: „Chrüz und Stern!"
Und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
Sell hörti wol der füürig Marcher gern.

Doch wird's em nit so gut. Der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do mag i nit dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wüt und breit
Kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
Un denkt: „der chönnet bliben oder cho,
Ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit."
Sell isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
Me lauft im Ubverstand den Engle no,
Sell isch ene wie Gift und Poperment,
Im Augenblick se lön sie alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
Er goht verbei, mer wenn e wenig z'ruck!"

So sage sie, un wandle still es Weg;
Und über nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt mer witers über Steg un Bort,
Wo nummen au der Engel gebt und stebt,
Se seit er z'legt: „Was gilt's, i find' en Ort,
Du Lappi, wo di Weg nit dure gebt?"

Der Marcher muß vora, mit stillem Tritt,
Der Engel hinterher, un lauft me ne,
Se sinkt me in e Gülle, 's fehlt ß nit;
Jez weisch di B'richt, und jez chasch wieder geh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mer's nit, schreib's lieber in e Buch.
Zum Erste sagt: Das walt Gott der Her!
Isch allewil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
Ne christli G'mueth und 's Bete zieht se a,
Und wemme meint, me seh ne Marcher che,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, un wenn en Ehrema
Ne G'schaft für ihn eller z'verrichte het,
Se leß en mache, was geht's di denn a?
Un leo nit, wemme mit dem Nachber redt!

Un gevt me der us Weg, se lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uberstand, me merkts enanderne,
Und 's git en Unehr. — Sag, i heig der's gseit!

J. Peter Hebel.

Der Fischer an der Wiese.

Kein Sternlein glänzt, schwarz ist die Nacht,
Es rauschen dumpf die Wellen,
Und einsam hält der Fischer Wacht
Bei munteren Forellen.

Rings Alles still; kein Laut, kein Wort
Dringt zu des Fischers Ohren,
Er sitzt an seinem feuchten Ort
In Schlummer halb verloren.

Bald regt er sich und reibt die Hand
Und streckt die kalten Glieder;
Das Feuer glimmend auf dem Sand
Belebt er emsig wieder.

Erschrecken richtet er sich auf,
Er höret nahe Schritte,
Zwei Männer nehmen ihren Lauf
Zu seiner kleinen Hütte.

Die Fremden treten bald herbei,
Zwei mächtige Gestalten,
Die Mäntel lassen keinen frei
Mit ihren weiten Falten.

Der Fischer ruft die Männer an:
„Was habt ihr hier verloren?
Ihr seht, ich bin kein tauber Mann,
Laßt mich nur ungeschoren."

„Dein Feuer führte uns zu dir,"
Sprach einer von den Beiden,
„Wir möchten kurz verweilen hier,
Wenn du es gern magst leiden."

„Ihr seid verirrt, wie ich wohl denk',
Seid nicht auf rechtem Wege . . .
Bei Nacht da sieht man nicht die Ränk'
Der Pfade und der Stege."

„So ist's, und wenn es dir beliebt,
So reich' uns deine Hände,
Du bist der Pfade wohl geübt,
Und leit uns an das Ende.

„Thust du es, wird dich nimmermehr
Die rasche That gereuen,

Kennst du nach Basel sichre Fähr'?
Der Lohn wird dich erfreuen!'"

„Nach Basel? nun ich frage nicht,
Woher ihr seid gekommen.
Ich thue schweigend meine Pflicht,
Mög's euch, ihr Herrn, nur frommen.

„Doch ruht erst eure Glieder aus,
Laßt mich ein Mahl bestellen.
Kommt hier in dieses kleine Haus;
Belieben euch Forellen?"

Bald stand ein köstlich Fischgericht
Auf einem Tisch von Weiden.
Es säumten sich die Fremden nicht,
Es schmeckt gar wohl den Beiden.

Der Fischer sah beim Feuerschein
Den Männern in die Augen:
— Das müssen hohe Herren seyn,
Die nicht zu Fischern taugen!

Allein er hat ein treu Gemüth,
Er fragt nicht nach dem Stande,
Er hilft, wo er Gefahren sieht,
Fragt nicht: aus welchem Lande?

Die Fremden hatten sich erquickt,
Sie standen auf vom Tische,
Die Hand des Fischers ward gedrückt,
Gedankt ihm für die Fische.

„'Nun Alter, leit' uns sichern Weg,
Geh's auch durch Sumpf und Pfühle,
Wir folgen über Pfad und Steg;
Wann sind wir denn am Ziele?'"

„Wir gehn den nächsten Weg dahin,
Erreichen's in zwei Stunden.
So wahr ich Christ und ehrlich bin,
Wird sicher es gefunden."

Der Fischer tritt nun rasch voran,
Es folgen ihm die Beiden.
Nächst an der Wiese zog die Bahn,
Bedeckt von hohen Weiden.

Durch Sümpfe geht's und über Stein,
Gleichviel, es geht doch weiter.
Und endlich hält der Fischer ein,
Es halten die Begleiter.

„Gelöst, ihr Herrn, ist nun mein Wort!
Ich that nach euerm Willen,
Mög' nun das reiche Basel dort
Euch andre Wünsch' erfüllen."

„Wohlan, du bist ein Ehrenmann!
Du sollst nun auch erfahren,
Wem treue Dienste du gethan —
Sieh mich, den Mann von Jahren!

„Ich bin **Karl Wilhelm**, dein Markgraf —
Mich freut's, daß noch verhanden
So biedre Männer treu und brav
In meinen obern Landen.

„So Männer, die den Fremdling gern
Mit Wort und That berathen,
In deren Brust die Falschheit fern:
Sind Zierden in den Staaten.

„Trägst du auch noch so rauh Gewand,
Ich weiß was drunter wohnet.
Nimm, Wackrer, deines Fürsten Hand,
Und sag', was dich belohnet.

Der Fischer wirft sich auf ein Knie,
Er küßt des Fürsten Hände:
„Belohnung, Herr? So sei sie die,
Daß ich mich Euch verpfände."

„Gut, komm nach Basel in mein Haus
Nach deinem Wohlgefallen;

Du gehest ein und gehest aus
Gleich meinen Räthen allen.'"

Und in des Fischers Augen treu
Erglänzen Freudenzähren.
„Herr Markgraf, diese Ehre sey
Mir mehr als alle Ehren!"

Wohl alle Wochen einmal trug
Nach Basel er Forellen,
Dem Herrn Markgrafen nach Befug
Dieselben zu bestellen.

Der kräftigste, der schönste Fisch,
Den nur die Wiese nährte,
Der mußte auf des Herren Tisch,
Den hoch der Fischer ehrte.

Und es verstrich geraume Zeit —
Der Fischer an der Wiese
Verlebte in Zufriedenheit
Die Tage still und süße.

Da kam einmal ein schöner Brief
Von Fürstenhand geschrieben.
„„In meiner Seele bist Du tief
Mit Deiner Treu' geblieben.

„„Ich will Dir keinen großen Lohn
Für Deine Treue schenken,
Nimm nur, Du wackrer Landessohn!
Von mir ein Angedenken.

„„Für Dich und für Dein ganz Geschlecht,
Das lange sich nicht schließe,
Empfange Du das Fischerrecht
Dort in der muntern Wiese.'"

Zu Maulburg in der Kirche steht
Ein Grabstein für den Braven;
Bis einst des Richters Ruf ergeht,
Wird er getrost dort schlafen.

Steinen bei Lörrach. Reinhard Reitzel.

Der Schütze von Schopfheim.

Hoch auf des Berges Rücken
Da liegt bemoost Gestein,
Das sollen von dem Schlosse
Steinegg die Trümmer seyn.*)

Sie blicken still und traurig
Herab in's Wiesenthal;
Die liebe Abendsonne
Grüßt sie mit ihrem Strahl.

Dort auf der hohen Veste
Lebt' einst ein Schwesternpaar,
Mildthätig und bescheiden
Und sittsam immerdar.

Als ihres Lebens Abend
Zu nahen sich begann,
Verließen sie die Stammburg
Mit Dienern und Gespann.

Sie wohnten dann zu Schopfheim
In ihrem eignen Haus,
Und stellten Schloß und Güter
Dem jungen Vetter aus.

Sie speisten da die Armen
Und halfen Jedem gern,
Und dienten mehr mit Werken
Als Worten Gott dem Herrn.

An einem Sommertage
Lustwandelnd in dem Wald,
Im eifrigen Gespräche
Verirrten sie sich bald.

*) Bei dem Weiler gleiches Namens zwischen Säckingen und Schopfheim.

Die Sonne war gesunken
Hinab die Bergesfluh,
Die Schwestern fanden nimmer
Den Weg der Heimath zu.

Und beide knieten nieder,
Zum Himmel stieg ihr Fleh'n:
„O laß uns, Allerbarmer,
Den sichern Ausgang seh'n!"

Kaum richten vom Gebete
Sie wieder sich empor,
Da sprang aus dem Gebüsche
Ein Ungethüm hervor.

Sie schrieen auf, daß gellend
Es in die Ferne drang,
Und hielten sich einander
Umschlossen todesbang.

Doch in dem Augenblicke
Erscholl ein Büchsenschuß —
Durchbohrt zu ihren Füßen,
Das Thier verenden muß.

Die Schwestern sanken nieder
Wie Marmorbilder bleich,
So findet sie der Schütze
Und er erkennt sie gleich.

Bald ruft er in das Leben
Sie wiederum zurück,
Und segnend auf dem Manne
Verweilt der Schwestern Blick.

„Dankt Gott! ihr seid gerettet,
Da seine Hand mich hier

Just noch zur guten Stunde
Geführt in dies Revier.'"

Dort lag in seinem Schweiße
Der Rieseneber kalt,
Der hatt' in diesen Gründen
Längst seinen Aufenthalt.

Der Jäger führt die Frauen
Zurück auf sicherm Pfad.
Den Lohn will er nichts wissen,
Der wackre Kamerad:

„Dafür wollt ihr mich lohnen,
Daß ich, was Pflicht, geübt?
Was ich, thät ja ein Jeder
Für euch, so allgeliebt.

„Da soll mich Gott behüten!
Belohnung nehm' ich nicht;
Ein Schuft nur läßt sich zahlen
Für die gethane Pflicht.'"

So sprach der Schütz von Schopfen,
Der Mann so schlicht und gut;
Sein Namen ist verklungen,
Doch nicht sein Edelmuth.

Die Schwestern aber schenkten
Dafür dem Schützenstand
Ein Stück vom schönsten Walde
Als ihres Dankes Pfand.

Der „Schützenwald" grünt lustig
Bis auf die heutige Stund,
Und immer neu floriret
Der edle Schützenbund.

Steinen bei Lörrach. Reinhard Reitzel.
(Originalmittheilung.)

Lörrach's Ursprung.

Lörrach, einst Hauptort der Herrschaft Rötteln und der Landgrafschaft Sausenberg, vom Jahr 1809 bis 1815 Hauptstadt des bad. Wiesenkreises, bildet jetzt den Mittelpunkt der oberländer Gewerbs- und Handelsthätigkeit, wozu es seine günstige Lage im Wiesenthale ohnweit Basel, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, von selbst erhoben hat. Die älteste Geschichte dieses Ortes liegt sehr im Dunkeln, und läßt sich das Ermittelte auf folgende Notizen zurückführen. Kaiser Ruprecht erhob das Dorf Lörrach, das im eilften Jahrhundert den Herrn von Rötteln gehörte, im Jahr 1463 zu einem Marktflecken. In früherer Zeit soll der Ort eine Burg gehabt und mehreren freiherrlichen Geschlechtern, worunter das von Eptingen als das bedeutendste genannt wird, zu Lehen gegeben worden seyn. Auch Herren von Lörrach gab es hier, von denen übrigens die Geschichte nichts Bemerkenswerthes überliefert hat, und die schon im 15. Jahrhundert spurlos untergegangen sind. Von dem Burgschlosse, das hier zu Lehen diente, weiß man nicht einmal die Stelle, wo es erbaut war. Ob die Stadt von einer solchen Burg ihren Namen erhalten habe, ist zweifelhaft. Gewiß ist, daß die Lerche das alte Wappen der Stadt war. Im Jahr 1682 wurde Lörrach von Markgraf Friedrich Magnus zur Stadt erhoben, und 8 Jahre darauf (im J. 1690) wurde die von Markgraf Friedrich V. im J. 1650 in Rötteln errichtete „Landschule" von dort als Pädagogium nach Lörrach verlegt, nachdem schon vorher die Behörden, sonst in Rötteln ansässig, hierher verpflanzt worden waren, wodurch der Urbanisirung des Ortes eine breitere Grundlage gegeben ward.

Burg Rötteln.

Am breiten Ausgang des Thals, zwischen der Kander und Wiese, prangt auf waldigem Hügel die Burg Rötteln hervor, weithin die Gegend beherrschend und ihr erster Schmuck. Nur wenige Schlösser am Rheinstrome können sich, was die Schönheit der Lage betrifft, mit dem Rötteler messen. Ehrwürdig durch Alter und Geschichte schaut von seinen Zinnen ein Stück des Mittelalters, wohl ein Jahrtausend groß, herab ins Thal, vergraben an seinem Ursprung im Staub der Documente; die frühere Zeit bis hinauf ins Grau des Alterthums mißt hier kein Auge, ihrer Thaten auch noch so kundig. Wer nur darauf verfallen konnte, dies Schloß, das an jedem Stein den teutschen Ursprung verräth, oder auch nur den wohlerhaltenen äußersten Thurm, der gerade am lautesten gegen das Römerthum zeugt, in die Zeit des beherrschenden Alterthums hinaufrücken zu wollen! An Thürmen und Thoren, an Fensternischen, Einfriedigungen u. s. w. sieht man unschwer, sowie an der unterscheidenden Vorburg, die Wahrzeichen des teutschen Ritterthums, das einst Tage hohen Glanzes hier verlebte. Längst ist die goldene Pracht zerstoben, die Zinnen sind eingefallen, die Säle sind Wohnstätten des kriechenden Gewürms geworden, und im Burghof wächst Gras für meckernde Ziegen. Von hier aus genießt der Beschauer einen reizvollen Ausblick. Durch das Thalgelände zieht sich ein bunter Wechsel von Dörfern und Weilern, von schattigen Höhen und fruchtbaren Feldern hin, ein lachendes Landschaftsbild, von einem engen aber goldenen Rahmen eingefaßt. Links haftet der Blick über Schopfheim hinaus an den Riesen des Schwarzwalds; rechts ab fällt das Auge über Lörrach mit seiner weinhügeligen Umgebung, nachdem die altehrwürdige Schweizerstadt voll Reichthum und aristokratischen Stolzes sich hinter des Thales weitauslaufenden Armen vornehm der Perspective entzogen, auf die Bergreihe des Jura hin, die sich hereinzieht durch die Schweizergefilde, und das nahe baselische Landschaftsgebiet, reich von Burgen behangen und mit lieblichen Thälern geschmückt, quer durchwindet. Dem geschärften Auge liegen selbst die mit ewigem Eise bepanzerten Gletscher, wenn die Strahlen der Sonne den hüllenden Wolkenschleier

verdünnen, nicht zu ferne. Wie ein Silberfaden schlängelt sich die Wiese über den bunten Teppich des Thales hin, Namen und Ruf und reiche Nahrungssafte ihm bietend und stürmisch entgegen schwellend dem prachtvollen Strome, an dessen Ufern der römische Kaiser Probus (reg. 267 — 282 n. Chr.), siegreich gegen die Teutschen am Rheine, wie gegen deren Stammgenossen — die Perser, durch seine Legionen die ersten Reben pflanzte. Einer der mächtigsten Dynasten im (vormals bekanntlich den schwäbischen Landen zugehörenden) Breisgau war im eilften Jahrhundert der Freiherr von Rötteln, von dessen Geschlecht die Geschichte wenig Kunde gibt. Einer dieses Geschlechts, Dietrich von Rötteln (Rotelein)*) verwaltete das Schirmamt über die diesseitigen Güter der Kirche St. Alban zu Basel; sein Name vererbte sich, nach der Sitte der damaligen Zeit, bis in's vierte und fünfte Geschlecht; das ganze Geschlecht aber erlosch schon drittbalbhundert Jahre nach ihm.**) Nach der Theilung der badischen Lande kam Rötteln unter Markgraf Ernst an die jüngere, oder (wie sie später auch hieß) die protestantische Linie (Baden-Durlach) im Jahr 1535. Unter Ernsts Sohne, Karl II., wurde 1556 die lutherische Confession durch Basler Theologen, insbesondere durch den gelehrten Dr. Sulzer, in der Röttler Herrschaft und der obern Landesgegend eingeführt. Mehrere badische Markgrafen, unter andern der aus dem dreißigjährigen Kriege bekannte Georg Friedrich, wohnten auf dem Schlosse, auch liegen mehrere derselben in der Rötteler Kirche begraben. Ueber das Alter dieser Kirche, geschmückt mit den Rötteln'schen, Badenweiler'schen und Badischen Wappen, gibt es keine documentirte Gewißheit. Das Schloß Rötteln war häufig kriegerischen Anfällen ausgesetzt. Sogar die Basler, und diese zuerst, belagerten es 1333, jedoch erfolglos: wie denn die eisernen Waffen Basels bis auf die neueste Zeit herab fast immer unterlegen sind. Im 30jährigen Kriege, wie schon vorher im Bauernkriege, hatte Rötteln viele Drangsale zu überstehen. Im Orleans'schen Successionskrieg ward es nebst den Schlössern zu Badenweiler und Sausenburg von den Franzosen 1678

*) Der Name kommt vom „rothen Leuen" den er im Wappen führte.

**) Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte" S. 109.

erobert und zerstört. Seitdem liegt es in Ruinen, die noch Zeugen sind von seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit. Der einst bedeutende Marktflecken Rötteln (eine Stadt ist Rötteln nie gewesen, wie Manche irrthümlich behauptet haben), unweit des Schlosses liegend, ist von der Zeit an zu einem bedeutungslosen Oertchen, durch nichts mehr ausgezeichnet als durch einen reizenden Pfarrsitz, herabgesunken. Dagegen ist aus seinen Trümmern wie eine Colonie die Stadt Lörrach entstanden, die bis dahin nur ein Marktflecken war.

Riedligers Tochter.

Spinnet, Tochterli, spinnet, und Jergli, leng mer der Haspel!
D'Zit vergoht, der Obed chunnt und 's streckt si in's Früeijjohr.
Bald gohts wieder use mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav, wie's Riedligers Tochter!

In de Berge stoht e Huus, es wachse jez Wesme
uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's isch scho alt, und sin jez anderi Zite,
Weder wo der Simme-Fritz und 's Eveli g'huust ben.
Sie ben 's Huus erbaut, die schönsti unter de Firste,
Und ihr Name stoht no näumen am rueßige Tremel.
Het me gfrogt, wer sin im Wald die glücklichsten Eblüt,
Het me gseit: „der Simme-Fritz und 's Riedligers Tochter!"
Und 's isch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.

Spinnet, Chinder, spinnet, und Jergli, hel mer au Trieme! —
Mengmol, wo der Fritz no bi den Eltere glebt het,
Het en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Hesch di no nit anderst bsunne? G'falle der 's Meiers
Matte no nit besser zue siner einzige Tochter?"
Und der Fritz het druf mit ernstliche Worten erwiedert:
„„Nei, sie gfalle mer nit, und anderst b'sinni mi nümme.
's Riedligers suferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer."" —
„D'Tugede loß den Engle! Mer sin jez no nit im Himmel!" —
„„Lönt de Chüeibe 's Heu ab's Meiers grasige Matte!"" —
„D'Muetter isch e Her!" — „„Und soll au d'Muetter e Her sy,

Muetter hi und Muetter her, und 's Töchterli willi!'" —
„'s Meidli soll's gwiß au scho tribe, d'Nochbere sage's." —
„Sel isch en alte B'richt, und derum chani's nit wende.
Winkts mer, se mueß i cho, und heißt es mi näumis, so thuenis.
Lucgt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Buese,
Wird's mer, i weiß nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
's isch ke liebliger Gschöpf, aß so ne Herli, wo jung isch.'" —

Näumis bet d'Muetter gwüßt. Me seit, das Meideli seig gwiß
In sim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gü,
Und hab Erberi g'sucht. Uf eimol hört es e Ruusche,
Und wo's um si lucgt, se stoht in goldige Heere,
Nummen en Eble lang, e zierlig Frauweli vor em,
Inneme schwarze Gwand und g'stickt mit goldene Blueme
Und mit Edelgstei. „Gott grüeß di, Meideli!" seit's em,
„Spring nit furt, und förch mit nit! I thue der kei Leidli."
's Eveli seit: „Gott dank der, und wenn du 's Erdmännli's*)
Frau bisch,
Willi di nit förche!'" — „Jo freuli," seit es, „das bini. —
Meideli, los und sag: channsch alli Sprüchli im Spruchbuech?" —
„Jo, i cha sie alli, und schöni Gibetli und Psalme.'" —
„Meideli, los und sag: gobsch denn au flißig in d'Chilche?" —
„Alli Sunntig se thueni. I stand im vorderste Stüebli.'" —
„Meideli, los und sag: folgsch au, was 's Muetterli ha will?" —
„He, wills Gott der Her, und froget 's Muetterli selber!
's chennt ich wohl, i weiß es scho, und het mer scho viel gseit.'" —
„Meideli, was besch g'seit? Bisch öbbe 's Riedligers Tochter?
Wenn de mi Gotte bisch, se chumm ou zue mer in d'Stuebe!"
Hinter der Brumberi-Hurst gohts uf verschwiegene Pfade
Tief dur d'Felsen i. Hätt 's Frauweli nit e Laternli
In der Linke treit, und 's Eveli sergli am Arm g'führt,
's hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e silberni Thür uf.
„O Her Jesus, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?'" —
„Nei doch, du närrisch Chind. In mi'm verborgene Stübli
Bisch, bi diner Gotte. Sitz nieder und biß mer Gottwilche!
Well, das sin chospere Stei an mine gligrige Wände?
Well, i ha glatti Tisch? Se sin vom suferste Marmel.

*) Auf der Handbibel.

Und do die silberne Platten, und do die goldene Teller!
Chumm, iß Hunigschnitten und schöni gwundeni Strübli!
Magsch us dem Chägeli Milch? Magsch Wi im christalene
Becher?" —
„Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli möchti."

Wenes gesse het und trunke, seit em si Gotte:
„Chind, wenn d'fiißig lebrsch, und folgsch was 's Müetterli ha will,
Und chunnsch us der Schuel und gehsch zuem heilige Nachtmehl,
Willi der naumis schicke. Jeig, wie, was wär der am liebste?
Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zum
Spinne?" —
„Bald isch's Plunder verrisse, Frau Gotte, schenket mer's
Rädli!" —
„'s Rädle will gspunne ha. Nimm lieber's Trögli voll Plunder!
Siehsch die sidene Chappe mit goldene Düpflene gsprenglet?
Siehsch das Halstuech nit mit siebefarbige Streife,
Und e neue Rock, und do die gwässerti Hoorschnuer?" —
„Jo, 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte, schenket mer's
Rädli!" —
„Willisch's, se sollsche an ha, und chunnts, se halt mer's in Ehre!
Wenn de 's in Ehre besch, solls au an Plunder nit feble,
Und an Segen und Glück. I weiß em verborgeni Chräfte.
Sieder nimm das Rösli und trag mers sorglich im Buese!
Aß denn au ebbis besch von diner heimliche Gotte!
Los, und verlier mers nit! Es bringt der Freuden und Gsundheit.
Wärsch mer nit so lieb, i chönnt der jo Silber und Gold ge."
Und jez het sie's gchüßt, und wieder usen in Wald gfuehrt:
„Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!" —
So viel isch an der Sach, und deshalb het me ne nogseit,
D'Muetter seig e Her, und nit viel besser ihr Meidli.

Nu das Meideli isch mit si'm verborgene Blüemli
Hübscher vo Tag zue Tag und allwil liebliger worde.
Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
Und am Ostertag zuem Nachtmehl gangen und heim chunnt,
Nei, se bhüetis Gott, was steht im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaumholz, und an der Chunkle ne Riste

Mitteme zierlige Band us rosiger Siden umwunde,
Unte ne Letschli dra, und 's Gschirli zuem Netze vo Silber,
Und im Chrebs e Spüehli, und scho ne wengeli g'spunne.
D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Eveli gluegt! Was isch das Eveli gsprunge!
Gsangbuech weg und Maie weg und 's Rädli in d'Arm gno,
Und het's g'chüßt und druckt. „„O liebi Frau Gotte, vergelts Gott!"
's het nit z'Mittag gesse. Sie hen doch e Hammen im Chöl gha.
's isch nit usen in's Grüen mit andere Chindere gwandlet,
Gspunne hets mit Händ und Füeße; het em nit d'Muetter
's Rädli in Chaste gstellt, und gseit: „Gedenke des Sabaths!
Isch nit Christus der Her hüt vo de Todten erstande?" —
Nu, di Rädli hesch. Doch Eveli, Eveli, weisch au,
Wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gmeint ha
Frili weisch's, worum denn nit, und het sie 'm verheiße:
„Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle
Und am andere Sege;" se het sies g'halte wie's recht isch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Trogete Garn gholt?
Hets nit alli Johr vom finste gliichliche Fade
Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli zuem Färber?
He, me het jo gseit, und wenns au dussen im Feld seig,
's Rädli spinn elleinig furt, und wie si der Fade
Unten in d'Spuehle zieh', wach's unterm rosige Bendel
D'Riste wieder no, — sell müeßt mer e chummligi Sach sy; —
Und wer het im ganze Dorf die suferste Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichsten Ermel am Hemd gha,
Und die suferste Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
's Frauweli im Felseg'halt si liebligi Gotte.
Drum het's Simme's Fritz, wo's achtzeh' Summer erlebt het,
Zue der Muetter gseit mit ernstlige Mine und Worte:
„„Numme 's Riedligers Tochter zue ihre Tugede gfallt mer!""
Muetterherz isch bald verschreckt, zwor sotti's nit sage.
Wo sie wieder e mol vo's Meiers Tochter und Matte
Ernstlig mittem redet, und wills mit Dräue probiere:
„'s git e chräftig Mittel," seit sie, „wenn de verbert bisch.
Hemmer für's Riedligers g'huust? Di Vater setzt di ufs Pflichttheil,

Und de besch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra." —
„„Muetter,"" erwiedert der Simme, „„soll Euer Sege verscherzt sy,
Stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.
Z'Stette*) sitzt e Werber, und wo men uffeme Berg stoht,
Lütet d'Türkeglocke an allen Enden und Orte.
Bluet um Bluet, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe.
Färbt mi Bluet e Türkesäbel, schuldig sin Ihr dra!""

Wo das d'Muetter hört, se sitzt sie nieder vor Schrecke:
„Du vermessene Chind, se nimm sie, wenn de sie ha witt!
Aber chumm mer nit go chlage, wenn's der nit guet goht." —
's isch nit nöthig gsi. Sie hen wie d'Engel im Himmel
Mit enander g'lebt, und am verborgene Sege
Vo der Gotte hets nit gfehlt im hüsliche Wese.
He, sie hen jo z'letzt vo's Meiers grasige Matte
Selber die schönsti g'meiht, 's isch Alles endli an Stab cho,
Und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle. —
Thüent jez d'Räder weg, und Jergli, der Haspel ufs Chästli!
's isch afange dunkel und Zit an anderi G'schäfte.

Und so hen se 's gmacht, und wo sie d'Räder uf d'Site
Stellen, und wen go, und schüttle d'Agle vom Fürtuech,
Seit no's Vreneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,
Wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rösli."
Aber d'Muetter erwiedert: „„'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,
's chunnt uf 's Rädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege,
Wenn de schaffe magsch. Und besch nit 's Blüemli im Buese,
Wenn de züchtig lebsch und rein an Sinnen und Werke?
Gang jez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!""

J. Peter Hebel.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo simmer doch echterst? Bald glaubi, mer seige verirret.
's schlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke Glocke;

*) Pfarrdorf Stetten, eine halbe Stunde von Lörrach.

Wo me lest, und wo me luegt, se findt me ke Fueßtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es isch mer, mer seige
Rümme wit vom Häfnet-Bugg. Sust grusets mer, wenni
Druber mueß; jez wäri froh. Der Sunne no möcht es
Schier gar Jebm sy. Sel wär kei Fehler, mer chäme
Alliwil ne zitli gnueg go Steine bis Mittag. —
Geltet, was bani gseit! Gottlob, do summer am Häfnet,
Und jez weiß Weg und Steg. Der bent doch au betet
Hute frueih, wills Gott, und bentich gwäschen und d'Hoor gstrebit
Mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienst thue,
Und der sebnt mer schier so us. Jo, Vetter, i warnich,
Wemmer bim Brunne sind, me würdich wäschen und streble.
'e nebt im Wiesethal und in den einseme Matte
Ne ne Huus, me seit em numme 's Steinemer Schloßli.*)
's thuet de Hamberchs-Luten und 's thuet de Puure, wo gfrebnt ben,
Bis es gstanden isch mit sine Staflen am Giebel,
Au kei Jahn meh weh. Doch liege sie rueibig im Bede,
D'Häfnet-Jumpfere mit, wo vor undenkliche Zite
In dem Schloßli ghuset bet mit Vater und Muetter.
's isch e Zwingher gsi, und 's bet des Frehnes kei End g'ha,
Bald ufs Trube, bald zuem Bauen oder au Acker,
z'Nacht zuem Hueten in's Feld, und bet der Zwingher und d'Zwingfrau
Nut meh gwueßt, isch d'Tochter dho, ne zimpferig Dingli
Mitteme Zuckergsicht und marzipaneue Hälsli.
Bald bet ein go Basel mueßen oder no witers,
Salbe bele, das und deis zuem Wäschen und Streble,
Schueh mit gstickte Bluemen und chosveri goldene Chappe
Mit Chramanzlete drum und ideni Hentschen und Bendel.
Meinetter denn, sie wär e mol go Steine in d'Chilche
Uffem Bede gange mit ihre papierene Schubne?
Dertiger, bim Bluest, vem thüürste, wo me cha finde,
Hen sie mueße sereite vom Schlößli bis füren an Steine
Und durs Dori an d'Chilchhestbür und übere Chilchhof,

*) Jo der Name 'Schloßli' stammt, wenn Einsiedler verständlich von Versch. Die hier erwähnte Sage lebt noch im Munde der ältesten Einwohner.

Und am Mèntig wäschen. Am nächste Samstig bet Alles
Müeße sufer sy, wie neu vom Weber und Walker.
's isch emol en alte Ma, 's heig Niemes si Heimeth
Wüsse welle, neben an dem Oerliger-Fueßweg
Gstanden an der Chilchhofthüre. „Loset, i warnich
Jumpferli," heig er gseit, „'s isch mit dem Plätzli nit z'spasse.
Gobt mer so in d'Chilchen und über die graßige Gräber?
Wie heißts in der Bibel? Der werdets iemerst nit wüsse:
Erde sollst du werden, aus Erde bisch du genommen!
Jumpfere,i förch, i förch!" — Druf seig er verschwunde.
Sel mol uf Oerlinger-Tuech in d'Chilche gangen und nümme!
Nei, 's mueß Flanell her am nächste Sunntig mit rothe
Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunsch gha:
„Nähm di numme ne Ma im Elsis oder im Brisgau,
Oder wo der Pfeffer wachst! Es sott der so gunnt sy."
Aber 's het sie Niemes möge. D'Muetter isch gstorbe,
Der Vater au, sie liege nebenenander,
Und 's chunnt z'letzt e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof
An ke Flanell brucht und eineweg d'Schübli nit wüest macht.
Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
's seig nit briegget worde. Ne Vater unser hen frilig
Alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige Friede!"
Drum der Tod söhnt Alles us, wenns numme nit z'spot wär.
Aber der alt Ma seig eismol wieder am Chilchhof
Gstanden und heig gseit mit schwere bidütsieme Worte:
„Hesch nie das Plätzli birührt, so soll di das Plätzli nit tole.
Wo du ane ghörsch, weiß numme 's Geitligers Laubi."
's isch so cho. Der ander Morge, wemen ins Feld gobt,
Stoht der Todtebaum vor usse nebe der Chilchmuur.
Wer verbei isch, het en gseh, und 's heißt no dernebe,
's seige Grappe gnueg druf gsessen und heigen am Tuech pickt;
Wie mes macht; wenn näumis isch, se lüegt me no meh dra,
Jo, me hets wieder probiert, me het sie no tiefer vergrabe,
An en andere Platz. 's het Alles nit ghulfen und hattet.
Endli seit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
Frege, wo si ane ghört." Me rüstet e Wage,
Wettet d'Stieren i, und leit der Todtebaum ufe.

„Laufet, wo der went!“ Sie hen sie nit zweimol lo heiße.
Uf und furt zuem Häfnet-Bugg. Dört blibe sie b'bange,
J'allernöchst am Brunne (der wüssets) womer vorbei sin.
In dem Brunne sitzt sie. Doch stigt sie an sunnige Tage
Mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore,
Und wenn Näumer chunnt, wo selle Morge nit betet
Oder d'Hoor nit gstrehlt, und wo si nit gwäschen und putzt het,
Oder junge Bäum verderbt und Andere 's Holz stiehlt,
Seit me: sie nehm en in d'Arm, und ziehnen aben in Brunne. —
Vetter, i glaub sel nit. Me seit so wege de Chinde,
Aß sie süferli werden und niene näumis verderbe.
Vetter, wär es so gföhrli, bim Bluest, euch hätt si in d'Arm gno,
Wo mer neben abe sin, und gwäschen im Brunne,
Und au wieder gstrehlt e mol. — Nei loset, was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal summer dussen im Freie.
D'Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au näumis
Mitenander z'rede weiß und näumis z'verzähle.
Seigs denn au nit wohr, es isch nit besser, wenns wohr isch.
Sehnt der jez dört 's Schlößli mit sinen eckige Gieble?
Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht si der Chilchweg.

J. Peter Hebel.

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen am Rhistrom,
Und es git e Wetter! J wett, es zög si vorüber.
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und loset, wie's windet,
Wie's im Chemi tost, und der Gubl uffem Chilchetburm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwil nöcher und alliwil stärcher.
Ziehnt doch d'Laden a, der Glast möcht d'Auge verblende,
Und jez holet's Chrüsli und sitzet do ummen, i willich
Us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltseme Bueb ge,
Isch's der Friederli gsi in siner Juged, das weißi!
Aber schöner as er isch ken dur's Wiesethal g'wandlet,

Woner no Burechnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meisters Breneli het an ihm si eigeni Freud gha,
Er am Breneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi. —
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttet's! Bringet der 's Chrüsli
Und e Räuftli Brod dezue? Jez sitzet und loset! —
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
Isch e schwere Chrieg und sin Pauduren im Land gsi.
Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,
Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zue gno.
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere,
Het si Sach verloren und Hunger glitten und bettlet;
Mengi hen si zsamme grottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land glo,
Gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebte Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene gstanden, und uf de Matte vo Farnau
Bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
Het der Uebli gmeiht, und 's Heu uf d'Egerte heimgfüehrt;
Aber e wüste Ma zue dem, wie's ken meh in siebe
Here Ländere git; im Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit 's Breneli endli zur Frau ge,
's Breneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblig:
's het's ke Magd im Hus bis Betzit chönnen erlide,
Und kei Chnecht bett' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
Und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle verleide!"
Het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen und briegget.
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht
Het der Uebli gmetzget, und het er gwurstet bis z'Obe:
Het er z'Nacht si Chrüegli glüpft bim bretene Ribbli.
„Breni, gang in Cheller," und: „Breni leng mer z'trinke!"

Het er meh as zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gsinnet ben sie 'nemol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder, mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Debben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse?
Hender gmeint, jo wohl! Scho z'Fasnecht isch er im Meister
Us de Hände gwütscht, sust bätt en der Stattbalter ghüblet.
Het er näumis bosget, se willi 's nit verrothe;
Was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet
Het mer le Spur meh gha, bis öbben afangs Aprille
Stoht er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön an Wuchs und Gsicht, und fründli gege de Lüte,
Muetbig wie ne Leu, doch voll verborgene Bsinnig.
Hen sie'n alli gern, und sage: „Sei du der Hauptma!
Was de seisch, das thüemer, und schickis numme, se göhmer,
Hundertfüfzig Ma und siebenesibezig Bueb!"
Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge!
Wenn e riche Buur die Arme ploget und schindet,
Wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
Bis au wieder Recht und Gsetz und Ordnig im Land isch."
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma sim Völchli:
„Manne, was fange mer a? J hör, der Uebli het gmetzget.
's wär e Site Speck wohl us der Butene z'hole
Und e Dozzet Würst. Wie wäre? Doch 's Vreneli duurt mi.
Besser isches, es göhn e Paar, und singe ums Wurstli!
Saget, i loß en grüeßen, er solle im Friede verzehre
Und mer ve der Sau doch au 'ne Müesterli schicke.
Hemmer nit Menge Hirz us sine Gärte verschüchet?
Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Störzli vertrette,
Oder e Bäumli gschüttelt? Isch sine Chnechte und Bueb
Nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hüetet und g'wässert
Z'Nacht um Eis und früeih vor Tag; sie chönne nit chlage.
Leget em's erdlig ans Herz, i wünschich gueti Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zuem Uebli.
„Guten Obe!" — „Dunderschieß! Was hender, was wender?" —
„He, mer chömme do abe vom Sattelhof." „Zeiget, wie finder!" —
„So het use Meister gseit, se sagemer wieder."

Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Breneli näumi
Dusse gsi, doch d'Chnecht sin uffem Ofebank glege,
Und der Uebli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„„Saget eurem Meister, — (es isch mit Ehre nit z'melde),
Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister?
's lauft so Waar jez gnueg im Land, wo bettle und stehle,
Schereschlifer, Hafebinder, alti Soldate,
Sägefiler, Zeinemacher und anderi Strolche.
Wemmen alle wett ge, me müeßt no mittene laufe.
Packetich, jez isch's hochi Zit!"" — „He jo, der Gottswille!
Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Würstli!" —
„„Wart du Siebechetzer, e Ribbestückli wird guet sy!
Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!
Wenderich packe jez gli, i frog, ihr luftige Strolche!"" —
Jo sie ben sie packt, doch hinterne schliche vom Ofe
D'Chnecht zur Thüren us, und suche 's Breneli dusse.
„Meisterne, jez isches gfehlt, jez Meisterne helfet und rothet!
Das und das isch gscheh, sie hent's nit an is verdienet.
Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze g'hütet
J'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne nit chlage,
Kunteräri, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?
Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster rede."
's Breneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;
's Breneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's Mailänder Halstuech,
's Breneli chnüpft am Füertuechbendel — „Sepli, spann's Roß a,
Und e Welle Strau, besch ghört, und loß mer der Meister
Nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
Lueg, ob Alles sicher isch, und niene le Volch steht!"
Sieder chömme d'Buebe mit leere Säcke zuem Friedli.
Tausig Sapermost! wie sin em d'Flammen ins Gsicht cho,
Wo ner sie fregt: „Was hender?" und wo sie 'ne deutliche B'richt gen:
„„Nüt, und wüssetder was? Göhnt Ihr enandermol selber!
's isch em Uebli z'beiß, der sollet cho, go nem blose!"" —
„'s isch e Wort, i gang!" seit jez der Hauptma und funket,
„'s soll ihn nit lang brenne, 's isch chüel im Farnauer Chilchhof!

Uebli, du besch's letzt im Räf, sel chani der sage!"
Seits und pfift in Wald, und gschwinder as me ne Hand chert,
Pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
Und es lauft derher von allen Orten und Ende.
„Allo frisch, bergab! Der Egerten-Uebli het gmetzget,
's goht in eim jez hi, mer metzge hinecht der Uebli!
's duurt mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke." —
Jez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
Nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
Rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was besch mer!
D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
Sehns und huure nieder am Steinebrückli und bette:
„Alli guete Geister!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau unsen an Wald chunnt,
Dufflet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
's chönnt d'Faktorene sy, sie isch der Nemtig go Basel,
Und der müent sie nit verschrecke, lönt mi ellei goh!"
Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
Und goht uffen dar, und lueget em fründlig in d'Auge.
„„Friedli, bischs?"" — „I mein's emol!" — „„Se bisch mer Gottwilche
Unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen an denkt ha
Ob mim trutzige Ma und sine trutzige Rede.
Lueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers der Sepli
Dussen am Wasserstei. Es wär just anderster gange.
O, de glaubsch nit, wieni g'stroft bi. Besseri Zite
Hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez sin sie vorüber.
Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chriesi,
Schöni Gumpist-Aepfel, und au e Bizzeli Geis-Chäs,
Do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par Würstli,
Und e Logel voll Wi, gib achtig, aß es nit gäutschet,
's isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tabak.
Chumm e wenig absits, bis do die Wälder vorbi sin,
Und bis ordli, besch g'hört, und nimm di Gwissen in Obacht.""
Aber der Friedli schwört: „Bi Gott, der Uebli mueß sterbe!
„'s isch nit Gnad!" — Doch 's Vreneli seit: „„Jez los mer e Wörtli:

Gschwore besch, und jo, wenns Zit isch, sterbe mer alli,
Und der Uebli au, doch loß du lebe, was Gott will,
Und denk an di selber und an die chünftige Zite.
So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
Bisch nit im Land deheim, und besch nit Vater und Muetter?
Oebbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli Güetli
In der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hättschs gern,
Ischs bim Aetti nit Nei, de chasch no Stabhalter werde.
Nimm, wie müeßts der werden, an so ne Missethat z'denke,
Und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!
Halts im Uebli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
's isch zwor keine gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!
Schlacht's nit z'Schopfen Oelsi! 's isch Zit, se sag mer, witt folge?"
Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
Und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern schweyen, und cha nit.
Endli bricht em's Herz. „Nu jo denn, wenn d' mer e Schmutz gisch!
Bhüetdi Gott der Her, und jo, i will mi bikehre.
Buebe, jez packet uf, mer wen im Friede verlieb neb!
Göhnt e Paar uf d'Möhr und schießet näumen e Hirzli!"
Seits, und gebt in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
Bis si d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drin verlösche.
Endli gebt er au, doch luege mengmol enander
D'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochterli lit jez bim Uebli und stoßt en:
„Schnarchle mer doch nit so! Me cha jo nit nebe der schlofe!"
Und der Uebli zuckt und streckt sie: „Vreni, wie isch mer?" —
„He, wie wird's der sy?" — „I ha ne bluetige Traum gha.
Vreni, 's gebt nit guet, i ha mi selber seb metzge.
Hen sie mi nit verstechen, und in der Büttene brüeibet,
Mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's mer so weh thuet!"
Aber 's Vreneli seit: „He, 's macht nüt. Chunnt der nit mengmol
Debbis für? Jez isch es d'Sau, drum besch di seb metzge."
Aber 's Uebli's Schlof isch us und schweri Gidanke

Chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
Bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Breneli Suppen ischnidet,
Bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„„Chümmi, Reckholder-Veri! Will Nieme nüt chreme do inne?““ —
„Nei, der löset nüt!“ — „„Drum ischs mer au nit ums Löse!
Chönni, Meister Uebli, mit euch e wengeli rede?
Isch das eui Frau, se mags sie's hören, es schadt nüt.
Rechti fahri selb feuft mit Waar der Wiese no abe,
J, mi Rößli, mi Buch, und 's Richterlis Rößli und Matthis.
Wemer an Farnau chömme, se stehts voll Mannen und Buebe
Links im Wald, und an der Streß e luftigi Kerli.
's stebt e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,
Wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,
Het der Mond nit gschienen, und hani d'Auge nit bemer?
So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uebli mueß sterbe!
Weni neben abe gang, se seit ers zuem Wibsbild.
Witers weiß i nüt, und witers channi nüt sage;
Warten isch nit guet, me lest, und wandlet si's Wegs furt.
Bhüetich Gott, i gang, und thüent jez selber, was guet isch. — ““
Wie het 's Breneli glost! Doch bhaltet's verständigi Psinnig.
Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gsi?
Aber 's Ueblis G'bör isch weg, er lit in der Ohmacht,
D'Auge stehn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom Schwarze,
D'Jungen isch em gläbmt, sie lueget vor usen, und chölschblau
Isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
Holt vo Zell der Dokter-Friedli, 's isch em nit z'helfe.
Friedli, du besch d'Wahret gseit, der Uebli mueß sterbe.
Vormittag ischs se, und Nomittag ischs anderst.
Schweiße lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
Bis am dritte Tag, uf ei mol schnappt er, und endet;
Und am Justig d'ruf, se singt's hauptböchlige; Mitten
Wir im Leben sind“ — d'Streß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit ben sie en, sell isch gwiß, doch heißt es, en Andre
Heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Eber.
Göhnder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hender uf d'Site

Gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
Göhnt em still usweg. Es isch der Egerten-Uehli.
Sehnt der nüt, sen isch ers nit I ha nen no nie gseh.

Aber wer wird jez mit Zuespruch 's Vreneli tröste?
Groß isch 's Leid just nit, und siebe Woche no Pfingste
Rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüseli het der Vater gmacht, und gschworen: „I lid's nit!
So ne vertlaufene Burst mit miner liibliche Tochter,
Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber ins Zuchthus."
Aber was ischs gsi? — Es isch die einzige Tochter,
Und isch Frau für ihns, und mag er rothen und warne,
Muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
Hets au nümme bitrette, bis no Micheli si Vater
Z'Wil dur d'Wiese rittet, er het e Wage voll Wi chauft.
Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,
Und chunnt usem Weg, und 's tribt en oben und abe
Bis er abem Cheli fallt und nümmen ans G'stad chunnt.
An der Schore-Bruck dört hen sie 'n mornderigs gfunde.

Aber jez zieht üser Paar im Friede go Schopfe
Und nimmt B'sitz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
Füehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zu Würden und Ehre.
Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer stoht
Bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn öbbe
Mittem Huet in der Hand e Langenauer verbei goht?
Isch's nit mi Her Frieder mit siner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme.
Fangt's nit vornen a? — Z'letzt sage d'Burger: „Der Hügli
Cha jo nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
's wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere.
Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
Und Si Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
Isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter as Er schier.
Säger nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„„Nu, se sagi Jo, 's regiere chunnt mi nit suur a.""
Dreimal chlöpft der Hurlibaus — nei loset wie's schüttet,

Lueget, wie's dur d'Chlimse blitzt! — Im Pflueg und im Engel
Hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und trunke.
Wohr ischs, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erchise,
Und im Vreneli gunni 's au. In d'Schopfemer Chilche
Het er en Orgli gschafft, vor sine Ziten isch nüt gsi
(Z'Huse stoht sie no); d'Marodi het er vertribe,
Und uf d'Burger Obsicht treit, und g'rothen und g'warnet.
Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
Mit enander g'lebt, und Guts an Armen erwiese,
Jo, und 's isch em e Muetter zue siebe Chindere worde.
Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im Schopfemer Chilchspiel
Mengi Famili her, und blüeibt in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts Name!
Das het chlöpft, und das het gmacht, 's isch weger e Schlag gsi
Mengi Famili, se sage — die wenigste wüsse's meh selber.
Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi jez sage.
Zwor isch 's Chrüegli leer — nei loset, was git's uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's stürmt! Fürio! 's lauft Alles der Drau zue.

J. Peter Hebel

Auf der Hebelshöhe bei Schopfheim.

In des Eichenwaldes grüner Stille
Hingelagert in das frische Moos,
Lausch' ich dir, Natur in holder Fülle,
Aller Sorgen ist die Seele los.
Von der Höhe da hinab zu schauen
In das Thal mit seinen reichen Auen:
Unnennbare Wonne, süße Lust,
Strömt, ein volles Meer, durch meine Brust.

O Natur, wie lieblich, wie erhaben
Bist du, und wie unaussprechlich reich!

Deinen Reizen, deiner Milde Gaben,
Welche Mutter käme dir da gleich?
Wer Natur zur Freundin nicht erkoren,
Ist zum halben Leben nur geboren.
Reiner blüht kein Glück, als nur allein,
Innig dir, Natur, vertraut zu seyn.

Wonnig Bild, du Wiesenthal da drunten!
Lieblicher im Abendsonnengold!
Wie ein Silberband den Kranz durchwunden,
Windet sich durch deine Matten hold
Unsers Feldbergs muntre Tochter, Wiese,
Und ihr Rauschen klingt so heimisch, süße.
Ihrer Sprache, ihrer Wellen Ton,
Lauscht so gern des Wiesenthales Sohn.

Drüben in der Ferne dort, welch Blinken?
Alpen, Alpen! eine Zauberwelt
Seh' ich hoch im Himmelsraume winken,
Von der Sonne letztem Strahl erhellt.
Alpen, könnt' ich mich hinüber schwingen!
Meiner Sehnsucht wird es nie gelingen.
Ferne her grüß' ich euch tausend Mal
Wenn ihr hold mir winkt im Purpurstrahl.

Gottes Welt in stiller Abendstunde,
Wie erfüllt mit Freude sie das Herz!
Blätter säuseln feiernd in der Runde,
Betend steigt die Seele himmelwärts.
Bist du trostlos unter deinen Mühen,
Aufwärts zu den Höhen mußt du fliehen!
Unnennbare Wonne, süße Lust,
Gottes Frieden strömt in deine Brust.

Ach, und hier — im Schatten dieser Eichen,
Auf der Höh', die Hebels Namen trägt.
Wo die Lüfte Geisterlauten gleichen:
Wie wird zaubrisch hier das Herz bewegt!
In dem Lied der Amseln, Nachtigallen,

Hör' ich, Sänger, deine Lieder schallen;
Wenn sie schweigen, murmelt sanft der Bach
Hebels heitre Melodieen nach.

Wenn die Klänge so vorüber schweben
Wie vom Paradies ein Ahnungshauch,
Ach, wie fühl ich dann die Brust sich beben,
Und ein Lied sang' ich so gerne auch!
Was dem Bach, der Nachtigall gelungen,
— Hebels Weise haben sie gesungen —
Was die Bäume säuseln um mich her:
Meinem Lied gelingt es nimmermehr.

Reinhard Reitzel.

Dorf Eichen und sein See.

Lange vor der Reformation, zu einer Zeit, wo in dem befestigten Nachbarstädtchen Schopfheim ein Nonnenkloster war, bestand der Ort nur aus vier zum Kloster gehörigen Höfen, welche isolirt von einander lagen und wovon der Eine unter dem Namen der Kreihof noch besteht und durch ein altes gothisches Thürmlein sein Alter bewährt. Der übrige Theil des Ortes war meistens Feld und Wald, besonders war aber die Anhöhe, auf welcher die Kirche steht, und von wo aus man die schönste Aussicht in das Wiesenthal genießt, mit vielen prächtigen Eichen bewachsen. Auf dem Gipfel dieses Hügels hatte einst ein Mann, Namens Pancratius, Vater einer zahlreichen Familie, beschäftigt eine Eiche zu fällen, das Unglück, von solcher erschlagen zu werden. Seine Kinder und Freunde hieben nun zum Andenken an dessen tragisches Ende ein großes viereckiges Loch in den unteren Theil des Stammes, fügten ein Bildniß des heiligen Pancratius hinein, stellten es dort auf, und wallfahrteten am Todestage jenes Unglücklichen dorthin, um für sein Seelenheil zu beten. Nach und nach kam dieser Bildstock in einen wunderthätigen Ruf; man baute eine Kapelle dazu, welche dem heiligen Pancratius geweiht wurde, und eine Menge Wallfahrer stellten Pilgerschaften dahin an. Es hieß dann nur, man wolle „zur Eiche" wallfahren;

daher der Name des allmählig dort entstandenen Dorfes. Am merkwürdigsten ist es aber durch den nach ihm benannten „Eichener See," der nur eine Viertelstunde östlich vom Dorf entfernt, 1434 Fuß über dem Meere liegt und über 7 Morgen Flächenraum hat. Er ist theils von Wald, theils von Ackerfeld umgeben, ohne sichtbaren Zufluß von Wasser. Seine Farbe ist blaugrünlich; die Haupteigenschaft dieses Sees ist aber, daß er sich in gewissen Perioden abwechselnd füllt und wieder ganz verliert. Mehrere Jahre hindurch steht er wasserleer, so daß sein Bett dann benützt wird, um Feldfrüchte darin zu pflanzen. Er steht unleugbar mit unterirdischen Höhlen, wahrscheinlich mit denen von Hasel in Verbindung, denn er füllte sich auch zur nämlichen Zeit, als in den Jahren 1799 und 1800 mehrere Erdeinbrüche zu Hasel vorfielen, fünfmal so mächtig an und schwoll so hoch empor, daß er auf der Seite nach Eichen hin auszubrechen drohte. Wirklich geht auch im Volke die Sage, daß er, einer alten Prophezeihung zu Folge, einst sein Bett durchbrechen, und die Vorstadt von Schopfheim unter Wasser setzen werde. Gewöhnlich füllt er sich nach langem Regenwetter, wenn die unterirdischen Höhlen voll Wasser sind. Ist sein Becken wieder trocken, so erblickt man darin weder Löcher noch Rißspalten. Seit mehreren Jahren aber war er nicht mehr mit Wasser angefüllt und scheint es auch nicht mehr werden zu wollen.

(Vergleiche darüber den Artikel in Kolb's und in Schreiber's Werken von Baden.)

Der Eichener See.

(Erzählung nach einer Volkssage.)

Außerhalb der verschütteten Gräben und Mauern der ehemaligen Veste Schopfen (jetzt Schopfheim) erheben sich uralte Linden, in deren Schatten die Kinder einen angemessenen Tummelplatz fanden, und worunter auch die Erwachsenen an schönen Abenden oder Sonntagen sich zu geselligen Spielen vereinigten.

Ein milder Septembertag war vorüber, das Geräusch der Geschäfte verstummt, und eine ruhige Stille lag über dem Thal. Durch die Zweige der hohen Linden flüsterte ein leiser Hauch,

sanft, wie die Sprache der Liebe. — Herzinnig nun schlang ein Jüngling ein holdes Mädchen, mit dem er seit etlichen Minuten unter den Linden lustwandelte.

„Katharina," sagte der Jüngling, „wurdest du mit Johannes, dem Wirth zum fliehenden Hirschen, glücklicher seyn, als mit Georg, dem schlichten Weber?"

„Welche Frage, Georg, nachdem ich dir schon einen Kuß gegeben! Ist er dir nicht das Zeichen meiner Liebe, Schwur und Pfand meiner Treue? Mit dem Manne bin ich glücklich, den ich liebe, mit einem andern gewiß nicht. Und weißt du schon, was mein Vater heute zu mir gesagt hat?"

Sie standen gerade neben einer Bank, die sich rings um einen dicken Lindenstamm hinzog; Georg setzte sich nieder und zog Katharina auf seinen Schoos. „Rede mein Herz, rede," sprach er, und legte seinen Arm über die Schulter der Geliebten.

„Nahe sind wir am Ziele, Georg, näher als du glaubst; unser Glück ist nicht mehr ferne. Heute, als der Vater zu Mittag gegessen und allein noch am Tisch saß, rief er mich zu sich. Das Herz klopfte mir; doch nahm er freundlich meine Hand und hieß mich sitzen. Katharina, sagte er, ich weiß es, daß du den Georg liebst, den Wirth aber, den Johannes, nicht leiden magst. Du erhältst jetzt auch meine Zustimmung. Deiner Großmutter hast du es zu verdanken; sie hat den Johannes auskundschaftet; er sey im Geheimen ein nichtswürdiger Mensch und habe auch andere Mädchen schon betrogen. Sein neues Wirthshaus in der Vorstadt draußen, die immer mehr Hauser bekommt, gefällt mir zwar, aber ich will doch nicht, daß du die fliehende Hirschwirthin werdest. Wenn sich der Georg immer so gut hält, so sag ihm, daß er frei in unser Haus kommen darf, ich werde nimmer so unwirsch mit ihm reden. Ich fiel meinem Vater um den Hals und sprang hernach zur Großmutter, sie zu küssen."

Von dem süßen Glücke naher Zukunft übermannt und von der Freude unerwarteter Wendung berauscht, preßte Georg die Geliebte an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen. „Kein Mensch ist reicher, keiner glücklicher, als ich; Katharina, durch dich bin ich es!" rief er jubelnd. „Aber auch deine Tage will ich verschönen, dein Leben versüßen, mein theu-

res Mädchen, durch unverwelkliche Liebe und ewige Treue, glaub es mir, Katharina!" Und abermals küßte er den kleinen Mund der Holden.

Die nahe Thurmuhr kündete gerade die neunte Stunde, und Katharina mahnte an die Heimkehr. „Noch Eins!" sagte der glückliche Georg. „Morgen ist Sonntag und der Tag scheint sonnenhell zu werden; wir machen einen Spaziergang an den Eichener See und feiern dadurch den ersten Tag unserer gekrönten Liebe. Und wenn der kleine Weidling auf dem See frei ist, so kann er uns eine Stunde hin und her tragen." Katharina nahm den Vorschlag an und entfernte sich an dem Arme ihres Geliebten, nach dem Hause ihres Vaters kehrend. Hinter der Linde trat eine Gestalt hervor, als die Beiden fort waren. „So, so!" rief dieselbe; „wartet, ich will mich schon rächen!"

Auf einer Anhöhe, zwischen dem Wiesen- und Wehrarthale befindet sich ein merkwürdiger See, der etliche Jauchert Land bedeckt. Das Wasser aus demselben verschwindet gänzlich, ohne daß man einen sichtbaren Abfluß kennt. Das Land, wenn es wieder trocken ist, wird dann angepflanzt und gibt reichlichen Ertrag. Gewöhnlich im Spätjahr erscheint der See wieder. Man weiß nur, daß sich das Becken mit Wasser füllt; aber Niemand kann mit Gewißheit sagen, da oder da ist es hervorgebrochen.

An diesem See stunden am Sonntag Nachmittage Georg und Katharina. Der Jüngling band den Weidling los und vergnügt stiegen Beide hinein. Mit starker Hand stieß Georg den Nachen vom Land, daß er lustig über das Wasser hinschaukelte. Welch' Entsetzen! Plötzlich brach die eine Seite des Fahrzeugs zusammen. Mit einem gellenden Schrei, den Katharina ausstieß, sank sie, von Georg umarmt, in die Tiefe des Wassers. Nach einigen Minuten wurden Beide wieder sichtbar. Mit aller Kraft und Anstrengung suchte der Jüngling, Katharina mit dem einen Arme über dem Wasser haltend, das Ufer zu erreichen. Vergebens; er sank und mit ihm sein Theuerstes. Das liebende Paar fand vereint ein großes, naßes Grab, aus welchem sie nimmer zum glücklichen Leben emporstiegen. —

Aus dem Walde, der an den See stößt, trat Johannes, der Wirth zum fliehenden Hirsch. „Ich habe mich gerächt!" sagte

er, und sein wüstes Auge sah scheu nach der Stelle, wo seine unglücklichen Opfer untergesunken waren. Der furchtbare Mensch hatte in der Nacht vor dem Sonntag den Weidling so geschickt durchsägt, daß es ohne genaue Untersuchung nicht bemerkt werden konnte, so, daß sich das Fahrzeug durch die Last von zwei Menschen nach und nach auseinander fügen mußte.

Jedermann bedauerte mit aufrichtigem Herzen die zwei Verunglückten und suchte den vom höchsten Schmerz erfüllten Vater Katharina's zu trösten. Allgemein schrieb man das Unglück dem Zufall, oder der Gebrechlichkeit des Weidlings zu.

In der Nacht, die auf diesen Sonntag folgte, weckte ein furchtbares Geschrei die Bewohner der Vorstadt Schopfheims. Es kam aus einem Fenster des Wirthshauses zum fliehenden Hirschen. „Rettet mich, ihr Leute, rettet mich! Seh't ihr nicht das Gewässer? Der See ist ausgebrochen — dort kommt er ja — Alles ist verloren! Sie schöpfen ihn aus, weil ich sie hinein geworfen — die Vorstadt wird untergehen!“ Der Schreier wollte durch's Fenster auf die Straße, aber ein hinzugetretener Knecht hielt ihn zurück. Unten versammelte sich eine Menge Menschen. „Was ist dem Hirschenwirth geschehen — ist er wahnsinnig?“ fragte man sich unter einander. Dem Statthalter, der auch unten stund, war aber das Wort: „weil ich sie hineingeworfen!“ nicht entgangen. Er trat zu dem Hirschenwirth ein. Ein schrecklicher Traum hatte die Sinne des Missethäters verwirrt. Er antwortete auf keine Frage; aber in Einem fort schrie er: „Hätte ich den Georg und des Müllers Katharina nicht hineingeworfen, so könnten sie den See nicht ausschöpfen, und die Vorstadt und mein Haus gingen nicht unter. Rettet mich aus dem Wasser!“

Man wußte genug. Am andern Morgen wurden die einzelnen Stücke des Weidlings zusammen gefischt. Die Untersuchung brachte die Unthat völlig an den Tag.

Reinhard Reitzel.

Der Lütplager.

Im dreizehnten Jahrhunderte hauste ein Ritter Kuno auf der nun schon längst in Trümmern liegenden Veste Bärenfels.

Er war ein harter, boshafter Mann, und sein Aeußeres, seine rothen struppigen Haare, sein tückisches Gesicht, entsprachen vollkommen dem Inneren. Weil er durch seine in der Umgegend ausgeübten Gewaltthätigkeiten eine wahre Plage der Leute geworden war, hieß man ihn auch allgemein [illegible] den „Lütplager"; bald fiel es ihm ein, seine Dienstmannen nach Hasel hinabzusenden, um das Beste, was die armen Bauern besaßen, von ihnen einziehen oder gewaltsam hinwegnehmen zu lassen; bald zwang er das Volk zu den härtesten Frohndiensten; bald entführte er einem Vater die reizende Tochter, kurz, er häufte Sünde auf Sünde. Nach seinem Tode sahen ihn die Leute öfters in Gestalt eines ungeheuern ziegelrothen Katers zu gewissen Zeiten in der Nähe seines verfallenen Schlosses umherschleichen und manchmal plötzlich von Hunden verfolgt werden; noch jetzt scheut man sich nächtlicher Weile den Ruinen zu nähern, wo man wildes Hundegebell und ängstliches Katzengekreisch zu vernehmen glaubt; dann pflegt man zu sagen: „der Kuno rührt sich wieder."

(Vergl. [illegible] „Das [illegible]" [illegible] 1831.)

Die Erdmannshöhle bei Hasel.

Das Pfarrdorf Hasel liegt in einem freundlichen Seitenthälchen der Wiese, am Haselbache, von Schopfheim nur anderthalb Stunden östlich entfernt, ist ziemlich alt und gehörte wahrscheinlich in früheren Zeiten den Herrn von Bärenfels, deren Burgüberreste in der Nachbarschaft aus dem Wald emporragen. Etwa 500 Schritte südlich von Hasel liegt die Erdmannshöhle, ein würdiges Seitenstück zu der berühmten Baumannshöhle im Harze, und das Ziel zahlreicher Ausflüge der fremden Touristen und der Bewohner der Umgegend. Wer sie zu sehen wünscht, muß sich dieselbe vom Schullehrer des Ortes zeigen lassen, welcher den Schlüssel zu ihr in privilegirter Verwahrung hat und die Besuchlustigen mit besondern Ueberkleidern versieht, weil man dort sonst leicht die eigenen verderben und sich gefährlich erkälten kann. Das Ganze besteht

aus mehreren Haupthöhlen, Grotten und Seitengängen voll durcheinandergestürzter Felsenmassen; Wände und Decken aber sind aus Stalaktiten (Tropfsteinen) gebildet, welche die abenteuerlichsten Fantasiespiele der Natur vorstellen. Einer dieser Stalaktiten, der Mantel genannt, soll bei 6 Centner schwer seyn; andere bilden an einer Seitenwand die sogenannte Orgel und auf einer andern Wand sind die Tropfsteine so gruppirt, daß sie wie eine Kanzel aussehen. In der Tiefe rauscht ein starker Bach durch die Haupthöhlen; eine entferntere Höhle führt zu einem kleinen unterirdischen See, welcher jedes weitere Vordringen hemmt. Die interessanteste Höhle ist diejenige, welche die, gleichfalls aus Stalaktiten gebildete „Fürstengruft" und den „Sarg" enthält.

Die Erdmannshöhle war in früheren Zeiten wenig bekannt; erst zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde sie genauer untersucht und zugänglich gemacht, so daß im Jahre 1811 die Frau Großherzogin Stephanie dieselbe in Augenschein nehmen konnte. Die ganze Gegend von Hasel scheint von unterirdischen Gängen durchzogen zu seyn; so findet sich z. B. selbst unter dem Pfarrhause des Ortes eine weite, geräumige Höhle, die sich unter dem Haselbache bis zur Kirche hinzieht. Einsenkungen des Bodens zeugen an verschiedenen Punkten dieser Gegend vom Daseyn vieler derartiger Höhlen, wie überhaupt die Bäche zwischen der Wehra und Wiese von Hasel an bis zum Rheine in unterirdischer Verbindung zu stehen scheinen. Auch der Bach, welcher die Erdmannshöhle durchfließt, hat seine sichtbare Ausmündung, sondern scheint unter der Erde bis zum Rheine fortzugehen. Ebenso mag der Eichener See (siehe den Artikel) mit dieser Höhle in geheimem Zusammenhange stehen. Eine Beschreibung der Erdmannshöhle mit sechs Kupfertafeln wurde von Landkommissär Lembke, (Basel, 1801, 4to.) herausgegeben.

Die Einbildungskraft des Volkes, überall leicht angeregt in eigenen abenteuerlichen Schöpfungen, wo die Natur in kühnen Fantasiespielen sich ergangen, hat auch dieses merkwürdige Schaudiabolinum mit, denselben entsprechenden Scheinen bevölkert, nämlich mit dem uralten Gnomengeschlechte, welches fast in allen Hauptgebirgen, wie z. B. im Riesengebirge, im Harz ꝛc.

eine so bedeutende Rolle spielt. Die Haseler Höhle ist der Sitz einer Menge von Erdmännlein und Erdweiblein, und hat ersteren ihre Benennung zu verdanken. Scheu geworden aber vor den überall eindringenden Lichtstrahlen der aufklärenden Neuzeit, haben sich diese, übrigens größtentheils gutmüthigen und harmlosen Geschöpfe, in die entlegensten unterirdischen Abgründe und Felsengrotten zurückgezogen und lassen sich höchstens nur noch vor den gefeiten Augen eines Frohnfasten- oder Sonntagskindes sehen.

Aber vor etlichen hundert Jahren, da war es anders; da pflogen diese Gnomen und Gnominen lebhaften freundlichen Verkehr mit den Bewohnern der Oberwelt, so damals auch frömmer und naturandächtiger waren, als in unsern religionshadrigen, wenn gleich helleren Tagen. Damals kamen sie oft zu den Leuten hervor aus ihren grotesken Felspalästen, sie besuchend in Haus und Feld, in Küchen und Spinnstuben, gerne bereit, in allerlei Wirthschaftsgeschäften hülfreiche Hand zu leisten, zuweilen mit Gold und kostbaren Steinen wackern, unverschuldet in Armuth gerathenen Leuten wieder aufzuhelfen, zuweilen auch nützlichen Rath ertheilend und zur Abwechslung den Burschen und Mädchen Abends schöne Mährchen erzählend, — poesievollere Mysterien als die von Paris. Und dagegen sprachen die harmlosen Wesen keine weiteren Gefälligkeiten von den Landleuten und Gebirgsbewohnern an, als die Erlaubniß, in strengen Wintern, wenn die Kälte selbst bis in die tiefsten Palasthallen der Unterwelt drang und die Quellen und Bäche und Schwaden darinnen zu Eis und Reif sich gestalteten, in einem Eckchen der Wohnstube, beim warmen Ofen, auf einem Bündelchen Stroh oder selbstmitgebrachtem Bergflachse (Asbest), die Nacht zubringen zu dürfen.

Diese Gäste — so erzählt uns im Wiesenthal noch manch altes Mütterchen — sollen allerliebste Miniaturgeschöpfe, kaum ein Paar Spannen hoch, doch meist ungemein zierlicher Gestalt und sanfter, einnehmender Gesichtsbildung gewesen seyn, nur hätten sie das Eigenthümliche gehabt, daß man niemals Füße an ihnen bemerken konnte. Um sich nun zu überzeugen, ob sie solche wirklich besäßen oder nicht, geriethen einmal einige junge vorwitzige Bursche von Hasel auf den Einfall, auf dem ganzen

Wege, von der Erdmannshöhle her bis zum Dorfe, Asche zu streuen, um zu sehen, welche, oder ob gar keine Spur von Fußtritten die Zwergchen darin eindrückten. Die sonst so gutmüthigen Gnomen aber, als sie, wie gewöhnlich im Begriff, ihre abendlichen Besuche im Dorfe zu machen, diese List gewahr wurden, geriethen darüber in einen solchen Unwillen, daß sie sich bei den Haslern seither nicht wieder sehen ließen. Lange Zeit noch darnach hörte man tief unten aus dem Boden hervor ein dumpfes Brausen, Schnauben und Gemurmel; die einzige Art, wie die armen Geneckten ihrem Unmuthe Luft zu machen pflegten.

A. Schulz.

(Ueber die Erdmannshöhle vergleiche Lembke's ohnangeführte Monographie und den Artikel Hasel in dem Kolb'schen Lexikon von Baden.)

Die Erdmannshöhle.

(Erzählung mit Zugrundlegung der Volkslage von den Erdmännlern.)

Die Maisonne schien lieblich. Im Thal entfaltete sich der Frühling mit freundlicher Milde, die Erde mit Blumen und tausendfachen Reizen ausschmückend. Ueppig strebten die Saaten empor und frisch kleideten sich die Wiesen, durch welche der Storch behaglich dahin schritt.

Es war ein Sonntag; vertraulich stunden die Leute des Dorfes Hasel vor ihren Häusern beisammen, angelockt von der Frühlingswärme, plaudernd oder mit kleinen Kindern spielend. Mädchen, Hand in Hand, hüpften über die Gasse dem grünen Walde zu, Erdbeeren und Maiblumen zu suchen. Diesen nach zogen die jungen Bursche, mit Querpfeifen versehen, im Schatten einer Linde Tänze und Märsche zu blasen, nach fröhlichem Brauch. Alle kamen jedoch bald eilfertig zurück; denn ein Trupp Reiter mit glänzenden Panzern und farbigen Federbüschen bewegte sich durch das enge Thal herauf dem Dorfe zu. Neugierig stellte sich Jung und Alt an die Straße und erwartete den schönen Zug. Die Reiter kamen, sieben an der Zahl, zogen aber ohne Halt vorüber.

„Da ist der Herr von Oeflingen," sagten Einige, „er

wird seine Braut abholen, des reichen Dietrich's von Rötteln Tochter."

So war es. Bernhard von Oeflingen hatte um die Hand der schönen Helena, der jüngsten Tochter des Freiherrn von Rötteln geworben, und da ihm freundliche Zusage geworden, kam er jetzt, die Geliebte heimzuführen in die wohnliche Burg seiner Väter.

Als der Zug hinter einer Anhöhe verschwunden und somit den Zuschauern aus den Augen war, saßen einige ältere Männer auf einem Baumstamm, der unter einem schattigen Kirschbaume lag, zusammen. „Der von Oeflingen ist ein wackerer Ritter," — sagte der Vogt, der unter ihnen war; — „mein Seel, der hält seine Leute in der Zucht! Und doch sind ihm Alle treu und ergeben. Das ist ein Regiment!"

„Vetter Vogt," — entgegnete ein älterer Bauer, — „solch ein Regiment sollet Ihr auch eingeführt haben in Eurer Gemeinde, es würde euch sicher Niemand darum tadeln!"

„Blitz, alter Greinert, Ihr redet frei mit mir!" — fuhr der Vogt auf; — „Wißt Ihr doch wohl, daß ein Vogt sich nicht jede Rede gefallen lassen muß, absonderlich von Einem, der unter ihm steht."

Der Alte erwiederte ruhig, sich gleichsam rechtfertigend: „Wohl darf es nicht ein Jeder wagen, Euch ein Wort zu sagen; aber Ihr wißt ja, Euerer Ehefrau Bruder, der Stephan, hat mir vor Kurzem so ganz ohne mein Wissen den schönen Eichbaum weggenommen, an welchem die großen Blätter gewachsen, welche ich vor den Mund nahm, wenn er sich zu ungelegener Zeit öffnen wollte. Und so ist es eigentlich nicht meine Schuld, daß Ihr mich frei reden hört."

„Ich weiß, daß Ihr mir Anzeige gethan; die Sache will ich schon finden!" warf der Vogt dazwischen.

„Ei Vogt, werdet nicht unwillig und ereifert Euch doch nicht!" fuhr der Greinert fort. „Ich wollte im Grunde von meiner eigenen Sache gar nicht reden; vielmehr ist das etwas Unerhörtes, daß man die armen Erdmännlein, die von unsern Vorfahren so hoch in Ehren gehalten wurden, in jetzigen Tagen nicht selten beleidigen läßt, ohne die Boshaften zu bestrafen. Die kleinen Wesen thun uns vielfältig Gutes, und des

Uebels, das sie uns zufügen könnten, wäre gewiß nicht wenig; Ihr allein, Vogt, könntet das anders machen durch ein gut Regiment!'"

Die meisten der anwesenden Bürgersleute stimmten dem Redner vollkommen bei; der Vogt aber, ein Liedlein in das Weite summend, stellte sich, als ob er das Gerede nicht vernommen.

„Habt Ihr auch schon gehört, wie es dem von Bärenfels ergangen?" fragte ein Anderer, dem Gespräch einen andern Gang zu geben.

„'Wir wissen's nicht,'" — riefen Alle, — „'erzähle!'"

Der Bauer klopfte seine Tabackspfeife aus und berichtete:

„Der stolze Herr von Bärenfels jagte nahe an den Forsten des Oeslingers mit zwei Gesellen. Es traf sich, daß ihnen ein Erdmännlein begegnete. Der übermüthige Bärenfels ließ seine Hunde darauf los und hatte seine Freude daran, wie die Unthiere das arme Männlein jagten und ängstigten, und wie es sich jämmerlich gebehrdete und schrie. Da sprengte der edle Ritter von Oeslingen daher, welcher die grausame Jagd gehört hatte und schlug einen der Fanghunde des Bärenfels' nieder. Die beiden Herren geriethen darüber in einen harten Streit, wobei der Bärenfels den Kürzern gezogen hat. Das Erdmännlein soll dann zu seinem Retter gesagt haben: „es wolle ihm sein Erbarmen schon vergelten."

„Ja das wird es gewiß!" sagten Etliche, als der Erzähler geendet hatte.

„Aber der unmenschliche Bärenfels wird seinen Lohn auch bekommen!'" sprach der alte Greinert, den Zeigefinger hebend.

Die Fenster der Burg Bärenfels glänzten von den Strahlen der Abendsonne, die nicht mehr hoch über den Vogesen stund, und den Widerschein der gemahlten Scheiben sah man von unten aus dem schmalen Thale, das frühe schon im Schatten begraben lag, während die Tannen auf den Höhen sich noch im Sonnenlichte wiegten. Das Schloß wurde von dem noch unverheirathetem Ruprecht und seiner Schwester Adelgunde bewohnt, welche Geschwister frühe schon ihre Mutter,

vor elf Monaten aber den Vater verloren hatten. Finster und in sich gekehrt schritt Ruprecht den Laubengang im Garten, der auf der westlichen Seite das Schloßgebäude umgab, auf und ab, indessen die Schwester ihre Lieblinge, die Aurikeln, mit Wasser begoß. Der junge Mann sah oft auf den Pfad hinüber, der von Norden herab in die Burg führte, und blieb zuweilen stehen, als ob seinen Blicken Jemand begegnen müßte. Dann wandte er sich etwas barsch zu seiner Schwester: Heute kommt der Steinegger, der Bruno; du wirst Sorge tragen für ein ordentliches Abendessen. Ich wünsche aber, daß du dich gegen ihn beträgst, wie es einem Schwesterlein geziemt, wenn ein Freund des Bruders das Haus besucht. Längst schon hätt' ich es gerne gesehen, du wärest dem Freunde um etwas geneigter begegnet. Ohne Zweifel ist dir seine Werbung um deine Hand kein Geheimniß mehr, und ich bin's zufrieden."

Mit einem Blick, aus welchem Schmerz und Angst hervorleuchteten, schaute Adelgunde zu ihrem Bruder auf: „Fordere Alles, gib mir den Tod — nur nicht einen Gemahl, den ich nicht lieben kann. O Ruprecht, gedenke der schönen, glücklichen Tage unserer Jugend! Hat mich deine Liebe nur darum gerettet, als ich einst schwindelnd in unsres Brunnens furchtbare Tiefe zu stürzen drohte, — um mir das Schrecklichste zu bereiten: das Leben mit einem Manne zu theilen, den keine That ehrt.'"

„Bruno von Steinegg ist ein adelig Blut, und hält Freundschaft mit mir!" sagte ungeduldig und schneidend der Bruder.

Indem er sich umdrehte, ward er einen Reiter gewahr, der den Waldpfad herab auf das Schloß zu ritt. Er eilte an die Zugbrücke, und empfing mit freudigen Worten und Gebärden seinen Freund von Steinegg.

Die Beiden stiegen Arm in Arm die steinerne Wendeltreppe hinauf, und setzten sich eben in ein Gemach um einen großen Holztisch, während ein Diener wohlgefüllte Pokale Markgräfler vor ihnen aufpflanzte. Der Bärenfels verschloß vorsichtig die Thüre, damit die geheime Berathung, die nach allen Anzeigen gepflogen werden sollte, durch keinen Unberufenen gestört wurde.

Der Abend war indessen hereingebrochen und den westlichen Horizont umsäumte mit lieblichen Gestalten das Abendroth. Adelgunde befand sich in der Küche, beschäftigt mit der Zurichtung

des Mahles. Mit Schauder und Grauen gedachte sie des Gastes, der heute wieder in die Burg gekommen. „Es ist kein gutes Zeichen,“ waren ihre Gedanken, „daß Dieser wieder eingesprochen. Wolle Gott nur Böses verhüten!“ — Ruprecht trat zu ihr und befahl, das Essen aufzutragen, worauf er sofort in den Burghof hinunter eilte, und sechs seiner handfestesten Leute zusammen rief. „In einer halben Stunde seyd bereit, wohlbewaffnet und im Sattel!“ war sein Befehl. „Und damit euch der Muth nicht fehle, findet ihr auf Eurer Stube zwei Flaschen für den Mann.“

Adelgunde wurde von ihrem Bruder mit ungeschwisterlicher Strenge genöthigt, bei Tische zu erscheinen.

„Laßt Euch lang' nicht sehen, Fräulein!“ redete mit rauher Stimme der Steinegger sie an. „Erlaubt auf Eure Gesundheit zu trinken, herzliebste Braut!“ fuhr er fort, und leerte unmanierlich einen beträchtlichen Becher.

„Ich danke Euch, Herr,“ entgegnete Adelgunde mit niedergesenktem Blicke. „Doch mögt Ihr künftig Euch des Gelüstes enthalten, mich Eure Braut zu heißen.“

Mit finsterer Miene heftete der Bruder seine Augen verweisend auf die Schwester: „Ich hab's ihn geheißen!“ fuhr er sie barsch an.

„Bruder, Bruder, also doch!“ flehte das Mädchen. „Du verhandelst das Leben deiner Schwester, ihr Glück, ihre Ruhe, um dir den guten Willen eines Menschen zu erkaufen. —“

„Hehe!“ lachte der Steinegger auf, „meine Sachen stehen nicht grün. Aber nicht wahr, heil' Liebchen, die Zeit bringt Rosen?“

„Ja, ja, deren Dornen mir das Herz durchbohren werden!“ sagte das Fräulein seufzend bei.

Der derbe Gast bemühte sich, Adelgundens Hand zu ergreifen:

„Wenn Ihr einmal auf meinem Felsennester thront, wird es Euch schon behaglich dünken; nur Muth gefaßt! Ihr könnt von dort in das Wiesenthal hinab luzen und hundert schöne Dinge beschauen, oder zur Kurzweil die Storcheneier auf dem Kirchthurm zu Schopfheim durch das Fernglas zählen, das mir vorige Woche, zwar unfreiwillig, ein Reisender geschenkt hat.“

Vielleicht hätte der Steinegger noch lange seine rohe, verwundende Sprache fortgeführt; aber als eben die Glocke sieben Mal anschlug, stund der Bärenfelser rasch auf und ging schweigend hinaus, seinem Mitgenossen nachwinkend.

Wie von einem Gespenste verfolgt, verließ Adelgunde nun ebenfalls das Gemach, und flüchtete sich in ihre stille, einsame Kammer. Dort warf sie sich auf die Kniee und betete lange und inbrünstig. Sie hörte noch das Niederrasseln der Zugbrücke und wie sich eine Schaar Reiter entfernte. „Bewahre seine Hände vor Unthat!“ rief sie zum reinen Himmel hinauf.

Die Burg Bärenfels hatte unter Anderem auch einen Thurm, dessen grausenvollste Gemächer tief in der Erde sich befanden. Kaum schlichen die unheimlichen Windzüge der Mitternacht durch des Schloßhofs Raume, als eine weibliche Gestalt schnell und leise aus der Hauptthür trat, und sich nach der Seite bewegte, auf welcher der Thurm sein schwarzes Dach zeigte. Alle Mannschaft der befestigten Burg hatte sich bereits dem Schlafe übergeben; nur vor der Kerkerthüre, die zunächst der Zugbrücke war, schritt die Schildwache auf und ab. Ehe diese ihr: „Wer da!“ rufen konnte, flüsterte eine Stimme: „Sey ruhig, Burkhard!“ Der Wächter schien die Sprache zu kennen und die Gestalt, welche auf ihn zukam; denn er blieb stille stehen. „Adelgunde!“ rief er ganz leise, als das Mädchen nahe an ihn heran trat, „was gedenkst du hier zu thun, in der Stunde der Mitternacht?“ — Burkhard, der frühe Waise geworden, war ein naher Verwandter des Bärenfels; wiewohl arm und ohne Stammschloß, bewahrte der redliche Jüngling ein kostbares Kleinod: ein reines Herz. Adelgunde, mehr die Tugend liebend, als das Geld, erkannte in dem heiteren Jugendgenossen den würdigsten Freund, dem sie heimlich ihre volle Neigung geschenkt, ja, den sie aufrichtig liebte, obgleich ihr Bruder ihn zu so niederem Dienste anhielt.

„Schmachtet nicht seit etlichen Stunden eine Unglückliche da drunten, mein Freund?“ fragte leise das Mädchen.

„Es ist so!“

„Ach Gott, so hat mein Auge mich nicht getäuscht!“ seufzte Adelgunde.

„Und was willst du thun?“

„Sie retten will ich!“ lautete bestimmt die Antwort. „Aber sage mir vorerst, wer die Arme ist, oder weher die Schrecklichen sie brachten!“

„Ich kann weder das Eine noch das Andre sagen; denn die Knechte, die mit Ruprecht ausgezogen waren, schwiegen allesammt; sie wissen vielleicht selbst nicht, wen sie gefangen.“

„So hast du keinen Theil an der Schandthat?“

„Gottlob, nein!“

„Ich danke dem Himmel darum, und bin mit dir versöhnt, Burkhard! Aber nun laß mich vollbringen.“

Ohne weitere Umstände eilte Adelgunde an die Gefängnißthüre, zog einen Schlüssel hervor, und wollte sie öffnen.

Burkhard verhinderte sie. „Es kann nicht geschehen, meine Liebe! Der Gefangenen Entkommen ist mein Tod. Du bringst ein furchtbares Unglück über dich und mich!“

„Herr,“ sagte Adelgunde leise: „der wüste Steinegger nennt mich seine Braut; mein Bruder hat mich an ihn verkauft. Ich verlasse gern die Wohnung meiner Eltern, um einem traurigen Schicksal zu entgehen. Mit der Unglücklichen fliehe ich selbst, gerade nach Oeflingen hinüber. Jener Edle wird uns Schutz gewähren; bis der Tag anbricht, sind wir dort. Hast du mich je geliebt, so folge mir. Aber verhindere mich, wenn du willst, daß ich des Steineggers Gemahlin werden soll!“

Nachtig wirkten diese Worte, mit solchem Ernste gesprochen, auf Burkhard. Er ließ es geschehen. Adelgunde verschwand hinter der schweren Kerkerthüre und in tausend Aengsten erwartete Burkhard das Kommende.

Niedergesunken auf elendes Stroh lag in dem feuchten, engen Steingewölbe, das von der Blendlaterne, die Adelgunde geheim bei sich trug, nur wenig erhellt wurde, ein Frauenbild. Aengstlich erhob die Arme das bleiche Haupt und, Verzweiflung in den Blicken, richtete sie dieselben starr nach der Eingetretenen. Diese leuchtete tiefer mit der Laterne und fuhr vor Entsetzen zurück, nachdem sie der Gefangenen Antlitz gesehen.

„Ihr hier, Helena! Freundin aus glücklicher Kinderzeit!“ rief das Fräulein von Bärenfels.

„Habt Erbarmen, Adelgunde! rettet mich und führt mich zu Bernhard, dem Geliebten, erst seit drei Tagen mir Vermählten!“

— Ein Thränenstrom, nicht der erste, entstürzte den Augen der Unglücklichen.

„„Ich komme Euch zu retten, Helena! Wir wollen jetzt nicht länger berichten oder klagen. Der Augenblick ist kostbar. Folgt mir ungesäumt!""

Wie ein Schiffbrüchiger das rettende Brett umklammert, faßte Helena des Fräuleins Arm, an dem sie hinausgezogen wurde aus den schauderhaften Gängen des Thurmes in die freundlichen Räume der Schöpfung.

Die zwei Freundinnen näherten sich wortlos einem engen Pförtchen, zunächst dem Hauptthore. Adelgunde besaß einen heimlichen Schlüssel. Das Pförtchen wurde leise aufgethan, und schnell huschten sie Beide hinab in den Garten.

Burkhard sah sich eine Weile um — es war Alles ruhig — rasch eilte er den Fliehenden nach, zugleich von Außen das Thörlein verschließend; eine List, durch welche die Verfolger mindestens einige Zeit aufgehalten würden. Der Garten war mit einer hohen Mauer umgeben. Inwendig von der Mauer herab hing eine Strickleiter; dieselbe benutzend erreichten die Flüchtlinge das Freie. Helena wollte niederknieen und dem Himmel ihren Dank opfern; aber das Fräulein von Bärenfels ergriff ihre Hand: „„Noch sind wir nicht außer Gefahr, Helena! Ein dankbarer Blick nach Oben ist das kürzeste Gebet. Laßt uns von dannen eilen!"" Sie schlugen einen wildverwachsenen Pfad ein, der sich jählich hinab bog.

Erst als sie eine ziemliche Strecke von Bärenfels entfernt waren, erlaubte sich Adelgunde, einige Fragen an Helena zu richten, ihre Gefangennehmung durch Ruprecht und den Steinegger betreffend. Aus den gegebenen Antworten erfahren wir etwa Folgendes:

Bernhard von Oeflingen, erst seit Kurzem Helenens Gemahl, zog mit seiner geliebten Gattin nach seinem Stammschloß. Unterhalb Hasel fiel plötzlich ein Haufe, gleich Räubern, über den kleinen unvorbereiteten Zug. Das bis zur Ohnmacht erschrockene Weib wurde aus den Armen Bernhards gerissen, der, von einem gewaltigen Hiebe getroffen, niederstürzte, und die Unglückliche auf einem schnellen Rosse davon geführt.

„Ach, wenn die Unholde den Geliebten getödtet hätten,

oder wenn er hilflos unter brennenden Schmerzen sein theures Leben verseufzen mußte!" schloß Helena, und fing an zu weinen.

„„Welche Unthat!"" rief Burkhard, indem er wie zur Rache die Faust hob. „„Aber hattet ihr denn keine Knechte mit euch?""

„Wohl, zwei begleiteten uns; ihr Widerstand war jedoch fruchtlos." entgegnete schluchzend Helena.

„„Gott tröste euch!"" ermuthigte Adelgunde; „„Doch kennt' es noch möglich seyn, daß euer Gemahl von den freigebliebenen Knechten gerettet wurde.""

„O Gott, wäre dem so!" rief Helena aus und faltete die Hände.

Burkhard, welcher der Erste im Zuge war, blieb plötzlich stehen. „„Habt ihr das Lichtlein da drinnen nicht gesehen?"" frug er seine Begleiterinnen kaum hörbar.

Helena und Adelgunde schreckten zusammen. Ein wunderlich gestaltetes Männlein stand unfern von ihnen im Dickicht, und während es ein gar helles Lichtlein in der Hand empor hielt, winkte es mit der andern freundlich den erschreckenen Wandlern zu. Sie wurden aber ueberlich der Lockung nicht geleitet seyn, wäre nicht in mäßiger Ferne hinter ihnen ein Rauschen hörbar geworden, mit menschlichen Stimmen untermischt.

„„Mein Gott, sie verfolgen uns!"" jammerte Adelgunde. Immer freundlicher und emsiger winkte das Männlein; immer näher kam der Lärm. „„So mag ein guter Geist seyn,"" sagte dann entschlossen Burkhard, „„wir wollen ihm folgen. Meine Mutter hat mir oft von jenen Erdmännlein erzählt, die den Menschen, welche ihnen vertrauen, kein Leides thun."" Er schritt beherzt voran. Die Damen hingen sich fest in seine Arme und folgten ihm. Vor einem Felsen blieb das Männlein stehen, und indem es mit der Hand daran pochte, öffnete sich ein schmaler Gang, und hinein in das Innere der Steinwand, die sich sogleich wieder verschloß, traten die Drei, voraus das Männlein mit der kleinen Leuchte.

Ein Wasser, hell und munter rauschend, floß durch die Höhle. Zu beiden Seiten erhoben sich, glänzend von buntem Lichtstrahl, wunderlich gebildete Steinmassen. Burkhard und seine Begleiterinnen fühlten ein unheimliches Bangen, als sie die Höhle

durchschritten; aber bald ergriff ein heiliger Schauer ihre Seele. Denn jetzt traten sie über einen schmalen Steg und weit öffnete sich die Grotte zu einem großartigen Dome. Zur Seite rechts zeigte sich eine Kanzel, wie keines Menschen Hand solche bauen könnte, und links erhob sich eine Orgel mit unzählig vielen großen und kleinen Pfeifen. — Wie noch heute, wenn ein Wanderer die Höhle besucht, er die unnachahmlichen Gebilde mit Bewunderung anstaunt: so blieben jene ersten drei Besucher überrascht stehen, und wagten kaum zu athmen vor mächtiger Verwunderung. Das Erdmännlein winkte, und führte seine Begleiter etwas seitwärts, an eine Stelle, wo es trocken war. Aber wer beschreibt das Erstaunen der Drei, als ihre Blicke auf einen jungen Mann fielen, der ruhig auf einem Mooslager schlummerte! Mit einem Schrei, in welchem Schmerz und Freude zugleich sich ausdrückten, stürzte Helena zu dem Schlafenden nieder; es war Bernhard von Oeflingen. Inzwischen hatte sich der kleine Mann entfernt. Ein leiser, anmuthiger Gesang wogte harmonisch durch die Höhle. Bernhard bewegte seine Hand: — „Schöner Traum!" lispelte er kaum hörbar; „ich sah dich, Helena, mein süßer Engel!" Bald darauf schlug er die Augen auf. Helena, sein Engel, ruhte an seiner Brust. — Wer beschriebe die Scene solch eines Wiedersehens!

„So hat der Traum, der so lieblich mich umschwebte, sich erfüllt!" — rief Bernhard endlich. „Helena, was ich gelitten, seit ich dich verloren hatte: — der Schmerz hält gleich die Waage mit der Wonne, dich wieder in meine Arme schließen zu können."

Nach der Erzählung des Oeflingers hatte ihn bei dem räuberischen Ueberfall ein furchtbarer Schlag vom Steinegger zu Boden geworfen, worauf er sich jedoch bald wieder aufgerafft, habe, um dem Bärenfels nachzueilen. Aber von einer Schwäche befallen, die von dem Blutverlust aus der Kopfwunde herrühren mochte, sey er bewußtlos niedergesunken. „Ich erwachte in dieser Höhle wieder," — schloß er seine Erzählung „das gute Männlein, dem ich einst einen Dienst erwiesen, hat mich hierher gebracht. Es hat mich gepflegt und gewaschen mit heilendem Wasser. Ich bin nun völlig genesen."

Helena erzählte nun auch ihre Geschichte, und erwähnte dankbar

ihrer Retterin Adelgunde, und ihres Begleiters, welche Beide bisher von Bernhard noch nicht bemerkt worden.

„Ich kenne des Fräuleins edles Herz, aber nimmermehr wascht der Schwester Liebe den Schimpf ab, den der Bruder mir angethan!" sagte Bernhard.

„„Gewähret uns Schutz, Ritter!"" flehte Adelgunde, „„und nehmt uns auf in eurer Burg, wenn Ihr dahin gelangt seyd.""

In wenigen Minuten wußte Bernhard der Bedrängten Anliegen und errieth ihre Neigung.

Das Männlein trippelte herzu, und winkte bedeutsam. Das Licht in seiner Hand verschwand; aber herein in die Finsterniß drang durch eine ziemliche Oeffnung das freundliche Tageslicht und mit unbeschreiblicher Empfindung begrüßten die unterirdischen Wanderer den lichten Tag. „Habe Dank, guter Geist, der du die Höhle bewohnst, für deine Güte! Treulich hast du dein Wort gehalten, als du zu mir gesprochen: „„Ich will dein Erbarmen vergelten."" Empfange in dem aufrichtigsten Dank meines Herzens den schönsten Lohn, den mein Vertrauen zu geben vermag!" So rief Bernhard von Oeflingen mit bewegter Stimme in die Höhle zurück, und trat dann in das Freie, mit ihm die Uebrigen.

Es war heller Tag. Da und dort arbeiteten die Leute auf ihren Aeckern, und sahen neugierig dem Zuge nach. Der Ritter durfte hoffen, ungefährdet seine Burg zu erreichen, die nur etwa eine Stunde entfernt lag. Schon winkte ihnen das sichere Schloß entgegen, als ein Gewappneter auf den Zug versprengte. Adelgunde erkannte in ihm einen Diener ihres Bruders.

„Ich bringe traurige Nachricht, Fräulein!" rief der Kommende; „Euer Bruder und der Steinegger sind verunglückt. Auf dem nächtlichen Zuge, den sie Euch zu Ehren gestern um Mitternacht unternommen, hat ein Felsstück, das hoch herab stürzte, den Steinegger zerschmettert, und Euern Bruder, meinen Herrn, gar übel zugerichtet. Letzterer läßt Euch bitten, seinen letzten Wunsch zu gewähren und ungesäumt heim zu kommen." Adelgunde hörte die letzten Worte nicht mehr; ohnmächtig fiel sie in Burkhards Arme.

„Das hat der kleine Mann gethan!" rief Bernhard. „Er hat sich und uns schrecklich gerächt."

Nur langsam erholte sich Adelgunde von ihrer Ohnmacht. „„Laßt mich zu ihm eilen, denn ich bin Schuld an seinem Tode!“ rief sie; „„aber der Himmel ist mein Zeuge, nicht mit Vorbedacht!“ Und zu Burkhard gewendet: „„Du darfst mich nicht begleiten, dein Anblick würde den unglücklichen Bruder noch mehr reizen.“

Bernhard ließ sein vertrautestes Pferd vorführen; darauf entfernte sich das Fräulein, von einem Diener gefolgt.

Furchtbar verstümmelt, mit fast unerträglichen Schmerzen, lag Ruprecht von Bärenfels auf seinem Bette. Ueber ihn neigte sich schluchzend und jammernd die Schwester. Er schlug die Augen auf, und sprach mit zitternder Stimme: „Kommst du, mir zu vergeben, Adelgunde? Bete für meine arme Seele. Der Arm des Höchsten hat mich strafend erreicht!“

„„Du sollst nicht sterben, Bruder!“ rief Adelgunde, heftiger weinend, und Stirn und Mund des Unglücklichen küssend.

„Schwester, noch sind zwei Knechte des Oeslingers gefangen, — in dem geheimen Verließ unter dem Kellergewölbe — befreie sie!“

Adelgunde schauderte. Zugleich trat Burkhard ein. „„Wie konnte ich zurück bleiben?“ sprach er, „„Pflicht und Gewissen rufen mich hierher.“

„Ich will dir vergeben,“ sagte mit schwacher Stimme Ruprecht, als er Burkhard reden hörte. „Du bist unser Vetter, — sey du meiner verlassenen Schwester — —“ die Sprache verstummte, sein Leben erlosch.

Der treuen Schwester Thränen flossen reichlich und inbrünstige Gebete begleiteten die geschiedene Seele hinauf, wo Gottes ewig erbarmende Liebe wohnt.

Burkhard nahm den Namen Bärenfels an, und lebte in glücklicher Ehe mit Adelgunde.

Die beiden benachbarten Ritterfamilien hielten unzertrennliche Freundschaft. Ein Befehl, den der Oeslinger an seine Untergebenen ergehen ließ, lautete: Niemand darf, bei schwerer Strafe an Leib und Geld, einem Erdmännlein künftig etwas zu Leide thun.

Die gestörten Schatzgräber.

Ungefähr eine Viertelstunde nordwestlich von dem nach Wiesleth eingepfarrten kleinen Dorfe Enkenstein, drei Viertelstunden von Schopfheim, befinden sich auf einem Bergkopfe die noch wenigen Mauerreste einer Burg, welche den ehemaligen Herren von Enkenstein gehörte und von wo eine reiche Aus- und Fernsicht in das idyllische Wiesenthal und über die Vorberge des Schwarzwaldes hinweg auf die Vogesen und die gletscherblitzende Alpenkette der Schweiz zu genießen ist. —

Innerhalb der Burgmauern soll von einem der frühern Schloßbesitzer ein bedeutender Schatz vergraben worden seyn, welcher unablässig von einem schwarzen zottigen Hund bewacht wird, den früher i. g. Frohnfasten Kinder auch gesehen haben wollen. Da es jedoch innerhalb der Ruine und in deren Umgebung nicht geheuer seyn mag, geht man zu gewissen Zeiten nicht gerne dorthin, obgleich der zu hebende Schatz Manchen dazu verlocken möchte, und wirklich soll im vorigen Jahrhundert einmal etlichen jungen rüstigen Burschen, die keinen Zweifel in ihre Herzhaftigkeit und das Gelingen setzten, die Lust angekommen seyn, durch Hebung des Schatzes auf leichte Art reich zu werden. — Um wo möglich sicher das Wagstück zu bestehen und den Zweck erreichen zu können, verschafften sie sich nicht ohne langes Umherforschen ein durchaus schwarzes Böcklein als Sühnopfer, machten sich mit den nöthigen Zauberformeln und Gebeten bekannt und hingen geweihte Heiligenbilder an die Brust. In einer Freitagsnacht zur Geisterstunde begannen sie, still und stumm, wie die schauerliche Natur um sie her, die Arbeit, und betrieben sie mit solcher Emsigkeit, daß ihnen der Schweiß von Stirn und Wangen floß. Doch die Sterne schienen nicht genug zu leuchten. Schon hatten sie eine Stunde lang unausgesetzt gegraben und schon stießen sie auf eine dumpftönende Stelle, als es auf dem Kirchthurm zu Wiesleth Ein Uhr schlug und eine Eule dicht ob ihren Köpfen kreischend hinweg flog. Plötzlich erbebte der Boden unter ihren Füßen und die tiefe Stille verwandelte sich in wilden Aufruhr; eiskalt lief es ihnen über den Rücken und wie von unsichtbarer Hand er-

griffen, fühlten sie sich zu Boden geworfen. Als sie nach geraumer Weile aus ihrer Besinnungslosigkeit sich wieder erholten und eben der Mond in seinem letzten Viertel am tiefblauen Himmel aufgieng, sahen sie sich, statt auf dem Platze, wo sie zu graben angefangen, mitten in ein nahes, mit Brennesseln verwachsenes Dorngebüsch gelagert, und Gesicht, Hände und Füße aufs Empfindlichste verletzt. Beschämt und den Schatz in des Schloßbergs innerste Tiefe verwünschend, zogen sie heim und zeigten von nun an keine Lust mehr, durch Hebung von vergrabenen Schätzen reich zu werden.

J. A. Aued.

Eichsel, Amt Schopfheim.

Nach der Sage sollen in diesem, zwei Stunden von Schopfheim entfernten Dorfe die drei heiligen Jungfrauen Kunegunde, Mechtundis und Wibrandes aus der Gesellschaft der heiligen Ursula begraben seyn. Noch heut zu Tage führt ein zwischen Rapperschwyr und Eichsel befindlicher Brunnen den Namen Mägdebrunnen.

Nonnenmattweiher.*)

Es stand im kühlen Waldesraum
Das Kloster Nonnmattweiher;
Dort walteten der Schwestern viel,
Doch Wollust trieb ihr schnödes Spiel
Wohl unterm weißen Schleier.

Wenn Morgens früh zur Mette rief
Das Klosterglöcklein helle,
Da zogen sie, gar fromm entbrannt,
Das Büchlein in der zarten Hand,
Allsammt in die Kapelle.

Doch wenn die goldne Sonne war
Tief hinterm Wald verschwunden;
Wenn leis' heran die Dämmrung kam
Und sich ihr Schleier wundersam
Um Berg und Thal gewunden:

Da ging das tollste Leben los
Im Klosterraume drüben;
Da klangen Lieder, frech genug,
Die nicht das strenge Ordensbuch
Den Schwestern vorgeschrieben.

Die Eine war dem Knaben hold,
Der täglich auf den Rasen
Am Bühle seine Heerde trieb,
Und seinem frommen Schatz zu lieb
Manch süßes Lied geblasen.

Spät in des Abends Dämmerschein,
Da schlich sie sich vermessend,
Zum trauten Buhlen heimlich sacht,
In der verschwiegnen stillen Nacht
Des Bußgelübds vergessend.

Die Andre war dem Jäger hold,
Der Abends auf dem Anstand
Dem Wilde lauscht' am grünen Wald,
Doch in des Nönnchens Zelle bald
Der Minne tiefste Bahn fand.

Zu Andern schlich sich insgeheim
Vom nachbarlichen Kloster
Manch' Mönchlein rund in's Kämmerlein,
Und raubte s'Rosenkränzelein
Und wurde Pater noster.

Da hat des Himmels Zorn geweckt
Der Nonnen freches Sinnen:
Er schleuderte vom Wolkensitz

Den rachschweren Schlangenblitz
Jach auf die Klosterzinnen.

Und es versank. — Wo es einst stand,
Schäumt nun des Waldsee's Welle,
Drinn stöhnt es nächtlich: „Vater hilf!“
Da flüstert's, heult's und rauscht's im Schilf
Bis in die Morgenhelle.

Friedrich Otto.

*) Dieser wegen seiner ehemals schwimmenden, nun mit dem Ufer verbundenen Torfinsel und seiner herrlichen Fische merkwürdige Weiher liegt an der Nordseite des hohen Kohlgartens, in einem ovalen, rings von steilen, waldigen Bergen umgebenen Kessel.

Nach der allgemeinen Volkssage der Umgegend soll vor Zeiten auf der Stelle, wo jetzt der Weiher ist, ein Nonnenkloster gestanden haben, und auf dem zwei Stunden davon liegenden Stockberge ein Mönchskloster. Die Bewohner des Letztern pflegten jene Nonnen öfters in allerlei gottesdienstlichen oder ökonomischen Geschäften zu besuchen, welche aber auch zu einem gar vertraulichen und ärgerlichen Umgange führten, so daß das Nonnenkloster einst, mitten in einer üppigen Schwelgernacht, plötzlich mit Mönchen und Nonnen in die Erde versank und ein kleiner See dafür an dessen Stelle trat, auf dem sich eine aus Torf, Wurzeln, Laub- und Moosswerk bestehende grüne Insel bildete, auf der man ohne Gefahr herumwandeln konnte.

(Aus einem Aufsatze des Kirchraths Geiser im Freiburger Wochenblatt, 1819. S. 816 u. f.)

Schönau.

Eine Eigenthümlichkeit besitzt die dortige hübsche Wallfahrtskapelle: man steigt in ihr eine Treppe hinab in ein kleines offenes Gewölbe, welches weiter nichts als einen Felsen enthält, auf welchem einst der heilige Petrus, als er auf seinen Wanderungen auch in diese Gegend kam, gekniet haben soll, wovon die Spur noch in einer Vertiefung gezeigt wird. In diese beugt nun die Andacht ebenfalls ihre Kniee und verrichtet ihre Gebete zum heiligen Apostel.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's „Beschreibung des Badischen Oberlands.“ Lörrach, 1841. S. 52.)

Der Wasserfall bei Todtnauberg.

Ehensch das Lied vom Dengeligeist in Hebels Gedichte?
S'chunnt e Stell drin vor — i bruch mi nit lang druf z'bsinne:
„Vo de heiligen Engle mit schöne, blauen Auge,
Die in tiefer Nacht in stille Dörfere wandle,
An de Fenstere lose, und — höre sie lieblige Rede,
Gegenenander lächlen und an de Husthüre sitze
Un die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre!"
Allimohl freut's mi, wenn i dra denk un wenn's mer in Sinn chunnt.
Sez di zue mer in's Gras, i will der öppis verzehle
Wo me schönen Engel mit blaue, liebligen Auge;
Hör mer ordli zue, un schwäz mer nit zwischen ine!
S'dunnt nit lang, de chasch no zitli gnue wieder heim cho!

Wo ni no jung gsi bi, i mein fast no nit gar zwänzgi,
Han i e Reisli gmacht dur's Wiesethal und uf der Feldberg;
S'isch e lieblige Weg vo Schopfen uf Zell und uf Todtnau.
In ere milde Summernacht bim helleste Monschin,
Gang i mis Wegs furt mit allerhand guete Gidanke
Un voll Herzesfreud, die himmlische Ussicht bald z'gnieße. —
Wo ni go Todtnau chumm, so lüte d'Glocke grad Betzit,
Un der Morgestern het glitzert über em Feldberg.
Müed bin i no nit gsi, und betet hani ungheiße.
Z'Todtnau wend' i mi links un gang dur's Thäli zum Fall hi,
Wo der Wiesebach vom hoche Felsen in's Thal stürzt;
Sez mi uf e Stei un het e still Vaterunser.
Bald druf chunnt der Schlof, so sanft und süß wie no selte.
Eh i dra denkt cha he, so bin i halt richtig vertschlofe;
's Tose vom Wasserfall, der Duft vo de Bluemen und Chrütre
Het in Orgelton und Rauchwerk zletzt sich verwandlet,
D'Gegnig in e Chilche, — im Schlofen isch's mer so vorcho.
Wo ni uf d'Chanzle lueg, so stoht e heiteren Engel
Statt em Pfahrer druf, i ha ne herzlichi Freud cha —
Prediget het er, lueg, de chasch nit glaube, wie prächtig!
Gschraue het er nit, wie sust viel Hexen es mache,
Nei, ganz sanft und fründli; i mueß mi Lebtig dra denke; —

Druf do luegt er mi a, der Engel, so ernst un so lieblig,
I vergiß es nit, es isch mer dur d'Seel dure ganze;
Seit druf zue mer: „Weisch, wo de bisch? i will der's erkläre:
In der Chilche bisch, denn d'Erden isch so ne Chilche,
Wenn der Früeblig chunnt, und d'Vögel verwachen un d'Blueme;
Isch es denn nit wohr? Isch d'Welt nit e heiteri Chilche?
D'Sunne isch's ewig Liecht un d'Sterne die himmlische Wächter,
Hörisch, wie sie singen im Cher das: Ehre sey Gott in der Höhe! —
Un das Siebegestirn singt lieblig: Frieden uf Erde!
Un der Morgestern, er lütet so fründli zuer Frühmeß!
Weisch, 's isch Sunntig hüt! lueg um di und obsi, was siehsch denn? —
Do der Wasserfall, er brunst wie d'Schopfemer Orgle!
Wie ne Halleluja so tönt's im heitere Thäli,
Siehsch de Felse do, druf stand i wie ne Her Pfahrer
Uf de Chanzle stoht, un leg der während dim Schlummer
Gschwind e Wörtli an's Herz, un denk dra, wenn de verwacht bisch! —
Lueg jez obsi, was siehsch? en eifach Chrüz uf em Bergli,
Drüber der Morgestern am reine heitere Himmel! —
Los, was i sag: de wirsch im Leben öfters e Chrüz ha;
Nimm's vom liebe Gott, es leitet di zue de Sterne —
Bis geduldig un frumm, un häng di Herz nit an's Weltli;
S'lebnt si nit der Müeh, un wenn der öbbis gar schwer macht,
Betb zum liebe Gott, und lueg zum heitere Himmel,
B'halt di G'wisse rein, un bleib barmherzig un güetig;
S'chunnt e Stündli, de wirsch di freue, daß de mer gfolgt besch!" —
Seit der Engel zue mer; druf seit er mit lieblizem Lächle:
„Wenn das Stündli chunnt, so gsiehsch mi wieder, i füehr di
Zue de Sternen empor, un zeig der e himmlische Uesicht, —
Schöner as die uf em Berg un schöner as Alles uf Erde,
In e himmlisch Land un zue dim himmlische Vatter
Füehr i di derne! O wenn de nummo scho dört wärsch!
Bhüet di Gott der Her, un denk dra, wenn de verwacht bisch!" —
Seit der Engel zue mer und luegt mi a un verschwindet.

Gli druf bin i verwacht und d'Morgesunne het g'schiene,
Un die ganze Natur het gfiert e heilige Sunntig!
Wie's mer gsi isch um's Herz, i cha der's wäger nit sage,
Aber denkt han i dra, un ha's no nie halt vergesse;
S'isch mer au scho wunderli gange, un Chrüz isch uf Chrüz cho,
S'isch mer nützli gsi, Gott het mer Giduld geh und Friede!
Jez isch's bald verbi, bald chumm i zuem himmlische Vater,
Herzli freu i mi druf, den Engel wieder z'erblicke,
Wenn das Stündli chunnt, vo dem er mit Lächle jo gseit het!
Mach's jez au ne so un denk dra, was der verzehlt ha,
Wenn de Wasserfall siehsch im stille Thäli bi Todtnau.

J. J. Schneider, Pfarrer.

Das Gespenst an der Kanderer Straße.

's git G'spenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
Und bring e Ruusch! De trifsch e Plätzli a,
Und dort verirrsch; i setz e Büeßli dra!

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
E Huoli gsi, e Frau, e Chind, e Chatz
Hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
Si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
Se het me gmeint, sie stoß de Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Füür und blost,
Und git's im Chind und seit: „Du bisch mi Trost!"

Und 's wär's au gsi. Doch schlicht emol mi Chind
Zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
Und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
Und sieht no just, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
Vo Chander her au's Chind und überrennt's,

Und bis sie'm helfe will, sen isch's scho bi,
Und rüehrt si nit — e flösche Bueb isch's gsi.

Jez rüstet sie 'ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
Und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört und hüetet's Chind;
Und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
Goht d'Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
Se sieht's der Geist si'm Gang vo witem a;
Und füehrten abwärts, seig er wer er sey,
Er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
Er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?"
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
Se meint er, 's chrei e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar und über Steg und Bruck,
Se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
Und wenn er meint, er seig jez bald dehei,
Se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
Se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
Passieren ihres Wegs. — Verstöhnt der mi?

J. Peter Hebel.

Istein.[11]

Von Basel kommt gezogen
In stolzem Lauf der Rhein,
Da beugen seine Wogen
Zur Rechten plötzlich ein;

An Istein's Felsenmauer
Zieht hoch der Strom heran,
Und rauscht zurück mit Schauer,
Und brandet wieder an.

Was lockt ihn da herüber?
Was treibt ihn fort zur Flucht?
Was wird er ernst und trüber
Und gräbt sich tiefe Bucht?
Es liegt an diesem Strande
Ein todtenstiller Ort;
Es ragt bis vor zum Rande
Des Dorfes Kirchhof dort.

Und oft — so hört' ich sagen —
Wenn hoch die Wasser ziehn,
Wirft hier mit dumpfen Klagen
Der Strom die Todten hin;
Er wirft sie an's Gestade
Aus seinem Wogensarg,
Auf daß er sich entlade
Der Schulden, die er barg.

Da lag wohl auf dem Sande
Schon manches graue Haupt.
Ob diesem Noth und Schande
Den Lebensmuth geraubt?
Ob Jener sank in Sünde,
Bis ihn hinunterriß
In seine Todesgründe
Der Geist der Finsterniß?

Auch manche Jungfrau'nleiche
Lag dort am Felsenhang.
Was war's, du arme Bleiche,
Daß dich die Fluth verschlang?
Ach! wühlt' in deinem Herzen
Getäuschter Liebe Gram,

Bis dich, betäubt von Schmerzen,
Verzweiflung überkam?

Ein Mensch im Todtenhemde —
Was stürzt' ihn in die Fluth?
War's eigne Schuld, war's fremde,
War's Sturm und Stromes Wuth?
Wer hat wohl sichre Kunde? —
Die Dörfner fragen's nicht;
Sie denken nur zur Stunde
Der frommen Liebespflicht.

Des Friedhofs Ruhestätte
Nimmt alle Todten auf,
Die aus dem kalten Bette
Verstieß der Fluthen Lauf.
Sie richten nicht, sie schweigen;
Dem ist's anheimgestellt,
Dem alle Todten eigen,
Dem Richter aller Welt.

Es steht ein Kreuz erhoben
Hoch auf dem Felsengrund,
Es deutet ernst nach Oben,
Thut Gottes Gnade kund;
Es sieht die Wellen fliehen
Im raschen Strom der Zeit,
Und, Die vorüberziehen,
Mahnt's an die Ewigkeit.

Adolf Stöber.

*) Die gewaltige Felsenmasse, der Istteiner Klotz benannt, bildet einen Vorsprung des Gebirges am Ufer des Rheins, drei kleine Stunden von Basel und ebensoweit von Lörrach entfernt — 237 Fuß erhebt sie sich über dem Spiegel des Rheins, dessen grünliche Fluthen ihren Fuß bespühlen, und 1019 Fuß über die Meeresfläche. Auf dem Gipfel eröffnet sich eine paradiesische Fernsicht: im Hintergrunde die Schneehäupter der Gletscher und im Vordergrunde das sich immer mehr modernisirende Basel mit seinen reizenden Umgebungen; gegenüber dem Felsenufer die gesegneten Ebenen und weinreichen Berge des Elsaßes mit zahllosen Städten und Dörfern!

Ein romantischer Fußpfad führt von dem Dörfchen Kleins-Kems über diesen Felsen nach dem Pfarrdorfe Istein, an einer idyllisch gelegenen Mühle vorbei. Dieser Ort ist eine Grundherrschaft des Freiherrn von Freistädt und durch vorzüglichen Weinbau bekannt. Von da zieht sich eine majestätische Felsenwand, durch welche — ein bewunderungswürdiges Werk — der Tunnel der Freiburg-Baseler Eisenbahn führt, dem Rheine nach abwärts. In dieser Felsenwand ist auch die Wallfahrtskirche zu St. Veit eingebauen.

Nahe bei dem Isteiner Klotz steht die bereits erwähnte Felsenmühle, welche noch an folgende Sage erinnert:

Als zu Ende des 17. Jahrhunderts die Franzosen von Zeit zu Zeit durch Ueberfälle und damit verbundene Plackereien die dortigen Rheinbewohner ängsteten, floh ein schönes, aber armes und schutzloses Mädchen in finsterer Nacht zu der Stätte, wo jetzt die Felsenmühle steht, verbarg sich daselbst in einer Kluft und ward allnächtlich von der heiligen Jungfrau, deren Hülfe sie angefleht, mit Speise und Trank versorgt, bis die Gefahr vorüber gegangen war. Zum Danke dafür stiftete die fromme Jungfrau späterhin das Bild ihrer Retterin in die Wallfahrtskirche.

Fromme reine Mädchen sollen von diesem Gnadenbilde stets mit einem himmlischen Gruße bewillkommt und ihnen ein glückliches Loos bedeutet werden.

(Vergl. Franz J. Schneider's Werkchen: „Das Badische Oberland." n. Lörrach, 1831.)

Bürgeln.

„A' Bürglen uf der Höh,
Ach, was da me sieht!
O wie wechsle Berg un Thal,
Kam an Blüeschter überal,
A' Bürglen uf der Höh!"
(Hebel.)

Auf einer waldumkränzten Abdachung des mächtigen Blauen, nicht weit von Obereggenen, erhebt sich das stattliche Gebäude, eine ehemalige Probstei des Stiftes St. Blasien und blickt mit wehmüthigem Ernst in die reglebendige Gegenwart hinaus. Das schöne Schloß mit seinen bildergeschmückten Sälen und Zimmerreihen, das eine der entzückendsten Fernsichten gewährt, ist je zur Hälfte Eigenthum des Großherzogs und eines wohlhabenden Bauersmanns, bei welchem man gastliche Aufnahme und Bewirthung findet.

Ueber die frühere Geschichte Bürglens erzählte mir ein Freund Folgendes:

„Versetzen Sie sich an den Schluß des eilften und in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Damals wohnte in einer nun längst zerfallenen Burg, von welcher sich jede Spur verloren hat, der Edle Werner von Kaltenbach, der bedeutende Besitzthümer im Breisgau hatte, auf diesem Berge, wo nun Bürglen an der Stelle eines Kirchleins steht, das von einem Weltgeistlichen versehen wurde. Werner's Gemahlin, Itha, hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter geboren: der Stolz seines Herzens, die Lust seiner Augen. Die Söhne wuchsen heran in väterlicher Kraft und die Töchter blühten auf in allem Liebreiz jungfräulicher Schönheit und Sittsamkeit.

Doch alles Erdenglück hat seine Grenzen; der Edle Werner erblindete; unfähig, an den Wettkämpfen, Spielen und anderen Freuden des ritterlichen Lebens ferner Antheil zu nehmen, überzeugt durch eigene Erfahrung von der Wahrheit: Dieser Zeiten Eitelkeiten gewähren keine Zufriedenheit und Seelenruhe — neigte sich sein Gemüth ernsteren Betrachtungen zu.

„Laßt mich," — sprach er eines Abends, als der Glanz der untergehenden Sonne die Fenster seines Schlosses mit rosigen Flammen umspielte und ein schwacher Wiederschein des herrlichen Lichtes in sein verfinstertes Auge drang, zu seiner treuen Lebensgefährtin Itha — „laßt mich von dannen ziehen: ich will nach dem Gotteshause St. Blasien und dort in stillen Religionsübungen meine Tage beschließen." — Und Itha versetzte: „„Mein Ehegemahl thue nach seinem Willen, wie es dem Heile seiner Seele frommt; mein Gebet und meine Liebe begleiten ihn überall hin." — Da verabschiedete sich Herr Werner von Weib und Kind und zog im Geleite seiner Dienstmannen nach St. Blasien, wo ihn der dortige Abt Berthold willfährig aufnahm. Einen Theil seiner Güter, nämlich Enkenheim, Kaltenbach, Emmenthal und Sitzenkirch, übergab er dem Kloster oder Stifte. Abt Berthold besetzte nun die Kirche zu Bürglen, worin sich die Begräbnißstätte der Edlen von Kaltenbach befand, mit Mönchen und bestellte einen der Söhne Werners zum Probste dortselbst, welcher auch vom Papste Innocenz II. und dem Herzog Konrad von Zähringen (St. Blasiens Kirchenvogt) in dieser Würde bestätigt ward.

Dem Beispiele des Vaters folgten die noch übrigen Söhne

Werner und Wipert von Kaltenbach und wurden Klosterbrüder zu St. Blasien; namentlich zeichnete sich Wipert als einer der größten Wohlthäter des Stiftes aus.

Itha zog sich in das Kloster Berau zurück und nahm daselbst den Schleier; späterhin ward sie mit mehreren anderen Nonnen von dem St. Blasischen Abte nach Sulzburg versetzt. Werner besuchte sie noch in ihrem Kloster — rührendes, heiliges, allem irdischen Trachten fremdes Wiedersehen zweier nur noch Gott lebenden Gatten! — starb aber bald darauf im Jahr 1131. Itha folgte ihm fünf Monate später nach, in Hoffnung seliger Urständ und gewisser Wiedervereinigung im besseren Leben.

Unter ihrem Sohne Wipert ward die Klosterkirche Bürglen erbaut, im Jahr 1136 vollendet und der päpstliche Legat Karl Theodovin weihte dieselbe auf Ansuchen des Abtes Berthold zu Ehren des heil. Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten ein.

J. J. Schneider.

(Siehe dessen Werkchen: „das Badische Oberland." Lörrach, 1841. Gutsch.)

Sitzenkirch.

Auch Sitzenkirch*) hat sein Merkwürdiges, das genau mit der Geschichte von Bürglen zusammenhängt. Dort, wo jetzt das hübsche Landhaus des Herrn K. steht — befindet sich nebenan ein altes, längliches Gebäude, welches jetzt landwirthlichen Zwecken dient. Dies Gebäude war einst ein Frauenkloster vom Benediktinerorden. Werner, Freiherr von Kaltenbach stiftete dasselbe; seine Gemahlin Itha erbaute es und führte mit ihrer Tochter Himmeltrud das beschauliche Leben darin ein. Unter dem siebenten Abte von St. Blasien stellten sich die Nonnen unter den Schirm dieses Stiftes. Werner versorgte das Kloster mit hinlänglichen Einkünften und übergab den frommen Damen die Schenkungsurkunde mit den

*) Dort, zwei und eine halbe Stunden von Müllheim.

Worten: „Da habt ihr euern Sitz in Kilch!" — Daher der alte Namen „Sitzinchilcha," jetzt Sitzinkirch oder Sitzenkirch.

(Siehe Pfarrer Schneider's obengenanntes Werk.)

Eine der Ottiliensage verwandte Legende von Sitzenkirch.

Fliehend vor ihren Verfolgern, roben Kriegern aus dem Heere des Grafen Rudolf von Habsburg, durch welches das Kloster Sitzenkirch im Jahre 1272 eingeäschert wurde, hatte eine Nonne von dort die Felder von Auggen bereits erreicht, als sie vor Erschöpfung zur Erde sank. Inbrünstig flehte sie zur heiligen Jungfrau, sie nicht der Schande und dem Elend preiszugeben,

Ihr zu senden,
Sie zu wahren,
Ihrer Engel treue Schaaren.

Siehe! da öffnete sich neben ihr die Erde und eine kristallklare Quelle sprudelte daraus hervor; die fromme Jungfrau trank von dem Wunderwasser zur Genüge, fühlte sich wieder plötzlich von neuem Leben durchdrungen und alle Müdigkeit verschwunden. Nach einem kurzen aber heißen Dankgebete setzte sie rasch ihre Flucht fort und fand jenseits des Rheins ein sicheres und stilles Asyl.

Noch rieselt jene liebliche Quelle und führt zu Ehren der heiligen Jungfrau noch heut zu Tage den Namen „das heilige Brünnlein.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's obengenanntes Büchlein S. 31.)

Die Unterhaltung bei dem Judengalgen nächst Müllheim."

Weisch, wun es ani geht, das Wegli i?
Im Judegalge zu; mer sin jez bal derbi.
Dort obe, lueg, wu selli Nußbäum stehn,

— Grad wu jez selli Manne dure gehn —
Dert seit men em eso, vun altersher.
Un siehsch, uff sellem Chrützweg ehne, heißt's,
Gang z'Nacht als Ein, im Mondschiin liicheblaß,
Un wandle d'Hohlgaß us und i. Der Vatter weißt's,
Wie men em gseit het; und es sey kei Gspaß.
Me hör gar mengi Nacht si Sifzgen un si Chlag,
Bis daß es z'Müllen almig zwölfi schlag.
Das sei, vor Ziten als, e böse Nochber gsi,
Ne Jud voll Trug und Pfiff, in Sünden alt;
Un gstohle heig er au no obedri.
Doch endli henn sie en emol uszalt.
Dert obe, wun i di jez ane füehr,
Isch's gscheh. Er het emol grad wieder gstohle gha;
Jez chunnt der Amtmann z'rite, mit eme Hatschier,
Un sieht em's ehe scho vu witem a.
Un druff, was gschieht? Er het em vorher scho
Mit dräut, un thuet en eisgangs henke lo.
Ne Todesurthel isch em niene gsproche gsi,
Doch heißt's: mer henken en emol, uff witers hi.
So isch es gangen, un sie sage, 's heig em ghört. —
Jez sim mer dobe, un jez blibe mer e Rüngli stoh.
Es zieht e wenig a, do uffezue;
Me spürt's im Othehole währli scho,
Drum wemmer is e wenig jez verthue,
Und umenander luege, eh mer witers gehn,
Denn's gitt jo doch kei Gegnig meh so schön.

Lueg, an dem Plätzli isch si Galge gsi,
E Nußbaum; 's goht eim schier e Grusen us.
Drum wemmer besser füre; chumm dohi,
Do zeig i der au jeze no das Hus,
Wu sellimol der Amtmann gwohnet het.
Lueg dert bi sellem alte Schloß, me sieht's gar nett;
's stoht rechterhand e wenig unte dra,
Mit seller Giebelwand; me sieht em's a,
An sine Fenstere, daß es scho alt muß si.
Habschberger het er gheisse, sellimol,

Un's heißt, i weiß nitt, öb i 's wieder sage soll,
Er thieg si sielimol gar seze no
Ganz grait der Innerberg dert uffe, höre lo.
Mit wilde Rosse zieg er almig us, uff d'Jacht,
Un heig e Lebtig dobe, bis der Tag verwacht.[7])
Jez ich glaub's nitt; denn isch er schaff au gsi:
D'Rechtschaffebeit bet doch nit gfeblt derbi.
Un z'Müllen in der Chilche stebt si Grabstei no,
Un der vu siner Frau isch nebe dra.
Dert schlost er rüeibig. Chönnte's Alli so,
Wu gsterbe sin, un denn en Amt im Lebe gha! —
Sell isch jez Badewiler, bhalt's im Sinn,
's Amtbus un 's Schloß; nu sebsch sell Hüsli nebe dra?
Dert tanze se im Summer alli Sunntig drin,
Un mengmol chunnt sie's in der Wuchen au no a.
Un lueg, sell gros, sell isch's neu Römerbad;
Es isch e Saal drin, me verluegt si schier;
I sag der, Meieli, es isch e Staat,
De glaubsch es nitt, bis i di ane fuehr.
Un besser binte ziebt si's Dorf am Berg no bi;
Vor alte Zite seig's scho's fürnehmst Badort gsi.
Un jezen isch im Summer eben alles voll,
Mer weißt als fast nitt, wu men ane luege soll.
's isch aber au kei Wunder, uff mi Treu,
Wenn d'Gast mehr uffe gehn, vu Johr zue Johr,
Wenn's wuslet überal mit Groß und Chlei,
Denn 's isch so schön dert, 's chunnt eim wie im Himmel vor.

Jez lueg in Wald dert uffe, linkerhand,
Dert hinterm Schwarzberg, sichsch sell alt Schloß?
Es isch der Neufels.[8]) — Dert sieht mer erst in's Land,
Me chunnt fast nimmi vu der Uesicht los!
Doch gehn d'Lit wunderselten emol bi,
Warum? 's isch müehsam un me find't der Weg nitt gli.
Dert ebe denn, vor Zite, Heere gwohnt,
Mit Frau un Chinder, un das brave Lit;
Sie denn der Buursmann gästimiert un gschont,
Und Unrechts weißt me vu de Neufelser nit.

Ne große Hund isch ihr Bidiente gsi,
Der het als Fleisch gholt, z'Sulzberg alli Tag,
Un heime treit uff's Schloß, gar ordeli.
Doch Alles goht si Weg, so lang es mag,
Derno hört's uff. Uff eimol chunnts e so:
Der Hund der het si nimmi blicke lo.
Was isch jez dem? het druff der Metzger denkt,
Un het zuem Nochber gseit: „mer wenn doch luege gli!"
Und wu sie uffe chömme, sen isch's Thor uffgsprengt,
Un d'Menschen un der Hund sin umbrocht gsi.
Wer aber selli That verüebt ha soll —
Das weißt der Britziger Pfarrer nitt emol.

Jez rechts vu Badewiler, als de Berge no,
(De gros heißt Blaue) siesch so wissi Stei;
Sel isch 's Husbade; 's isch e Bergwerch. Mei,
Dert isch's au schön, mer wenn au ane goh.
Un no ne wenig witer ehne dra —
Siehsch nitt sell Hüsli, mit dem rothe Dach?
Dert wohnt der Tschamber z'Sehrigen, i bi
Scho selber binem dobe gsi;
Er isch e Wirth un wird e rechte Buur, alsgmach.
Un füre zue, lueg selle grüene Rai —
Sell isch d'Hermatt. Jez denk dedoch au, nei!
Dert heige sie emol e Her verbrennt;
Un dordurwille, daß me's jez d'Hermatt no nennt,
Denn Falkenau heig's früeiher gheisse gha.
Nitt wit dervu fangt rechts der Mülle-Wald scho a.
Un besser gegen uns zue, — siehsch sell Dach —
Isch Niederwiler, rechts un links, am Bach.

Jez dreihe mer is aber rechterhand.
Do lit e Städtli, 's isch der gwiis bikannt;
Was meinsch jez, Meieli, was wird es si?
Es fallt der vumme selber i.
Lueg doch, wie fründli in de Bergen in,
Wu nit, as Rebe, zrings drumm umme sin!
— — — — — — — — — —

Jez derte sieht me Neuburg, satt am Rhi,
Ne Städtli hüttigstag, ne Stadt vor Zite gnennt;*)
Statt seller Chilche seig e Münster derte gsi,
Doch heig's der Rhi neweg gnu, us em Fundement.
Un 's innerst Hus sei gstande, wu jez 's üsserst stoht,
Me weißt es justement grad nimmi gnau.
Und wemmen uffezue, am Strom no goht,
Se chunnt 's Chrüzchilchli, in der Guetenau.
Dert het der Brueder Felix, im e chleine Hus,
Si Wohnig gha, und im e Todtebaum si Bett.
Si Gschäft isch bete gsi, und wenn es dundret het,
Se het er almig glitte. Nu, jez rueiht er us.
Sell heilig Chrüz, wu aber dert stoht, mueß de Rhi
No jez vum Land abhalten und — es thuet's, cha si!

Un do vu dene Berg rechts hintere
Sin no viel Ort; de weisch jo, wu mer her chu sin —
Dert ehnen unter sellem Rai isch Zunzige.
— — — — — — — — — — —
Jez sim mer, glaub i, ummen überal,
Un d'Gegnig hemmer bschaut. Gell do isch's schön?
Das isch im liebe Gott si Bildersaal,
Un mir verstune, wemmer drin spaziere gehn. —
Chumm jez, jez müen mer go, mer henn jez Zit;
Dur selli Hohlgaß us, in's Wilerthal.
's isch ebbe no ne Viertelstündli wil,
Un d'Weg, die weiß i jo no überal.

L. J. Dorn.

(Aus Pfarrer Dorn's „Allemania." Lörrach, 1843. Gutsch und Rupp.)

*) Der Dialect, in welchem die in meiner Sammlung „Allemania" enthaltenen Dichtungen geschrieben sind, ist der allemannische und beinahe der nämliche, wie bei Hebel, von dem ich nur darin abweiche, daß hier viele Endungen auf u (z. B. wu, chu ꝛc.) vorkommen, welche dort auf o ausgehen. Diese Endung auf u hat aber zweierlei wesentlich verschiedene Klänge. Der eine ist ein reines „u," wie im Hochteutschen; der andere ist ein gemischtes, breites „u," welches ein kurzes „e" nachtönen läßt, z. B. „du" und „thue" (thun). Diesen letzten Vokal habe ich überall, wo es die Aussprache so fordert, beigeschrieben. Wo also das „e" hinter einem „u" erscheint, da will letzteres keine eigene Sylbe bilden, sondern einsylbig mit dem „u" zusammen gelesen seyn.

Auch in der Orthographie weiche ich zum Theil zuweilen von der Hebel'schen ab, da mein Bestreben dahin ging, den Klang der Wörter, so weit dies auf einfache Weise geschehen konnte, möglichst treu durch die Schreibart zu bezeichnen, selbst wenn sie der Analogie des Hochteutschen zuwider läuft.

L. F. Dorn.

*) Siehe den Artikel „der wilde Jäger Habsberger." Seite 186 dieses Buches.

*) Eine halbe Stunde von Oberweiler aufwärts liegt die Ruine des Schlosses Neuenfels, welche von Badenweilers Gästen sehr oft besucht wird. Die Mauern desselben stehn noch; man sieht den alten Schloßhof und in kleiner Entfernung davon den Raum des ehmaligen Gartens. Von der Geschichte des Schlosses schweigen die Urkunden. Der letzte Besitzer war Christoph von Neuenfels, der es mit seiner Gattin, einer Tochter und fünf Dienstboten bewohnte. Noch vom Jahre 1540 hat man Kunde von ihm. Eine wohldressirte, große Dogge holte jeden Tag in Britzingen oder Badenweiler den Fleischbedarf in einem Korbe für die Familie. Einst, nachdem der Hund mehrere Tage lang ausgeblieben war, ahnte man daraus nichts Gutes; man begab sich auf das Schloß, fand den Hund neben einigen Dienern erschlagen und die Herrschaft ermordet, welche Greuelthat wahrscheinlich von Räubern verübt worden. Die Leichen wurden in Britzingen beigesetzt.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's „Das Badische Oberland." Lörrach, 1841. S. 18.)

*) Neuenburg war in früheren Zeiten, schon vom 13. Jahrhundert an, eine beträchtliche Stadt, die vieler Privilegien genoß. Im Jahr 1490 war Kaiser Maximilian daselbst und bestätigte ihr dieselben, auch erlaubte er 1496, statt der alten, durch den Rhein größtentheils unterhöhlten und weggespülten Stadt, eine neue zu erbauen und erhöhte ihren Rheinzoll. In den Jahren 1632 und 1634 wurde Neuenburg von den Schweden genommen; Herzog Bernhard von Weimar hatte 1638 hier sein Hauptquartier, während er Breisach belagerte; im Jahre darauf starb er hier an Gift.

(Vergl. Universalexikon von Baden. S. 817.)

Der Hausgeist Rüdy.

Seit 70 Jahren ist das Pfarrhaus zu Obereggenen erbaut. Das alte stand nicht auf diesem Platze, sondern in dem Garten, den man jetzt den Rüdy-Garten heißt. Der Pfarrer, der im alten Hause wohnte, hatte viele Jahre lang keine Ruhe vor einem Hausgeist, der darin auf allerlei Weise sein Wesen trieb,

so daß der Pfarrer oftmals bei dem Abt von St. Blasien, dem die Pfarrei zustand, sich beklagte und eine andere Wohnung haben wollte. Der Abt gab ihm aber kein Gehör, und so baute sich der Pfarrer endlich ein eigenes Haus, um den Geist los zu werden. Das geschah auch, denn der Geist zog nicht in das neue Haus ein. Als der Pfarrer todt war, kaufte der Abt das neue Haus der Wittwe ab, ließ das alte niederreißen und aus dem Platze einen Garten machen, den man von dem Geiste den Rudy-Garten hieß.

Die Leute nannten nämlich den Geist Rudy (Rudolf); es war ein Kapuziner, der die Hausleute oft neckte, und sich in allerlei Gestalten verwandeln konnte. Oft erschien er als Knecht, und wenn er eine Arbeit verrichtete, so war es immer sehr gut gethan. Die Dienstboten wußten, daß ihnen, besonders zur Erndtezeit, Rudy allzeit behülflich war, wenn sie die Früchte in die Scheuer brachten, wo er die Garben ihnen abnahm. Er trug Holz und Wasser, und man hätte sich über ihn nicht beklagt, wenn er nicht durch seine vielfachen Neckereien die Leute zu arg erschreckt hätte. Wenn zuweilen die Pfarrer aus der Nachbarschaft ihren Amtsbruder in Obereggenen besuchten, so sahen sie ihn zum Taubenschlag heraus schauen und fanden ihn zugleich leibhaftig im Hofe stehen, denn Rudy hatte seine Gestalt im Taubenschlage angenommen. Wenn das Gesinde zu Nacht aß, so fing Rudy manchmal an, das Kind zu wiegen, stürzte auch zuweilen Nachts die Wiege auf die Seite, ohne dem Kinde zu schaden. Da oder dem Ofen ein Zuglech in das obere Zimmer war, so machte der Geist oft ein Geräusch, wie das Wirbeln einer Trommel, warf auch Nüsse, Erbsen und Bohnen herab, so daß die Leute am Boden ausglitten. Holte man Wein im Keller, so klopfte Rudy hinten am Faße, so lange als noch etwas darin war.

Es kam einmal zu dem Pfarrer ein naher Vetter von der Universität, der auch von dem Hausgeist hörte. Der Pfarrer sagte ihm, daß Rudy Niemanden etwas zu Leid thue, wenn man ihn ruhig lasse. Das machte dem Studenten Muth, er nahm seinen Degen und wollte den Geist sogleich im Keller aufsuchen. Der Knecht ging mit ihm und blieb mit dem Licht an der Kellertüre stehen. Der Student aber ging die Stiege halb hinab,

und rief trotzig dem Kobold zu, er solle kommen. Da kam auch Rüdy und schlug ihn mit flacher Hand so arg auf die Backen, daß er Licht und Degen fallen ließ und wie todt hinstürzte. Der Knecht hob ihn auf und brachte ihn wieder in's Zimmer, wo er zu sich kam. Doch war ihm kein Glied verletzt.

Wenn Winters das Gesinde Abends um den Ofen saß bei der Arbeit, und das Haus fest geschlossen war, so hörten sie doch Jemanden das Feuer schüren, was Niemand als der Rüdy seyn konnte. Als der Pfarrer das neue Haus bezog, wollte Niemand mehr in dem alten wohnen, denn der Geist war durch nichts hinaus zu treiben. Bei dem Auszug ging die Frau Pfarrerin zum letztenmal mit Knecht und Magd in das alte Haus, um den Rest herüber zu bringen; wie nun das Haus leer gemacht war, und die Frau und ihre Dienstboten zur Thüre hinaus gehen wollten, hing Rüdy in seiner Kapuzinerkutte mitten in der Thüre aufgeknüpft, wie an einem Galgen und die Pfarrerin mußte sich mühsam neben ihm vorbei drängen.*)

(Lobe Wenn's Anzeiger u. v. J. 1831.)

Der Ruedi.

([illegible])

Mueter, mer möchte jez z'Ohe, henn d'Buebe gseit, wu sie chu sin
Ab der Schliß. Sie buchen in d'Händ un schlenkere d'Finger.
Nei, wie finkelet's un wie brennt's un hurniglen eim d'Beeri!
„Henn er enander jez gstoche? — Genn nummen als Acht an ne wenig,
Daß ekei Unglück gschicht, un keis eke Arm un ke Bei bricht.
'o ich gli gscheh," seit Mueter, un geht in Eheller un holt jez
Aepfel ab der Hurt, un gitt imme jede si Sächli.
D'Buebe nemme's un stecke's in Sack, und alle der Thür zue;
Usen, uff d'Gaß solls nonemol go. Doch: „jez mueß es gnueg si!"

*) [illegible]

— So bet d'Mueter gseit — „für butt; es isch je gli Betzit."
Aber wa sie'e erzwinge wenn, uff emol geht d'Thür uff,
Un der Vatter chunnt un luegt sie alli beed scharf a.
(Drum er isch hütt über Feld bi de Heren un z'Mülle vor Amt gß.)
„Guten Obe!" so seit er, — „und was soll's jetze no duß geh?" —
Wenn sie wohl eher übel, se blibe ß denn in der Stube,
'e Mueterli spricht ene zue, un seit: „jetz sitze de ane,
Essen euere Aepfel, un wenn ß der Vatter au gwärmt het,
Mueß er ich ebbis verzelle; mer hele 'e Liecht derne ine.
Wissen er nitt, er hett'e je versprochen gha, gell aber, Vatter?"
Sether zieht er de Red jetz no, un d'Schuch mit de Schnalle,
Un leit d'Schurpen a. Jetz läutet alewil Betzit.
D'Buebe stehn enandernu uff un fangen a bete,
Un der Vatter thuet d'Händ zu zemmen un d'Schieschappen abe.
Endli sage sie: „Amen!" un sitze wieder, wie verder
Uff en Ofebank hi. Der Vatter sitzt in ß Ecke,
Hinter e Tisch, zuzt 'e Liecht un nimmt us der cheichbere Tese,
Wun em emol der Markgraf gschenkt het, jetzen e Brise.
Sellimet het er sie abercha gha, 'e isch iche ne meng Jahr her,
Wun er het müeße ne Wage voll Wi go Karlsruech schicke.
Und er niesst, un: „helf ich Gott!" seit's Meitli zum Meiter
„Dank der Gott!" seit er. „Se will i ebbis verzehle,
Aber forchen ich nitt" — „e nei, mer forchen is gwiß nitt,
Seig es, was es well!" — „vom Ehreggemer Rueki.

„'e isch vor lange Jaren im Ehreggemer Pfarhus
Und u'e Here Schure nitt ghört gß; fell isch jetz uzgmacht.
Mengmol het es ale the, me het gmeent, der Teu sei darane,
Mengmol isch es au rächtig gß. Doch ebbis isch gange.
Se viel isch emol gwiss. Dur gscheidte Lit, wenn es ghört denn,
Chönne'e nitt ganz verwerfe; sie zuke d'Achseln un sage:
„Junge, das wisse mer selber nitt recht, was mer soll derus mache."
'e het ale emol Leute gwohnt, vor alterse, se heißt es,
Rueki het men em glost, se er Vater ne eme Chlesher;
Wie me die gheiße het, Ehreggemer, eher ne anderß.
Der heig allewil Schlage gha und allewil z'Streite,

Und e Dräues: er wöll no mache, daß Keis meh vun Alle,
Us der ganzen Eggemer Gmei, in Himmel dörf inne.
Dis un jens un sust no allerhand, was me nitt weißt meh;
Und er seig e verdächtige Mann, unheimli un grob gsi.
Doch 's chunnt Jedem si Stund; im Ruedi het sie au gschlage,
Und jez isch er isch gstorbe, wu's endli gnueg mit em gsi wär.
D'Eggemer henn e vergrabe, un henn em no Glück uff de Weg gwünscht,
Un das lisli un still, daß er nitt ebbe nonemol uffwacht.
Aber es het nit gnutzt, sie henn e nitt bruchen erst z'wecke;
's gitt en anderi Stimm, die dringt bis aben in Bode,
Und mit der Rueih isch es us. — Jez Ruedi, jez goht di Zit a,
So het die zue nem gseit, jez gang un dien, bis uff Witers!

„Vu dem Augesblick isch's im Obereggemer Pfarhus
Und uff em Hof abe niene meh ghür un niene meh recht gsi.
Zerst, do het me nitt viel just gspürt, wil nieme dra denkt het,
Und es isch sellimol grad au alles anderster worde.
's chunnt e Pfarer mit Frau un Chinder, un 's isch e Famili,
Wie nen anderi au. Doch goht scho 's Gspröch bi de Lite,
Und es heißt: der Ruedi sei jemerst au wieder zruck chu.
Und 's wird allewil luter; un nootno het er si seh lo,
Unter em Tagloch oben un zielimol unten im Cheller,
Oder gar in der Stube, bim Esse, oder im Husgang,
Oder zuem Tubeschlag us, im Fuetergang und in der Schire,
Und uff em Heustock oben, und het si Wesen als triebe.
Und es het's bal Jedermann gwüßt un nieme meh gleugnet.

„Endli isch er ich ganz bikannt mit's Pfarers Lit worde,
Daß em kei Mensch me gförcht het vor em, as allefalls d'Magd no,
Wenn sie en no nitt gcheunt, und erst au sither der Wienecht
In's Hus dunge gha het; denn zitwis isch er gar uding,
Sust aber ordeli gsi, me het em dörfe wol traue.
Jo, er het jo als d'Chinderli gwaglet un het jo als Holz treit,
Un sust allerhand tho; und mengmol het er au Heu gliecht,
Wie men e gheisse het, doch sell isch justement d'Sach gsi.

Het men em gruese bi Namme, au wenn mene nittemol gseh het:
„Ruedi, wu bisch? gang inne und wagle der Heinerli dinne,
Ordli, daß er au z'friede cha si, un nimme meh briegget!"
Het er en tüchtig gwaglet; me het gmeint, 's Bettli, mit sammt ihm,
Wöll all Streich an d'Wand, oder gar zuem Fenster us fliege.
Het men e gheisse: „gang hol e rechti Tragete Holz her!"
Het er die halbi Bügi brocht, un grad uff de Boden
Ane keit in d'Chuchi un grumplet; i sag ich, me het gmeint,
's Hus wöll' eim über em Chopf enanderno zemme keie.
Un derno het er e Scholle no glacht, daß er ein so verschreckt het.
Het em der Chnecht emol gseit: „rupf Heu! sust wird i nitt fertig;
Hütte bruch i gar viel; es isch no ne Roß und e Her chu."
Und er isch furt mit de Rossen, an Brunnen uffe go tränke,
Bis er wieder heime chunnt — jez lueg me doane —
Het er der ganz Heustock bim e Halmli dur's Fueterloch abkeit.
Het men e aber gheiße: „Gang waglen e wengeli dinne!"
Het er blöselig guget, un's Chind het g'schraue, wie vorher.
„Träg e wengeli Holz!" Do henn er, e Spönli, ke Schurh lang;
„Jech e wengeli Heu!" — E Löckli, 's gäb' eke Müul voll.
So het er's durcweg gmacht; drum het me müesen als sage,
Wemm me's het wölle so ebe recht ha: „nitt z'viel und nitt z'wenig!"
Un derno het er's au tho, gar ordeli, wenn er nitt sust no
Ebber het wölle vergelsteren, oder e heimliche Tuck thue.

„Drum, er isch nitt uffem Hof, un deheime allewil bliebe.
Mengmol isch er au witers; im Dorf, do isch er bikannt gsi.
He, er het jo der Her Pfarer als bis an d'Chilche bigleitet,
Wenn es em igfallen isch, daß's alli Chilchelit gseh hen;
Un bi der Thür het er cherum gmacht. In d'Chilche gar ine
Wär' er ich um kei Pris. Gell Ruedi, sell het en End jez!

Aber au Lumpestreich het er gnueg in sim alte Quatier gmacht;
Späßli und allerhand Zig, wun er ein als numme veriert het.

's isch emol e Fremden, i glaub, vu Basel her, dert gsi,
Un der het der Her Pfarer au b'sucht und e bitzeli nogfrogt,
Wegen em Ruedi, was der denn au mach, eb er au no im Hus seig?
Un der Her Pfarer het gseit: „Jo frili, jo, der isch no do,
Ueberal, wu men e will, und überal, wu men e nitt will."
Aber er het de Fremd nitt gchennt, doch het er em B'richt ge:
So isch es mit em un so, un het em alles verzelt gha.
Un in der Stube, wu jez die Here grad mitenander
Sprochen, isch oben am Ofe ne Thürli d'Bühne nuff gange,
In die oberi Stube — 's isch, daß me cha Warmi derdur lo —
Und wu nieme dra denkt, uff eimol chunnt ich der Ruedi,
Streckt der Chopf derdur aben un bebberet, grad wie der Heini,
Uff em Chilchthurn oben, im Nest. — „Was soll jeze das si?
's isch doch, uff mi Treu, kei Storch in unserer Stube!"
Seit der Her Pfarer un lacht no derzue un lueget der Fremd a.
Un der Fremd lacht au, und seit: „Jo frili, Her Pfarer,
Un derzue no ne große. So het mi Vatter scho gheiße,
Un i heiß ebe just au neso; das mueß er jez gwüßt ha!
Un der Her Pfarer het glacht un der Fremd un der Ruedi het mitglacht.

„Mengmol isch er au bös un boshaft gege de Lit gsi.
Chunnt d'Fraufaste Zit, se het der Her Pfarer im Hus dinn
Un si Frau un d'Chinder un 's Gsind ebe niene ke Rueih gha.
D'Stegen uff un d'Stegen ab, uff der Bühni, im Cheller,
Isch der Ruedi halt hinte dra gsi, un tritt eim uff d'Ferse
Aß me zunterst un zöberst un hintersi d'Stegen ab keit isch.
Het er derno so ne Streich verbrocht gha, fangt er a z'lache,
Ueberlut e Scholle, un packt si un sinnt uff e neue.
Mengmol het d'Frau Pfareren als e Teller voll Gläser
Wollen in's Chensterli thue, daß 's d'Chinder nitt solle verheie,
Oder d'Magd en Ergeli voll frisch Wasser am Brunne
Holen un heime tragen un d'Stegen uff laufen in d'Chuchi.
Aber der Ruedi nitt fuul, so wien er das Ding numme gmerkt het,
Isch gli hinte dra, un — batsch! do lit's uff em Bode!
D'Scherbe cha me jez zemme lese, oder an 's Wasser
Wieder use wischen un mit eme Lumpe goh tröchne.

Jez chunnt wieder emol e Wägeli z'fahren und haltet
Am Pfarhus. Ne fremde Her stigt ab un goht ine
Un frogt no nem Her Pfarer, un der isch richtig deheime.
Sellimol het es ke Hirze no ge, un nittemol d'Sunne
Isch no ne ordeli Wirthshus gsi; es isch scho gar lang her,
Un me het eben au no nitt so viel druff g'halten, as jeze.
Wer isch echterst au das? Henn d'Lit enander gli g'froget,
Isch es e fremde Her Pfarer, wu unseren ebbe will b'sueche,
Oder der Amtma vu Rötle? Der Probst vu Bürgle cha's nitt si,
Selle chenne mer jo, un das isch emol si Roß nitt.
Was gilt's, das isch jez g'wiis der Inspekter, er chömmt jo go luege,
Wien es im Pfarhus stand und ussech und in der Chilche.
Aber es hätt ich e nieme nitt chennt, bis endli chunnt's use:
's isch e fremde Heer, er möcht der Ruedi go beschaue.
's Pfarers Chnecht chunnt au un hilft dem Fremde si Roß gar
Vor em Hus abspanne; und endli macht er no's Thor uff
Un schirkt's Wägeli inen in Hof, und unter e Holzschopf.
Un 's Roß füehrt er in Stall, zue's Pfarers Rossen un Chüeihe,
Leit em e Halfteren a, un bindet's a, an der Chripfe,
Un jez brüelt er im Fuetergang in, grad mir nitt un dir nitt:
„Ruedi, wu bisch? Rupf Heu, i bruch, nitt z'viel und nitt z'wenig!
He! Hesch es g'hört? Allo!" — Der Fremd het glost un isch furtgrennt,
Wun er ich jez, satt neben em, hört lut lachen e Scholle;
Use, was gisch was hesch, zuem Stall us, 's isch do nitt richtig,
Un do trau i au nitt. Wer weiß, was do inne soll vorgoh.'"
— D'Buebe rucke jez nacher zuem Vatter un luegen an d'Thür als. —
„Beede Here sin dinn, gehn uff und ab in der Stube,
Un der Her Pfarer verzelt vum Ruedi un vu de Streiche,
Wun er scho gmacht het im Hus, im Cheller und in der Chuchi,
Und uff der Bühni oben, im Husgang und in der Stube,
Und in der Schire durane, im Fuetergang und uff der Prügi.
Aber der fremd Her wills nitt glauben un lacht numme drüber,
Un seit: „Ebe deswege bin i jez chu, au go luege,

Was denn das für Posse seige, do mit dem Ruedi;
Eb me denn ebbis au sech, und eb au ebbis dra wohr seig.
Wenn er numme hütt chäm, gohn is d'Zit e wenig vertribe!" —
Nu, das Ding isch guet. Der Her Pfarer will jo nitt strite,
Und denkt: wart — de wirsch es scho seh — wart numme bis z'Obe.
Wenn er si jezen au schiicht, sen isch er derno diste freier;
Bruchsch em nimmi lang zrüefen, er wird der scho zeige, was wohr isch.
Lach du numme nitt z'lut, es goht eim gar hinderli mengmol.

„Nootno chunnt jez der Oben, es wird afangen au dunkel,
's fangt a Betzit lüten un d'Chinder gehn vu der Gaß heim.
D'Lit thien d'Läde jez i, un rüefen enander: guet Nacht! zue,
Un 's wird überal still, me hört eke Stimm un ke Tritt meh.
's Liecht chunnt ine, d'Frau Pfarere seit: „jez chönne mer esse!"
Aber mi fremde Her luegt allewil numme an d'Thüre,
Un isch nimmi halber so lut, as hüt Nomitag gsi.
D'Suppe chunnt, sie sitze denn zue un lenn's ene gschmecke,
Alli zemmen am Tisch; doch Der het kei Appetit gha.
Jeze spröche sie mitenander vu andere Sache,
Denn der Her Pfarer het's gmerkt, daß Der nit rüeibig cha esse.
Aber isch d'Thür uffgange, se het mi Fremde druff higluegt,
Eb der Ruedi nitt chömm, — i glaub, daß er's nittemol g'wüßt het."
— D'Buebe die rucke jez alliwil no ne wengeli nächer
Gegen e Vatter ane, un schielen als heimli uff d'Thüre. —
„So isch's Esse vergange, bis z'letst, do chunnt no ne Brotis,
Grad recht für mi Her, e Kapun, un das e lotzfeiste.
Denn er het ordeli gesse dervu un d'Beinli abgnaget,
's isch si Libesse gsi, sell het me chönne verrothe.

„Wu sie jez endli ferig sin, se blibe si sitze
No ne wenig am Tisch, der fremd Her un der Her Pfarer,
Bis sie's Chrüegli gar leeren un werde recht munter und lustig,
Und de Fremd denkt nimmi an Ruedi. Doch er het an ihn denkt.
Un jez stosse sie a, uff Gsundheit, un wohlbikumm's! heißt's,

„'s gilt, der Her Pfarer soll — — —"
Gott verzeih mer's, luege doch au! uff eimol gobt d'Thür uff,
Vumme selber, was isch doch au das? Kei Mensch isch im Husgang,
Un es schlicht e Schatte, mit grüenen Augen in d'Stube,
Un gobt landsem an der Wand, e wengeli witers.
Alli guete Geister! bet jez der Her wölle sage,
Un springt uff vum Stuehl, as wenn er wott halber vertlaufe.
Aber er bet derne denkt: i weiß es jo scho, 's isch der Ruedi;
Und isch müsli still, un bet kei Aug me verwendet.
G'schudere: bet's en e wenig, sell bet men em wohl chönnen aseh.
Alles isch still un gitt Acht, wu echterst der Ruedi wöll ane.
Allewill chunnt er nächer zuem fremde Her, an der Wand ne,
Bis er bi nem isch. Uff eimal fliege die Beiner,
Wun er no uff sim Teller bet liege, vum bretene G'flügel,
Ihm in's G'sicht; der Ruedi, der lacht, un gobt siner Wege,
Landsem gege der Stubethür zue, furt wieder, zuem Loch us.
Jez guet Nacht, un schlofen au wohl, un denken an Ruedi!

„So isch's sellimol gange. Der Her, der bet si fast z'tod g'schämt,
Daß em der Ruedi so wenig Ehr no nem Esse bet atbe.
Aber luegen, ihr Chinder! es isch si redliche Lohn gsi!
Wer bet e g'beisse go Eggene goh un au no gar henele
Wegen em Ruedi? — Jo wol! eb denn au ebbis dra wohr seig?
Het em's denn nitt der Her Pfarer scho gseit gha Alles, wie's uesech?
Hätt' er nitt chönne jez schwigen un denke: sey's wohr eder nitt wohr, —
Was keits mi denn drum, und ändere chan i's doch schwerli.
's gobt e Jede si Weg, sell isch eben allewil 's Fürnehmst.
Nei, er mueß ane go luege, un mueß em selber no ruefe.
Aber, was han i ich g'seit? Es gobt eim gar hinderli mengmol.

„Drum, me mueß niemole nasewis si, wenn ein ebbis nit agobt,
Un nitt wölle bramabarsiere, me thiez si nitt förche.
Wememe si überal dri will lege, me haltet eim nit druff;

's isch nit nutz, sagi au, me cha gar wüest no neweg chu,
Un derno lachen ein d'Lit nummen us, un's heißts: 's isch em
Recht g'scheh!"

— „Du machsch aber au lang, mit dim Verzehle vum
Ruedi,"
Seit jez d'Mueter; „jez mein i, wär's gnueg! Meichätter bring's
G'schir jez!
's Essen isch ferig, hesch's g'hört? Di Brötisli wird der sust
ischalt! —
Blib's derbi, jez hör i au uff, doch will i no sage,
Bis er der Tisch deckt henn, wie's mit em Ruedi no chu isch."

„'s het's e Menge probiert, eb er en nit ebbe chönn banne;
Heremeister sin chu, Schwarzchünstler und anderi Schelme,
Un Chapeziner vu Neustadt her; 's hett Alles nit g'huise.
's het en ekeiner zwunge. Jo, brummlen ihr doch, het er
denkt als,
Schwätzen ihr chuderwälsch un mache doch Faren uff Note!
Mir a stehn uff e Chopf! so Zigs han i emol au g'macht.
Endli aber isch's anderster chu, der Pfarer het's gnueg g'ha.
Un, was g'schicht? — er zieht us, un d'Handwerkslit breche's
Hus ab.
Und wu die in d'Schire chu sin, se sehn sie, wit ohe,
An eme Trom der Ruedi no bamble, dert het er si g'henkt gha.

„Vu der Zit a neweg isch es us gsi mit sine Sekte.
Mengi sage frili, er seig no jez in der Nöchi,
Dohe näumen im Wald, bi Schalsige löß er si seh als,
Und er chömm all Johr wieder nächer heim um e Schritt wit.
Aber i glaub sell nitt. Churz, z'Eggenen isch er verschwunde.
Nummen ellei der Platz, wu's Pfurhus almig isch g'stande,
Mahnt no a si Namme; me heißt e der Ruedi-Garte.
Er isch nimmimeh dert; un's Pfarhus henn sie denn neu
baut.
Jez isch's heimli un still, wu almig in früeihere Zite
Geister sin gangen un d'Lit numme vlogt un numme verschreckt
henn,

Un der Her Pfarer weiß nit me dervu, wu hüttigstags dert wohnt.
Chömmet jez, 's Essen isch do; wer betet hütt? nu: Komm Her Jesu!

L. A. Dorn.

(Aus Pfarrer L. A. Dorn's: „Allemania." Lörrach, 1843. Verlag von Gutsch.)

Badenweiler.

In dieses Thales Gründen
Möcht' ich ein Plätzchen finden,
Ein Hüttchen mir zu bau'n;
Um oft vom Traubenhügel
Des Rheines Silberspiegel
Nach Herzenslust zu schau'n;

Alsatia zu erblicken,
Den himmelblauen Rücken
Des Vogesus zu sehn;
Umweht von Blüthendüften
In duftigfeinen Lüften
Die Ferne zu erspäh'n.

Ich würde Blumen brechen
Und an kristallnen Bächen
Im Schatten mich erfreu'n;
Dann bei des Mondes Helle
Auf moosbelegter Stelle
Schlief' ich zu Träumen ein.

Bei meinem stillen Lauschen
Spürt' ich der Geister Rauschen,
Der Engel leisen Flug;
Es tönten süße Lieder,
Entschlafne kämen wieder
Aus ihrem Aschenkrug.

Des Römmerbades Trümmer,
Der Bergruine Flimmer
Im Abendsonnengold,
Des Heilquell's Segenskammer,
Dem Schacht, dem Eisenhammer,
Ist meine Seele hold.

Natur! mit alter Runde
Stehst du im Schwesterbunde,
Erquickst hier Geist und Sinn;
Frei von der Sorgen Schwarme
Ruh' ich in deinem Arme,
Du Freudenspenderin!

Ich steige auf zum Blauen,
Die Welt umher zu schauen,
Die mir sein Gipfel zeigt.
Ich wall' im Wiesenthale,
Wo an dem Todtenmahle
Aus Grüften Leben steigt.

Der Römer und der Ritter
Erscheinen im Gewitter
Vor Gottes Wolkenthron;
Nun ruhen ihre Schwerter,
Wo herrlicher, verklärter
Nur glänzt der Edeln Lohn.

Auch nach dem hohen Hause
Von Bürglen's froher Klause
Richt' ich der Wandrung Ziel;
Fern von dem Weltgetümmel,
Schweb' ich empor zum Himmel
In heiligem Gefühl.

Ich habe mir erkiesen
Die Dörfer, Haine, Wiesen,
Vom Vogelhof zu sehn;
Den Neuenfels zu suchen,

Dann unter Schweighofs Buchen
Zur Ruhe einzugehn.

Schau' Neuburg's alte Veste,
Umfächelt von dem Weste,
Wo Weimar's Bernhard schied;
Seh' Müllheim's Feld und Reben
Und seines Marktes Leben,
Horch' freher Winzer Lied. —

Suchst du ein stilles Eden,
Laß Badenweiler reden,
Wirf dich in seinen Schoos.
Laß Hohen ihre Beute,
Wo dieses Thales Leute
Durch Einfalt nur sind groß.

Wie freundlich sind die Kinder!
Viel williger, geschwinder
Dient hier die Achtsamkeit,
Als in dem Fürstensaale,
Beim Tanz und reichen Mahle
Der schnöden Ueppigkeit.

Bei freher Gäste Regen,
Bald lieblich im Bewegen,
Bald treulich in der Ruh,
Fließt hier von manchem Guten,
Wenn Herzenswunden bluten,
Des Trostes Balsam zu

Gesundheit wird dem Kranken,
Und traurige Gedanken
Vergehn wie Nebelduft.
Des Badquells Wunderkräfte
Sind Stärkung zum Geschäfte,
An das die Zeit uns ruft.

Noch bleibt der Geist gefangen,
Dem Freiheit im Verlangen

Mit steter Flamme glüht.
Mein Segen diesem Orte,
Bis einst die schöne Pforte
Mich zu den Sel'gen zieht.

Pfarr. Graf.

Badenweiler.

Willst du der Natur dich freuen,
Willst du sinnen, ungestört,
Ueber Alles, was der neuen,
Was der alten Zeit gehört;
Wie des Schicksals Wandelsterne
Sich in sichern Kreisen drehn,
Wie die Menschen stets sich ferne,
Seyn und Nichtseyn nahe stehn;

O so komm in dieses Eden,
Wo mit Sonn, Mond und Thau
Bäch' und Nachtigallen reden
Zwischen heiterm Grün und Blau;
Hier dem Erdenqualm entheben,
Siehst von Strahlen dich umwoben,
Wallst, umweht von Blumenduft.

Kämst du mit zerrissnem Herzen,
Mit geheiltem giengest du;
Schnell entfliehn des Grames Schmerzen,
Lacht dir dieses Thales Ruh;
Wo der Glaube himmlisch heiter
Schaut der Liebe in's Gesicht,
Die den Glauben nahm zum Leiter,
Der sie füllt mit Muth und Licht.

Schau umher! Die Menschenalter
Brausten, stürmten durch das Thal,
Folgten wechselnd sich, wie kalter
Winter folgt dem Sommerstrahl;

Zartes siehst du Raubes mildern,
Blüthenglanz im Fels zerstreut,
Allwärts bei des Lebens Bildern
Bilder der Vergänglichkeit.

Tief des Römerbades Trümmer,
Wo im Thal der Heilquell floß;
Hoch im reinsten Aetherschimmer
Ein zerfall'nes Ritterschloß.
Blumenreiche Wiesen grünen,
Wo der Adler Roms geglänzt,
Und der teutschen Burg Ruinen
Voll Gesang ein Hain umkränzt.

Hinter segensreichen Auen,
Hell durchströmt vom stolzen Rhein,
Sind im Aetherduft zu schauen
Bläulicher Vogesen Reih'n.
Holde Landschaft! Wunderselig
Wall' in deinen Thälern ich;
Manches Bild erblich allmählig,
Stets verklärt das deine sich!

v. Wessenberg.

Die Römerbäder zu Badenweiler.[1]

Mit Wehmuth schaut euch Jeder,
Der pilgernd euch genaht,
Ihr alten Römerbäder
Die längst die Zeit zertrat.

Wohl schlieft ihr unterm Thale
Den tausendjähr'gen Schlaf,
Die jüngst auf eure Maale
Des Bauern Pflugschaar traf.

Die Gemmen, längst zerschlagen,
Der Bider seltner Kranz,

Sie künden und sie sagen
Von alter Tage Glanz.

Als noch dort überm Forste,
Das Schwert in brauner Faust,
Der Römer in dem Horste
Mit seiner Schaar gehaust,

Da mochte voller quellen
Des Heilborns reiche Fluth,
Wenn in den edeln Wellen
Der Tiber Sohn geruht;

Wenn sich im kräft'gen Schwalle
Der narb'ge Leib gekühlt
Und seiner Wunden alle
Genesen sich gefühlt.

Das war ein lustig Baden!
Verjünget stand er auf
Und zog auf grünen Pfaden
Zu neuem Siegeslauf. —

Wie anders ist es heute!
Es starrt das Römerhaus
Verödet in die Weite,
Kein Ritter schaut heraus

Der Knechtschaft Joch sank nieder,
Kein' Sclavengeißel schwirrt,
Es klingen freie Lieder,
Wo Ketten einst geklirrt.

Nun seh'n die öden Hallen
Kaum einem Schatten gleich,
Es ist, wie sie, zerfallen
Das alte Römerreich.

Friedrich Otto.

*) Als in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts der Markgraf Karl Friedrich in den reizenden Thalgegenden der Vorberge des Schwarzwaldes sich ein Lusthaus erbauen wollte, lockte ihn vor allen die herrliche Lage auf die Höhen hinter Müllheim, und er beschloß, diesen

Punkt zu wählen. In dem schmalen Wiesenthälchen erhebt sich der Vorsprung, auf dem so malerisch das Dorf Badenweiler liegt, rückwärts an den hohen Blauen gelehnt, der mit den anstoßenden Bergen einen waldigen Kessel bildet. Auf der Spitze des Vorsprunges ruhen die Trümmer der alten Burg Baden, ernst hinausblickend in die lachenden Gefilde des Rheinthals. Schon die ersten Nachgrabungen für die neuen Bauten führten sogleich auf Trümmer, in welchen der Forscher die versunkene Römerherrlichkeit erkannte. Des Fürsten Sorgfalt unterstützte die weiteren Untersuchungen und in kurzer Zeit war die ganze Ruine offen zu Tage gelegt und Veranstaltung getroffen, sie vor weiterem Verfall zu schützen und den Forschungen der Gelehrten zugänglich zu machen. Eine vollständige, mit einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Pracht erbaute römische Badeanstalt war nun mit all' ihrem Reichthum dem Grabe wieder entstiegen.

(Vergleiche Max v. Ring's „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands." 2. Heft.)

St. Trutbert im Münsterthale.*)

Der fromme Trutbert hatte von dem Herren dieses Thales, dem Grafen Otbert, die Erlaubniß erhalten, auf der Stelle, wo gegenwärtig das Kloster steht, sich ansiedeln zu dürfen und fing nun an, das Gesträuch auszurotten, eine Hütte zu bauen und ein Gärtchen anzulegen. Da überraschte ihn der Graf einst mitten in der Arbeit und wurde von dessen frommen Eifer so gerührt, daß er ihm nicht nur den Ort zum bleibenden Eigenthum vermachte, sondern auch den Ertrag einiger benachbarten Höfe zuwies, und ihm sechs Knechte beigab, damit er die mühsame Ausrottung des Waldes um so rascher betreiben möge. Aber diese Knechte waren ein schlechter Gewinn. Denn je eifriger Trutbert selbst der Arbeit oblag, desto überdrüßiger wurden sie derselben. Bald waren alle Bitten und Ermahnungen vergebens. Es gelang ihm nicht mehr, sie gehorsam zu erhalten und endlich stieg zwei Brüdern unter ihnen der abscheuliche Gedanke auf, den frommen Mann aus dem Wege zu räumen, um sich seines Joches gänzlich zu entledigen. Als er daher einstmals (es war im dritten Jahre seines dortigen Aufenthalts) um die Mittagszeit, von der Hitze und Arbeit er-

*) Das Münsterthal hat seinen Namen von der alten, Bergbau treibenden Stadt Münster, welche längst nicht mehr existirt, und lebt nur noch auf eine Gruppe von Häusern im Thale ihren Namen vererbt hat.

schlafft, auf seiner Ruhebank hingestreckt lag und schlief, schlichen die Bösewichter herbei und schlugen ihn mit dem Beil auf die Schläfe, daß er augenblicklich den Geist aufgab. Sobald Graf Otbert diese Unthat erfuhr, befahl er seinen Leuten, die flüchtigen Mörder zu verfolgen. Da geschah es, daß dieselben, von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, nach vier Tagen wieder wie durch ein Wunder an den Ort geriethen, von wo aus sie geflohen waren und mit Entsetzen sah nun das verbrecherische Brüderpaar, wie ein böses Gewissen sich räche. Beide wurden zu dem Richter abgeführt; aber der eine wartete die Strafe der Gerechtigkeit nicht ab, sondern nahm sich unterwegs selbst das Leben; der Andere dagegen büßte seine Schuld am Galgen.

(Siehe Joh. Baader's „Freiburg und seine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder. Seite 90.)

Schloß Staufen.

Ein wildes, trotziges Geschlecht bewohnte einst diese Burg, deren rebenumkränzte Trümmer auf das gewerbsame Städtchen Staufen am Eingange des anmuthigen Münsterthals herabsehen. In unaufhörlichem Kampfe mit den Nachbarn, um seine Herrschaft auszudehnen, fühlten besonders die Mönche des nahe liegenden St. Trutpertoklosters die drückende Uebermacht der Ritter von Staufen. Vergebens schloßen die Aebte einen Vertrag mit den Bürgern der Stadt Breisach zu gegenseitigem Schutze: die nahen und mächtigen Vögte des Klosters, denn diese waren eben die Ritter von Staufen, fanden darin nur Veranlassung zu neuen Unbilden. So hatte schon Werner von Staufen den frommen Abt Hugo überfallen, und nicht besser handelten seine Nachfolger, die Otto's. Von einem derselben erzählt die Legende: Als Bertholb V. von Zähringen nach Frankfurt zur Reichsversammlung zog, mußte ihn Ritter Otto, (des Marschalks von Staufen Vater) den er vor allen seines Hauses Dienstmannen liebte, begleiten. Wenige Tage vor der Abreise hatte derselbe, da es ihm an Pferden zur Fortschaffung des Gepäckes mangelte, dem St. Trutbertter Kloster zwei Rosse weggenommen, und als ihm die Mönche deßhalb derbe Vorwürfe mach-

ten, im Jähzorn geschworen, nach seiner Rückkehr ihr Nest so zu zerstören, daß kein Stein auf dem andern bliebe. Die Mönche, durch diese Drohung erschreckt, flehten ununterbrochen zu Gott und ihrem Schutzheiligen um Rettung. So inbrünstiges Gebet blieb nicht unerhört: Als der Zug des Herzogs auf dem Heimwege an einen überfrorenen Fluß gelangte und Ritter Otto, das Eis zu prüfen, voranritt, stürzte mit ihm das muthige Pferd rücklings nieder. Gelähmt von dem heftigen Fall, ward er unter zunehmenden Schmerzen in die nächstgelegene Hütte getragen, wo nach wenigen Augenblicken das Licht seines Lebens erlosch.

Joseph Bader.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt" 1829, den Aufsatz „Staufen" S. 10.)

Dem Kaiserstuhle.*)

Du grüner Berg mit deinen sanften Hügeln,
Den abendluftgewiegten Wellen gleich,
Wo theurer Freunde Bilder mich umflügeln,
Den Blick gefesselt hält dein Wunderreich;
Ich lege treu mein Herz an deinen Busen,
Das manchen Trost in deinem Schutz erfuhr,
Du bist mein Freund, dir weih' ich meine Musen,
Du lohnst sie mit den Schätzen der Natur!

Schön sind der Alpen Häupter anzuschauen,
Wo lieblich tönt der Hirten Morgensang,
Erhaben ist's, wenn ihre Scheitel thauen,
Kaskaden stürzen über Felsenhang;
Und manches Röslein duftet ob den Gründen,
Und stirbt am Busen einer Sennerin, — —
Doch nimmer mag ich dort die Rose finden,
Die ewig blüht dem treuen Sängersinn. —

Parnaß, Olymp und Helikon stehn ferne,
Mein Auge sah das große Hellas nie;
Dort wandeln leuchtend unerreichte Sterne,
Begeisternd aller Dichter Phantasie;

Bescheiden blick' ich auf nach ihrem Ruhme,
Der selbst Jahrtausenden nicht unterlag,
Doch dort auch sproßt mir nicht die zarte Blume,
Die nur auf niederm Beete blühen mag.

Wie viele Berge, die zum Himmel ragen,
Sind arm an liebeschaffender Natur!
Sie können nur das Aug' zur Ferne tragen,
Und steif und nackt bleibt ewig ihre Flur.
Doch deine Höhen streben gleich dem Dome
In üppig wechselnd reicher Pracht empor,
Erquickend mit der Lüfte lindem Strome
Des Wandrers Auge, Herzen, Mund und Ohr.

Hat wilder Flammen Wuth Vulkan' gestillet,
Erstarrt zu hartem Stein der Lava Glut*),
Tief dir im Innern kochts, die Adern füllet
Mit raschem Feuerstrom ein edles Blut;
Süß fließt es nun durch grüne Rebenranken,
Und löst das Räthsel deines Daseyns auf,
Ob du's Vulkan, ob du's Neptun zu danken,
Dein heißer Saft gibt den Entscheid darauf.

Welch ein entzückendes Gedicht zu lesen
Von deinem Gipfel, wenn im Purpurstrahl
Die Sonne tauchet hinter die Vogesen,
Von Abendglocken tönet Thal für Thal!
Wenn sich der Rhein gleich einer Silberschlange
An deine wonnevollen Hügel schmiegt; —
O wie dann auf zu deinem Lobgesange
Des Dichters Herz in deinen Himmel fliegt!

Eduard Lonker.

*) Das Gebirg hat ohngefähr zehn Stunden im Umfange, zwei im Durchschnitte und vier in die Länge. In der letztern Richtung bietet es fast nur Aufplatte. Es steht ganz isolirt, ausser Zusammenhang mit einer andern Gebirgskette. Der Hauptstock erhebt sich ohngefähr eine Stunde vom Rhein, während seine Vorhügel das Ufer des Flusses bilden. Auf mehreren Punkten des Kaiserstuhls sind vulkanische Spuren sichtbar, unter andern findet man daselbst ein sehr poröses, schwarzgraues Gestein desgleichen auch bei andern Vulkanen angetroffen wird, den sog. Mandelstein.

Man hält dafür, der Krater sey in der Nähe von Bickensol gewesen. Das Gebirg selbst besteht aus 40 bis 50 größeren und kleineren Bergen und ist von ungemeiner Fruchtbarkeit. Es liefert vielen und guten Wein, treffliche Futterkräuter, Hanf, alle Arten von Feld- und Baumfrüchten ꝛc.

Der Kellermeister und seine Frau.

Im Schooß des Kaiserstuhles
Da haust ein alter Mann;
Entsteigt er seinem Grunde,
So macht er froh die Runde
Mit einer goldnen Kann'.

Lockt ihn die gute Laune,
Geht er von Haus zu Haus
Und schenkt aus seinem Keller
Den besten Muskateller
Und andre Weinchen aus.

Gern thut er damit laben
Mann, Weib und Knecht und Kind,
Und hat die größte Freude,
Wenn rings die lieben Leute
Recht tennetrunken sind.

Der alte Kellermeister
Hat auch 'ne alte Frau,
Die haust von ihm geschieden,
Doch stets in Zucht und Frieden,
Da drunten in dem Gau.

Die Frau fährt einen Wagen
Schwer voll von Haus zu Haus,
Mit goldnen Kornes Schwaden
Und Früchten reichbeladen
Und theilt rings davon aus.

Doch einmal nur im Jahre
Erblickt man ihn und sie;

Bald kommt sie reich an Segen,
Bald ärmer dir entgegen
Doch ohne Gaben nie.

Der Mann, das ist Herr Bacchus
Und Ceres heißt die Frau;
Wohin das Pärchen walle,
Da fliehn die Sorgen alle
Vom Kaiserstuhles Gau.

Eduard Lunker.

Neun Linden.*)

Es waren in des Vaters Schloß
Am hellen Rhein,
Von edlem Stamm der blüh'nde Sproß,
Neun Mägdlein zart und fein.

Wer malt des Vaters Herzenslust?
Wer mißt den Preis
Der Freud' in treuer Mutterbrust,
An solcher Töchter Kreis?

Und wenn sie gingen Hand in Hand,
Die dreimal Drei,
So unschuldsreich am schönen Strand,
In heitern Spielen frei:

Da pries entzückt der Fluthen Gott
Die Mädchenschaar,
Ihr Lilienweiß, ihr Rosenroth,
Ihr Auge, wunderklar.

Der Vater einst zum Kampfe ritt,
Gebot noch schwer,
Ja nicht zu ziehn mit flucht'gem Schritt
Zum Bergesgipfel her.

---

*) [illegible], 1785 [illegible] über dem Meere.

Sie aber wallten durch die Au'n —
Wie Neugier plagt!
Es trieb sie, dort hinab zu schau'n,
Wo hoch das Berghaupt ragt.

Sie tranken reinen Aetherduft
In langem Zug,
Sie trug wohl über Flur und Kluft
Des Auges Adlerflug

Doch Vater du, ach wärest du
Im Schlachtgewühl
Gesunken, ach! zur ew'gen Ruh'
Entrückt dem Schmerzgefühl!

Sie weilten auf dem Gipfel hehr
Dem Himmel nah,
Zum Vater kehrte keine mehr,
Ein Zauberwerk geschah.

Der Vater flog den Pfad hinan
Zum Berge fort;
Was fand er auf der Höhe Plan?
Neun Linden fand er dort.

Sie scherzten dort im Abendglanz
Die dreimal Drei;
Jetzt duften sie im Blüthenkranz
Als Linden froh und frei.

Sie sprechen leise flüsternd nur
Von Allerlei,
Ein sanfter West bringt von der Flur
Den Glockenklang herbei.

Doch droben Blitze, feurig, bang
In Sturmes Nacht,
Da sprechen sie auch ernsten Klang
Zu Dem, der droben wacht.

Sie stehn, ein Bild der Schwestertreu,
Wenn Donner kracht,
Furchtlos in Lieb' und heil'ger Scheu
Vereint voll starker Macht.

Wer aber malt des Vaters Schmerz?
Und wer die Qual,
Die scharf das treue Mutterherz
Verzehrt wie glüh'nder Strahl?

Die Lüfte wehn Jahrhundert' fort
Durch Flur und Kluft,
Noch steh'n, im Sonnenlichte dort
Neun Linden hehr im Duft.

Eduard Lynker.

Die Katharinakapelle.*)

Wie sie weithin um sich schauet,
Einer hohen Fürstin gleich;
Frühe, wenn der Morgen grauet,
Bis der Abendhimmel thauet,
Auf ihr großes, schönes Reich! —

Aber nicht mit Freudeblicken
Laßt ihr Auge sich herab;
Wo sich stolz die Reben schmücken,
Aehren sich an Aehren drücken —
Denn ihr Volk fiel treulos ab!

Nimmer zieht's in Gottes Namen
Hin vor ihren Felsenthron;
Denn die Frommen, die einst kamen,
Beten jenseits längst ihr Amen,
Und die Andacht ist entfloh'n

Keiner will sie ehrend schützen,
Niemand schmükt mehr ihr Gewand;
Unter Stürmen, Donner, Blitzen,

*) Früher zahlreich besuchtes Wallfahrtskirchlein auf einem der dort höchsten Gipfel des Kaiserstuhles, 1564 Fuß über dem Meere.

Muß sie bangvergehend sitzen,
Klagend um der Krone Stand.

Arme Frau! Wenn alle weichen,
Bleibt dein Sänger vor dir stehn,
Wird mit deines Falles Zeichen
Erd' und Himmel stumm vergleichen,
Und mit Wehmuth niedersehn.

Eduard Leuker.

Auf dem Hexenberge am Kaiserstuhl.

Finstre Zeiten lagen drückend
Auf der Wahrheit sanftem Licht,
Ihren goldnen Tempel schmückend,
Nahte lang ihr Herold nicht.
Aberglaube, Pfaffenränke
Wohnten düster weit und breit,
Hingen sperrend am Gelenke
Und am Wendepunkt der Zeit.

Hexen fuhren in den Lüften,
Uebten tückische Gewalt;
Teufel hausten in den Klüften
In verschiedenster Gestalt.
In die Hütten und Paläste
Trug sich ihre Zauberei,
Die Beschwörung war das Beste,
Denn der Mensch bestund dabei.

Es beweint noch die Geschichte
Schuldlos hingewürgtes Blut,
Das zum Malefizgerichte
Jener Zeiten Wahnsinn lud.
Und sie schlichtete den Zweifel,
Gab uns Kunde laut und klar,
Daß ein Trugbild nur der Teufel
Und die ganze Hexenschaar.

Auch des Kaiserstuhles Höhen
Haben jenes Wahnes Sieg
In dem schwarzen Rauch gesehen,
Der vom Herenberge stieg.
Lange blieb der Hügel öde,
Der den Scheuerhaufen trug,
Bis des Lichtes Morgenröthe
Weggebannt den langen Fluch.

Kühler Schatten grüner Reben
Weht jetzt über'm Aschengrab,
Einen Schleier möcht' er weben
Ob dem Fluch, der es umgab.
Wie die Reben schattig ranken
Um das Denkmal düstrer Zeit,
So umschlingt auch den Gedanken
Nach und nach Vergessenheit. —

Aber aus dem Rebengrunde
Steigt zuweilen noch ein Geist,
Der schon oft zu später Stunde
Manchen feurig eingekreist.
Wen der edle Saft erfreute,
Der am Herenberge wächst,
Wißt die Länge und die Breite
Seines Wegs und scheint — verhext.

Eduard Lynker.

Der verrätherische Kuchen.

In dem ehemaligen Dorfe Harthausen am Kaiserstuhl, welches die Schweden verheert und seine Bewohner theils umgebracht, theils versprengt hatten, blieben zwei Bursche versteckt und fristeten ihr Leben durch Kleie. Am Jahrestag der Kirchweihe, den sie zufällig aus einem Kalender ersahen, backen sie sich aus der Kleie einen Kuchen. Kaum hatten die Schweden den dadurch erzeugten Rauch bemerkt, als sie aus ihrem nahen Lager in das

Dorf sprengten, die Bursche aus ihrem Verstecke zogen und sie an ihren Pferden in's Lager schleppten. Dort wurden dieselben von einander entfernt, an Pfähle gebunden und sollten des anderen Tags erschossen werden. In der Nacht gelang es einem der Bursche, der Billeisen hieß, eine Hand loszubringen, damit sein Messer aus der Tasche zu ziehen und die Stricke zu durchschneiden. Hierauf kroch er auf dem Bauche aus dem Lager und entkam glücklich. Von allen Bewohnern des Ortes ist er allein übrig geblieben und von ihm stammt das Geschlecht der Billeisen in Mördingen, welches Dorf auf der Stätte des verheerten Harthausen gegründet wurde.

(Siehe Merk's „Anzeiger zur Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Die Teufelsburg.

Der Raugraf auf dem Berge stand,
Sah weitaus in die Ferne:
„Fürwahr, auf diesem Felsengrund,
Da möcht' ich hausen gerne!

„Allein wo läßt zum kühnen Bau
Ein Meister sich erkunden?
So hoch der Berg im Aetherblau,
So tief die Steine drunten?"

Und wie er so darüber sann,
Thät' ihn gar freundlich grüßen
In rothen Mantels Hull' ein Mann,
Mit wunderlichen Füßen.

Der spricht: „„Hört an, den Felsenthron,
Den werd' ich stracks vollführen,
Wollt Ihr zuvor, zu meinem Lohn
Mir Eure Seel' cediren.""

Der Raugraf denkt: „Die Seele? pah!
Die kann ich schon entbehren!

Der Leib, der ist das Leben ja,
Dem thu' ich's gern zu Ehren."

Er ritzt den Arm mit seinem Schwert,
Vis etwas Blut gewärtig;
Es hat nur kurze Zeit gewährt,
So ist die Handschrift fertig.

Der Satan nahm sie schmunzelnd hin,
Thät gleich das Werk beginnen,
Und als die Abendröthe schien,
Erglänzten schon die Zinnen.

Der Raugraf lebt in Floribus
Beim Trinken und beim Essen,
Doch da Jedweder sterben muß,
Ward sein auch nicht vergessen.

Einst liegt er krank im seidnen Pfühl,
Bedenkt den schlimmen Handel,
Da naht sich aus dem Hausgewühl
Der Mann im rothen Mantel.

Und kündigt den Verfalltag an, —
Da will der Graf nicht hören,
Er sendet nach dem Burgkaplan,
Den Teufel zu beschwören.

Doch plötzlich stürzt das Felsenhaus
Mit Donnerschlag zusammen;
Der Böse kommt allein hinaus
In Pech- und Schwefelflammen.

Eduard Pfeiffer.

Das Brünnlein zu Bickensohl.

Bei Bickensohl ist eine Quelle, die nur spärliches Wasser gibt und blos zu gewissen Perioden, oft nach viel jahrelangen Pausen, in reichlicher Fülle strömt.

Diese Quelle war vor alten Zeiten, erzählt man sich im Volke, die wasserreichste und frischerquickendste auf weit und breit. In den heißesten Sommern, wenn alle andern Brunnen im Kaiserstuhle versiegten, sprudelte sie hell und lustig hervor. Sie befand sich hinter dem Hause eines reichen Gutsbesitzer und gehörte zu seinem Eigenthume. Dieser Mann war aber eben so geizig als er reich war und mit seinem Gelde mehrte sich nur seine häßliche Eigenschaft. — Einst war mehrere Wochen lang kein Tropfen Regen gefallen; Felder und Wiesen schmachteten unter den sengenden Sonnenstrahlen, Menschen und Thiere lechzten nach Erquickung und alle Quellen in der Umgegend fingen an zu versiegen. Nur das Brünnlein des geizigen Reichen sandte in unverringerter Fülle sein belebendes Silber zu Tage. Darum drängten sich auch alle Leute aus der Gegend vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht zu dem Platze hin mit Kübeln und Krügen, um zu trinken und ihren Wasservorrath für Haus und Gärten zu holen. Da fiel es dem Geizigen auf einmal ein, daß hier eine gute Spekulation zu machen wäre, wenn er von Jedem, der bei ihm Wasser holte, eine bestimmte Taxe an Geld dafür erhübe. Gedacht, gethan. Vom nächsten Morgen an durfte Niemand mehr an die Quelle gehen und sie benützen, der nicht ein Eintrittsgeld von ein bis drei Kreuzer, je nachdem sein Wasserbedarf kleiner oder größer war, hinterlegte. Die Armen, die diesen Betrag nicht erschwingen konnten, wurden mit groben oder spöttischen Worten zurückgewiesen. Alles fluchte diesem herzlosen Verfahren und der Unwille des Volkes stieg auf's Höchste, als die Leute eines Morgens den Brunnen, zu dem sie sich mit Gewalt gedrängt, indem sie den grausamen Besitzer mit Steinwürfen in sein Haus zurückgescheucht hatten, mit Holzstämmen, Schutt und Erde verschüttet fanden — ein Werk des Geizigen, das er nächtlicher Weile vollbracht hatte nach dem Grundsatze: „Wer nicht zahlen kann, soll auch nicht genießen."

Aber der Fluch gedrückter Armen tönt nicht vergebens in das Ohr des himmlischen Rächers aller gewaltsamen Unbill. Die folgende Nacht, als der Geizhals, wie gewöhnlich, schlaflos auf seinem Lager sich wälzte und über neuen Plänen brütete, Geld an sich zu raffen, vernahm er plötzlich hinter dem Hause, wo

der Brunnen stand, ein dumpfes Tosen und ein Geroll, wie unterirdischer Donner. Erschrocken fuhr er auf und lauschte mit hörbar klopfendem Herzen. Nicht lange, so ging das Getöse in ein furchtbares Krachen über; Boden, Wand und Decke seiner Stube fingen an zu wanken — er stürzt auf die Kniee, er will Hülfe schreien, will beten, aber die entsetzliche Angst schnürt ihm die Kehle zu — plötzlich schmettert ein Schlag, als berste das Gewölbe des Himmels auseinander, die Erde spaltet sich und Haus und Geizhals verschlingt der Abgrund in ewige Nacht.

Das Brünnlein wurde freilich wieder aus seiner Verschüttung befreit und neu gefaßt, seit jener Zeit aber sprudelt es, wie oben erwähnt, nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Theurung oder ein Mißjahr bevorsteht.

A. Schiele.

Das Brautbrünnlein,

oder:

Hochmuth kommt zu Fall.

(Erzählung nach der Volkssage.)

Drei Tage noch, und die reiche Braut des jungen Freiherrn von Sponeck sollte in dessen Burg einziehen. Zwölf Edelknechte, prächtig gewappnet, zogen hinüber nach Landeck*), um am bestimmten Tage das Fräulein Brigitte ihrem künftigen Gemahl entgegen zu geleiten. Auf Landeck herrschte fröhliches Leben. Die Burgfrau ließ es an nichts fehlen, den Ehrentag ihrer Tochter auf's Glänzendste zu begehen. Volksspiele wechselten mit Gelagen, an denen Alt und Jung der Umgegend Theil nehmen durften. Mit stolzen Blicken übersah die jugendliche Braut die fröhliche Menge.

„Du wirst die Leute gewiß verwöhnen, Mutter, mit deiner Freigebigkeit; es ist nicht gut, ihnen das Joch vom Halse zu nehmen."

„Ei Kind, sey nicht so hart gesinnt, am Tage, der dir

*) Schloß, eine Stunde von Emmendingen.

Glück bringen soll!" ermahnte die Mutter. „Es ist ja doch besser, die Leute lieben ihre Herrschaften, als daß sie denselben Böses wünschen und sie verfluchen. Deine strenge, oft ungerechte Denkungsart mußt du jetzt ablegen; denn schwerlich mag dein künftiger Gemahl, der nun dein Herr wird, dulden, was deine Mutter geduldet, zumal er ein gar mildes Herz haben soll."

„Wie, Mutter! soll sich mein Gemahl nicht nach mir richten?" eiferte die hochfahrende Tochter. „Er wird es bald begriffen haben; denn ich will ihn streng in die Schule nehmen! Und wird Ehrenfried von Sponeck binnen einem Jahre nicht Meister in der Kunst, seinen Willen dem seines Weibes unterzuordnen, so wirst du der erzürnten Lehrmeisterin die Thore unserer Burg nicht verschließen."

„Brigitte, welche Gedanken!" warnte die Mutter.

„Doch die vernünftigsten, Mutter, wenn man herrschen will, selbst über einen Mann! — —

Man durfte das Fräulein von Landeck nur Einiges sprechen hören, oder eine Stunde in ihrer Gesellschaft zubringen: ihren Charakter hatte man alsbald erkannt.

Die Braut schied von ihrer Mutter; eine Sänfte trug sie aus dem Thore der Burg. Die zwölf Edelknaben von Sponeck geleiteten die hohe Dame, zu ihrer Linken und Rechten vertheilt. Dem glänzenden Zuge folgte ein Wagen, den der Wohlthätigkeitssinn der alten Gräfin von Landeck mit allerlei Gaben für Arme angefüllt, die ohne Zweifel in Menge dem bräutlichen Zuge aller Orten nachziehen würden.

Der Himmel begünstigte die hochzeitliche Fahrt nicht mit freundlichen Sonnenschein, wie man es gerne sieht; sondern er sendete den ganzen Vormittag aus trüben, flüchtigen Wolken Regenschauer um Regenschauer. Wenn schon die junge Braut unwillig murrte, ändern konnte sie es doch nicht. „Ich will mich dafür an dem armen Gesindel rächen!" sagte sie; „Es darf ihm weder Brot noch Wein ausgetheilt werden!"

Mehr denn funfzig Hungrige stürmten der Sänfte nach, flehend, rufend; unerbittlich blieb die Braut bei ihrem böswilligen Eigensinn.

Mittag war vorüber. Am Wege, dahin sich der Zug be-

wegte, sprudelte ein Brünnlein und seine krystallhellen Wellen rauschten lustig von dannen. „Von diesem Wasser will ich trinken; mit eigner Hand will ich schöpfen aus des Brünnleins Tiefe!“ rief das Fräulein von Landeck, und die Sänfte mußte stillhalten. Im Aussteigen begriffen, hielt das Fräulein wieder an: „Daß meine Schuhe nicht beschmutzt werden, hole man so viele Brote aus dem Wagen, als nöthig, einen Pfad bis zur Quelle zu bereiten, darauf ich unbeschädigt gehen kann.“

Ob diesem Befehl erbebten die Edelknaben. Schweigend sahen sie einander an. Endlich erlaubte sich Einer zu entgegnen: „Aber Fräulein, bedenket doch die schwere Sünde!“ — „Wer wagt es, meine Befehle und Wünsche nur saumselig oder gar nicht erfüllen zu wollen!“ schrie zornig das Fräulein. „Seid ihr so gezogen? Ich will andere Zucht unter euch bringen! Schnell meinen Willen vollführt, wenn euch meine Gnade bleiben soll!“

Etliche von den Dienern schafften die Brote aus dem Wagen. Beim Anblick derselben erhob die bettelnde Menge ein wildes Freudengeschrei. Als aber die Armen sahen, wie die Brote in den Koth gelegt, statt ihnen ausgetheilt wurden, und wie das Fräulein darüber hin zu dem Brünnlein wandelte, schrieen Alle: „Gott möge diesen Frevel rächen!“

Drei Mal hatte sich Brigitte hinunter gebeugt, drei Mal getrunken aus dem silbernen Becher — noch einmal beugte sie sich nieder. — Siehe, da wich der Boden unter ihren Füßen, öffnete sich, und mit einem entsetzlichen Schrei war das Fräulein von Landeck verschwunden aus dem Reiche der Lebendigen.

Angst, Schrecken, eine unbeschreibliche Furcht, wie jedes Mal, wenn der Allmächtige in sichtbaren Zeichen vorüber zieht, kam über die ganze zuschauende Menge. In wilder Unordnung stürzten die Einen da, die Andern dorthinaus. Niemand, selbst der rohste und frechste Mensch nicht, wagte es, vom Brot oder Wein etwas zu nehmen. Einige der Leute von Landeck sammelten sich endlich wieder, hoben die zertretenen Brote auf und wandten um nach ihrer Burg. Die Edelknaben von Sponeck spornten ihre Rosse und im schnellsten Galopp eilten sie mit der Schreckensbotschaft nach der Burg des Bräutigams.

* * *

An der Straße von Emmendingen nach Altbreisach, zwischen den Orten Eichstetten und Bötzingen, fließt heute noch die Quelle des Brautbrunnens. Im Munde des Volks heißt er der „Britte-Brunne," von „Britte" (= Braut.)

Reinhard Reigel.

Limpurg.

Zwischen zahllosen, wildbewachsenen Inseln schwimmt, nachdem du von der Ruine Sponeck geschieden, an welche sich keine bedeutende Sage knüpft, dein Kahn vor dem reizend gelegenen Dorfe Sasbach, der Grundherrschaft der Nimrodisch-berühmten Freiherren v. Girardi, vorbei, an dem Hügel, auf welchem die Lützelburger Kapelle steht, vorüber und gewinnt bald die erweiterte Stromfläche, die hier fast überall eingeschlossen scheint und einem Binnensee gleicht. Aus dem ruhigen Wasserspiegel strahlt das Bild der Höhen auf dem deutschen Ufer, unter ihnen am deutlichsten ein lichter Abhang mit weitausgedehnten Mauertrümmern hervor. Dies sind die Ueberreste des alten Schlosses Limpurg, früher auch Limper genannt, dessen Gründung in entfernte Jahrhunderte zurückgeht. Die alte Sage knüpft es an die erste Ansiedlung des Zähringer Hauses in den vorderen Landen, und wie in den Teckischen Besitzungen ein Limpurg oder Lindberg dessen Wohnsitz gewesen, so haben sich unter gleichem Namen die Herzoge hier an dem Rhein ein Wohnhaus erbaut. Hiezu mochte sie die Nähe Breisachs, wo sie gewiß oft gehauset, einladen; auch soll Herrmann I., der Stifter des Hauses der Markgrafen von Baden, sich von diesem Besitze Markgraf von Limpurg genannt haben. Erst mit dem 13. Jahrhundert werden die Nachrichten sicherer; damals wohnten hier die Landgrafen über das Ober-Elsaß aus dem Habsburger-Geschlechte, von hier aus die weite Herrschaft überschauend, bis wo sich die Vogesen von dem Juragebirge scheiden. Frühe schon wird diese Burg unter den Besitzungen des Hauses in dem Breisgau erwähnt und es behaupten mehrere Schriftsteller, daß Graf Albrecht IV., genannt der Weise, im Anfang jenes Jahrhunderts mit seiner Gemahlin Heilwig, einer Gräfin von

Kyburg, hier gewohnt, so wie auch, daß Letztere hier ihren herrlichen Sohn Rudolf, den ersten Kaiser aus dem Habsburgischen Geschlechte, geboren habe. Kaiser Friedrich II., der sich damals in Breisach aufhielt, sey dann nach Limpurg gekommen, um als Zeuge der Taufe des Knaben beizuwohnen, den er später in Italien zu kriegerischen Thaten weihte. Auch besuchte noch in spätern Jahren Rudolf diese Stätte seiner Geburt.

Die Zeit ihrer Zerstörung ist unbekannt; wahrscheinlich fiel die Burg, wie die von Burkheim, unter Ludwigs XIV. verheerenden Geschossen.

(Vergl. Mat. v. Rings: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands. S. Baden, 2tes Heft.)

Aus dem zehnten Abenteuer
der Märe „Alpharts Tod," im „kleinen Heldenbuche," nach der Uebertragung von Karl Simrock.

Wie Eckart von Breisach Dietrichen zu Hülfe ritt.

— — — — — — — — — — — —

Da ritten sie gen Breisach wunderbar geschwind,
Sie gingen miteinander, Hildbrand und Nitiger,
Da wurden wohl empfangen diese edeln Recken hehr.

Walther von Spanien ihnen entgegen ging,
Da man die edeln Recken freudenvoll empfing;
Hug vom Dänenlande, der auserwählte Degen,
Fünfhundert Burgmänner gingen den Gästen entgegen.

Eckart ließ ihnen bringen von Sammt ein reiches Kleid;
Auch war den Reisemüden alsbald ein Bad bereit,
Darein hieß er sie führen. Nitger und Hildebrand;
Von schönen Frauen wurden die Helden wiedererkannt.

Eckart ließ ihnen bringen ein begossen Brot
Und einen Topf mit Weine: das that den Helden Noth;

Das schuf der Wirth des Hauses, Eckart der kühne Degen:
Er ließ die Sturmmuden beide minniglich verpflegen.

So hielt man sie in Ehren bis an die Mittagsstund':
Da ging es zu den Tischen. Noch war es Niemand kund
Zu Breisach in der Veste; sie hätten gern vernommen,
Auf welches Abenteuer Hildebrand an den Rhein gekommen.

Sie waren nun gesessen, der alte Hildebrand,
Getrunken und gegessen, begann und sprach zuhand:
„Euch entbietet der von Berne *), der Fürst lobesan,
Euch Recken allen Vieren, daß ihr gedächtet daran,

„Wie der Vogt von Berne seit seinen jungen Tagen
Zucht vor allen Recken pflag an sich zu tragen:
Er thut Niemanden Leides der edle Dieterich.
Daß ihn nun vertreiben will der Kaiser Ermerich

„Ohne sein Verschulden, das läßt er euch klagen.
Alphart der junge **) ist ihm zu Tod erschlagen.
Daran sollt ihr gedenken, an seine große Noth,
Und sollt ihm helfen rächen des jungen Alphart's Tod." —

„„So wohl mir dieser Märe!"" — sprach da Eckart, —
„„Daß euch der von Berne schickt auf diese Fahrt;
Der mich vertreiben wollte für den Kaiser Ermenrich,
Nun läßt mich gern verbleiben von Bern der edle Dieterich!"" ***)

Noch sprach der Wirth des Hauses, Eckart der kühne Degen:
„„Ich will für Den von Berne doch wagen Leib und Leben.
Ich bring' ihm zu Hülfe zehntausend Mann
In so guten Harnischen, wie sie kein König gewann.""

— — — — — — — — — — — —

Da kam aus der Veste (Breisach) Hug von Dänemark

*) Dietrich von Bern. (Verona.)

**) Alphart, aus dem edlen Geschlechte der Wölfinge, treue Dienstmannen Dietrichs von Bern.

***) Dietrich von Bern war Führer unter der Regie Eckarts.

Mit manchem jungen Ritter, das waren Helden stark.
Hildebrand der Alte bat, sie ihm zu geben,
Sie sprachen: „Für den Berner wagen wir Leib und Leben."

Hildebrand der alte vor Freuden aufsprang:
„Edler Hug von Dänemark, deß' hab' immer Dank!
Nun leget euch zu Felde, ihr Ritter kühn im Streit,
Und wartet unsrer Helfer; sie sind uns balde bereit."

Da thaten sie gar gerne, wie sie der Alte bat:
Sie legten sich zu Felde zu Breisach vor die Stadt.
Da kam alsbald geritten mancher kühne Degen;
Eckart, der Wirth des Hauses, bat, ihr' minniglich zu pflegen.

Sie sprangen von den Rossen nieder in das Gras,
Bis er daraus sechstausend der Besten sich erlas.
Das Panier war aufgebunden, da eilten sie hindann,
Manch schöne Jungfrau ihnen nachzuschaun begann.

Als die Säumer *) waren bereit und aufgeladen,
Dazu die Kammerwagen, die ihnen sollten tragen
Das Trinken und die Speise durch manches fremde Land,
Da ritt zu allervorderst von Bern Meister Hildebrand.

Ein reiches Banner grüne nahm er in die Hand,
Der edle Held, der kühne, der alte Hildebrand.
So leitet er gewaltig die sechstausend Mann
Durch des Reiches Gauen an das Hochgebirg hinan.

— — — — — — — — — — — —

Auf dem Zuge nun entbrennt ein Kampf mit Kaisers Ermenrich Heerschaar unter des Helden Stutfuchs' Anführung, der ihnen und dem Breisacher Hülfsheere den Weg nach Bern (Verona) versperren und sie zurückschlagen will. Hildebrand und seine Freunde gerathen durch die Uebermacht der Feinde in große Noth und sind einer Niederlage nahe; doch seine Helden, Walther von Spanien, Hug von Dänemark, der Mönch Ilsan und Eckart fechten löwengrimmig fort!

*) Saumthiere.

Hug vom Dänenlande, ein auserwählter Degen,
Manchen starken Ritter sah man ihn niederlegen.
Er wollte Helme hauen und manches Schildes Rand,
Da ihn die schönen Frauen von Breisach hatten gesandt.

Eckart der kühne, mit streitbarer Hand
Wunderbar geschwinde kam er einhergerannt;
So brach er durch die Schaaren, das will ich euch sagen,
Stutfuchsens Bruder hat er das Haupt abgeschlagen.

Er war geheißen Gere, ein Degen auserkannt.
Stutfuchs vom Rheine bestritt ihn allzuhand
Mit sechstausend Mannen auf dem weiten Plan;
Eckart der kühne nie größre Sorge gewann.

Da schlug er Eckarten auf seinen Hut von Stahl,
Daß man das Blut sah fließen von dem Helm zuthal.
Auf der Haide grüne fiel er in das Gras;
Eckart der kühne kaum von dem Streiche genas.

— — — — — — — — — — — —

Eckart der kühne aus dem Gras ersprang,
Sein gutes Schwert ihm lauter an der Hand erklang;
Es war geheißen Gleste und außermaßen stark.
Da thaten auch das Beste Walther und Hug von Dänemark.

Hildebrand der alte und der Mönch Ilsan
Fuhren so gewaltig durch der Feinde Bann,
Daß man sie jenseits wieder sah hervorgedrungen;
Da fallten sie darnieder der Alten viel und der Jungen.

Stutfuchs vom Rheine kaum noch dem Strauß entrann,
Er floh nach dem Gebirge nur mit zwölf Mann:
Ueber das Gefilde flohen sie mit Zagen
Unter Helm und Schilde, dem Kaiser diese Noth zu klagen.

Ihnen folgten die von Breisach wohl eine Meile weit;
Dann kehrten sie zurücke; vergangen war der Streit.
Als sie zusammen waren in dem Sturm gekommen,
Da hatten Die von Breisach einen schönen Raub genommen;

Und mit dem Schwert erfochten in tugendlichem Muth;
Denn Stutfuchs vom Rheine besaß viel reiches Gut.
Er hatte mit geführet Gold, Silber und Gewand:
Das ließ auf Säumer laden von Bern Meister Hildebrand.

([illegible])

Der getreue Eckart.

I.

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunder Lande
Litt manchen Feindesstoß
Wohl auf dem ebnen Sande.

Er sprach: „mich schlägt der Feind,
Mein Muth ist mir entwichen,
Die Freunde sind erblichen,
Die Knecht' geflohen seind!

„Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann:
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart, der treue Mann?

„Er war mir sonst zur Seite
In jedem harten Strauß,
Doch leider blieb er heute
Daheim bei sich zu Haus.

„Es mehren sich die Haufen,
Ich muß gefangen seyn,
Mag nicht wie Knecht' entlaufen,
Drum will ich sterben fein! —"

So klagt der von Burgund,
Will sein Schwert in sich stechen:
Da kommt zur selben Stund'
Eckart, den Feind zu brechen.

Geharnischt reit't der Degen
Keck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne fein.

Burgund erkennt die Zeichen
Und ruft: „Gott sey gelobt!"
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erst getobt.

Da schlug mit treuem Muthe
Eckart in's Volk hinein,
Doch schwamm in rothem Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da sprach der Herzog laut:
„Es ist dir wohl gelungen,
Doch so, daß es mir graut;

Du hast viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben,
Dein Söhnlein liegt erstorben,
Kann's dir nicht wieder geben."

Der Eckart weinet fast,
Bückt sich, der starke Held,
Und nimmt die theure Last,
Den Sohn in Armen hält.

„Wie starbst du, Heinz, so frühe,
Und warst noch kaum ein Mann?
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich seh' dich gerne an.

„Weil wir dich, Fürst, erlösten
Aus deiner Feinde Hohn,
Und drum will ich mich trösten,
Ich schenke dir den Sohn."

Da ward dem Burgund trübe
Vor seiner Augen Licht,
Weil diese große Liebe
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren
Und fällt ihm an die Brust:
„Dich, Held, muß ich verehren,"
Spricht er, „in Leid und Lust.

„So treu bist du geblieben,
Da Alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich.

„Und sollst in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr,
Wenn ich mehr lohnen konnte,
Ich gäbe gern noch mehr."

Als dies das Land erfahren,
So freut sich Jedermann,
Man nennt den Held seit Jahren
Eckart den treuen Mann.

2.

Er schwang sich auf sein Pferd,
Eckart, der treue Held,
Und sprach: „in aller Welt
Ist mir nun nichts mehr werth.

„Die Söhn' hab' ich verloren,
So find' ich nirgend Trost,
Der Fürst ist mir erboßt,
Hat meinen Tod geschworen."

Da reitet er zu Wald
Und klagt aus vollem Herzen

Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme schallt:

„Die Menschen sind mir todt,
Ich muß mir Freunde suchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

„Kein Kind, das mich ergötzt;
Erwürgt vom schlimmen Leuen
Blieb Keiner von den Dreien,
Der Liebste hard zuletzt."

Wie Eckart also klagte,
Verlor er Sinn und Muth,
Er reit't in Zornesmuth,
Als schon der Morgen tage.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin im wilden Lauf,
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüstung abe
Wirft sich zu Boden hin,
Auf Sterben steht sein Sinn,
Sein Wunsch nur nach dem Grabe.

8.

Der Herzog sank darnieder
Im wilden dunklen Hain,
Da nahm Held Eckart wieder
Ihn auf die Schultern fein.

Er sprach: „gar viel Beschwerden
Mach' ich dir, guter Mann!"
Der sagte: „auf der Erden
Muß man gar viel bestahn."

„Doch sollst du," sprach Burgund,
„Dich freun, bei meinem Werte,
Komm' ich nur erst gesund
Zu Haus und sicherm Orte."

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf seinen alten Wangen,
Er sprach: „auf keine Weis'
Trag' ich nach Lohn Verlangen."

„Es mehren sich die Plagen,"
Sprach der Burgund in Noth;
„Wohin willst du mich tragen?
Du bist wohl gar der Tod?" —

„Tod bin ich nicht genannt,"
Sprach Eckart noch im Weinen,
„Du stehst in Gottes Hand,
Sein Licht mag dich bescheinen!"

„Ach, wohl ist mir bewußt,"
Sprach Jener drauf in Reue,
„Daß sündvoll meine Brust,
Drum zitt' ich, daß Er dräue.

„Ich hab' dem treusten Freunde
Die Kinder umgebracht,
Drum sieht er mir zum Feinde
In dieser finstern Nacht.

„Er war mir recht ergeben,
Als wie der treueste Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.

„Die Kindlein ließ ich tödten,
Das kann er nie verzeih'n.
Ich fürcht', in diesen Nöthen
Treff' ich ihn hier im Hain:

„Das sagt mir mein Gewissen,
Mein Herze innerlich,

Die Rind' hab' ich zerrissen,
Dafür zerreißt er mich."

Der Eckart sprach: „empfinden
Mußt du so schwere Last,
Weil du nicht rein von Sünden
Und schwer gefrevelt hast;

„Daß du den Mann wirst schauen,
Ist auch gewißlich wahr;
Doch magst du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar."

4.

Da stand der Eckart von der Eiben
Und trat hervor an's helle Licht.
Er zeigt mit traurigen Gebärden
Sein hochbekummert Angesicht.
Da fehlt dem Burgunt Kraft und Muth
Den Blick des Mannes auszuhalten,
Den Adern sein entweicht das Blut,
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
„Allmächt'ger Gott!" so schreit er laut,
„Du bist es, den mein Auge schaut?
Wohin soll ich vor dir entfliehn?
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Rinder hab' erschlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?"

So klagt Burgunt und weint im Sprechen,
Und fühlt das Herz im Busen brechen,
Er sinkt dem Eckart an die Brust,
Ist sich sein selber nicht bewußt. —
Der Eckart leise zu ihm spricht:

„Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es sehe frei:
Der Eckart ward dir stets getreu.'"

5.

Kommt es nicht wie Träumen
Aus den grünen Räumen
Zu uns wallend nieder,
Wie Verschollner Lieder?

Spricht Eckart zu den jungen Herrn:
„Vernehmt den Zauberklang von fern."
Wie sich die Töne' herüberschwungen,
Erwachet in den frommen Jungen
Ein seltsam heiter Geist,
Der sie nach unbekannter Ferne reißt.
„Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, uns locken die Wälder,
Gar heimliche Stimmen entgegen singen,
In's irdische Paradies uns zu bringen!"

Der Spielmann kommt in fremder Tracht
Den Söhnen Burgunds in's Gesicht,
Und höher schwillt der Töne Macht,
Und heller glänzt der Sonne Licht;
Die Blumen scheinen trunken,
Im Abendtau nieder gesunken,
Und zwischen Korn und Gräsern schweifen
Sanft irrend blau und goldne Streifen.

Wie ein Schatten ist hinweggehoben,
Was sonst den Sinn zur Erden zieht,
Gestillt ist alles irdische Toben,
Die Welt zu einer Blum' erblüht;
Die Felsen schwanken lichterloh,
Die Tiefen jauchzen seligsroh,
Es wirrt und irrt Alles in die Klänge hinein,

Und will in der Freude heimisch seyn;
Des Menschen Seele reißen die Funken,
Sie ist im holden Wahnsinn ganz versunken.

Da wurde Eckart rege
Und wundert sich dabei,
Er hört der Töne Schläge
Und fragt sich, was es sey.

Ihm dunkt die Welt erneuet,
In andern Farben blühn,
Er weiß nicht, was ihn freuet,
Fühlt sich in Wonne glühn.

„Ha! bringen nicht die Töne,"
So fragt er sich entzückt,
„Mir Weib und liebe Söhne,
Und was mich sonst beglückt?"

Doch faßt ein heimlich Grauen
Den Helden plötzlich an,
Er darf nur um sich schauen
Und fühlt sich bald ein Mann.

Da sieht er schon das Wüthen
Der ihm vertrauten Rind',
Die sich der Hölle bieten
Und unbezwinglich sind.

Sie werden fortgezogen
Und kennen ihn nicht mehr,
Sie toben wie die Wogen
Im wild empörten Meer.

Was soll er da beginnen?
Ihn ruft sein Wort und Pflicht,
Ihm wanken selbst die Sinnen,
Er kennt sich selber nicht.

Da kommt die Todesstunde
Von seinem Freund zurück,

Er höret den Burgunde
Und sieht den letzten Blick.

So schirmt er sein Gemüthe
Und steht gewappnet da,
Indem kommt im Gewühle
Der Spielmann selbst ihm nah.

Er will den Degen schwingen
Und schlagen jenes Haupt:
Er hört die Pfeife klingen,
Die Kraft ist ihm geraubt.

Es stürzen aus den Bergen
Gestalten wunderlich,
Ein wüstes Heer von Zwergen,
Sie nahen grauerlich.

Die Söhne sind gefangen
Und toben in dem Schwarm,
Umsonst ist sein Verlangen,
Gelähmt sein tapfrer Arm.

Es stürmt der Zug an Vesten,
An Schlössern wild vorbei,
Sie ziehn von Ost nach Westen
Mit jauchzendem Geschrei.

Eckart ist unter ihnen,
Es reißt die Macht ihn hin,
Er muß der Hölle dienen,
Bezwungen ist sein Sinn.

Da nahen sie dem Berge,
Aus dem Musik erschallt,
Und alsbald die Zwerge
Stillstehn und machen Halt.

Der Fels springt von einander,
Ein bunt Gewimmel drein,

Man sieht Gestalten wandern
Im wunderlichen Schein.

Da faßt er seinen Degen
Und spricht: „ich bleibe treu!“
Und haut mit Kraft verwegen
In alle Schaaren frei.

Die Kinder sind errungen,
Sie fliehen durch das Thal,
Der Feind noch unbezwungen
Mehrt sich zu Eckarts Qual.

Die Zwerge sinken nieder,
Sie fassen neuen Muth,
Es kommen andre wieder,
Und jeder kämpft mit Wuth.

Da sieht der Held schon ferne
Die Kind' in Sicherheit,
Spricht: „nun verlier' ich gerne
Mein Leben hier im Streit.“

Sein tapfres Schwert thut blinken
Im hellen Sonnenstrahl,
Die Zwerge niedersinken
Zu Haufen dort im Thal.

Die Kinder sind entschwunden
Im allerfernsten Feld,
Da fühlt er seine Wunden,
Da stirbt der tapfre Held.

So fand er seine Stunde
Wild kämpfend wie der Leu,
Und blieb noch dem Burgunde
Im Tode selber treu.

Als nun der Held erschlagen,
Regiert der Alt'ste Sohn,
Dankbar hört man ihn sagen:
„Eckart hat meinen Thron

„Erkämpft mit vielen Wunden
Und seinem besten Blut,
Und alle Lebensstunden
Verdank' ich seinem Muth."

Bald hört man Wundersagen
Im ganzen Land umgehn,
Daß wer es wollte wagen
Den Venus-Berg zu sehn,

Der werde dorten schauen
Des treuen Eckart Geist,
Der Jeden mit Vertrauen
Zurück vom Felsen weist,

Wo er nach seinem Sterben
Noch Schutz und Wache hält.
Es preisen alle Erben
Eckart den treuen Held.

Ludwig Tieck.

Einiges über Alt-Breisach.

Zur Zeit der Römer, die hier ein Kastell oder eine Niederlassung hatten, lag Breisach (Mons Brisiacus) auf dem linken Rheinufer; im 10. Jahrhunderte war es eine Insel, im 13. aber stand der Berg schon diesseits des Flusses. Von den Römern kam Breisach an das fränkische Geschlecht der Harlinger oder Harlangen. Ein Theil des Berges heißt der Eckartsberg und erinnert noch an den treuen Eckart, welcher, aus dem Geschlechte der Karolinger stammend, als Pfalzgraf hier seinen Sitz gehabt und dem Herzog von Burgund bis in den Tod die treueste Freundschaft bewahrt haben soll. (Siehe obige Romanze von Tieck, die eines eigenen Commentars bedürfte, für den hier kein Raum sich bietet.)

Von Breisach, als der Hauptstadt dieses Landstriches, hat das Breisgau seinen Namen erhalten.

Wenige teutsche Städte haben einen solchen Wechsel von Ereignissen erfahren, als diese. Das Schloß wurde von Berthold V. von Zähringen erbaut und von Maximilian I. erweitert. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist die St. Stephans-Kirche oder das Münster, eines der schönsten altteutschen Gebäude. Den Hochaltar schmücken treffliche, aus Holz geschnitzte Bildwerke. Die Gebeine des heiligen Gervas und Protas, welche Kaiser Friedrich I. im Jahr 1162 von Mailand nach Breisach bringen ließ, ruhen in dieser Kirche in einem silbernen Sarge. Auch sieht man darin viele Grabsteine berühmter Feldherren und anderer hohen Personen. Für

den Freund römischer und teutscher Alterthümer ist hier ein reiches, noch nicht gehörig benutztes Feld.

(Siehe Schreiber's: „Führer für Reisende durch das Großherzogthum Baden." Karlsruhe, 1879.)

Zwei Männer treten besonders aus der Geschichte Breisachs hervor, in deren Schicksal diese Stadt eng verflochten war: der burgundische Landvogt von Hagenbach und der Herzog Bernhard von Weimar. Ueber Jenen siehe die folgenden, ihn betreffenden Artikel. Ein schöneres Erinnerungsbild ist das des Herzogs Bernhard, dieses edlen Helden des dreißigjährigen Krieges. Er hatte den Plan gefaßt, das ganze obere Rheinthal zwischen dem Schwarzwalde und den Vogesen zu erobern und sich ein eigenes Fürstenthum zu gründen, dessen Hauptstadt Breisach werden sollte. Seine Unternehmungen versprachen auch wirklich einen glücklichen Erfolg, aber unerbittlich ereilte ihn der Tod mitten in diesen großen Entwürfen und er starb, wie man behauptet, an genossenem Gifte, in der Nachbarschaft von Breisach, zu Neuenburg.

(Vergleiche Joh. Baber's: „Freiburg und seine Umgebungen." Freiburg, 1888. Herder. S. 91.)

Peter von Hagenbachs Ende.[1]

Während der König von Frankreich und die Schweizer die Burgundische Herrschaft am Rheine untergruben, brachte Peter von Hagenbach, der Statthalter des Herzogs Karl von Burgund, durch seine Gewaltthaten die Oesterreichischen Unterthanen zur Verzweiflung. Da er nach dem zwischen Siegismund und den Eidgenossen abgeschlossenen Vertrage von der Schweiz her am meisten zu befürchten hatte, setzte er sich mit einem tüchtigen Kriegshaufen in Breisach und befestigte diese Stadt. In der heiligen Charwoche, da das fromme Volk unter andächtigen Gebeten die Leidenszeit unseres Heilandes beging, kam der leichtsinnige Landvogt mit Truppen und Fähnlein, mit Trommeln und Pfeifen, dahergezogen und wollte da schwelgerische Tafel und Spiel halten, wo Alles in trauriger Feierlichkeit zur Kirche sich verfügte. Kaum war er in die Stadt gekommen, als er sogleich den Stadtrath mit Leuten seines Sinnes besetzte und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Festungsbau mit zu arbeiten. Die Ausübung dieser Bedrückungen unterbrach

aber sein Wohlleben keinen Augenblick. Seine Haurtleute und Soldaten zechten und schmaußten wie an festlichen Tagen auf Kosten der Stadt. Er selbst aber hielt köstliche Tafel, und nachdem er durch erhitzende Speisen und Getränke, wie es am Burgundischen Hofe üblich war, seine Sinnenlust gereizt hatte, verführte und entehrte der rohe Tyrann die schöne Tochter eines ehrbaren Bürgers.

Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchsten Grad gestiegen. Der Vater der Geschändeten ging mit gepreßtem Herzen zu Heinrich Vögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte sein Elend. Dieser, aufgebracht über solche Frevelthat, und da er er noch hörte, daß auch sein Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete sogleich einen Aufstand mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Platze standen und entweder des Landvogts Befehle, oder sonst ein Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf begab sich Vögelin nebst einigen seiner Freunde zu dem Tyrannen selbst und forderte die Loslassung seines Bruders. Peter von Hagenbach war überrascht, eine so kräftige Sprache von Leuten zu hören, die er bisher nur als seine Sclaven betrachtet hatte. Mit Verachtung schlug er Vögelins Besuch ab, weil der Gefangene keine Reue zeige; aber der muthige Bürger drang ergrimmt auf ihn ein und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechselten, wurde der Landvogt zur Treppe hinabgewerfen. Er, kaum auf der freien Straße, lief sogleich nach dem Hauptplatze, um Hülfe bei seinen Soldaten zu suchen; allein die Bürger, nur auf diesen Augenblick harrend, umringten, entwaffneten ihn und führten ihn gefangen erst vor den Bürgermeister, dann gefesselt in den Thurm.

Kaum war der Sturz und die Haft des Tyrannen in der Stadt und dem Lande bekannt, als allgemeiner Aufstand und Jubel das Volk ergriff. Die Burgundischen Soldaten, nun ohne Oberhaupt und der Landessprache unkundig, retteten sich durch Flucht. Oesterreicher, Schweizer und Teutsche sammelten sich am Freiburg, um Basel, im Elsaß und in Schwaben. Der Herzog Siegismund kam mit 3000 Pferden gleichsam im Triumphe in seine Länder angezogen und da die Befreiung gerade am Osterfeste vorgefallen war, strömte das Volk aus allen

Städten und Dörfern ihm entgegen und sang, das Osterlied auf seine Erlösung vom Tyrannen anwendend:

„Christ ist erstanden, der Landvogt ist gefangen;
Deß sollen wir froh seyn!
Siegmund soll unser Trost seyn!
Kyrie eleison!
Wär' er nicht gefangen,
So wär's übel gegangen;
Seit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sein böse List;
Kyrie eleison!

Unter solch allgemeinem Frohlocken zog zuerst Hermann von Eptingen, dann Siegismund selbst, begleitet von den Gesandten der freien Städte am Rhein, in seine Erbländer ein. Nachdem er hierauf dem Herzoge von Burgund die schuldigen Summen angeboten hatte, nahm er Besitz und Huldigung von seinen Städten und Schlössern und setzte in Breisach, wo die Tyrannei und Befreiung angefangen, ein Gericht von Rittern und Städtebevollmächtigten nieder, um über Peter von Hagenbach das Urtheil zu sprechen. Die Klagepunkte waren: „daß er gegen den Vertrag das Volk mit Abgaben und fremden Soldaten bedrückt, redliche Leute zum Tode verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet und Neuerungen in den Städten eingeführt habe," ꝛc. worauf sein Fürsprecher entgegnete: „daß Hagenbach einigen Aufrührer die Köpfe habe abschlagen lassen, dazu habe ihn Recht und Noth gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgehoben, dazu habe er Befehl von seinem Herren gehabt, welchem sie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und Jungfrauen geschändet, so befände sich wohl Keiner unter seinen Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens bezüchtigen könnte" — Diese Vertheidigung konnte jedoch weder die Fürsten noch das Volk zu Hagenbachs Gunsten stimmen. Er hatte sich durch seine Grausamkeiten zu verhaßt gemacht. Die Ritter erkannten ihn einstimmig des Todes schuldig. Bald nach dem Urtheilsspruche ward er vor das Käferthal geführt, wo man einen Kreis geschlossen hatte. Er ging mit vieler Entschlossenheit der Hinrichtung entgegen. „Nicht meinen Tod" — sprach er — „sondern den Tod so vieler Un-

schuldigen beklage ich, an denen mein Herr schreckliche Rache nehmen wird." Mit diesen Worten, und nachdem er seine Seele Gott empfohlen, empfing er den Todesstreich und sein Haupt rollte zu Boden. (Am 9. May 1474.) Sein Leichnam wurde zu Hagenbach, seinem Stammschlosse, begraben.

Niklas Vogt.

(Siehe Dessen: „Rheinische Geschichten und Sagen." Frankfurt, 1817, S. 66 u. ff.)

*) Nicht nur den Chronikschreibern seiner Zeit bot dieser grausame Landvogt reichen Stoff, sondern auch die Poesie hat sich seiner bemächtigt und in verschiedenen Dichtarten, den Mitlebenden und der Nachwelt, sein Treiben und seine Schicksale überliefert.

Ein ziemlich weitumfassendes episches Gedicht, welches diesen Mann zu seinem Helden macht, befindet sich in einer Papierhandschrift in Folio von 156 Blättern, ohne Titel, — den Schriftzügen nach aus dem sechzehnten Jahrhundert, — auf dem Generallandes-Archive zu Stuttgart. Auf der Decke des Einbandes innerhalb ist zu lesen:

„Peter von Hagenbach
Thäte der Stadt Breisach
Große Schmach und Herzeleyd;
Hat weder Befelch noch Bescheyd,
Bezahlt's zuletzt mit seinem Haubt,
Im Jahr 1474, das glaubt."

Der Verfasser des Gedichtes nennt sich nirgends, ist daher unbekannt. Doch scheint er, seiner genauen Detailkenntniß aller Vorgänge und Oertlichkeiten nach zu urtheilen, ganz in der Nähe des Schauplatzes gelebt zu haben und ein Oberelsäßer gewesen zu seyn.

Einen ausführlichen Bericht über dies Gedicht gibt der hochverdiente Forscher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg in seinem „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum," (IV. Jahrgang S. 316 u. ff.) zugleich in Kürze den Inhalt eines jeden der 148 Gesänge mittheilend.

Wir lassen hier auch den poetischen Monolog Peters von Hagenbach, aus der Feder L. Rochholz's folgen, der uns freilich seinen Helden nicht im strengen Lichte der Geschichte, sondern zu aristokratisch-idealer Verklärung vorführt.

Ritter Peter von Hagenbach.

(1474.)

„Als stünde hier kein düstrer Zwinger,
So jauchzt die Lerche himmelan;
Ich zeig' sie dir mit meinem Finger,
Als hingen Ketten mir nicht dran;

O mach' die Bande mir geringer,
Daß ich von dieses Thurmes Brüstung
Vielleicht die Kämpfer in der Rüstung,
Die Hengste sehe auf der Bahn.

„Hab Dank, gestrenger Eisenmeister!
Daß du es menschlich mit mir meinst;
Dank, Sonne, daß du Lebensgeister
Mir in die finstre Seele scheinst!
Dank, alter Rhein, du weitgereister,
Daß du mit deinen regen Fluthen
In meine Wunden, welche bluten,
In meine Heldenthränen weinst!

„O Lenz, wie bist du schön geworden,
Als hätt' ich dich noch nie geschaut!
Du schlingst um diese Felsenpforten
Sogar den Blüthenarm vertraut;
O Maienzweig! Wenn sie mich morden
Und peinigen, umschlingst du Diesen,
Der in den feuchten Thurmverließen
Beinah schon über Nacht ergraut?

„O goldnes Abendlicht hier innen,
Du schmeichelst noch dem armen Mann!
Geh, lege dich um jene Zinnen,
Wo mich die Gräfin liebgewann!
Dort sitzt sie in verlornem Sinnen;
Geh, spiegle dich in ihrem Grame,
Wie einst im Hochzeitschmuck der Dame
In der berauschten Burg zu Thann!

„Du aber, Vöglein in dem Riede,
Du schlage fort zur Abendzeit,
Und zieh mit deinem Minneliede
Den Bach hinab, wo manche Maid
Ihr schönes Kränzlein hoffnungsmüde
Hinabwirft aus den losen Haaren,
Und ruf' ihr im Vorüberfahren:
Dein Schatz ist fort, wer weiß wie weit?

„Ja, weit von hier sind jene Wochen
Voll Frauen- und voll Lautenzier;
Fort sind die Schwüre und gebrochen,
Wie Lanzen einstens beim Turnier;
Schlachtrosse fort und wundgestochen,
Und Schlachten selbst und Liebesfahrten
Fort, tot die treuesten Pikarden,
Und ich bin selbst am Ziele hier!

„O Montblery, du Glanz der Fehden
Für mich und meines Herzogs Thron!
O sieggverkündende Trompeten
Am Kampfestag bei Nourbillon!
Das Eisen selbst ward weichgetreten,
Und mitten in dem Schlachtenwunder
Focht Karl, der kühnste der Burgunder,
Und Hagenbach bei ihm, sein Sohn.

„Und sein Visier ist nun dies Gitter,
Sein Bügel dieser Eisenstock?
Statt jenes Wappenrocks der Ritter
Trägt er den Armensünderrock?
Er spielt mit Fesseln statt der Cither;
Und dies ist Hagenbach, der grame,
Der, wenns zum Sterben morgen käme,
Hingebt und legt sein Haupt auf's Block?

„Nicht ahnst du, Karl, wenn ich geendet,
Wie mich dies feige Volk entehrt!
Dies Volk, das, dir um Geld verpfändet,
Längst an den eignen Ketten zehrt,
Hat mich entrittert und geschändet,
Hat, — Guter! könntest du es wissen! —
Dein goldnes Vließ mir abgerissen
Und auf der Folter mich verkehrt!

„Schaut her da drunten in den Schiffen!
Kennt ihr den Landvogt von Burgund?
Das Lied, das man euch vorgepfiffen
Vom niedern, ja vom niedern Bund,

Dies einzige habt ihr begriffen?
— Sie schiffen fort, es spotten Stimmen;
O könnten nicht die Nachen schwimmen,
Ihr lägt schon längst im tiefsten Grund!

„Doch sieh! der Fluß wird fast zu enge,
Es reiht sich Kahn an Kahn im Rhein;
Dann drüben eine Menschenmenge,
Dann Reisige dahinten drein —
Was soll zur Nachtzeit dies Gepränge?
Die Zahl von Männern und von Rossen?
Was soll sie, die mit Schweiß begossen,
Und was der grelle Fackelschein?

„Bist du's mit deinen Siegesstandarten,
Mein Bruder Stephan? o so steig!
Und meine wackeren Lombarden,
Erscheint ihr, o so grüßet euch!
Hierher zu diesem schlechtbewahrten
Gefängniß! Brecht die morschen Thüren!
Hier steigt herauf! — Doch wie? sie rühren
Sich nicht, und ruhig halt ihr Zeug?

„Vor ihrem Drängen, ihrem Reiten,
Wird die Almende rings zu schmal.
Sie schließen einen Kreis, sie streiten;
Dann wieder Stille auf einmal
Nun werden sie zum Theiding schreiten,
Denn rings legt sich des Volkes Murren;
Es springt von den beschrotnen Gurren
Manch Reiter klirrend ab zu Thal.

„Sie brauchen lange; doch nun dringet
Ein „Tod" und „Ab!" zu meinem Ohr;
Ein Wort noch, das der Wind verschlinget —
Drauf recken sie die Hand empor.
Und plötzlich nah'n, mit Eil beschwinget,
Acht Männer diesen finstern Handeln
Und ziehen unter rothen Mänteln
Acht nakte Schwerter lang hervor.

„Drauf dringt der Kleinste von den Achten
Mit seinem Schwert heraus und zielt;
Doch wo ist Jener, den sie schlachten,
Das Leben wo, mit dem man spielt?
Gilt mir dies geisterhafte Trachten
Und diese nächtliche Verschwörung?
So fordre keck dies Haupt, Empörung!
Hier ist's, nach dem du feig geschielt!

„Sie wenden sich, und rasch und dichter
Bewegt sich nun der ganze Zug;
Beim rothen Qualm der vielen Lichter
Erkenn' ich wohl und ohne Trug
Die scharfgeschnittenen Gesichter,
Langbärtig, braun und strenggestaltet,
In schwerer Rüstung, halbveraltet
Wie die, worin einst Erlach schlug.

„Wohin sie nur auf ihren Rossen
Die Nacht noch wollen? Wie, hieher?
Ach Gott! Das sind die Eidgenossen!
Mein letzter Lebenstag ist der!
Sie haben meinen Tod beschlossen!
Da weht das Banner der Lucerner,
Und dorten lechzt in dem der Berner
Der alte Nimmersatt, der Bär!

„Kommt an, taucht eure weiße Binde,
Den reinen Armschmuck, in mein Blut!
Kommt an, und zeigt es eurem Kinde,
Wie süß der Mord am Feinde thut!
Doch daß nun eure Ehre schwinde,
Daß eure keuschen Freiheitsschlachten
Vorbei, daß euch nun Fürsten pachten,
Dies sagt ihm auch, und kurz und gut!

„Ihr, einst der Tod der Leopolde,
Und jetzt der Schutz für Siegismund!
Miethtruppen jetzt im welschen Solde,
Und bei Sanct Jacob einst ein Bund,

Den Keiner überleben wollte!
Entzweit sodann, und allen Landen
Verkauft als schlachtbereite Banden,
Und ehedem Ein Herz, Ein Mund!

„Wo sonst ein Vogt euch schlecht geschienen,
Urphede schwor er und entwich;
Wir sind nicht euer Vogt, wir dienen
Dem Herzog, und ihr tödtet mich?
Sey's drum, so opfert mich denn ihnen,
Die euch mit blanken Sonnenkronen
Den Mord, auf fremdem Boden, lohnen:
Dem Siegesmund und Ludewig!

„Führt mich hinab, ich weiß zu sterben,
Und euer Henker zielt genau;
Doch diese That wird euch verderben,
Und euer Schwert durch jeden Gau
Mit eurer Kinder Herzblut färben!
Schenkt meine sechszehn Hengste dorten
Und diesen letzten Ritterorden
Dem Kirchlein unsrer Lieben Frau!"

Ernst Ludwig Rochholz.

(Aus dem Stuttgarter Morgenblatt 1837. Nr. 259 und 260.)

Wolfdieterich's Buße in Burkheim.*)

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus seinem Schlosse,
Gewappnet wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er sich hoch zu Rosse;
Noch grüßt er seiner Helden Chor
Und jaget durch das hohe Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth,
Noch manchen Feind zu schlagen;

Doch mahnt der weißen Locken Fluth,
Der Weltlust zu entsagen.
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Klosterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören sein Begehr
Und nah'n von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.
Sie beten und sie singen schon;
Mit Unmuth sieht's der Heldensohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte Niemand bei mir seyn,
Als ich beging die Sünden,
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden."
So spricht und treibt sie all hinaus
Und schließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Harrt er vor dem Altare,
Und lehnt im Chor sich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre;
Dann zieht sein Schwert, beschwört zur Stund'
Der Feinde Geister aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

„Wohlauf zum Kampf!" so ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen;
Die Mann für Mann er einst gefällt,
Will er zugleich jetzt schlagen.
Da saust das Heldenschwert um ihn,
Die Geister bringet selbst zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd der Held sich nieder;

Ein Engel löst bei'm Morgenschein
Den Geist vom Band der Glieder.
Und wie zur Meß' die Mönche nah'n,
Erblicken sie, wie Buß' gethan
Wolfdieterich der Alte.

C. O. Müller.

*) Die zwei Dichtungen Hug- und Wolfdieterich, die mit Otnit, dem großen Rosengarten und der Zwergsage vom König Laurin in das Heldenbuch gehören, sind verwandt und sollen den Dietrich von Bern verherrlichen. Hug Dieterich, König von Konstantinopel, hat sich die von ihrem königl. Vater in einen Thurm gesperrte Hildgard zur Gemahlin erwählt und ist in einer Verkleidung zu ihr gedrungen. Beider Sohn wird im Walde ausgesetzt und von Wölfen ernährt, daher sein Name Wolfdieterich. Obwohl von seinem Vater anerkannt, verjagen ihn doch nach dessen Tode seine Brüder und er muß mit seinen Vasallen in ein festes Schloß weichen. Die rauhe Elfe, welche ihn liebt, befreit ihn durch Zauberkunst. Nach langem Umherirren und Kämpfen wird sie seine Gemahlin, ihm dann geraubt, allein wieder von ihm gewonnen. Er besiegt Otnit, macht einen Kreuzzug, und wirbt, nachdem Otnit erschlagen ist, um dessen Wittwe Siderat. Sie gibt ihm auf, gegen die Drachen zu ziehen. Der alte Drache reißt ihn zwar in seine Höhle, doch tödtet er hier die Drachen, vermählt sich mit Siderat, zieht nach Konstantinopel, überwindet seine Brüder und befreit seine Vasallen. Er wird dann Kaiser von Rom, übergibt seinem Sohne, der Hugdieterich heißt, das Reich, und geht nach Siderats Tode in ein Kloster, wo er, nachdem in dieser Sage berichteten Kampfe mit den Geistern aller von ihm erschlagenen Feinde, sein Leben beschließt. Vergl. Rodnagel's: „Fünf Bücher teutscher Sagen." ꝛc.

Das „Universalleriken von Baden" gibt, Seite 223, Burkheim als den Ort an, wo dieser Held Buße gethan und erwähnt auch des dortigen „Hexenthurmes", worin sieben Weiber, welche im Juni 1616 zu Burkheim als Hexen verbrannt wurden, gefangen saßen.

Die Silberglocke.

Bei dem Dorfe Hecklingen sieht man auf einem Hügel die Ruinen der Burg Lichteneck. Dort oben wohnte einst eine fromme Ritterswittwe, die nahe dabei, auf einer Stelle, wo in alten Zeiten ein heidnischer Tempel gestanden, eine Kapelle bauen ließ. Bei Legung der Grundmauern ent-

deckten die Arbeiter viele römische Silbermünzen und Gefäße. Auf Befehl der Wittwe wurden dieselben zusammengeschmolzen und eine silberne Glocke daraus gegossen, welche in der Kapelle aufgehängt wurde, aber nur in der Christnacht geläutet werden durfte.

Während eines Krieges näherten sich die Feinde auch der Burg Lichteneck; da wurde von deren Bewohnern die Glocke in den tiefen Schloßbrunnen versenkt, damit sie nicht geraubt werden möchte. Aber der Feind zerstörte die Burg und verschüttete den Brunnen. Seitdem hört man noch jetzt in jeder Christnacht die Glocke aus der Tiefe herauf klingen.

(Siehe M. Schreiber: „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.)

Die Glocke auf Lichteneck.

Wie schaut Burg Lichteneck stolz in den Breisgau hin!
Dort war einst eine Frau mit christlich frommem Sinn.

Sie wollte bauen lassen sich eine schön' Kapell',
Zum heil'gen Gottesdienste an der geweihten Stell'.

Derweil die Leute graben tief in den Boden ein,
Blitzt ihnen was entgegen mit glänzend hellem Schein.

Man trägt das blanke Silber wohl in der Herrin Haus —
Da läßt sie eine Glocke sich gießen fein daraus.

Die Glocke tönt so helle, wie keine andre mag —
Doch darf man sie nur läuten am heil'gen Weihnachtstag.

Der Feind kam in das Land; die Noth war groß und scharf;
Die Glocke, sie zu retten, man in den Brunnen warf.

Im Burghof in dem Brunnen, verfallen, schwarz und tief;
Die Silberglocke wohl schon viel hundert Jahre schlief.

Doch in der ersten Frühe, am heil'gen Weihnachtstag,
Da hört man aus dem Brunnen den hellen Glockenschlag.

Das Volk ist in der Kirche, und betet dort und singt,
Herauf aus dunkler Tiefe ein fromm Geläute dringt.

Hermann von Rotteck.

Das Christglöckchen.

Wieder würgt und brennt der Franze
Als ein grimmer Feind im Land;
Starr vor Schrecken
Sieht der Breisgau Dorf und Flecken
Eingeäschert durch den Brand.

Hecklingen, du armes Dörfchen!
Dich auch schont nicht seine Wuth;
Ohn' Erretten
Wandelt dich zur wüsten Stätten
Der Vernichtung wilde Gluth.

Selbst des Kirchleins heil'ger Frieden
Hemmte nicht des Frevels Gang;
Weh! zerfallen
Liegst auch du, und Seufzer schallen,
Wo das Lob des Herrn erklang.

Unter Schutt und Kreuzestrümmern
Steht dort eine bleiche Frau;
Die Geberde
Spricht von Kummer, und zur Erde
Rollet ihrer Thränen Thau.

„Ach, die Stätte selbst verwüstet —"
Ruft sie, „wo mein Kind geruht;
Wo gefunden
Balsam ich für herbe Wunden,
Find' ich jetzt nur Schmerzensgluth.

„Weihte dir ein Silberglöcklein,
Trost mir selbst in trübem Gram,
Heil'ge Stelle,
Ach, wie scholl's so rein und helle
Immer, wenn die Christnacht kam!

„In dem Brunnen dort verborgen
Blieb dem Feind des Glöckchens Werth,
Doch verschüttet
Ist er jetzt und wüst, zerrüttet,
Drüber Stein auf Stein geschwert.

„Nimmer soll ich wieder hören
Glöckchen dich, so hell und rein;
Wenn zu dienen
Dir, o Christ, die Nacht erschienen,
Ach, dann schweigst nur du allein!" —

So ergießt sich ihre Klage
Oftmals an der Stätte dort;
Naß die Wange,
Horcht sie jedem Glockenklange,
Und verläßt in Gram den Ort.

Sieh, da weicht der Franze wieder,
Neu erstehet Kirch' und Haus,
Reine Hände
Finden aber jene Spende
Aus des Brunnens Schutt heraus.

Und so ist die Nacht gekommen,
Die des Heiles Anbeginn;
Und zu neuer
Freudenvoller Christnachtfeier
Wallt nun Alt und Jung dahin.

Gramgebeugt erhebt die Eine
Auch von ihrem Lager sich,
Gebt beklommen,
Schweigend, mit den andern Frommen,
Aber blutend innerlich.

Fremde Glocken hört sie tönen
Zu der Stunde Weihegruß;
Ihre Gabe
Liegt im finstren Trümmergrabe,
Und die Stelle tritt ihr Fuß.

Horch, da summt es leise — leise —
Ei, woher solch süßer Hall?
Rein und helle
Klingt's herauf aus dunkler Stelle —
Das ist ihres Glöckleins Schall!

Und mit ahnungsfrohem Herzen
Fällt auf's Knie sie hin zur Frist;
Kann nicht scheiden,
Muß ihr Ohr am Klange weiden,
Denn ihr Glöckchen schallt dem Christ! —

Wieder auch, seit dieser Stunde,
Ward's in ihrem Innern licht,
Stille Wehmuth
Ward ihr Schmerz, und fromm in Demuth
Lebte sie und klagte nicht.

Und mit jeder Christnachtfeier
Hört man noch das Glöckchen dort,
Rein und leise
Schallt's in wundersamer Weise,
Und geheiligt ist der Ort.

Joh. Rep. Vogl.

Enderlin's Grab.

Zwischen Malterdingen und Bombach an der Landstraße von Emmendingen gewahrt man einen Erdaufwurf mit einem Steine, von den Bewohnern der Gegend „Enderlin's Grab" genannt. Einige sagen, Hofrath Enderlin sey dort ermordet worden; Andere behaupten, die Erde hab' ihn nirgend anderswo dulden wollen. Ebendort sollen auch berauschte Männer in der Nacht, als sie da vorbeigetaumelt, wie vom Sturmwind in den Hecken herumgeworfen worden. Folgende traurige Geschichte trug sich vor nicht gar langer Zeit hier zu:

In einer Gesellschaft beiderlei Geschlechts, wo man von Gespenstern, von Furchtsamkeit und Muth ꝛc. ꝛc. plauderte,

rühmte ein junges schönes Mädchen seine Unerschrockenheit und machte sich, als Zweifel dagegen laut wurden, anheischig, um Mitternacht, ganz allein, auf Enderlin's Grab einen Pfahl einzuschlagen. Sie hielt Wort und schlug den Pfahl wirklich ein. Als sie aber wieder fort wollte, fühlte sie sich plötzlich durch Etwas zurückgehalten, erschrack auf's Heftigste, glaubte, Enderlin's Geist habe sie gepackt und schrie fürchterlich um Hülfe. Zwei Jünglinge, welche dem Mädchen nachgeschlichen waren, um sie zu beobachten, eilten herbei, und fanden, daß der Pfahl, ihr unbewußt, durch die Schürze in den Boden getrieben war, und machten sie alsbald los; allein nach drei Tagen büßte sie ihre Vermessenheit, in Folge eines heftigen Fiebers, mit dem Leben.

Julius Leichtlin.

(S. Freiburger Wochenblätter 1819. S. 917.)

Die Geschichte von der Frau Demuth und von der Frau Hurrle.

Es ist schon manches Jahr her, und die meisten von unsern geneigten Lesern waren noch gar nicht auf der Welt, da lebte im Simonswälder Thal ein gar schönes und junges Maidli, dem Jedermann gern zu gefallen ging, und das von allen Jungfern und Weibern ihres Orts lieb und werth gehalten wurde, wenn gleich Alle das Jüngferle beneideten um seiner Schönheit willen, und wegen der Manier, womit sie allen Leuten sich angenehm zu machen verstand. Das ist auch keine kleine Kunst. 's ist Manche roth und weiß und fein von Haut und goldig von Haaren, und sie weiß das Alles nicht zu gebrauchen, sondern trappelt und pappelt wie eine Gans, und ihre blauen Augen sind nicht gescheidter als die einer Kuh, die ja auch blaue Augen führt; und was sie redet, weiß Gott, bringt dümmer der Spatz auf'm Dach nicht hervor. — Und die schöne Jungfer schrieb sich „Demuth". Der Götti, der ihr den Namen in der heiligen Taufe beigelegt, hatte einen guten Merker gehabt. Die Jungfer war wie ihr Name: fromm, bescheiden, freundlich, demüthig, kurz: von Herzen gut durch und durch,

wie von Gestalt schön von oben bis unten. — Weiß nicht und hab's auch nicht erfahren, wie ihr Vater zum Geschlecht hieß; das macht auch gar nichts aus, — aber der Vater war keineswegs reich, und der Kinder waren viele, und die Mutter hätte damit gar nicht zu Streich kommen können, wenn nicht Demuth vorn und hinten gewesen wäre. So verpflegte sie die Geschwisterte, kochte die Mahlzeit, spülte das Geschirr ab, besorgte Feld und Garten, und hatte doch immer Zeit, den Gottesdienst zu besuchen, mit der Procession zu gehen und dem Heiligen-Bildstock vor ihres Vaters Hütte einen schönen Kranz von Blumen und Goldpapier zu fertigen und umzuhängen. — Alleweil unverdrossen, geduldig und heitern Gemüths, ist sie ein Exempel für die ganze Nachbarschaft geworden, und selbst vom Ueberrhein sind Leute gekommen, um die Demuth zu sehen, die so lustig war und doch so sehr voll Sorgen; die so schön war mitten im Mangel, und immer reinlich, geputzt und schmuck, als wäre sie aus dem Schachtelchen gezogen, und war doch vielleicht die Aermste in Simonswald; die endlich immer so artliche Reden im Munde führte, und war doch kaum zwei Winter zur Schule gegangen, nicht aus Faulheit, sondern aus Mangel an Zeit. — Sie wurde belobt und beschenkt von Hoch und Nieder; aber die Geschenke gab sie ihren Eltern, und das Lob machte sie nicht eitel. So viel Verstand und Ehrlichkeit mußte wohl einmal belohnt werden. Gewiß hätte unser Herrgott gern auf der Stelle einen Engel aus der Demuth gemacht, aber ihn dauerten die Eltern derselben, und er ließ sie auf Erden, damit sie die christlichen Tugenden noch mehr durch ihr Beispiel verherrlichte und in's Licht stellte. Daher mußte sie erfahren, was das Glück auf Erden sey, und das ging ganz natürlich zu, wie ich's erzählen werde; denn in dieser Geschichte wird nichts gehext, und der böse Feind hat nur blutwenig darinnen zu thun.

Eines Tags kommt also ein Reiter daher, noch passabel jung, feist, mit rothen Backen; auf seinem Rock, an seiner Weste, an seinem Brusttuch, saß alles voll von Silber, Knopf an Knopf; seine Reitstiefel waren blank gewichst, der Hut hing ihm recht stolz auf'm rechten Ohr. Das war der Kronenwirth von Kandern; ein reicher, gesunder, wohlgefälliger Mann, der's

herzlich gut meinte, ob er gleich zuweilen auch grob schwatzte, aber nur zuweilen.

Diesmal war er ganz guten Humors. Warum? er hatte vor einiger Zeit seine bitterböse Ehefrau verloren, und ritt jetzo, ein kinder- und sorgenloser Wittwer, zur Freite nach Elzach, wo ihm ein reiches Weibsbild verrathen und schon halb zugekuppelt worden war. Darum war ihm bodenwohl; er pfiff ein Stücklein in die blaue Luft hinaus, und langte mit der Gerte im Vorbeireiten lustig in die Obstbäume an der Straße, um das Heu, das die Wägen dort abgestreift hatten, herunter zu schmitzen. Manchmal gab er auch dem Rößlein eins zu kosten, denn es war nur zu wohl aufgefüttert, und trabte seinem frohmüthigen Herrn zu langsam. — Wie er also um die Ecke reitet, und an dem Hag des Gartens, der dem Vater der Demuth gehörte, hintrabt — die schöne Jungfer stand vor dem Hause, und wusch einem ihrer Brüderlein das Gesicht am Brunnen rein, und verrichtete das mit einer seltenen Manierlichkeit — sieht der Kronenwirth das Mädel, und weiß nicht, was er mehr bewundern soll: ihre weißen, runden Arme, oder die schneeblüthweißen Hemdärmel; ihre artlichen rothen Strümpfe, oder die Füße, die so zierlich drinnen steckten; oder ihr sonnengoldiges Haar, das den gelben Hut zu Schanden machte; oder ihren frischen Mund, oder ihre lichten Augen, oder das Lächeln um selbigen Mund, oder die Herzensgüte in selbigen Augen. — Jetzt bekam der Gaul keinen Schmitz mehr und ging langsamen Schritts, und immer langsamer, und der Kronenwirth achtete es endlich gar nicht, daß das Pferd still stand, wie angenagelt, denn er konnte sich nicht satt sehen an der schönen Dirne.

Wie er nun so dasitzt und lacht, daß er alle Zähne weist, so muß die Demuth dem freundlichen Gesicht auch entgegenlachen, und wenn er für sich meint: das ist doch das schönste Kind, das ich in meinem Leben gesehen, so denkt sie in ihrem Sinn: der stattliche Mann gefällt mir.

Blöd war der Kronenwirth von Kindsbeinen an nicht gewesen; auch diesmal war er's nicht, denn er sagte spaßhaft vom Gaul herunter zur Demuth, was ihm eigentlich Ernst war: Wenn ich nicht schon eine Hochzeiterin hätte, so müßtest Du es

seyn, mein Schatz! — Die Jungfer aber antwortete ihm, roth werdend: Wo denkt Er hin, Herr? Ich bin ein blutarmes Ding; Er mit seinem Reichthum würde sich schön für mich bedanken! — Das war ein kurzer Diskurs, denn das Mädel lief in's Haus hinein, und der Kronenwirth setzte seinen Weg fort. Er hatte jedoch von Stund an allerlei Käfer im Kopf und es pressirte ihm nicht mehr halb so arg nach Elzach.

In dem Kopf und dem Gemüth der Demuth war Alles so anständig aufgeräumt und in Ordnung, wie sich's für ein wohlbestelltes Haus gehört. Indessen hat eine jede Jungfer im Herzlein eine verborgene Kammer, wo sie ihren kostbaren Hausrath aufhebt, den nicht alle Leute, und wärens die besten Nachbarn, sehen dürfen. Darum weiß ich auch nicht zu sagen, ob die Demuth ferner des Kronenwirths aus Kandern viel gedachte, oder nicht, und warum sie so erschrecklich verlegen und blöde that, als eines Morgens — kaum waren drei Tage seit seinem ersten Vorbeiritt verstrichen — der stattliche Herr abermals sein Rößlein vor ihres Vaters Thüre anhielt. Anreiten, anhalten, die Gerte wegwerfen, aus dem Sattel springen und das Mädchen geradezu um den Leib nehmen, war freilich Eins, und so geschwind geschehen, daß der leichtsinnigste Bube während dessen kein Vaterunser fertig gebracht hätte. Wahrhaftig: ein sittsames Mädel mußte darüber furchtsam und bleich werden und schier eine Ohnmacht kriegen. Bevor jedoch die Ohnmacht kam, wollte Demuth den frechen Menschen heftig von sich stoßen und fragte dabei: was fällt Ihm ein, Herr? — Wie er aber hierauf antwortete: Ich komme, mein Wort zu halten, Schätzlein mein; hab' mich zu Elzach frei und ledig gemacht, und Du sollst meine Frau werden oder keine im Badischen Land! — da ward es ernst mit der Schwachheit, und Demuth lag ihm auf einmal schneeweiß und hinsinkend wie ein herbstlich Blatt vor den Füßen, und zum Unglück kam der Vater dazu, und außer sich vor Zorn, und die Mutter weinte, ohne zu wissen warum, auf der Thürschwelle und die Geschwisterte schrieen, daß schier die Nachbarschaft, so entlegen sie auch war, zusammengelaufen wäre. Doch was sag' ich: zum Unglück? Unter rechtschaffenen Leuten gehts nicht böse und wild her, und rechtschaffene Vorsätze dürfen sich keck überraschen lassen, und der

böse Anschein thut ihnen nicht wehe. — Der Kronenwirth war, wie schon gesagt, ein wackerer Mann, wenn er auch zuweilen grob schwatzte, und was er der Demuth in die Ohren geschrieen hatte, das wiederholte er dem Vater und der Mutter bescheidentlich, wie's einem Freiwerber für seine eigene Person wohl ansteht.

Ich habe, sprach er gar manierlich, Eure Tochter vor ein paar Tagen gesehen, und sie hatte mir's im Ansehen alsobald angethan, so daß ich gern nicht weiter fürbaß geritten, sondern lieber gleich hier verblieben wäre zur Anwerbung, — zum Verlöbniß zur Hochzeit, mit Einem Wort. Aber so war ich dazumal ein gefangener Mann, und zu Elzach saß Eine, die schon so gut als meine Braut war. Einen Verspruch — Ihr wißt's, muß muß man halten, — mindestens so lange man's immer möglich thun kann. Mir wurd' es nicht so gut, oder besser gesagt, nicht so schlecht. — Als ich das Mädel sah, das mir die Freunde bestimmt hatten, so gefiel es mir gleich nicht. Was zwar nichts ausgemacht hätte, denn sein Wort muß man jedenfalls halten. Aber als ich die Jungfer reden hörte, und gehen und stehen und commandiren und räsonniren, und unzufrieden thun und immer ein Gesicht machen, als hätte sie den Bändelswurm im Leibe, da riß ich Augen und Ohren immer größer auf, und wenn's nicht meine selige Frau war, die leibhaftig aus dem Grabe heraufgestiegen war und in der Person der Jungfer Hurrle vor mir stand, so war's doch gewiß Eine, die um kein Haar besser, als die Selige. Poz Wetter! dacht' ich: das wird Hitz kosten, und wahrhaftig schwitzte ich schon und es kam immer besser, da ich nach und nach wahrnahm, in welcher Drachenreputation das Jüngferle im ganzen Ort steht; und da ich nebenbei inne wurde, wie das ganze Land weit und breit so gut und lieb von Eurer Tochter redet, die mir im Kopf steckte, als wär' sie eine Königin mit einem Heiligenschein — das schmerzte, das vfegte, das brannte, glühende Kohlen thun's nicht besser! Einen Engel in der Nähe, und dennoch ein Teufele am Hals haben! Ich zerbrach mir den Kopf als wie mit Hammerschlägen, konnte aber keine Hinterthür finden. Aber gestern — ich hab' mir den Tag im Kalender roth angestrichen und werd' ihn mein Lebtag feiern wie's Osterfest — gestern, wo der eigentliche Verspruch seyn

sollte, und der Amtsrevisor und der Pfarrer waren schon eingeladen, gestern kriegte die Trommel ein Loch. Wenn ich als ein armer Sünder im Haus der Eltern von selbiger Hurrle ankam, so waren die alten Leute doch noch einmal so bestürzt und so unaufgelegt, schwätzten schier kein Wort, und die Verwandten machten saure und süße Gesichter durcheinander, je nachdem ihnen die Sache vorkam, von der sie alle schon wußten; aber ich wußte davon kein Wort. Das Alles fiel mir auf, und wenn ich auch meine schöne Hochzeiterin hätte darum fragen wollen, so war sie selber doch gar nicht da. Aber im Hause ging ein gewaltiger Sturm hin und her, Thür auf, Thür zu, als schössen sie mit Kanonen; Trepp' auf, Trepp' ab, Purr, purr, rumpum! Und der Sturm war die Hurrle, die einen Spektakel trieb, ärger als die Hexen auf dem Heuberg; gab ihren Geschwistern und dem Gesind ein schlechtes Wort, ja, eine Ohrfeige nach der andern, und zankte und wetterte, was gibst du, was hast du! Die Eltern zitterten wie das Laub am Baum, und die Leute sammt und sonders kamen schier um vor Schrecken als mit Einemmal die Stubenthür aufplatzt, und das wilde Weibsbild hereinschreit: Daß ihr's wißt! ich nehm' ihn nicht, und er läuft mir lang gut, und wenn ich den Müller nicht kriege, so bringen mich nicht vier Pferde nach Kandern, und ich heirath' dann absolut gar nicht, und geh' in's Kloster. Punktum! —

Das muß ein grobes Mensch seyn! sagte der Vater der Demuth zwischen hinein und schnupfte eine lange bedenkliche Prise Taback. Die Demuth meinte indessen still für sich: Die Hurrle sei um ihrer Aufrichtigkeit willen nicht genug zu loben. Dasselbe meinte der Kronenwirth allerdings, denn er sagte ferner: Ein Anderer hätte sich gottsträflich verzürnt, denn ein Jeder weiß doch, daß er seinen Batzen werth ist, oder er glaubt es wenigstens. Aber bei mir war's umgekehrt. Es ist doch zuweilen ein Plaisir, wenn Einem so ein hoffärtig Thier gerade heraussagt, das es Einen nicht will. Darum lachte ich die wilde Katze gar freundlich an — zum erstenmal — machte einen netten Kratzfuß, und sagte ihr: Liebe Jungfer, warum nur um Gotteswillen so hitzig und feindselig? Sie könnte ein Gallenfieber oder eine Verkältung riskiren, und der

Müller von Kandern möchte doch ein gesundes und fröhliches Weiblein haben. Das denk' ich mir, weil er mein Schulkamerad und alter guter Freund ist, und demnach ist es dumm von ihm gewesen, daß er selber mir nicht den Zinken gesteckt hat, und war doch bei meinem Abschied gegenwärtig, und begreif' ich erst jetzt, warum er aussah, als wolle ihm ein zentnerschwerer Stein das Herz abdrücken. Mir auch, liebe Jungfer, hat bis daher ein Brocken auf dem Herzen gelegen, nicht viel kleiner als das Freiburger Münster, und Gottlob, jetzt ist er herunter gefallen, ohne daß ich mir Gewalt habe anthun müssen, Ihr zu sagen, daß wir uns eigentlich nicht zu einander schicken, und daß ich Sie nicht heirathen kann, auch mit dem besten Willen nicht. Sei Sie bedankt, daß Sie mir zuvorgekommen ist, und bleiben wir gute Freunde allezeit! — Ich bot ihr die Hand; aber die giftige Krott nahm sie gar nicht an, denn jetzo hatte ich ihre Eitelkeit blessirt, und wenn sie mich schon nicht will, so wird sie mir doch in ihrem Leben nicht vergessen, daß mir ihr Korb ganz recht und erwünscht gewesen. Indessen kam auch der Müller Florian herein — der Spitzbube war schon seit vorgestern im Städtel, versteckt weiß Gott, wo; — und nun ging's an die Eltern, und die gaben ihr Jawort, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Der Vater sagte dann zu mir: Ich muß mich vor Ihm schämen, Kronenwirth! — Aber ich antwortete ihm gelassen: Behüt' Gott! die Reihe, sich zu schämen, ist an andern Leuten, und will's Gott, wird's nicht so gar bös ausfallen — Dem Müller jedoch gab ich einen Riffel, daß er nicht sein Maul bei Zeiten aufgethan. Hätte mir viel Unlust ersparen können, und ich wär etwa schon ein paar Tage der Hochzeiter dieses artlichen Jüngferleins hier. —

Es ist wohl Keiner unter unsern geneigten Lesern, der daran zweifeln wird, daß der Kronenwirth die Demuth zur Frau bekam. Er wollte es einmal absolut; die Eltern hatten nichts darwider, im Gegentheil, und der Demuth war's mehr als recht. Auf diese Manier ist eine Sach' gleich bei einander. — Nicht lang, und die Leutlein duzten sich. Demuth sagte: Ich hab' dich recht lieb, Jakob! — Und er sagte: Demuth, du bist mir über Alles in der Welt! — Du hast so

gute getreue Augen, sagte wieder zum Jakob die Demuth und zur Demuth sprach dann der Jakob: In deinen Augen ist für mich ein ganzes blaues Himmele aufgethan! — Da gab sie ihm einen neckischen Backenstreich, und Jakob kitzelte sie dafür, und.... gar nicht mehr lang, so war die Hochzeit; just am nämlichen Tage, da der Müller Thomas die Hurrle heirathete. Nur geschah das Letztere zu Elzach, und Jakobs Hochzeit ging mit Ehr' und Freuden in Kandern selber vor sich.

Die Heimführung wäre nun erzählt: aber die Heimsuchung noch nicht, und das wird etwa die Hauptsache seyn. Wie die Hoffart vor dem Fall kommt, und was ein frommes Gemüth oft zu erdulden hat in dieser Welt auf Erden, das soll jetzt gleich erzählt werden, zur Ergötzlichkeit und zum Exempel.

Es ist immerhin wunderbar, daß uralte Dinge, die vergessen und nutzlos seit vielen hundert Jahren in der Welt herumliegen, nicht selten, als wie aus dem Grabe auferstehen, um Unheil anzurichten, um irgend ein junges liebes Leben in Schmach, Unglück und bittres Leid zu versetzen. Noch einmal sage ich, daß ich nicht von Menschen reden will, sondern von leblosen Dingen, auf denen, Gott verzeih' mir die Sünde! Etwas wie ein Fluch ruht. Alte Menschen sind wohl auch dann und wann zur Plage jüngerer Leute auf der Welt, und man könnte allerlei Exempel davon auftischen, und manch Einem ist auch schon deßhalb von Denjenigen, die sein Leben pflegen sollten, der Tod angewünschen worden... Gott vergebe den Verblendeten und gehe nicht mit ihnen in's Gericht!

Also: von leblosen Dingen will ich reden, als da sind: alte Götzenbilder, wie sie oft unterm Waldmoos hervorgestoßen werden von den Holzschlägern, und Unglück bringen dem Haus, wo sie einen Platz finden; oder Thaler und Dukaten aus der Schwedenzeit, die im Keller vergraben liegen und die Mancher holt und schlägt dafür Einen todt, oder verspielt seine Seele an den bösen Feind; oder Flaschen, die vor grauen Zeiten das Zaubermännel in das Kiesbett eines Bachs versenkte, und darinnen steckt die Pestillenz, die über alle Welt ausgeht, so wie Einer den Propf aus der Flasche zieht; und was des Zeugs

mehr ist. Was nun die Demuth angeht, so war's ein altes Buch aus staubigem Winkel, ein Gasthaus für Spinnen und Schaben, das so viel Unglück in ihr Leben brachte. — Bevor ich jedoch vom Unglück rede, will ich der Demuth Glück en bisel näher beschreiben

Der Kronenwirth zu Randern hatte ein prächtiges eigenthümliches Haus. Es war drei Stockwerke hoch, mit schön aufgeranteten Betten in den Stuben, und Spiegel und Vorhänge an den Fenstern, ganz vornehm. In der Küche hätte man ein Pferd müde reiten können, und am Herd hat man für sechzig Mann gekocht, mehr denn nur einmal. Die Speisekammer war hell und groß und trocken und voll von guten Sachen. Im Keller lag der beste Markgräfler, Klingelberger und Burgunderwein, Faß an Faß. Vierzehn Kühe standen im Stall, die gaben die Milch wie aus Brunnenröhren von sich. Der Hühner im Hof waren so viele, daß man gar nicht alle Eier finden konnte, die sie per Tag legten. Zwei Gärten am Haus; der eine voll von Gemüs und Suppenkraut, auch Selleriewurzeln; der andere gestreckt voll von Obst, groß und klein. Alle Kisten und Kasten voll Weißzeug, das schönste im Land; Kupfergeschirr und ein Dutzend silberne Löffel von den feinsten. Viele Aecker mit Hanf und Flachs bestellt, wie's sonst gar nirgends vorkommt; alle Morgen einen guten Kaffee in schönen Porzellanschüsselchen. Sechzehn Dienstboten alt und jung, und endlich gar ein furnehmer Wagen zum Ueberlandfahren in der Remise. Die herzigsten Kleider von der Welt und Schmuck von Edelstein; ein Ehemann, der nur immer sagte: Was Du willst, mein Schätzel; und nach Verlauf von ein paar Jahren ebenfalls ein Paar Kinderlein wie Milch und Blut: ein Männlein und ein Weiblin. Demuth konnte ihre Kindbetten aushalten wie eine Kaiserin, und die Kinder hob immer der gnädige Herr Oberamtmann aus der Taufe. — Ja, das war ein Leben, wie in der Schlaraffenei; es ging nichts darüber und es schien auch gar nicht ein End nehmen zu wollen. Aber der Teufel ist verschmitzt. — Wenn der Müller, der die Hurrle hatte, und immer mit ihr in der Bataille lebte, des Kronenwirths Glück und der Demuth Himmelreich in der Nähe betrachtete, wollte er nicht selten vor Kummer und Neid

kohlschwarz werden in seiner weißen Jacke. Nicht als ob er ein schlechter Mensch gewesen wäre! Aber oft dacht' er bei sich: Wenn nur der Jakob die Hurrle genommen hätte, mir wäre wohler auf Erden! Nichts als Zorn und Verdruß habe ich alle Tage, und der Jakob hat schon jetzo sein Paradies gewonnen! das ist bitter, das ist sauer, das ist Rattengift!

Nun ist hier vor allem zu wissen, daß der Müller Florian ein verstickter Student war. Er hatte einmal ein Geistlicher werden sollen und studirt, gerade nur bis an den Hals. Darüber war sein ältester Bruder gestorben und hatte ihm die Mühle hinterlassen. Natürlich hatte sich Florian nicht lang besonnen, den Studenten an den Nagel gehängt, und den Spreukittel angezogen. War ihm nicht viel Gelehrsamkeit als Rest von der Schule übrig geblieben, so brachte er doch ein Paar Korbe voll Bücher in's Vaterhaus zurück. Die alte Lumpenwaare stand vergessen und von Mäusen zernagt, in einer Bodenkammer. Besser, das rattenschwänzige Lottergezücht ging an die Bücher, als an die Frucht auf der Bühne. — Der Müller wußte längst gar nichts mehr von dem Schulplunder; da geschah es eines Tag, daß er, nach einem scharfen Scharmützel mit seiner Hurrle, da ihm das Leben ganz verleidet war, hinaufstieg unter's Dach und wollte sich ein bequemes stilles Plätzlein zur Abreise suchen. Nagel, Hammer und Strick hatte er bei sich. Wie er nun in selbige Kammer hineingeht — er hatte als Bube dort sein Nacht- und Morgengebet und seinen Schlummer gehalten, hatte dort heylings sein erstes Pfeiflein Taback geraucht, hatte von dort eben tausendmal so vergnügt in die blaue Luft gesehen, wo die Vögel strichen, frei und froh und unschuldig, wie er — da wird ihm so gewiß koufus. Die Luft war gerade noch so rein und blau wie vor vier und zwanzig Jahren, da derselbe Florian beinahe aus der Dachlucke gefallen wäre — doch war dazumal die Mutter bei der Hand, ihn am Tschöple zu heben, just noch zur rechten Zeit; und da erinnerte sich Florian plötzlich der guten treuen Mutter und des braven ehrlichen Vaters — beide lagen schon kalt unter der Erde, die einst so warmen Elternherzen — und siehe: Florians Herz wurde weich wie ein gesotten Ei. Zuletzt wurde er auch noch des Bücherkorbs ansichtig und die lustigen Studentenjahre fielen

ihm ein und machten ihn fröhlich im Gemüth — friedlich wenigstens; so daß er den Nagel einem Spatzen nachschmiß, den Strick in den Hof, den Hammer behielt er; warum? er war jetzo nicht mehr gefährlich; und auf einmal saß der Müller da und las in den alten Büchern und schaffte sich die Grillen aus dem Kopfe; und dergestalt hatte er's seither vielmals praktizirt. Die Hurrle gab ihm Ursach genug, Gott soll's wissen!

Sitzt er also eines Abends — im Sommer war's, und ein starkes Hausdonnerwetter kaum vorüber — wiederum in der Dachkammer und liest in einem alten Buch; es hielt noch kaum zusammen, das Unglücksding, und ältelte wie ein versporter Kirchenfahnen — und schier die Augen aus dem Kopfe liest sich der Müller, und weil's zu dunkeln anfing, packt er das Buch unter den Arm und schlupft damit hinüber zum Kronenwirth. Selbiger Jakob war eben ein Strohwittwer; denn seine Demuth war mit ihrem ältesten Kind zu ihren Eltern gefahren. Der Vater oder die Mutter war krank. Die Demuth machte durch ihren Besuch, Rath und Zuspruch gleich gesund, wer krank lag, denn wo sie war, war auch das Heil. Wo sie aber nicht war, da kam das Unheil. So geschah's in der Krone dazumal in Kandern.

Der Müller sprach zum Wirth, der in der Schenk im Lehnstuhl doste — in der vorigen Nacht war Tanzmusik bei ihm gewesen und seine Morgenruhe hatte nicht viel geheißen: „Jakob! paß auf. Da hab' ich ein Buch gefunden mit schönen Helgen und Historien. Wir wollen uns damit die Zeit vertreiben; denn heut kommt Niemand mehr zu dir, weil alle Leute draußen beim Schießen sind. Für mich habe ich heute schon genug Feuer im Hause gehabt, und du machst mir ebenfalls nicht Augen wie ein Scharfschütz." — Statt aller Antwort zeigte ihm der Kronenwirth den Stuhl neben ihm und langte ihm einen großen Stamper mit Wein. Denn er war freigebig gegen Jedermann. Dabei vergaß er sich selber nicht, und selbige Nacht sollen die Freunde wacker gezecht haben und selbander ganz allein. — In dem Buch war aber eine recht satanische Geschichte von einem alten heidnischen Edelmann in Engelland, der einen Tugendspiegel von einer Frau hatte, und dieselbe als ein rechter Ketzer und Antichrist bis auf's Blut gepeinigt hat, nur

um ihre Liebe zu ihm zu probiren. Mit Gottes Hülfe hat das arme Lamm alle diese Pein sanftmüthig und christlich ertragen, und ihr Sach dem Himmel anheim gestellt. So sind demnach ihre Verleumder verhofft, der Wustel von einem Mann ist in sich gegangen und hat sich zur heiligen Meß bekehrt, und wenn die standhafte Frau nicht vom Papste heilig gesprochen worden ist, so hat sie's doch wenigstens verdient, und unser Herr-Gott im Himmel wird das Versäumte nachgeholt haben.

Nun redet aber der Teufel aus dem Müller, ohne daß derselbe recht davon weiß, und sagt er zum Kronenwirth: „Jakob, du hast eine rechte Frau; aber das könntest du mit ihr doch nicht durchführen, was der Edelmann aus Engelland. — Hierauf antwortet der Jakob im freventlichen Uebermuth: „Was gilt's?" — Und der Andere macht: „Denk' wohl, ein Fuder Extra-Kastelberger könnt's thun." — „Topp, Hand her!" sagt wieder der Jakob und setzt einen Trumpf darauf: „Noch einmal ein Fuder wett' ich, daß du in alle Ewigkeit nicht Herr in deinem Hause wirst!" — Der Müller, der sich schämte, nahm die Wettung gerade deßhalb auf; denn um ihre Schande zu verdecken, stellen sich zuweilen die Schwächsten an wie Riesen. — Sonst vergißt man wohl am andern Tag, was am Abend zuvor beim Wein geredet worden; jedoch die Beiden vergaßen's leider nicht. Es wird sie beide genug gereut haben, denn man soll Gott und Menschen nicht versuchen, aber die Mannsbilder sind eben eigensinnig und stätig wie die Maulesel. Zufällig war der Müller einer der eigensinnigsten und Jakob hatte noch einen härtern Kopf als der Müller.

Frau Demuth verstand schon gar nicht, warum ihr Mann sie nicht von ihren Eltern abholte, wie er jederzeit zu thun pflegte; aber als sie nach Hause kam, und ihres Jakobs ganz verändertes Benehmen inne werden mußte, wußte sie gar nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Er war einsilbig, unruhig, besah sie kaum, und dann nur mit mißliebigen Augen. In seinem Leben hatte er zu ihr noch nicht so trotzig geredet, wenn er ja einmal den Mund aufthat, und alle ihre Fragen deßhalb beantwortete er nur wie ein brummender Bär, der sein Teutsch verlernt hat. Kein „Grüß Gott!" kein „Dank Gott!" kein Schmätzle, kein „Gut Nacht, Schatz!" oder „Guten Tag, liebe

Mutter!" — Da hatte er allabendlich eine Kartenparthie im Hause, mit der er aufsaß bis über die Mitternacht hinaus; und nach ein Paar Tagen ging er sogar — weil er, der Frau gegenüber die vorgebliche Liederlichkeit im eigenen Hause selber nicht aushalten mochte — in die Linde, oder in's Kreuz, und ließ der Demuth erpreß durch den Müller zubringen, daß er dort wie ein Narr kartle, und das Seinige verspiele, und der Schoppen nicht wenige trinke. Der Müller war beständig bei ihm um die Wege; er konnte es auch, denn der Hurrle lag nichts an dessen Daheimseyn. Der Jakob schien seinerseits ganz versessen auf den Müller; daß er ihn nicht gerade mit sich in's Bett genommen, war Alles.

Die mitleidige, finstere Nacht mag allerdings die bitteren Zähren der verlassenen Frau oftmals gezählt haben; wird ihr auch allerhand schlimme Rathschläge der Vergeltung zugemurmelt haben, wie ihr Brauch ist; aber da kam sie an die Rechte! — „Pfui, du alte böse Blindschleiche!" hat die Demuth zu der Aufheyerin gesagt, „laß ich dich meinem Schmerz zusehen, damit du mir solche schlechte Dinge eingeben sollst? Ich habe Ruhe und Erleichterung von dir erwartet, und du legst mich auf den Rost des Neides, der Bosheit und sündlichen Gedanken?" — Flüchtete sich alsbald an's Bett ihrer Kinder in die Engelwacht; und wahrlich! der Engel, der die Kindlein hütet, ist auch zu ihr getreten, um sie zu trösten und zu belehren. — Schau, meine liebe Demuth, hat er zu ihr gesagt: jetzt ist's an der Zeit, zu beweisen, daß die Christenlehr' bei dir etwas angeschlagen hat. Du warst dir getreu im Glücke; warum solltest du es jetzt nicht seyn, da du dich unglücklich erachtest? Und da sagte er ihr ferner noch von drei Dingen, die uns vor allem Bösen bewahren, und die gar nie aufhören, sobald sie einmal recht da sind; die das Leben überdauern, und folglich jedes Leid und Unglück. „Nimm einen Faden," hat der Engel gesagt, „der zehnmal um die ganze Welt herumlauft, er hat ein Ende! Der Glaube hat keins. Denk' dir das allmächtige Meer, so viel Millionen Morgen groß, und darauf ein Schiff, das nicht ruht; das Meer wird einmal vertrocknen, das Schiff wird einmal landen oder versinken. Die Hoffnung hat kein Ziel. Stell' dir ein Feuer vor, worin alle Wälder des Erdbodens verbren-

neu; es wird einmal verlöschen. Die Liebe jedoch erlischt nie! Gott, der Herr, macht da selber kein Ende: denn die drei Dinge sind Gottes selber. Verstehst Du mich?" — Ich will will meinen, daß Demuth den Engel verstand; denn sie hatte den rechten Glauben, ohne Mißtrauen, die Hoffnung ohne Kleinmuth, die rechte Liebe, ohne Sünd' und Eifersucht. Und weil sie eben deßwegen voraussetzte, daß ihr Jakob dieselben drei Dinge haben müsse, so gut, wie sie, so hielt sie eben eisenfest an ihm und dachte: „Ich glaube ja an seine Liebe, und will ihn nicht durch Zorn und Argwohn kränken; ich hoffe fest, daß er wieder umkehren werde zum Guten, und ich liebe ihn so sehr, daß es ja unmöglich ist, was Anderes zu erwarten." — Das, ihr Männer und Weiber! kann nicht eine Jede, aber es hat auch nicht eine Jede die drei Dinge.

Der böse Feind war seinerseits auch nicht ruhig. Wie mit vier Händen hatte er auf die Frau eingetrieben. Zuerst sagte der Kronenwirth eines Tags zu ihr: „Du ziehst mir Bettelvolk in's Haus, und verschwendest meine Sach'. Gib alle Schlüssel heraus; ich will schon selber für die Wirthschaft sorgen!" — Das schmerzte, aber Demuth gab die Schlüssel und war fromm und still wie bisher. — Bald darauf schnaufte der Mann: „Du verdirbst mir die Kinder, sie sind mein Blut und sollen wachsen nach meinem Kopf!" — Nahm ihr die Kinder und that sie zu seiner Schwester nach Schliengen. — Das war grausam, aber Demuth nahm ihr Herz in beide Hände, und dachte: wie Gott will; der Mann ist mein Herr und der Engel bei den Kindern. — Dann endlich schwätzte der Kronenwirth einmal recht grob und wüst, und sprach: „Du verdirbst mir Tag und Nacht und Trunk und Mahl mit deinem kläglichen Gesicht, und ich hab' dich in Verdacht, als klagest du deinen Eltern unnützes Zeug vor, mich zu verläumden, und ist doch alles deine Schuld. Ich verbiete dir, deine Eltern zu besuchen und ihnen zu schreiben, oder es geht nicht gut!" Das war heidnisch, aber Demuth beiete in ihren Aengsten: „Du sollst Vater und Mutter verlassen, und ihm folgen." — Gleich darauf schlug der Kronenwirth, dem selbst bei der Sache bange wurde, denn er konnt' es schier nimmer verheben, dem Faß den Boden aus und schnarchte sie an: „Ich kann dich nimmer gut

ansehen und hab' einen dummen Streich gemacht, eine verstockte Bettlerin zum Weib zu nehmen. Geh' du denn hin, leg' deine schlechten Kleider an, und mach' dich fort aus meinen Augen!" — Das war nun vollends bös und teuflich; aber Demuth seufzte in der argen Pein: „Herr, mein Gott, verlaß mich nicht!" und zog ihr Simonswälder-Röcklein an, und nahm ihr dürftig Bündel unter'n Arm und trat verstoßen aus dem Hause, ohne zu wissen, wohin?

Da kam die leichtfertige Hurrle auf sie zu und verhöhnte sie, und sagte: „Der Krug geht so lang' zum Wasser bis er bricht. Scheinheiligkeit und ein böses End' haben neben einander feil! So geht's, wenn man meint, man habe den Kurfürsten zum Vetter und alle andere Leut' seyen nichts als Staub und Unrath. — (Ich sags manierlich, was die Hurrle ganz unflätig hervorgebracht hat.) Wahr ist's nun einmal, fuhr sie fort: Ihr Mann ist schlecht durch und durch; und möchte ich ihn nicht mit der Zang' anrühren, und Sie ist dumm, daß Sie alles das so leidet, denn wofür haben wir die Obrigkeit? Potz Sappermost! wenn mir's der Meinige so machte, den Scandal sollte Sie sehen! Das wär' ein Fressele für's Amt! Die Schreiber sammt dem gnädigen Herrn sollten dem Florian zu Leib gehen, daß er Blut schwitzte, und ich wollt' ihn plagen, den Strick, daß er's Nerven-, Gallen- und Schleimfieber zumal bekäme, Mordio! Aber Ihr geschieht's recht, daß Sie sich nicht regt und rührt. Das ist die Straf von Gott! (Die Lästermäuler schwätzen immer vom lieben Gott, wenn sie einen Advokaten für ihre Bosheit brauchen!) Warum hat Sie auch Ihren Herzliebsten einer Andern wegfischen müssen? Potz tausig! hat Sie gemeint, es wär' sonst keine auf der Welt, als justement nur Sie? Prosit die Mahlzeit! Geh' Sie jetzt nur hin und probir' Sie's noch einmal! Sie hat Zeit und Ursach dazu. Aber gelt? Sie wird's jetzo bleiben lassen? Ihre rothen Backen, wo sind sie? Ihr goldiges Haar, fällt's Ihr nicht aus vor lauter Sorgen? Wo ist Ihr feines Wachsthum? Ihr speckfettes Hälsle, Ihre runden Händle und Füßle, wo sind sie hingekommen? Sie fischt Keinen mehr weg, dafür hab' ich ausgesorgt. Aber — im Ernst — ich thät's nicht leiden. Schrei' Sie Zeter in allen Gassen, und ich will mit Ihr halten, nicht wegen Ihrer, denn

Sie ist eine nichtsnutzige Person, aber wegen des Lärms und Spektakels hätt' ich's gern, und Ihren Jakob möcht' ich gar zu gerne heinigen oder wenigstens im Zuchthaus sehen!" — Die Demuth ist anfänglich bei diesen Reden verhofft, ist dann bald weiß, bald roth geworden, hat dann geschluchzt und geweint, die Hände gerungen und gejammert; aber endlich hat sich ihr Gewissen ermannt, und so antwortete sie, als die Versucherin das Maul hielt, derselben, wie sich's gehörte: „Gott vergebe dir, denn du weißt nicht, was du redest. Aber ich rathe dir, von meinem Manne zu schweigen, denn ich darf solche Schandreden nicht hören, als ein frommes Weib, und wenn Er's hören sollte, so möcht' es dir bös heimkommen!

Und so geschah's zur Stunde. Denn aus der Krone trat Jakob, geputzt wie an seinem Hochzeitstage, einen mächtigen Blumenstrauß im Knopfloch, und vom Thore her kamen zwei schön aufgemachte Wägen, mit des Kronenwirths besten Gäulen bespannt, und die Fuhrleute hatten farbige Bänder auf den Hüten und an den Geißelstecken, und in den artlichsten Feierkleidern saßen auf den Wägen die Eltern und Geschwister der Demuth und ihre Kinder. Jakob lief herbei und umarmte sein Weib, indem er zu ihr sagte: „Ich habe ein schlechtes Spiel gespielt und es mit meines Herzens blutigem Kummer bezahlt, wenn ich auch gewann mit Gloria. Verzeihe mir, mein Schatz, um meiner eigenen Leiden willen! Für mich, den Sünder, sollen hier bitten und betteln unsere Kinder — die Kinder sprangen in Demuths weit offene Arme — und deine Eltern und Geschwisterte, die von nun an nicht mehr von hinnen gehn werden. Hab' ich ihnen nicht das Haus neben dem meinigen gekauft? Will ich sie nicht halten und heben und versorgen, wie meine eigenen Eltern, Brüder und Schwestern?

Die Hurrle brauchte nicht mehr. Mit sieben Messern im Herzen ging sie heim. Die Demuth brauchte auch nicht mehr, um zu verzeihen, denn die wahre Liebe hört nie auf, wie schon gesagt worden. Der Jakob sagte darauf seelenvergnügt zum Florian: „Mein Fuder Wein hab' ich gewonnen, und dein vermaledeites Buch im Backofen umgebracht. Jetzt aber verdiene du dein Fuder und leg' deinem Hausteufel Zaum und Gebiß an, wenn du Schneid hast."

Der Florian, der sich schämte, und verwundert Demuths Beständigkeit und Erhöhung gesehen, wollte gegen Jakob nicht zurückbleiben. Aber, wie erging es ihm? Er wollte mit Einemmal der Hurrle kommandiren und sie lachte ihn aus. Er wollte sie einsperren, und sie sprang zum Fenster hinaus. Er wollte sie aushungern, und sie erbrach Küche und Milchkammer, und schnitt Hühnern und Gänsen die Hälse ab. Er wollte sie endlich durchwichsen und sie warf Art und Messer nach ihm. Er wollte ihr die Kinder nehmen, sie lief aber mit selbigen davon und gab sie ihren Eltern, worauf sie noch weiter lief, aber mit einem Andern, und ist nichts mehr von ihr gehört worden.

Das war nun ein Fressele für's Amt. Der Müller wurde geschieden; durfte freilich nimmer heirathen, aber er hatte doch wenigstens Ruhe, und konnte seine kleine Wolfsbrut zu Lämmern erziehen. Demuth und Jakob haben, wie man vernimmt, noch lange gelebt und viele, viele, viele Kinder bekommen, und ihr Andenken lebt noch bei Alt und Jung dort oben im Lande.

(Aus C. Spindler's „Erzählungen beim Licht.")

Schloß Hachberg.

Nicht weit von dem Dorfe Sexau in einem Seitenthale der Elz liegen auf der Spitze eines kegelförmigen Bergvorsprungs die Trümmer der einst so gewaltigen, den Herzogen von Zähringen gehörenden Burg Hachberg, die von einem gewissen Hacho, welchem Karl der Große jene Landschaft zugetheilt, erbaut worden seyn soll. Das Bild des alten Hachberg lebt noch im Munde des Volkes; noch erzählen sich Greise von der ehemaligen Herrlichkeit des Hauses, von der Pracht der Gärten, von dem Reichthum ihrer Besitzer und den unermeßlichen Schätzen, welche noch in den unterirdischen Gewölben dieses ungeheuren Gebäudes vergraben liegen. Bebend ergreift der alte Thalbewohner, welcher deinen Führer macht, deine Hand, wenn ihr durch den Burggraben schreitet; rascher zieht er dich an einer Maueröffnung vorbei, in die einer der unterirdischen Gänge sich mündet. Eben so lautlos und mit gepreß-

tem Athem eilt er mit dir an dem jenseitigen Raine hinauf und erst bei den dort liegenden, weitläufigen Wirthschaftsgebäuden der Wiedertäufer, dort unter den hohen Ulmen, scheint ihm Muth und Ruhe des Gemüthes zurückzukehren. Selbst von mannigfachen Gefühlen ergriffen, bist du ihm beinahe verschlossen für die Umgebungen gefolgt; jetzt an dem Thore der Wiedertäufer, das die schlanke Dirne dir aufschließt, erfragst du die Ursache jenes scheuen Benehmens. „Ach! lange, lange stand er jeden Abend an der Oeffnung des Grabens, der Unglückliche!" — erwiedert der Alte — „der arme Christian, ein schöner frischer Bursche aus dem Thale da drunten! Ihn hatte der Böse verblendet, daß er nimmer ruhen konnte, verborgenes Geld in jenen verschlungenen Gängen zu suchen, bis er zuletzt wahnsinnig sich von den Menschen lossagte, in der Geisterstunde unter den Trümmern rastlos, mit unbegreiflicher Verwegenheit umherstöberte und, wenn der Morgen dämmerte, ohnmächtig in den dumpfigen Höhlen zu Boden sank. Eine kalte Winternacht endete das traurige Leben, aber noch immer irret sein Geist klagend unter den verwitterten Hallen des Schlosses umher!"

(Prof. Marbach Wiegand, „Mittelalterliche Sagen aus Hamburgs Vergangenheit", Leipzig Fabes, 1. [illegible])

Der Ritter von Schwarzenberg.

Der alte Kaspar hatte schon frühe seine Hütte verlassen, um auf einigen ihm zugehörigen Bäumen Kirschen zu brechen. Er war früher Knecht des Herrn von Schwarzenberg gewesen, und hatte sodann von ihm ein Stückchen Feld erbeten, das er urbar machte und worauf er sich eine Hütte baute. Selbst ein Leibeigener, hatte er die brave Tochter eines anderen Leibeigenen geheurathet und von ihr drei bildschöne Kinder erhalten. Das älteste war ein Mädchen, die zwei jüngeren waren Knaben. Diese hatten den Vater nun begleitet und waren mit ihm auf die Bäume gestiegen, um Kirschen zu brechen. Erst nach einigen Stunden kam die Schwester mit dem Morgenessen nach und wurde alsbald von den Brüderchen mit lautem Jubel begrüßt. Sie kletterten schnell herunter und nahmen ihr Körb-

chen in Empfang, während der Vater langsam nachfolgte und sich mit ihnen um die schwarze Suppe herumsetzte. Alle waren fröhlich und guter Dinge, denn es war ein gar schöner Junimorgen und rings hüpften die Vögelein umher und sangen ihre Lieder. Von der Stadt Waldkirch unten im Thale klangen Glocken herauf und ganze Schaaren von Landleuten zogen dahin auf den Wochenmarkt; nur die Schwarzburg*) allein schaute von ihrem steil hervorspringenden Felsen finster und traurig auf die lachenden Triften hernieder. Der Vater aber sah mit Lust auf seine gesunden Kinder und dann wieder auf sein kleines, doch wohlbebautes Gütchen; denn der Himmel hatte ihn von dem Augenblicke an gesegnet, da er aus den Mauern der Burg getreten. Ja er hoffte sogar im Stillen, sich noch von seinem Herrn loskaufen und wenn auch nicht sich selbst doch seine Kinder ganz frei machen zu können. Drum war ihm der Schloßherr auch nicht mehr gewogen, seitdem Alles so wohl auf seinem Gütchen gedieh, denn der Ritter war keines biedern und glücklichen Mannes Freund und Jedermann sah seine düstere Gegenwart. Selbst wenn er in Waldkirch einritt, ging man ihm gern aus dem Wege und sogar der alte Bürgermeister zitterte, so oft er vor den barschen und hochmüthigen Herrn, der keinen Widerspruch ertragen konnte, geladen wurde. Kasyar hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, denn auch er mied den Ritter wo nur möglich, und wenn Dieser etwas von seinem Leibeigenen haben wollte, schickte er gewöhnlich einen Knecht, um Obst oder Schinken, Feldfrüchte oder Geld, oder was ihn gerade gelüstete, zu holen. Weislich zögerte Kasyar in solchen Fällen niemals, den Ritter zu befriedigen, doch verbarg er dabei sorgfältig, was seine Frau bisweilen in Waldkirch oder Freiburg aus den Verkäufen des Obstes erübrigt hatte. Diesmal waren die Kirschen besonders reichlich ausgefallen und Kasyar überlegte schon im Stillen, was er etwa wieder unbemerkt zurücklegen könne. Darum war er heute auch so wohlgemuth und rief seiner Tochter, die mit der Spindel in der Hand ab und zu ging, während er und die Brüderchen aßen: „Höre Gundchen, die Vögel singen so lustig, komm setz' dich zu uns her und sing

*) Erbauungsjahr [illegible] Zum Burgbau

auch ein Liedchen mit!" Gundchen, die eine gar liebliche Stimme hatte, ließ sich nicht lange bitten und wählte das muntere Strickerlied, welches sie von ihrer Mutter gelernt und das ihr, aus besonderen Gründen, jetzt recht oft einfiel:

„Mein Bübchen ist ein Stricker,
Er stricket manchen Tag;
Er strickt an einer Haube,
Haube, Haube,
Ist noch nicht ausgemacht.

„Von Seiden ist die Haube,
Von Sammet ist die Schnur;
Bist du ein wackres Mädel,
Mädel, Mädel,
Bind' dir dein Härchen zu!

„Ach nein, ich will's nicht binden,
Will's noch mehr fliegen lahn,
Bis ein ander Jahr im Sommer,
Sommer, Sommer,
Will zu dem Tanze gahn."

Bis dahin hatte Gundchen gesungen und der Vater freudig zugehört, als auf einmal hinter ihnen ein Geräusch entstand und der gefürchtete Ritter, mit unterschlagenen Armen, aus dem Gebüsche hervortrat. Sein Gesicht hatte nicht nur, wie gewöhnlich, den Ausdruck der Wildheit und Härte, sondern es lag zugleich ein Hohn darin, welcher für den armen Leibeigenen Alles besorgen ließ. Erschrocken sprang dieser auf und nahm ehrerbietig seine Mütze ab, während die Kinder sich ängstlich an ihn schmiegten und das arme Gundchen aus Schreck seine Spindel fallen ließ. Lange sah der Ritter mit finsterem Schweigen auf die eingeschüchterte Gruppe, dann fuhr er plötzlich den alten Kaspar an: „So viel ich höre, hat dein schmuckes Töchterlein da schon Lust, über's Jahr den Hochzeitsreigen anzutreten; gut, doch bis dahin soll sie die Ehre haben, meine Dienstmagd zu seyn; morgen früh bringst du sie zu mir auf mein Schloß!" — Vergebens fiel der arme Vater mit seinen Kindern dem grausamen Herren zu Füßen, vergebens bot er ihm sein ganzes Vermögen an, um nur seine Tochter behalten zu dürfen. Höhnisch lachte der Ritter, daß ihm ein Knecht antrage, was ohnehin

sein eigen sey, und weidete sich an dem Jammergeschrei der Unglücklichen. — „Hab' ich nun das Rechte getroffen," — rief er mit teuflischem Vergnügen — „um dem ewigen Singsang in deinem Häuslein ein Ende zu machen? Ist ja doch dort ein Lachen und Jubeln ohn' Ende! Doch, damit du siehst" — fügte er noch hämischer hinzu — „daß ich auch deinen Kopf gelten lassen will, so merk' auf, was ich dir jetzt sage! Du weißt, ich esse gerne Kirschen, und heute Abend habe ich große Gesellschaft. Bringst du mir nun diesen Kirschbaum hier, so wie er dasteht, noch vor Mitternacht in meinen Saal, so daß ich und meine Gäste die Früchte davon brechen können, so bleibt nicht allein deine Tochter bei dir, sondern du sollst auch nebst all den Deinigen frei seyn. Ich habe schon bemerkt, daß du schon lange im Stillen damit umgehst, von mir los zu kommen. Aber merke dir wohl: noch ehe die Thurmuhr zwölf ausgeschlagen hat, muß der Baum in meinem Saale stehen!" Mit diesen Worten entfernte sich der Ritter, ohne eine Antwort abzuwarten und noch lange hörte man von ferne sein dumpfes, abgebrochenes Lachen.

Der gute Kaspar war der Verzweiflung nahe. Er kannte den Ritter zu genau, um eine Abänderung seines Befehls hoffen zu dürfen und übersah mit Einem Blicke das Elend seiner Lage. Die Flucht zu ergreifen, war unmöglich und eben so unmöglich schien es ihm auch, je die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein seine Tochter zu retten war. Denn, einmal im Schlosse drinnen bei dem Ritter, war sie verloren! Umsonst warf sich ihm Gundchen um den Hals; ihre Zärtlichkeit vermehrte nur noch seinen Jammer; und als vollends auch noch die Mutter dazukam, war des Wehklagens und Weinens kein Ende, die Steine hätten gerührt seyn mögen. Da fiel das gute Gundchen auf die Kniee nieder und betete recht inbrünstig, daß doch der Himmel sie nicht verlassen möge. Und siehe, als sie so zu Gott flehte und die Anderen weinten, zuckt' es plötzlich wie ein Blitz am heiteren Himmel, die Erde bebte, ein Windstoß fuhr durch die Gebüsche und aus der Tiefe der Erde ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wehe, wehe! Seine Stunde hat geschlagen; dreimal Wehe!" — Voll Entsetzen floh Kaspar mit seiner Frau und den Knaben von dannen, ihr Haar sträubte sich empor, nur Gundchen folgte ihnen langsam und beruhigt, denn sie wußte nun gewiß, daß

der Himmel sie nicht verlassen und der Bosheit ihres Herrn preisgeben würde.

Der Tag ging ohne ein merkwürdiges Ereigniß vorüber, nur fühlte man, daß die Luft immer schwüler wurde und wirklich war ein Gewitter im Anzuge. Die Thüre des alten Kaspar wurde nicht mehr aufgemacht; ihn selbst aber konnte man im Vorübergehen, wenn man durch das Fenster einen Blick in die Kammer warf, mit Frau und Kindern auf den Knieen liegen und andächtig beten sehen. Hörte man auch bisweilen die Stimme des hübschen Gundchens dazwischen, so war es doch nur in einem geistlichen Liede; sie hatte sich jetzt alle weltlichen Gedanken aus dem Kopfe geschlagen.

So rückte der Abend heran und mit ihm fand sich auch die Gesellschaft des Burgherren ein, die von der Jagd zurückkehrte, von Hörnerschall und Hundegebell begleitet. Nie war die Jagd noch so wild und grausam gewesen, wie heute; Hirsche und Hindinnen, Rehböcke und Geißen waren zusammengeschossen und die Felder der Bauern schonungslos zertreten worden. Manche Leute glaubten, beim Anblick des zurückkommenden Zuges, es gehe schon jetzt nicht mehr mit rechten Dingen zu, denn man zählte diesmal eine doppelt größere Meute von Hunden, als die Herren sonst mit sich zu führen pflegten, sogar auch wilde Thiere, wie z. B. Löwen und Tieger, wollte man darunter bemerkt haben. Da nun die Ritter ihre Jagdlust befriedigt hatten, setzten sie sich im Schlosse zum Gelage nieder, und nun wurde gesotten und gebraten und aufgetragen, was nur Küche und Keller vermochten und auf den Tischen Platz hatte. Spielleute wurden herbeigeschafft, nichtwürdiges Gesindel, das sich auf allen Jahrmärkten herumtrieb, manchen Burschen in's Sandengarn hineinlockte und manches Mädchen verführte. Da war großer Jubel in der ganzen Burg; nicht nur die Herren zechten übermäßig und trieben mit Buhldirnen ihr Spiel, sondern auch die Knappen und Knechte folgten ihrem Beispiele. Darum ward es auch Niemand von der Gesellschaft gewahr, daß das Gewitter vom Rheine her immer näher und näher heranzog. Von Stunde zu Stunde wurde das Toben und Lärmen im Schlosse frecher und wilder; kein Scherz blieb zur Aufheiterung der Gäste unversucht. Besonders aber erregte es großes Gelächter, als der

Burgherr die Geschichte vom Kirschbaum erzählte und mit lebendigen Farben die Seelenangst und das Entsetzen des armen Kaspars schilderte. Einige meinten, man solle doch nachsehen lassen, ob er noch nicht angespannt habe, um den bedungenen Nachtisch heraufzuführen; eine fürwitzige Dirne wollte sogar den Kopf zu einem Fenster hinausstrecken, aber da faßte der Wind die Flügel desselben und schlug sie mit solcher Heftigkeit zu, daß die Glasscherben im ganzen Saale herumflogen. Jetzt begann es doch Manchem unheimlich zu werden, aber Keiner vermochte sich von der Stelle zu bewegen und Jeder fühlte sich wie verzaubert in dem Saal festgebannt.

Plötzlich fing der Thurmwart aus allen Kräften an, Sturm zu blasen und ein Knecht stürzte mit verstörtem Angesicht und der Nachricht herein, man höre vom Walde herauf Pferdegetrappel und sehe viele Lichter sich dort hin und her bewegen. Schon wollte der Burgherr voll Zorn über eine solche Störung seines Festes sich aufmachen, als ein Windstoß alle Fenster auf Einmal aufriß und alle Lichter wie mit Einem Schlage ausgelöscht wurden. Während nun solcherweise im Saale dunkle Nacht herrschte, ward es außerhalb der Burg und im Thale drunten um so heller. Blitze kreuzten sich unaufhörlich nach allen Richtungen, dabei rollte der Donner, als bräche das Weltgericht herein und der heftigste Sturm, wie man noch keinen erlebt, schien den ganzen Wald entwurzeln zu wollen. Das Grausigste aber für die Gesellschaft war, was sie jetzt auf dem Acker des armen Kaspar von Weitem erblickte. Dort stampften vier rabenschwarze Rosse ungeduldig vor einem großen Wagen, und hundert Riesenarme, die aus der Erde hervorkamen, schienen damit beschäftigt, einen Baum auf denselben zu heben. Die Früchte von diesem Baume aber waren ganz feurig, wie Karfunkel, und nicht zu zählen; übrigens sahen sie ganz den Kirschen gleich. Endlich gelang es den vielen Riesenarmen, den Baum mit sammt den Wurzeln auf den Wagen zu bringen und nun schwang sich ein, wie der arme Kaspar gekleidete Kutscher auf den Bock und voran gings den Berg herauf in raschem Galopp. Der Burgherr zwang sich umsonst zu lachen und seinen Genossen Muth einzuflößen, allein er brachte nur ein widriges Grinsen und unverständliches Gemurmel her-

vor. Der Wagen aber schien den Boden nicht zu berühren, sondern über den Wipfeln der Bäume hinzustreifen und eine Flammenstraße hinter sich zu lassen. So flog er immer näher, während es immer schrecklicher donnerte und blitzte, an die Burg heran, wo ihm auch das wohlverwahrte Thor keinen Widerstand zu leisten vermochte. Wie Papierblätter fielen die Thorflügel auseinander und die Mauer darüber rollte wie ein Haufen Sand in den Graben. So brauste der Wagen endlich durch die weitgähnende Wand in den Saal und mitten unter die von Entsetzen halbtodten Gäste herein. Da stand der Baum, wie ungefähr, wenn man ihn so vergleichen darf, ein großer Christbaum, mit Früchten und Lichtern übersäet; aber Niemand war so keck, sich Etwas von der Bescheerung zuzueignen. Der Kutscher aber rief mit donnernder Stimme: „Was zögert ihr denn? So greift doch zu!" und die Riesenarme drangen jetzt wieder aus den Wänden des Saales hervor und nöthigten die Herren und Damen, zuzugreifen. Sobald aber Jemand eine der funkelnden Kirschen zum Munde führte, verwandelte sich dieselbe in eine Flamme, die nicht mehr zu löschen war und tief in das Herz und den Magen hinunterbrannte. Endlich riß der Kutscher selbst den Burgherrn zu sich auf den Bock hinauf, das Feuer bemächtigte sich des Gebälkes und der Dachsparren des Schlosses, der Boden öffnete sich mit einem weiten Klaff, und Pferde, Wagen, Ritter und Gäste sanken in eine schwarze, bodenlose Tiefe hinab. — So erzählten damals die Sonntagskinder, denn andere Leute hatten nur Blitze gesehen, die wie eine ungeheure Feuergarbe auf das Schloß zufuhren und es in ein Flammenmeer begruben. Aber es ist weltbekannt, daß Sonntagskinder in solchen Dingen immer mehr sehen, als gewöhnliche Menschenaugen.

Als sich des andern Tages die Thalbewohner von den Schrecknißen der Nacht erholten und ihre Blicke nach der Burg richteten, sahen sie weder Thürme noch Zinnen mehr, sondern blos schwarze Mauerblöcke, aus welchen bisweilen noch bläuliche Flammen mit Schwefeldampf emporschlugen. Auf dem Felde des alten Kaspar hingegen fanden sie an der Stelle, wo der schöne Kirschbaum gestanden hatte, eine tiefe schwarze Grube und daneben Spuren von Rädern und Pferdehufen. Sie be-

sprengten deßhalb die Stätte mit geweihtem Wasser und ließen ein steinernes Kreuz dahin setzen. Der alte Kaspar mit seiner Familie war jetzt natürlich seiner Leibeigenschaft los geworden und Gundchen blieb so lange zu Hause, bis ein wackerer junger Nachbar sie als seine Hausfrau heimführte. Noch heute sind die Reste des uralten Kreuzes und die Trümmer der Burg übrig, aber nur am Tage wagt man sich in ihre Nähe; denn wenn man Abends oder gar in der Nacht vom Glotterthale heraufkommt und den näheren Weg einschlagen will, sieht man, namentlich an hohen Festtagen, den großen Baum mit den feuersprühenden Kirschen mitten über dem Gemäuer des Schlosses.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der Hirtenknabe am Kandel.*)

Ein unschuldiger Hirtenknabe führte täglich an den wiesenreichen Abhängen des hohen Kandels, dessen innerste Tiefen aus einem grundlosen See bestehen sollen, der wenn er einmal herausbräche, das ganze Land unter Wasser setzen würde, das Vieh seines strengen Herren auf die Weide, und wenn er dann so von oben herab auf die Stadt **Waldkirch** und die spazierengehenden, schöngeputzten Bürger und ihre Frauen und Töchter sah, da ward ihm oft recht wunderlich zu Muthe. Er dachte dann gewöhnlich bei sich selbst: „Warum habe ich doch nicht auch einen reichen Mann zum Vater? Ich hätte dann nicht nöthig, mich in Lumpen zu kleiden, mit den schlechtesten Bissen mich zu begnügen, und den ganzen Tag über auf dem Berge herum zu klettern, um das Vieh zusammen zu treiben. Wie bin ich doch so elend gegen die Stadtkinder, die vor lauter Uebermuth nicht einmal wissen, wie viel sie besitzen, und oft Sachen wegwerfen, die mich ganz glücklich machen würden! Meine Eltern waren aber Bettelleute und sind gestorben; mein Herr schilt und schlägt mich unaufhörlich, und wenn ich den Tag hindurch todtmüde geworden bin, so muß ich des Nachts mit der Streu im Stalle vorlieb nehmen. Ich bin doch recht unglücklich!"

So dachte der Knabe und weinte still vor sich hin. Der böse Feind mußte aufmerksam auf ihn geworden seyn, denn er

*) [illegible]

verwandelte sich schnell in einen Jäger und ging, einen schwarzen zottigen Hund an der Seite, mit starken Schritten auf den Knaben zu. Dieser wischte sich alsbald die Thränen aus den Augen und versuchte fröhlich auszusehen, aber es gelang ihm nicht. „„Warum hängst du den Kopf, Bürschlein?"" hub der Jäger an zu fragen — „„Siehst du nicht, wie die Buben dort unten im Thal so lustig sind und sich ihres Lebens freuen?"" Da schlug der arme Knabe die Augen auf und ein neuer Stich fuhr in sein Herz; denn er sah auf einer Wiese eine Menge schöngekleideter Kinder Ball spielen und hörte sie singen und jauchzen. Aber die kleinen Pferdefüße derselben ward er nicht gewahr, sonst wäre ihn das Weinen nicht noch stärker angekommen. Da der Jäger sah, daß schon die erste Versuchung so gut ausgefallen, ward er noch zutraulicher, setzte sich neben den Knaben nieder und ermunterte ihn, ihm zu gestehen, was er eigentlich auf dem Herzen habe. Nach einer Weile gab der Knabe, noch immer schluchzend, zur Antwort: „Ach! ich bin gar zu arm und habe weder Vater noch Mutter mehr!" — „„Ist es nur dies?"" — tröstete der Jäger — „so ist dir gar bald geholfen. Es steht nur bei mir, dich reich zu machen und an Kindesstatt anzunehmen."" — „Ei, könnet und wollt Ihr das?" rief jetzt der Knabe voll freudiger Ueberraschung, sprang auf und hob seine blauen Augen recht bittend und zutraulich zu dem grünen Mann empor. Aber dieser bekam jetzt plötzlich ein heftiges Zucken im Gesichte, wie man es gewöhnlich bekommt, wenn man unversehens in die helle Sonne hineinblickt; denn hinter dem Knaben stand in blendendem Lichtglanze sein Schutzengel und drohte dem Bösen mit dem Finger. Der Knabe aber bemerkte den Schutzengel nicht, sondern nur die Gesichtsverzerrungen des Jägers; darum fuhr er voll Schrecken zurück und wußte sich kaum zu helfen. Allein der Jäger, in dergleichen Fällen schon geübt, drehte geschwind den Kopf auf die Seite und rief dem Knaben zu: „„Setze dich nur wieder ruhig neben mich hin; es ist mir eine Schnacke in das rechte Auge geflogen, ich muß es nur eine kleine Weile zuhalten."" Nach und nach wußte der grüne Mann solcherweise den armen Knaben immer mehr zu bethören, so daß ihm nichts als Geld und kostbare Kleider in Hülle und Fülle vor den Augen flirrten. „„Das

Mittel, dich reich zu machen,'" — nahm der Jäger nun wieder das Wort, jedoch noch immer mit abgewendetem Gesichte — „ist ganz einfach. Hier in dem Berge befinden sich nämlich ungeheure Schätze, welche von einem alten Ritter darin vergraben worden sind, und die du leicht heben kannst. Du brauchst nur morgen in aller Frühe mit einem Zug Ochsen vor den Felsen da unten zu kommen, so wirst du mich antreffen; wir werden dann den Felsblock wegführen, und uns schnell der Schätze bemächtigen; ich nehme dich hierauf als meinen Sohn an, dann sagst du deinem Herren Lebewohl auf immer und wirst ein schmucker, reicher Junge, wie kaum einer in der Stadt ist. Aber versprechen mußt du mir, Niemanden etwas von der Sache zu sagen und Morgen früh an gar nichts Anderes zu denken, als an unsere Schätze.'" — Gern gab der Knabe sein Wort darauf und sprang wie außer sich vor Freuden herum, als der Jäger heimlich seinem Hunde einen Wink gab, daß dieser unter das weidende Vieh hinein fuhr und es auseinander trieb. Während der Knabe hinzueilte, um es wieder zusammen zu bringen, waren Jäger und Hund verschwunden. Auch die spielenden Kinder auf der Wiese verloren sich, und einem aufmerksameren Blicke war' es schwerlich entgangen, wie eines hier, das andere dort in eine Spalte des Berges hinabschlürfte.

Voll Ungeduld trieb nun der Knabe seine Heerde nach Hause, noch eh' der Abend recht eingebrochen war, weßhalb ihn sein Herr neuerdings mit Scheiten und Schlägen empfing. Aber der Verlagte, der sonst augenblicklich in Thränen ausbrach, machte sich jetzt nichts daraus, da er ja den glücklichen Wechsel seines Schicksals so nahe vor sich wußte. Auch beim Nachtessen war er so sehr zerstreut und geistesabwesend, daß ihn eine alte Kindswärterin bei Seite nahm und ihm zusprach, ihr doch mitzutheilen, was mit ihm vorgegangen sey. Der Knabe blieb aber verschwiegen und eilte so bald als möglich auf sein rauhes Strohlager, nur um ungestört seinen freudigen Gedanken nachhängen zu können. Auch während des Schlafes ließen ihn diese nicht ruhen, denn er träumte nun die herrlichsten Sachen von seinem künftigen Glücke. Schon sah er im Innern des Kandels einen Palast von lauter blitzenden Edelsteinen, von der holdseligsten Fee — seiner künftigen Mutter — und dem stattlichen

Jäger — seinem künftigen Vater — bewohnt, die ihn mit Liebkosungen überschütteten. — Der anbrechende Tag weckte und ermahnte ihn, nicht länger zu zögern. Das bisher nie versäumte Morgengebet vergessend, flog er rasch vom Lager empor und der Schutzengel des verblendeten Knaben wendete sich betrübt von ihm ab. Was aber wundersam ist: die Pferde und Stiere, die sonst auf jeden seiner Winke so willig waren, wollten ihm jetzt durchaus nicht gehorchen und er brachte sie nur mit vieler Mühe in das Joch und aus dem Stalle, während noch Alles auf dem Hofe in tiefem Schlummer lag. Doch kam er noch zu rechter Zeit, ganz wie der Jäger es gewünscht hatte, an den bewußten Felsen und der Böse lachte schon im Stillen, daß ihm die Beute so ganz nach Willen in's Netz gehe.

Kaum stand der unbesonnene Knabe mit seinem Viergespann vor dem Felsen, so streckte auch schon der Jäger aus dem Gebüsche den Kopf hervor. Aber unglücklicher-, oder vielmehr, glücklicherweise war ihm diesmal der Hut in den Zweigen stecken geblieben und die zwei Hörnchen auf seiner Stirne, welche der Böse nie ganz zurücktreten machen kann, blieben dem Knaben nicht unbemerkt; doch entschuldigte sich der Jäger damit, er habe vor einigen Augenblicken den Kopf gewaltig an einen Felsen angestoßen und dadurch die großen Beulen bekommen. Hierauf trieb er den Knaben an, seinen Zug an den eisernen Ring anzuspannen, welchen er bereits in die Felsenwand getrieben hatte. Allein dem Knaben war noch von dem Schrecken über die zwei Hörnchen her nicht mehr ganz wohl zu Muthe, auch glaubte er in dem Gesichte seines künftigen Pflegevaters auf einmal etwas ungemein Wildes und Tückisches wahrzunehmen. Indessen, wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen und so spannte denn der Junge mit schwerem Herzen sein Vieh an den Ring, schwang seine Geißel und rief nach alter Gewohnheit: „Voran denn in Gottes Namen!“ Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, als sich plötzlich der Himmel verdunkelte, der Donner rollte, die Blitze vor den Thieren niederschlugen, die Erde zitterte und im Innern des Berges ein Rauschen und Toben sich erhub, als ob der Sturm ein ganzes Meer aufwühlte und dieses durch eine schmale Schlucht hervorbrechen möchte. Und was noch das Aergste war: im Nu ver-

schwand der Jäger, und aus dem Gebüsche reckte sich der schwarze, mit langen spitzen Zähnen besetzte Rachen eines Ungeheuers mit fürchterlichem Gebrülle, welches das im Berge noch überschallte, dem Knaben entgegen. Da sank dieser bewußtlos zu Boden; die vier Stiere rißen sich los und gingen durch, und noch lange scholl rings in Berg und Thal umher das entsetzliche Toben und Brausen, Donnern und Blitzen, aus dem Kandel und vom Himmel her.

Als der Knabe nach ohngefähr einer Stunde wieder zu sich selbst kam, und mit angstverstörtem Blicke sich umsah, fand er Alles in der Runde wieder ganz ruhig; die Morgensonne glitzerte durch die grünen Gebüsche, die verschüchterten Vögel kehrten zu ihren Nestern zurück und fingen wieder ruhig zu singen an. Was aber das Sonderbarste war: ein helles Bächlein rieselte durch das Gestein dahin, das doch an jener Stelle nie zuvor sichtbar gewesen war. Der Knabe wußte nicht, ob er wache oder träume und rieb sich die Augen, um deutlicher zu sehen. Er blickte jedoch nur schüchtern und verstohlen zur Seite hinüber, wo das schreckliche Untthier auf ihn zugefahren war; aber jetzt regte sich auch nicht ein Blättchen, nur ein fast betäubender Schwefelgeruch wehte herüber. Wie staunte jedoch der Knabe, als er endlich zum Felsen selbst hinaufblickte und dort aus der nackten verbrannten Wand eine Quelle hervorsprudeln sah, so stark, als wenn zwanzig bis dreißig Brunnenröhren zusammen ihr Wasser hervortrieben. Wie groß aber war erst seine Freude, als der Vogt des Dorfes Sienebach zufällig heraufkam, vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, ihm um den Hals fiel und sagte, daß jetzt der höchste Wunsch seines Dorfes erfüllt sey, indem es jetzt, was es bisher schwer entbehren hatte müssen, eine gesunde frische Quelle sowohl zum Trinken als zum Bewässern der Wiesen besaße. Zugleich aber machte ihn der Alte, nachdem ihm der Knabe sein schreckliches Abenteuer mit dem Jäger berichtet hatte, auf die entsetzliche Gefahr aufmerksam, in dem sein Lichtsinn sowohl ihn selbst als das ganze Thal hätte stürzen können. „Hättest du, als du dein Stiergespann mit der Geißel antreiben wolltest, den Felsen hier hinweg zu ziehen, nicht dabei gerufen: „In Gottes Namen denn! so wäre dieser Block, der nichts anderes ist, als das Eingangs

thor zu dem unterirdischen See dort unten im Kandel, herausgefahren, die wilde Fluth hervorgebrochen und du mit sammt den Einwohnern des ganzen Thales von ihr verschlungen worden. Doch der Herr sey gelobt! Er hat uns durch deinen eigenen Mund vor der tückischen List des Höllenjägers noch glücklich gerettet.

Der Knabe wurde nun vom Vogte in das Dorf geführt, wo seine Botschaft den lautesten Jubel erregte. Der gute alte Mann, der Mitleiden mit der armen Waise fühlte, nahm ihn an Sohnesstatt an und gab ihm später seine einzige Tochter, nebst einer schönen Aussteuer, zur Ehe.

(V. Heinrich Schreiber.

Suckenthal.

Wenn du, freundlicher Leser, vom flachen Lande her den Bergen zuwanderst, welche von der oft wildstürmenden Elz durchschlangelt werden, so siehst du bald, da, wo Fluß und Felsenwand der Straße allen Zugang zu verwehren scheinen, ein rasches Bächlein aus einer engen Schlucht hervorbrechen. Versäume nicht, an seinem Ufer hinaufzuwandeln; es bildet ein wunderliebliches Thälchen, jetzt das Suckenthal genannt, von dem ich dir hier eine nur Wenigen bekannte Sage mittheilen will.

Reicher Bergsegen hatte eine Menge von Knappen in's Thal von Reichenbach gezogen; überall, ober und unterhalb der Erde herrschte fröhliches Leben und geschäftiges Treiben und um das Kirchlein, welches weiter oben im Thale von einem grünen Hügel herabschaut, sah es aus wie ein lustiges gewerbsames Städtchen. Unweit davon erhob sich ein stattliches Schloß, die Engelsburg genannt, in welchem ein Edelfräulein, die Herrin dieser Landschaft, in Glanz und Herrlichkeit lebte. Sie sah es gerne, daß die Bergleute auch gute Tage hatten und diese gaben ihr Wohlleben auf eine solche üppige Weise kund, daß man bald anfing, die Gegend das Paradiesthal zu nennen.

Als aber das schwelgerische Leben und der es gewöhnlich begleitende Uebermuth auf's Höchste gestiegen war, da sollte all'

diese Herrlichkeit ein plötzliches und grausenvolles Ende nehmen? — Es war an einem schönen Maisonntage, der blaue Himmel, die lauen süßen Lüfte hatten Alles, Jung und Alt, in's Freie gelockt; von Nah' und Ferne waren Gäste herbeigeströmt zu Spiel und Tanz und die Berge ringsum hallten den Jubel hundertfältig zurück. Da traf es sich, daß der Priester das Allerheiligste zu einem sterbenden Kranken des Weges vorübertrug und sein Meßner ging ihm, nach altem Brauch mit einem Glöcklein lautend, voran. Als nun Letzterer die Leute wiederholt und dringend aufforderte, nur auf so lange, bis der Kranke die heilige Wegzehrung erhalten habe, Trinken und Tanzen einzustellen, ward er verhöhnt, ja das Edelfräulein ließ sich vom Fenster ihres Schloßes gottloserweise vernehmen: „Ihres Vaters Schweine trügen auch viel solcher Glöcklein am Halse," worauf der Priester traurig seinen Weg mit dem Meßner fortsetzte, indessen das Jubeln und Tollen immer ausgelassener wurde.

An eben demselben Tage lag ein alter Bauer oben im Thale krank darnieder; nur sein jüngster Sohn war bei ihm geblieben, um seiner zu warten. Auf einmal fällt es dem Alten ein, zu fragen, wie es mit dem Wetter stünde; er schickt deßhalb den Jungen hinaus, um nachzusehen, ob sich der Himmel nicht zu trüben beginne? Der Knabe kommt mit der Nachricht zurück, es sey noch immer das allerschönste Wetter, wie vorhin. Das beruhigte den Vater doch nicht ganz und in kurzer Zeit schickt er den Jungen wieder hinaus, um zu schauen, wie's mit dem Wetter stehe. Diesmal kam derselbe mit der Meldung zurück, von allen Seiten sey der Himmel noch ganz rein blau, nur allein über dem Gipfel des Kandels schwebe ein kleines trübes Wölkchen. Da hatte der Alte weder Ruh noch Rast mehr und befahl sogleich dem Sohn, in größter Eile ihn selbst und sodann die besten Sachen ihrer Habe auf die Höhe des Berges zu tragen. Da lud der fromme kräftige Jüngling seinen Vater auf den Rücken und trug ihn den nahen Berg hinauf, alsdann auch nach und nach das beste und unentbehrlichste Hausgeräthe; kaum aber war er mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, als mit erschrecklichem Krachen und entsetzlichen Wolkenbrüchen ein Gewitter sich entlud und in wenig Minuten das ganze schöne Thal

in eine grause Wasserwüste verwandelte. Schloß und Häuser waren alle verschwunden; sämmtliche Bergstollen und Werke versandet und verschlammt; nur die Kirche und ein einziges Haus, worin fromme und gottesfürchtige Leute wohnten, ragten noch über den Fluthen empor, in welchem bei dreihundert Knappen und fünfzig Bergwerkangestellte ihr Grab gefunden haben sollen. Nur wenige Menschenleben entgingen dem Verderben; es waren die Kinder, welche man, als die Wasser sich verlaufen hatten, in ihren zwischen den Wipfeln der Bäume hängen gebliebenen Wiegen fand. Da man nicht wußte, welchen Familien sie angehört, und also ihren Geschlechtsnamen nicht herausbringen konnte, nannte man sie Dolden, (so viel als Wipfel) zum fortwährenden Gedächtniß der wunderbaren Art, wie sie bei der Zerstörung von Suckenthal gerettet worden.

Julius Leichtlin.

Sage vom Suckenthal.

(Andere Lesen.)

In diesem Grunde befanden sich vor Zeiten viele reiche Silbergruben, worin bei fünfzehnhundert Bergleute arbeiteten; er war so voll Häuser, daß die Katzen von der Elz bis zum obersten Hof im Thal auf den Dachfirsten spazieren konnten, und auf der heutigen Schloßmatte stand ein stattliches Grafenschloß. Darin, wie auch in dem ganzen Orte, herrschte großer Reichthum, zugleich aber ungemeine Hoffart und Ueppigkeit. Die Gräfin hatte eine einzige, wunderschöne Tochter, um die sich viele reiche und vornehme Herren bewarben, allein dieselbe wollte nur Demjenigen ihre Hand reichen, welcher im Schloß einen gläsernen Weiher mit lebendigem Wasser anlegen würde, so daß sie von ihrem Bette aus die Fische darin umherschwimmen sehen könne. So schwer diese Bedingung auch zu erfüllen war, so ließ doch der Oberhauptmann der Bergleute, der in die junge Gräfin verliebt war, sich nicht davon abschrecken, sondern führte mit unsäglicher Mühe eine drei Stunden lange Wasserleitung (deren Ueberbleibsel noch jetzt der Mauerweg heißen) von der Platte bis zum Schloße, woselbst er den Weiher, das

Bett desselben aus gegossenem Glase, ganz nach des Fräuleins Verlangen, endlich glücklich zu Stande brachte.

Auf Dieses schenkte die geschmeichelte Gräfin ihm wirklich ihre Hand; die Hochzeit ward im Schloß und ganzen Ort auf's Lustigste gefeiert und endlich der Uebermuth dabei so groß, daß die Gäste das Weiche im Weißbrod herausschnitten und in den hohlen Krusten, als waren es Schuhe, herumtanzten. Während dessen ging der Pfarrer mit dem Hochwürdigsten am Schlosse vorüber zu einem Kranken in der Nachbarschaft und der voranwandelnde Meßner schellte dabei nach üblicher Weise. Da wollten zwar Einige mit dem Tanz einhalten und niederknieen, aber die Gräfin rief ihnen zu: „Was fragt ihr nach der Schelle! Jede meiner Kühe hat auch eine solche am Halse!" — und nun ging es auf's Neue fort mit Spielen, Lärmen und Tanzen.

Auf dem obersten Thalhof bei dem Kranken, der ein frommer christlicher alter Mann war, angekommen, versah ihn der Pfarrer mit den heiligen Sakramenten und entfernte sich darauf wieder in Begleitung des Meßners. Nicht lange darnach schickte der Alte seinen sechzehnjährigen Sohn, welcher allein bei ihm war, an das Fenster, um nachzusehen, ob am Himmel keine Wolke sey? Die Antwort lautete, es komme ein Wölkchen, doch nicht größer als ein Hut, über dem Schwarzenberg. Noch zweimal mußte der Sohn nach der Wolke schauen; das erste Mal hinterbrachte derselbe, sie sey bereits so groß wie eine Badwanne, und das zweite Mal, jetzt habe sie die Größe eines Scheuerthores. Da befahl ihm sein Vater, ihn geschwind auf den Luserberg zu tragen, so wie auch ihre besten Habseligkeiten hinauf zu flüchten, denn Gottes Gericht breche jetzt über das Thal herein.

Nachdem sie oben auf dem Berge angelangt waren, setzten sie sich nieder und sahen zu, wie das kohlschwarze Gewitter, welches sich inzwischen über dem Thale zusammengezogen hatte, nun mit schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen und einem ungeheuren Wolkenbruche sich entlud. Alle Gebäude im ganzen Thale, die Kirche und den obersten Hof, der dem Kranken gehörte, ausgenommen, wurden vom Wasser weggerissen, sämmtliche Bergwerke zerstört und von der ganzen Einwohnerschaft nur der alte Mann mit seinem Sohne, und ein kleines Kind am

Leben erhalten. Dieses Kind, ein Knäblein, schwamm in seiner Wiege mitten in der Fluth, und bei ihm befand sich eine Katze. So oft die Wiege auf eine Seite sich neigte, sprang die Katze auf die entgegengesetzte, und brachte sie so stets wieder in das Gleichgewicht. Auf diese Weise gelangte die Wiege glücklich bis unterhalb **Buchholz, bei Waldkirch, wo sie im Dold** (Wipfel) einer hohen Eiche hängen blieb. Als der Baum wieder zugänglich geworden, holte man die Wiege herunter und fand Kind und Katze lebend und unverletzt darin. Da Niemand wußte, wer des Knäbleins Eltern gewesen, so benannte man dasselbe nach dem Wipfel des Baumes: Dold, und dieser Name wird von seinen Abkömmlingen noch heute geführt.

Nachdem das Wasser aus dem Thale sich wieder verlaufen hatte, fanden die Leute der benachbarten Gegend eine Menge Leichen, die sie zum Theile noch erkannten; auch stifteten sie für die Umgekommenen viele Seelenmessen. — An der Kirche hatte das Wasser ein Zeichen seiner Höhe hinterlassen, das auf keinerlei Weise mehr weggebracht werden konnte. Der ganze Grund, welcher bisher Reichenthal geheißen, erhielt nun den Namen Sunkenthal, woraus in der Folge Suckenthal geworden.

Bernhard Baader.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit" Jahrg. 1838. S. 531 u. 535. — Auch Dr. Heinrich Schreiber hat die Sage vom Sunkenthal sehr anmuthig erzählt im Carlsruher Wochenblatt vom Jahr 1830 S. 93 u. f.)

Von dem Ursprung der Hertzogen von Zeringen.

Die sag ist, das die Hertzogen von Zeringen vor zeitten Köler seind gewesen, unnd haben jr wonung gehabt in dem gebirg, unnd den welden (Wäldern) hinter Zeringen dem schlos, da es dann itzund stehett, unnd haben alda Kollen gebrent. Nun hatt es sich begeben, das derselbig Koler an einem ordt in dem gebirg kollen hatt gebrant, unnd hatt mit demselbigen Grundt und Erden den Kolhauffen bedeckt, unnd den ungefert also do ausgebrant.

Da er nun die Kollen hinweg hatt gethan, hatt er an dem

Boden eyn schwere, geschmelzte Matery funden, unnd das also besichtigett, do ist es gut silber gewesen, also hatt er fürder immerdar an demselbigen Ordt kollen gebrant, unnd wieder mit derselbigen Erden unnd grundt bedeckt, unnd da aber silber funden, wie vor, darbey er hatt mercken können, das es des Bergs und des grundts schuldt sey, unnd hatt solches in geheim bey jm behalten, unnd von tag zu tag an demselbigen ordt kollen gebrandt, unnd ein grossen schatz silbers darmit zusammen bracht.

Nun hatt es sich in solcher Zeitt begeben das ein König vertriben wardt vom Reich, unnd flohe auf den Berg im Breisgaw genant der Keyserstull, mit weib unnd mit kindern, unnd allem sein Gesind, unnd leidt da gar viell armutt mit den seinen. Nun lies er darnach ausruffen, wer der were, der jm bütff wollt thun, darmit er wieder zum Reich möcht kommen, dem wolt er ein Tochter geben, unnd jn zu einem Hertzogen machen. Da nu das der vorgenant Koler vernam, do fügte es sich, das er mit etlicher Bürde Silbers zu dem Künig zog, unnd an jm begerett, das er sein Sonn (Sohn) wollt werden, unnd das er jm sein Dochter solt geben, unnd darzu das landt unnd die Gegene, do dan itzt Zeringen das schlos unnd die stadt Freyburg stebt, so wolt er jm ein solchen schatz von silber geben unnd überliessern, darmit er woll das Reich wieder gewinnen unnd überkommen kunnt. Do nun der Künig solches verstund, verwilliget er darein unnd thatt, wie er versprochen hatt, unnd gab dem Koler, den er zum Son annam, die Dochter zu der ehe, unnd die gegene des landts darzu, wie er das begeret hatt. Da hub der sun an, unnd lies das ertz schmeltzen, unnd überkam gros gut darmitt, unnd bauet Zeringen unnd das schlos, do macht jn der Römische Künig sein schweher zu einen Hertzogen zu Zeringen, unnd nant jn ein Hertzogen von Zeringen, darnach bawet er die stadt Freyburg im Breisgaw, unnd andere umliegende stett unnd schlösser mer, unnd da er nun also mechtig wardt, unnd an gutt, ehr unnd Gewalt freuntlich zunam, do hub er an unnd wardt zu einem grossen tyrannen, gebott seinem eigen koch, das er jm solt einen jungen knaben bratten unnd zurüsten, dan er wolt versuchen wie gut das menschen fleisch zu essen were. Welches jme der koch vollbracht nach des Herren bevelch unnd willen, unnd da der knab gebraten

war, unnd man jn zu tisch bracht dem Herren, unnd er jn sach vor jm stehen, so fiel ein solcher großer schreck unnd furcht in den Herren, das er darumb große rew unnd leidt umb die sünde die er volbracht hatt, überkam, unnd ließ für solche sünde zwey Clöster bawen mit namen das ein zu St. Ruprecht, unnd das ander zu St. Petter auf dem Schwartzwaldt, darmit das jm Gott der Herr die groß tyranney unnd sünd die er begangen hatt, verzeihen unnd vergeben solt, unnd Barmhertzigkeitt erzeigen, darmit er nicht pein leiden müst.

(Siehe den Anhang zu Jacob's von Königshoven „Elsässische Chronicke“: „Freyburgische Chronicke.“ S. 44 u. 45. Die hier erzählte Scene vor dem Auftischen des gebratenen Knaben ist der Romanze „Der versteinerte Herzog“ — Siehe S. 358 — eingestochten worden; unter diesem ist aber, laut andern Sagen, nicht jener Berthold I., welcher Zähringen gründete, sondern Berthold V. gemeint.

Zähringen's Ursprung.

Komm' in den kühlen Wald mit mir: im grünen Dämmerlichte
Entroll' ich deiner Wißbegier Zähringen's Urgeschichte;
Die hohen Tannen hier im Kreis, sie neigen sich mit Rauschen,
Die Sage, die nicht Jeder weiß, dem Sänger abzulauschen.

Einst schaffte hier mit heißem Fleiß ein Köhler an der Stelle,
Doch ward ihm auch dafür sein Fleiß zu einer Segensquelle;
Bald war der Meiler aufgebaut, mit Erde wohl bedecket,
Wie knisterte die Glut so laut im Innersten verstecket!

Als nun der Köhler wiederkam, die Kohlen abzuholen,
Und sorglich weg die Hülle nahm, was funkelt durch die Kohlen?
Er sieht, und traut den Augen kaum: geschmolzen und gediegen,
Viel Klumpen Goldes rings im Raum des Aschenhaufens liegen.

Und von demselben Orte holt er sich nun immer Erde,
Sobald das Holz sich hat verkohlt liegt unten Gold im Herde;
Er findet, daß der ganze Platz viel Adern noch enthalte,
Und sammelt bald sich einen Schatz in einer Felsenspalte. —

Krieg war im Land zu selber Zeit; mit Jammer und mit Klagen
Flog rings die Kunde weit und breit, der Kaiser sey geschlagen

Sein Reich verheert durch Mord und Brand, der letzte Schatz genommen,
Der Kaiser selbst im Mönchsgewand sey nur mit Noth entkommen. — .

— Wer klopft so spat in tiefer Nacht an unsers Köhlers Pforte?
Der Köhler aus dem Schlaf erwacht, da hört er drauß die Worte:
„Um Gotteswillen, aufgemacht! Sonst ist's um mich geschehen;
Schütz' deinen Kaiser heute Nacht, laß ihn nicht lange stehen!"

Und in die Hütte tritt herein in Mönchestracht ein Wandrer,
Der Köhler sieht beim Lampenschein: „Der ist es und kein Andrer."
Und vor den Kaiser stürzt er hin, im Innersten gerühret:
„Dank sey der Himmelskönigin, die Euch zu mir geführet!"

Ein Köhlerkleid nun legt er an dem Kaiser gleich am Morgen,
Doch keinerlei Verfolger nah'n, der Ort ist zu verborgen.
Bald mag der Köhler seinen Schatz ihm nimmermehr verschweigen,
Und führt ihn zum geheimen Platz, sein Glück ihm dort zu zeigen

„Indeß, o Herr! Ihr auf der Flucht Euch habt herumgeschlagen,
So haben eine seltne Frucht die Kohlen mir getragen."
Mit diesen Worten hebt er ab die Moos- und Erdenhülle,
Und schüttet aus dem Felsengrab des Goldes reiche Fülle:

„Da, nehmt, mein Fürst! was ich bisher gesammelt hab' an Golde,
Und werbt damit ein neues Heer, hier ist genug zum Solde!
Gequollen ist mir dieses Glück aus meinem Kohlenfeuer;
Führ' es Euch bald zum Thron zurück; nehmt, es ist Alles Euer!"

Der Kaiser ruft: „O helfe Gott mir bald zu deinem Lohne!
Nie dacht' ich, daß in diesem Wald noch solche Treue wohne.
Sobald ich aus des Feindes Macht mein Reich gerettet habe,
Sey dir zuerst mein Dank gebracht für eine solche Gabe!" —

Und Segen wohnt in diesem Gold; bald, in gerechtem Kriege
Wird neu das Glück dem Kaiser hold und führet ihn zum Siege.
Kaum hat er wieder seinen Thron auf Lorbeern aufgeschlagen,
Sorgt er vor Allem, seinen Lohn dem Köhler abzutragen.

Aus seiner Wälder stillem Schoos läßt er den Jüngling holen,
Und spricht: „Sieh, dieser Segen floß allein aus deinen Kohlen!
Empfange meiner Tochter Hand zu deiner Treue Ruhme,
Dazu des Breisgau's reiches Land zu deinem Herzogthume!

„Jähringen hab ich es benannt nach deinem Heimathöthale,
Wo einst dein Meiler hat gebrannt mit solchem goldnen Strahle;
Zu deinem Stammschloß nah daran sollst du den Grundstein legen,
Und möge dein Geschlecht fortan erblühn im ewigen Segen!"

A. Schütz.

Ein Todtenbaum.''

(1122.)

Wo aus schwarzen Tannenwäldern himmelhohe Klippen ragen,
Donnernd des Gebirgs Gewässer an die Felsenrippen schlagen,
Kommt ein Männerzug geschritten auf des Pfades schmalem Saum,
Feierlich in ihrer Mitten tragend einen Todtenbaum.

Und der Zug, aus finsterm Walde immer weiter aufwerts geht er,
Bis von mondbeglänzter Halde ragt das Kloster zu Sanct Peter;
Vor dem hohen Thore stellen sie die schwere Burde ab:
„Mönche, kommt aus euren Zellen! Euer Fürst begehrt ein Grab!"

Aus dem besten Schlafe ringen sich die Brüder nur verdrossen;
Ahnungelos, was Jene bringen, wird die Pforte nun erschlossen,

Und im hellen Mondlicht schauen sie, fast dünkt es ihnen Traum,
In der Männer Kreis den rauhen Stamm von einem hohlen Baum.

„Sagt, was führt euch her? Was bringt ihr da für einen Baum getragen?“ —
„‚Dieser Stamm birgt einen andern, der auch nimmer aus wird schlagen!
Hier in eurer Todten Mitte stellt ihn jetzt in fromme Hut —
Herzog Berthold ist's der Dritte, der in diesem Baumsarg ruht!

„‚Ueberm Rhein, bei Molsheim ist er gestern in der Schlacht gefallen,[2])
Durch die bischöflichen Knechte, und es war sein letztes Lallen:
Schafft, o Freunde, meine Leiche in Sanct Peters Gotteshaus,
Daß ich dort im Friedensreiche ruh' bei meinem Vater aus.

„‚So empfangt die euch vertraute, des geliebten Fürsten Hülle,
Der die „freie Burg“[1]) erbaute und begabt' mit Segensfülle;
Laßt uns nun vereint ihn senken in den gottgeweihten Raum,
Aber gebt zum Angedenken uns zurück den Todtenbaum!‘“

A. Schlzr.

[1]) Im Jahre 1121 war es in der Nähe von Straßburg zu unruhigen Auftritten gekommen. In dem Gebiete des Grafen Hugo von Dagsburg hatten sich die Einwohner gegen diesen aufgelehnt. Da er sich allein nicht mächtig genug fühlte, sie wieder zum Gehorsam zurückzuführen, rief er den Herzog Berthold III. von Zähringen zu Hülfe, denselben Fürsten, der die Stadt Freiburg gegründet hat. Berthold zog nach Molsheim und wollte sich daselbst mit seinen Leuten einquartieren; als aber die Bürger dies zu verhindern suchten, kam es zu einem Kampfe, in welchem der Herzog das Leben einbüßte. Nach einigen Berichten soll Bischof Cuno von Straßburg zu diesem Ereignisse mitgewirkt haben.

(Siehe Strobel's „Geschichte des Elsaßes.“ 1. Bd. S. 353.)

[2]) Specklin spricht von einer förmlichen Schlacht, welche zwischen den fürstlichen und bischöflichen Truppen soll geliefert worden seyn: „Do wurde“ — fährt er fort — „hertzog Bertolff von Zeringen und graf Hugo und wol 1000 man erschlagen. Den hertzogen fuerte man in einem ausgeholten baum, und an beden enden zugespund und verbicht, zur Begrebnusz nach St. Peter uff dem Schwartzwalde.“

[3]) Freiburg im Jahr 1120.

(Siehe H. Schreiber's „Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. B.“ Th. 1. S. 3 ff.)

Ausgang des Hauses Zähringen.

Herzog Berthold V., wegen seines Geizes und seiner Grausamkeit „der Mann mit dem steinernen Herzen" genannt, war überall gefürchtet und gehaßt, am meisten aber von den Burgundischen Großen, die er mehrmals besiegt hatte, und streng unter seiner Botmäßigkeit hielt. Aus Rache verleiteten sie nun seine Gemahlin, eine geborene Burgunderin, die aus der früheren Ehe des Herzogs stammenden zwei Prinzen zu vergiften. Das Verbrechen wurde ausgeführt, aber entdeckt, und Berthold ließ die ruchlose Stiefmutter enthaupten. In seinem unversöhnlichen Zorne beging er von nun an eine Reihe blutiger Gewaltthaten und verließ endlich das unselige Burgund, diese Mördergrube seines Stammes, und bezog die Burg zu Freiburg, wo er in so düsterer Verschlossenheit lebte, daß kaum die heiterste Gesellschaft die Wolken seines Unmuths zu verscheuchen vermochte. Ja, immer härter, immer tyrannischer wurde sein Herz. Man floh ihn, wie einen Verbündeten des Teufels. Wittwen und Waisen hatte sein unersättlicher Geiz um Hab' und Gut gebracht; seine Grausamkeit ließ seine gefangenen Feinde unmenschlich martern und verstümmeln und zuletzt kam es so weit, daß er seine eigenen Diener schlachtete, um ihr Fleisch zu verzehren. Und als ihn der Tod endlich auf das Sterbelager geworfen, befahl er noch einem Vertrauten, all' seine Schätze an Gold und Silber in Einen Klumpen zu zerschmelzen, damit sich die lachenden Erben darüber blutig schlugen. Aber so vielen Lastern und Verbrechen folgte auch eine schreckliche Strafe. Der Herzog wurde in einen Berg am Meere verbannt, wo er noch heutigen Tages seine Sünden abbüßt.

(Siehe J. Bader's: „Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen ꝛc." Freiburg, 1838, Herder.)

Der versteinerte Herzog.

(Nach obiger Sage.)

Es wüthet der Herzog; er rauft sich das Haar,
Zerfleischt sich die Lippen mit Bissen;
Da liegen die Söhne, das blühende Paar,
Das ihm noch die erste Gemahlin gebar,
Durch Gift aus dem Leben gerissen.

Wer hat sie gemordet? — Sein zweites Gemahl;
Gern lieh den Burgundischen Großen,
Die Bertbold gezüchtigt mit siegendem Stahl,
Stiefmütterlich sie sich zum rächenden Strahl,
Zu knicken die fürstlichen Rosen.

Zwar fehlt's an Beweis; doch der Rasende glaubt
Allein dem Burgundischen Hasse;
Sein Stamm ist entlaubt und der Sprossen beraubt, —
Drum fällt auf dem Blocke der Herzogin Haubt,
Mag's Volk sich empören in Masse!

Wohl flieht ihn die Rub' von derselbigen Stund,
Doch nähret sein Herz nur noch Tücke
Statt Reuegefühl in dem innersten Grund;
So zieht er, verfluchend das falsche Burgund,
Auf Zähringens Burg sich zurücke.

Dort lockt ihn zuweilen das schmetternde Horn,
Im lustigen Forste zu jagen;
Kein Schweiß doch erstickt ihm den glühenden Zorn,
Und heller noch schürt ihn der goldene Born
Bei zechender Gäste Gelagen.

Die Adern der Stirne von grimmigem Drang
Stets bleiben sie drohend geschwollen;
Sie glättet kein Scherzen, kein Spiel und Gesang,
Im Kreis seiner Augen wird Jedem es bang
Vor ihrem entsetzlichen Rollen.

Bald fliehen die letzten der Gäste sein Haus;
Doch aus der unheimlichen Stille

Dehnt weit in die Runde sein Wüthen sich aus,
Es füllet das Breisgau mit Jammer und Graus
Des Herrschers tyrannischer Wille.

Von gierigem Geize nun wird er verzehrt
Nach edlen Gesteinen und Erzen;
Bald hat er von Allem, was irgend von Werth,
Die Hauser und Hütten des Landes geleert,
„Der Mann mit dem steinernen Herzen."

Wer etwas ihm weigert, der muß mit dem Tod,
Wer murrt, mit dem Kerker es büßen;
Mag schreien zum Himmel die wachsende Noth
Des hungernden Volkes, — der finstre Despot
Tritt alle Gesetze mit Füßen.

Auch fehlt's an den tollsten Gelüsten ihm nicht:
„Koch, schlachte mir heut einen Knaben,
Und sey' ihn gebraten mir vor als Gericht!
Auf menschliches Fleisch war ich längst schon erpicht,
Und will mich nun einmal dran laben!" —

Schon sitzt er bei Tafel; da plötzlich erfaßt
Ihn Ekel und Todesentsetzen;
Um stößt er die Tische, mit rasender Hast
Durchrennt er die Hallen im öden Palast,
Wo höllische Geister ihn hetzen.

Bald sinkt er gebrochen auf's Lager dahin,
Ihm naht sich die tödtliche Hippe,
Doch wendet er nimmer zur Reue den Sinn,
Er träumt noch und stammelt von neuem Gewinn,
Bis endlich erstarret die Lippe.

Die Flüche des Volkes nur donnern ihm nach
In's Grab, und es jubelt die Runde;
Doch schrecklich zu büßen für was er verbrach,
Bannt Gott ihn hinab in ein Felsengemach
In des Bergs tiefinnerstem Grunde.

Dort sitzt der Tyrann bis zum jüngsten Gericht,
Mit versteinerter, irdischer Hülle;
Des Inneren Gier nur versieget ihm nicht,
Denn ringsum im Gewölbe mit blendendem Licht
Strahlt Gelds und Juwelen die Fülle.

Alljährlich nur Einmal der Herzog erwacht
Aus seinem granitenen Schlafe;
Da lockt ihn der Schätze unendliche Pracht,
Da vergißt er des Bannes erstarrende Macht
Und seiner entsetzlichen Strafe.

Doch wie er sich wühlet in's Edelgestein
Und schwelgt in den goldenen Erzen,
Fühlt neu sich versteinern er Mark und Gebein,
Und „Fluch" noch donnert's in's Ohr ihm hinein,
„Den Fürsten mit steinernen Herzen!"

A. Schulz.

Friedrich von Baden.[1]

Wo Zähringens Burg zum Himmel strebt,
Vom Ruhm der Ahnen hehr umschwebt,
Da weilt so gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt so thränenschwer,
Ihm neigen sich Sterne ringsumher.

Und über dem Stern ein Heldenbild!
Des Jünglings Arm hält einen Schild;
Des Schildes Feld
Ist weiß erhellt,
Drin steht geschrieben, wie Blut so roth:
„Die Treue halt' ich bis in den Tod!"

Das ist des edlen Friedrichs Bild,
Das ist der Freundestreue Schild,
Den Ruhm der Schlacht
Und Ehre bewacht,
Seit in der Jugend Morgenroth
Den Bund er schloß auf Noth und Tod.

O! als er auszog in das Feld,
Das Herz von Hoffnung kühn geschwellt,
Wie manches Ach
Folgt ihm jetzt nach!
Wie manche Wolke trat herein
Um lichter Augen Sonnenschein!

Des Hofes Blumen traurig stehn;
Die Mutter will vor Gram vergehn,
Der Ahnung Schmerz
Zerreißt ihr Herz;
Doch festen Sinns für Konradin
Sehn Alle Friedrichs Seele glühn.

Der kecke Wurf, er ist gewagt.
Der Muth des Rechts, der Ehre Macht
Reißt stürmend fort
Von Ort zu Ort
Des Banners freudekühnen Lauf;
Der kleine Hauf schwillt wachsend auf.

Das schöne Land, schon liegt es da;
„Willkomm!" schallts durch Italia;
Mit Huldigung
Naht Alt und Jung;
Dem Heerzug öffnen feierlich
Der alten Roma Pforten sich.

Bei Saitenspiel und Paukenklang
Welch herrlicher Triumphempfang!
Die Tücher wehn
Von Höhn zu Höhn,
Und frische Blumenketten ziehn
Von Haus zu Haus sich duftend hin.

Balken und Dächer angefüllt,
Und ob dem Tyndaridenbild,
Wo Held und Held
Zum Freund gesellt,

Wie weilt voll sußer Rührung nicht
Der zarten Frauen Huldgesicht!

Jetzt bricht sie los, die kühne Schlacht!
Der Sieg, treu auf das Recht bedacht,
Hilft teutschem Arm;
Der Soldner Schwarm
Kehrt vor der Helden Schwert und Blick
Geschlagen sich zur Flucht zurück.

Weh! wie sich wendet eine Hand,
So dreht sich auch des Glückes Stand.
Trau, Teutscher, nicht,
Wo Walschmann sicht!
Gespannt hat schon sein Netz Verrath,
Zur Rettung ist es schon zu spat. —

In armer Tracht, am Meeresstrand,
Wer irret dort? — Beut goldnes Pfand
Um schnelle Fahrt!
Denn nimmer spart
Verrath jetzt neue Mordgefahr;
O fleuch, du treues Bruderpaar!

Fort müssen sie gefangen ziehn,
Und Alles hin, und Alles hin!
Erloschen fern
Der letzte Stern!
Dem Glücke folgt der wälsche Sinn;
Nur Einen Freund hat Conradin!

Das ist des treuen Friedrichs Haupt,
Und ob es auch die Mordart raubt:
Er stirbt vereint
Mit seinem Freund,
Ein Martyrer des edeln Ruhms,
Des Rechts, der Treu, des Heldenthums.

O solches Mordes ewger Schmach
Verhülle sich der Ehre Tag!

Mit blutgem Stift
Sey ihre Schrift
Geschrieben in der Zeiten Buch,
Und hänge sich an sie der Fluch!

Dich aber, Badens junger Held!
Verherrlicht noch das Sternenfeld.
Mit Conradin
Wird ewig blühn
Dein Name durch die fernste Zeit,
Und Herzen mahnen weit und breit.

Wo Zähring's Burg gen Himmel strebt,
Vom Ruhm der Ahnen her umschwebt,
Da weilt so gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt so thränenschwer,
Ihm neigen sich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild,
Des Jünglings Arm hält einen Schild,
Des Schildes Feld
Ist weiß erhellt,
Drin steht geschrieben blutigroth:
„Die Treue halt ich bis in den Tod!"

Conz.

[1]) Bekanntlich zog Friedrich von Baden, oder wie er auch in Bezug auf seine Mutter genannt wurde, Friedrich von Oesterreich, mit dem unglücklichen Conradin, um diesem, seinem Freunde, das widerrechtlich entrissene Erbe zu erobern, nach Italien. Anfangs schienen sie glückliche Fortschritte zu machen, rückten auch 1268 mit dem Heere in Rom ein, erlitten aber nachher, überlistet, in den Flächen von Tagliacozzo eine traurige Niederlage, in Folge deren sie auf der Flucht, wiewohl verkleidet, gefangen wurden. Ihr gefühlloser Gegner, Karl von Anjou, ließ nun, mit Bewilligung des Papstes, am 25. October 1269 auf dem Marktplatze zu Neapel die beiden Jünglinge, und mit ihnen noch mehrere Edle aus Italien und Teutschland enthaupten. Mit Conradin ging das Schwäbische Kaiserhaus zu Grabe.

Freiburg.

Freiburg wurde von Herzog Berthold III. erbaut. Ursprünglich war die ganze dortige Gegend an der Dreisam ein Wald; am westlichen Abhang des Roßkopfs lag der alte Ort Herdern und jenseits am Bromberg das Dorf Wöhre. Aber zur Zeit Herzog Bertholds des Bärtigen erhob sich inmitten jenes weitgedehnten, wildreichen Waldes ein fürstliches Jagdschloß, auf dessen Stelle noch jetzt das älteste Haus Freiburgs gezeigt wird. In deren Nachbarschaft, in den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und es fügte sich, daß die Mehrzahl der Bergknappen ihre Hütten bei dem neuen Jagdschloß errichteten, wo auch bereits einige Fischer sich niedergelassen hatten, so daß im Verlaufe noch desselben Jahrhunderts ein Dorf daraus sich bildete. Herzog Berthold II. ließ demselben eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus erbauen, die den Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr 1115, entschloß sich Herzog Berthold III., dieses Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinwesen, treu nach dem Muster des Kölnischen. Bald kam auch dieser Entschluß zur Ausführung und von nun an erscheint allmählig die Stadt Freiburg in den Urkunden.

[illegible]

Das Münster zu Freiburg.[1]

Wo sich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da ist ein Bau zu schauen,
In dem der Vorwelt Größe lebt,
Ein Schmuck den teutschen Gauen.

Sein Haupt so stolz, so wunderkühn,
Zum Lichte hoch gehoben,
Wie prangt es in der Sonne Glühn,
Wie prangt es sternumwoben!

Wie schlingt sich freudig das Gestein,
Umarmen sich die Glieder! —
So strahlet herrlich, hell und rein,
Das teutsche Leben wieder.

Und strebt herauf durch Drang und Zeit,
Muß himmelan sich ringen,
Und schafft ein Werk der Ewigkeit,
Und läßt sich nicht bezwingen.

Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben,
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

Das ist der teutsche Geist! So fliegt
Er über Nacht und Schatten;
So hat er, was ihn hemmt, besiegt,
Und wirket ohn' Ermatten.

So lebt er ewig neu und jung
In dem, was er geboren,
Und weiß von keiner Aenderung,
Und bleibet unverloren.

Heinrich Schreiber

*) Der Baumeister des Freiburger Münsters ist bisher unbekannt geblieben; allein er mag in seinem großen Schüler, in Meister Erwin von Steinbach, verehrt werden, denn dieser arbeitete als Jüngling in der Steinmetzenhütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht und entwickelte dabei in seiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg so bewunderungswürdig ausgeführt hat.

(Lutz Jesus Baber's Kleinere Vorzugsschriften S. 421.)

Der Anfang der Erbauung dieses herrlichen Denkmals läßt sich mit ziemlicher Gewißheit in die Tage Herzog Conrad's von Zähringen (1122 — 1152) setzen, der auch gewiß sehr viel zur Beförderung dieses Unternehmens beitrug, da es vorzugsweise seinem Namen zugeschrieben wird. Wie weit aber in den Jahren seiner Regierung dieser Bau gediehen, ist jetzt nicht mehr zu bestimmen. Zwar will die Sage das Münster unter seiner Regierung angefangen und vollendet wissen, erzählt auch noch Manches von den ungeheuern Gerüsten, die weit über die Stadt

hinausgetragen hatten, um die Massen allmählich hinaufzuwälzen; auch zeigt man noch die Rappen, die älteste Münze der Stadt, von denen der Arbeiter täglich einen erhielt; nicht minder die sogenannten Rebel, schmale, gewirkte Bänder oder Schnüre, damals vielleicht ein nicht unwichtiger Handelsartikel, der zugleich als Geschenk und eine Art von Belohnung diente, von mannigfaltigem, sogar auch mystischem Gebrauche*).

Noch während der Regierung des Herzogs Conrad (im Jahre 1146) hatte Freiburg die Freude, den heiligen Vater Bernhard, der auf seinem Zuge, das Kreuz zu predigen, begriffen war, in ihren Mauern zu sehen. Er besuchte das Münster, predigte, wirkte mehrere Wunder und veranlaßte dadurch sehr viele der hartnäckigsten Einwohner, das Kreuz zu nehmen und in's gelobte Land zu ziehen.

(Siehe im Freiburger Wochenblatt auf das Jahr 1820 S. 21 u. ff. [illegible] des heiligen Bernhard Reise [illegible] Breisgau im Winter 1146.)

Graf Conrad I., unter dessen Regierung der Münsterbau vollendet wurde, hat auch in demselben seine Ruhestätte gefunden, die man jedoch vergebens [illegible] sucht.

(Vgl. Dr. Heinrich Schreiber's „Beiträge zur Beschreibung des Freiburger Münsters". Freiburg, 1820. [illegible])

[illegible] von Dr. Heinrich Schreiber.

I. Die Herzoge von Zähringen betreffend.

1.

Der Herzog von Zähringen und der Herr von Kyburg.

Es stand einst ein altes Schloß Kyburg im Breisgau, — jetzt nennt man es noch Kybfelsen, auf dem Bromberge links ab dem schönen Dreisamthale, dem nachmaligen Schlosse von Freiburg gerade gegenüber. Da kam der Herzog von Zähringen mit seiner kleinen Veste auf Besuch zu dem Herrn, der sein Schwager war, und weil ihm der lustige Vorhügel rechts im Dreisamthale, — den man jetzt den Schloßberg ob Freiburg

*) [illegible]

nennt, — gar wohl gefiel, so bat er seinen Schwager um Erlaubniß, daselbst nur ein Jagdhaus zu bauen. Und als er diese Erlaubniß erhielt, da rief des Herren Frau, die dazu kam, voll Schrecken aus: „Wohl sagt mein Bruder, daß er ein Jagdhaus bauen will; denn er wird jagen, und durch dieses Haus Euch und die Eurigen aus diesen Landen treiben und Eurer Ehren berauben!" Was auch kurz darauf erfolgt ist.

(Albertus Argentinensis apud Leibnitium, scriptores Rerum german. Tom. II. Pag. 99.)

2.

Das goldene Kegelspiel auf dem Schloßberge.

Du fragst, warum die Knaben auf dem Schloßberge so eifrig suchen und jeden Stein des alten Gemäuers umwenden? Hast du denn nichts gehört von dem goldenen Kegelspiele, womit in alten Tagen die Herzoge gespielt haben und das der Letzte von ihnen unter Zaubersprüchen in den Berg verborgen hat? Jetzt fragst du nicht mehr und siehst dich wohl selbst in den Bergspalten um; denn das Kegelspiel ist gar köstlich und etwas mehr werth als das goldene Männchen im Kappelerthale, nach dem sie neuerdings mit schweren Kosten in die Felsen graben.

([illegible])

3.

Die Burgfrau.

Wie reich aber die Herren ob Freiburg gewesen sind, das kannst du, wenn du ein Frohnfastenkind bist, sehen in der heiligen Nacht; aber nur eine Stunde lang, und dabei reich werden. Geh' nur zu dieser Zeit still die Burghalde hinauf, da sitzt oben eine Frau, weiß gekleidet, mit einem großen Schlüsselbunde, in einem Feuerkreise, und spielt mit feurigen Steinchen. Tritt unerschrocken hinzu, thue aber als merktest du nichts. Nimmt dich nun die Frau gewahr, so wirft sie auch mit Steinchen nach dir; dann nimm schnell den Hut herunter und fange die Steinchen sittsam auf. Bist du aber ungeschickt, so wird die Frau böse und kehrt dir den Rücken zu; läßt du aber gar einen Laut hören,

so verschwindet sie ganz und gar und du sitzest mitten in Dornhecken.

2.

Der unterirdische Gang in das Münster.

Die alten Herzoge liebten Sicherheit und Bequemlichkeit. Darum liessen sie sich von ihrem Schloße herab einen Gang unter der Erde machen in das Münster und stiegen dann, ungesehen von dem Feinde, oder wenn es kalt war an hohen Festtagen, aus dem Hahnenthurme herauf und setzten sich in ihren Chorstuhl. Rechts vom Gange liegt auch das Gewölbe, wo die uralten Münsterschätze und Münsterbriefe aufbewahrt werden, ein unermeßlicher Reichthum. Da steht es geschrieben, daß Meister Erwin das Münster gebaut hat, und liegen noch seine Zeichnungen da. Der Gang ist aber vom Berge herunter verschüttet; im Münster findet man ihn bei dem Steine mit a b c. Ich weiß von einem Herrn am Münster, der lange Zeit nach diesem Steine gesucht und beinahe den Hahnenthurm baufällig gemacht hat. Da hat man es ihm aber verboten, was er seinen Obern nie verzeihen konnte. Denn noch auf dem Todbette hat er versichert, er wäre gerade daran gewesen, den rechten Stein mit dem a b c zu finden.

II. Die Stadt Freiburg betreffend.

1.

Der Brunnen mit dem Männlein.

Wie Jedermann weiß und sehen kann, ist es das alte Wahrzeichen von Freiburg:

Ein Münster ohne Dach,
Ueberall Brunnen und Bach.*)

Was aber nur ältere Leute wissen, die immer mehr aussterben, ist, daß es mit dem Brunnenmännlein eine eigene Bewandt-

*) [illegible]

niß hat. Es kommens Alle finden, die durch die Straße gehen, Einheimische und Fremde, doch das ist vergeblich; denn am Tage ist das steinerne Männlein ganz unscheinbar und sieht einem andern so gleich, wie ein Ei dem Andern. Aber gehe in der heiligen Nacht, genau um zwölf Uhr hin, sage Niemanden etwas davon und halte den Athem an dich, vergiß aber nicht, einen ordentlichen Krug mitzunehmen; denn dann fließt aus dem Brunnen statt Wasser Wein, und wenn das Jahr gut wird, ein köstlicher Vierunddreißiger, und das Männlein hält eine blühende Traube in der Hand. Gib aber Acht, daß nicht Zwei zusammen kommen, denn sonst streiten sie schon in Gedanken um den Vorzug und in diesem Falle bekommt Keiner etwas.

2.

Das Männlein am Geisbrunnen.

Der Geisbrunnen auf dem Schloßberge ob Freiburg hat weit und breit das köstlichste Wasser: es trinken gar Viele davon, schon von vier Uhr am Morgen und wissen doch seinen Namen nicht. Da wird viel gelacht und gepflaudert, so daß man am Ende noch weniger weiß als am Anfang. Wer aber am Geisbrunnen etwas Rechtes erfahren will, der lasse sich die Mühe nicht reuen und gehe in der Neujahrs Winternacht hin, so wird er ein Männlein dabei finden, das nicht viel Worte macht und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, so hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern und nicht freundlich zu; wird aber das Jahr schlecht, so macht es ein saures Gesicht und seine Hände sind leer. So kannst du immer erfahren, wie es mit dem neuen Jahre stehen wird, und das sicherer als aus dem hundertjährigen Kalender.

3.

Drei Kirchlein unter Einem Dach.

Jetzt ist es auf dem Lorettoberglein bei Freiburg still und ruhig; nur durstige Bruder erheben ihre Stimmen bisweilen

nach einem Glase Bier, vom Platze unter den Linden oder aus dem Bruderhäuschen. Wenn du aber Schüsse hörst, unter und neben dir, so erschrick nicht, sie sprengen nur die Felsen in den Steingruben, so daß das arme Berglein bald da liegen wird, wie ein ausgenommener Karpfen oder Hecht, von dem nur noch Gräthe übrig sind. Im Schreckenkriege aber war es anders; da wurde im Ernst geschossen und gehauen, gestritten und gestürmt, daß sogar Denen in Freiburg Sehen und Hören verging. Das Blut aber floß wie ein Bach das Berglein herunter. Da mocht' es auch oben dem kaiserlichen General bange geworden seyn, als die Franzosen und Schweden gar so wüthend waren; denn er gelobte im Stillen, der Mutter Gottes drei Kirchlein unter Einem Dach bauen zu lassen, wenn sie die Feinde zurücktriebe. Und siehe da! er ward erhört. Denn andächtige Bürgerinnen von Freiburg sahen die Jungfrau Maria hoch über dem Pulverdampfe schweben und die Kugeln in ihren Mantel auffangen. Die Feinde aber wichen voll Entsetzen zurück und der General ließ später das Kirchlein so bauen, wie er es gelobt hatte.

Konrad's von Würzburg Tod.*)

(1287.)

In die stille Klosterzelle
Blinkt der Abendsonne Licht
Auf die schlichte Lagerstelle,
Auf ein leichenblich Gesicht;
In dem Bruder Dominikaner,
Der schon Jahre lang vier wehrt,
Trat der strenge letzte Mahner,
Welcher keines Alters schont.

Um den Sterbenden kniet leise
Seiner Bruder Ordenszahl,
Aber aus dem braunen Kreise
Glänzt auch mancher Ritterstahl:
Freiburgs edler Herren viele,
Wackre Bürger noch dabei,
Meister in dem Saitenspiele,
Schlichen auch sich an die Reih'.

Alle kamen sie, zu lauschen
Konrads letztem Athemzug;
Konrads, der so hoch einst rauschen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburgs ruhmbekränztem Sohne
Bringen sie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchsten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor;
Und er winket, aufzuschließen
Seiner Zelle Fensterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Drauß' im Blau, im wolkenlosen,
Sieht man hehr vom Dome blühn
Seiner Pyramide Rosen
In der Purpurstrahlen Glühn;
Und die ehrnen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den heiligen Abendsegen
Betet über Berg und Thal.

Durstig hangen Konrads Augen
Am verklärten Münsterbild;
Klänge scheint sein Ohr zu saugen
Aus der Engel Lustgefild;
Seine letzten Kräfte sammeln
Nochmal sich zu neuem Schwung,
Leisen Munds, doch ohne Stammeln
Spricht er mit Begeisterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seid voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Trost versüßt!

Euerer Gebete Schwingen
Lassen aus dem Erdenband
Leichter meinen Geist sich ringen
Zu dem ewigen Vaterland.

„Von hieniden scheid' ich gerne;
Diese kampfestrübe Zeit
Hüllt des Sängers schönste Sterne
Tiefer stets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erschlaffen
Sie der blinden Leidenschaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürstenstand und Ritterschaft.

„Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erschrocken
Vor der Lüste wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch schallen,
Wüster Spaß und Becherklang,
Wo sonst in den Ritterhallen
Tönte keuscher Minnesang.

„Wo nur noch die Faust sich Recht schafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtschaft
Er noch sieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für seine Kunst,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunst.

„Darum hatt' ich hier ins Kloster
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo sturmdurchtoß'ter
Seelenhimmel sich erhellt;
All mein irdisch Minnen streifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Busen reifte
Heiß mein höchstes Lied empor

„Und ich schuf die goldne Schmiede,
Drin mein Herz mit vollster Glut
Zu Maria's Ruhmesliede
Hat verschmolzen all sein Gut;
Was nur Köstliches mein Seelen-
Schacht umschloß an Erz und Stein,
Gold und Silber und Juwelen
Schmiedet' ich ins Lied hinein.

„Nehmt die Pergamentesrollen
Dort hervor aus jenem Schrank!
So nur, Brüder, Freunde! sollen
Kann ich euch noch meinen Dank
Für die Liebe, die dem greisen
Mönche stets bewahrt ihr habt;
Wenn an dieses Liedes Weisen
Ihr nach meinem Tod euch labt.

„Was so kühn ich jetzt gesprochen,
Nehmt es hin als Schwanenlied;
Mein Geräth ist morsch gebrochen,
Selbst zusammen bricht der Schmied.
Vor den andern Sängern neide
Ich nur einen Einz'gen, dich,
Walter von der Vogelweide,
Du warst glücklicher als ich!

„Denn dein Grab ist Würzburgs Erde,
Meiner theuern Vaterstadt,
Und auf seinem Futterlerde
Ißt sich manches Vöglein satt.
Sey es! Auch in fremdem Grunde
Schläft der Sänger sanft und kühl,
Lebt er fort im Freundesmunde
Und in seines Volks Gefühl!

„Aber euch, ihr jüngern Meister
In dem edlen Sangesspiel,
Mögen reine, gute Geister
Leiten an das hehrste Ziel!
Strebt zum Lenz des hehern Lebens

Aus dem Wintersturm der Zeit;
Baut auf Gott! und nicht vergebens
Ringt ihr nach Unsterblichkeit!" —

Konrads Worte still verklingen
Mit der Glocken letztem Zug,
Mit des letzten Strahles Schwingen
Nimmt sein Geist den Himmelsflug.
Auf den Schatz der goldnen Schmiede
Drücken Alle heiß den Mund:
„Friede seiner Asche, Friede!"
Tönts aus jedem Herzensgrund.

W. Schulz.

*) Nach Angabe einiger Literateren soll Konrad von Würzburg 1287 in Freiburg i. B. gestorben seyn. Auch führt ein Verzeichniß der Mönche des vormaligen ehemaligen Dominikanerklosters aus jener Zeit den Namen eines Bruders Konrad aus Würzburg auf.

Berthold Schwarz.*)

Wer kennt die schöne Freiburg nicht
Mit ihrem hehren Dome,
Der mit ernstheiterem Gesicht
Steht in der Zeiten Strome?
An glaubigre Vergangenheit
Für uns die treue Mahnung.
Doch vorwärts blickend in die Zeit,
Voll sorgentrüber Ahnung.

Bei seiner Glocken vollem Ton
Umweben mich alte Sagen;
Vergönnts dem Sänger, euch davon
Heut eine vorzutragen!
Ich will zurück euch führen weit
Ins Franziskanerkloster,
In stiller Zellen Einsamkeit
Und Mauern, grundmoosster.

In dem Laboratorium
Voll Tiegel und Phiolen,

Umstellt mit Büchern ringsherum,
Schürend des Heerdes Kohlen,
Sitzt Bruder Bertholb, eingewiegt
In grübelnde Gedanken,
Doch jeder Blick des Geistes fliegt
An allzuhohe Schranken.

Er forschet wohl mit heißem Fleiß
Nach der Natur Bekanntschaft,
Er sucht in aller Wesen Kreis
Geheime Wahlverwandtschaft;
Der Elemente herben Kampf
Zur Harmonie zu gleisen
Und, unter Qualm und Ofendampf,
Umsonst den Stein der Weisen.

Er sucht umsonst die Goldtinktur,
Es will ihm nicht gelingen
Dem Zaubermeister der Natur
Den Schlüssel abzuringen;
Er stampft im Mörser emsiglich
Salpeter, Kohlen, Schwefel,
Und rief' den Teufel gern zu sich,
War's nur kein solcher Frevel. —

Nun schürt die Glut er wieder frisch,
Daß alle Funken sprützen,
Und einer springt in das Gemisch
Und plötzlich jagt mit Blitzen
Die Mörserkeul' ein Donnerschlag
An des Gewölbes Decken;
Geschleudert auf den Boden lag
Der Mönch im Todesschrecken.

Und als er wieder schwankt empor,
Ist ihm, als ob er träume,
Durch des zertheilten Rauches Flor
Schaut er in ferne Räume;
Und deutlicher stellt sich ihm dar
Ein schauerlich Gebilde:

Es drängen Krieger, Schaar auf Schaar,
Sich auf ein Schlachtgefilde.

Aus Rohrgewehren knallen sie
Sich Blitz um Blitz entgegen,
Und todesrocheind fallen sie
Von einem Kugelregen;
Er sieht, auf Rädern hergeschafft,
Viel Mörser, deren Mündung
Spie Globen aus mit Donnerkraft
Vulkanischer Entzündung.

Wo das Geschoß hinwetterte,
Da riß es Reihen nieder,
Es lagen rings zerschmetterte
Zuckende Menschenglieder;
Es stürzten Felsenburgen ein,
Zertrümmert unter Bomben,
Die Fluren wurden Wüstenei'n,
Die Städte Katakomben.

Da schritt der Tod im Riesengang
Das Leichenfeld hinüber,
Die Sense triumphirend schwang
Nach Berthold er herüber
Und rief ihm zu: „Wie bin ich dir,
O Mönch! so sehr verbunden,
Daß du ein solches Elixir
Zu meinem Dienst erfunden!"

Und als das Bild verschwunden war,
Kniet Berthold in der Zelle:
„Als Alchymist war unsichtbar
Der Teufel mein Geselle!
In diesem Pulver war mir nah
Der Hölle schwarzer Samen;
O Gott verhüte, was ich sah!
Gib mir nicht Schuld dran, Amen!"

A. Schulz

*) Drei deutsche Städte streiten sich um die Ehre, die Heimath des Pulvererfinders zu seyn. Von Köln aber und Goslar ist wohl kaum zu

reden, da für Freiburg nicht nur die ältesten Sagen, sondern selbst urkundliche Data sprechen. Es lebte schon während des 14. Jahrhunderts die Familie Schwarz zu Freiburg, wo sie noch heute fortblüht, und selbst jener zweite Namen des räthselhaften Pulvererfinders, Anklitzen, war daselbst einheimisch.

(Vergleiche Joseph Bader's „Freiburg und seine Umgebungen." Ein Handbuch für Reisende. Freiburg, 1838. Herder. S. 31.)

Der Fleischer von Freiburg.

In dem jahr als man zalt von der Geburtt Christi unsers Herrn 1289 um St. Jacobs Taz, do wardt die stadt Freyburg im Breisgaw belegert, von Herr Cunraten von Liechtenberg dem Bischoff zu Strasburg, undt stürmbt die Stadt, do lieffen aus der Stadt heraus viel frischer Knecht und dapfere Burger, die stachen mit den Feinden, unnd als der Bischoff sein Volk im Heer anweiset, do waget sich ein Burger von Freyburg, (Namens Hauri) der was ein meyger, der lieff in die Feindt, unnd stach ein spies in den Bischoff, als das geschach, do zoz menigklich unnd der gantze Hauff aller gleich von dannen ab, unnd wardt der krieg geendet, als der Bischoff erstochen was.

(Aus Jacob von Königshoven's Bilderbuch zu seiner Straßburger Chronik: „Kirchlicher Chronik." 1698.)

„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!"

Schon im Anfange des Jahres 1366 hatte Graf Egon umsonst versucht, verrätherischer Weise in die Stadt Freiburg einzudringen. Es war an Maria Verkündigung um Mitternacht, als er, wie die Chronik sagt, hauptsächlich von seiner Mutter Frau Anna von Signau, auch Herrn Mathias von Signau und Herrn Trautmann, seinem Vogte, aufgefordert, und durch Verräther unterstützt, mit Vielen des Adels zur Stadt heranschlich. Glücklicherweise aber hatte diese zuvor von dem Anschlage Nachricht erhalten, und der Graf mußte sich in seinen Erwartungen völlig getäuscht und beschämt zurückziehen.

Eine handschriftliche Chronik erzählt den ganzen Vorfall einfach, und darum nicht unwahrscheinlich, folgendermaßen:

„Es kam damals ein armer Mann um Mitternacht gen

Freiburg und klopfte freventlich an; da redete der Bürgermeister mit ihm, was er wolle? er wisse doch, daß ihm die Stadt verboten wäre. Jener antwortete, es wäre darum, daß er die frommen Herren von Freiburg warne, denn ihr Leib und Gut wäre verrathen und verkauft auf diese Nacht. Und bat den Bürgermeister, daß er ihn hereinlassen möge, er wolle ihm dann Alles entdecken. Da nahm ihn der Bürgermeister gefangen und meinte, er gehe nicht mit rechten Dingen um; aber der arme Mann sagte ihm sicheren Grund. Kommt mit mir zu St. Johannes Thor, da sitzt Einer unter einer Weide und hat die Schlüssel zum Thor, und wenn man ihm das Wahrzeichen gibt, so öffnet er: so ist auch die Brücke bei dem obern Thor mit Dung belegt und steht ein Wagen darauf, dieselbe soll auch von den Feinden gebraucht werden. — Da sie nun an die Orte kamen und die Sachen fanden, wie er gesagt hatte, ließ der Bürgermeister an die Glocke schlagen, sammelte die Gemeinde auf dem Kirchhofe, besetzte die Thore und die Straßen außerhalb zu dem Schloß, und redete den Bürgern zu, sich ihres Leibes und Gutes tapfer zu schirmen. Das geschah zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Da war indessen Graf Egon mit den Seinigen so nahe zur Stadt gekommen, daß sie die Glocke hörten; dadurch aufmerksam gemacht; frug er, „was dieß für ein Geläute wäre?" Ihm erwiederte man: „es ist die Wartglocke;" als er aber aufmerksamer hörte und das Geläute erkannte, rief er entsetzt aus: „O weh, heute Herr zu Freiburg und nimmermehr!" Nichts deste weniger rückten sie fort mit dem Zuge gegen die Stadt; aber da sie merkten, daß sie ihren Willen nicht ausführen konnten und auch in das Schloß nicht kommen mochten, kehrten sie wieder von dannen und verbrannten den Mönchshof, der zu dieser Zeit mit vier Priestern von Thennenbach besetzt war, und gleich vor dem Mönchsthore lag"*)

Die Sage erweitert diese Erzählung noch dadurch, daß sie beifügt, der Anzeiger hätte die Verräther und den Grafen in der Schenke zu Leben, wo er unbemerkt hinter dem Ofen gelegen, belauscht; auch sei der Thurmwächter mit in den Verrath

*) [illegible]

verflochten gewesen, indem er den Auftrag gehabt habe, durch eine Fackel den verschiedenen Abtheilungen ein gleichzeitiges Angriffszeichen zu geben. Deßwegen dürfe seither weder Feuer noch Licht auf dem Thurme mehr unterhalten werden. Ohne in diese gerade nicht wesentlichen Zusätze weiter eingehen zu wollen, genügt es wohl, noch nachträglich zu bemerken, daß seit dieser Zeit lange Jahre hindurch, immer auf dem Münsterthurme zur Mitternachtzeit das sogenannte Gräuselhorn geblasen wurde. Von diesem Augenblicke an wurde auch die Erbitterung immer heftiger, die Bürger fingen an, dem Grafen die Burg aus drei Lagern zu beschießen; vom Graben bei Allerheiligen*) vor dem Diebsthore, von dem Münsterplatze bei dem Ritter und von der Oberlinde bei den Augustinern. Schon Mitte Mai's war das Schloß in Schutt verwandelt, „die schönste Veste," fügt Tschudi (1. Thl. S. 464) bei, „die im teutschen Lande war." Siegestrunken zogen nun die Bürger hinaus vor das Schloß zum Wiger oder Weiher,**) und gewannen auch dieses.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der böse Pfenning.

Als die Landstände des Breisgau's zur Tilgung der Landesschulden ein neues Umgeld vom Weine (nämlich einen Pfenning von der Maas) zu erheben beschlossen hatten, fand die Einführung dieser Abgabe, an vielen Orten, namentlich auch in Freiburg, nicht wenig Widerstand von Seiten der Wirthe, die von dem „bösen Pfenning" (so nannten sie die neue Auflage) nichts wissen wollten. Endlich, als kein Weigern half und der erste Verfalltag erschien, fanden sich die Wirthe mit ihrem Betreffniß und dem Vermelden ein: „da sey der böse Pfenning!" Man zählte nach: an der Summe fehlte zwar nichts, allein — sie bestand aus lauter abgewürdigter Münze.

Julius Leichtlin.

*) Hier ist das alte Kloster dieses Namens gemeint, das in der Neuenburg oder Johanniter-Vorstadt in der Nähe des heiligen Christophs-Thores stand, und zugleich mit dieser Vorstadt zerstört wurde; das spätere Kloster Allerheiligen wurde bekanntlich in der sogenannten Pfaffengasse verlegt, und ist nun zur evangelischen Stadtpfarrkirche umgewandelt.

**) Bei Emmendingen; es gehörte einem Zweige der Familie Schorwlin, der von ihm seinen Namen führte, Schorwlin zum Wiger.

Die Todtenglocke.

In Freiburg wüthete einst eine pestartige Krankheit so fürchterlich, und der Opfer dieser Seuche wurden täglich so Viele, daß die Todtenglocken, besonders die zu St. Nikolai in der Neuenburg, nur in kurzen Zwischenräumen schwiegen. Dies fiel den Bewohnern eines benachbarten Klosters so beschwerlich, daß sie bei dem Stadtrathe Klage darob erhuben und um Einstellung des unaufhörlichen Läutens baten. Man beschloß, zuvor die Kirchenpfleger zu hören und diese erklärten: „Sie müßten sich höchlich darob wundern, daß Herren, welche der Welt entsagt hätten, so sehr über den Klang der Todtenglocken erschrecken könnten.“

Julius Leichtlen.

Der Fliegenwedel.

In Freiburg gab es in früheren Zeiten kein Gewerbe, das seine Arbeiter so reichlich nährte und dem Stadtsäckel so große Summen einbrachte, aber auch den Vätern der Stadt so viel zu schaffen machte, als die Zunft der Granatenbohrer und Polierer. Diese Zunft war lange Zeit die reichste und angesehenste. Es konnte nicht fehlen: Ein gemüthlicher Leichtsinn und üppige Lebenslust mußte sich der Gesellen bemeistern, und der Neckereien gegen andere Leute wurden so vielerlei, daß im Frevelregister die Namen der Bohrer und Polierer die Hauptrolle spielten. Es ist sogar Thatsache, daß sich die Zunftmeister der Granaten-Polierer aus billiger Rücksicht zu einem Beitrage zur Erweiterung des Blockhauses freiwillig erboten.

In ausgelassenen munteren Streichen zeichnete sich aber durch Erfindungsgabe kein Geselle mehr aus, als ein junger Mann, der wegen seiner schlanken, hohen Gestalt gemeinhin „der lange Balierer“ (Polierer) hieß. Die Zielscheibe seines Witzes und seiner Neckereien war vornehmlich ein kleines schwarzes Männchen, das man um seines aufbrausenden, aber feigen Benehmens willen, mit dem Spitznamen „Mucke“ (Mücke) beehrt hatte. Diesem Vielgeneckten ging endlich die Geduld aus und er klagte. Der Stadtrath lud den Beklagten vor Gericht,

mit der Auflage: „zu standhafter Vertheidigung gerüstet und ohne Fehlen zu erscheinen." — Es bedurfte jedoch wiederholter Ladung, bis er gehorchte. Endlich erschien er und zwar bewaffnet; womit? — Mit einem Mückenwadel! . . . Der ganze Ernst der Richter löste sich in ein unwiderstehliches Gelächter.

Julius Leichtlin.

(Siehe „Freiburger Wochen- und Unterhaltungsblatt." Jahrg. 1823. S. 303.)

Hans Steutlinger.

Was wollen wir singen und heben an?
Von einem Hans Steutlinger;
Hat aus dem Adel geheurathet,
Hat geheurath eine adliche Frau.

„Ei Knechte, lieber Knechte mein,
Sattle mir und dir zwei Pferd,
Gen Freiburg wollen wir reiten,
Gen Offenburg haben wir guten Weg."

Und da ich in Freiburg eine*) kam,
Hat's jungen Herrn Friedrich sein Haus,
Da schaute der junge Herr Friedrich
Zum oberen Fenster heraus.

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Kommt zu mir jetzt herein;
Steigt ab von Eurem Sattel,
Helft essen die wildesten Schwein!"

„Vom Sattel will ich wohl steigen,
Will treten auch zu Euch hinein,
Wenn Ihr mir wollet verheißen,
Daß ich kein Gefangner mehr sey." —

Sie gaben dem Hans Steutlinger gute Wort,
Bis sie ihn brachten oben an Tisch:
„Ei iß' und trink, Hans Steutlinger,
Dein Leben wird nimmermehr frisch!"

---

*) Kam.

„Wie kann ich essen und trinken,
Wie kann ich nur fröhlich seyn?
Mein Herz möcht' mir versinken
Beim Met und beim kühlesten Wein.'"

„Hans Steutlinger, wem vermacht Ihr Euer Weib?"
„Ich vermach sie dem lieben Herrn Friederich;
Dem vermach' ich ihren untreuen Leib,
Der sieht sie viel lieber noch als ich.'"

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermacht Ihr Eure Kind'?"
„Ich vermach sie dem lieben Gott selber,
Der weiß am besten, wem sie sind.'"

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermachet Ihr Euer Gut?"
„Ich vermach's den armen Leuten,
Die Reichen haben selber genug.'"

(Aus „Des Knaben Wunderhorn" 1. Band S. 173.)

Das Nonnenbild am Freiburger Münsterchor.

Als Luthers Lehre lobesam
In Freiburg Anhang auch bekam,

In einem Frauenkloster dort,
Verbreitet sich gar bald das Wort:

Daß allen Nonnen, welche fein
Mit Zähnen noch versehen sey'n,

's Heurathen jetzt gestattet sey.
Das war ein Jubel durch die Reih'!

Und heisa, aus der Nonnen Chor
Die Allerälteste springt hervor,

Ein Aucbund aller Häßlichkeit,
Den Mund aufsperrend weit und breit,

Und ruft, indem sie zeigt hinein:
„Meint ihr, mich werde Keiner frei'n?

„Gar irre seyd ihr, wenn ihr glaubt,
Ich sey der Zähne ganz beraubt;

„Noch hab' ich einen Stumpen hier!
Und heuren will ich, wie auch ihr!"

Die Schwestern unter Lachen dann:
„Heil deinem künftigen Ehemann!" —

Am Münsterchor, in Stein gehau'n,
Ist dort zum Spott ihr Bild zu schau'n.

Von einem Krazenkreis umringt,
Aus deren Rachen Wasser springt,

Steht sie, das Maul weit aufgethan,
Und deutet auf den Rest von Zahn.

A. Schzle.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839. S. 535.)

Jesuitentheater zu Freiburg.

Mit dem Eintritte der Jesuiten in die Stadt und bei der Hochschule (1620) begann ein neuer Zeitraum für das Freiburger Schauspiel. Neben der Volksbühne auf dem Münsterplatz, die man hinfort der Menge überließ, erhob sich im Hofe der Jesuiten eine neue Gattung von Theater, das schulgerecht, gelahrt und auf Stelzen einherschreitend, auf die höheren Klassen der Einwohner berechnet war. Während fast alle Musen unter dem Gerassel der Waffen verstummten, erhielt doch Thalia ihren Tempel noch aufrecht. Geräthschaften und Gerüst aller Art wurde schon 1633 in Menge angeschafft; — ein Umstand, der, bei der damaligen Besetzung der Stadt durch die Schweden, einen lächerlichen Auftritt veranlaßte.

Da man nemlich im Teutschordens-Hause einen Vorrath von Gewehren und Säbeln entdeckt hatte, so erachteten es die feindlichen Kriegsherren für nothwendig, auch die Häuser der übrigen Ordensleute und insbesondere (auf Anstiften der Je-

suitenfeinde) das Collegium einer Durchsuchung zu unterwerfen. Unversehens erscheint also der Hauptmann Beil mit etwa 20 Musketiren im Jesuitencollegium, durchspaht sorgfältig alle Gemächer, Zellen und Schlupfwinkel desselben und findet endlich — Waffen in großer Menge; aber was für! Pappendeckelne Panzer, Schilde und Helme und hölzerne Lanzen und Schwerter, alle zu nichts anderem tauglich, als zum Theatergebrauch. Dennoch hatten sie den Jesuitenfeinden Stoff zur Verläumdung gegeben. Diesen spielte nun der Hauptmann einen Streich. Er eilte zum Obersten und rief: „Waffen, Waffen hab' ich gefunden bei den Jesuiten, und zwar einen solchen Vorrath, daß ihn wegzuführen, wohl zwei große Wägen erfordern wird." Da hierauf der Kriegsoberste zu wüthen und zu drohen anfing und die Neider schon frohlockten, trat der Hauptmann mit dem wahren Sachverhalte hervor und verwandelte so den Zorn des Obersten in ein schallendes Gelächter.

Julius Leichtlin.

(Freiburger Wochenblatt 1827. S. 131.)

Die Gebeine des heiligen Alexander.

Die Gebeine dieses Heiligen, des Schutzpatrons der Stadt Freiburg, die in einem besonderen Sarge in einer eigenen Seitenkapelle des Münsters ruhen, wurden im Jahre 1650, als Papst Innocentius X. das dreizehnte Jubeljahr feierte, von Rom hierhergebracht. Die hocherfreute Stadt ließ dieselben auf's Köstlichste fassen. 40,000 Perlen und 20,000 Granaten sollen nebst acht Pfund reinen Goldes hiezu verwendet worden seyn. Auch sieht man an den Fingern des Heiligen schätzenswerthe geschnittene alte Steine als spätere Geschenke.*)

*) Diese Reliquien wurden von einem Freiburger Bürger, Georg Schächtelin, von Rom bis in seine Vaterstadt auf seinem Rücken getragen. Zum Andenken dessen las man früher auf einer Denktafel an der St. Alexanders Kapelle:

„Im tausend siebenhundert Jahr,
Und achte noch darneben,
Zugleich der zwölfte Aprillen war,
Da schloß den Lauf das Leben,
Georg Schächtelin, der beständig Rath,

Von acht und achtzig Jahren,
Wohlweis, fürsichtig in der That,
Herzhaft in allen Gefahren.
Er wurde vor der Kapellen hier
Zur Dankbarkeit begraben,
Den Leib St. Alexander wir
Durch ihn empfangen haben.
Auch aller Zünften heil'ge Gebein,
Vor fünfzig Jahr zu sagen,
Hat er auf'm Rücken ganz allein
Von Rom heraus getragen. u. s. w.

(Siehe Dr. Conrad Schreiber's „Geschichte und Beschreibung des Freiburger Münsters." Freiburg, 1820. Herder.)

Freiherr von Fahnenberg.

Freiburg blickt mit Dank auf das Geschlecht der Fahnenberg. Als Marschall Villars die Stadt belagerte und die Franzosen zum Sturme heranrückten, zog sich der Oesterreichische Feldherr v. Harsch in die Schlösser und überließ die Einwohner einer greulichen Verwirrung, ohne eine Unterhandlung zur Abwehrung des Sturmes zu pflegen. Auch die bei Sickingen versammelten hohen Herrn zerstreuten sich, ohne Maßregeln zur Rettung zu treffen. Die Bürger flohen beim Donner der Schwergeschütze schaarenweise aus ihren Häusern in die Kirche, um da beim Klange der heiligen Glocken an den Altären Schutz zu suchen. Sogar im gewaltigen Münster war kaum noch ein Raum am Hochaltar für den Priester und die Leviten übrig. Nur ein einziger Mann, der Stadtschreiber Doctor Franz Ferdinand Mayer, verlor in dieser allgemeinen Bestürzung die Besonnenheit nicht. Da er sah, daß von Seiten der Behörde, weder von Feldhauptmann noch von den Landesständen, ein Beschluß zur Rettung vor der Verwüstung erwartet werden könne, nahm er noch einen muthigen Bürger, nämlich den Bildhauer Norbert Wüst zu sich, und eilte mit ihm in den Rathshof, um zwei dort befindliche (kurz zuvor, trotz vielseitigen Abrathens, verfertigte) weiße Fahnen zu ergreifen. Da die wackern Männer nicht durch das stark verrammelte Thor dringen konnten, stellten sie sich mit den hoch geschwungenen Fahnen auf den Riß der Mauer,

hielten unerschrocken das Kleingewehrfeuer der Belagerer aus, drangen bis zum Feldherrn der Feinde, und erwirkten durch ihre Beredtsamkeit, daß Mayer als Geisel behalten und Wüst als Bote zurück zu den Behörden gesandt wurde, damit die Freiherren von Sickingen, Rageneck und Wittenbach sich in's Hauptlager aufmachten und durch einen Fußfall Gnade und Schonung für die Stadt erflehten, was ihnen auch gewährt wurde. Wer vermöchte den Jubel der Einwohner zu schildern, da sie sich nun wirklich von den Greueln der Verwüstung und Plünderung gerettet sahen? Tausend Segenswünsche begrüßten den zurückkehrenden, heldenmüthigen Doctor und Stadtschreiber, welcher um dieser schönen That willen sogleich mit dem Rechte eines Ehrenbürgers von Freiburg beschenkt, später in den Ritterstand erhoben und Stammvater der noch jetzt blühenden Familie der Freiherren von Fahnenberg wurde.

Julius Schneller.

(Siehe „Freiburger Wochenblätter" 1836.)

Sanct Loretto.

Diese Kapelle verdankt ihre Gründung einer tapferen That, aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges. Der Bayerische General Mercy hatte im Juli 1644 die Stadt Freiburg den Franzosen entrissen und mit seinen Truppen besetzt, als im folgenden Monat Condé und Türenne mit überlegener Macht erschienen, um sich des Platzes wieder zu bemächtigen. Ihr Angriff geschah auf die fliegenden Verschanzungen am Schinberg und Josephsberglein, nach deren Wegnahme die Stadt verloren gewesen wäre. Sie fanden aber einen unerwarteten Widerstand. Vergebens donnerte Türenne sein furchtbares „encore mille!" Mercy hielt Stand und der stolze Feind sah sich genöthigt, ein Schlachtfeld zu verlassen, wo er bereits sein ganzes Fußvolk eingebüßt. Zum Andenken dieses ruhmvollen Tages stifteten die Freiburger die St. Lorettokapelle, deren Vermögen dem Münster zugetheilt wurde.

Beinahe im nämlichen Monat, hundert Jahre später, erlitt Freiburg die letzte französische Belagerung, welcher König Ludwig XV. selbst beiwohnte. Von St. Loretto aus pflegte er die Arbeiter zu beobachten, wobei es eines Tages geschah, daß von den Batterien der Stadt eine Kanonenkugel auf ihn abgeschossen wurde, die dicht über seinem Haupte über dem Eingang der Kapelle in die Mauer schlug, wo sie noch zu sehen ist.

(Siehe Joseph Bader's: „Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder.)

Der Kanonier von Freiburg.

(1744.)

Breisach, „des teutschen Reiches Kissen,"
War längst des Kaisers Macht entrissen.

Des Königs Heer mit Schall und Klang,
Vor Freiburg steht's am Bergeshang.

Fern blinkt des Generalstabs Rüstung
Von des Lorettohügels Brüstung.

„Vive Louis quinze!" — Er tritt herfür
Aus der Kapelle Gnadenthür;

Recognoscirt auf ihrer Schwelle
Die Dreisamstadt und ihre Wälle.

Vom Schloßberg späht Artillerie,
Des Königs Stab erkannte sie.

Ist's nicht sein Federbusch, der bunte?
Schnell greift ein Kanonier zur Lunte:

„Habt Acht, dem wälschen Königlein
Soll einmal teutsch gepfiffen seyn!"

Ha, Blitz und Schlag! drei Spannen Maß
Ob seinem Haupt die Kugel saß.

Noch steckt der Eisenball zur Stelle
Dicht ob dem Pförtlein der Kapelle.

Der König stutzt, als von der Wand
Ihm Mörtel fällt auf Kopf und Hand.

Er winkt, aus zwanzig Feuerschlünden
Die Antwort ihnen baß zu künden.

Der Stadt entbeut er dann zum Gruß
Noch den Bescheid auf solchen Schuß:

„Sollt fürder euch mein Haupt bekümmern,
Schieß' ich das Münster euch in Trümmern!

„Ma foi! ein Ziel voll Majestät,
Die höher wohl als meine steht!" —

Vom Schloßberg schwiegen die Kanonen.
Solch' einen Tempel muß man schonen!

Ignaz Hub.

Güntherstbal.

Güntherstbal trägt den Namen seines ersten Gründers. Links über dem Dorfe, hoch auf dem steilen Rücken des sogenannten Bronnberges, sieht man noch den einsamen Felsen, welcher einst der Grundstein der Kibburg gewesen. Dort wohnte Herr Günther, in wehmüthigen Gedanken über das nahe Erlöschen seines Stammes, da ihm der Himmel das Geschenk eines Sohnes versagt hatte. Um nun dennoch der Nachwelt eine Erinnerung zu hinterlassen, stiftete der Ritter unten am Thalbach für seine Tochter und ihre Freundinnen ein Gotteshaus, welches hernach der Abt von Thennenbach, der Neffe des letzten Herzogs von Zähringen, eingerichtet hat. Die gottgeweihten Jungfrauen fanden aber die Nachbarschaft des weltlichen Getriebes einer aufblühenden Stadt zu gefährlich für ihre Gemüthsruhe und zogen sich tiefer in die Abgeschiedenheit des Gebirges nach Oberried, am Fuße des Feldbergs. Doch war die Natur dieses Thales viel zu karg und rauh, und die zarten Nonnen kehrten gerne zurück an den Ort ihrer ersten Stiftung.*) Lange Jahrhunderte blühte das Gotteshaus zu Güntherstbal in genüglichem Flore äußeren Glückes. Die Vorsteherin war zur

Zeit der Säkularisation eine gefürstete Aebtissin. Das Klostergebäude aber wurde damals von den Herren von Herrmann zu einer Baumwollenspinnerei angekauft, und später, nach einer großen Feuersbrunst, in eine Bierbrauerei verwandelt.

*) Wo sich ihre Nachfolgerinnen, trotz mancherlei Gefahren, und trotz jenes schrecklichen Tages, da ein Wolkenbruch das ganze Thal überschwemmte, und nicht nur die Lebenden aus dem Kloster vertrieb, sondern selbst die Grabsteine aufriß und die Gebeine der Todten fortschwemmte, so wohl befanden, und namentlich die Nachbarschaft der muntern Freiburg so lieb gewannen, daß sie schwerlich mehr auf irgend einen Austausch eingegangen wären.

(Siehe Jos. Bader's „Freiburg und seine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder.)

St. Ottilien.

Ottilia, die Tochter des Elsäßischen Herzogs Attich, war im Kloster zu Mayenfeld erzogen worden und hatte frühe schon in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen. Als sie einst aus ihrem Kloster an das Hoflager ihres Vaters zum Besuche kam, ward Alles von ihrer Schönheit und Geisteshöhe bezaubert. Bald fanden sich Fürsten und Grafen genug ein, die um ihre Hand warben, darunter auch ein reicher Allemanne, der sich bei dem Herzog so sehr in Gunst zu schmeicheln gewußt hatte, daß dieser darauf bestand, seine Tochter solle dem Klosterleben entsagen und dem stattlichen Freier ihr Jawort geben. Ottilie aber hielt fest an ihrem Gelübde und da ihr Vater immer dringender wurde und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie entledigte sich ihrer kostbaren Gewänder, hüllte sich in ein ärmliches Pilgerkleid und gelangte solcherweise glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an das andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute nach allen Richtungen aus, die Ungehorsame aufzusuchen. Er selbst durchstreifte die ganze Gegend und schlug endlich zufällig denselben Weg ein, den die Flüchtige genommen. Der Fährmann, welcher sie übergeschifft, beschrieb ihm ihr Aeußeres so genau, daß ihm kein Zweifel mehr darüber blieb und er sich und sein Gefolge unverzüglich an's andere Ufer übersetzen ließ.

Ottilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, der im Eingange der Schwarzwaldes lag und von welchem aus man das Rheinthal überschauen konnte. Ermattet von der ausgestandenen Angst und der ungewohnten weiten Wanderung, setzte sie sich auf ein Felsenstück und flehte zum Himmel, ihre Kräfte nicht ganz schwinden und sie einen sichern Zufluchtsort entdecken zu lassen. Kaum hatte sie eine Weile so gebetet, als sie ein Geräusch im nahen Walde vernahm. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf und bald erkannte sie die Farben ihres Vaters. Sie sprang auf und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um sich dort wo möglich zu verbergen. Im Anfange lieh die Furcht ihren Schritten frische Flügel, doch bald erschlafften ihre Sehnen wieder und sie war nahe daran, erschöpft zusammen zu sinken. Nur ein Fels, um den sich der Pfad schlängelte, verbarg sie noch den Blicken ihrer Verfolger. Zitternd breitete Ottilie ihre Arme nach dem Himmel und flehte zur Mutter Gottes um Rettung aus dieser Noth. Siehe, da that sich plötzlich die Wand des Felsens von einander, Ottilie stürzte sich hinein und sogleich war er hinter ihr wieder geschlossen.

Drinnen vernahm sie deutlich das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie mit schmerzlichem Tone beim Namen rief. „Es ist umsonst, mein Vater!" — antwortete Ottilie und mit Bestürzung hörte Attich die Stimme seiner Tochter aus dem gediegenen Fels erklingen.

Da ging der Herzog reuevoll in sich, als er sah, daß der Himmel selbst Ottilien vor ihm so wunderbar in Schutz genommen habe und er schwur, das Gelübde seines Kindes zu ehren und hier eine Kapelle zu erbauen.

Kaum war dies in seinem Innern beschlossen, so öffnete sich der Felsen wieder, Ottilie trat hervor, strahlend von überirdischem Glanze und sank an die Brust ihres weinenden Vaters.

Der Fels blieb aber offen von dieser Stunde an und in der Höhle, welche Ottilien geborgen, entsprang ein kristallklarer frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen. Ottilie kehrte mit ihrem Vater in das Elsaß zurück, wo er bei Hohenburg ein Kloster bauen ließ, in welchem sie den Rest ihres Lebens unter gottseligen Uebungen zubrachte.

Aloys Schreiber.

(Sagen aus den Rheingegenden.)

Ottilie.

(Andere Version.)

Im Elsaß wohnt ein Grafe, von Hohenburg genannt,
Durch Macht und großen Reichthum im ganzen Land bekannt;
Er hatte, was er mochte, Schlösser, Wälder, Knappen und Roß,
Auch eine schöne Hausfrau hat er auf seinem Schloß.

Er hätte selbst nichts wünschen mögen zu seinem Glück,
Es fehlte zu dem Allem ihm nur ein einzig Stück,
Doch daß kein Kind er hatte, deß war sein Kummer groß;
Wem sollt' er hinterlassen seinen Reichthum und sein Schloß?

Und als um Ehesegen er nun zehn lange Jahr
Dem Himmel angelegen, wollt' er verzweifeln gar;
Da ward ihm nachgeboren im eilften Jahr ein Kind;
Die Lust war halb verloren, denn von Geburt war's blind.

Es wuchs und wurde größer, so konnt' es leider nicht
Des Vaters Burgen und Schlösser sehn mit dem Augenlicht.
Es ward nach des Vaters Willen genannt Ottilie,
Da erwuchs es fromm im Stillen, wie eine Lilie.

Wie eine blühende Lilie, die Jeden, der sie schaut,
Erfreut und ihm gemahnet wie eine Gottesbraut,
Die mit ihren blinden Augen des Himmels reinstes Licht
Doch wohl in sich kann saugen, daß ihr kein Glück gebricht.

Da hatte doch der Vater nur diesen Wunsch allein,
Daß sehend möchte werden sein blindes Mägdelein;
Wenn sie das Licht des Tages mit Augen sollte sehn,
Er dachte, daß er zufrieden dann wollt' zu Grabe gehn.

Da ward zuletzt von Wünschen des Kindes Herz geschwellt,
Daß sie mit ihren Augen sehn dürfe diese Welt,
Von der all' ihre Lieben bei Tag und auch bei Nacht
So wundervol beschrieben alle die sichtbare Pracht.

Und als das Kind Ottilie ward vierzehn Jahre alt
Und kam zur vollen Blüthe jüngfräulicher Gestalt,
Ward ihr der Wunsch erfüllet, das Wunderwerk geschah,
Daß sie vor sich enthüllet das Licht des Tages sah.

Sie sahe mit den Augen nun diese schöne Welt,
Die man der Blinden hatte so reizend vorgestellt;
Sie sah auch ihren Vater, seinen Reichthum und sein Schloß;
Seine Freude darüber war über die Maßen groß.

Doch ihre eigne Freude war an dem Allen klein;
Sie kehrte ihre Blicke erst recht in sich hinein,
Oder kehrte sie aufwerts zu des Himmels Zelt,
Sie ließ nicht einen haften an aller dieser schönen Welt.

Der Vater aber machte nun seine Plane gleich;
All auf und nieder dachte er hin durchs ganze Reich,
Wen er sollt' als Eidam führen in sein Haus;
Den Allerreichsten und Edelsten sucht' er dazu sich aus.

Und als sie eines Abends von ihrem Gebete kam,
Sprach er zu ihr: „Erlesen ist dir ein Bräutigam.
Du sollst, ihn zu empfangen, dich rüsten und schicken fein;
Denn morgen mit dem Frühesten soll deine Hochzeit seyn."

Wie sehr erschrack die Jungfrau, da sie das Wort vernahm!
Sie sprach bestürzt: „„Ich habe schon einen Bräutigam,
Und will, bei meinem Heile! stets haben diesen nur.""
Da that der zürnende Vater einen unerhörten Schwur.

Anblickt' er seine Tochter mit Augen voller Zorn;
Da stach so recht die Sanfte durchs Herz ein scharfer Dorn.
Sie wünschte, daß sie doch lieber geblieben wäre blind
Als daß so seinen Vater sollte zürnen sehn ein Kind.

Sie floh in ihre Kammer vor ihres Vaters Zorn,
Und weinte aus den Augen von Thränen einen Borr,
Sie sprach: „„O weh des Wunsches, daß ihn mir Gott verlieh';
So lang ich blind gewesen, hab' ich geweinet nie.""

Die Sterne Gottes schauten mild in der Jungfrau Jammer,
Es war, als ob sie riefen: Komm aus der dunklen Kammer! —
Sie schritt in tiefem Schweigen der Nacht aus dem Gemach,
Sie wußte nicht, wohin sie ging, sie ging nur den Sternen nach.

Und als der helle Morgen auf Hohenburg nun kam,
Die Braut war fern geborgen vorm neuen Bräutigam.

Er kam auf hohem Rosse geritten im Morgenlicht;
Da war im ganzen Schlosse die Jungfrau zu finden nicht.

Dem Vater und dem Bräutigam wards allen Beiden jach;
Sie ritten mit klirrenden Sporen der entwichenen Jungfrau nach.
Hinzu nach der Stadt Freiburg in Breisgau den Weg sie nahmen;
Sie fanden sie da nirgends, wo sie vorüber kamen.

Und als der Tag sich neigte, wollten sie, um zu sehn,
Noch einen Berg aufreiten, und dann zur Herberg gehn.
Da sahen sie auf dem Berge, hoch oben im Sonnenlicht,
Stehn die Jungfrau Ottilie mit verklärtem Angesicht.

Sie hielten eine Weile und wagten nicht zu nahn;
Dann sprengten sie die Steile des Berges rasch hinan.
Die Jungfrau Ottilie sah sie herreiten nicht;
Ob ihr die Augen blendete das Abendsonnenlicht?

Oder ob es thaten die Thränen, die ihr flossen?
Sie merkt' es nicht, bis sie nahten mit ihren lauten Rossen.
Dä erkannte sie plötzlich, wie nah die Gefahr ihr sei,
Und that empor zum Himmel einen hülferufenden Schrei.

Der Himmel kam zu Hülfe seiner erwählten Braut;
Vom Vater und vom Bräutigam ward das Wunder geschaut.
Sie schreckten auf ihren Rossen rückwärts um einen Schritt,
Als sich aufthat der Boden und sie sanft hinunter glitt.

Die Erde, da sie also hatt' in ein schützend Grab
Die Jungfrau da geborgen, sich wieder zusammen gab,
Daß auf derselbigen Stelle blieb keine weitere Spur,
Als eine klare Quelle floß aus einer Spalte nur.

Die Quelle fließt noch heute, und ist im Lande bekannt;
Es ist auch der Ottilienberg derselbige Ort genannt.
Es soll für schwache Augen Stärkung die Quell' ertheilen;
Man sagt, sie solle taugen, die Blindheit gar zu heilen.

Es stammt die Quell' aus Thränen solch einer Jungfrau ja,
Die selber blind gewesen, und dann das Tageslicht sah.
Zu ihrem eignen Glücke hat sie es nicht gesehn;
Wir wünschen, daß es Andern möge zum Glück geschehn.

Friedrich Rückert.

St. Ottilien.

In eurem Schatten ist mir wieder leicht,
Ihr meiner Kindheit schon vertrauten Bäume!
Frisch leb' ich auf und manche Sorge weicht,
Betret' ich wieder diese stillen Räume;
Ich sitze wieder auf der alten Bank,
Vor mir die Schale Milch zum Morgentrank,
Und meinem innern Blick vorüber gleiten
Des träumerischen Knaben schönste Zeiten.

Das Glöcklein läutet aus der Waldkapell'
Zum Himmelsfrieden aus dem Weltgewühle,
Und nieder steig' ich zu dem Wunderquell
In des umgitterten Gewölbes Kühle;
Da wird die alte Zeit mir offenbar,
Ich wasche mir die Augen wieder klar,
Zurückversetzt bin ich in ferne Tage,
Lebendig wird mir dieser Berge Sage.

Fort ist jedwede Spur von Menschenhand;
Das Kirchlein ist, die Quelle mir verschwunden,
Nichts seh' ich mehr, als eine Felsenwand,
Ringsum nur Wald, dicht von Gesträuch durchwunden
Ich höre keinen Laut, als nur ganz weit
Den Schlag der Drossel durch die Einsamkeit,
Sonst überall ein feierliches Schweigen, —
Da rauschts und knisterts plötzlich in den Zweigen;

Und eine holde Jungfrau stürzt hervor,
Scheu wie ein Reh und bleich wie eine Lilie,
Und knieend schreit zum Himmel sie empor:
„O Mutter Gottes, rett', o rett' Ottilie!
Dicht hinter mir sind die Verfolger her,
Die wunden Füße tragen mich nicht mehr;
O rette mich vor dem verhaßten Freier
Und hülle gnädig mich in deinen Schleier!"

So ruft sie kaum, als aus des Waldes Grund
Wildjubelnd Ritter mit Gefolge dringen;

„Hier ist sie!“ ruft es roh von Mund zu Mund,
„Das scheue Bräutchen kann nicht mehr entspringen!“
Und fassen will sie schon der wilde Hauf,
Ein Donnerschlag — da springt die Felswand auf,
Ottilie fliegt hinein, und wie zum Spotte
Schließt sich der Felsen wieder vor der Rotte.

Und an dem Orte, wo die Wand sich schloß,
Entspringt dem Felsen murmelnd eine Quelle;
Die Männer schrei'n: „Des Herren Macht ist groß!“
Und fallen betend nieder an der Stelle.
Ein Jeder wäscht die trüben Augen klar,
Und fühlt sich umgewandelt wunderbar;
Bald ist der Quell gefaßt, der Platz gelichtet,
Und ein Altar der Heiligen errichtet. —

So zog vorbei die alte Zeit an mir
Und strahlte durch die Träume meiner Kindheit,
Wohl mancher Pilger wusch die Augen hier,
Und heilte sich damit von seiner Blindheit; *)
Dem echten Glauben wird der Blick erhellt,
Er sieht das Licht in dunkler Sagenwelt
Und geht im Wald, auf dichtverwachsenen Wegen
Dem morgenrothen Gipfel froh entgegen.

A. Schzlr.

(Die Ottilien-Sage ist noch von Mehreren bearbeitet, u. A. von K. Simrock, Benedicte Naubert und Adolf Stöber. Siehe des Letzteren „Gedichte.“ Hannover, 1845. Hahn.)

Der Venusberg bei Ufhausen.*)

Oben auf der auf dem Schinberge bei Ufhausen, eine Stunde von Freiburg gelegenen Schnewburg lebte in alter Zeit ein Ritter, der Jahre lang viele und große Verbrechen beging und in Ueppigkeit und wilder Sinnenlust seine Tage und Nächte verschwelgte. Endlich wachte sein Gewissen aus dem Traume auf und er nahm sich vor, einen andern Lebenswandel zu führen; da ihn aber kein einheimischer Priester von seinen Sünden lossprechen wollte, so pilgerte er nach Rom,

*) Dieser Quelle wird eine [illegible] zugeschrieben.

um von dem Papste selbst die Absolution zu erlangen. — Doch auch dies blieb vergebens. Vielmehr entsetzte sich der Papst, als er des Ritters Beichte vernommen hatte, so sehr darüber, daß er ihm sagte: „Eher wird der Stab, den ich hier in der Hand halte, Rosen tragen, als daß Eure Sünden bei Gott Vergebung finden." — Trostlos kehrte nun der Ritter den weiten Weg nach Hause über die Alpen zurück. Als er aber das Thal hinauf nach seinem Schlosse ritt, sah er seitwerts den Eingang des Berges, in welchem die heidnische Göttin Venus ihren üppigen Hofhalt verlebt hatte, offen; rauschende Musik und süße Lieder klangen ihm daraus entgegen und lockten sein verzweiflungsvolles Herz mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er, um seine innere Qual zu vergessen, mit seinem Pferde hineinsprengte in die Tiefe des Berges.

Zwei Jahre später fing unvermuthetter Weise der Stab des Papstes, derselbe, den er in Gegenwart des Ritters in der Hand gehabt, an, zu grünen und Rosen zu treiben, worauf sich der heilige Vater des bereits vergessenen Sünders wieder erinnerte. Sogleich erging vom Papst aus ein Bericht darüber an des Ritters hinterlassene Wittwe auf der Schneeburg. Die arme Frau ließ unverzüglich in dem Venusberge nachgraben, wo man auch wirklich in der Tiefe der Höhle, welche den Eingang zum Venushofe bildete, den Ritter, aber todt, und noch auf seinem Pferde sitzend, fand.

(Vergl. „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum," herausgegeben von Dr. [illegible] Freiburg, 1829, [illegible], S. 349.)

) Die Sage vom Venusberge kommt, außer in Thüringen, auch zuweilen am Oberrhein vor). Schöne Natur und mildes Klima begünstigen daselbst die Lustgelage im Freien, und mancher Ritter, wie Tanhuser, fruchtlos gewarnt von einem treuen Eckart, mochte bei solchen Gelegenheiten, in fröhlicher Gesellschaft am Saume des Waldes, spurlos verschwunden seyn. Dann hieß es gewöhnlich, Frau Venus mit ihren Gespielinnen habe ihn zu sich in die Tiefe des Berges gelockt, wo zwar in den krystallenen Sälen Tanz und Spiel und allerlei Festlichkeiten gefeiert werden, aber auch die Rückkehr an die Oberwelt für ewig versagt bleibt.

(Vergl. „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum," herausgegeben von Dr. [illegible] Freiburg, 1829, [illegible].)

*) Wie [illegible] kommt [illegible] auch in Westfalen in Schwaben vor. „Beiträge zur Landeskunde [illegible] Sagen über den Hörselberg auf dem Venusberge."

Das Hexenthälchen.

Um den Schinberg zieht sich, von Freiburg her, über Merzhausen und Au nach Wittnau ein Thälchen, das Hexenthälchen heißt, wegen des alten Annele, welches vor vielen Jahren dort verbrannt wurde. Einmal war ein schreckliches Gewitter mit Wolkenbruch, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte; alles Feld längs des Baches war zerrissen und versandet. Da jammerten die Leute und schlugen die Köpfe zusammen; auch das Annele schaute, aber ohne große Theilnahme, in die Verwüstung. Da rief ihr die Nachbarin ärgerlich zu: „Du hast ja Alles verloren, dein Mättlein ist hin, und du jammerst nicht einmal!" Das Annele aber erwiederte darauf: „„selber thun, selber haben."" Da merkte die Nachbarin, daß das Annele das Wetter gemacht habe und eine Hexe sei und machte sogleich die Anzeige. Der Amtmann ließ daher das Annele einsperren, konnte aber doch nichts Rechtes aus ihr heraus oder auf sie bringen und erdachte sich deßhalb eine List. Als er sie wieder vorführen ließ, sah er sie ganz geringschätzig an (sonst hatte man vor den Hexen großen Respect) und sagte ihr: „er werde sie wieder fortschicken, sie konne nichts und sei keine rechte Hexe." Das war dem Annele an die Ehre gegriffen, daher faltete sie sogleich voll Verdruß ihren Schurz zusammen und machte ein Häslein mit langen Ohren, das alsbald wieder verschwunden war. Da bekreuzten sich Alle und der Amtmann war nun seiner Sache gewiß. Er ließ also das Annele verbrennen, das sich auch ganz geduldig an den Pfahl binden ließ. Jedes Kind aber kann Einem noch heut zu Tage das Hexenmättlein zeigen und den Ort, wo sie das Annele verbrannt haben.

Dr. Heinrich Schreiber.
(Originalmittheilung.)

Der Springbrunnen zu St. Ulrich.

Als der heilige Ulrich mit seinen frommen Mitbrüdern im Thälchen oberhalb Vollschweil sein Kloster baute, schlich einmal um Mitternacht der Teufel mit einem gewaltigen Felsblock herbei, um es zu zerschmettern. Ulrich und die Seinigen beteten

aber so inbrünstig, daß er, unfähig, sein Vorhaben auszuführen, den Felsen ganz sanft in den Klostergarten niederlegte und sich eiligst davon machte. Am folgenden Morgen war Alles erstaunt, an dieser Stelle einen solchen Steinblock zu finden, welchen Menschen allein mit aller Anstrengung und Geschicklichkeit durch die enge Thalschlucht nicht heraufzubringen vermocht hätten. Es war ein derber rother Sandstein, der schon durch seine Lage mitten im Garten von selbst einlud, ihn zum Becken eines Springbrunnens umzuwandeln. Die Mönche legten auch sogleich Hand an das Werk und verfertigten ein kunstreiches Wasserbecken, welches noch jetzt Bewunderung erregt. An seinem Rande, in der einen Hälfte, zeigt es Christus mit dem Kreuze, zwischen Moses und Elias sitzend, mitten unter zwölf Propheten, welche stehend, größtentheils mit aus ihrem Munde hervorgehenden Spruchbändern, abgebildet sind; in der andern Hälfte sitzt Christus zwischen den Sinnbildern der vier Evangelisten und hat ein aufgeschlagenes Buch vor sich; neben ihm, zu beiden Seiten, sitzen die zwölf Apostel. Jede Figur von der andern durch Säulchen getrennt, befindet sich in einer eigenen Rundbogennische. Darüber und darunter läuft eine einfache Verzierung des Gesimses hin, welche nur von der Mittelfigur beider Hälften (Christus) unterbrochen wird, und zu jeder Seite in einen Mönch übergeht, der auf dem Bauche im Staube liegt und die Hände flehend empor hebt.

An diesem Springbrunnen saß der heilige Ulrich öfters wenn er sich von den Anstrengungen des Gebetes erholte und sein von Kopfschmerz geplagtes Haupt mit Wermuthessenz einrieb. Dann aber störten ihn die leidigen Elstern wieder durch ihr Geschrei, denn er liebte die Einsamkeit und hatte sich in die abgeschiedene Vilmarszelle begeben, weil ihm das frühere Klösterchen unweit Rimsingen, (an der Landstraße zwischen Freiburg und Breisach) zu geräuschvoll gewesen war. Er ruhte also mit seinem Gebete nicht, bis auch diese lästigen Gesellschafter, diese neckenden Abgesandten des Teufels, die Elstern für immer das Klostergebiet verlassen mußten.

(Siehe Dr. Heinr. Schreiber's „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum." Jahrgang 1839. S. 365 u. f.)

Die Dreisam.

An der Landstroß, die dur des Thal und witer dur's felsig
Höllethal nuf un in's Schwobeland nus zieht, lit Zarte — me sieht's wohl.
In ere gringen Entfernung vu dem chunnt Burg; ober dem fließt
Us der Wagesteig her en Bach, i cha sin Name nit nenne,
Herwärts von Buechebach mit dem Ybach z'semme, der sel isch
Usem Ybethal hercho. Tummlet hen si si beede,
Hen usem Weg enander das un deis jez z'verzehle,
Aber's vermehrt si d'G'sellschaft e chlei Viertelstündli vor Burg drus
Mit eme Brüederle, des usem Höllethal vu de Felse
Un vum Hirzsprung hinte vor über Felsen und Stei stürzt.
Großi Freud hen die drü, (Drei) sie fallen enander um d'Häls, un
Wechsle höflige Rede; keis will vorm andere 's Erst si.
Un der Höllebach seit: „Min Name chan i nit b'halte;
Bini nit im Himmelreich gsi, un wandle mer jez nit
In dem schöne Thal? So loset denn, was i will vorschla:
Sin mer z'semme nit drü? so wemmer denn Drüzsemme heiße."
„Seig's so," hen die andere gseit, un dasse vor Zarte
Het me si täuft, jez heiße sie Drüzsem, un Dreisam uf hochdütsch. —
Des henner guet g'macht, ihr Flüßli! z'Friburg wird men i lobe,
En wird d'Stadt ufstoh, me wird ich's Bürgerrecht schenke,
Und in alle Gasse wereter därfe handthiere!

(Aus der Festhalle von Sandikus Dr. Biechele in Freiburg: „Freiburgs Genius an die im September 1838 in seinen Mauern versammelten Naturforscher und Aerzte ꝛc." Freiburg, 1838. Gyrus.)

Das Burgfräulein auf Wißneck.

Auf den Ruinen andrer Schlösser ziehen weiße Frauen um Mitternacht einher und verbreiten, als Vorboten trauriger Ereignisse, Furcht und Schrecken; das Fräulein auf Wißneck läßt

sich tagsüber am hellen Tage sehen, verweilt oft Stunden lang, wie ein heller Lichtstreifen, mitten im Gebüsche oder in dem dunklen Gemäuer, verschwindet plötzlich und erscheint wieder, doch thut sie keinem guten Menschen etwas zu Leide. Wer aber mit beschwertem Gewissen oder mit böser Absicht in ihre Nähe kommt, der hat gewöhnlich seine Unverschämtheit sehr zu bereuen. Ehe er es sich versieht, schlingt sich das Dornengebüsch so fest um ihn, daß er nicht mehr vorwärts kann; eine unerklärliche Angst überfällt ihn und, zerrissen an seinem Kleidern, blutend an Gesicht und Händen, eilt er zurück, oder es wird vom Thurme Mauerwerk auf ihn herabgeschüttet, und er sieht in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Früher zeigte sich das Jrmalein öfter und half manchem Verlichenen, wovon viel zu erzählen wäre; aber seit einigen Jahren hat man sie nur noch hin und wieder und nur in tiefer Dämmerung gesehen. Alte Leute meinen, sie zeige sich gar nicht mehr, wegen der Schandgräber, welche sie empfindlich hätte strafen müssen. Ich will darüber nicht entscheiden, denn wie könnte ich in das verborgene Herz eines solchen Geisterwesens hineinsehen? Sondern nur getreu berichten, was ich gehört und gesehen habe.

Die Burg Wildenfeld liegt zu oberst in dem lieblichen Nichtenthaler Thale. Rechts an ihr vorbei führt die Hauptlandstraße nach Schwalbe, und kein Reisender geht vorüber, ohne sich den romantischen Ruinen auf dem Felsen, mit Thor und Thürmen überragtem Berghügel zu erfreuen. Nachmals von der Burg trennt sich ein Pfadweg, am welchem sich zur Mittagszeit gewöhnlich die Heerden lagern und ergötzen. Dort kommt auch die Hirten und Schafen Zeile, oder versuchen neue Stückchen auf ihren Pfeifen. Hie und da mag wohl ein Thalmädchen dabei angelacht und herbei gezogen werden; dem Jrmalein aber ist dieses Gewühl zuwider und sie läßt sich nach dieser Zeit bei nicht blicken. Dagegen kann ein anderer Gespenstmann ihr Gefallen zu haben, welcher sich gewöhnlich von den übrigen abtrennt und in der nördlichen Gebüsche oder einem andern Buche hinterm und liest. Anfänglich zeigte sie sich ihm aus der Ferne, sichtbar, als sie dem Knaben ein großes Stück Milchgen sah, wie es ihr seine Mutter gebacken hatte, und verschwand wieder. Nach und nach kam sie etwas näher und der Knabe legte

allmälig seine Furcht ab. Auffallend war es, daß sie stets über eine gewisse Stelle nahe bei den Mauern hinging, einige Augenblicke wie sinnend dort verweilte, und dann sich wieder schnell entfernte. Eines Tages dachte der Knabe, er wolle doch nachsehen, was es mit diesem Gesellchen für eine Bewandtniß habe, merkte sich den Ort und ging nach einiger Zeit daselbst hin. Sieh, da schien ihm etwas aus dem Grase wie eine große Silbermünze entgegen zu glänzen, schnell bückte er sich nieder und hatte einen dollen Thaler aus den Schwedenzeiten in der Hand. Hocherfreut und zugleich neugierig wühlte er mit seinem Stabe die Erde ein wenig auf, und es kam noch ein zweiter und ein dritter Thaler zum Vorschein. Schon wollte er, der noch nie so viel Geld beisammen gehabt hatte, voll Entzücken aufjauchzen, aber was sah er, als er seinen Kopf emporhob? Das Vargfräulein, wie es lebte und lebte, tritt vor ihm. Freundlich lächelnd sah es seiner Arbeit zu, legte aber, als er aufschaute, zwei Finger auf den Mund und verschwand. Der arme Kleine war wie versteinert, denn so nahe stand sie noch nie vor ihm, und selbst der alte Segen, den es gewiß hervorzuziehen wollte („Alle gute Geister u. s. w.") blieb ihm im Munde stecken. Es mußte nun nichts Angelegentlicheres als auch schnell fort zu gehen, und wagte es noch lange nicht, in die Tasche zu greifen, weil er gewiß, aber gar noch glimmende Kohlen, wie es sich geschieht, hervor zu ziehen besorgte. Als er endlich mit aller Vorsicht die Untersuchung anstellte, so fand er, daß die Thaler richtig Silber geblieben seien, und verwahrte sie nun sorgfältig, um sie am nächsten Markttage nach Arnsburg zu bringen und umzuwechseln. Sie kamen in die Hände des Alterthumsfreundes, welcher dieses Märchen erzählt, und in diesen Münzen einen schlagenden Beweis für die Wahrheit desselben vorlegen kann.

Der Knabe kam ganz glücklich nach Hause und wußte kaum, wo er seinen Schatz unterbringen sollte. Um so bereitwilliger trieb er jetzt seine Heerde auf die Weide und verweilte Tage lang bei dem alten Schlosse, aber so oft es auch über seine Thürchen nach den Mauern hinschielte, so war es doch lange vergebens. Man könnte freilich sagen, es hätte nur an der ihm wohlbekannten Stelle nachgraben sollen, aber damit hatte es

sein gutes Bewenden. Denn auch dieser Geisterspuk, so lieblich er war, hatte doch das Eigne, daß die Erinnerung an Ort und Stelle sich augenblicklich wieder verwischte und der Knabe den halben Berg hätte umwühlen können, bis er wieder zu dem Schatze gelangt wäre. Endlich schien sich doch das Burgfräulein ihres Lieblings wieder zu erinnern; er hatte nämlich einen Schulpreis gewonnen, und hielt das schöne rothgebundene Buch so lange nach dem Schlosse hin und las so fleißig darin, daß des Fräuleins Herz von Stein hätte seyn müssen, wenn es nicht bewegt worden wäre. Kurz, sie erschien auf einmal wieder, nickte sehr freundlich und winkte wieder auf die bezeichnete Stelle. Dem Knaben schien es, als fielen ihm die Schuppen von den Augen; er sah nun wieder, was er seither nicht mehr gesehen, übergab dem Hund die Wache über die Heerde, nahm den schönen Schulpreis unter seinen Arm, zog höflich den Hut ab und näherte sich unter vielen ehrfurchtsvollen Bücklingen wieder der Stelle. Richtig, auch jetzt ging er nicht leer aus, vielmehr war der ganze Boden mit Silberstücken wie übersäet. Er that also einen tüchtigen Griff und wollte noch einen zweiten thun, da fing plötzlich sein Hund an zu bellen. „Gewiß," dachte er, „ist bei der Heerde etwas vorgegangen, ich darf mich nicht länger aufhalten!" und mit diesem Gedanken, und nachdem er dem Fräulein noch eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, eilte er davon. Er sah nur noch, wie sie neuerdings die zwei Finger, fast ängstlich bittend, zum Munde führte, und rief vor sich hin: „Weiß schon, keiner Seele ein Wörtchen!" Als er bei der Heerde ankam, lag diese in größter Ruhe beisammen und es schien, als hätte der Hund nur aus Muthwillen eine kleine Stimmübung vorgenommen, vielleicht auch einen Bekannten zu grüßen, der unten am Berge neben dem Führer hinter einer Ziegenheerde bedächtig herstakte. Zum erstenmal wurde der Knabe über seinen Spitz recht mißmuthig, und wies dessen Liebkosungen mit einem derben Stoße zurück.

Jetzt zählte er sein Geld; es waren zwölf Stücke, für die er wenigstens fünf oder sechs Thaler erwarten durfte. Bald verschwand deßhalb sein Unmuth und machte einer um so größeren Munterkeit Platz. Auch Spitz wurde zu Ehren gezogen und nahm sein Unterkommende bei der Heerde wieder ein, welche

sehr erstaunt war, ihn in Ungnade fallen zu sehen. Früher als gewöhnlich, und mehr singend und tanzend, als im Alltagsschritte, ging er nach Hause. Ein so verändertes Betragen mußte seinen Mitdienstboten auffallen und den Verdacht bestätigen, welchen wenigstens Einer unter denselben bereits geschöpft hatte. Dieses war der boshafte und neidische Knecht des Hansee, welcher nun beschloß, sich an den Knaben zu machen und demselben das Geheimniß zu entlocken. Er brachte daher während des Essens die Rede auf das Burgfräulein und dessen bekannte Freigebigkeit; zugleich frug er ganz ebenhin den Knaben, ob ihm, der doch täglich um das Schloß herum hüte, noch nichts zu Theil geworden sey? Vergebens folgte eine ausweichende Antwort; die Röthe, welche schnell das Gesicht des Knaben überflog, ließ kaum einen Zweifel übrig. Der folgende Tag war ein Sonntag. Auch dieser zufällige Umstand begünstigte den Betrüger, welcher den arglosen Kleinen in ein Wirthshaus lockte, und demselben so lange mit Wein zusetzte, bis er Alles rein ausplauderte. Auch die muthmaßliche Stelle mußte er dem Knechte möglichst genau angeben, und dann entließ ihn dieser mit einigen Schlägen, und nahm ihm noch überdies den größten Theil des gefundenen Geldes ab. Bitterlich weinend kehrte der Knabe beim anbrechenden Dunkel nach Hause zurück, und sein Schmerz wurde noch vermehrt, als er zufällig auf die Schloßruine hinüber sah und dort die Gestalt des Burgfräuleins erblickte, wie sie mit gehobenem Finger gegen ihn herab drohte. Er wehklagte die ganze Nacht und fuhr am Morgen weit früher als gewöhnlich mit seiner Heerde auf den Burgplatz, um dort unter bitteren Thränen das Fräulein um Verzeihung zu bitten. Er weinte Tage und Wochen lang, aber vergeblich; schon lang ist er einer der schönsten Burschen im ganzen Thale geworden, doch hat er noch immer die Thränen in den Augen, wenn er von dem himmlischen milden Fräulein spricht; aber gesehen hat er sie seither nicht wieder.

Der arge Knecht dagegen glaubte um so zuversichtlicher, daß jetzt für ihn die Stunde des Glückes gekommen sei. Schon lange hatte er sich mit zwei Schatzgräbern in eine Bekanntschaft eingelassen, welche durch die Mittheilung, die er ihnen machte, den höchsten Grad der Vertraulichkeit erhielt. Gemeinschaftlich

wurde das alte Gemäuer untersucht und es ergab sich aus den Bewegungen der Wünschelruthe, daß an dem Orte, welchen der Knabe zufällig bezeichnet hatte, ganz gewiß ein großer Schatz liegen müsse. Die nöthigen Vorkehrungen wurden schleunig gemacht. Das Gefäß mit Weihwasser und das Büchlein mit den Zauberformeln wurde in eine abgelegene Nische niedergelegt, wo es nach Jahren der Erzähler dieses Mährchens bei einem Besuche der Burg zufällig und mit traurigen Gefühlen wieder fand. Der Ort zu den verhängnißvollen drei Kreisen wurde abgesteckt, vierzehn Tage streng gefastet und endlich in einer dunkeln und schaurigen Herbstnacht der bedauernswürdige Versuch vorgenommen. Es war den ganzen Tag über umwölkt und stürmisch gewesen, das Unwetter mehrte sich auf die Nacht und steigerte sich von Stunde zu Stunde. Schneidend strich der Wind durch das Gebüsch und trieb ganze Haufen abgestreiften Laubes vor sich her. Die wilde Dreisam rauschte stärker und unheimlicher erscholl die Stimme des einsamen Uhu's in dem Walde. Jedermann verschloß sich in sein Häuschen und seine Hütte und beschwerte sich über den schaurigen Abend; nur den drei Schaygräbern war er ganz willkommen und je menschenleerer die Gegend wurde, desto mehr freuten sie sich. Endlich, als sie sich völlig sicher wußten, machten sie sich mit den Werkzeugen zum Graben auf den Weg und eilten dem alten Gemäuer zu. Die Wünschelruthe schlug neuerdings an, die Kreise wurden nach Vorschriften gezogen und die furchtbaren Beschwörungsformeln begannen. Der Mittelpunkt der Kreise befand sich an dem, durch Brand und Zeit gespaltenen Gemäuer, welches weit über ihre Köpfe heraufragte. Dreimal wurde das sogenannte Christophelsgebet oder der Höllenzwang vorgelesen; die Erwartung der Unglücklichen war auf das Höchste gespannt — da kam plötzlich ein weit stärkerer Windstoß als alle bisherigen, das ganze Gebüsch schien lebendig zu werden und die Schaygräber drehten voll Gierigkeit und Angst ihre Köpfe dahin, weil sie von daher das Geisterfräulein und die abzuliefernde Geldkiste erwarteten. Aber umgekehrt, die Laterne hinter ihrem Rücken wurde umgeworfen und ausgelöscht, ein furchtbares Brullen donnerte in ihre Ohren hinein und als sie sich entsetzt umkehrten, fühlten sie über ihrem Nacken die zottigen Tatzen des Höllenhundes und

sahen, wie er mit feuersprühenden Rabaugen sie anglotzte und den Rachen öffnete, sie zu verschlingen. In dem Entsetzen waren sie ihrer selbst nicht mehr mächtig und stürzten mit dem Geheule der Verzweiflung aus den Kreisen heraus, von welchen sie Rettung erwarteten. Wenig Augenblicke vergingen und alles sank in die tiefste Stille zurück; nur der Wind peitschte die Blätter umher nach wie vor.

Des folgenden Tages fand man alle Drei bewußtlos um die Trümmer herum liegen, und konnte leicht errathen, was hier geschehen war. Zwei kehrten nicht mehr in das Leben zurück, der Dritte kam wohl wieder zu sich, aber ein dumpfer Wahnsinn hatte sich seiner für immer bemächtigt. Oft sah man ihn an der Landstraße, nicht weit von dem Schlosse, unter einem steinernen Kreuze sitzen und die Vorübergehenden um eine Gabe bitten. Er kehrte dem Orte seines Unglücks den Rücken zu, stierte gedankenlos vor sich hin, und sprach keine Sylbe; auch soll seit dieser Zeit kein verständliches Wort aus seinem Munde gegangen seyn. Er murmelte nur abgebrochen vor sich hin und drückte den Hut in seine Stirne. Wenn aber zufällig sein Blick auf die Schloßruine fiel, fing er am ganzen Leibe zu zittern an und umfaßte unter Angstgeschrei das steinerne Kreuzbild, als wenn dieses allein ihm Schutz und Ruhe zu gewähren vermöchte.

— Heinrich Schreiber.

Himmelreich und Hölle.*)

Wie nah die Hölle grenzt an's Himmelreich,
Im Dreisamthale kannst du leicht es schauen;
Ein Felsenthor versetzt dich zaubergleich
Vom Paradies in wilder Schluchten Grauen.
Dort draußen lacht der Wiesen Blumenpracht,
Hier brütet Nacht im Riesenklippenschacht;
Dort Sonnengold und Thautjuwelgeblitze,
Hier scheint Kobold und Gnom im Landesbesitze.

Doch gleicht die Dreisam nicht dem Lethefluß,
Der schlammtrüb schleichet durch der Alten Hölle,
Nein, lustig stürzt sie sich im Schaumerguß

Von Block zu Block, von Fels zu Felsgerölle.
Du trinkst aus ihr, anstatt Vergeßlichkeit,
Nur frisches Kraftgefühl und Fröhlichkeit,
Und köstlich munden dir aus ihren Wellen
Zum goldnen Wein die zierlichen Forellen.

Denn einen Wirth, wie den im Höllenthal,
Wirst du im Paradies vergeblich suchen.
Bei seiner Küche auserlesnem Mahl
Gewiß nicht deinem Pilgerloose fluchen; [2])
Sein Traubennektar vom Markgräflergau
Verklärt die Hölle dir zur Himmelsau,
Und statt der Hexen oder Teufelinnen
Siehst du nur rosige Schwarzwälderinnen.

Und lächelt dir ein solcher Engel zu,
Möchst du wohl kaum die Hölle mehr verlassen,
Und lieber in zweisiedlerischer Ruh
Mit ihm dich nisten in die Felsenmassen;
Fern von der Welt verwirrendem Gewühl,
In einer Hütte traulichem Asyl,
Des Tannenwalds, des Wasserfalles Rauschen,
Den Hirschlein, Reh'n und wilden Tauben lauschen.

Doch brich nun ab dein träumerisches Zelt,
Hier sollst du deinen Wanderstab nicht pflanzen!
In neuem Zauber lockt des Feldbergs Welt,
Hinauf die Steig, vorbei die Kriegerschanzen! [3])
Entstiegen bist du heil der dunklen Kluft,
Und wiegst dich frisch in freier Höhen Luft;
Wer kühn bestand der Höllen Abenteuer
Hat nicht zu fürchten mehr das Fegefeuer.

P. Schulz.

[2]) Der reizende Theil des Dreisamthales, der sich, drei Stunden östlich von Freiburg, an den Vorbergen des Schwarzwaldes noch in ansehnlicher Breite dahin zieht, heißt das Himmelreich; dem Strome hinaufwerts folgend tritt man aber plötzlich aus dem gartenähnlichen Lustgefilde durch ein hohes Felsenthor, welches das Thal zu verschließen scheint, in den durch Moreau's kühnen Rückzug (1796) berühmten Gebirgspaß, die Hölle genannt. Auf beiden Seiten des wild daher brausenden Baches starren uns himmelhohe Klippen, mit spärlichen Tannen

und Föhren bewachsen, entgegen; zwei der höchsten dieser Kuppen, die einander diesseits und jenseits gegenüber stehen, heißen „der Hirschsprung"; denn ein gehetzter Hirsch soll einmal von einem dieser Gipfel über die Schlucht hinweg zum andern hinüber gesprungen seyn.

*) Dieß von ausflugslustigen Breisgauern und Fremden zahlreich besuchte Höllenwirthschaft ist das Gasthaus zum Sternen im hintersten Theile des Thales, hart an der Steige, die hinauf sich die Poststraße nach Neustadt windet; der treffliche Markgräflerwein und die unvergleichlichen Forellen, die man hier aufgetragen erhält, machen alle Schauer dieser Hölle leicht vergessen. Nahe daran bildet der von Breitnau her zwischen ungeheuren Granitblöcken sich die Bahn brechende Ravennenbach einige höchst malerische Fälle.

*) Auf der Steige kommt man an den Ueberresten der Verschanzungen vorbei, welche in den ersten Monaten des Jahres 1814 von den Alliirten hier angelegt wurden, als es noch ungewiß war, ob der große Zauberer Napoleon nicht wieder ein frisches Bündniß mit dem Glück oder Teufel schließen und einst seine Heerschaaren hier durch wieder in das Herz Teutschlands führen werde. Auf der Höhe der Höllensteig angelangt, genießt man wieder freie Aussicht auf die umliegenden Berge, unter denen des Feldbergs ehrwürdiges Haupt, selten aber kaum einen Monat im Jahr ohne weiße Schneekappe, sich rechts neben und erhebt. Südlich von der Straße im „Moos" ragt die rothe Kuppel des Thurms von Hinterzarten empor, dessen Kirchspiel weit gestreut, ober- und unterhalb der Steig und um den Fuß des Feldbergs herum liegt. Hinterzarten soll ehedem „in der Zärte," nämlich in der zarten Jungfrau Haus geheißen haben, von einem Marienbilde, das zuerst daselbst aufgestellt wurde. Hier oben haben wir nun schon den eigentlichen tiefern Schwarzwald betreten.

Herr von Falkenstein.

(Fragment Diez, nach abgedruckt in Herder's Volksliedern. I. Th. S. 232.)

Es reit' der Herr von Falkenstein,
Wohl über ein' breite Heide.
Was sieht er an dem Wege stehn?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

„Wohin, wohinaus du schöne Magd?
Was machst du hier alleine?
Willst du die Nacht mein Schlafbuhle seyn,
So reite du mit mir heime!"

„Mit Euch heimreiten, das thu' ich nicht,
Kann Euch doch nicht erkennen.“ —
„Ich bin der Herr von Falkenstein,
Und thu' mich selber nennen.“

„Seyd Ihr der Herr von Falkenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch bitten um'n Gefang'nen mein,
Den will ich haben zur Ehe.“

„Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
Im Thurm muß er verrauren.
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwo hohen Mauren.“ —

„Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurm,
Wohl zwischen zwei hohen Mauren,
So will ich an den Mauren stehn,
Und will ihm helfen trauren.“ —

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
„Feinslieb, bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen.“

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um,
Den Thurm wollt sie aufschließen:
„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär;
Keine Stund thät mich verdrießen!

„Ei dürft ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein Knechte,
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein,
Um meinen Herzliebsten fechten!“

„Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Dann wär mir immer ein Schande!
Ich will dir keinen Gefangnen geben;
Zieh mit ihm aus dem Lande!“ —

„Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,
Hab niemand was gestohlen:
Und wenn ich was hab liegen lahn,
So darf ich's wieder holen."

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn u." Pg. 1.)

Sagen von der Burg Falkenstein.

Wenn der Wanderer von Freiburg aus die Landstraße nach Schwaben einschlägt, führt sie ihn zuerst die ganze Länge des freundlichen Kirchzartner Thales hinauf und dann, sich einer von Ferne kaum bemerkbaren Oeffnung des Gebirges zuwendend, ostwärts weiter in das sogenannte Himmelreich. Hier freut er sich, noch von der etwas erhöhteren Straße herabblickend, der frischen Wiesengründe, die von den klarsten Bächen durchschnitten und mit zahlreichen Heerden bedeckt sind, des jugendlich dahinbrausenden Waldbaches und der unter malerischen Baumgruppen halb versteckten, zerstreut liegenden Höfe. Aber bald ändert sich die Ansicht, das Thal wird enger und wilder, tobender schäumt der Waldbach um die Granitblöcke, welche sich seinem Lauf entgegenstämmen. Von beiden Seiten drängen sich gewaltige Felsenmassen, oder steile, mit haltlosem Geröll bedeckte Abhänge hervor, die mit Nadelholz bekränzt sind. Nur links des Weges ziehen sich noch einzelne, zum Theil sehr ärmliche Hütten hin, über welchen auf einer Anhöhe weithin sichtbare Trümmer eines viereckigen Thurmes hervorragen. Der Umwohner hält sie mit Unrecht für die noch übrigen Reste der Burg Falkenstein; es stand hier nur ein Vorwerk mit geringem Umfange, vielleicht ein Wartthurm, um weiter hinab die Windung des Thales übersehen zu können. Des Gemäuers Dicke beträgt zwischen sechs und sieben Fuß, der innere Raum hat zwanzig Fuß in der Länge und vier und zwanzig in der Breite. Der Eingang ist an der westlichen Wand auf der Seite angebracht und im Gesteine noch unversehrt. Die wenigen Kreuzstöcke sind ausgebrochen, die Wände selbst ragen noch über das zweite Steckwerk hinauf. Der Graben zieht in unbeträchtlicher Tiefe auf drei Seiten um den Thurm; auf der vordersten Seite

gegen die Straße ist der Fels sehr abschüssig und nur mit Moos und aus den Ritzen hervordringendem niedern Gesträuche bekleidet.

Sezt man von hier den Weg weiter fort, so verdüstert sich die Ansicht des Thales immer mehr; die Hütten hören auf, die lezte Spur von Anbau verschwindet, und die Straße scheint in den zusammengeschobenen Bergabhängen aufhören zu müssen. Aber jezt erwartet den Wanderer erst das großartigste Schauspiel. Er steht am sogenannten Höllenthore, aus welchem der Waldbach (die Rota oder der Höllenbach genannt) wilder und schäumender als irgendwo daherbraust. Kalter Schauer befällt den Ueberraschten, wenn er zum erstenmale in diese tiefe Schlucht (die eigentliche Hölle) eintritt; schneidender Wind weht ihm entgegen, das Licht des Tages verläßt ihn, und wenn rings schon Alles grünt und blüht, findet er diese Abgründe noch mit tiefem Schnee gefüllt. Mühsam windet sich links die Straße an hauehohen, senkrechten, oft überhängenden Felswänden hin: sie wurde erst im vorigen Jahrhunderte für Fuhrwerke breiter gebrochen, früher zogen nur Fußgänger oder einzelne Saumrosse hier durch. Aber auch jezt noch lösen sich bisweilen unerwartet Steinblöcke ab und versperren oder erschweren auf einige Zeit den Durchgang. Rechts treten die nicht minder gewaltigen Felsen etwas mehr zurück, und fallen dadurch zwar weniger schreckend, aber um so großartiger in die Augen. Sie laufen meist in thurmartige, mit einzelnen Tannen gekrönte Spitzen aus, wovon die zwei merkwürdigsten den Namen des Hirschsprunges führen. Fichten und düsterer Wachholder umgrünen das schwarze Gestein, in dessen Vertiefungen da und dort gesammeltes Wasser in langen Milchfäden zum Bache hinabstäubt, der hier, gewaltsam eingeengt, unter wildem Getöse ein immer tieferes Bett wühlt, und seine Oberfläche mit dicken Schaumwirbeln bedeckt. Einsamkeit herrscht ringsum, nur bisweilen flattert ein Raubvogel, der in diesen Klüften nistet, lautkrächzend vorüber.

Mit Staunen und nicht ohne Beengung zieht der Wanderer an diesem erhabenen Naturgemälde dahin, und wenn er es zurückgelegt hat, wendet er seinen Blick nochmals, um es auch von jenseits zu genießen. Jezt erst kann er den Bau der linken

Felsenwand, in welche die Straße gebrochen ist, vollkommen überschauen. Sie steigt anfänglich breiter, dann schmaler längs des ganzen Bergrückens terrassenförmig hinauf, bis sie endlich zu oberst die schwindelndste Höhe erreicht. Ueberall steil und unbekleidet, hat sie den Abgrund neben sich; und selbst gegen oben, wo eine andere Felsenwand sich an sie anschließen will, steht sie frei und unberührt, hier nicht von der Natur, sondern von Menschenhänden durchbrochen. Jetzt bemerkt der Wanderer auch da und dort über sie aufragendes, aber mit ihr gleichförmiges und ganz in sie verwachsenes Gemäuer, dem er es ansieht, wie sich der glühendste Haß vergeblich bemüht haben mag, es zu überwältigen. Hier stand nun die Burg Falkenstein über den Abgründen der Höllenschlucht, selbst die Wächterin und Beherrscherin derselben. Fast auf jedem Punkte durch die Natur unzugänglich gemacht, wurde sie noch überdies auf der Nordostseite, wo sie ihren Eingang gehabt zu haben scheint, durch eine weithin laufende, zwölf Fuß dicke Mauer, die schon für sich ein Riesenwerk ausmacht, vertheidigt. Sie hatte auf ihren verschiedenen Abstufungen mehrere zum Theil beträchtliche Gebäude, von denen aber jetzt kaum mehr die Grundmauern zu erkennen sind. Die Aussicht war sehr beschränkt; vor- und rückwerts durch das Gebirg gehindert, thalaufwerts umfaßte sie eine Strecke der Höllenschlucht, thalabwerts fielen der Wartthurm, von welchem schon die Rede war, und die zunächst liegenden Hütten in die Augen der Bewohner. Jetzt stehen die Trümmer sehr öde und schaudererregend, der gemeine Mann kennt sie nur unter dem Namen des alten Raubschlosses.

Wie fast um jedes merkwürdigere Denkmal der Vorzeit hat die Sage auch um dieses ihr zauberhaftes Gewebe verbreitet. Hier hat sie den Erbauer der Burg selbst, den sie Kuno von Falkenstein nennt und mit allen ritterlichen Tugenden ausschmückt, zu ihrem Helden und Liebling gewählt.

Nur Eines, erzählt sie mit zuversichtlicher Gutmüthigkeit, fehlte zu seiner Beglückung: eine Nachkommenschaft, auf die er Namen und Thaten und Güter hätte übertragen können. Darob ging er tagelang in düstere Gedanken versunken umher, und begegnete nicht selten dem verkappten bösen Feinde, der des Ritters trübe Gemüthsstimmung zu benutzen und ihn um das Heil

seiner Seele zu bringen versuchte. Aber Kuno blieb standhaft und beschloß endlich, um dieser Lockung und seines Grames los zu werden, die gefahrvolle Reise in das gelobte Land und zum heiligen Grabe. Doch bevor er hinzog, brach er noch seinen Trauring und hinterließ seiner Gattin die eine Hälfte mit dem Bedeuten, daß sie, wenn er im Verlaufe von sieben Jahren nicht wiederkehre, und den Ring aufs Neue vereinige, ihn für todt, und daher ihr Eheband als für immer aufgelöst erachten solle. Durch viele Schlachten wurde bald im gelobten Lande das Schwert des Falkensteiners berühmt, der nun am heiligen Grabe seinem Gebete und seinen Thränen freien Lauf ließ, aber zuletzt auch in die Gewalt des Sultans gerieth und jahrelang in tiefem Kerker schmachtete. Endlich, durch göttliche Fügung befreit, will er nach Hause eilen, verirrt sich aber in ungeheuern Wäldern, aus denen er keinen Ausweg mehr finden kann. Da sinkt er erschöpft nieder und aufs Neue tritt der böse Feind zu ihm, und versichert ihn hohnlachend, daß so eben das siebente Jahr zu Ende laufe und seine Gattin, des mit ihm geschlossenen Ehebandes ledig, morgen ihre Hand einem benachbarten Ritter reichen werde. Jetzt geräth der niedergedruckte Kuno außer Fassung, und gibt dem Vorschlag des Verführers, ihn bis Morgen in die Heimath zu bringen, unter der Bedingung Gehör, daß seine Seele ungefährdet bleibe, wenn es ihm gelänge, auf der ganzen unermeßlichen Reise sich des Schlafes zu enthalten. Sogleich verwandelt sich der Satan in einen Löwen, dessen Rücken der Ritter besteigt und auf dem er nun durch die Luft dahin fährt. Tief unter ihnen lassen sie Länder und Meere zurück, aber bald vermag es die durch die ungeheuersten Anstrengungen erschöpfte Kraft des Ritters nicht länger dem, andringenden Schlafe Widerstand zu leisten. Schon wollen die Augenlider sich schließen, und der wackerste Mann soll des bösen Feindes Beute werden; sieh! da fliegt unversehens ein Falke herbei, setzt sich auf das Haupt des Ritters und hält den Schlaftrunkenen mit seinem Schnabel und dem Schwunge seiner Flügel wach. So gelangt er unversehrt und neu gekräftigt in dem Augenblicke in der Nähe seines Schlosses an, als eben der Brautzug aus der Kirche dahin zurückkehrt und sich Kuno ungekannt in denselben mischen kann. Er nimmt Theil an dem

festlichen Mahle und läßt, der Braut seinen Becher zubringend, die zurückbehaltene Hälfte des Ringes in denselben fallen. Sie bemerkt es mit freudigem Erstaunen, wirft auch ihre Hälfte in die goldene Schaale und der Ring vereinigt sich wieder zum ungetrennten Ganzen. Jetzt wird Kuno erkannt, und tritt wieder als Herr und Gemahl in die ihm gebührenden Rechte ein. Auch ist von nun an seine Ehe gesegnet; durch Jahrhunderte erblüht ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft, die mit dankbarer Anerkennung ihres Ahnherrn Retter, den Falken mit geschwungenen Flügeln, in ihrem Wappen führt. *)

So Lieblichschauerliches weiß die Sage vom Gründer der Burg Falkenstein dem gutwillig zuhörenden Wanderer da und dort in einer der einsamen Hütten mitzutheilen: fragt er aber nach den späteren Bewohnern des Schlosses und nach den Ursachen seiner Zerstörung, so zieht sie sich verstummend zurück und weiset den Fragenden in diesem späteren Gebiete an ihre jüngere Schwester, die Geschichte, die so gerne sinnend und forschend an ihrer Seite geht, und nun auch, wenn gleich in einfacherem und ernsterem Tone, dafür aber um so bestimmter und sicherer, das Wort übernimmt.

In den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts hatten an der Burg Falkenstein mehrere Familienglieder Antheil, von denen sich nur Thoman von Falkenstein, eines Edelknechtes Sohn, zu Freiburg, wo er Bürger war, niedergelassen zu haben scheint. Die Uebrigen, Ritter Hans und Künlin, Herrn Künlins seligen **) Sohn, nebst seinen drei Söhnen, dem Ritter Dietrich und den Edelknechten Werner und Klein-Künlin, hatten auf der Burg selbst ihre Häuser und Knechte.

Hier war schon seit Jahren die schöne Zeit ritterlicher Tugenden vorüber, und man benützte ungescheut die allgemeine Gesetzlosigkeit des unter Wenzeslaus der größten Verwirrung preisgegebenen Reiches, um Vorüberziehende jeder Art anzufal-

*) [illegible] Sage [illegible], [illegible] sich diese Sage bereits in [illegible] 1805 [illegible] 210 [illegible] Schmidt v. Rotteck, wie auch bei Herrgott, [illegible] bekannt.

**) Zweifelhaft ist hier [illegible], dessen abgeschriebener Grabstein noch [illegible] zu lesen ist. [illegible] Jahre [illegible] Jahre [illegible] „Anno Domini MCCCXLIII. 19 Idus Maji obiit [illegible] de Valkenstein Miles.

len und sich ihres Guts zu bemächtigen. Ohne Zweifel trug anfänglich die ganz abgeschiedene Lage der Burg, die fortwährende Einsamkeit und die Zuversicht, mit der man auf der unzugänglichen Felsenwand jedem Angriffe trotzen konnte, nicht wenig dazu bei, die übermüthigen Herren, welche überdieß noch schwere Schuldenlast drückte, in so schändliches Leben zu verlocken. Wie leicht mochte in ihnen, wenn sie von ihrem Adlersitze auf den tief in der Schlucht dahinziehenden Wanderer herabsahen, der Gedanke aufsteigen: der Fremdling, der hier in den Abgrund eingegangen, habe sich selbst muthwillig in ihr Gefängniß, in ihre Hände geliefert und sie zu Herren über sein Leben und Gut gemacht; sie dürfen nur wollen, so sey ihnen Beides verfallen, denn wer vermöge wohl, sie hier oben deßhalb zur Rede zu stellen?

Jede noch aus den Verhören aufbewahrte Aeußerung der Burgbesitzer zeugt von diesem gränzenlosen Uebermuthe und zugleich von einem sittlichen Verderben, welches nur der eigenen Frechheit Gehör gibt und jedem menschlichen und göttlichen Gesetze Hohn spricht. Als Werner einst vier ehrbare Männer aus den Landen des Herzogs von Geldern oder Jülich niederwarf, ihnen ihr Geld (bei 46 fl. oder mehr*) abnahm und sie selbst gefangen auf die Veste legte, mußten sie ihm bei ihrer Loslassung nicht nur schwören, Niemanden zu warnen, sondern auch sich selbst auf eine bestimmte Zeit wieder auf Falkenstein einzustellen. Zwar, bemerkt die Verhörurkunde, war es Wernern lieber, sie stellten sich nicht wieder ein; doch erwiederte er, als einige Knechte selbst sein Verfahren mißbilligten und ihm ins Gesicht sagten, er habe kein Recht zu diesen Leuten und zu ihrem Gute, wörtlich: „er wolle ihr Gut haben, wurde er aber dazu gebracht, daß er es wiedergeben mußte, so hätte er es doch eine Weile unter Händen gehabt; und beriethe ihn Gott inzwischen andern Gutes, dazu er Recht habe, damit wolle er dieß Gut wiedererstatten."

Noch weit unverholener sprach er sich bei einer anderen Gelegenheit aus und bewies zugleich, daß er sich nicht etwa selbst über sein Gewerbe täusche, sondern dasselbe vollkommen

* [illegible]

zu würdigen und mit dem gehörigen Namen zu belegen wisse. Ein wandernder Walker, der zu Freiburg gedient hatte, wurde angehalten. Man nahm ihm sein Geld (5 Schillinge Straßburger) und fand unter Anderm noch zehn oder zwölf Steine bei ihm, welche Werner für Saphire, und darum den Gefangenen für einen Kaufmann hielt. Vergebens machte ihm ein Knecht neuerdings Vorstellungen. Werner bricht darüber voll Zorn in die Worte aus: „Schweig, daß dich ...., was geht es dich an? verzagter Minner und barmherziger Räuber thun nie gut."

Selbst das schöne Geschlecht, das doch allerwerts durch seine Milde sich auszeichnet und gewöhnlich mit Erbarmung die Wunden wieder heilt, welche ein schonungsloser Mann schlägt, scheint hier über den Schluchten des Höllenthales seiner Natur untreu geworden zu seyn und sich in der starren wilden Umgebung ganz verloren zu haben. Spähend sah zu jeder-Zeit Werners Frau aus den Fenstern umher, und gewahrte sie dann unglückliche Wanderer, rief sie selbst den Ihrigen mit Lust zu: „Sie kommen, sie kommen, laufet abhin!" Wie hoch steht neben ihr der gemeine Knecht, der ihr einst zu entgegnen wagte: „ich will nicht abhin laufen; soll ich Einem das Seinige nehmen, wozu ich kein Recht habe? Wie wohl gefiel' es Euch, wenn ich Euch Euern Pelz nähme?" Und doch vermochte sie es noch, ihm zu erwiedern: „er wolle, schein' es, ein Junker seyn!"

Nebst der Burgfrau besorgten noch besondere Knechte das Geschäft des Ausspähers. Sie sind namentlich in den Verhören aufgeführt: Dietrich Gipper, Hanmann Dietrich, Heinz Kelter, der Niggel, der Wenk und Wernli Stock von Breitnau. Bisweilen stand auch einer der Burgherren selbst unter der Veste und angelte; kamen dann Reisende, so blies er in ein Hörnlein und alsbald stürzten die Knechte herbei. Klein-Künlin lief oft drei- und viermal von der Veste herab und war bei sämmtlichen Angriffen.

Auf Stand und Gewerbe wurde keine Rücksicht genommen; wer heran kam und überwältiget werden konnte, zog nur seines Gutes ledig weiter. Zu Rom führten acht Pilger, (wovon drei Geistliche) zwei aus Holland, zwei aus Flandern und vier aus England bittere Klage, wie ihnen 700 Gulden baar bei Falken-

stein abgenommen und sie noch überdieß gezwungen worden, ihren Weg fortzusetzen und Niemanden bis nach Rom zu klagen. Sieben Andere wurden auf der Burg in einen Keller geworfen und durchgesucht, da man aber nichts bei ihnen fand, ließ Werner sie wieder ledig, „aber" sagen die Verhöre, „der Gipper und der Wenk nahmen ihnen ihre Kleider wider Werners Willen." Ein fremder Mönch verlor unter Falkenstein seine ganze Baarschaft, einen Gulden; und noch vor dem Herbste 1389 wurden sogar drei Schüler, deren einer des Vogtes Sohn von Burgheim war, auf die Veste geführt und durchgesucht und jedem so viel Schürlitz-Tuch abgenommen, als zu einem Wamms gehört.

Einen reicheren Fang machten die Räuber an einem Lombarden, der von Köln nach Como reiste und dem sie gegen seinen Geleitsbrief die gesponnenen Gold- und Silberfäden, die er bei sich trug, im Werthe zu 60 Gulden, abnahmen. Werner selbst bekannte, das Gut zu haben, und der Kaufmann richtete von Como aus an Freiburg eine Klagschrift in lateinischer Sprache. Herr Georg von Pala aus Flandern verlor 140 Gulden, wie des Grafen von Kirchberg Brief ausweist. Dem Peter, des von Mailand Boten, nahmen sie 70 Gulden Werth und 11 Franken, wie aus des Wehingers und Derer von Konstanz Briefen ersichtlich ist. Ein Brief aus Waldshut versichert, mit den Verhören übereinstimmend, daß einem zu dieser Stadt gehörigen Knechte 16 Pfund Heller und 6 Pfund neuer Pfennige abgenommen worden. Ulgker, ein Söldner von Freiburg, klagte, seine Baarschaft von 3 Gulden und 30 Schilling Pfennigen, Brüchlein, ein Kürschner, Hintersaß daselbst, 18 Pfennige verloren zu haben. Munderchingern, die des Weges zogen, wurden ihre Pferde und ihre Baarschaft abgenommen und sie noch überdieß um anderthalbhundert Gulden geschätzt, wovon sie fünfzig bezahlten. Einen andern Munderchinger erledigten die Freiburger. Ein Knecht von Chingen mußte den Wein, den er führte, auf Falkenstein lassen; einem andern Knechte füllte man noch zum Spotte das geleerte Faß mit Wasser und den geleerten Sack mit Mist. Einem aus Mainz nahm man in Ermangelung von Anderem Briefe und Messer ab und ließ die Briefe durch Herrn Bernhart, einen Priester, lesen. Selbst

zum verächtlichsten Taschendiebstahle scheinen sich die Burgherren, wo es geschehen mochte, erniedriget zu haben. Von Wernern erzählte man, er habe des Bestenwirths Schwester eine silberne Schaale und einer Klosterfrau von Rothenmünster zwei Leilachen und ein Berwer-Mäntelein gestohlen.

Auch des nächtlichen Einbruches scheuten sie sich nicht. So befahl einst Klein-Künlin fünf Knechten, den zwei Brüdern Hennin und Klewin Hase, dem Pforrer und noch zwei Andern, nächtlicher Weile mit ihm zu Zarten in Horants Hof einzusteigen, wo sie einem fremden Händler aus Schwaben heimlich sechs Schafe nahmen, und Jeder, Klein-Künlin selbst auch, eines auf ihren Schultern in die Burg trugen. Dort wurden die Schafe geschunden und die Felle zu kleinen Stücken zerhackt und auf einen benachbarten Berg getragen, damit die That nicht auskommen möchte. Auf gleiche Weise wurde auch nächtlicher Weile von zwei Knechten ein Ochs zu Horben gestohlen und auf die Burg getrieben.

Bei weitem nicht alle von den Falkensteinern näher oder ferner verübte Diebstähle, Räubereien und Einbrüche sind erhoben und aufgezeichnet worden. Die niedergeschriebenen Verhöre umfassen nur einen kurzen Zeitraum vor der Zerstörung der Burg und deuten überdieß Manches nur an. Dabei beweisen verschiedene Stellen, wie unangenehm den Raubgenossen bei ihren Unternehmungen die Nähe der Stadt Freiburg war. Der Eine wünschte sie in Flammen aufgehen zu sehen, der Andere, die Freiburger auf's Rad setzen zu können, ein Dritter brach in offene Drohungen gegen sie aus.

Es ist leicht zu erachten, daß es bei einem so schändlichen, gesetzlosen Leben zu noch weit empörenderen Greuelthaten kommen mußte. Man entsetzt sich, wenn man Klein-Künlins Verfahren gegen einen seiner Knechte, Weltin von Witenthal liest. Er hatte schon seit einiger Zeit mit dessen Frau sträflichen Umgang gepflogen und dafür den Unterhändler, Klewin Hase, mit einem neuen Wamms beschenkt. Der unglückliche Knecht merkte bald das Verhältniß, in dem seine Frau stand und machte ihr deßhalb Vorwürfe. Darüber entzündete sich in Klein-Künlin der heftigste Haß, und er schwur dem Knechte den Tod. Er ließ deßhalb eines Abends die beiden Hase zu sich kommen, gab dem

Klewin seinen eigenen Panzer, machte sie mit seinem Vorhaben bekannt und befahl ihnen, wenn er anfinge, ihm zu helfen, wogegen er auch, wenn sie anfingen, ihnen helfen wolle. Dann nahm er noch den Pforrer und Andere mit sich und ging mit ihnen und noch einem besonders hiezu bestellten Pfeiffer in des Knechtes Haus. Hier ließ er Allen Essen und Trinken auftragen und befahl endlich auch dem Pfeiffer, zu spielen. Unglücklicher Weise nahm ein gerade anwesender Freund des Weltin das Wort: man möge nicht pfeiffen, es sey schon spät, sie wollten schlafen. Da rief Einer der Hase: man müsse es doch thun, und in gleichem Augenblicke zuckte Klein-Künlin sein Schwert und gab unversehens dem Weltin den ersten Streich; worauf auch die Hase ihre Schwerter zogen und, wie der städtische Bericht sagt, den armen Knecht erschlugen in seinem eigenen Hause, zudem, daß sie ihn an seinem ehlichen Weibe entehrt und das Seinige gegessen und getrunken hatten und über seinen Willen in sein Haus gegangen waren. Pforrer und die Uebrigen wagten es wegen ihres Herrn nicht, etwas gegen diese Mordthat zu thun; alle bekannten einstimmig: „Klein-Künlin hatte den Todschlag mit einem Worte gewendet, wenn er nur gewollt hätte.“ Die beiden blutdürstigen Hase, welche so bereitwillig den armen Weltin hatten morden helfen, entgingen, wie sich bald ergeben wird, der gerechten Strafe nicht.

Natürlich fand bei solchen Vorfällen ein steter Wechsel der Knechte auf Falkenstein statt. Den, der nur noch einiges Gefühl für Recht und Sittlichkeit hatte, trieb der Abscheu fort und sein Herr sah sich beim Abschiede genöthigt, ihn zu bitten: „daß er ihm, wenn er ihm auch nicht gut seyn wolle, doch nicht zu Schaden sey.“ Der Bösewicht aber suchte seinen schmählich zusammengerafften Erwerb in Sicherheit zu bringen, und benützte bisweilen die erste Gelegenheit, sich mit einer Summe zu entfernen, die den Besitzern der Burg selbst „unbillig“ däuchte. Wenige, des wüsten Lebens gewohnte, eben so feige und unzuverlässige, als raubsüchtige und grausame Menschen blieben zurück, mochten aber wohl wenig zur gehörigen Vertheidigung der Burg beitragen, bis endlich durch eine der schreiendsten Gewaltthaten, die im Spätherbste des Jahres 1389 auf der Burg vorfiel,

die Gerechtigkeit geweckt wurde und die schon längst verschuldete Strafe vollzog.

Der Untergang der Falkenburg ist an höchst unscheinbare Veranlassungen geknüpft. Ein Mädchen aus dem Kirchzartner Thale, die Tochter Künin Henselers, der Herrn Dietrich von Falkenstein leibeigen war, liebte Hans Schneider, einen Hintersaßen von Freiburg und ehelichte ihn gegen ihres Vaters und ihrer Freunde Willen. Ihr Mann war sehr arm und da auch sie nichts zur Mitgift erhielt, gerieth sie nach und nach in eine so bedrängte Lage, daß sie es doch nach einigen Jahren, als sie schon ein Kind hatte und das andere trug, wagte, mit ihrem Manne zu ihrem Vater und ihren Geschwistern zu gehen und sie um eine Unterstützung zu bitten. Die Bitte war vergebens und hatte die Folge, daß der alte Groll wieder aufgefrischt wurde. Nur ein Bruder war auf eine unkluge Weise mitleidiger; er sagte der armen Frau, sie möge einen Rock nehmen, der in ihres Vaters Hause lag und ihrer Schwester angehörte, um doch etwas für ihre Nothdurft zu haben. Aber eben dieser Rock wurde nachmals die Ursache ihres Unglücks. Der Vater und die übrigen Geschwister nämlich erklärten ihn für gestohlen, und ließen ihren Mann als muthmaßlichen Dieb zu Ebnet vor Gericht laden, wo er jedoch durch richterliches Urtheil sogleich losgesprochen wurde.

Von nun an kochte die unversöhnlichste Rache in den Herzen dieser elenden Menschen, die unabläßig darauf ausgingen, den Gegenstand ihres Hasses aus dem Wege zu räumen. Künin Henseler, der Vater selbst, beredete sich mit seinem Herren, der ihm erlaubte, und ihn sogar aufforderte, den Hans Schneider zu fangen und ihn auf die Veste Falkenstein zu führen, wobei er ihm ein Wortzeichen an Henni Fräßelin, den Thorwächter zu Falkenstein, gab, damit ihn dieser mit dem Gefangenen einließe. Das Wortzeichen bestand darin, daß Herrn Dieterichs Kellner zu Baldenweg dem Fräßelin vor Kurzem Brod und Fleisch in einem Sack gegeben habe.

Nun wurde dem Hans Schneider von allen Seiten aufgelauert, und es gelang auch dem Schlupf von Kappel, seinem Schwestersohne Hanmann Schlupf von Lütenweiler und Küni Weinmann von Kappel, ihn mit seiner Frau bei Frei-

burg ob der Kapelle am obern Werde aufzufangen. Die Frau, als sie sah, daß man ihren Mann schlug und stach, fing ein lautes Geschrei an, da erhielt auch sie einen Schlag mit einem Spieß über den Rücken, daß sie bewußtlos niedersank. Indessen wurde ihr Mann das Kirchzartner Thal hinauf, zu den Birken in ihres Vaters Haus, fortgeschleppt, wohin auch sie, sobald sie der Sinne wieder mächtig wurde, nachfolgte. Hier blieb er einen Freitag und Samstag gefangen; Sonntag Morgens führte man ihn weiter auf die Burg Falkenstein, wo sie gleichfalls mit ihm einzudringen wußte. Nun legte man sie aber in eine Stube in Eisen, in der sie des folgendes Tages, von den Schlägen und dem Schrecken entkräftet, ein todtes Kind gebar. „Und war," erzählte sie nachher im Verhöre selbst, „Niemand bei ihr von Frauen noch Mannen, der ihr in diesen Sachen zu Statten käme. Und dasselbe ihr todtes Kind wand sie in ihren Darbart und Morndes (künftigen Tages) auf Dienstag zu Mittag ward sie aus dem Gefängniß gelassen und trug ihr todtes Kind bis nach Kirchzarten in das Dorf und begrub es da."

Indessen hatte man sich über ihren Mann aufs Neue berathschlagt und Ritter Dietrich ihrem Vater erlaubt, mit demselben zu leben, wie er wolle. „Denn," sagte er zu ihm: „es ist besser, du verdirbst den Gefangenen, als daß er dich verdirbt." So war der Unglückliche ganz in die Hände seines rachedurstigsten Feindes gegeben, der nur noch schwankte, ob man ihn aufs freie Feld vor die Veste führen und dort erstechen, oder in ein Bergloch werfen, oder von der Veste selbst herabstürzen solle, sich aber bald für das Letztere entschied. Somit nahm Künin Henseler noch einen seiner Söhne, ferner Hanmann Schlupf, Künin Weinmann und noch zwei Andere zu sich und kundete dem unglücklichen Gefangenen das Todesurtheil an, wobei man ihn fragte, ob er in den Kleidern hinausfallen oder sie zum Heil seiner Seele in eine Kirche vergraben wolle. Hans Schneiders Antwort war: er wolle sie seinem Kinde geben, und somit zog er sich in Künlins Hause, wo er gefangen gelegen hatte, bis auf sein Niedergewand und sein Hemd aus, und wurde auf den höchsten Punkt der Veste in Herrn Dietrichs Haus an ein Fenster geführt, unter dem sich der Abgrund auf anderthalbhundert Klafter vertiefte, wo man ihm das Haupt zu dem Fensterlein

hinausdrückte und ihn Hanmann Schlupf vollends hinabstieß. Alle hatten Hand an ihn gelegt, nur Künin Henseler nicht, der Haupturheber seines Todes.

Am achten Tage, seit sie die Burg verlassen hatte, bekam endlich die Frau Nachricht von dem, was mit ihrem Manne zu Falkenstein vorgegangen war. „Da ging sie," fahren die Verhöracten fort, „mit ihrem kranken Leibe von Freiburg wieder gen Falkenstein unter die Burg an die Halde und suchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerschmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und schuf, daß er ward begraben im Falkensteinerthal zu St. Oswalds Kirchen."

Wohl mag noch jetzt kaum ein Herz ohne Rührung, kaum ein Aug' ohne Thräne des Mitleids bleiben, wenn diese Ereignisse längst verschwundener Tage an ihm vorüberziehen; diese Gräuel, diese Unmenschlichkeit auf der einen, diese zärtliche, ehliche, väterliche und mütterliche Liebe auf der andern Seite; diese heilige Sorgfalt, die des Kindes in der schweren Todesstunde nicht vergißt und sein Wohl sogar dem eingebildeten Heil der eigenen Seele voranstellt; diese unverbrüchliche Treue, die der Erschöpfung und Kraftlosigkeit des eigenen Körpers nicht achtet, den zerschmetterten, modernden Gatten in ihren Schooß nimmt und ihm den einzigen Dienst erweist, den sie ihm noch erweisen kann: ihm ein Grab an geweihter Stätte zu bereiten.

Ergreifen solche Ereignisse noch jetzt nach mehr als vierhundert Jahren mit fortreißender Gewalt jede fühlende Seele, um wie viel mächtiger, ja wie unwiderstehlich muß nicht damals ihr Eindruck gewesen seyn, als sie so eben vor sich gingen und die neue Kunde lebendig von Mund zu Mund erscholl; als noch bei den frischen Gräbern des Vaters und Kindes sich die Haufen des tief empörten Volkes versammelten, und Frau und Mutter, in ihren Schmerz zerflossen, unter sie und vor den Rath und die Gemeinde zu Freiburg trat, um sie zur gerechtesten Rache aufzurufen.

Freiburg zögerte nicht. Sogleich wurden von allen Seiten her Erkundigungen über die Burg Falkenstein eingezogen, die Beraubten mündlich und schriftlich vernommen, und schon unterm 15. Jänner des folgenden Jahres (1390) ging ein eigener

Abgeordneter an das königliche Hofgericht zu Rotweil ab, dort Wernern von Falkenstein und die Seinigen und die Veste Falkenstein in die Acht zu verklagen. —

Es ist höchst wohlthuend, bei dieser Gelegenheit die Namen so vieler wahrhaft Edeln aufgeführt zu finden, die voll Abscheu gegen die Gräuelthaten einiger ihres Standes, und weit entfernt, denselben Vorschub zu thun, mit dem rächenden Freiburg sich verbanden, um die verdiente Strafe rücksichtslos und furchtbar über die Schuldigen ergehen zu lassen.

Der Angriff scheint noch in diesem Monate (Jänner) oder doch in den ersten Tagen des folgenden ausgeführt worden zu seyn; die Burg fiel im Sturme und wurde sogleich verbrannt und bis auf den Grund niedergerissen.

Merkwürdig ist es, daß die Sage auch hier wieder das Wort nimmt und den plötzlichen, wenn man ihre Lage betrachtet, kaum erklärlichen Fall der Burg, durch eine neue ihrer kleinen Erfindungen wahrscheinlicher zu machen und zugleich auszuschmücken sucht. Sie erzählt nämlich: unter den Gewaltthaten, welche die hier wohnenden Räuber (der gemeine Mann kennt, wie gesagt, diese Burg nur als einen Räubersitz) verübt hätten, sey auch die Entführung einer wunderschönen Frau nicht zu vergessen, welche bestimmt war, hier den Lüsten dieser schändlichen Menschen preis gegeben zu werden. Da sie die Unmöglichkeit, von der Veste zu kommen, eingesehen, habe sie sich scheinbar gutwillig in ihr Loos gefügt und dadurch bei den Räubern den Wahn erregt, als sey sie nun mit voller Seele die Ihrige. Endlich habe sie es gewagt, um Erlaubniß zu bitten, einen Markt in Freiburg zu besuchen, um dort Allerlei einzukaufen. Diese sei ihr auch geworden, und so habe sie dieselbe benützt, um bei dem Rathe zu Freiburg die nöthigen Anzeigen zu machen. Darauf habe sie unter Anderm einen Schurz voll Erbsen gekauft und dieselben durch das Thal bis zum Eingange in die Burg verstreut. Die Freiburger seyen sodann diesen Spuren nachgegangen und hätten, auf ein weiteres Zeichen, — ein ausgehängtes weißes Tuch, — das Thor gesprengt und die überraschten Räuber in ihrem Trunke niedergemacht oder gefangen genommen. — Sollte nicht in diesem Märchen wenigstens einige Spur von Wahrheit und vielleicht unter der wunderschönen

Frau die Wittwe des unglücklichen Weltin von Witenthal verborgen seyn? Wunderbar wäre auf diese Weise wirklich das Walten der geheimnißvollen Wiedervergeltung.

Die Zerstörung der Burg war übrigens nicht die einzige Strafe, welche die Falkensteiner traf. Freiburg hielt den Ritter Dietrich und später Klein-Künlin sammt mehreren ihrer Helfer in schweren Banden und erst nach langer Zeit ließ man jenen eine Sühne angedeihen. —

Ohne Zweifel mußte es den Falkensteinern sehr empfindlich fallen, die fast unbezwingliche Veste ihrer Ahnen schon so früh in Trümmern zu sehen. Sie siedelten sich wahrscheinlich alle, nach dem Sturze derselben, in Freiburg an und ihre Nachkommen versuchten es nun zu Anfange des folgenden Jahrhunderts, von der Stadt Freiburg die Erlaubniß zur Wiedererbauung ihrer Burg zu erhalten. Aber die Rathsbücher aus dieser Zeit melden: „Als vor unsern Rath gekommen sind Kaspar, Hans Jacob und Heinrich von Falkenstein von ihrer selbst und anderer ihrer Freunde wegen, und da erklärt haben, daß sie meinen, Falkenstein die Veste wieder zu bauen: da haben alte und neue Räthe die Briefe und bösen Geschichten, so vor Zeiten auf Falkenstein geschehen sind, darum die Veste gebrochen ward, zu Hand genommen, angehört und darauf erkannt, daß man die Veste nie wieder baue nach den bösen räublichen und schädlichen Thaten, so da geschehen sind. Und ist darauf den Obgenannten von Falkenstein, da sie die Unsern sind, bei ihren Eiden geboten worden, die Veste nicht zu bauen und die Sache fernerhin an Niemanden zu werben noch zu treiben; käme der Rath darüber in Kosten oder Schaden, so werde er sich an sie halten. Und hat der Rath geboten, es in dieß Buch zu schreiben zur ewigen Gedächtnuß.“ (6. Juni 1414.)

Mit dem Schicksale der Burg Falkenstein scheint auch das des Geschlechtes verknüpft gewesen zu seyn. Noch war jene nicht viel über ein Jahrhundert untergegangen, so sah man auch dieses, wenigstens in unsern Gegenden, verblüht.

Und so sind denn seit Jahrhunderten diese Trümmer in dem Zustande geblieben, in welchem die rächende Hand sie einst verlassen hat. Nur bisweilen wagt es ein Umwohner, vermeinten Schatzgewölben nachspürend, die ungeheueren Mauern da

und dort anzubohren; wenn er aber dann unerwartet, statt der gehofften Schätze, auf einen Haufen modernder Knochen stößt, läßt er mit Entsetzen von seinem Unternehmen ab und versichert den Wanderer treuherzig, es seyen dieß noch Ueberreste von Reisenden, die einst in diesem Raubschloß erwürgt und verscharrt worden.

D. Heinrich Schreiber

(Vergl. auch „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland." IV. Bd. 1844. „Die Freiherren von Falkenstein." S. 149.)

Der Schwarzwald.

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die lieben Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl
Geschützt von seinen Höhn!

Ihr Kirschen und Kastanien sollt
Noch manches Jahr gedeihn,
Und du Gutedel, fließend Gold,
Auch du Markgräfler Wein!

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde ziehts mich hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel sieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Dreisam, süßer Aufenthalt,
O Freiburg, schöner Ort!
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.

Nicht schrecken mich im Höllenthor
Der grause Felsenweg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Dein Wasser schöpf' ich in der Hand,
O Donau, frohe Fahrt!
Verkünde nur im Morgenland
Der Teutschen Sinn und Art!

Du mit dem weißen Wälderhut
Und mit dem weißen Hut,
O Mägdlein sittig, schön und gut!
Grüß mir das teutsche Land.

Ich muß hinauf zum schwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort soll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche seyn.

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch säte Gottes Hand,
Ihr alten hohen Tannen seyd
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein schaurigsüßer Klang:

Das ist ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tausend Jahr,
Von Geistern, deren Zeit entflohn
Und deren Burg hier war.

Wie schaurig hier und wie allein
Im höchsten schwarzen Wald!
Nicht fern kann hier die Wohnung seyn,
Der seligsten Gestalt;

Der Freiheit, die mein Herz gewann,
Der süßen Heldenbraut,
Der ich, ein lieberglühter Mann,
Für ewig mich getraut.

O Freiheit, Freiheit, komm heraus,
So kräftig und so fromm,
Aus diesem dunkelgrünen Haus,
Du holde Freiheit komm!

Dort unten laß dich wieder schau'n
Im freien teutschen Land;
Und wahre die getreuen Gau'n
Verm wälschen Sclavenstand!

Max von Schenkendorf.
(1814.)

Der Schwarzwald.

(Zwei Gedichte von verschiedenen Verfassern.)

1.

Ein Nachtstück.

Seht ihr den Mond am schwarzen Wald erblassen,
Wo traurig sich die finstre Tanne nährt!
Dort starrt ein Land voll schroffer Felsenmassen,
Wo die Natur stets kreißt und nie gebärt;
Wo feuchter Dunst an kahlen Dorngestrüppen
Und an dem Moos verlaßner Haiden hängt,
Und ährenlos sich auf Granitgerippen
Der dürre Halm aus kalter Furche drängt.

Seht ihr den Berg, wo graue Nebel streifen?
Dort welkt und bricht der matte Blüthenbaum,
Nie wird euch dort die heitre Rebe reifen,
Dort keimt und grünt die rauhe Flechte kaum;
Dort weht kein Lenz; es hüllt nur Nacht und Trauer
Den schönen Tag in düstre Wolken ein;
Des Sommers Hauch, ein kalter Todtenschauer,
Rinnt fieberhaft durch Anger, Busch und Stein.

Seht ihr den Rand in weiter Ferne düstern,
Den frühen Thau trinkt dort kein Morgenstrahl,
Nur einsam tönt, wo gelbe Blätter flüstern,
Der Unken Ruf im freudeleeren Thal;
Der Auer nur salzt in des Forstes Mitte,
Wo traurig sich das morsche Mühlrad dreht;
Verlassen steht des Landmanns arme Hütte,
Wie dort im Wald der braune Giftschwamm steht.

Seht dämmernd ihr die grauen Gipfel ragen
Am Horizont: dort tönt kein Erndtesang,
Nie schimmert dort der blonden Ceres Wagen,
Um den der Fleiß des starken Pflügers rang.
Dort jubeln nie des Herbstes frohe Lieder,
Kein Strom trägt dort des Handels reiche Fracht;
Von Klippen donnert dumpf der Waldbach nieder,
Und wälzt sich grimmig durch des Thales Nacht.

Flieht jenes Land, wo rauh wie seine Eichen,
Durch Forst und Horst der scheue Wilddieb schleicht,
Wo Hirten nur durch magre Halden streichen,
Und Gottes Welt dem düstern Hades gleicht.
Nie senket dort ein Genius sich nieder
Mit goldnem Zauberstab und Segenshand;
Das Schrecken lähmt der Fantasie Gefieder,
Naht sich ihr Flug dem schwarzen Felsenland.

Schönau am Schwarzwald. Anonymus.

2.

Lichtes Gegenbild.

Du wärst das Land, wo finstre Schrecken hausen,
Im Thalgrund immer feuchter Nebel thaut?
Kein Zephir kos't, nur Nordens Stürme brausen,
Stets öd' die Flur, stets trüb der Himmel graut?
Du wärst das Land, wo keine Blüthen keimen,
Kein Strahl der Sonne, noch der Freude lacht?
Wo Bäche wild nur über Felsen schäumen,
Nur Schauer weht aus dunkler Föhren Nacht?

Nein, nein, das bist du nicht! Auf deinen Höhen,
In deiner Thäler lichtem Wiesengrund,
Wo Lüfte rein wie Gottes Odem wehen,
Macht die Natur erst ihre Größe kund.
Seht! wie die Höh'n im blauen Aether ragen,
Umschirmet von der Tannen Immergrün!
Stolz sehn sie seit der Schöpfung ersten Tagen
Gold über sich die Morgenwolken glühn.

Hier weichet schnell des Lebens falber Schleier,
Die Haine grüßt der Sonne frühster Strahl,
Es dampft der Berg in stiller Morgenfeier,
Und blitzt den Tag in's hüttenreiche Thal.
Vom Thau gedrängt die fetten Matten schimmern,
Du trinkst der Fichte süßen Würzeduft,
Und rettest hin dich aus den dumpfen Zimmern,
Sobald der Vögel Chor durchjauchzt die Luft.

Auch hier wird froh der Erndte Kranz gewunden,
Wenn gleich bei uns der Traube Gold nicht glüht;
Tief wird die Freude, heiß die Lieb' empfunden,
Im stillen Thal, wo Fleiß und Handel blüht.
Gewerbsamkeit fand hier das regste Bette,
In schlichter Hütte lebt ein offner Sinn;
Die Kunst erhebt sich eifernd um die Wette,
Und schickt ihr Werk nach allen Zonen hin.

Flieht nicht dies Land, wo fette Heerden weiden,
Und stolz der Hirsch durch hohe Forste streicht;
Das Quellenreich mit seinen grünen Haiden,
Das kaum der Alpen Zauberreizen weicht.
Wie sehnt sich nach den heimathlichen Gründen
Des Schwarzwalds Sohn aus fernem Land zurück!
Er fühlt es wohl, hier einzig kann er finden
Des Wandrers Ziel: ein häuslich stilles Glück!

Stühlingen im Schwarzwalde. Schütt.

Geisterbesuch auf dem Feldberg.*)

Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau,
Seig e böse Geist, — jez wußti andre B'richt z'ge.
Us der Stadt, das bini und will's au redli bikenne,
Mengem Chauf-Her verwandt, vo siebe Suppe ne Tünkli,
Aber e Sunntig-Chind. Wo näume luftige Geister
Uffem Chruzweg stöhn, in alte G'wölbere huse,
Und verborge Geld mit füürige Auge hüete,
Oder vergosse Bluet mit bittere Thrane wäsche,

*) Der höchste Berg des Schwarzwaldes; 4600 Fuß über der Meeresfläche.

Und mit Grund verschare, mit rothe Nägle verchratze,
Sicht's mi Aug', wenn's wetterleicht; sie wimmele gar sölli.
Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
In der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
An de Fenstere lose und, höre sie lichligi Rede,
Gegen enander lächlen und an der Huusthüre sitze,
Und die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre,
Oder wenn sie, selbander und dritt, uf Gräbere wandle,
Und enander sage: „De schlofst e treui Muetter,
De en arme Ma, doch bett er Niemes betroge.
Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke, wenn's Zit isch!"
Sicht's mi Aug' im Sternelicht und höri sie rede.
Menge chenni mit Name und wemmer enander bigegne,
Viele mer is d'Zit und wechsle Reden und Antwort:
„Grüeß di Gott! Hesch gueti Wacht?" — „Gott dank der! so ziemli.'" —
Glaubet's oder nit! Ne mol, se schickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießliche G'schäfte. —
Wo mer's Kaffi trinken und Ankewecklı drin tunke:
„Halt' Er si nienen uf und schweg' Er nit, was em in's Muul chunnt," —
Rueft mer der Vetter no — „und loß Er sie Tabatiere
„Nit im Wirthshuus liege, wie's sust bim Here der Bruuch isch." —
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
Ham richtig versorgt. Jez sitzi z'Todtnau im Adler —
Und jez gang i spaziere und mein', i chönn nit verirre,
Mein, i seig am Dorf; z'letzt chresmi hinten am Feldberg;
D'Vögel henn mit g'locki und an de Bächlene d'Blüemli.
Selle Fehler bani, i cha mi an Allem verthörle. —
Drüber wird es chuel und d'Vögel sitze und schwige.
's streckt scho dört und do e Stern am düstere Himmel
's Chöpfli ufen und luegt, öb d'Sunn echt aben in's Bett seig,
Ob er echt dörf cho, und rueft den Andere: „Chömmet!"
Und i ha kei Hoffnig meh. Druf legi mi nieder.
's isch e Hütte dört und isch en Aerpfeli Strau drinn.
„O du liebe Zit," — so denki, — „wenn i deheim wär'!
Oder es wär' scho Mitternacht! Es wird doch e G'spenstli
Räume dohinte si und z'Nacht um Zwölfi verwache,

Und mer d'Zit vertribe, bis früeih die himmlische Liechter
D'Morgeluft verlöscht, und wird mer zeige, wo's Dorf isch."
Und jez, woni's sag, und mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli stand, — 's isch z'finster für's Aug gsi, —
Und wo's Zitli seit, 's gang ab den Oelfen, und woni
's Pfifli use leng und denk: jez trinki no Tuback,
Aß i nit vertschlof — bim Bluest! so fangen uf eimol,
Ihrer Zwe ne G'spröchli a. I mein, i ha g'loset! —
„Gell, i chumm hüt spot? Drum isch e Meideli g'storbe
Z'Mambach; 's het e Fieberli g'ha und leidige Gichter.
's isch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
Aß es ringer gang; und d'Auge hani em zuedruckt.
Und ha g'seit: „Schlof wohl! Mer wenn die wecke, wenn's Zit isch. —
Gang und biß so gut und hol mer e wengeli Wasser
In der silberne Schaale, i will jez mi Sägese dengle."
Dengle? hani denkt, e Geist! und düsele'n use.
Woni lueg, so sitzt e Chnab mit goldene Fegge
Und mit wißem G'wand und rosefarbigem Gürtel
Schön und lieblig do, und nebenem brenne zwei Liechtli.
„„Alli guete Geister . . .'" sagi, — „„Her Engel, Gott grueß di!'"
„Loben ihre Meister!" — seit druf der Engel — „Gott dank der!" —
„„Nut für ubel, Her Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
Sag mer, was hesch du denn z'dengle?'" — „„D'Sägese'" — seit er.
„„Jo, sel siehni,'" — sagi — „„und ebe das möchti gern wisse,
Wozue du ne Sägese bruuchsch?'" — „Zuem Meihe, was hesch g'meint?"
Seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchti gern wisse;'"
Sagi zuenem, — „„Isch's verlaubt? Was hesch du denn z'meihe?'"
„Gras; und was hesch du so spot do hinte z'verrichte?"
„„Nit gar viel," — hani gseit — „i trink e wengeli Tuback;
Wari nit verirrt, wohl wär's mer z'Todtnau im Adler.
Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn d'witt so guet sy,
Was du mittem Gras witt mache?'" — „Fuetere" — seit er. —

„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gott will,
ke Chue ha?“ —
„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele,“ — seit er — „und Esel;
Siehsch dört selli Stern?“ — Druf het er mer obe ne Stern
zeigt.
„'s Wienecht-Chindli's Esel, und's heilige Friedeli's Chalble*)
Othme d'Sterne-Luft dört oben und warten ufs Fueter.
Und dört wachst kei Gras! Dört wachse numme Rosinli“ —
Het er g'seit — „und Milch und Hunig rieslen im Bäche,
Aber 's Vieh isch sempver, 's will alli Morge si Gras ha,
Und e Löckli Heu! und Wasser us irdische Quelle.
Dordurwille dengli jez und willi gho meihe.
Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au
helfe?“ —
So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zuem Engel:
„Lueg, 's isch so ne Sach: Es sott mer e herzligi Freud sy;
D'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe;
Zähle Geld, sell chönne mer, und messen und wäge,
Laden uf und laden ab, und esse und trinke.
Was me brucht in's Muul, in Cuchi, Cheller und Chammer,
Strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
's lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:
Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Indivi!
Chromet Zwiebele, geli Ruebe, Peterliwurze!
Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
Parapliü', wer koof? Reckholderberi und Chümmi?
Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Kafi, ...
— Hesch du au sche Kafi trunke, Herr Engel, wie schmeckt's
der?“ —
„Schwetz mer nit so narsch!“ — seit druf der Engel und
lächlet —
„Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
Vieri alle Tag, und an de Sunntige fünfi.
Chumm jez, wenn de mit mer witt, jez gangi go meihe,
Hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde.“ —

---

*) Nach der alten Sage hütet der heilige Friedeli mit zwei jungen Rüben eine Tanne bei Todtnau in den Alpen weidet und [illegible] Heu von der [illegible] Tanne [illegible] gebracht.

„Je, Herr Engel, frili willi, wenn de mi mit niemsch,
's wird afange chüel. I will der d'Sägese trage.
Magsch e Pfifli Taback rauche, stohts der zue Dienste!" —
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" — Ne füürige Ma stoht,
Wie im Wetter do. — „Chumm, zündis abe go Todtnau!"
Seits und voris her marschiert der Puhu in Flamme,
Ueber Stock und Stei und Dorn, e ledigi Fackle.
„Gelt, 's isch chummli so?' — seit jez der Engel — „was machsch echt?
Worum schlagsch denn Füür? Und worum zündisch dei Pfifli
Nit am Puhu a? De wirsch en doch öbbe nit förchte,
So ne Fraufaste Chind, wie du bisch, — het er di g'fresse?" —
„Nei, Her Engel, g'fresse nit; doch mueßi bikenne,
Halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Taback.
Selle Fehler hani, die füürige Manne förchi;
Lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan!" —
„'s isch doch au ne Gruus," — seit jez der Engel — „aß d'Mensche
So ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's nit nöthig.
's sin zwee einzigi Geister de Mensche g'fährli und furchtbar:
Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander;
Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
Stigt er eim in Chopf und macht zerrütteti Sinne.
Selle Geist führt ier im Wald uf Wegen und Stege,
's geht mit eim z'anerst und z'oberst, der Bode will unter eim breche;
D'Brucke schwanke, d'Berg bewege si, Alles isch doppelt.
Nimm di vorem in Acht!" — Druf sagi wieder zuem Engel:
„'s isch e Stich, er blueter nit! Herr Gleitsma, i merk di.
Nüechter bini g'wis. I ha en einzig Schöpvli
Trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth selber.
Aber biß so guet und sag mer, wer isch der Ander?" —
„Wer der Ander isch?" — seit jez der Engel — „das fregsch mi!
Es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre!
Wemme früeih verwacht, um Vieri oder um Fünf,
Stoht er vorem Bett mit große, füürige Auge,
Seit eim guete Tag mit glüehige Nuethen und Zange.

's hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
Wemme bete will, enanderno hebt er eim 's Muul zu.
Wemmen an Himmel luegt, se streut er Aeschen in d'Auge; —
Het me Hunger, — und ißt, — er wirft eim Wermuth in d'Suppe;
Möcht mer z'Obe trinke, er schüttet Gallen in Becher.
Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.
Schlicht me wie ne Schatté, se seit er: Jo, mer wenn g'mach thue.
Stoht er nit in der Chilchen und sitzt er nit zue der in's Wirthshuus?
Wo de gohsch und wo de stohsch, sin G'spenster und G'spenster.
Gohsch in's Bett, thuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressirt nit
Mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehle:
Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli bitroge,
So und so, und das und deis; und wenn er am End isch,
Fangt er vo vornen a, und viel will's Schlofe nit sage." —
So het der Engel g'seit, und wie ne füurige Luppe
Het der Puhu g'sprützt. Druf sagi wieder: „I bi doch
Au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geistli bifründet,
Aber b'hüet mi Gott der Her!" — Druf lächlet der Engel:
„B'halt di G'wisse rein, 's goht über b'siehmen und b'segne,
Und gang jez das Wegli ab, dort nieden isch Todtnau.
Nimm der Puhu mit, und lösch en ab in der Wiese,
Aß er nit in d'Dörfer rennt und d'Schüüre nit azündt.
B'huet di Gott, und halt di wohl!" — Druf sagi: „Her Engel!
B'huet di Gott der Her, und zürne nüt! Wenn de in d'Stadt chumsch,
In der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
's stohn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di animmt.
D'Sternelust isch rau, absonderli nebe der Birsig. *)"
Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
Und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, se trage sie 's Meideli use,
Mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,

*) Birsig, ein Bächlein, welches durch Basel fließt.

Mittem Chranz am Todtebaum, und briegen und schluchze.
Hent ders denn nit g'hört? Er will's jo wecke, wenn's Zit isch.
Bnd am Zistig druf, se chummi wieder zuem Vetter;
D'Tuba! Dose hani richtig näume lo lieze.

J. Peter Hebel.

Die Kinder im Stollenbach.

Auf der Mitternachtseite des Feldbergs liegt der Stollenbach, die Viehhütte der Gemeinde Zastler; dort begab es sich vor etwa 30 Jahren, daß ein Paar Kinder, ein Knabe und ein Magdlein, als sie den ganzen Sommer hindurch — von Morgens früh bis Abends spät beisammen allein gelassen, — die Heerde weideten, sich nach und nach eine ganz eigene Sprache bildeten. Als man nach Heiligkreuz wieder heimfuhr in's Thal, zeigte sich's, daß diese Kinder die gewöhnliche Sprache gar nicht mehr verstunden; dagegen bedienten sie sich nun einer ganz eigenen, selbst erfundenen. Sie schnalzten nämlich auf eine besondere, so verschiedenartige Weise mit der Zunge, daß sie einander ganz wohl verstanden; auch wollten sie anfangs gar nicht anders miteinander sprechen, als so. Man mußte sie mit Gewalt dazu nöthigen, die gewöhnliche Wortsprache wieder neu zu lernen und anzunehmen.

v. o. B.

Feldberg.

Der Jäger.

Nicht ferne vom Feldberg, über einer der einsamsten Schluchten des Schwarzwaldes, sieht man noch das zerbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen ist. Doch hat sich noch folgende Sage davon erhalten.

Der letzte Bewohner des Schlosses war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine andere Lust und Beschäftigung kannte. Er hegte das Wild in seinen Forsten so reichlich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüstete und viele armen Leute darüber Hungers starben.

Einst, am Vorabend eines kirchlichen Festes, trieb er sich, wie gewohnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, kam dabei ab von seinem Gefolge und verirrte sich in eine ihm völlig unbekannte Gegend. Umsonst gab er sich alle Mühe, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer verwachsener und ihm blieb zuletzt kaum so viel Kraft, sich durch das dichte Gestrüpp hindurch zu arbeiten. Endlich um Mitternacht kam er auf einen freien Platz im tiefsten Forste, wo er sich auf den Rasen niederwarf, um auszurasten. Da vernahm er ein Rauschen und Stöhnen in den Gebüschen und griff rasch nach seinem Jagdspieße; doch seine Hunde begannen so ängstlich zu winseln und sich hinter ihm zu verkriechen, daß es ihm selbst, so beherzt er sonst war, ganz unheimlich zu Muthe wurde. Plötzlich stürzte ein hoher stattlicher Mann, einen Schießbogen in der Hand und ein Hifthorn an der Seite, aus dem Walde hervor auf den freien Platz, und hinter ihm drein klappernd und rasselnd eine Schaar von Todtengerippen, sammtlich auf gewaltigen Sechzehnendern daherjagend. Der Mann suchte ihnen, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, zu entrinnen, aber wohin er sich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp solcher mit langen Spießen bewaffneter knöcherner Reiter entgegen und hetzte ihn wohl über eine Stunde lang auf dem Platze hin und her, bis der Graf in der Angst seines Herzens mit lauter Stimme den Namen des Erlösers anrief, worauf im Nu die Gerippe auf ihren Hirschen nach allen Richtungen auseinanderstoben und verschwanden. Der Mann aber, den sie so herumgejagt hatten, trat zum Grafen und sagte im hohlen Tone:

„Ich bin der Geist deines Urgroßvaters und habe, wie du, mein Lebenlang Wild und Menschen zu Tode gequält. Wohl hundert arme Wilderer, die sich in meinen Bann wagten, ließ ich lebendig auf Hirsche schmieden und diese dann durch meine Hunde hetzen, bis sie dem Tode nah zusammenstürzten, während die Unglücklichen, die darauf saßen, unter langen Qualen ihren Athem verhauchten. Zur Strafe muß ich nun jede Nacht in diesen Waldern umherirren; jede Nacht werde ich nun selbst verfolgt und gehetzt von dem Schwarme der von mir Gemordeten und ich büße tausendfach für das, was ich an ihnen verübt.

daß dich mein jammervolles Beispiel warnen: gehe nach Hause und werde menschlicher, als ich es war!"

Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung. Der Graf aber war so vom Schrecken gelähmt, daß er sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Erst am Morgen fanden ihn seine Leute dort liegen, allein seine Züge waren so sehr entstellt, daß sie kaum ihn mehr noch erkannten. Sie wollten ihn auf seine Burg tragen, aber er that ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kund, an diesem Orte eine Klause zu bauen, und bis diese fertig seyn würde, einstweilen in einer nahegelegenen Felsenhöhle zu wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen vertheilen und alle Zugänge zu seiner Burg vermauern, damit kein menschliches Wesen dieselbe mehr betreten könne, und der Name seines Geschlechtes verschwinde unter den Menschen.

Max Niemeyer.

Feldsee.

Hat man von dem furchtbar-schönen Todtnauer Thal aus über Brandenberg den Feldberg erstiegen, so zieht sich der Weg eine Zeitlang auf der fast wellenförmigen Hochebene fort bis zu dem östlichen Abhange desselben. Nun erblickt man auf einmal in einer schauerlichen Tiefe von mehr als 2000 Fuß unter sich, jedoch noch in einer Höhe von 2287 Fuß über dem Meeresspiegel, einen schwarzgrauen, kleinen, kreisförmigen See, mit düstern Tannen und Föhren, von welchen viele Stämme, theils vom Blitze verkohlt, theils vom Sturme hiehergeschmettert, umherliegen, begrenzt. Dieser See heißt der Feldsee, ist über 13 Morgen groß, und soll gute Lachsforellen enthalten. Seine schwarze Tintenfarbe, in Verbindung mit der finstern Nadelwaldung und den zerklüfteten Felsenhängen, welche sein Ufer bilden; die tiefe Einsamkeit der Gegend und die schauerliche Stille der Natur, bilden hier eine grausenhaft-schöne Naturscene.

Außer den Naturfreunden, worunter namentlich die Liebhaber der Botanik hier eine schätzbare Ausbeute finden, wendet nur dann und wann ein Bäuerlein in frommer Einfalt und mit scheuem Herzen sich diesen unheimlichen Gestaden zu. Denn —

so geht die Sage — seit undenklichen Zeiten wurden böse Geister oder Dämonen in die unergründliche Tiefe des Feldsee's versenkt. Spuckt ein solcher Kobold in irgend einem Hause der Umgegend, so wird er von dem nächsten besten Geistlichen beschworen, in eine Flasche gebannt, dieselbe, wenn gleich nicht mit dem Siegel Salomonis, doch fest genug verwundet, in aller Stille zum See getragen und darin versenkt. Jetzt, nachdem er das geheimnißvolle Werk vollbracht und dem See wieder den Rücken gewandt, jetzt — nimm dich in Acht! Blicke ja nicht zurück! Denn seltsame Stimmen in wirrer Tonmischung rufen dir zu, rufen dir nach. Du bist verloren, wenn du dich umschaust — die noch freien Geister ergreifen dich und stürzen dich in den nächtlichen Abgrund des See's.

An den Ufern desselben spuckt auch zuweilen der durch unsern Hebel berühmt gewordene Denglegeist. (Siehe das Gedicht: „Geisterbesuch auf dem Feldberg“.) Schon Mancher, der z. B. von Todtnau her aus dem Wirthshaus einen andern Geist im Kopf mitgeschleppt, welche Art der Denglegeist nicht ausstehen könne, soll's übel empfunden haben. Er sey im Nebel herumgeführt worden die ganze Nacht hindurch; ja, einst habe derselbe einen Wildfrevler, der schon viel Schlimmes begangen und über die Neckereien des Denglegeist entsetzlich geflucht hatte, in seinem Grimm in den See hinuntergestürzt. Auch die geistlichen Herren von St. Blasien sollen ihm verhaßt gewesen seyn, weil ihn einige zu beschwören und zu bannen versucht hatten. Sie seyen einst ausgegangen und hätten auf dem Gipfel des Feldbergs ein Feyer angezündet, um ihm auf die Spur zu kommen. Da habe der Denglegeist es sogleich wüthend ausgeblasen und die Mönchlein mit einer fürchterlichen, von einem Stein- und Hagelregen begleiteten Windsbraut den Berg wieder hinunter gejagt. Zwei Professoren oder weisen Meistern von der Freiburger Universität, welche bald nachher denselben Versuch anstellen wollten, sey es nicht besser ergangen.

A. Schulz.

Titisee.*)

Nachdem schon Manche vergebens gesucht hatten, die Tiefe des Sees zu erforschen, fuhr Einer, mit dem festen Vorsatz, dieselbe kennen zu lernen, in einem Kahn in die Mitte des See's und warf an einer fast endlosen Schnur das Senkblei aus. Schon schwebte dieses in ungeheurer Tiefe und doch war noch eine Menge Schnur zum Nachlassen vorhanden, da rief aus dem Wasser eine Stimme in fürchterlichem Tone:

„Wissest du mich,
So frey ich dich!"

Voll Schrecken ließ nun der Mann von seinem Unternehmen ab und seitdem hat Niemand mehr gewagt, die Tiefe des See's zu ergründen.

*) [illegible]

Sagen aus der Haar.*)

Das Kolmen-Weibchen.

Oberhalb des großen Hofes in der zur Pfarre Friedenweiler, Bezirksamts Neustadt, gehörigen Thalgemeinde Schwärzenbach, wird die Höhe der Kolmen genannt. Die Umgebung derselben ist der Aufenthalt eines sogenannten Berg-

*) [illegible]

weibchens, in der Umgegend unter dem Namen „Kolmen-Wible" bekannt. Dieses räthselhafte Wesen sei, wie Diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, es beschreiben, von kleiner, gedrungener Gestalt, habe ein Grechsle oder Hutte (Tragkorb) auf dem Rücken und einen langen Stock in der Hand; die Kleidertracht sei jene der Bewohner des Thales von St. Märgen: kurze Jüppe (Rock) mit dreifarbiger unten vorstehender sogenannter Blege. —

Das Kolmenweibchen treibt verschiedenartigen Spuck; folgender Vorfall ist aus neuerer Zeit.

An einem Spätherbstmorgen ritt der Obervogt von Neustadt quer über den Kolmen in das Schollacher Thal. Er hatte lederne Handschuhe an. Um bequemer eine Prise Taback aus der Dose nehmen zu können, zieht er den einen aus und will ihn unter dem linken Arm festhalten; er entfällt ihm jedoch und schon ist er Willens vom Pferd zu steigen, als er vom nahen Waldrand eine kleine weibliche Person bis auf etwa fünfzehn Schritte eilig auf ihn zukommen sieht. Der Obervogt ruft: „He Weible, sei so gut und hebe mir gegen eine Belohnung meinen Handschuh auf!" Dieses bleibt jedoch, beide Hände auf den Stock gestützt und auf diese das Kinn legend, unbeweglich und starr ihn anblickend, stehen. Der Obervogt, in der Meinung, das Weibchen höre nicht gut, ruft wiederholt und stärker und langt zugleich ein Geldstück aus der Tasche, das er als Belohnung verspricht. Als aber das Weiblein nach wie vor unbeweglich stehen bleibt, ruft ihm der Reiter verdrießlich zu: „ich glaubte dich nicht so reich, daß du den kleinen Dienst nicht um ein Sechskreuzerstück mir thun könntest!" und begleitete diese

[illegible]

(Vergleiche [illegible] von Baden, die Artikel „[illegible]" und „[illegible]")

Worte mit einem gewöhnlichen Fluch. Doch kaum war das Wort aus seinem Munde, so verlängerte sich die Gestalt des Persönchens um das Doppelte und fuhr, geschwind wie der Wind an dem Pferde (das laut zu wiehern anfing) vorüber bis an den andern Saum des Waldes, in welchem es verschwand. Der Obervogt, obgleich ihn Furcht ergriff, stieg dennoch ab und hob den Handschuh selbst auf. Das Pferd, so „zugzich" selbes sonst war, ließ ihn aber bis Schollach durchaus nicht mehr aufsitzen, obgleich er dies wiederholt versuchte und demselben auf alle mögliche Art schmeichelte.

Nicht selten geschieht es, daß Leute, die Nachts über den Kolmen gehen, sich verirren, obgleich ihnen der Weg sonst wohl bekannt ist. Bald kommen sie nach stundenlangem Umherlaufen wieder auf der nämlichen Stelle an, wo sie vom Wege abkamen, oder sie schlagen eine ganz andere Richtung ein, bald bergaufwärts durch Wald oder thalabwärts durch Brachfeld und Wiesland, oft halbe, ja ganze Nächte sich abmüdend. Gewöhnlich haben sie das Kolmenweibchen zur Begleiterin, das bald näher oder ferner, vor- oder seitwärts wandelt, doch nur von Denjenigen gesehen wird, welche in den sogenannten Frohnfastenwochen geboren sind.

J. B. W.

Das Jungfrauenkirchlein zu Böhrenbach.

An der Straße von Villingen nach Freiburg und am Breggbache liegt das gewerb- und handelsthätige Städtchen Böhrenbach, das dem Phönix gleicht, welcher immer wieder aus seiner eigenen Asche erwächst; denn schon viermal (zuletzt im Jahre 1819) hatte es das Unglück, ein Raub der Flammen zu werden, und doch stand es bald wieder und immer schöner aus seiner Asche wieder auf. Unweit davon, an der Villinger Steig, steht eine Kapelle, zu den sieben Jungfrauen, die, vom Sturme der Zeit hart mitgenommen, ehrwürdig zu schauen ist und von dem sich folgende Sage erhalten hat:

Hoch ob dem rauschenden Bache, umgeben von einem weiten Kranze mächtiger Eichen und Linden, stand in grauer Vorzeit ein Ritterschloß, dessen Besitzer, stark und kühn, sonst nie die Lanze schwang, als in den Kämpfen, wo es galt, sein eigenes

Recht zu wahren oder die flehende Unschuld zu schützen. Seine Tugend war felsenfest, seine Tapferkeit eines biedern Teutschen würdig. Sieben Töchter, die ihm seine Gemahlin während einer langen, glücklichen Ehe geschenkt hatte und die, schlanken Wuchses, hold und zart, worüber die Sittsamkeit ihren Lilienschleier goß, den Reiz der Mutter bekunderten, versüßten ihm den Witwerstand und die sich allmälig zeigenden Beschwerden des Alters. Zum Dank für dieses ihm vom Himmel beschiedene Glück baute der Ritter jenes Kirchlein, welches er andächtig zu schmücken beschloß. Ehe dieses aber geschehen konnte, erscholl die Schreckenskunde, daß ein Schwarm der wilden Hunnen deren furchtbares Heer unter ihrem Anführer Attila wie ein verheerender Strom sich in die Rheingegenden wälzte, auch in das einsame Thal der Breze eingebrochen sey. Ein heißer Kampf entspann sich zwischen den Thalbewohnern und der räuberischen Schaar. Der Ritter, welcher mit seinen Treuen löwenmuthig focht, fiel, und über ihn hinweg rückte die mordende Horde zur Erstürmung des Schlosses, dessen unbeschützte Mauern sehr leicht überstiegen wurden. Wild durchtobten die Feinde die Hallen der Burg und drangen auch in den hochgewölbten Saal, wo sie die sieben Töchter des gefallenen Ritters vor einem Jesusbilde knieend fanden. Die Rohen, denen weibliche Tugend eben so wenig als Wehrlosigkeit galt, wollten sich der Jungfrauen zur Stillung ihrer frechen Lüste bedienen; doch auf das heiße Flehen der Bedrängten vor dem Bilde des leidenden Heilandes verwandeln sich plötzlich die Gestalten der sieben Schwestern in Engel, und vor dem Verklärungsschein der Himmlischen beben die Hunnen zurück, jene aber schweben ungefährdet durch die Reihen der Feinde singend aus dem Schloßthore zum Kirchlein hinüber, das, von unsichtbaren Händen geöffnet, sie aufnimmt und sogleich wieder fest sich verschließt. Von Angst gedrängt und Schauer umfassen gedenkt die so eben noch zügellose Rotte nicht mehr an die Ausführung ihres ruchlosen Vorhabens, sondern flieht, wie von Rachegeistern verfolgt, aus dem Thale.

Das Ritterschloß mit seinem Eichen- und Lindenkranze ist im Verlauf der Zeit gefallen, doch das Wunderkirchlein steht noch und oft hört in stillen Nächten der einsam Vorbeiwan-

dernde liebliche Stimmen gleich süßen Harfentönen erklingen, daß sich unwillkürlich die Schritte hemmen und das Gemüth mit Sehnsucht nach oben erfüllt!

J. A. Rueb.

Die Entstehung der Wallfahrtskirche in Triberg.

In einer höchst eigenthümlichen und romantischen Lage, deren Umgebung zu den reizendsten Partien des Schwarzwaldes gehört, und im Herzen dieses Berglandes, in einem ziemlich engen, von drei steilen Bergrücken gebildeten Thale, beim Zusammenfluß dreier Waldbäche (der Schonach, des Fall- und Nußbaches), aus welchen die Gutach entsteht und die den bekannten großartigen Wasserfall bildet, welcher der Gegend einen wahrhaft schweizerischen Charakter voll wildschöner Reize verleiht, ruht einsam und traulich das Städtchen Triberg, seit dem Brande vom 1. Juli 1826, wobei nur das einzeln stehende und hochliegende Amthaus und einige entfernt liegende Häuser verschont blieben, schön und regelmäßig wieder aufgebaut.

Die Pfarrkirche, bei der man das Städtchen überschauen kann und woselbst auch noch unten am Pfarrhause ein kleiner, niedlicher Wasserfall sich befindet, ist zugleich ein Wallfahrtsziel, welches gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstand.

In der von dem raschen Waldbache durchrauschten Felsenkluft ist eine natürliche Aeolsharfe, gebildet durch ein jach abgebrochenes Felseneck, das auf den Luftzug eine eigene widerstrebende Einwirkung übt. Melodisch bewegen sich im Windhauche die Wipfel der Bäume und der Bergbach gegenüber begleitet die geisterhaften Töne, deren Musik in windigen Nächten eben so schauerlich als angenehm zu hören ist. — Zur obgenannten Zeit lagen auf den benachbarten Schönwälder und Schonacher Höhen östreichische Soldaten, die sehr oft das nahe Triberg besuchten. Jedesmal, wenn sie vom Städtchen den engen Fußpfad am rauschenden Bache von Schonach heraufkamen, glaubten sie wunderbare Melodieen in den Wipfeln der Tannen zu hören, deren Entstehung ihr frommer Sinn aus einer übernatürlichen Wirkung herleitete. Sie suchten nach und fanden in einem der

schönsten und höchsten Tannenbäume, neben dem ein klarer Felsenquell hervorsprudelte, ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild mit dem Jesuskinde, welches ein Triberger Bürger, Friedrich Schwab, als Opfergabe für die an diesem Felsbrünnlein erhaltene Genesung vom Aussatze im Jahr 1680 hier angeheftet hatte. Die Soldaten, in den ungewöhnlichen Tönen eine Huldigung der Engel ahnend, welche hier der Gottesmutter gebracht werde, bezeugten dem Bilde ihre Ehrerbietung, faßten dasselbe in eine blecherne Kapsel mit der Ueberschrift: Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis! und befestigten eine Opferbüchse daran, in die so reichlich gespendet wurde, daß bald eine hölzerne Kapelle errichtet werden konnte. Bis zum Jahre 1696 waren die milden Gaben schon so beträchtlich angewachsen, daß der Bau einer großen Kirche begonnen werden konnte, deren Grundstein ein Hauptmann von Kageneck legte, zu dessen Regiment die Soldaten gehörten, welche die Aeolsharfentöne hörten und das Marienbild fanden. Oestreichs und Badens Fürsten, so wie andere hohe und niedere geistliche und weltliche Personen unterstützten das Werk, welches im Jahr 1709 vollendet wurde, reichlich und begabten es noch zudem mit bedeutenden Einkünften; auch andächtige Pilgrime, von religiöser Begeisterung ergriffen, strömten bald von allen Seiten zu dieser neuen Wallfahrtsstätte.

J. A. Kurb.

Die sieben Höfe im Rittiswald.

In Waldkirch lebte einst eine edle Frau, Namens Magdalena Lützelmann; diese hielt einst bei der Herrschaft Triberg darum an, ihr so viel Feld zu gewähren, als in einem Tag mit einem Pflug umfahren werden könnte; da ihr nun dies Gesuch bewilligt worden, ließ sie ein kleines Pflügchen von Gold verfertigen, dasselbe mit Pferden bespannen und durch ihren Knecht um die sieben Höfe im Rittiswald herumfahren. Als dies geschehen, berichtete sie es nach Triberg und sprach die sieben Höfe als ihr Eigenthum an; die Herrschaft aber wollte nicht Wort halten und schlug es ihr ab; darüber aufgebracht, ließ die Edelfrau die sieben Höfe ausplündern und verbrennen, und seitdem ist jener Wald öd' und wild verblieben; nur im

sogenannten Kastengrund sieht man noch einige Mauertrümmer von drei jener Hofstätten.

Julius Leichtlin.

(Siehe Freiburger Blechinblatt. Jahrgang 1819, S. 183.)

Die Glocke zu St.-Georgen.

Als man in diesem Dorfe des Schwarzwaldes zur ersten lutherischen Predigt die alte Glocke zog, welche Susanne hieß, fiel dieselbe gleich aus dem Kirchthurme und eine Strecke weit den Berg hinab. Man lud sie nun auf einen Wagen, woran zehn Ochsen gespannt waren und wollte sie wieder hinaufführen, allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen, worüber die Bauern so böse wurden, daß sie riefen:

„Susanne!
In unserer Kirche mußt du hangen,
Es sey Gott lieb oder leid!“

Kaum war dies gesagt, so rollte der Wagen mit sammt Glocke, Ochsen und Fuhrleuten in den unten liegenden Weiher, wo Alles mit einander unrettbar versank. Noch jetzt hört man darin, zu den heiligen Zeiten, die Glocke läuten, die Ochsen brüllen und die Fuhrleute mit den Peitschen knallen; auch wird noch das Loch gezeigt, welches die Glocke, bei ihrem Fall aus dem Thurme, in den Boden geschlagen hat.

(Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Jahrg. 1829.)

Villinger Sagen. [1])

Das wilde Feuer.

Gleichwie die göttliche Schickungen, Verhängnuß und Zulassungen zu allen Zeiten, alle Orth dieser Welt bald zu Gnaden, oder Straff, oder Schrecken, Begaabung oder Heimsuchung nach dero unerforschlichen Gerichten und Absehen befallen; solchen Schicksaal empfindete auch Villingen im Jahr 1271, in welchem, nach Bezeug uralter Schriften, dise Statt durch das

wilde Feur, so vom niderem Thor hereingebrochen, (außer der Kirchen, Spithal, und Hauß der Niederen [Minoriten] Brüder) schier gar in die Aschen so schnell und häfftig zusammengeworfen worden, daß in dieser so kläglich- als schädlichen Brunst auff die 330 Manns- und Weibspersohnen jämmerlich mit verbrunnen, oder sonsten armseelig umkommen, worbey zwar die neben Bericht (an)geben: daß selbe erste Statt-Häußer bey weitem nit so bemaurer, sondern meisten von Holtz-Laim und Lett-Wänden aufgebauet gewesen. [2]) **Nachdem aber die Wider-Aufferbauung von 1271 weit in das 1300te Jahr hinein sich erstrecket, so hat indessen der versohnlich und allzeit wider tröstende Himmel dem erschreckten Villingen weit einen theureren und kostbareren Statt-Schatz ohnverhofft zukommen lassen, als der ganze Feur- und Brunsts-Verlust zu schätzen wäre, nemlich an dem so genanten Nägelins-Creutz sunder- und wunderbahrer Erhaltung.** [3])

(Anfang aus einem alten Büchlein ohne Titel, eine Art kurzer Chronik der Villinger Stadtgeschichte, geschrieben mutmaßlich von Pfarrer Ehrenfried Dürr herrührend.)

[1]) **Villingen wurde im Jahr 1119 von Berthold III., dem Erbauer Freiburgs i. B. zu bauen angefangen, und durch dessen Sohn, Berthold IV. mit nach Freiburgs Vorbild eingerichtetem Gemeindewesen, vollendet.** Die Geschichte der Stadt ist eine Bilderreihe des mannichfachen Schicksalswechsels, namentlich schwerer verheerender Belagerungen.

[2]) In ebenerwähnter Feuersbrunst gibt Herr Oberregent Dürr in einem Briefe an den Herausgeber folgende Anmerkung:

„Es befindet sich eine Art Bergkegel (genannt „Wannen") ohngefähr zwei Minuten von der Stadt, Villingen gegenüber; dieser soll ein vulkanischer Krater gewesen seyn, aus welchem sich einst ein Gluthberguß bis in die Stadt hinein gewälzt habe. Anderen Berichten nach entwickelte sich damals ein feuriges Meteor, welches seinen Weg durch das niedere Thor in die Stadt genommen. Ein, der heiligen Agathe, als Fürsprecherin bei Feu in Feuersgefahr, geweihtes Votivbild ist unter dem Regen des Thurmdaches angemalt und vor etwa 20 Jahren renovirt worden. Noch vor 30 Jahren wurden von den Bewohnern der Umgegend vor dieser Votivtafel bei brennenden Kerzen, am Feste der heiligen Agathe im Februar, öffentliche Gebete zur Abwendung von Feuersgefahr abgehalten.

[3]) Die Geschichte der Auffindung dieses „Nägelin-Kreuzes" ist kurz folgende:

Um das Jahr 1300 trug es sich zu, daß Andreas Nägelin, ein Bauersmann aus dem Brigachthale, von Dürheim nach Villingen ging, um daselbst den Markt zu besuchen. Unterwegs in der Gegend

der sogenannten Schönwiesen fand er ein schön gearbeitetes Crucifix zur Seite der Straße liegen, hob es voll Ehrfurcht auf und verbarg es einstweilen in einem nahen Gebüsche, um es auf seinem Rückwege mit nach Hause zu nehmen.

Dies geschah; er stellte das Bild in seiner Kammer auf und verrichtete zwei Jahre hindurch täglich seine Andacht davor. Nach Verlauf dieser Zeit fiel er in eine schwere Krankheit, die dergestalt überhand nahm, daß Nägelin bald alle Sinne schwanden und er 24 Stunden lang wie eine Leiche da lag, so daß die Leute ihn für todt hielten und Anstalten zu seiner Beerdigung trafen.

Allein Wunder über Wunder! Nägelin erhält plötzlich sein Bewußtsein wieder und fängt ganz deutlich folgende Worte zu reden an: „Laßt dieses heilige Kreuz durch einen vertrauten Mann nach Villingen tragen, mit Vermelden, daß wenn diesem Crucifix zu Ehren daselbst ein Kirchlein errichtet würde, dann werde Villingen von großen, schwerdrohenden Uebeln verschont und erhalten werden." — Man erfüllte Nägelins Wunsch und sandte Boten mit dem Kreuze in die Stadt; allein die Obrigkeit setzte Zweifel in die Wahrhaftigkeit des Berichtes und die Boten mußten unverrichteter Sache mit dem Crucifix wieder heimkehren. Doch in der folgenden Nacht, gegen Tagesanbruch, vernahm Nägelin von dessen Platze der folgende Worte: „Steh auf, Andreas Nägelin, nimm dieses Kreuz und trag es nun selbst nach Villingen, um die versprochenen Gnadenverheißungen durch deinen eigenen Mund zu bekräftigen!" — Mit einem Male fühlte sich Nägelin von aller Krankheit und Schwäche befreit; zum höchsten Staunen der Seinigen erhob er sich kräftig vom Lager, eilte zum Pfarrer des Orts, erzählte ihm den Vorgang und und bat ihn um seine Begleitung nach Villingen. Alsbald machten sich die Beiden mit dem Wunderkreuze auf den Weg und es gelang ihnen, den Magistrat der Stadt zum Entschluß zu bewegen, das Kreuz in ihren Mauern aufzustellen und ihm ein eigenes Kirchlein zu bauen, wozu man den Platz vor dem Bickenthore wählte. Bald war die Kapelle fertig und seit der Zeit hat das Nägelinskreuz, von Wallfahrern aus Nähe und Ferne immer zahlreicher besucht, in schweren Zeiten der Stadt und ihrer Bewohner der Wunder unzählige gethan und sie geschützt in den drohendsten Gefahren, namentlich während der Belagerung im Jahr 1633 von den Schweden.

(Auszug aus einem vom Verfasser [illegible] Zeit mitgetheilten Büchlein unter dem Titel „Das Nägelin [illegible] in einem [illegible] Publikum angeboten" [illegible] von H. C. S. Villingen. (Ohne Jahreszahl.) Zu beiden Büchlein sind noch Mehrere Abbildungen des heiligen Kreuzes [illegible], wie auch eine dritte Gedenkschrift bei von der Stadt [illegible] Publikum [illegible].)

Romeias, der Villinger Simson.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Villingen ein Mann, Namens Romeias Mann, der von beinahe rie-

senhafter Gestalt und Gliederstärke war. Als Lieblingsgeschäft trieb er die Jagerei, beschränkte sich aber nicht auf die Gemeindewaldungen, sondern holte sich auch aus den entlegeneren Forsten der Umgegend reiche Beute an Schwarz- und Edelwild, weßhalb ihn die Nachbarn, als einen verheerenden Wilderer, gar gerne gefangen und in Verwahrung und Strafe genommen hatten, war' ihm nur etwas leichter beizukommen gewesen. Unser Held stund in Villingen wegen seiner herkulischen Eigenschaften in hohem Ansehen und war, wenn auch von dieser Seite nicht wenig gefürchtet, doch von Seite seines geraden offenen Gemüths, seines mannlichen Charakters und leutseligen Wesens, bei Alt und Jung im Volke sehr beliebt. In Folge des noch nicht ganz abgeschafften Faustrechts und der Villinger kriegsständiger Einrichtung waren die hiesigen Bürger in Rotten und Fähnlein eingetheilt. Anführer eines solchen Fähnleins war auch Romeias geworden und, dasselbe stets in kriegerischer Uebung zu erhalten, unternahm er mit ihm bald da, bald dorthin, bald als Freund, bald als Feind, Streifzüge in die benachbarten Orte, je nachdem sie mit den Villingern auf friedlichem oder feindlichem Fuße standen. Die andern Rottenmeister trieben es nicht viel besser, doch war Keiner so gefürchtet auf weit und breit, wie unser Held. So bekriegten sie die Stadte Haslach, Hornberg, Rotweil ꝛc. und nahmen an Beute weg, was ihnen gefiel, wenn sie den Sieg errungen hatten.

In einem solchen Strauße mit der benachbarten Stadt Rotweil zeichnete sich nun Romeias durch ein Kraftstück aus, das ihm den Ehrennamen „der Villinger Simson" auf ewige Zeiten erworben hat. Bei nächtlicher Weile schlich er sich, von der Dunkelheit begünstigt, durch den Graben watend, dicht an das Stadtthor, schlug mit einigen Streichen die Wachen nieder, mit ein Paar andern das Thor ein, hob den einen schweren hölzernen Flügel desselben aus, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn, ohne nur einmal auszuruhen, im Triumphe bis auf den Stumpen, einen zwischen Villingen und Rotweil gelegenen Berg, wo er ihn als Siegesdenkmal aufstellte.

Auf solchen Zügen wurde geraubt und gebrandschatzt, daß es oft ein Greuel war; zugleich verschmähten diese Rotten nicht, das edle Handwerk der Wegelagerei zu treiben, das sie

den Rittern trefflich abgelernt hatten. Eine schöne Glocke auf einem der Thürme des Villinger Münsters ist die Beutefrucht eines derartigen Zuges nach Düningen, einem drei Stunden von da gelegenen Würtembergischen Dorfe.

Bei der unbeschränkten Freiheitsliebe und Streitlust, die Romeias' ganzes Wesen erfüllte, konnt' es nicht fehlen, daß er bald in arge Händel nicht nur mit der Nachbarschaft, sondern auch mit dem Villinger Stadtrathe selbst gerieth, der ihm nichts recht nach Sinnen machte; besonders erboßt war er auf eine der ersten Rathspersonen, auf den Stadtschreiber und Schultheißen, Hans von Frankfurt genannt, der ihn einmal ziemlich hart zur Strafe gezogen. Er suchte seine Rache an ihm durch solche Stachelreden und thatliche Beschimpfungen auszulassen, daß sich zuletzt der Magistrat genöthigt sah, diesen unruhigen Kopf wo möglich unschädlich zu machen. Am Tage Mariä Empfängniß, im Jahr 1498, ward Romeias auf Befehl des Stadtraths unversehens gefangen genommen und in das Verließ des Michaels-Festungsthurmes, den sogenannten Diebsthurm, gesperrt. In diesem Thurme sieht man noch, 30 Schuh über dem Fundamente, in der Mitte des dicken Holzbodens ein Loch, durch welches unser Held hinuntergelassen wurde und durch welches er auch seine Nahrung, wie es heißt, ein ganzes gebratenes Kalb täglich, erhalten haben soll. Romeias aber machte sich die abgenagten Knochen trefflich zu Nutze; er sammelte sich binnen kurzer Zeit einen solchen Vorrath davon, daß er sich eine Art von Stiege, die er in die Mauerritzen und gebohrten Löcher seiner Kerkermauer einkeilte, verfertigen und darauf bis zur Decke klettern konnte. Allein da das erwähnte Loch in der Mitte derselben, durch welches ihm seine Kost herabgelassen wurde, noch ohngefähr 12 Schuhe vom Saume der Mauer entfernt war, gelang es ihm doch nicht, auf diese Weise zu entkommen. Dazu verhalf ihm hingegen glücklicherweise sein eigener Gefängnißwarter, den er durch Versprechung reichlichen Lohnes zu bestechen wußte. Dieser steckte ihm die nöthigen Instrumente zu, um den Bohlenboden, welcher die Decke seines Verließes bildete, zu durchbrechen. Aus dem Thurme, der an der Stadtmauer steht, entfloh nun Romeias, auf dem sogenannten Umlauf an der Ringmauer, nach St. Johann, einer ehemaligen Com-

mende des Teutschherren-Ordens, in die sogenannte Freiheit. (Ort, in welchem Verfolgte freies Asylrecht genossen.) Da ihm dort der Stadtrath nichts anhaben konnte, beschloß er, mit ihm zu kapituliren. Wirklich fügte sich Romeias den gestellten Bedingungen, schwor sein unordentliches Leben ab und erhielt bis auf seinen Tod den Genuß der sogenannten weißen Pfründe im heiligen Geist-Spitale, in dessen Kirchlein, wo heut zu Tage das Kornhaus steht, er auch begraben wurde. *)

Auszug aus Heinrich Hug's Villinger Chronik.

„Item A. D. 1498 auf Concept. Mariæ, da ward Einer gefangen, der hieß Romeyus Man und ward gelegt in den Diebsthurm von wegen etlicher Reden, die er gegen den Stadtschreiber und den Schultheißen Hans von Frankfurt getrieben sollte haben; und lag im Thurm bis Weihnachten, da hatte man einen gebotenen und zusammengeläuteten Rath, und ward mit dem Mehr erkannt, daß er (Romeyus) sein Leben mit einem Stück Brot und Wasser in dem Thurm aufgeben und beschließen sollte; was aber ihm seine Freunde und gute Gönner um Gottes Willen gäben, das möchte man wohl leiden. Da gaben ihm dieselben je einen um den andern Tag im Thurm zu essen, und auch der gemeine Mann hatte groß Mitleiden mit ihm, aber es mocht ihm nit zu Hülf kommen. Und begab sich hernach in der Fasten, daß des Herzogs von Bayern Zeug allhieher kam. Der wollte in's Hoch-Burgund reiten; dem zeigten fromme Leut an und hielten ihm des Romeyus Sache für, warum er also hart gefangen war; dazumal baten für ihn drei Grafen, auch sieben Ritter und Freiherrn ꝛc. Aber es half Alles nichts; ein ehrsamer Rath vermeinte, er mußte im Thurm sterben, nach Ihrer Erkenntniß, und ließen ein Brück (Blockhaus) aus eichenen Fleckling (Planken) in den Thurm machen und verwahrten ihn gar wohl, daß ihm kein Mensch von dannen helfen möchte. Da rief er Jesum Christum, auch Maria die Mutter Gottes und alle seine liebe Heiligen also getreulich an, und lugte dabei was ihm gut seyn mochte. Indem so wurde ihm ein Messerlein eines Fingers lang in den Thurm geschafft, damit brachte er mit Hülfe des Allmächtigen also viel zuwegen, daß er einen Spreißen (Riß) nach dem andern in die Mauern brachte, bis er oben an die Bühne kam, da hatt' er große Noth, denn die Balken all gar groß und eichene Fleckling waren. Er arbeitete aber so streng Nachts mit dem Messerlein und trieb es also lang bis an unsers Herrn Frohnleichnams Abend

*) Aus diesem Bruchstück, den ich der gütigen brieflichen Originalmittheilung des Herrn Oberregierungsrath Bissinger verdanke, welche in einigen Punkten der Erzählung von Romeias' Gefangenschaft etc., welche sich in der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen (im Besitz des Generallandes-Archivs zu Karlsruhe) befindet. Ich lasse es, vergleichsweise, in [illegible] Kürze hier folgen.

Anm. des Herausg.

um die eilfte Stunde im Tag. da war er auf der Bühne des Thurms und rüstete sich mit den Seilen, die daselbsten lagen und da es Nacht war zwischen 10 — 11 Uhr, da hatt' er sich ganz gerüstet und ließ sich zu einer Baye oder Laden hinaus herab an einem Seil, bis auf das Dächlein, so vorm Thurm ist, und sprang dann hinab auf die Dillen, so damals daselbsten lagen; er hatte aber vorher große Klötze hinausgeworfen, die er ausgegraben im Thurm; die trug er mit sich gen Sankt Johannes, allwo der eine noch liegt in dem Chor; den andern hat er mit sich gen St. Wolfgang in's Bayerland getragen. Und do er gen St. Johannes kam, da war es das allergrößte Wunder, das je gehört ward, daß er aus seinem harten Gefängniß sollte kommen seyn und ging Jedermann zu ihm und lobten Gott; aber Keiner kam zu ihm, der aus dem Rath oder ein Rathsfreund war; zudem ward auch der Werkmeister (des Blockhauses) in den Bickenkäfig*) gelegt und ihrer viel deßwegen gefangen. Aber der Werkmeister brach auch aus und kam auch gen St. Johannes, wollt' er aber gerichtet (seine Sache geschlichtet haben) seyn, so mußte er dem Rath 20 Gulden geben. Und den Thurmhüter fing man auch; es konnt' aber Niemand erfahren, wer dem Romeyus das Zeug gegeben hatte, damit er hatt' können ausbrechen. Es legte auch ein ehrsamer Rath einen großen Kosten auf ihn, mit Hut und Wartung, und hatte großen Anschlag, ihn aus der Freiheit (Asyl) zu nehmen. Aber auf St. Urbans Abend, da kam ein so großes Schneegestümes Wetter, daß Jedermann seiner Behausung besorgen mußte. Als aber Romeyus Man solches gewahr wurde, da stieg er aus dem Kirchlein hinaus und kam hinweg und begehrte Rechts; aber man ward mit ihm gerecht (verglich sich mit ihm) um alle Sachen und gab ihm ein ehrsamer Rath all seine Verschreibung hinaus und noch Geld dazu und er durfte wandeln, wohin er wollt. — Er war ein wunderbarlicher Mensch, daß seine Sachen nicht zu beschreiben sind; denn er war ein Kriegsmann von Jugend auf und hat große Sachen gethan und verrichtet seiner Tage.

Und darnach im 1499er Jahr fing der Schweizerkrieg an, da lag Romeyus Man auf einem Schloß hieß Kissaberg bei Waldshut; damals hielt er sich also mannlich und redlich, daß ihm der König allhier (in Villingen) im Spital in der oberen Stuben eine Pfründe gab. Die war ihm (wie wohl zu glauben) viel lieber als die einstige Pfründe im Diebsthurm, die ihm ein ehrsamer Rath zuvor versprochen. — Es ist uns kann nicht Alles von seinem Thun und Lassen beschrieben werden.

Inschrift an der Villinger Stadtmauer vor dem Rotweiler Thore zu dem Freskobilde des Romeias.)**

Als man zählt 14[illegible] Jahr
Hat hier gelebt, glaubt fürwahr,
Ein Wundermann, Romeyas genannt,

*) Eine Art Gefängniß auf dem Bickenthor.

**) Sowohl das Bildniß als obige Verse, welche der Herausgeber der freundlichen Mittheilung des Herrn Hofrathsrath Becker von Donaueschingen zu danken hat, sollen bereits seit einigen Jahren von der Villinger Stadtmauer verschwunden seyn.

Im ganzen Land gar wohl bekannt,
Nachdem er ritterliche Thaten vollbracht,
Sein Stärke ihn verführt hat,
Fing an seine Obrigkeit zu schelten.
Dessen musst er im Thurn entgelten.
Brech wunderlich mit List daraus
Und floh in Sanct Johanniser Haus.
Allda noch ein Balken zu finden,
Welchen Reuerpas dahin tragen konnte;
Wagt sich hernach über d'Mauern n'aus
Belagert Kuesenberg, das feste Haus,
Das er in wenig Zeit eingenommen,
Daher wiederum Gnad bekommen,
Daß im Spital bis an das Grab
Die Herren-Pfrund ihm geben ward.
Sprich alle in Ruh sein Leben,
Gott woll' uns allen den Frieden geben!

Das Rad auf dem Villinger Rathhaus.

„Anno 1562 auf Montag in der Kreuzwoche (4. Mai) hat des Furlins Tochtermann allhier ein neues Rad gemacht, das wärschaft ist und hat's denselben Tag von hier (Villingen) gen Rothweil getrieben und wieder herüber und verzecht, was das Rad werth war, Alles an einem Tage. Es hatt eine Wette gegolten; Martin Villing hatt eine Krone und Matthaeus Schüttle, der Metzger, einen Thaler gesetzt. Der Wagner hat's gewonnen und hat ihm ein ehrsamer Rath einen Gulden darzu geschenkt und ist dasselbige Rad noch auf den heutigen Tag allhier auf dem Rathhaus zu sehen."

(Aus der handschriftlichen Chronik von Heinrich Hug in Villingen.)

Der zauberische Pater.

Der noch während der Belagerung von 1633 in Villingen lebende Franziskanermönch Pater Ludovikus Ungelehrt soll ein ausgezeichneter Physiker, besonders in der Magie bewandert, gewesen seyn.

Dieser Mann hatte sich nach besonderem Mechanismus ein Pferdchen verfertigt, das, ausgenommen das Haberfressen, alle

Eigenschaften eines Pferdes besaß. Ein Jude machte nun einen Handel mit dem Pater, welcher die einzige Bedingung beifügte, daß das Pferd niemals in's Wasser gelassen werden dürfe. Der Jude schwang sich nach geschlossenem Kauf frisch zu Pferde und ritt zur Stadt hinaus. Beim Anblick des Briegflußes konnte er doch dem Kitzel nicht widerstehen, „durch denselben zu reiten, um zu sehen, was dies auf sein Pferd für eine Wirkung haben werde. Gedacht, gethan: Doch siehe! in der Mitte des Wassers fühlt er sich auf einmal ohne Bewegung und sieht sich, statt auf dem Pferd, auf einem Bund Stroh sitzen. Mit Zetergeschrei eilt er in's Kloster zurück und fragt nach dem Pater Ungelehrt, der ihn so schrecklich betrogen habe. Der Pater, dies voraussehend, hatte sich auf's Bette gelegt und einen Fuß herausgestreckt, während er sich dabei stellte, als ob er in tiefem Schlafe liege. Umsonst war alles Rufen des Juden, um den Schläfer zu wecken. Endlich zog er am hervorgestreckten Fuße desselben aus Leibeskräften: aber wehe! Der Fuß blieb in den Händen des Juden, der ihn fallen ließ und voll Entsetzen davon rannte.

Die Kreuzvögel.

Im vorigen Jahrhundert hatten die Villinger in der ganzen Umgegend den Spitznamen Kreuzvögel; dies verhielt sich wie folgt:

In den Wiesen vor dem Riedthore entdeckte man einst im Gehage bei der Brunnenstube ein ungemein großes Ei. Die Anzeige wurde sogleich dem Magistrate gemacht und, als ein außergewöhnliches Phänomen, das Ei von demselben in höchsteigener Person erhoben und in die Stadt gebracht. Nun entstand die große Frage, was in dem Ei verborgen seyn möchte und wie man den Inhalt herausbringen könne? Da man kein Thier kannte, welches fähig gewesen wäre, dasselbe auszubrüten, so entschloß sich ein wohlweiser Rath, in höchsteigener Person sich diesem wichtigen Geschäfte zu unterziehen. Vom Rathsdiener an bis auf den Bürgermeister verlegten sich nun alle Herren auf das Ausbrüten des räthselhaften Ei's. Durch die Kraftwärme des wohlbeleibten Consuls beseelt, sprang endlich die Schale auf, und

ein wunderschöner Kreuzvogel kam zum Vorschein. Der Magistrat hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als alle Stadtthore zusperren zu lassen, um das Entfliehen des Vogels zu verhindern.

(Beide obige Sagen aus brieflicher Mittheilung des Herrn Chorregenten Dürr zu Villingen.)

Volkssagen aus der Baar.

(Originalmittheilung von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Fickler in Donaueschingen.)

I.

Nachtraut von Allmendshofen und die Kirche von Mistelbrunn.

Welcher Bewohner der Baar oder des Schwarzwaldes kennt nicht das kleine Dorf Mistelbrunn, welches von den letzten Abhängen des Schwarzwaldes über die schwäbische Hochebene der Donauquellen herabblickt? Dunkler Tannenwald säumt von drei Seiten es ein und fügt zu dem, an die heilige Mistel erinnernden Namen seltsame Ahnungen einer großen Vergangenheit, welche sich unter Andern auch zu der Volkssage gestalteten, daß unfern des Ortes, wo das Gebirg in jähem Abfalle in das Thal der Brege sich senkt, einst eine Stadt gestanden: Laubenhausen, durch Handel mächtig und blühend, lange bevor die Zähringer sich Villingen erbauten — In der That zeugen auch die Hünengräber, welche man eine halbe Stunde gegen Osten bei dem heutigen Sebastianskreuz unfern Hubertshofen entdeckte, eben so wie die nicht allzuferne Hügelstätte auf der Windistelle bei Waldhausen, für ältern Anbau der rauhen Gegend, als man anzunehmen geneigt ist. Die wenigen Häuser Mistelbrunns aber reihen sich um eine Kapelle, die einstens um die Hälfte größer gewesen seyn soll, bis Unlust, dieselbe in baulichen Ehren zu halten, sie dem geringern Bedürfnisse an Raum anpaßte. Das Innere zeigt eben nichts Merkwürdiges, außer einem löschpapiernen Brustbilde des heiligen Markus, welches an der Stelle eines steinernen steht, das einstens nach Bräunlingen in feierlichem Umzuge getragen und hier oder dort in einen Brunnen getaucht wurde, — wie alte Leute noch wissen wollen, — um nasse oder trockene Witterung zu erflehen. Eine Votivtafel nehme ich aus, welche eine Waldkirche darstellt, gegen die ein Paar

Ochsen aus einem Dorfe heraus einen Sarg führen, von Fackelträgern umgeben. Die Erzählung davon im Volksmunde lautet also: In alten Zeiten haben in dem Dorfe Allmendshofen bei Donaueschingen reiche Ritter gewohnt, denen fast die ganze Gegend gehörte. Einer von ihnen hatte eine Tochter, Ruchtrud mit Namen, welche an frommer Gesinnung die Ihrigen weit übertraf. So weit ging ihre Frömmigkeit, daß sie mit der Andacht in ihrer Schloßkapelle sich nicht begnügte, sondern mitten in der Nacht vom Lager sich erhob und ihrer zarten Füße nicht schonte, um vor Tagesanbruch dem Frühgottesdienste anzuwohnen, welchen in der drei Stunden entfernten Kirche von Mistelbrunn ein frommer Priester hielt. Damals aber deckte die ganze Gegend dichter Wald, wovon die wenigen Tannen des Hasenwäldchens bei der Allmendshofer Ziegelhütte die letzten Zeugen sind. Doch wie die Jungfrau ohne Vorwissen der Eltern ihre Andacht verrichtete, so mußte sie auch ohne Begleitung den schaurigen Weg antreten. So wie sie aber zum ersten Male den Wald betrat, ward es plötzlich helle vor ihren Augen, denn siehe! ein Hirsch von siebzehn Enden stund vor ihr; auf jeder Zacke seines Geweihes flammte ein Licht, und er geleitete sie durch des Waldes Dickicht den geradesten Weg, bis von der heiligen Stätte die erleuchteten Kirchenfenster ihr entgegen glänzten. Und oftmals machte sie den Weg in lauen Sommernächten und oft über den knisternden Schnee der winterlichen Gegend; aber immer ging leuchtend und begleitend der Hirsch vor ihr her. Endlich kam die Zeit, da sie, nicht mehr in der Kirche von Mistelbrunn, sondern vor dem Throne der Herrlichkeit selbst Gott anschauen sollte. Da ließ sie die Ihrigen an das Todbette kommen und nahm ihnen das Versprechen ab, sie nicht in der Familiengruft, sondern dort zu begraben, wo es Gottes Wille sey. Da legten sie nach ihrem Hinscheiden den Todtenbaum auf einen Wagen und spannten diesem zwei des Joches ungewohnte Stiere vor und überließen ihnen, zu gehen, wohin sie wollten. Die Leidtragenden aber und ganz Allmendshofen, denn Alle hatten das fromme Fräulein lieb gehabt, folgten von ferne nach.

Und siehe! die Thiere zogen durch Dick und Dünn den geraden Weg durch den Wald, und als sie vor der Kirche zu Mistelbrunn angelangt waren, legten sie sich vor dem Kirchhof

nieder. Die Ihrigen aber begruben sie in derselben Kirche und als die Herren von Allmendshofen schon lange ausgestorben waren, gedachten die armen Leute des Dorfes immer noch der frommen Ruchirud und ehrten ihr Gedächtniß durch ein Votivbild. Wirklich läßt sich auch auf der Votivtafel an der Kirche des abgebildeten Dorfes der Thurm von Allmendshofen nicht verkennen und die Tafel selbst trägt folgende gereimte Inschrift:

Rucht-Traut von Allmendshofen war mein Nam
Aus Andacht und Geids (Begier) Gottes ich nemlich kam
In diese Kirchen in vil Zeit zur Nacht
Herzue ein Hirsch mein hat guot acht
Von Gott aus gnaden zuo gesandt
Zu solcher Fahrt mir fleißig gant
Darum wie Gott bis an mein End
All meine Sachen glücklich gwendt
Darnach zwei Stier des jochs nit gwan
Mich hieher gefiert ohn ein Fuhrmann.
Da ich dann ruohe in disem Grab
Und wart des Herrn jngsten Tag
Als man zelt in der Zeit zwar 1584 iar.
Verneuert von der gemeind allmendshofen 1775 iar.

Die historische Kritik der Sage ist nicht leicht. Zwar hat es allerdings ein reichbegütertes Geschlecht der Herrn von Allmendshofen gegeben, dessen urkundliches Vorkommen und Erwähnung im Seelenbuche des Klosters Maria Hof (S. die Beil. zum Herbstprogramm des Gymnasiums in Donaueschingen. 1845) bis zum Ende des 16. Jahrhunderts reicht. Auch das ist gewiß, daß im Geiste der Zeit, besonders unter den weiblichen Sprößlingen, die Andacht besonders gepflegt wurde, wie denn eine große Anzahl derselben in dem oben erwähnten Kloster den Schleier nahmen.

Allein die Hauptschwierigkeit liegt in der Oertlichkeit. Angenommen, das Bedürfniß der Andacht habe die Jungfrau in eine auswärtige Pfarre geführt — und die nahe alte Pfarrkirche von Eschingen habe ihr nicht genügt; — warum besuchte sie nicht Hüfingen, wohin seit dem 15. Jahrhundert Allmendshofen eingepfarrt war; oder wenn die Begebenheit in noch frühere Zeit fällt, Bräunlingen, die Mutterkirche von Hüfingen und Allmendshofen, durch welche Stadt sogar der Weg nach Mistelbrunn führt, welch letzterer Ort zwar wohl auch eine alte und — nach dem Namen des heiligen Markus Schutzheiligen zu schließen — von dem Kloster Reichenau nach 930 (als dem Erhebungsjahre des Heiligen) begabte Kirche hatte, die aber sicher nur Tochterkirche von Bräunlingen war.

Vielleicht hebt sich die Schwierigkeit, wenn man annimmt, die durch die Sage Gefeierte habe in der Burg von Brucken, bei Wolterdingen, gewohnt, welche im 15. Jahrhundert die Herren von Allmendshofen an Heinrich von Fürstenberg verkauften; denn diese liegt in gerader Richtung von Mistelbrunn nicht viel weiter entfernt, als von Bräunlingen und Wolterdingen. Die Jahreszahl der Votivtafel bezeichnet nicht wohl das Ereigniß, — wiewohl nach jener Zeit noch das Geschlecht im Weiberstamme fortlebte — sondern die Zeit, da die erste Gedenktafel gesetzt wurde.

Die wunderbaren Nebenumstände sind theils aus der Legende der Ida von Tezgenburg, wie sie jetzt noch im Volksmunde lebt, entlehnt, wie z. B. der Hirsch mit leuchtendem Geweih, theils treffen sie mit mehreren Legenden zusammen, wovon wir nur an die vaterländische der Stiftung des Klosters Allerheiligen erinnern. (Siehe „Das Fräulein von Randenburg," Seite 112 dieses Bandes.)

2.

Das Gespenst in Donaueschingen.

Jeder Badener kennt es wohl, das freundliche Städtchen, welches sich so traulich um die junge Donau lagert, — Donaueschingen, mit seinen Schwänen und seiner Donauquelle und den Zaubertönen seines Mastro*) und dem hellen Klange, den der Name seines edlen Fürsten in jeder biedern Seele erregt. — Doch wenn Einen in der heiligen Zeit, zwischen Advent und Weihnachten, Geschäfte dahin führten und er schritte etwa im schwarzen Regenmantel, oder vermummt in den weißen Lammpelz, durch die dunkeln Straßen, — denn seit nicht langer Zeit erst brennen Laternen darin, wenn nicht etwa Mondschein im Kalender steht — dann könnte ihm wohl begegnen, daß ein Vorüberwandelnder, beim Scheine eines erleuchteten Hauses ihn erblickend, sich bekreuzte, daß eine Magd mit unterdrücktem Schrei an ihm vorüber flüchtete. Und des andern Tages erzählt man sich mit geheimem Flüstern in dem guten Städtchen, der Geist gehe wieder um. — Und wer ist er denn, dieser „Geist"? Es dürfte unter den ältesten Leuten nur Wenige geben, welche mehr über ihn wüßten, als, es sey ein alter Fürst von Fürstenberg gewesen, der die armen Leute gedrückt mit Frohnen und Tagwänen und ihnen sogar ihr Bischen Feld weggenommen. Darum müsse er geistweis geben, von der Ziegelhütte beim Weiherhause

*) Kalliwoda.

bis zur Kirche und rings um die alte Stadt herum, bis ihm einmal die Stunde der Erlösung schlage.

Und doch ist es eines der ältesten, vornehmsten und beglaubigtsten Gespenster Badens. Der Graf Wernherr von Zimmern nemlich sagt in seiner um 1560 geschriebenen Chronik, einer sehr reichhaltigen Quelle für schwäbische Geschichte, ganz deutlich, Graf Wolfgang von Fürstenberg, der um Mitternacht zwischen den Jahren 1509 und 1510 starb, sey dieses Gespenst. Er habe zwischen Dürrheim und Donaueschingen das sogenannte Weihergut angelegt und dabei des Eigenthums der Donaueschinger Bürger nicht sonderlich geschont, weßwegen er nach dem allgemeinen Glauben der Letztern gespenstweise umgehen müsse. — Betrachten wir die Sage vom Standpunkte der geschichtlichen Kritik, so ist es allerdings auffallend, daß der Volksglaube einem Manne, welchem das Haus Fürstenberg einen großen Theil seiner Herrlichkeit verdankte, welcher, der erste seines Geschlechtes, von Kaiser Maximilian, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt ward und in seinem Rathe und bei seinen Heeren keine unbedeutende Stelle bekleidete, eine solche Rolle zugetheilt hat.*) — Allein außer seiner ungewöhnlichen Sterbestunde vereinigte sich noch Manches, ein geheimnißvolles Grauen um seine letzten Tage zu verbreiten. Er war im Feldlager von Padua von seiner letzten Krankheit befallen und auf einer „Roßbahre" in's Vaterland zurückgebracht worden und allgemein ging die Sage, die Ursache seines Todes sei das Gift gewesen, welches er in Spanien von der Infantin Isabelle erhalten, welche ihn zugleich mit ihrem Gemahle in einem Anfalle von Eifersucht vergiftet habe. (Vergleiche meine Beilage zum Donaueschinger Gymnasial Programm. 1845 S. 16 — 17.)

Die Verbindung seines ruhelosen Wanderns nach dem Tode mit dem Gerüchte von Uebervortheilung seiner Unterthanen läßt sich gleichfalls aus der Geschichte des Ortes Donaueschingen erklären. Eine Schenkung Königs Arnulf, war derselbe schon im 9. Jahrhundert an die mächtige Abtei Reichenau gekommen,[1]) von dieser einem gleichnamigen Lehensadel übergeben, aber schon im 14. Jahrhundert durch Kauf und Heirath an die Herren

*) Eine ähnliche ungerechte Verwandlung in ein Sagengespenst mußte Herzog Berthold V. v. Zähringen sich gefallen lassen. S. „Der versteinerte Herzog." S. 358, dieses Bandes.

von Blumberg und Allmendshofen theilweise gediehen. So kam er aus wechselndem Besitz der Herren von Stein und Habsburg an das Haus Fürstenberg, und Wolfgang von Fürstenberg war der erste, der das um diese Zeit aufkommende Recht der Landesherrlichkeit auch hier zu üben anfing. Er dämmte, wie es scheint, die Seen, welche sich noch im 14. Jahrhundert zwischen Dürrheim und Donaueschingen urkundlich vorfinden, zu einem „Weiher" ein. Wenn er das dadurch gewonnene Terrain für sich ansprach, mochte er theils die Ansprüche des Pfarrers, theils die der Allmend zurückgewiesen, auch andere wohlgelegene Güter von Bedrängten zu günstiger Zeit angekauft haben, wie er z. B. im Kinzigthale die Noth der Herren von Geroldseck zum Kaufe ihrer Herrschaften benützte.

*) Jenes Esginga bei Dümge. Reg. Bad. S. 80, ist nicht Riedöschingen, sondern, nach den spätern Verkäufen zu schließen, sicher Donaueschingen. Die auf der verfälschten Urkunde eingetragenen Namen Sontheim und Uffheim sind ebenfalls nicht, wie D meinte, im Elsaß, sondern Aufen und Suntbausen bei Donaueschingen. Jenes ist jetzt noch der Pfarre incorporirt; dieses hatte Reichenauischen Lehensadel, wie aus dessen Vergabungen zu Allenspach sich schließen läßt.

3.

Der böse Graf von Neufürstenberg und der Eoel im Wappen der Stadt Pohrenbach.

„Wenn du von dem zertrümmerten Thurm von Zindelstein, oder Sindoltstein, wie es in alten Urkunden heißt, hinabsteigst in's Bregthal und auf seinem sattgrünen Teppiche am Ufer des rauschenden Baches gegen Westen wanderst, so erblickst du an der Einmündung des Eisenbacher- und Urach-Thales, auf einem steilen Hügel über dem Hammerwerke von Eisenbach und seiner alten Kapelle, die Trümmer einer Burg. Ihr Name ist Neufürstenberg und wenn gleich ein gegenüberliegender Berg dem Neugierigen als Altfürstenberg bezeichnet wird, bleibt ihr Daseyn dennoch bis zum Ende des 14. Jahrhunderts der Geschichtsforschung unbekannt.

Die Volkssage aber bewahrt eine blutige Geschichte, welche wie ein Gespenst an diesen Mauertrümmern haftet.

Einst lebte auf der Burg ein wilder Herr, ein Schrecken der Bauern, der ihnen kaum das Bischen Leben und das schwarze

harte Brod gönnte, welches sie von den Haferfeldern gewannen, die sie den rauhen Bergen abgetrogt hatten. So weit hatte sein Uebermuth und seine Bedrückungslust sich gesteigert, daß sie beschlossen, ihm an's Leben zu gehen. Wie der Graf durch eine mitleidige Seele von dem wider ihn gefaßten Anschlag Kunde erhielt, suchte er durch List zu entrinnen. Er ging hinab in den Marstall und sattelte und zäumte den kräftigsten Hengst, schlug ihm die Hufeisen verkehrt an die Füße, damit keine Spur seine Flucht verrathe und ritt um Mitternacht die Burghalde hinab, in einen Reitermantel gehüllt und die Filzkappe tief in's Gesicht gezogen, als wär' er ein reisiger Knecht. Und schon war er über die Ura gekommen, da hielt ein Trupp Bauern ihn an und ein Mann vom Ruedenberg zog ihm den Filz vom Kopf herab und sagte: „Seht, das ist der böse Graf!" Fielen alsbald die Bürger von Böhrenbach, denn diese waren die lautesten Schreier dabei, über ihn her, rissen ihn vom Pferd herunter, schlugen ihn und gruben ihre Spieße in seine Brust. — Aber die andern Grafen von Fürstenberg wurden Meister im Lande und wollten Böhrenbach von Grund aus vertilgen. Wie es aber eine alte Stadt ist, die schon zu der Heiden Zeit viel Ungemach ausgestanden, und, nach einer Weissagung der sieben Frauen, schon mehrmals abgebrannt war, erbarmten sie sich derselben wieder. Zur Strafe aber mußten sie einen Esel in das Stadtwappen aufnehmen und erst spät erkauften sie sich die Erlaubniß, diese Schmach wieder aus ihrem Wappen ätzen zu dürfen.

So weit die Sage. Ihr historischer Grund knüpft sich wohl an die Zerstörung von Neufürstenberg, welche zugleich mit der von Zindelstein im Bauernkriege 1525 erfolgte, als die Schwarzwälder Haufen mit denen aus der Baar und dem Klettgau sich vereinigten. Damals wurde der Obervogt von Neufürstenberg unter den Rauchsäulen der brennenden Veste durch die Spieße gejagt. Merkwürdig ist es, daß Böhrenbach, welches durch seine (auch von Spindler schon dargestellte) Legende von den sieben Schwestern von Böhrenbach in die Hunnenzeit hinauf reicht (wiewohl es urkundlich erwiesen im 13. Jahrhundert mit Schönenbach nur ein Filial von Herzogenweiler war) auch in diese Sage gezogen wurde. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß seine

Bürger an jenen Unruhen Theil nahmen, und auf einer Tischtitel-Urkunde vom Ende des 16. Jahrhunderts findet sich auch wirklich zum Erstenmale der Esel in dem Wappen der Vogtei. Genauerer Aufschluß ist mir auf dem Wege geschichtlicher Forschung noch nicht geworden.

4.

Die Kreuzkapelle in Geisingen.

Wer vom Wartenberg zum Städtchen Geisingen herabsteigt, stößt vor den Thoren auf eine Kapelle oder unvollendete Kirche, welche von Linden umgeben, einen recht anmuthigen Anblick bietet, und nur seit dem dreißigjährigen Kriege durch das Andenken eines Unglücklichen umdüstert wird, der an der Schwelle des Heiligthums sein Leben gewaltsam endigte.

Die Kirche heißt zum Kreuze, oder auch „zum geschossenen Christus" und von den Leuten, welche jährlich zum Erinnerungsfeste der Stiftung wallfahrten, hört man folgende Erzählung.

Es war im Schwedenkrieg, da ritten eines Nachmittags aus dem Würtembergischen mehrere Reiter über Unterbaldingen nach Geisingen. Unfern des Städtchens stund ein Christusbild am Wege, von dessen bloßen Füßen der Regen ebenso herabträufelte, als von den Reiterstiefeln der Soldaten. Da schimpfte einer von ihnen, ein Cornet, mit schweren Flüchen über das Unwetter und den bodenlosen Weg, und gab dem Christus die Schuld des Reiseungemachs mit gotteslästerlichen Worten, und spornte seine Mähre, bis sie sich dem Bilde gegenüber aufstellte; dann zog er aus der Halfter sein langes Reiterpistol, legte es auf dem linken Arm zum Zielen fest und wie er abdrückte, drang die Kugel dem Bilde durch die Stirne. Doch alsbald öffnete sich der Boden unter des Frevlers Füßen und verschlang ihn sammt dem Pferde. — Von jähem Schrecken erfaßt, sprengten seine Gefährten mit verhängtem Zügel in die Stadt und erzählten den Bürgern die Wundermäre. Sofort begaben sich Diese mit Kreuz und Fahnen unter dem Vortritt ihrer Priester zur Stätte und fanden das Christusbild am alten Orte mit dem Maale seiner sechsten Wunde; — eine Vertiefung aber, schon mit Rasen bedeckt, zeigte das Grab, welches den Gotteslästerer

verschlungen hatte. Und sie erhoben das Bild von seiner Stelle und brachten es zu ihrer Stadt und bauten eine Kapelle darüber, an dem Platze, wo die jetzige Kirche steht. Die Vertiefung welche den Gotteslästerer verschlang, bezeichnet ein einfaches Kreuz.

(Obige Sage ist von J. Kaiser in seinen „Kindern vom Bodensee" S. 223. dichterisch bearbeitet.)

Die Schächerkatze.

In jenen Zeiten, wo es fast kein altes Gebäude, keinen Wald noch Feldstrich gab, in dem nicht irgend ein Geist oder Gespenst umgehen sollte, konnt' es nicht fehlen, daß auch in der guten Stadt Hüfingen allerlei derartige Wesen ihren Spuk trieben. Bei Anbruch der Nacht hätte sich gewiß kein Mädchen mehr auf den sogenannten Graben hinaus gewagt. Denn hier, wo früher das alte Schloß gestanden, machte nächtlicherweil ein großer schwarzer Hund die Runde und ließ sich zuweilen auch auf der dortigen Gartenmauer sitzend sehen. In wohlunterrichteten Kreisen wollte man wissen, er hüte daselbst einen vergrabenen Schatz. Dieser Cerberus ist indessen in neueren Zeiten verschwunden und an seiner Stelle schleicht jetzt, besonders in der Nähe eines alten Kapellchens oder sogenannten „Schächers", an der Straße zwischen Donaueschingen und Hüfingen, eine ungeheure schwarze Katze umher, die unter dem Namen „die Schächerkatz" von Jedermänniglich in der Gegend gefürchtet wird. Wahrscheinlich eine Verwandte, oder gar die Großmutter des Teufels, scheint ihr die Aufgabe gestellt zu seyn, die frommen Leute, die dort in der Kapelle ihre Andacht verrichten wollen, davon abzuschrecken und das Bethäuslein in üblen Ruf zu bringen. Manchem Vorübergehenden ist sie schon zwischen die Beine gesprungen und hat ihn zu Falle gebracht; Anderen schwang sie sich auf den Rücken und krallte sich in ihren Halskragen fest; wieder Anderen folgte sie Schritt für Schritt mit gräulichem Miauen, Zischen und Prubsten eine Strecke nach. Einem Mähder, welcher früh Morgens vor Sonnenaufgang auf der nahgelegenen Mönchswiese mähte, sprang sie mehrmals nacheinander zwischen die Hiebe, ohne von der Sense nur im Ge-

ringsten verletzt zu werden. Als er das Unthier verscheuchen wollte, stellte sich ihm dasselbe auf den Hinterpfoten entgegen und er mußte die Flucht ergreifen. Ebenso wurde schon manches verliebte Pärchen, das spät Abends vom Donaueschinger Markte heimkehrte, von der Schächerkatze im zärtlichsten Rosen geschreckt und sie konnten nicht genug erzählen von deren feurigen Augen und entsetzlichem Miauen.

Hüfingen. Lucian Reich, Maler.
(Originalmittheilung.)

Das Deckrischen-Elsele bei Hüfingen.

In den Kunkelstuben und sonstigen abendlichen Zusammenkünften, welche zur Winterszeit in Hüfingen nach dem allgemeinen Brauche der Baar veranstaltet werden, wurde früherer Zeit viel vom Deckrischen-Elsele geplaudert und verhandelt. Dieses Elsele soll ein Waldgeist seyn, welcher als kleines Weiblein mit „Jüppe" und „Schibut" in dem Hüfinger Gemeindewald „Deckrischen" seit vielen Jahren sein Wesen treibt. Meistens erschien es den Menschenkindern, um sie zu schrecken oder zu necken, doch war es auch zuweilen mitleidig und hülfreich. Damit soll es, wie alte Leute erzählen, folgende Bewandtniß haben.

Als der unselige dreißigjährige Krieg ausgekämpft, manches gute alte Recht vergessen und verloren, Mancher von Habe, Gut und Heimath vertrieben war und Jeder nur zunächst für sich selbst zu sorgen hatte, gab es nicht selten Leute, ja selbst ganze Familien, welche in Wäldern lebten, ohne in irgend einer Gemeinde Heimathrecht zu besitzen. In dieser Zeit hauste in dem obgenannten Walde bei Hüfingen ein Weiblein, Niemand wußte woher es stammte; an einsamer, schwer zugänglicher Stelle, unter finstern Tannen bewohnte sie eine ärmliche Hütte. Den Sommer über sammelte sie Kräuter, die sie an die Apotheker oder Decteren der Umgegend verkaufte. Nur beim grimmigsten Winterwetter kam sie in's Städtlein, Obdach und Nahrung erbettelnd. Man bot aus freien Stücken nichts an, wagte aber auch nicht, sie abzuweisen, da sie halb und halb im Geruche der Zauberei stand. Ihr aber gar Sitz und

Heimatberecht in der Gemeinde zu gewähren, fiel noch weniger Jemanden ein. Denn die ehemaligen Gemeindeverfassungen waren allgemein in diesem Punkte hart und streng, hatte man ja ohnehin Leute genug, welche, wie man zu sagen pflegte, „der Gemeinde zur Last fielen." Viele Jahre lang lebte nun das Elsele, oder, wie man es von seinem Aufenthalt nannte, das Deckrischen Elsele, so vor sich hin. Endlich blieb es aber aus; auch beim gräßlichsten Unwetter kam sie nicht mehr in's Städtlein und man vermuthete, daß sie gestorben sei; Niemand aber wußte von ihrer Todesart etwas Näheres anzugeben. Ihre Hütte zerfiel und Jedermann war froh, sie los zu seyn. —

Doch bald sollt' es Anders kommen. Bald hieß es allgemein, das Elsele gehe im Walde „geistweis"; man erzählte von mancherlei Schabernack, den sie den Leuten anthue. Der Wald kam in Verruf, und wer etwas darin zu thun hatte, machte, daß er vor Sonnenuntergang heim kam, ebenso Diejenigen, welche die Straße, die durch Deckrischen führt, passiren mußten. Hatten z. B. die wohlweisen Rathsglieder der Stadt etwas im Walde zu schaffen oder zu beaugenscheinigen, und es rauschte was im Gebüsch und ein Weiblein huschte vorüber, oder sie wollten, um ihr auszuweichen, einen andern Heimweg einschlagen, so konnt' es leicht geschehen, daß sie nach langem Umherstapren den Weg verloren und an ganz entgegengesetzter Stelle des Waldes herauskamen.

Einem Krämer, der oft mit einem Esel bespannten Wägelein durch diesen Wald fuhr, begegnete schon häufig, daß sein Thierlein auf einmal „stättig" wurde, zu keuchen und schwitzen begann und zuletzt den ganzen Kram umwarf, worauf gewöhnlich ein kleines Weiblein lachend in den Wald hinein sprang. Manchem Wanderer hockte es auf den Rücken und ließ sich tragen bis wo der Wald ein Ende hatte.

Ein Holzhauer sah es einst über einen hohen, an einem andern Baume lehnenden Windfall in kühnem Sprunge setzen. Oft erblickte der Jäger tief im Walde an der höchsten Tanne ein Paar zierlich geflochtene Zöpfe und entfernte sich schweigend, denn er wußte, in wessen Nachbarschaft er sich befand. Zuweilen sahen Schnitterinnen ein Weiblein aus dem Walde kommen, auf den Platz, wo ihre Hüte und sonstigen Kleidungsstücke lagen, zuge-

ben, eiligst Alles zusammen raffen und mit der Beute in den Wald hinein springen. Wenn sie nun schreiend und scheltend an die Stelle eilten, lag noch Alles unberührt am Platze. Auch sahen sie es oft nach Sonnenuntergang über die Kornfelder dahin tanzen.

Armen Leuten soll es sich meistentheils hülfreich erwiesen haben; oft half es alten Leuten beim Holzlesen, oder zeigte Kindern, welche um Erdbeeren zu gewinnen in den Wald kamen, die besten Plätze.

So trieb es sein Wesen bis nach dem letzten Kriege, von wo an sein Erscheinen selten und seltener wurde und zuletzt ganz aufhörte. Ist es vielleicht durch die milderen neuen Gesetze, welche Niemanden mehr vom Heimathsrecht ausschließen „verlößt" oder zur Ruhe gebracht worden? So viel ist gewiß: in Hüfingen leben noch alte Leute, die sie persönlich gekannt und gesehen haben wollen. Von Jahr zu Jahr wird aber die Zahl dieser ehrwürdigen Bekannten kleiner, und bald wird nach deren Tode auch die Sage verklungen seyn. —

Hüfingen. Lucian Reich.
(Originalmittheilung.)

Das weiße Fräulein von Kallenberg.

Groß ist die Ueberraschung, wenn der Wanderer, über die weite Fläche von Neuhausen herüber gekommen, plötzlich an den schroffen Felsenabhängen des hier noch sehr schmalen Donauthales steht; denn jenseits dehnt sich, gleichfalls wieder mit vielen Ortschaften, die weite Ebene aus und nichts ließ hier so viele Schluchten vermuthen. Durch eine derselben gelangt man auf den Vorsprung, auf welchem die Trümmer von Kallenberg liegen. Unerschütterlich erhebt sich noch auf der äußersten Spitze des Waldfelsens der vierseitige Thurm, rings von eingestürzten Mauern umgeben. Dieser Thurm, — erzählt die Sage — verschließt noch unermeßliche Schätze, die ein Ritter als Beute mit sich gebracht aus den heidnischen Nordlanden, wo er für das Kreuz gestritten. Während des Ritters Abwesenheit hatte aber der schmucke Mühlknappe im Thale das Herz seines einzigen Kindes geraubt; in der Verzweiflung über diese

Schande mißhandelte der kaum zurückgekehrte Ritter die Tochter und stieß sie aus der Veste. Ihre Leiche wurde am folgenden Morgen vor dem Stabgitter des Mühlgangs gefunden. Bald ergriff aber Reue über seine grausame That das Herz des Vaters und verdüsterte seinen Sinn, der jetzt nur noch darauf gerichtet war, seine Schätze zu vermehren und dieselben in den tiefen Gewölben des Thurmes zu hüten; die Thore der Burg blieben von nun an jedem Besuche verschlossen und nur zur Plage seiner Vasallen stieg noch der Ritter zuweilen aus seinem Felsenhorste hernieder. Nun schwebt in mondhellen Nächten, gleich einer Najade, des unglücklichen Fräuleins weißer Schatten der Donau entlang gegen die Mühle; während eine hohe finstre Gestalt an den jenseitigen Felswänden auf- und absteigt und die Hände ringt. Wagt es aber einmal ein Habsüchtiger, in der Mitternachtstunde zu dem Thurme hinauf zu klimmen, um die Schätze zu suchen, dann naht ihm die schwarze Gestalt und droht ihm mit furchtbar glühenden Blicken; ja, ein Hirte, der keck genug war, einst die Zinne des Thurmes zu erklettern, stürzte sinnesverwirrt hinunter in die Tiefe. Dagegen waltet des Fräuleins sanfter Geist sichtbar schirmend über den Frauen und Töchtern der Mühle; besonders hold ist sie den Liebespärchen von unwandelbarer Treue; oft schon stand sie auch braven Frauen in Geburtsnöthen bei, wenn die Hebamme nicht schnell genug von Lieberdingen oder Krähenheimstetten herüber kommen konnte.

(Vergl. Max von Ring's „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands." 6. Heft.)

Der Schwede zu Wildenstein.

Nicht weit vom Fürstenbergischen Pfarrdorfe Leiberdingen, (Amt Mößkirch) liegt das Schloß Wildenstein auf einem steilen, etwa 80 Fuß hohen Felsenkegel in der Donau; durch eine Zugbrücke ist das sehr feste Gebäude mit dem Ufer verbunden; auch führte vor Zeiten ein bedeckter Gang von der Festung aus in das Thal hinunter. Seit 1642 gehört das Schloß zur Fürstenbergischen Standesherrschaft und hatte im 17. Jahrhunderte öfters eine Besatzung.

Während die Schweden im August 1642 den Hohentwiel besetzt hielten, kam einer der kühnsten ihrer Unterofficiere, der zufällig mit einigen seiner Leute diese Gegend durchstreifte, auf den Gedanken, die Veste Wildenstein zu erobern, denn er hatte vernommen, daß die Fürstenbergischen Beamten, welche damals auf dem Schlosse wohnten, mit den wenigen Soldaten, welche dessen Wache bildeten, nach Mößkirch gegangen waren, um dort die Messe zu hören, und daß nur die Frauen und Kinder sich noch im Schlosse befänden. Da besann sich der vermessene Schwede nicht lange. Auf einer schwachen Leiter stieg er zur Zugbrücke hinüber, kletterte sodann an deren Kettenwerk hinauf und wand dasselbe mit kräftigen Armen aus den festen Angeln, so daß die Brücke fiel, worauf er mit drei seiner Genossen in das Schloß eindrang. Sein furchtbares Aeußere, — die Bewohner der Gegend nannten ihn nur den Schwarzen — hatte die Frauen so sehr in Schrecken versetzt, daß sie nicht einmal das Thor zu schließen gewagt. Den Eroberer verlockte die reiche Beute, die er hier vorfand und, sey es nun, um nicht theilen zu müssen, oder aus Furcht vor der Rückkehr der Feinde, er schloß sich eiligst mit seinen drei Auserwählten in die Veste ein, ohne die Andern zu rufen, welche sich indessen in dem Walde verborgen gehalten. Wirklich kehrten auch die Beamten mit ihren Soldaten bald aus Mößkirch zurück und begannen, da sie das Schloß in fremden Händen fanden, mit Zuziehung benachbarter Garnisonen, den Angriff auf dasselbe; da erbot der eingeschlossene Schwede die Uebergabe unter der Bedingung, daß er und seine Begleiter mit sich fortnehmen dürften, was sie forttragen könnten. Dies ward gestattet und er brachte großen Reichthum mit auf den Hohentwiel, wo er jedoch nur mit Mühe sich einem schweren Strafurtheil entzog.

(Prof. Max v. Rings: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands 8. Heft.)

Kinzigthal und Seitenthäler.

Wie der Teufel und ein Weib miteinander das Städlein Schiltach verbrennen.*)

Es ist ein alt Sprichwort: wohin der Teufel nicht kommen kann, dahin schickt er ein alt Weib. Wie das Sprichwort entstanden ist, weiß ich nicht und muß mich fast darüber wundern, warum gerade nur die alten Weiber zu Werkzeugen des Teufels auserziehen seyn sollten, da sie doch bekanntlich zum andächtigen Geschlechte gehören.

Im Jahr 1533 Donnerstag vor Ostern (fiel damals auf den 13. April) brannte das im obern Kinzigthale gelegene Städtlein Schiltach ganz ab. Wie das zugegangen sey, das haben ehrliche Burger von da, gleich nach dem Ereignisse dahier, vor gesessenem Rath erzählt, von dem es Einer gehört und seinem guten Freunde mitgetheilt hat, von dem ich es erfahren habe. Der Salmenwirth zu Schiltach saß am Abend jenes Tages in seiner Wirthsstube und sein Knecht bei ihm, von dem er sich über die heurigen Vorfälle im Haus, Stall und Scheune referiren ließ. Auf einmal hört er vor der Thür ein sonderbares Gezisch und Gepfeife. „Hans, was ist das?" fragt er den Hausknecht, „hast du's gehört? Es sind fremde Leute im Haus. Die Sache ist nicht richtig. Laß uns nachsehen!"

Auf der Stelle muß Hans die große Hauslaterne zurichten und mit seinem Meister Hausgang, Stall und Keller und jeden Winkel unten im Hause visitiren. Aber es fand sich nichts.

„Riegle mir alle Thüren wohl zu und vermach' alle Laden, Hans, damit uns kein Schelm in's Haus komme, denn das

Land lauft jetzt voll liederlichen Volks." Der Hausknecht versicherte, es sey bereits Alles gut geschlossen und verwahrt und damit beruhigte sich der Wirth, der nun sein Hauseramen mit dem Knechte wieder fortsetzte. Kaum hatte er einige Minuten damit zugebracht, siehe da, so zischt und wisperts wieder ganz vernehmlich, aber nicht mehr unten im Hause, sondern im obern Stocke.

Nun ward die Visitation wiederholt und weil man denn doch nicht wissen konnte, was man da oben antreffen würde, so bewaffnete sich Hans, der Hausknecht, dieses Mal mit der alten Hellebarde, die ein Inventariumstück des Hauses war und immer unter der Stiege aufbewahrt wurde. Der Salmenwirth aber nahm den Haushund, Türk genannt, mit sich und in die Hand sein Schwert, das er als Hauptmann der ehrsamen Bürgerschaft zum letztenmal trug, als die Landschaft gegen den Herzog Ulrich sich erhob und ihn zwang, sein Land mit dem Rücken anzusehen. Also gerüstet stiegen Beide die Stiege hinauf, den treuen Türk als Vorplänkler vorausfendend, um bei Zeiten sich in Positur setzen zu können, wenn derselbe anschlagen und etwas Verdächtiges entdecken sollte.

Dieses tapfere Kleeblatt durchsuchte nun alle Gemächer des zweiten Stockes, und der Hausknecht Hans bewies bei dieser Gelegenheit ungemeine Geistesgegenwart und ausgezeichneten Muth. Denn an jeder Stelle, die er für verdächtig hielt, streckte er seine Hellebarde voraus und befahl dem beherzten Türk, vorauszuschreiten, um den Schelm aufzusuchen. Der Salmenwirth aber deckte mit erhobenem Schwerte den Rücken des Hausknechts. Aber auch dieser Streifzug war erfolglos. Das Gezische und Geflüster war verstummt, und verdrüßlich stiegen Herr und Knecht mit dem treuen Türk, welcher dieses Mal die Nachhut machte, wieder in den unteren Stock herab.

„Du hast doch das Gezisch und Geflüster und Gekreische gehört, Hans?" fragte der Salmenwirth den Hausknecht verdrüßlich.

„Freilich wohl, Meister, hab ich es gehört und darauf kann ich einen Eid thun. Der Geier weiß, was hier im Spiel seyn mag."

„Ich denke," fuhr der Salmenwirth fort, „wir warten dem

Ding noch etwas ab; denn am Ende muß es sich doch noch zeigen, was es sey. Aber mir fällt ein, daß wir unser Küchenkamin noch nicht untersucht haben. Vielleicht hat sich Jemand dorthin verborgen, der gerne die Paar Speckseiten holen möchte, die noch darin aufgehängt sind."

Kaum hat der Salmenwirth seine Rede geendet, so pfeifts und flüsterts und zischt es wieder und zwar dieses Mal von der Seite des Ofens her, so, als ob der Laut aus dem Kamin käme.

Flugs wischen jetzt der Salmenwirth und sein Knecht mit dem treuen Turk in die Küche und horchen daselbst. Da vernehmen sie denn ganz deutlich zu oberst aus dem Kamin herab das Gezisch und Gepfeife, gerade dem ähnlich, das man zu machen pflegt, wenn Einer dem Andern ein Zeichen gibt und ihn herbeirufen will. Jetzt wird's dem Salmenwirth etwas unheimlich; denn der Turk streckt die Nase gewaltig in das Kamin hinauf und windet und sträubt die Haare, als wär' etwas, ob dem er sich entsetzt, oben im Kamin.

Der Hausknecht hatte unterdessen die Kaminleiter zurecht gestellt und stieg nun, in der Rechten die Hellebarde, in der Linken die Laterne haltend, die Sprossen langsam hinan und sah sich sorgsam im Kamin um. Auf einmal rutscht er hastig drei Sprossen herab, lehnt die Hellebarde an die Heerdwand und schlägt ein Kreuz über das andere.

„Was fehlt dir Hans?" fragte der Salmenwirth.

„Herr," antwortete der Knecht, „sagt mir, hängt noch ein Hinterviertel von dem Bock im Kamin, denn wir zur Lichtmesse schlachteten? Denn dort oben sehe ich einen Bocksfuß."

„Der Bock ist längst verzehrt," antwortete der Salmenwirth, „und wenn du einen Bocksfuß siehst, so hat der Teufel hier sein Wesen und wir müssen auf der Hut seyn. Rufe meine Leute zusammen!"

Jetzt wurde das ganze Haus in Aufruhr gebracht. Man schickte nach Geistlichen und alsbald erschienen zwei derselben. Diesen erzählten der Wirth und sein Knecht das Abenteuer dieses Abends und die Erscheinung des Bocksfußes im Kamin und Alles, was sie gehört und gesehen und nicht gehört und gesehen hatten.

„Was Ihr sagt, lautet sehr bedenklich," sprach jetzt der Eine der Priester, „und besonders ist der Bocksfuß und die Furcht eures Türk ein Zeichen, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Führt uns demnach in die Küche und wenn der Böse vorhanden ist, so wollen wir ihn schon von dannen treiben, denn wir fürchten ihn nicht."

Nun ging der Zug, dem sich unterdessen auch des Wirths ältester Sohn und dessen betagtes Weib, die in der Nähe wohnten, beigesellt hatte, in die Küche, wo die beiden Geistlichen sogleich den Satan zu exorzisiren begannen und zuförderst ein Zeichen seines Daseyns von ihm verlangten. Der Schwarze ließ sich nicht nöthigen, sondern erklärte ganz furchtlos, daß er hier sey, und da die Geistlichen weiter fragten, was er hier zu schaffen habe, so antwortete er: „ich bin hier, um euer Nest zu verbrennen."

Das sollst du wohl bleiben lassen! dachten die Geistlichen und fingen nun an, ihre Exorzismen wieder anzuwenden und dem Teufel zu drohen. Allein er spottete ihrer Drohungen und rief ihnen aus dem Kamine zu:

„Laßt euere Bemühungen unterwegs, denn ihr könnt mir Beide doch nichts anhaben. Ihr Beide seyd Gaudiebe und Einer von euch sündigt alle Tage gegen das Cölibatsgebot."

Unter den Umstehenden befanden sich aber, wie bereits erwähnt, des Wirths Sohn und dessen Frau. Diese ward während der Exorzismen sehr unruhig und entfernte sich aus dem Hause. Kaum hatte sie aber die Gasse betreten, so ergriff sie der Teufel beim Schopf und setzte sie auf's Dach und zu oberst auf das Kamin. Da gab er ihr einen Topf in die Hand und befahl ihr mit drohender Gebehrde, denselben auszuleeren. Das that sie und noch bevor eine Stunde verfloß, stand das ganze Städtlein in Flammen und alle menschliche Anstrengung, dem Feuer Schranken zu setzen, war vergeblich. Der Salmenwirth war auch unter den Abgebrannten.

Weil aber seines Sohnes Frau von den Nachbarn in der mondhellen Nacht auf dem Kamin sitzend und mit einem Topf in der Hand gesehen worden war, so wurde sie allgemein als die Brandstifterin angesehen und eingezogen. In den Verhören zeigte sich's denn, daß sie vor ihrer Verheirathung 14 Jahre

lang mit dem Satan verliebter Bekanntschaft unterhalten und manchen schönen Spazierritt zum Tanz mit ihm gemacht habe. Weil sie nun bei ihrer Verheirathung die Bekanntschaft mit dem Schwarzen aufgegeben und seine Anträge abgewiesen habe, so ward er eifersüchtig und wollte sich an ihr und dem Zeitzlein dadurch rächen, daß er es durch sie anpinkeln ließ. —

Der gute Jocrunt, der mir diese Geschichte erzählte, hält es wenigstens für wahrscheinlich, daß den Teufel die Eifersucht zu dem Unwesen gebracht habe, obgleich er nicht alles glaubt, was damals über diese Geschichte unter dem Volke gelogen wurde. Das Salmenweiche Schwiegertöchter aber wurde als eine Hexe und Wunderhexerin in Oberndorf verbrannt. Im Jahr 1590 verbrannte das Zeitzlein wieder, aber ohne Zuthun des Teufels oder einer Hexe, obschon zu jener Zeit das Hexenwesen noch in vollem Gange war und noch manche, die man für eine Hexe hielt, aber sich selbst als eine angab, ohne viele Umstände verbrannt wurde.

Ich habe übrigens, geneigter Leser, diese Wundergeschichte von einem ehrlichen Mann, der sie von einem weitauf berühmten Professor zu Freiburg im Breisgau hörte, dem gelehrten Erasmus von Rotterdam. Es scheint, sie müsse großes Aufsehen gemacht haben, weil der gelehrte Portugiese Damian von Goes sich nähere Auskunft darüber erbat. Er gibt jedoch Erasmus die Sache nicht so ausführlich als ich, da er Anstand nahm, seinem gelehrten Freunde die im Volke verbreiteten mährchenhaften Berichte über den Vorfall aufzutischen.*)

H. Mathiner

(Aus dem „Deutschen Stadtbuch" 1827.)

*) „Auf den grünen Donnerstag 1591 verbrannte der Teufel Zeitzlach hier eine hexe."

(Auf der Bibliothek Wernsdorf bei Chemnitz [illegible] Kirchenbuch.)

Das Bergmännlein.

Vor einigen Jahren weideten ein Paar Hirtenbuben in der Gegend von Schitrach bei einer verfallenen Erzgrube. Da sahen sie ein Bergmännlein, welches ganz wie ein Bergknappe

*) „Dem Schatz, wenn man einige Gebäude [illegible] Kirchen Figur, mit Pr. [illegible]

gefunden war, mit Licht und Spaß in den Stollen der Grube sahen und hörten es alsdann dasselbe arbeiten. Erschrocken liefen sie zu dem Bauern, in dessen Heimarkung das Bergwerk lag und erzählten ihm, was sie gehört und gesehen hatten. Als des Bauers erwachsene Tochter hierauf zur Grube geeilt war, hörte sie gleichfalls das Arbeiten darin. Durch alles Dies wollte das Bergmännlein anzeigen, daß die Grube mit Vortheil wieder gebaut werden könne, allein dieses Wunsches ungeachtet ist der Bau noch bis heute nicht unternommen worden.

(Eine ähnliche Erzählung enthält auch Prof. Kindler in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit", Jahrg. 1837, S. 171.)

Burg Falkenstein im Schapbacher Thal.*)

Das Schapbacher Thal ist in der Geschichte durch die Burg Falkenstein berühmt, deren Trümmer unterhalb des Dorfes Schapbach auf einem Hügel noch sichtbar sind. Hier fanden die grimmen Waffenbrüder Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg ihre letzte Zufluchte, aus der sie endlich der Mangel an Lebensmitteln in die feindlichen Speere und in den Tod trieb. Joseph Bader erzählt die Begebenheit wie folgt:

Nach dem Tode Herzogs Hermann von Schwaben war dessen Schwager Ernst, der Sohn des Markgrafen Leutbold von Oesterreich, in dieser Würde, starb aber bald an einem unglücklichen Pfeilschuß auf der Jagd. Sein Erbgrimmer ist jener Herzog Ernst, von welchem die Sage des Volks so wunderbarliche Abenteuer zu erzählen weiß. Sein ganzes Elend entstand aus seinen Ansprüchen auf das Erbe des Burgundischen Reichs, während König Konrad dasselbe als ein der deutschen Krone ungefreudenes Vermächtniß behauptete. Diese Angelegenheit wurde der Zunder einer blutigen Fehde durch ganz Schwaben; allenthalben erhoben die Großen ihre Waffen gegen einander, endlich mit dem Grafen Welf der Herzog Ernst selbst gegen den König, und zum Zweikampf, nachdem er im ersten Kriege sich unterwerfen hatte müssen. Aber auch jetzt

*) Eine frühere Burg, von welcher noch ein Gedächtniß, Ruinen und Thürme vorhanden sind, und welche Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg bewohnt haben.

schien ihm kein besseres Glück; geächtet und von Allen verlassen, welche die Rache des gewaltigen Kaisers fürchteten, mußte sich Ernst mit seinem einzigen, ihm noch treu gebliebenen Freunde und Waffenbruder, dem Grafen Werner von Kyburg, in die Wildnisse des Schwarzwalds flüchten, auf die Burg Falkenstein, in der untern Baar. Durch Auslieferung Werners, in welchem König Konrad den Hauptanstifter des ganzen Aufstandes sah, hätte sich Herzog Ernst noch retten können, aber er gab den königlichen Unterhändlern großherzig zur Antwort: „Eher will ich Alles einbüßen, als meinen Freund verrathen!“ — Als in der Burg Falkenstein endlich die Lebensmittel ausgingen, rafften die beiden Unglücksgefährten Alles zusammen, was ihnen noch anhing und drangen gegen Schwaben vor. Da erschien mit überlegener Macht Graf Mangold von Nellenburg, Schirmherr zu Reichenau, dessen Besitzungen zunächst gefährdet waren. Voll verzweifelten Muthes stürzte sich Ernst an der Spitze seines Häufleins in die Massen des Feindes. Es wurde mit äußerster Erbitterung gefochten; endlich fiel der Herzog, ritterlich bis zum letzten Hauche, hinter einem Walle von Leichen; ihm folgte sein treuer Werner in den Tod; aber auch Graf Mangold blieb auf dem Schlachtfelde — zur Sühne der unglücklichen Waffenbrüder.

[illegible]

Der Schlangenhof im Schappacher Thal.

Im Gute des Bauern dort hinten im Thal,
Da nisten die Schlangen in mächtiger Zahl.

Sie füllen das Haus ihm, den Hof und den Stall
Mit buntem Gewimmel fast überall.

Doch thun sie kein Leids, weder Menschen noch Vieh,
Die friedlichen Leutchen gefährden sie nie.

Sie leben vertraulich mit Herr und Gesind,
Sie leihn sich gemüthlich zum Spiele dem Kind.

Gern nehmen sie Theil an dem ländlichen Mahl,
Da schlürfen sie zierlich die Milch aus der Schal'.

Das Heu in der Scheune, so duftig und weich,
Das ist ihres Königes Sitz und Bereich.

Das Haupt ihm ein goldenes Krönchen umkränzt,
Mit Perl' und Demant und Karfunkel durchglänzt.

Er wird als Beschützer des Gutes verehrt,
Darin sich die Fülle des Segens vermehrt;

Als hätt' er's umzogen mit magischem Bann,
Daß keinerlei Mißgeschick treffen es kann;

Nicht Krankheit noch Seuchen bedrängen es je,
Kein Sturm und Gewitter, kein Hagel und Schnee.

Die Schlangen sie bringen nur Glück in das Haus,
All' anderen Gütern blüht dieses voraus. —

Als aber der biedere Bauer verstarb,
Ein Anderer käuflich das Hofgut erwarb.

Der war gar ein falscher und geiziger Mann
Und gegen die Schlangen ein wahrer Tyrann.

Ab hieb er dem König das glitzernde Haupt,
Das goldene Krönchen er gierig ihm raubt.

Dann jagt er die Schlangen aus Hof und aus Haus,
Aus Keller und Küchen und Feldern hinaus.

Doch freut er nicht lange des Segens sich mehr,
Der drinnen gewaltet — er büßet es schwer!

Denn Alles verdirbt ihm, als wär' es verflucht:
Die Heerden, die Gärten, die Wiesen, die Frucht.

Das stattliche Haus, es geräth in Zerfall
Von der Fluth des Gebirgs unterwühlendem Schwall.

Und als er einst Nachts, wie seit lange ja schon,
Sich wälzt auf dem Lager, vom Schlummer geflohn;

Da hört er ein Wispern und Schleichen ringsum,
Ein Zischen und pfeifender Stimmchen Gesumm.

Da ringelt sich's ihm um den Nacken so kalt,
Umschlingt ihm die Glieder mit Riesengewalt;

Da züngeln viel Hundert von Schlangen ihn an,
Mit betäubendem Odem, mit spitzigem Zahn.

Sie halten mit rächender Wuth ihn umstrickt;
Sein Schreien, sein Röcheln, — bald ist es erstickt.

A. Schlee.

([illegible] „[illegible]" [illegible] 1837. S. [illegible])

Warnungszeichen.

In der Wildschappacher Grube Friedrich Christian zeigen sich an Stellen, welche den Einsturz drohen, blaue Lichtlein oder es klopft dort mit unsichtbaren Händen an das Grubenholz. Den Bergleuten sind diese Warnungszeichen wohlbekannt und wo eines sich sehen oder hören läßt, wird der Stollen unverzüglich untersucht und gefahrlos gemacht.

Vom Seewenhof bei Rippoltsau.

In dem unergründlichen Glaswaldsee bei Rippoltsau hielten sich vor Zeiten Seemännlein auf. Eines derselben war mit den Leuten des Seewenhofs, welcher drei Viertelstunden weiter unten am Berge liegt, so befreundet, daß es jeden Morgen zu ihnen kam und erst am Abend sie verließ, um in den See zurückzukehren. Den ganzen Tag über besorgte das Männlein allerlei Arbeit für die Hofbewohner, welche, damit Alles wohl gerathe, bei Zutheilung einer jeden Arbeit zum Seemännlein sprechen mußten: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!"*) — Täglich bekam es auf dem Hofgute sein Frühstück, Mittag- und Abendessen besonders aufgetischt. Obgleich seine Kleider alt und abgetragen waren, hielt es doch stets den Seewenbauer

*) [illegible]

von seinem Vorsatz ab, ihm neue anzuschaffen. Endlich aber ließ derselbe doch heimlich einen neuen Rock machen und gab ihm eines Abends dem Seemännlein. Dieses aber sagte aufgebracht: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen; von Morgen an komm' ich nie wieder zu Euch!“ Umsonst betheuerte der wohlmeinende Bauer, daß er ihm ja den Rock nicht als Lohn, sondern als freiwilliges Geschenk verehren wolle — das Männlein war von seinem Vorhaben nicht mehr abzubringen. Hierüber unwillig, setzte ihm diesmal die Magd kein Nachtessen vor und das Männlein mußte mit leerem Magen von dannen gehn. Am andern Morgen fand man die Magd todt vor dem Hause und zwar auf den Kopf gestellt, welcher ganz in den Boden eingegraben war. Das Seemänlein aber ließ sich, seinem Vorsatze getreu, niemals wieder auf dem Seewenhofe blicken.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in „Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 173.)

Die Schwedenschanze.*)

Hinter grüner Hügelstrecke
Thürmt der Berg sich wie zum Streit;
Hingestürzte Felsenblöcke
Sind sein festes Waffenkleid.
Seines Hauptes Wälder starben,
Denn das Alter macht ihn kahl;
Drohen schwillt, wie Heldennarben,
Morscher Schlachtenwälle Mahl.

Seiner hohen Haiden Oede
Ruht im Monde silberweiß,
Steht dem Geisterrufe Rede,
Lockert sich auf sein Geheiß.
Aus dem Wall, im Waffenklirren
Steigt ein zürnend Riesenbild;

*) [illegible]

Seine Herrscherblicke irren
In die Tiefen streng und wild.

Erwins kühne Münstersäule,
Bei des Rheines Silbertuch,
Späht er aus in Gier und Eile,
Donnert ihr hinab den Fluch:
„Preiset noch die Götzenhallen
Du, des Seelenbannes Haus,
Gegen den mein Leib gefallen,
Deinem falschen Glauben aus!

„Deine heißern Mettenglocken
Bannen mich zu Neid und Wuth
Aus der Himmlischen Frohlocken,
Höhnend mein verspritztes Blut.
Seit Jahrhunderten vom Staube
Klirr' ich auf in jeder Nacht;
Thürmt mich auf der reine Glaube
Gegen deine Afternacht!

„Dich verdammend will ich dauern,
Bliebst du bis zum Weltgericht,
Bis sich neigen deine Mauern,
Deine Spitze knirschend bricht;
Bis die Glocken berstend wimmern
Wie vor Weh der Lügner Brust,
Und bis über deinen Trümmern
Jubelt reiner Engel Lust!"

Mit der blanken Hand von Eisen
Schleudert er den Fluch in's Land,
Wie die raschen Blitze kreisen
Um den schwarzen Wolkenrand. —
Doch des Domes Morgentöne
Schweben leise durch die Luft,
Seiner Pyramide Schöne
Blühet auf in Rosenduft.

Und der Freiheit Siegesfahnen
Steigen von ihr aus der Nacht;

Ihrem freudenvollen Mahnen
Ist ein großes Volk erwacht.
Tief hinein, in seinen Landen,
Bricht der volle Jubel aus:
„Tag des Heils, du bist erstanden,
Rauh' ihn laut, o Gotteshaus!"

Und der Liebe Wonnen schlagen
Still des Geistes tiefen Gram:
„Sey gegrüßt, mein himmlisch Tagen,
Sieh mich nah'n in Dank und Scham!
Schwindet, enge Seelenketten!
Freiheit, ja dein Zauberschlag
Soll der Herzen Höchstes retten!" —
Er verschwindet in den Tag.

Georg Kopp.

Spuk und Schatz.

Auf einem Bergacker bei Wolfach geht Nachts ein gespenstiger Priester im Meßgewand um, das Meßbuch unter dem Arme tragend. Einmal erschien er daselbst am hellen Tag einem kleinen Mädchen und winkte ihm, herbei zu kommen; allein das erschreckene Kind ergriff die Flucht.

Die Eigenthümerin dieses Ackers fand einst darauf viele Glasscherben von bunten Farben und steckte einige davon für ihre Kinder zu sich. Als sie dieselben zu Hause hervorholte, fand sie alle in uralte Thaler verwandelt.

Eine andere Frau, welche auf demselben Acker ein Häuflein Laubes von besonderem Glanze bemerkt und davon mitgenommen hatte, fand bei ihrer Heimkunft die Blätter in lauter alte Silberthaler verwandelt.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 173.)

Der weiste Mann und der Bauer.

An dem Berg, worauf die verfallene Burg Schenkenzell*) liegt, weideten einst zwei Bauern miteinander ihre Ziegen. Da

*) Zwischen Gengenbach und Wolfach.

gesellte sich ein ganz weißer Mann zu ihnen und sagte zu dem Einen, der allein ihn sah und hörte, er solle mit ihm gehen. Als derselbe folgte, ward er auf die Burg an eine eiserne Bogenthüre geführt, die er noch nie zuvor bemerkt hatte und die sein Führer mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie traten ein und gelangten durch einen langen Gang und zwei andere eiserne Thüren, welche der weiße Mann ebenfalls aufschloß, in ein Gewölbe, worin eine große Kiste stand. Nachdem der Bauer, auf seines Führers Begehren, deren Deckel zurückgeschlagen, hieß ihn Jener so viel von den Goldmünzen, womit sie angefüllt war, mitnehmen, als er fort zu bringen im Stande wäre. Er nahm aber, aus Schüchternheit, weit weniger, und da ihn sein Begleiter, als sie sich wieder unter Gottes freiem Himmel befanden, deßhalb zur Rede stellte, gab er zur Antwort, er wolle schon wieder holen, wenn das, was er mitgenommen, verbraucht sey. Da sagte Jener, dies sey unmöglich und weil er ihm Solches erst jetzt eröffnen dürfe, habe er ihn vorhin so viel mitnehmen heißen, als er fort zu bringen vermöge. Hierauf verschwand der weiße Mann; die Thüre war ebenfalls nicht mehr zu sehen und ist auch bisher von keinem Menschen mehr wahrgenommen worden. Von den Goldmünzen, welche dünn und so groß wie Sechsbätzner sind, befinden sich noch heut eilf Stücke im Dorfe Schenkenzell, woselbst auch der andere Bauer, welcher den weißen Mann weder sehen noch hören hatte können, erst kürzlich, über hundert Jahre alt, gestorben ist.

(Eine mündliche Mittheilung, mitgetheilt von Friedrich Becker in Wien; „Beiträge zur Kunde der deutschen Sagen“ Jahrg. 1857. S. 69.)

Der Teufelsstein.

In dem Wald oberhalb St. Roman, nicht weit vom Städtchen Wolfach, begegnete einst der Teufel, welcher einen mächtigen Felsblock auf den Schultern trug, einem kleinen Mann, der ihn fragte, wo er mit dieser Last hin wolle? — „Den Schweinstall da unten mit diesem Stein zusammenschmeißen!“ antwortete der Bose, indem er auf das weiter unten am Berg gelegene Kirchlein von St. Roman hinwies. Der Mann sprach ihm zu, er solle doch vorerst seine Last ein wenig absetzen; allein

der Teufel weigerte sich dessen aus dem Grunde, weil er alsdann den Felsblock, dessen erstes Aufladen ihm ohnehin so schwer gefallen, nicht mehr in die Höhe würde bringen können. Durch das Versprechen des Männleins, ihm beim Wiederaufladen des Steins behülflich zu seyn, bewogen, setzte Herr Satanas endlich den Block auf den Boden nieder. Kaum war dies geschehen, so verschwand der kleine Mann, der Niemand anders als unser lieber Herrgott gewesen war, und der Teufel mußte nachher also den Stein, welchen er nicht mehr aufzulüpfen vermochte, da wo er ihn hingesetzt, hübsch liegen lassen.

Lange Zeit lag hier der Felsenblock, in welchen die Krallen des bösen Feindes eingedrückt sind, unangefochten, bis es endlich einem Steinhauer einfiel, ihn benutzen zu wollen. Trotz der Warnung der Leute, ja nichts mit dem Block vorzunehmen, sprengte der Steinhauer denselben mit Pulver in drei Stücke, wovon ihm aber eines an das rechte Bein geschleudert wurde und es zerschmetterte. Hierdurch gewitzigt, ließ er den Felsen fortan unberührt auf demselben Platze liegen, wo derselbe sich noch heutzutage befindet und unter dem Namen „Teufelsstein" in der ganzen Gegend bekannt ist.*)

(Nach mündlicher Beschreibung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde des deutschen Mittelalters" Jahrg. 1837. S. 70.)

Sagen von Benau.

1.

Auf dem Schwarzenbrucher Berg ist ein Platz, das Moos genannt, worauf zur Zeit, als das Schappacher Thal noch ein See war,**) eine Stadt, Namens Benau, stand. Weil ihre Bewohner ein Leben wie die von Sodom führten und ein goldenes Kalb anbeteten, wurde die Stadt durch Gottes Strafgericht in die Tiefe des Berges versenkt. Neun Tage hindurch hörte man das Jammergeschrei der Versunkenen und Niemand war dem Verderben entgangen, als der Pfarrer und der Meßner, welche Beide, gerade zur Zeit des Unterganges der

*) Da [illegible] Sagen [illegible] wenig [illegible] Volk [illegible], [illegible] zweckmäßige Notiz [illegible] Gibt. B. Baader.

**) Siehe die Einleitung zu diesem Werke. Band XVII.

Stadt, einen auswärtigen Kranken mit den heil. Sterbsakramenten versahen.

2.

Vor etwa vierzig Jahren suchten zwei Männer aus dem Oberwolfacher Stabe jenes goldene Kalb mit Hülfe von Zaubermitteln zu gewinnen. Da der Bergsiegel ihnen gewiesen hatte, daß es bei dem sogenannten Goldbrünnlein auf einer eisernen Kiste liege, trieben sie dort einen tiefen Stollen in den Berg. Schon waren sie zu dem Kalbe gekommen, schon hatte der Eine von ihnen es bei dem Schweife gefaßt — da regneten von unsichtbaren Fäusten solche Schläge auf seinen Rücken, daß er seine Beute auf immer fahren lassen mußte. Bei diesem Schatzgraben hatte er und sein Genosse ihr ganzes Vermögen zugesetzt; außerdem ward, in der Folge, Jener stockblind und Dieser wahnsinnig bis zur Raserei.

3.

In neuerer Zeit wurden auf dem Schwarzenbruch zwei Benauer Taufsteine ausgegraben. Den Einen verwendete ein Hofbauer aus dem Stabe Oberwolfach als Schweintrog; da fielen ihm alle Schweine, welche daraus fraßen; weßhalb er denselben eiligst fortschaffte und der Johanniskapelle unweit seines Hofgutes schenkte. Der andere Taufstein war in der nächsten Sägemühle vor die Thüre des Ochsenstalles gepflastert worden, aber der erste Ochse, welcher darüber hinschritt, brach ein Bein, worauf der Sägemüller den Stein sogleich ausgrub und ihn gleichfalls der erwähnten Kapelle schenkte.

(Mitgetheilt von Professor Baxter in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit" Jahrg. 1837. S. 174.)

Hornberg im Gutachthale.

Die alte Burg Hornberg, über dem Städtchen gleiches Namens, liegt schon längst in Trümmern, und nur noch ein hoher Thurm kündigt die ehemalige Herrscherin des Thales an. Sie war einst in Kriegszeiten eine wichtige Würtembergische Veste zur Sicherung des Durchzuges der Heere: so während des dreißigjährigen Krieges und in den Kriegen Ludwigs XIV.

Das neue Gebäude, seitwerts von den Ruinen, dicht an dem Bergrande, war die Wohnung einer Fürstin aus dem Würtembergischen Hause, welche hier für mancherlei Verirrungen büßte. Die Sage suchte ihr Verbrechen hier in dem Orte ihrer Verbannung selbst. Hier soll sie nämlich ihren Gemahl, einen Fürsten von Taxis, lange Zeit in dem hohen Thurme eingesperrt und endlich mit Gift aus dem Leben geräumt haben. Sie hatte mit vieler Sorgfalt ihren traurigen Wohnsitz verschönert, und unter ihrer Pflege standen die schmalen Gärten der Burg im üppigsten Flore. Jetzt sind alle Spuren jenes kurzen Glanzes verschwunden, und das tiefe Gewölbe, welches ehemals den Zugang zu den Hofräumen wahrte, führt nur noch in wildes Buschwerk oder kärglich angebaute Grundstücke. So sehr ist diese herrliche Anlage verwildert, daß sie vor einigen Jahren ein Handwerker des Städtchens um den Spottpreis von 1500 fl. erkauft hat.

(Vergleiche Mai von Ringe „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands." Section Baden. 2. Heft.)

Das Felsenfräulein*) bei Hornberg.

Es sind emol, 's isch ame Sunntig gsi,
D'Schuelmeisteri und 'sDokter's Sepeli
Go Hornberg zue vo Niederwasser her
— Des Meidli mueß g'wiß nuf in d'Christelehr —
Bim Rai am Rübesbe**) just z'semme cho.
Sie hentsi grueßt und 'nander d'Zit abgno.

Die eine seit: Siehsch dört d'Steiprinzessi stoh? —
„Her Jesis jo; sie luegtis weger no!"
Drum allimol wenn i do füre chum,
Se zieht's mi Blick zuem Felsefräuli num,
Und allimol — chum weidli! 's isch nit just —
Se chunnts mer für, 's biwegsi no si Brust.

's soll no ne Herz im Felsebuse schlah,
So seit mer. Nu, was luegsch mi denn so a?

*) Eine Felsenpartie bei Hornberg.
**) Ein Seitenthal.

's hent zwische sellem g'stärrige Lokebor
Als *) Aeugli blizt, wie dini, frisch und cher,
Und menge barte, chezerische To
Isch fürnehm über selli Liepe cho.

Vor Zite het dört ufem Berg im Schloß
E Ritter g'walter mit sim Wib und Troß.
Er het e fuser gwachse Fräuli g'ha,
Hoffertig au und truzig wie ne Ma,
Si einzig's Chind. Er het's frei schalte lo,
Drum isch's vur Busget **) bis zuem Näsnutz cho.

Het d'Muetter g'seit: „mer wend in d'Chilche go!"
Se het's nu g'lacht und Pfil und Boge gno,
— Me het vor Alters keini Fusi ***) g'ha —
Und belluf! mit viel Hunde vorned'ra,
Gohr's in de Wald dur menzi Haberfoer!
Was chümmert sie des frech vertrapplet Brod? —

Und isch en arme Puur zuem Aetti cho
Und seit: „i ha bim Jage Schade gno."
Se schlüchiet sie †) bis an de Grabe nus
Und, wie mi Türli chunnt, nei, 's isch e Gruus!
Gisoem en Schuk ††), und g'schwinder asses blizt,
Se beter 's G'hirn im Felsegrab verspritzt.

Druf lacht's und seit: „s chunnt ufen Puur nit a,
Me cha do nirgi gnueg so G'sindel ha!"
's verzwiflet Wib mit sine Chinderli
Chunnt üfrem Fräuli frili nit in Si. (Sinn)
„Was gohr mi ander Lüte Chummer a?"
Seit's, „wenn nu i, was 's Herz bigebret, ha."

's het All's si Zit. Es jagt emol im Wald;
Druf sitzt e Mannli ufem Felseg'halt.
Mit wiße Loke. 's stüzt si uf si Stab:
„Ach Fräuli! nummen au e chleini Gab!" —
„Glattsufernit! †††) Marsch mit dim Weh und Ach!"
Und handumcher! se leit's en nab in Bach.

*) [illegible]
**) [illegible]
***) [illegible]

†) [illegible]
††) [illegible]
†††) [illegible]

Doch eis Rungs stoht mi Männli wieder uf
Und wachst in d'Höh bis über d'Felse nuf.
Zum Tremel*) wird si Stab; er rüehrt's mit a:
„Du witt di Herz für di alleinig ha?
Se schlag's für ew'gi Zite dir ellei!"
Und sieder g'stablet**) 'sFräuli zuem e Stei. —

So seit mer. Maideli, verstohsch de Si?
„He! 's Männli wird, denk wohl, d'Vergeltig si;
Und witers: hei Eis 'sHerz für ihn's ellei,
Was isch es andersch, asse chalte Stei?" —
De hesch's verrothe, jo, und 's fehlt si nit;
Jez b'hüet di Gott! versum mer d'Christlehr nit!

'sSchwizerisplis Salmo.

(Siehe „Oberrheinische Zeitung" von 1844, Nr. 358.)

Das Hornberger Schießen.

Das Sprichwort „Es geht aus wie das Hornberger Schießen," rührt von einem zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Hornberg gehaltenen Schießfeste her. Da den Schützen die dazu getroffenen Anstalten unzweckmäßig erschienen und ihnen auch sonst Manches dabei nicht gefiel, lief einer nach dem andern wieder hinweg, so daß sich das Fest in ein Nichts auflöste. In Hornberg selbst geht die Sage, daß die dortigen Bürger, als sie einem durchreisenden Würtembergischen Herzog zu Ehren ihr Geschütz lösen wollten, dies unterbleiben lassen mußten, indem sie schon vorher alles Pulver verschossen hatten. Daher auch das andere Sprichwort: „Er hat das Pulver zu früh verschossen." Die Hornberger machen sauere Gesichter, wenn man sie damit neckt.

(Vergl. J. Eiselein's „Sprichwörter u. Sprüche des teutschen Volkes ꝛc." S. 321.)

Die seltsame Fahrt.

Auf dem verfallenen Bergschlosse bei Kirnbach befindet sich in einem steilen Felsen ein brunnenartiges Loch von unergründlicher Tiefe. Aus demselben steigt in den Adventsnächten eine Kutsche, die mit zwanzig grauen Geißböcken bespannt ist und an der zwei brennende Laternen hängen. Sie wird von

*) Bettel. **) Bestellt.

einem ehemaligen Grafen des Schlosses gelenkt, welcher, in voller Rüstung und mit geschlossenem Helmgitter, allein darin sitzt. Mehr denn hundert Knappen folgen ihr aus dem Felsenloche nach, jeder einen Speer und eine angezündete Fackel in den Händen tragend. Mit Blizesschnelle und wildem Getöse fährt der Zug den steilen Felsen und eine Schlucht hinab und macht dann unten im Thale Halt. Hier sammeln sich die Knappen im Kreis um die Kutsche, der Graf steigt aus und legt an ein Rad den Hemmschuh, worauf er sich wieder hineinsetzt. Unter großem Geschrei werfen sodann die Knappen ihre lodernden Fackeln, die sogleich erlöschen, von sich, und verschwinden mit der Hälfte der Geißböcke, welche als Vorspann gedient hatten. Bei dem spärlichen Lichte der zwei Laternen kehrt hierauf der Graf mit den übrigen zehn Böcken und mit gesperrtem Rade nach dem Felsenloche zurück, indem er, trotz dem, den Weg eben so schnell hinauffährt, als er ihn mit dem starken Vorspann und ohne Sperre herabgekommen ist.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bresch. Baader in Moor's „Anzeiger u. s. w." Jahrg. 1837. S. 70.)

Das Geistermädchen.

Auf der Landstraße bei den Hagenbücher Höfen läßt sich zuweilen bei Nacht ein gespenstiges Schwarzwäldermägdlein sehen, welches aus dem benachbarten Bergwalde herabkommt. Ein betrunkener Flößer, der Nachts zwischen 11 und 12 Uhr aus dem Wirthshaus in Hausach nach Wolfach gehen wollte, wurde von den Wirthsleuten vor dem Geistermägdlein gewarnt, verlachte aber die Warnung und machte sich keck auf den Weg. Als er an die Höfe kam und kein Gespenst erblickte, rief er, indem er seine Axt schwang: „Wäldermädle, komm heran, daß ich dich z'sammenhauen kann!" — Kaum waren diese Worte heraus, so stand das Mägdlein vor ihm, ergriff ihn beim Schopf und warf ihn kopfüber in die Kinzig, worauf es in den Wald zurückkehrte. Schon war der Flößer am Ertrinken, da ward er noch glücklicherweise von einem Manne gerettet, der nicht weit hinter ihm hergegangen und Zeuge des Vorfalls gewesen war.

(Siehe Bresch. Baader's Mittheilung in Moor's „Anzeiger u. s. w." 1837. S. 301.)

Sagen vom Hausacher Schloße.

1.

Auf dem verfallenen Bergschloße bei Hausach liegt ein Schatz verborgen, wonach einmal Nachts von etlichen Bauern gegraben wurde. Schon sahen sie einen Kessel voll Geld vor sich, als im Dorfe die Betzeitglocke zu tönen begann. „Es läutet Betzeit, wir wollen beten, das Geld haben wir ja!" — sprach nun Einer von ihnen. Augenblicklich versank der Kessel mit dem Geld in die Tiefe und die Schatzgräber mußten mit leeren Händen abziehen.

2.

Auf dem Schloße lassen sich in manchen Nächten gespenstige Lichter sehen. Von dort führte vor Zeiten nach dem „Klösterle" im Thal ein unterirdischer Gang, worin ganz bequem eine Kutsche fahren konnte.

(Mitgetheilt von Bernhart Bauder in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 301.)

St. Gallus im Harmersbacher Thal.

Vor Alters, als das Harmersbacher Thal noch eine Wildniß war, wohnte darin der heilige Gallus als Einsiedler. Seine Hütte stand an einem Brunnen und nächst einer Dornhecke, aus welcher manchmal ein wunderschöner Gesang ertönte. Eines Tages kam zu dem Heiligen ein Bär dahergehinkt und hielt ihm mit Stöhnen seine Tatze hin, worin ein großer Dorn steckte. Gallus zog ihn geschickt heraus und nun führte ihn das dankbare Thier zu einem Felsen, wo er eine Menge wilden Honigs fand; auch wich es nicht mehr von seiner Seite, trug ihm Holz herbei und verrichtete sonstige häusliche Dienste*).

Als der Andrang der Leute zu dem Heiligen zu sehr überhand nahm, zog er sich eine Stunde weiter in das Thal zurück, an den Ort, wo jetzt die ihm geweihte Pfarrkirche von Oberharmersbach steht. Aber auch hier entging er dem Zulaufe der frommen Menge nicht, weßhalb er sich mit seinem Bären in die

*) Einerseits scheint dieser Zug der Legende vom heiligen Hieronymus nachgebildet, der ebenso einen Löwen heilte, andererseits ist es bemerkungswerth, daß der Bär das Wappenbild des Klosters St. Gallen war, von welchem auch die Städte St. Gallen und Appenzell den Bären in ihre Wappen aufnahmen. Diese Sage von Gallus und dem Bären scheint daher auch in der Schweiz bekannt gewesen. Mone.

Schweiz begab, wo er nachmals das Kloster St. Gallen gründete. Ungeachtet seiner Entfernung pilgerten die Leute noch immer in das Thal zu seinen verlassenen Hütten, und als auch sie den Gesang aus dem Dornbusche hörten, suchten sie daselbst nach und fanden ein hölzernes Muttergottesbild mit dem Jesuskindlein im Arme. Dort erbauten sie nun eine Kapelle, und nachher ließ sich der Gesang nicht wieder vernehmen. Statt der Kapelle steht jetzt auf dem Platze die Wallfahrtskirche „Maria zur Kette", und außen über ihrer Hauptthüre das hölzerne Madonnabild. Bei demselben haben schon Manche Hülfe gefunden, auch werden durch das Wasser des Brunnens verschiedene Leibesübel, besonders Augenleiden, vertrieben.

(Siehe Moser's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Gengenbach durch einen Kanarienvogel vom Brande gerettet.

Den 8. Januar 1789 in der Nacht, kam im Klosterkeller zu Gengenbach — auf welche Art, ist unbekannt — Feuer aus. Der Pförtner schlief ruhig, aber sein beflügelter Retter wachte. Ein Kanarienvogel, den er im Zimmer hängen hatte, machte, von dem aufsteigenden Rauche belästigt, ein so heftiges Geräusch in seinem Bauer, daß er dadurch den Pförtner weckte, der, als er das Zimmer voll Dampf sah, schnell Lärmen erhob und die Klosterleute zu Hülfe rief. Durch schleunige Gegenanstalten ward das Feuer, das bereits dem Ausbruche nahe war, gedämpft und so das Kloster glücklich erhalten, nur das arme vergessene Vögelchen fiel als Opfer — es war im Rauch erstickt. „Wie also einst," — so parallelisirt mein treuherziger Chronist ganz naiv — „die Stadt Rom durch der Gänse Geschnatter erhalten worden, so hat das Geräusch dieses Kanarienvogels das Kloster Gengenbach gerettet."

Zum Andenken hat man das Thierchen ausgebälgt und auf ein kleines Gerüst gestellt, mit dieser Beischrift:

„SeXto IDVs IanVarII
JnCenDIa ClaVstrI
StrepItanDo aVertI."

(Siehe „[illegible]" Jahrg. 1817, Nr. 10.)

[illegible] MEDIA MUSEUM ASIS.

Inhaltsverzeichniß

des Ersten Bandes.

	Seite
Widmung.	
Vorwort des Herausgebers	VII.
Baden. Gedicht von Heinrich Heß	XIII.
Vorspiel. Von A. Schnezler	XVII.
Einleitung, von Jos. Bader	XXI.

Bodensee.

Die Schöpfung des Bodensee's. Von Gustav Schwab	1
Die Prinzessin vom Bodensee. Von Georg Rapp	5
Conradin am See. Von Gust. Schwab	8
Das Blühen des See's. Von Fried. Otte	11
Der Reiter und der Bodensee. Von Gust. Schwab	11
Graf Gero von Montfort. Von Demselben	14
Zegelstein. Nach Aloys Schreiber	16
Constanz's Ursprung. Aus Dr. Speth's Chronik	17
Der heilige Conrad und die Wirthinne. Eben daher	19
Das Fundament nach dem Hausbau. Ebend.	20
Der Jude in der Mordgasse. Ebend.	20
Die Hand an Christi Nase. Ebend.	21
Eine Wundergeschichte von vier Gerbern. Von Julius Leichtlin	21
Heinrich am Grieß. Von Demselben	22
Zur Geschichte der Judenverfolgung in Constanz	22
Am Rhein bei Constanz. Von C. Kaiser	23
Kaisers Wort, Gottes Wort. Von Eduard Duller	24
Johann Huß. Von Friedrich Otte	28
Johannes Huß. Von Freudentheil	29
Ueber Huß's Ende. Aus Dr. Speth's Chronik	33
Ein merkwürdiger Zweikampf als Gottesurtheil in Constanz. Ebend.	33
Der Fleischer von Constanz. Von G. Schwab	36

Seite.
Ein hübsch Lied, genannt „der Striegel." Aus „Knabe Wunderhorn ꝛc." 38
Die Jungfrau Maria, als Schützerin von Constanz. Aus Dr. Speth's Chronik. 40
Ein Wogengrab. Von A. Schzlr. 41
Des Fischers Haus. Von G. Schwab. 43
Insel Mainau. Nach Al. Schreiber. 45
Die Maid von Bodmann. Von G. Schwab. 47
Das Crucifix bei der Mainau. Aus Mone's Anzeiger. . . 53
Insel Reichenau. Von G. Schwab. 53
Radolfzell's Ursprung. Von K. Walchner. 54
Einer wunderthätigen Nonne wird das Handwerk gelegt. Von Demf. 55
Die Meeresburg. Von Levin Schücking. 56
Joh. Heuglin in Meersburg. Von Joseph Baader. . . . 58
Benno von Kirchberg. Von G. Rapp. 59
Ueberlingen's Ursprung. Von G. Schwab. 61
Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen. Von Dr. Heinrich Schreiber. 63
Das Märchen von den sieben Schwaben. Aus Lud. Bechstein's „deutschem Märchenbuch." 65
Schwäbische Tafelrunde. Altes Volkslied. 71
Der schwäbische Heiland. Aus Prof. Eiselein's „Sprüchwörter der Deutschen ꝛc." 73
Ueber die Benennung „Seehasen." Ebendaher. 74
Ueberlinger Jurenmord. Von G. Schwab. 74
Der kupferne Kessel zu Bodmann. Von Demselben. . . . 75
Entstehung der Burg Bodmann. Von Pfarrer Schönhut. . . 78
Karl der Dicke zu Bodmann. Von Jos. Baader. 79
Ueberraschende Hochzeit zu Bodmann. Von Pfarrer Schönhut. . 80

Linzgau.

Pfullendorf. Der reitende Brotkorb. Von K. Walchner. . 81
— Viel Uebel um Aepfel. Von Demselben. . . 83
— Der in eine Wildgans verwandelte Gastwirth. Von Demselben. 84
Das große Faß im Klosterkeller von Salem. Von Dr. Zickler. . 85
Vom großen Faß zu Salmansweiler. Von Ignaz Hub. . . 87

Hegau.

Sängerauf an Hohentwiel. Von Pfarrer Schönhut. . . 90
Poppele von Hohenkrähen. Von Al. Schreiber. . . . 93
Die Zerstörung von Hohenkrähen. Erste Sage. Von Demselben. . 94
Zweite Sage. Von Heinrich Schreiber. 99
Hohenfels. Von Pfarrer Schönhut. 106
Burg Randeck's Fall. Von Demselben. 106
Rellenburg. Von Demselben. 107
Blumenfeld. Ein Seitenstück zur Weinsberger Weibertreu. Von Demf. 108

Seite

Rheinthal.

Der Gnom des Rheinfalls. Von Wagner von Laufenburg . 109
Stiftung des Klosters Allerheiligen bei Schaffhausen. Von Hurter. 110
Das Fräulein von Randenburg. Von Demselben. . . . 112

Klettgau.

Der Alpenpfeifer. Von D..... 114
Der letzte Küssaberger. Von Jos. Bader. 115
Die Burgfrau von Balm. Nach Al. Schreiber. . . . 117
Thiengen. Ein freier Mann. Von Jos. Bader. . . . 119

Albgau.

Vom Bauernkrieg ꝛc. Aus der Chronik des H. Hug von Villingen. 120
Stühlingen. Der kühne Sprung. Aus Mone's Anzeiger. . 121
Gespenst bei Schwaningen. Ebendaher. 121
Das Bonndorfer Glöcklein. Von Eduard Lynker. . . . 122
Die Frau von Weissenburg. Altes Volkslied. 124
Das Waldshuter Männlein. Von ....r. 126
Der Albkönig. Von Wagner von Laufenburg. 128
Die Kaisertanne im Schwarzwald. Von Demselben. . . . 129
Die Brüder an der Alb. Von Jos. Bader. 131
St. Blasiens Reichthum. Aus Mone's Anzeiger. . . . 134
Die dankbare Schlange. Aus Mone's Anzeiger. . . . 134
Die rächende Hand. Von Jos. Bader. 135
Reiter ohne Kopf. Aus Mone's Anzeiger. 135
Gründung der Kirche im Tortmoos. Aus Jos. Bader's „Herda." 136
Gründung des Klosters Neuenzell. Eben daher. 139
Die Riten vom Schluchsee auf der Hochzeit. Von G. Schulz. . 143
Der Hauenstein. Von König Ludwig von Bayern 146
Die Burgfrau von Hauenstein. Von Wagner von Laufenburg. . 147

Waldstädte und Umgegend.

Die Sage vom Schloß Wieladingen. Von J. A. Rueb. . . 152
Hans zu der Gige. Von Demselben. 154
Tänze auf Kreuzwegen. Von Demselben. 155
Der Karsauer Wein. Von Wagner von Laufenburger . . 156
Die Wölfe. Von Demselben. 157
Der feurige Mann. Von J. A. Rueb. 159
Der Schatz bei der Brunnenstube. Von Demselben. . . . 160
Der sich sonnende Schatz. Von Demselben. 160
Der gespenstige Pfaff. Von Demselben. 161
Der heilige Arnolin. Von J. A. 162

Seite.
Fridolin. Von Al. Schreiber. 164
Der todte Zeuge. Von Demselben. 167
St. Fridolin und der Todte. Von G. Schwab. 168
Der Höllenbacken. Von Wagner von Laufenburg. . . . 172

Breisgau.

Der Breisgau. Von H. v. Greiffenegg. 175
Die Wiese. Von Hebel 176
Die wunderbare Harfe. Altes Volkslied. 184
Der wilde Jäger Habsberg. Aus Mone's Anzeiger. . . . 186
Die Irrlichter. Von Hebel. 186
Der Fischer an der Wiese. Von Reinhard Reitzel. . . . 188
Der Schütze von Schopfheim. Von Demselben. 193
Lörrach's Ursprung. 196
Burg Rötteln 197
Riedligers Tochter. Von Hebel. 199
Die Häfnerjungfrau. Von Demselben. 203
Der Statthalter von Schopfheim. Von Demselben. . . . 206
Auf der Hebelshöhe bei Schopfheim. Von Reinhard Reitzel . 214
Dorf Eichen und sein See. 216
Der Eichener See. Von Reinh. Reitzel. 217
Der Lütplager. Von Pfarrer J. Schneider. 220
Die Erdmannshöhle bei Hasel. Von A. Schzlr. 221
Die Erdmannshöhle. Von Reinh. Reitzel 224
Die gestörten Schatzgräber. Von J. A. Rueb 236
Eichsel. 237
Nonnenmattweiher. Von Fr. Otte 237
Schönau. Von Pfarrer J. Schneider. 239
Der Wasserfall bei Todtnauberg. Von Pfarrer J. Schneider. . 240
Das Gespenst an der Kanderner Straße. Von Hebel. . . 242
Jnein. Von Adolf Stöber. 243
Bürgeln. Von Pfarrer J. Schneider. 246
Sitzenkirch. Von Demselben 248
Eine der Ottiliensage verwandte Legende von Sitzenkirch. Von Dems. 249
Die Unterhaltung bei dem Judengalgen nächst Müllheim. Von Pfarrer L. F. Dorn. 249
Der Hausgeist Rudy. Aus Mone's Anzeiger. 254
Der Ruedy. Von Pfarrer L. F. Dorn 256
Badenweiler. Von Pfarrer Graf. 265
Badenweiler. Von Freiherrn v. Wessenberg. 268
Die Römerbäder zu Badenweiler. Von Fr. Otte 269
St. Trutbert. Von Jos. Bader. 271
Schloß Staufen. Von Demselben. 272
Dem Kaiserstuhle. Von Ed. Lynker. 273

Seite.
Der Kellermeister und seine Frau. Von Demselben. 275
Neun Linden. Von Demselben. 276
Die Katharinakapelle. Von Demselben. 278
Auf dem Herenberg. Von Demselben. 279
Der verrätherische Kuchen. Aus Mone's Anzeiger. 280
Die Teufelsburg. Von Ed. Lynker. 281
Das Brünnlein zu Bickensohl. Von A. Schzlr. 282
Das Brautbrünnlein. Von R. Reitzel 284
Limburg. Aus M. v. Ring's „Ritterburgen Teutschlands ꝛc." . 287
Wie Eckart von Breisach Dietrichen zu Hülfe ritt. Aus dem „kleinen Heldenbuch", bearbeitet von K. Simrock. 288
Der getreue Eckart. Von Lud. Tieck. 292
Peter von Hagenbach's Ende. Von Niklas Vogt. 303
Ritter Peter von Hagenbach. Von Ludwig Rochholz. . . . 306
Wolfdieterichs Buße in Burkheim. Von C. O. Müller. . . 311
Die Silberglocke von Lichteneck. Von Al. Schreiber. . . 313
Die Glocke auf Lichteneck. Von Hermann von Rotteck. . . 314
Das Christglöckchen. Von J. Rey Vogl. 315
Enderlin's Grab. Aus Mone's Anzeiger. 317
Die Geschichte von der Frau Demuth und der Frau Hurrle. Von K. Spindler. 318
Schloß Hachberg. Von M. v. Ring. 334
Der Ritter von Schwarzenberg. Von Dr. Heinrich Schreiber. . 335
Der Hirtenknabe auf dem Kandel. Von Demselben. 349
Suckenthal. Von Julius Leichtlin. 347
Sage vom Suckenthal. (Andere Version.) Aus Mone's Anzeiger. 349
Von dem Ursprung der Herzogen von Zeringen. Aus Jak. v. Königshofen's Chronik. 351
Zähringen's Ursprung. Von A. Schzlr. 353
Ein Todtenbaum. Von Demselben. 355
Ausgang des Hauses Zähringen. Von Jos. Bader. 357
Der versteinerte Herzog. Von A. Schzlr. 358
Friedrich von Baden. Von Conz 360
Freiburg's Ursprung. Von Jos. Bader. 361
Das Münster zu Freiburg. Von Heinrich Schreiber. . . . 364
Der Herzog von Zähringen und der Herr von Kyburg. Von Demselben. 366
Das goldene Kegelspiel auf dem Schloßberge. Von Demselben. . 367
Die Burgfrau. Von Demselben. 367
Der unterirdische Gang in das Münster. Von Demselben. . . 368
Der Brunnen mit dem Männlein. Von Demselben. 368
Das Männlein am Geisbrunnen. Von Heinrich Schreiber. . 369
Drei Kirchlein unter Einem Dach. Von Demselben. 369
Konrads von Würzburg Tod. Von A. Schzlr. 370
Berthold Schwarz. Von Demselben. 374

Seite.
Der Fleischer von Freiburg. Aus Jak. v. Königshoven Chronik. 377
„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!" Von Dr. H. Schreiber. 377
Der böse Pfenning. Von Julius Leichtlin. 379
Die Todtenglocke. Von Demselben. 380
Der Fliegenwedel. Von Demselben. 380
Hans Steutlinger. Altes Volkslied. 381
Das Nonnenbild am Freiburger Münsterchor. Von A. Schzlr. . 382
Jesuitentheater zu Freiburg. Von Julius Leichtlin . . . 383
Die Gebeine des heiligen Alexander. Von Dr. Heinr. Schreiber. 384
Freiherr von Fahnenberg. Von Julius Schneller. . . . 385
St. Loretto. Von Jos. Bader. 386
Der Kanonier von Freiburg. Von Ignaz Hub. 387
Glüntersthal. Von Jos. Bader. 388
St. Ottilien. Von Al. Schreiber. 389
Ottilie. Von Friedrich Rückert. 391
St. Ottilien. Von A. Schzlr. 394
Der Venusberg bei Uffhausen. Von Dr. Heinrich Schreiber. . 395
Das Herrenthälchen. Von Demselben 397
Der Springbrunnen zu St. Ulrich. Von Demselben. . . . 397
Die Treisam. Von Dr. Brechele. 399
Das Burgfräulein auf Wißneck. Von Dr. Heinrich Schreiber. . 399
Hummelreich und Hölle. Von A. Schzlr. 405
Herr von Falkenstein. Altes Volkslied. 407
Sagen von der Burg Falkenstein. Von Dr. Heinrich Schreiber. 409
Der Schwarzwald. Von Max v. Schenkendorf. . . . 424
— — Ein Nachtstück (Anonymus.) 426
— — Lichtes Gegenbild. Von Schütt. . . . 427
Geisterbesuch auf dem Feldberg. Von Hebel. 428
Die Kinder im Stollenbach. Von L. H. B. 434
Feldberg. Der Jäger. Nach Al. Schreiber. 434
Feldsee. Von Al. Schzlr. 436
Titisee. Aus Mone's Anzeiger. 437

Sagen aus der Baar.

Das Kolmenweibchen. Von J. A. Rueb. 439
Das Jungfrauenkirchlein zu Böhrenbach. Von Demselben. . . 441
Entstehung der Wallfahrtskirche in Tryberg. Von Demselben. . 443
Die sieben Höfe im Rittiswald. Aus Mone's Anzeiger. . . 444
Die Glocke zu St. Georgen. Eben daher. 445
Villinger Sagen.
Das wilde Feuer. 445
Romeras, der Villinger Simson. Nach Mittheilungen von Herrn Oberregenten Dürr. 447

Seite.

Das Rad auf dem Villinger Rathshaus. Aus der Chronik von H. Hug von Villingen. 451
Der zauberische Pater. Von Chorreg. Dürr. 452
Die Kreuzvögel. Eben daher. 453

Volkssagen aus der Baar.

Ruchtraut von Allmendshofen und die Kirche von Mistelbrunn. Von Dr. Fickler in Donaueschingen. 454
Das Gespenst in Donaueschingen. Von Dr. Fickler in Donaueschingen. 457
Der böse Graf von Neufürstenberg und der Esel im Wappen der Stadt Vöhrenbach. Von Demselben. 459
Die Kreuzkapelle in Geisingen. Von Demselben. 461
Die Schächerkatze. Von Lucian Reich. 462
Das Dekrischen-Elsele bei Hüfingen. Von Demselben. . . . 463
Das weiße Fräulein von Kallenberg. Aus Max v. Ring's „Ritterburgen Teutschlands." 465
Der Schwede zu Wildenstein. Eben daher. 466

Kinzigthal und Seitenthäler.

Wie der Teufel und ein Weib miteinander das Städtlein Schiltach verbrennen. Von K. Walchner. 468
Das Bergmännlein. Von Bernhard Baader. 472
Burg Falkenstein im Schappacher Thal. Von Jos. Bader. . . 473
Der Schlangenhof im Schappacher Thal. Von A. Schzlr. . . 474
Warnungszeichen. 476
Der Seewenhof bei Rippoltsau. Von Bernhard Baader. . . 476
Die Schwedenschanze. Von Georg Rapp 477
Spuck und Schatz. Von Bernhard Baader. 479
Der weiße Mann und der Bauer. Von Demselben. . . . 479
Der Teufelsstein. Von Demselben. 480
Sagen von Benau. Von Demselben. 481
Hornberg im Gutachthale. Aus Max v. Ring's „Ritterburgen Teutschlands." 482
Das Felsenfräulein. (Oberrheinische Zeitung.) 483
Das Hornberger Schießen. Von J. Eiselein. 485
Die seltsame Fahrt. Von Bernhard Baader. 485
Das Geistermädchen. Von Demselben. 486
Sagen vom Hausacher Schloß. Von Demselben. 487
St. Gallus im Harmersbacher Thal. Aus Mone's Anzeiger. . 487
Gengenbach durch einen Kanarienvogel vom Brande gerettet. Aus dem „Badischen Magazin." 488

Berichtigungen:

Seite 117 Zeile 2 von unten statt „will" lies „eilt".

In der Sage „Lied zu der Burg," Seite 151, ist der Name des Schlosses unrichtig [illegible], es muß statt „Rickberg" heißen: „Rheinsberg".

Badisches Sagenbuch.

von

August Schnezler.

Badisches
Sagen-Buch.

Eine Sammlung
der
schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden
des Badischen Landes
aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter.

Herausgegeben
von
August Schnezler.

Zweite Abtheilung:
Von der Ortenau bis zum Mainthal.

Karlsruhe.
Druck und Verlag von Creuzbauer und Hasper.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Rheinthal.

Strom der Heimath, mir so lieb! hast Jahrtausende gesehen,
Die nicht auf den Tafeln stehen, welche die Geschichte schrieb.

Doch verzeichnet sind sie dort in den wild gethürmten Schichten;
Was die Berge uns berichten, ist ein unvergänglich Wort.

Eine neue Sonne scheint, seit die treuen Heliaden
An den öden Schilfgestaden um des Bruders Tod geweint.

Haben nicht den Dattelwein fromme Völker hier getrunken?
Doch die Palmen sind versunken und ihr Mark gefror zu Stein;

Und des Oelbaums heilig Laub, das des Markwalds Höhen schmückte,
Das der Schlangentödter pflückte, wurde des Gewässers Raub.

Ja, ein Eden hat geblüht in des Rheines mildem Thale,
An des Himmels erstem Strahle, eh' der Kaiserstuhl geglüht;

Eh' noch Jovis Sternenring sich zum festen Kern verdichtet,
Eh' ein Gott die Welt gerichtet, und die Nacht den Styx umfing.

Ach, in dunklen Sagen nur hat sich jene Zeit erhalten,
Und des Nordes Stürme walten auf der Paradieses-Flur.

Das dämonische Geschlecht, dessen Hüften wir entsprungen,
Spie zum Himmel Lästerungen, trotzend auf ein Götterrecht.

„Menschen, unsre Kinder, ihr mögt die Erde von uns erben,
Jenes bessre Reich erwerben über Sternen wollen wir."

Und sie klimmen keck hinan zu dem hohen Wolkensitze,
Und sie achten nicht der Blitze auf des Kampfes luft'ger Bahn.

Aber plötzlich braußt das Meer, Feuerbäche gießen nieder,
Ueber der Titanen Glieder wälzen sich die Berge her.

Eine Wüste steigt empor: Lavafelsen aus den Gluthen,
Knochenberge aus den Fluthen — Sinnend steht der Mensch
davor;

Wohl, die Todten schweigen nicht, reden müssen, die verwesen,
In der Asche kann er lesen, in den Gräbern brennt ein Licht.

Bald auch regen ihm die Hand Kräfte seiner Riesen-Ahnen,
Stimmen hört er, die ihn mahnen an sein altes Vaterland.

Und zum Kampfe faßt er Muth, zwingt die Erde, ihm zu die-
nen,
Weiß die Gottheit zu versühnen, muß es seyn, mit eignem Blut.

Und des Rheines öder Grund wandelt sich zum Blumengarten,
Und die Hände, die ihn warten, schlingen sich zum Freiheits-
bund;

Städte spiegeln sich im Strom, Schönheit waltet in dem Leben,
In die Wolken hoch erheben muß sich Erwins stolzer Dom.

Und in Ton und Farb' erblüht, was kein ird'scher Sinn ver-
nommen,
Was von Oben nur gekommen in das liebende Gemüth. —

Schönes Thal am blauen Rheine, mit versunknen Helden-
malen!
Herrlich wird dein Name strahlen bis zum letzten Sternenschein.

Deiner Söhne heil'ge Schaar, nimmer wird sie Niedres dulden,
Was die Zeiten auch verschulden, löst sie fromm am Blutaltar.

Alois Schreiber.

Ortenau.[1]

Kippenheim.

Die erlöste Schlange.

Einer hochschwangeren Frau von Kippenheim, die Mittags in den dortigen Weinbergen schlief, kroch eine Schlange in den offenen Mund. Ihr Töchterlein, welches neben ihr saß und dies bemerkte, wollte die Schlange noch am Schwanze packen und zurückziehen; es war aber zu spät, sie schlüpfte der Frau ganz die Kehle hinunter in den Leib, wo sie sich ruhig verhielt und der Schwangeren keine weitere Beschwerde verursachte. Als aber die Frau bald darauf eines Kindleins genaß, hatte sich ihm die Schlange so fest um den Hals gewickelt, daß man sie nur durch ein Milchbad davon losbrachte. Sie wich aber nicht von des Kindes Seite, lag stets bei demselben im Bett und fraß aus seiner Schüssel. Weil sie dem Kinde dabei nichts zu leide that und von ihm sehr geliebt wurde, ließen die Eltern beide ungestört beisammen. Sechs Jahre waren so verflossen, als einst die Schlange die allzugroßen Brodstücke in einer Milchsuppe nicht fressen wollte und dadurch das Kind so böse machte, daß es ihr den Löffel auf den Kopf schlug mit den Worten: „Friß auch Mocken, (Brocken) nicht lauter Schlappes!" (Brühe.) Von diesem Augenblick an wurde die Schlange ganz traurig und verschwand nach einiger Zeit ganz aus dem Hause. Man suchte sie überall von Dach bis zu Keller, endlich in dem großen Steinhaufen, der seit dem Schwedenkrieg unerforscht im Hofe gelegen.

[1] Unter diesem Namen, den im Mittelalter ein großer Gau trug, welcher das Land zwischen der Wasserscheide des Schwarzwaldes im Osten, der Bleich im Süden, dem Rheine im Westen und dem Dosbache mit der Murg im Norden, also beinahe das ganze Mittelstück des jetzigen Badens umfaßte, begreift man jetzt im Munde des Volkes nur noch etwa die Gegenden von unterhalb der Bleich an, von Offenburg mit einer kleinen Strecke das Kinzigthal aufwärts, dann die Strecke des Rheinthals über Appenweiher und Renchen des gegen Bühl hinweg.

Darin fand man unten einen Kessel voll Goldstücke und daneben die Schlange todt liegen. Auf einmal war sie weg und an ihrer Stelle stand ein schneeweißer Mann und sprach: »Ich war die Schlange, und das Kind zu meiner Erlösung bestimmt; nun habt ihr das Geld und seyd reich, ich aber gehe ein in die ewige Freude.“ — Nach diesen Worten war er verschwunden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt v. Bernhard Bader in Weis's Anzeiger für teutsche Vorzeit. Jahrg. 1839.)

St. Landolins Bad.

Aus Schottland kam der Missionair Landolin in diese Gegend. Damals standen blos einige Hütten daselbst und in einer derselben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Der gab dem Pilgrim ein Obdach, bis er ausgerastet hatte. Nachdem Landolin ihm dafür mit Ertheilung seines Segens gedankt, zog er weiter hinauf und suchte ein abgelegenes Plätzchen zu seiner Niederlassung. Ein solches fand er in dem friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Undiz sich vereinigen und baute sich daselbst eine Klause. Selbst das Wild des umliegenden Forstes schien von der Sanftmuth und Frömmigkeit des Einsiedlers bezaubert, kam oft vertraulich aus seiner Hand zu essen, und reitete sich in seine Hütte, als in die sicherste Freistätte vor den Verfolgungen der Jäger. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin wohnte, hatte sich ein Häuptling der Gegend, Namens Gisek, auf den Trümmern eines Römerkastells eine Burg erbaut, deren Reste noch heutzutage die Gisenburg heißen. *) Ein Jäger Giseks traf den frommen Mann, als er eben ein Aleckchen Feld bei seiner Klause urbar machte und erschlug ihn, theils aus Grimm, daß so vieles Wild sich in dessen Freistätte flüchtete, theils bloß von roher Mordlust getrieben. Da entsprangen aus dem Boden, den das Blut des Martyrers überströmt hatte, fünf Heilquellen, die jetzt St. Landolins Bad heißen und noch häufig besucht werden. Edulf und die Seinigen ahnten nichts Gutes, als sie so lange Zeit ihren alten Gast nicht mehr im Thale sahen. Sie

*) [illegible]

gingen aus, ihn aufzusuchen und fanden seinen blutigen Leichnam, den sie unter heißen Thränen und unter Verwünschungen des Mörders begruben. Auf dieser Stelle bauten sich nachher Mönche ein Kloster und der Ort erhielt den Namen Mönchszell.

Das Crucifix von Wittenweier.

Nachdem die Bewohner des Dorfes Wittenweier zum Lutherthum übergetreten waren, schafften sie von ihrem Kirchhofe das steinerne Crucifix weg, fanden es jedoch am nächsten Morgen wieder am selben Platze aufgerichtet. Noch zweimal thaten sie es hinweg, allein es kehrte jedesmal in der Nacht dahin zurück, während die Wachen, die man auf dem Gottesacker aufgestellt hatte, in unbezwingbarem Schlafe lagen. Hierauf warfen die Wittenweierer das Kreuz in dem Rhein, und aus dem kam es nie wieder heraus. Seitdem aber riß der Rhein, der vorher dort ganz friedlich floß, das dießseitige Ufer stückweise weg, so daß Wittenweier schon dreimal mußte zurückgebaut werden.*)

(S. Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Jahrg. 1839.)

Lahrs Ursprung.

Ihren Namen soll die Stadt von den Gewerben haben, die auch jetzt noch in ihr blühen: von den Lohgerbern. Man nannte nemlich den Ort Anfangs „In der Loh" wegen den Lohmühlen und Gerbehäusern an der Schutter, aus welchen wahrscheinlich nach und nach sich eine Dorfgemeinde bildete, woraus zuerst der Flecken Lohr und später das Städtchen Lahr entstand. Die Grafen von Geroldseck erbauten sich hier ein Schloß und eine Linie nannte sich von Geroldseck-Lahr. Ein Unglück war es für die Stadt, daß diese Grafen ausstarben und die Herrschaft unter weit entfernte Gebieter kam: die Grafen von Mörs und später an die von Nassau. Im dreißigjährigen, ferner im französischen Raubmordkriege unter Ludwig XIV.,

*) Diese und ähnliche Sagen gehen auf die Bilderstürmerei des 16. Jahrhunderts zurück.

litt auch Lahr sehr viel und brannte im Jahr 1677 ganz ab. Es lebten damals zweiunddreißig adelige Familien dort, die sich von dieser Zeit an alle hinwegzogen. Später, unter Nassauischer Herrschaft in den glücklichen Zeiten des Friedens, fing die Stadt wieder an aufzublühen und der Haupt-Marktplatz für das Schutterthal und das Ried zu werden. Gerberei, Weberei, Garn- und Leinwandhandel, Krämerei aller Art bildeten die vorherrschendsten Gewerbe. Die Leute vom Land fanden hier ihre Bedürfnisse und eine Menge kleiner Krämer ihren Unterhalt. Und

Klein auf Klein
Baut sein Nest das Vögelein

Aus den Krämern wurden endlich wohlhabende, ja reiche Kaufleute und Fabrikbesitzer. In der Zeit des französischen Revolutionskrieges, in den neunziger Jahren, wo der Rhein und Straßburg gesperrt waren, zogen die betriebsamen Lahrer den Speditionshandel von Straßburg und Kehl größtentheils in ihre Stadt. Seitdem blieb ihr Flor immer in steigender Zunahme und jetzt ist sie nach Mannheim die bedeutendste Handelsstadt des Großherzogthums.

D. A.

Ursprung von Hohengeroldseck.

Links ab von der schönen Straße, welche von Lahr in das Kinzigthal führt, nicht weit von Biberach, liegen auf einer Anhöhe die Trümmer des einst für unüberwindlich gehaltenen Schlosses Hohengeroldseck. An Alter und Wechsel der Schicksale übertrifft vielleicht kein edles Haus auf dem weiten Gebirge den Stamm der Geroldsecker, und in Zeiten, in welchen wir gewohnt sind, unsre Sagenkreise zu finden, lebte hier schon eine ältere Sagenwelt in dem Munde der Edeln. Als Pipin der Kurze — so erzählen sie — der König der mächtigen Franken, all' seine Mannen aufbot, um jenseits der Alpen die holzen Longobarden und ihren König Astolf zu bändigen, folgte ihm auch Marsilius, ein Herzog vom Schwabenlande. Seine treuen Dienste machten ihn bald zum Liebling des Frankenkönigs, und als ihm Regnida, die Tochter Hildebrands von Andecho,

des Grafen über Bayern, einen Sohn gebar, gab er ihm, nach einer Straße in Rom, den Namen Gerolbseck. („De platea in Roma Geroltzeck, ibi dicta stirps est progressa;" dies soll die Umschrift eines alten Steines in der Kempfenger Kirche gewesen seyn.) Dieser Gerold war folglich der Bruder der Hildegarde, der Gemahlin Karls des Großen. Ihm übertrug deßwegen dieser Kaiser die herzogliche Würde in Bayern, das Markgrafenthum in Oesterreich und die Grafschaft in der Rheinau. Dem Heerbann leistete Gerold jederzeit treulich Folge; in den Sachsenkriegen erschlug er mit eigener Hand den weitgefürchteten Wittekind und gegen die Alles verheerenden Hunnen schützte ein herrlicher Sieg seine Markgrafschaft. Allein er verfolgte den Feind mit allzugroßem Eifer; die Heiden wandten sich plötzlich gegen ihn, denn er war nur noch von wenigen Mannschaft begleitet, und erschlagen den Tapferen. Seine Leiche wurde nach der Rheinau gebracht und im Chor des Münsters auf der rechten Seite des Hochaltares begraben. Der Märtyrertag Gerolds ist der zweite October des Jahres 799. *)

*) Da vielen Gerolds, als Urtheil von Gerolbseck, soll die Inschrift eines Steines erinnern, der in Zeit des vorigen Jahrhunderts aus den Trümmern der Burg herausgegraben worden ist:

„Hohen Gerolbseck mich nennen laß
Herr Gerold mir Namen gab
Vom großen Karle erhielt
Ja viel Ritterlichen Thaten bewiesen
Wart Markgraff in Oesterreich
Im Schwarzen Berges zugleich u. s.

Das Haus Gerolbseck besaß eine Menge Besitzungen am Rhein: die Burgen Schwarzwald, Neuberg, die Grafen Malsberg und Tegernau, im Elsaß die Schmeyrsburg; in den brandharten Thälern des Kinzigthals die eine blühende Ritterschaft Prinzbach, Schaap mit eigenen Bergwerken, und auf der Höhe vom Schimberg grüßten die Burg Lützelburg u. s. w. (S. die Figuren der letzteren Burg.) Prinzbach ist jetzt nur noch ein Weiler; der Boden des einst reichen Prinzbach wird in den alten Jahrbüchern hauptsächlich von den Irrthümern geschildert, welche am Theuerdanke (1301) heimlich die Mauern erstiegen und die Bürgerinnen entführten. Merkwürdig sind Mauerkämmer, die man am Ort fand, welche unweit auf eine einzelne Pfanzstätte hin, die bei jetzigen Lehre Mitz.

(S. Mone's Anzeiger, Monatschrift des Badischen Landesvereins für Kunst und Alterthum. Karlsruhe 1836. Nro. 1. S. 1 u. 2.)

Walther von Gereldeck.*)

Ritter Diebolt, genannt Gereldeck, weil er das Schloß dieses Namens bewohnte, stammte aus einer Nebenlinie des Gereldeckischen Hauses ab. Er war ein böser, neidischer und rachgieriger Mann, der aber seine Tücke gar meisterlich zu verbergen wußte. Drei Jahre lang trug er einen heimlichen Groll gegen Ritter Walthern, den Burgherrn zu Hohengereldeck, im Herzen, weil dieser ihn bei einem Schimpfspiel vom Roße geworfen, und bald darnach, als Schiedsmann seines Widersachers, in einer ungerechten Sache gegen ihn gesprochen hatte.

Eines Tages ging Herr Walther ganz allein, blos von seinem Hunde begleitet, auf die Jagd. Er durchstrich die Waldungen, die sich, von dem Fuße seiner Burg an, Meilen weit durch das Thal erstreckten, und gedachte nun, da er kurz zuvor das Lager einer trächtigen Hündin ausgeführt hatte, seinen Junkern mit einem kleinen Reh eine Kurzweil zu machen. Diebolt hatte einen Buben, der ein gar schlauer Wicht war, und viele Tage lang, als ein Bettelsjunge verkleidet, um das Schloß Gereldeck herstrich, damit er den Augenblick, da Walther allein ausgehen oder ausreiten würde, abtauschen und seinem Herrn davon benachrichtigen könne. Dieses war in langer Zeit nicht geschehen, und als ihm der Bube die Botschaft brachte, freute er sich so sehr darüber, daß er ihm einen Goldgulden schenkte. Hierauf nahm er vier handfeste Männer von seinem Troßen zu sich, mit denen er in den Forst ritt, wo er Walthern zu finden hoffte. Er und seine Gefährten waren vermummt, und er hatte ihnen den strengsten Befehl gegeben, kein Wort zu sprechen. Mehr als eine Stunde lang durchstreiften sie das Dickicht, ohne den Ritter anzutreffen; endlich fanden sie ihn am Fuße einer Eiche sitzend, wo er einen Kuchen verzehrte, den seine Gemahlin, Frau Hedwig, bei Wende zuvor gebacken und ihm in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Als der Hund in dem Gebüsch ein Geräusch vernahm, sprang er auf und lief

*) Dasselbe Sagenlied wurde [illegible] 1848.

an zu bellen; einer von den Knechten aber schoß ihm einen Bolzen ins Herz, daß er todt zu Boden stürzte. Alsdann fielen sie alle über Walthern her, warfen ihn nieder, bevor er sein Waidmesser ziehen konnte, und banden ihm die Hände auf den Rücken, nachdem sie ihm das Wamms vom Leibe gerissen hatten. Hierauf steckten sie ihm einen Knebel in den Mund, verbanden ihm die Augen, und führten ihn mit sich fort. Einer von den Knechten besprengte das Wamms mit dem Blute des Hundes, und ließ es am Fuße des Baumes liegen. In diesem Zustande schleppten die Räuber ihren Gefangenen etliche Tage lang umher, Nachts in verborgene Hecken und Felsen ihn versteckend, wo sie ihm Speise und Trank reichten, und sodann wieder mit ihm fortzogen, so daß der Ritter wähnte, daß er in ein fremdes Land hinweggeführt würde. In der vierten Nacht brachten sie ihn auf das Schloß Lützelhardt, warfen ihm einen schmutzigen Kittel um, und legten ihn, mit Ketten beschwert, in einen finstern Thurm. Frau Hedwig erwartete ihren Herrn vergebens mit dem Mittagsmahle, und als er auch die Nacht über wegblieb, sandte sie des folgenden Morgens alle ihre Knechte aus, um ihn zu suchen. Diese fanden seinen Hund und das blutige Wamms nebst dem Waidmesser unter der Eiche, und dachten nicht anders als, ihr Herr sei von Mördern erschlagen und eingescharrt worden. Vergebens suchten sie sein Grab oder seinen Leichnam, und kamen des Abends mit dem Gewehr und dem Kleide traurig nach Hohengeroldseck zurück. Als Frau Hedwig die grauenvolle Nachricht vernahm und das blutige Wamms erblickte, das einer von den Knechten unter seinem Kittel hervorzog, sank sie ohnmächtig nieder und mußte zu Bette getragen werden. Drei Wochen konnte sie das Lager nicht verlassen, und Jedem, der ihren Jammer mit ansah, brach fast das Herz. Ritter Walther war ein eben so guter Herr, als er ein guter Gemahl und Vater war; er wurde von Alt und Jung beweint, und mehrere von seinen Bauern machten sich freiwillig auf, um Kundschaft über ihn einzuziehen; sie kamen aber Alle unverrichteter Sache wieder zurück, und niemand zweifelte mehr an seinem Tode.

Unterdessen lag Herr Walther immer in seinem Gefängnisse auf der Burg Lützelhardt, ohne daß er wußte, wo er

war. Der Thurmwart brachte ihm täglich zu essen und einen Krug Wasser; wenn er aber von ihm angeredet wurde, so gab er dem Gefangenen keine Antwort. — Wißt Ihr, wen Ihr so grausam behandelt? — fragte einst Walther voll Verzweiflung. — Ich will es nicht wissen, — erwiederte der Mann, — und habe Befehl, Euch zu tödten, sobald Ihr Euren Namen aussprecht. — Der Ritter glaubte nicht anders, als daß er von fremden Räubern, die ein schweres Lösegeld für ihn verlangten, in ein fremdes Land geführt worden, und wunderte sich oft, wie seine gute Gemahlin und seine Freunde ihn so gar verlassen konnten. Zwei Jahre schmachtete er in diesem Kerker, ohne ein einziges Mal die Sonne zu sehen, oder die freie Luft zu athmen. Nur wurde bisweilen in der Höhe ein Loch geöffnet, um den faulen Dünsten einen Ausgang zu verschaffen, da dann einige Lichtstrahlen in diese Wohnung des Grauens herabglitten. Bei dieser Gelegenheit vernahm einst der Gefangene den lauten Schall eines Hornes, der ihn aufmerksam machte. Es dünkte ihm, diese Musik schon irgendwo gehört zu haben; er wußte sich aber des Ortes nicht zu erinnern. Einige Zeit hernach, als es wieder, und zwar in dem Augenblick erscholl, da ein anderer Wächter, der ihn erst seit drei Monden bediente, ihm zu essen brachte, erkühnte sich Walther, ihn zu fragen, wo doch dieses große Horn geblasen würde? Der Knecht gab ihm zwar keine bestimmte Antwort; dennoch aber glaubte Walther, aus einigen Reden die jener fallen ließ, und aus verschiedenen kleinen Umständen, die er damit verglich, den Ort seiner Gefangenschaft errathen zu haben. An einem andern Tage fragte Walther diesen Knecht nach seinem Namen und nach seinem Vaterlande. Er mußte diese Fragen mehrmals und auf verschiedene Weise wiederholen, eh' er ihm die Antwort ablockte, daß er aus dem Lützelthal, Geroldseckischer Herrschaft, gebürtig sey, und daß sein Geschlecht den Namen Rublin führe. Nun zweifelte Walther nicht mehr, daß er auf der Burg Lützelhardt gefangen läge, und entdeckte zugleich in diesem Rublin einen seiner leibeigenen Dienstleute. Er trug daher kein weiteres Bedenken, sich ihm zu erkennen zu geben, und that es mit der rührenden Würde der bedrängten Unschuld. Er beschwur ihn bei Eid und Pflicht und unter den vortheilhaftesten

Verheißungen, das Werkzeug seiner Befreiung zu seyn. Rublin hatte seinen Gefangenen nicht gekannt, und von seinem Herrn, als er ihm die Stelle des verstorbenen Thurmhüters übertrug, das Verbot erhalten, sich bei Lebensstrafe in kein Gespräch mit ihm einzulassen. Als er nun vernahm, daß er, ohne es zu wissen, der Kerkermeister seines Herrn gewesen, fiel er ihm zu Füssen, bat ihn um Vergebung, und versprach, ihm herauszuhelfen. Wäret Ihr, sprach er — nicht mein natürlicher Herr, so würde kein Geld noch Gut mich bewegen, Euch zu Willen zu leben — Nun erwartete Walther mit Ungeduld den Tag seiner Erlösung, der nicht lange mehr ausblieb.

An dem hl. Pfingstfeste, da Ritter Diebolt abwesend und der größte Theil der Burgleute nach Selbach in die Kirche gegangen war, kam Rublin in das Gefängniß, nahm Walthern seine Ketten ab, und entschlüpfte mit ihm in einen entlegenen Winkel des Zwingers. Hier klommen sie auf die Mauer, woran er ein starkes Hasengarn befestigte, das die Stelle einer Strickleiter vertrat, an welcher Beide sich glücklich hinunter liehen.

Walther war einem Todtengerippe ähnlich; seine Beine konnten ihn kaum tragen und hatten fast das Gehen verlernt. Dieses bewog seinen Retter, den gebahnten Weg zu verlassen, wo man sie wegen der Langsamkeit ihres Zuges leicht hätte einholen können, und sich seitwärts in eben die Waldungen zu schlagen, durch welche der Ritter einst so lange herumgeschleppt wurde. Sie wanden sich durch die wildesten Hecken und durch das unwegsamste Dickicht, und erquickten sich von Zeit zu Zeit mit dem Wein und den Speisen, die Rublin mit sich genommen hatte. Endlich erreichten sie um Mitternacht das Burgthor von Hohengerolbeck. Walther hatte vier zum Theil erwachsene Söhne zurückgelassen; diesen wollte er sich zuerst entdecken, um zu verhüten, daß sein plötzliches Erscheinen und seine armselige Gestalt seiner Gemahlin einen Schrecken verursache. Als ihn daher der Thorwart nach seinem Namen fragte, gebot er ihm, den vier Junkern zu sagen, sie möchten herunter kommen, indem sie ein Fremder einer wichtigen Kunde wegen insgeheim sprechen wolle. Nach einigen Minuten erschienen die vier Jünglinge, mit Degen bewaffnet, vor der Pforte, und fragten den Frem-

ling, wer er wäre? — Euer Vater! — schluchzte Walther, indem er seinem Erstgebornen in die Arme stürzte. Die Jünglinge umringten ihn und einer von ihnen hielt ihm ein Licht vor das Gesicht; keiner aber konnte seinen Vater erkennen, da ihn der feuchte Kerker und die kümmerliche Nahrung gänzlich entstellt hatten. — Ihr seyd ein Betrüger! — riefen sie — unser Vater ist schon zwei Jahre todt; er wurde im Forst auf der Jagd erschlagen. — Ihr wollt mich nicht erkennen, — sprach Walther weinend, — freilich hat man Euch betrogen. Allein der Betrüger war Der, welcher die Nachricht von meinem Tode ausprengte. Diebolt von Lützelhardt war es, der mich zwei Jahre lang in der härtesten Gefangenschaft hielt. — O, nun sehen wir's, — riefen die Söhne. — daß Ihr ein Betrüger seyd! Ritter Diebolt ist selbst mit seinen Knechten ausgezogen, um die Mörder unsers Vaters aufzusuchen, und hat bei unserer Mutter über dessen Tod Thränen vergossen. — Dieser Zug, — rief Walther, — fehlte noch, um ihn zum Teufel zu machen. Nun so holet mir Eure Mutter, diese wird mich nicht verkennen! — Die vier Brüder verkündigten ihrer Mutter, die unruhig ihre Rückkunft erwartete, daß ein Mann, der sich fälschlich für ihren Vater ausgebe, sie zu sprechen verlange. Frau Hedwig besann sich einige Augenblicke; dann dachte sie bei sich selbst: vielleicht haben meine Kinder den Fremden mißverstanden, und er hat ihnen von dem Tode meines Gemahls, oder von den Urhebern desselben, Kundschaft zu geben. — Sie stieg daher hinunter an die Pforte und hieß ihre Söhne im Hof sie erwarten. — Wo ist der fremde Mann? rief sie beim Heraustreten. — Hier ist er, dein Gemahl, dein Walther! Meine Söhne haben mich verkannt; wird auch mein Weib mich verkennen? — Eure Züge, — sprach Hedwig, — sind nicht Walthers Züge; aber Eure Stimme, wiewohl sie schwach und heiser tönet, hat Aehnlichkeit mit der seinigen. — Dein Ohr, dein Auge, — versetzte Walther, — mag dich täuschen; aber dein Herz, das Herz meiner Hedwig wird mich nicht verläugnen! Gewiß hat es jenen Abend nicht vergessen, da sie mir zum erstenmal ihre keuschen Arme öffnete; da ich ihr den Hatzleßer lieh, und die Erdbeere, die ich auf ihrer Brust entdeckte . . . . . Bevor er antworten konnte, hing schon Hedwig an seinem Halse und überströmte seine bleichen Wangen mit ihren Thränen! Da bist es, ja da bist mein Ge-

mahl! — rief sie mit gebrochenen Worten, — Gott hat dich mir wieder gegeben! — Walther drückte sie mit zitternden Armen an sein Herz und theilte dann seiner Gattin noch verschiedene geheime Wahrzeichen mit, welche alle ihre Zweifel gehoben hätten, wenn ihr noch einer übrig geblieben wäre.

Nun rief Hedwig ihre Söhne herbei: Umarmt Euern Vater! Er ist es, ich schwör' es Euch bei meinem Mutterherzen! — Die Söhne warfen sich ihrem Vater zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung. Walther hob einen nach dem andern von der Erde, umschlang ihn mit seinen Armen und drückte seine Lippen auf dessen Mund. Dann führte Hedwig ihren Gemahl, von seinen Söhnen umgeben, in die Burg, wo er ihnen die Verrätherei seines Vetters Diebolt und seine Befreiung durch den getreuen Rublin erzählte. Des folgenden Morgens war großer Jubel im Schlosse: das gesammte Hofgesinde drängte sich herbei, um seinen guten Herrn zu bewillkommen. Walther reichte ihnen seine abgezehrte Hand, an der noch die Malzeichen der Fesseln zu sehen waren. Alle küßten und netzten sie mit ihren Thränen. Nach etlichen Tagen schrieben die Söhne einen Brief an alle Verwandte, Freunde und Lehensleute ihres Vaters, und klagten ihnen, wie ehrlos Diebolt von Lützelhardt an ihm gehandelt, wie er ihn heimlich entführt und in einen schrecklichen Kerker geworfen habe, um ihn darin verschmachten zu lassen. Sie forderten alle diese Männer im Namen der Ehre und der Freundschaft auf, mit ihnen auszuziehen, um diese Unbilde zu rächen. Die nächste Woche darauf erschienen die Freunde des Herrn von Geroldseck mit 200 Reisigen auf seiner Burg und rückten gegen das Schloß Lützelhardt, das sie zehn Tage lang belagerten. Diebolt wehrte sich anfänglich mit dem Muthe der Verzweiflung; als aber die Lebensmittel ausgingen und er seine Leute, anstatt liebreich sie zu trösten, täglich grausamer behandelte, so wollten sie ihn zwingen, die Veste zu übergeben. Da entfloh der Ritter des Nachts durch einen unterirdischen Gang, und Niemand wußte, wo er hingekommen war. Das Schloß aber ergab sich am folgenden Morgen, und wurde gänzlich zerstört, wie man solches noch an dem Burgstall sieht.

Der biedere Rublin wurde von Ritter Walther mit seinem ganzen Geschlechte von der Leibeigenschaft freigesprochen, und

mit schönen Gütern und stattlichen Freiheiten begabet, die er auf seine spätesten Enkel vererbt hat.

G. E. Pfeffel.

(S. [illegible] V. 2[illegible] [illegible] 1811.)

Kloster Schuttern.

An der Schutter, zwischen Offenburg und Lahr, liegt das ehemalige Benediktiner-Kloster Schuttern. Nach der Sage soll dasselbe seinen Ursprung einem ehemaligen englischen König, Offo, verdanken. Es ist wahr, daß das Kloster Schuttern in alter Zeit den Namen Offenzell führte, und daß die Stadt Offenburg, welche den nämlichen englischen König zu ihrem Gründer haben soll, ehemals einen Engel auf ihre Münzen prägte; was, wie die Engel auf den Zinntellern, wohl etwas Englisches bedeuten kann, aber nicht immer wirklich bedeutet. Es ist ferner wahr, daß es einen König Offa von Mercien in England gegeben hat, welcher Thron und Gemahlin verließ, nach Rom pilgerte und dann irgendwo ein Mönch wurde; aber das geschah im Jahr 707, und das Kloster Offenzell ist schon wenigstens hundert Jahre vorher gestanden. Der Gründer von Offenzell, wie von Offenburg, scheint ein Adeliger der Gegend, mit Namen Offo, gewesen zu seyn.

J. L. B.

Offenburgs Ursprung.

Offenburg soll von Offo,*) einem Britanischen Fürstensohne, um's Jahr Christi 600 gegründet worden seyn. Er bekehrte in diesen Gegenden die wilden Alemannen zum Christenthum, stiftete das Kloster Schuttern und nahm als Statthalter des Königs der Franken in Offenburg seinen Sitz. Man gibt in dieser Stadt noch die Gegend an, (bei dem Gasthaus zum Ochsen) wo sein Schloß gestanden haben

*) [illegible]

soll. Auch zeigt man noch Münzen, von denen man behauptet, daß er sie habe schlagen lassen. Später hielten hier die von den teutschen Königen und Herzogen von Schwaben bestellten Grafen der Ortenau ihren Hof und ihre Gerichte.

K. H. B.

Ritter Peter von Stauffenberg und die Meerfeye.

In sieben Romanzen.

(„Wohlthätige Geschichte Herrn Peter v. Stauffenberg.“ (Straßbg. bei B. Tobias Erben 1595.)

I.

Vorüber zieht manch edler Aar.
Herr Peter ein theurer Ritter war,
Er war so keusch, er war so rein,
Wie seines Antlitzs edler Schein,
Er war bereit zu jeder Zeit,
Zu Schimpf, zu Ernst, zu Lust, zu Streit.

In junger Kraft, in fremdem Land,
Sein Mannheit machte ihn bekannt,
Als er nach Hause kehrt zurück,
Bedenkt in sich sein hohes Glück,
Langsam zur Burg hinauf thut reiten,
Was sieht sein Knecht zu einer Seiten?

Er sieht ein schönes Weib da sitzen,
Von Gold und Silber herrlich blitzen,
Von Perlen und von Edelstein,
Wie eine Sonne reich und rein,
Der Knecht winkt seinen Herrn zu sich:
„Gern diente dieser Frauen ich!“

Der Ritter grüßt in großer Zucht,
Er drückt an sich die edle Frucht. —
„Ihr seyd es Ritter, edler Herr!
„Das Wunder das mich treibet her,

„In allen Landen, wo Ihr wart,
„Hab' ich euch glücklich stets bewahrt." —

„„Kein schöner Weib hab' ich erblickt,
Ich lieb euch wie es aus mir blickt.
Ich sah euch oft im tiefsten Traum,
Jetzt glaub ich meinen Sinnen kaum,
Wollt Gott, ihr wärt mein ehlich Weib,
In Ehren dient ich eurem Leib.""

„Nun so wohl hin!" sprach da die Zart:
Auf diese Red hab ich gewart,
Ich zog dich auf mit Liebeskraft,
Die alles wirkt, die alles schafft,
Ich bin die Deine, ewig Dein,
Doch musst du auch der Meine seyn!

„Nie darfst du nehmen ein ander Weib,
Dir eigen ist mein schöner Leib
In jeder Nacht, wo du begehrst,
Und Macht und Reichthum dir beschert,
Ein ewig endeloses Leben,
Will ich durch meine Kraft dir geben.

„Unangefocht wirst du nicht bleiben,
Man wird dich treiben, dich zu weiben.
Wo du's dann thust, red ich ohn Zagen,
So bist du todt in dreyen Tagen;
Zieh weg von mir und denke nach,
Was dir dein eignes Herze sagt!" —

„„Nun, herzigs Weib, ist dem also,
So werdet meiner Treue froh.
Was soll ich für ein Zeichen haben,
Daß Ihr von mir wollt nimmer lassen?"" —
„So trag von mir den goldnen Ring,
Vor Unglück schützet dich der Ring."

Mit triefendem Kuß er Abschied nahm,
Nach Rußbach er zur Messe kam,

Da ging er mit den Kreuzen auch,
Und nahte sich dem Weiherauch,
Sein Leib und Seel er Gott befahl,
Er sollt ihn schützen überall.

II.

Als er auf Stauffenberg nun kam,
Schnell ab sprang da der edle Mann,
Ein jeder wollt ihn sehen, hören,
Ein jeder wollt ihn höher ehren.
Von seinen Dienern große Eil,
Von Fraun und Mädchen groß Kurzweil.

Zu Bette trachtet nur der Herr,
Nach seiner Frau verlangt er sehr,
Viel herrlich Rauchwerk ward gemacht,
Das Bett verhängt mit großer Pracht,
Den Dienern bald erlauben thät,
Daß sie sich legten all zu Bett.

Er zog sich ab, setzt sich aufs Bett,
Und zu sich selber also redt:
„O hätt ich sie im Arm allein,
Die heut ich fand auf hohem Stein!"
Als er die Worte kaum noch sprach,
Die Schöne er mit Augen sah.

Viel froher Minne sie begehn,
Sie mochten einander ins Herze sehn,
Wenn einer thät dem nachgedenken,
So möchte ihn wohl die Sehnsucht kränken.
Als er erwachte, glaubt ers kaum,
Er fand den Ring, sonst wars ein Traum.

III.

„Ihr wisset nun zu dieser Frist,
Daß unser Geschlecht im Abgang ist,

„So nehmt ein Weib, berühmt und reich,
Ihr seyd schon jedem Fürsten gleich,
Wir bringen euch viel Fräulein schön,
Die euch gar gerne alle sehn."

Herr Peter war erschrocken sehr,
Sein Bruder schweigt, da sprach der Herr:
„Ich dank euch edle Bruder mein,
Doch kann es also noch nicht seyn,
Zur Kaiserkrönung geh ich hin,
Nach Ruhm und Ehre steht mein Sinn."

Die Meerfey gab ihm diesen Rath,
Sie hat es ihm voraus gesagt,
Sie giebt ihm Gold und edlen Schmuck,
Wie Keiner ihn so herrlich trug,
Sie kusset ihn und warnet ihn,
Daß er sich nicht gab Weibern hin.

IV.

Der Zierlichste meinte ein jeder zu seyn.
Der Stauffenberger zog auch ein,
Seins Gleichen war zugegen nicht,
Der so zierlich einher ritt,
Der König nahm sein eben wahr,
Dazu die Frauen ernsthaft gar.

Trommeten fingen an zu blasen,
Die Pferde fingen an zu tosen,
Da lustig ward so Roß als Mann,
Wie das Turnier gefangen an,
Herr Peter alle darnieder rennt,
Er macht dem Rennen bald ein End.

Als nun der Abend kam herbei,
Von neuem ging Trommetenschrey,
Als sie zu Hof gegessen hatten,
Den fürstlichen Tanz sie allda thaten,

Des Königs Base schön geziert,
Den ersten Dank in Handen führt.

Von Geld und Perlen diesen Kranz,
Dem Ritter setzt sie auf zum Tanz,
Thät auf das gelbe Haar ihm setzen,
Thät freundlich ihm den Finger ysetzen,
Gab ihre Lieb ihm zu verstehn,
Durch manchen Blick schön anzusehn.

V.

Der König lag in seinem Bett,
Des Nachts seltsam Gedanken hätt,
Und seine Gedanken gingen ein
In seiner Base Schlafkämmerlein,
Und immer schwerer kamen wieder,
Wie Bienen ziehn vom Schwärmen nieder.

Am Morgen schickt er seinen Zwerg,
Zu Peter Herrn von Stauffenberg:
„Die Base mein von hoher Art,
Die Fürstin, jung und reich und zart,
Die will ich geben Euch zum Weib,
Mit ihrem Kärntnerland und Leut."

Kein Wort kam aus des Ritters Mund,
Erschrocken stand er da zur Stund;
„Mein Red halt mir für keinen Spott,
Und nimm hiemit zu Zeugen Gott,
Daß es mein ew'ger Ernst fürwahr,
Daß Euer die Fürstin ganz und gar."

Herr Peter sprach mit großen Freuen,
Der hohe Lohn könnt' ihn nicht freuen,
Wie er der Meerfey schon verlobt;
Der Untreu sey der Tod gelobt,
Sonst sey er frei von Noth und Leid,
Mit Gut und Geld von ihr erfreut.

„Weh Eurer Seele an dem Ort!
Sie ist verloren hier und dort,
Seht Gottes Auge nimmermehr,
Wenn Ihr Euch nicht von ihr abkehrt;
Sollt Ihr 'nen Geist zum Weibe haben,
Nie werden euch die Kinder laben.

„Dem Teufel seyd ihr zugesellt,
Ihr armer Mann! Ihr theurer Held!"
So sprach der Bischof und der König,
Der Ritter sagt darauf zum König:
„Es geht mir tief zu meinem Herzen,
Und Gottes Gnad will nicht verscherzen."

Herr Peter ward verlobt sogleich,
An Gold und edlen Steinen reich,
O heller Glanz der Jungfrau fein,
Wie strahlt er ihm mit Freudenschein!
Nach Stauffenberg sie ziehen fort,
Zu feiern ihre Hochzeit dort!

Ihr düstren Wälder auf dem Wege,
Was streckt die Aeste ihr entgegen,
Viel froher Schaaren ziehen ja,
Mit hellem Klange fern und nah,
Mit bunten Bändern, Scherz und Streit,
Ist alles Lust, ist alles Freud.

VI.

Auf Stauffenberg zur ersten Nacht,
Zur schönen Frau sein Herze dacht,
Alsbald an seinem Arme lag,
Die sein mit steten Treuen pflag,
Sie weinte, sprach: „Nun wehe dir!
Du folgtest gar zu wenig mir,

„Daß du ein Weib nimmst zu der Eh,
Am dritten Tag lebst du nicht mehr,

„Ich sag dir was geschehen muß:
Ich lasse sehen meinen Fuß,
Den sollen sehen Frau und Mann,
Und sollen sich verwundern dran.“

„So nun dein Aug den auch ersieht,
So sollst du länger säumen nicht,
Denn es sich immer anders wendt,
Empfang das heilge Sakrament,
Du weist, daß ich dir Glauben halte,
Auf ewig sind wir nun zerspalten.“

Mit nassem Aug sie zu ihm sprach:
„Herr denket fleißig nach der Sach,
Ihr dauret mich im Herzen mein,
Daß ich nicht mehr kann bei Euch seyn,
Daß mich nun nimmer sieht ein Mann,
Ich fall in ew'ger Liebe Bann.“

Dem Ritter liefen die Augen über:
„Soll ich denn nie dich sehen wieder,
So seys geklagt dem höchsten Gott,
Der ende balde meine Noth,
Ach daß ich je zu Ruhm gekommen,
Daß mich ein fürstlich Weib genommen!“

Sie kußte ihn auf seinen Mund,
Sie weinten beide zu der Stund,
Umfingen einander noch mit Lieb,
Sie drückten zusammen beide Brüst:
„Ach sterben das ist jetzt Euer Gewinn,
Ich nimmermehr wieder bei Euch bin!“

VII.

Mein Hochzeit je mit solcher Pracht,
Gehalten ward bis tief in die Nacht,
Viel Lieder und viel Saitenspiel,
Man hörte in dem Schlosse viel,

Und alles bei dem Tische saß,
Man war da fröhlich ohne Maaß.

Sie saßen da im großen Saal,
Alsbald da sah man überall,
Die Männer sahens und die Frauen,
Sie konnten beide es anschauen,
Wie etwas durch die Bühne stieß,
Ein Menschen Fuß sich sehen ließ.

Blos zeigt er sich bis an das Knie,
Kein schönern Fuß sie sahen nie,
Der Fuß wohl überm Saal erscheint,
So schön und weiß wie Elfenbein,
Der Ritter still saß bei der Braut,
Die schrie bald auf und schrie gar laut.

Der Ritter, als er den Fuß ersah,
Erschrack er und ganz traurig sprach:
„O weh, o weh, mir armen Mann!"
Und wurde bleich von Stunde an.
Man bracht ihm sein kristallnes Glas,
Er sah es an und wurde blaß.

Er sah in dem Kristall Pokale,
Ein Kind, das schlief beim lauten Mahle,
Es schlief vom Weine überdeckt,
Ein Füßchen hat es vorgestreckt,
Doch wie der Wein getrunken aus,
So schwand das Kindlein auch hinaus.

Der Ritter sprach: „Der großen Noth!
„In dreien Tagen da bin ich todt."
Der Fuß, der war verschwunden da,
Ein jeder trat der Bühne nah,
Wo doch der Fuß wär kommen hin,
Kein Loch sah man da in der Bahn.

All Freud und Kurzweil war zerstört,
Kein Instrument wurd mehr gehört,
Aus war das Tanzen und das Singen,
Turnieren, Kämpfen, Fechten, Ringen,

Das alles still darnieder leit,
Die Gäste fliehn in die Felder weit.

Die Braut nur bleibt bei ihrem Mann,
Der Ritter sieht sie traurig an:
„Gesegne dich du edle Braut,
Du bleibst bei mir, hast mir vertraut." —
„„Durch mich verliert Ihr euer Leben,
In geistlichem Stand will ich nun leben.""

Das heilge Oel empfing er dann,
Nach dreien Tagen rief der Mann:
„Mein Herr und Gott in deine Händ,
Ich meine arme Seele send,
Mein Seel thu ich befehlen dir,
„Ein sanftes Ende giebst du mir."

Ein Denkmal ward ihm aufgericht,
Von seiner Frau aus Liebespflicht,
Dabei sie baut die Zelle klein,
Und betet da für ihn so rein;
Oft betend kam auch die Meerfey hin,
Sie sprach mit ihr aus gleichem Sinn.

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn" Bd. 1.)

Staufenberg, ein noch wohl erhaltenes, von Otto von Staufenberg, Bischof von Straßburg, erbautes und neuester Zeit von S. K. H. dem Großherzog geschmackvoll hergestelltes Schloß, liegt auf einem Hügel bei Durbach, 2 Stunden nordöstlich von Offenburg.

Die Sage nach dem Volksmunde, aus welcher Fouqué das Original zu seiner „Undine" gezogen haben soll, ist auch von Aloys Schreiber bearbeitet worden. Sie steht in dessen „Sagen aus der Umgegend von Baden" und, in gebundener Darstellung, im Jahrgang 1819 der Cornelia.

Siehe ferner: „Der Ritter von Staufenberg," ein altteutsches Gedicht von Egenolf. Mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Engelhard. Straßburg 1823.

Ritter Staufenberg.

(Andere Version.)

In reicher Flur, auf waldumbüschten Höhen,
Wo stolz der Rhein begrüßt die Ortenau,
Sieht man der Burg bemooste Trümmer stehen,
Von ferne schon, auf Felsen steil und raub:

Dort tönt es in der Morgenwinde Wehen'
Oft süß, wie Harfenklang — im Abendthau
Erhebt sich neu die schaurig — milde Weise,
Und Geistertritte wandeln ernst und leise.

Dort wohnte Staufenberg, ein edler Ritter,
Mannhaft und kühn, wie Richard Löwenherz;
Groß war sein Muth im Schlachtenungewitter,
Und Lanzenbrechen war ihm Spiel und Scherz.
Der Liebe Reiz auch kannt' er, süß und bitter,
In mancher Wonn', in manchem wilden Schmerz,
Und bleiben soll, weil ihn ein Weib betrogen,
Sein Sinn allein der freien Lust gewogen.

Einst kehrt mit seiner Schaar aus Thal und Sträuchen
Der Ritter von der Jagd im dunkeln Hain,
Und als das Dörflein Nußbach sie erreichen,
Läßt er die Knappen vor, und bleibt allein:
Nah' ist ein Quell, umweht von alten Eichen,
Und glänzend nun im goldnen Abendschein;
Hier weilt er oft, und läßt in Traum und Sehnen
Auf seiner Laut' ein Minnelied ertönen.

Wie staunt sein Blick, als er an dieser Quelle
Jetzt eine wunderschöne Jungfrau fand:
Sie schaut mit Lächeln auf die Silberwelle,
Ihr blondes Haar umschlingt ein Rosenband;
Mild ist ihr Angesicht, wie Frühlingshelle,
Und weiß wie Schnee ihr schimmerndes Gewand.
Er grüßt: die Maid erhebt sich aus dem Brünen
Und danket ihm mit sittig holden Mienen.

Und als mit Namen sie darauf ihn nennet,
Verwundert sich darob der Rittersmann:
„Es scheint, o Fräulein, daß Ihr schon mich kennet?"
Die Schöne sagt: „„Mein Sitz ist neben an;
Ich seh' Euch oft, wenn Ihr im Fluge rennet
Dem Walde nach feldab und hügelan;
Und schöpft ihr dann den Trunk am Quell der Wiesen,
Hör' ich die Jäger Euch mit Namen grüßen.""

Sie spricht noch mehr in himmlisch holden Tönen;
Der Liebesgöttin gleicht sie von Gestalt.
Der Ritter fühlt ein unnennbares Sehnen,
Es hält ihn fest mit zaubrischer Gewalt.
Er horcht der feinen Sprache dieser Schönen
Entzückt; doch ach! die Stunde flieht zu bald;
Da geht er bei des sanften Mondes Blicke,
Und kehrt beim nächsten Abendroth zurücke.

Er setzt sich hier auf einen Felsen nieder,
Schaut in das Feld, auf die kristallne Fluth;
Ein süßer Schauer wallt durch seine Glieder,
Und in dem Herzen brennt der Liebe Gluth.
Doch warten ist umsonst, sie kehrt nicht wieder:
Er schleicht zur Burg; ihm sinken Kraft und Muth —
So kommt er jeden Abend her und klaget,
Daß ihm nicht mehr erscheint die holde Maget.

Am sechsten Tag, im späten Dämmerlichte,
Harrt Staufenberg und seufzt: „Ach! wie so lang!
Will denn mein Loos, daß ich auf sie verzichte?"
Da tönt ein leiser, lieblicher Gesang.
Er horcht, und späht bis in des Haines Dichte.
Doch schien's, daß aus dem Quell die Stimme drang;
Da sitzt, als nun sein Schritt zum Wasser eilet,
Die Jungfrau auf dem Stein, wo er geweilet.

O welches Glück! Er hat sie nun gefunden!
Schon lächelt ihm der schönsten Träume Ziel:
Doch soll sein Fragen nichts von ihr erkunden,
Und lächelnd scherzt sie nur im Wörterspiel.
Ach! süß betäubt, zu mächtig überwunden,
Bekennt er nun sein liebendes Gefühl;
Sie sinnt voll Ernst und spricht: „An dieser Stelle
Seyd morgen früh, noch vor des Tages Helle!"

Und eh' die Stern' entflohn auf andre Bahnen,
Erscheinet, kaum der Wonne sich bewußt,
Der Held, es wehn des Morgens lichte Fahnen,
Da steht die Reizende vor ihm, o Lust! —

Umkränzt ihr Haar von bläulichen Cyanen,
Geschmückt mit jungen Rosen ihre Brust.
Sie sieht ihn an mit unschuldvollen Blicken,
Und Worte kaum vermag er auszudrücken.

Sie winkt zum Sitz: er folgt ihr glutbbeseelet,
Faßt ihre Lilienhand und sagt dabei,
Wie stets um sie die Flamme noch ihn qualet;
Die Maid antwortet: „Eine Wasserfei
Bin ich — von solchen wird ja oft erzählet —
Auch Menschen lieben wir; doch redlich sei,
Wer ein Verlangen fühlt, um uns zu werben;
Sonst wird uns tiefe Qual, und ihm — Verderben.

„Gern, Ritter, sah ich Euch an dieser Stelle;
Drum, wenn Ihr mein Gemahl zu seyn begehrt,
Bleib' Eure Treu' so rein, wie meine Quelle,
Und dauernd, wie der Stahl an Eurem Schwert!
Doch wenn sich von Erlinen je der schnelle
Und leichte Sinn zu andern Frauen kehrt,
Wird Noth und Fall sich über Euch vereinen,
Und nur mein Fuß zum Zeichen noch erscheinen."

Er ruft: „Ha! ohne dich ist mir kein Leben,
Und ewig feste Treue schwör' ich dir!"
Sie eilt erröthend ihm ein Pfand zu geben:
Es ist ein Ring von Demant und Saphir.
Er drückt sie an die Brust mit süßem Beben
Und spricht: „Ach! welche Wonne finden wir,
Nicht mit dem Gold der Erde zu erkaufen,
Auf holder Flur in meiner Burg zu Staufen!"

Es wird bestimmt, daß mit dem jungen Strahle
Des vierten Tags die Trauung soll geschehn.
Als dieser naht, und jetzt auf Flur und Thale
Der Morgen steigt herab von Purpurhöh'n,
Da eilt aus dem Gemach zum hohen Saale
Der Ritter schon, und sieht drei Körbchen stehn,
Recht künstlich fein, geweiht dem Minnefolde,
Und voll von Silber, Edelstein und Golde.

Bald öffnen sich des Marmorsaales Thüren:
Erlina tritt im Hochzeitsschmuck herein;
Sechs Mädchen folgen noch aus den Revieren
Des Quellenreichs, Undinen, blond und fein.
Schon sieht das Volk zur Burgkapelle führen
Die Glücklichen, wo, ihren Bund zu weih'n,
Der Priester harrt, und bald dem edlen Paare
Den Segen spricht am heiligen Altare. —

Wie selig fühlt sich an Erlina's Wangen
Der Ritter nun! Wie dünkt ihm öd' und rauh
Die stürm'sche Lust der Welt! Sie ist vergangen,
Sein Herz schlägt nur der häuslich-milden Frau.
In sanfter Schönheit lockt sie sein Verlangen,
So wie den regen West die Blumenau:
Ein Jahr entfleh, da lacht — o süße Gabe
Des Bundes! — ihr im Schooß ein holder Knabe.

Jetzt hört man, daß dem Frankenkönig dräuet
Mit starker Macht ein Feind von Süden her,
Und daß der Held die edlen Schaaren reihet,
Der Gränze nah', zur tapfern Gegenwehr.
Schon ordnet rings im Waffenglanz und freuet
Sich auf den Streit das sieggewohnte Heer;
Auch Ritter von dem rechten Rheingestade
Betreten kühn mit ihm des Ruhmes Pfade.

Und Staufenberg? — das rüstige Beginnen
Entflammt auch ihn zu neuer Ritterthat:
Er will zur Liebe neuen Ruhm gewinnen,
Wiewohl er Lorbeern schon errungen hat;
Und vor die Gattin tritt, nach langem Sinnen,
Der Ritteremann, fragt zärtlich sie um Rath,
Wie er soll thun; weil Angst und Kummer litte
Ihr Herz vielleicht, wenn er zum Kampfe ritte.

Da fließt, der Perle gleich an Saba's Strande,
Ein Thränchen von Erlinens Angesicht;
Sie faßt sich und erwiedert: „Heil'ge Bande,
Wie unsre, tilgen Zeit und Ferne nicht.

Geliebter, eile denn zum Schutz der Lande!
Nicht hemmen werd' ich deine Ritterpflicht;
Nur, bis dich gute Stern' uns wieder schenken,
Woll' treulich mein und deines Kinds gedenken!"

Der Ritter schwört es ihr bei Heil und Leben,
Drückt sie an's Herz, und bald im Morgenschein
Zieht er, vom Trupp der Reisigen umgeben,
Durch heim'sche Fluren fort und über'n Rhein.
Wo Herzog Otfrieds Banner sich erheben,
Reiht er sich schnell mit seinen Kämpfern ein;
Dann eilt das Heer fernhin, auf manchen Wegen
Zu Roß und Fuß, dem wilden Feind entgegen.

Nicht lange drauf erschallt die hohe Kunde:
„Im Pyrenä'ngebirg war eine Schlacht,
Auf Felsenhöh'n und in des Thales Schlunde;
Bald wich, bald drang voran des Königs Macht.
Es schlug der Kampf wohl manche heiße Stunde —
Doch plötzlich ward ein heft'ger Stoß gebracht
Des Feindes Heer', es fielen alle Schranken,
Die Heiden flohn, und Sieg umweht die Franken."

So ist es. Doch wer brach im Schlachtgewühle
Der Gegner Mitte nun? Wer hat erhellt
Dem tapfern Heer die Bahn zum frohen Ziele?
Vor Allen Staufenberg, der kühne Held:
Das erste Treffen lenkt' er, und noch viele
Der Kämpfe sehn Berg, Haine, Thal und Feld,
Bis sich des Feindes Kräfte ganz ermüden,
Und glorreich schließt mit ihm der König Frieden.

Ach! süße Tön' in Leid und Sorgen waren
Erlinen dies; schon lächelt Wiedersehn!
Bald hört man, daß der Krieger tapfre Schaaren
Nach ihrer Heimath im Triumphe gehn;
Doch hat vorher noch Staufenberg erfahren,
Wie Geist und wackre That den Mann erhöhn:
Der König läßt ein goldnes Schwert ihm reichen,
Und Michaels geweihte Ordenszeichen.

Auch Otfried, Herzog in dem Rhein'schen Franken,
Will ihn, der ruhmvoll seine Schaar geführt,
Vor dem der Sqrazenen Banner sanken,
Hoch ehren, wie dem Helden es gebührt,
Und möcht' ihm gern auf würd'ge Weise danken:
Da, wo sein Hof des Rheines Gauen ziert,
Lädt er in einen Kreis erhabner Gäste
Den Rittersmann zum hohen Siegesfeste.

Wie glänzt der reiche Saal in stolzer Feier!
Wie wird beim Mahl die Freude hoch und laut!
Der Minnesang ertönt zur goldnen Leier,
Und an der Fürstentochter Seite schaut
Man Staufenberg, der Allen werth und theuer;
Ein Flüstern geht: „Nur er verdient die Braut!"
Auch spricht er gern zur schönen Adeline;
Gern lauscht sie ihm mit Huld und sanfter Miene.

Als froh der zweite Tag in Schatten sinket,
Da tritt in sein Gemach ein Höfling ein,
Und spricht: „Ihr wünscht, o Herr, wie uns bedünket,
Der reizenden Prinzessin euch zu weih'n,
Auch sie — vernehmt, wie Glanz und Wonne winket!
Scheint nicht dem Helden abgeneigt zu seyn.
Drum, wollet mir nur Eure Wünsche nennen,
Der Herzog wird Euch gern als Sohn erkennen!

Und Staufenberg versetzt in Gluth und Beben:
„Nicht jetzt — doch morgen sei mein Wunsch erklärt!"
Er fühlt in sich der Ehrsucht hohes Streben
Und daß sein Herz die Liebliche begehrt;
Als des Gewissens Schauer sich erheben —
Denkt er: „Wer ew'ge Treu' der Gattin schwört,
Sollt' eben so die heil'gen Worte brechen,
Wie ihm ein falsches Weib? — Gott wird es rächen!"

In wankendem Entschluß, in Noth und Thränen,
Geht ihm die schlummerlose Nacht vorbei.
Zu Otfried eilt er, als die Vögel tönen
Ihr Morgenlied, und sagt ihm endlich frei,

Nach der Erhabnen stehe nur sein Sehnen,
Doch knüpf' ihn schon das Band an eine Fey.
Der Herzog staunt ob solchen Wunderdingen
Und meint, dies werd' ein böses Ende bringen.

Er sinnt vergebens, ob ein Rath sich fände;
Darum befragt er seinen Hofkaplan.
Der spricht: „Erlauchter Fürst, der Himmel wende
Das Unheil ab von dieses Edlen Bahn!
Nur wenn sich eine Gattin ihm verbände,
Die Lehr' und Taufe, so wie er, empfah'n,
Könnt' er des Spuks verworfne Bande lösen
Und sich befrei'n von dem Gespensterwesen."

Der Rittersmann entschließt sich: ach! er trauet
So bald dem gleisnerischen Priesterwort!
Der Bund, auf den er stolze Plane bauet,
Die neue Gluth, reißt ihn gewaltsam fort.
Als auf die Flur der dritte Abend thauet,
Sieht man verlobt am glanzerfüllten Ort
Den tapfern Staufenberg mit Adelinen;
Rings tönts: „Ein schönes Paar! – Heil, Heil sey ihnen!" –

Sie schauen soll der zwölfte Tag verbunden;
Da langt zuvor ein Knecht von Staufen an.
Der Ritter stutzt, und fragt ihn, welche Kunden
Er melden soll? Hierauf versetzt der Mann:
„Herr! mit dem Kind ist Euer Weib verschwunden
So schnell, daß Niemand es begreifen kann;
Dies war am Abend der Verlobungsfeier."
„„Seltsam, ruft Staufenberg, und nicht geheuer!""

Es war, — so denkt er — jener Bund geschlossen,
Wenn christlich, doch in schlimmer Geister Sinn;
Wohl mir, daß sich das wahre Licht ergossen!
Und leichten Muths geht er zur Trauung hin.
Schon lacht der Mai und milde Bächlein flossen
In dem Gefilk; es blüht der Hain, worin
Des Fürsten hohes Lustschloß sich erhebet,
Von Dienern und von Zofen neu belebet.

Dort, als vollbracht die kirchlichen Gebräuche,
Empfängt die Tafel rund im Rittersaal
Den Hof, auch viel der Großen aus dem Reiche,
Der Herrn und Damen zu dem Hochzeitmahl.
Horch! Hörnerschall! die Braut, die göttergleiche,
Beut lächelnd ihrem Lieben den Pokal,
Er nimmt ihn, blickt empor — wird wie versteinet,
Weil — an der Wand ein Frauenfuß erscheinet.

Kalt fährt es ihm und heiß durch alle Glieder;
Nur er kann sehn den niedlich-schönen Fuß;
Der schwindet nun: Der Ritter faßt sich wieder,
Trinkt rasch und murmelt: „Geh's denn, wie es muß!"
Man will, da schon die Sonne steigt hernieder,
Zur Hofburg ziehn noch vor des Tages Schluß.
Doch Stauffenberg? — — Man sieht, er kann nicht hehlen,
Daß plötzlich ihn geheime Schauer quälen.

Die Wagen gehn im stolzen Pomp zurücke;
Mit Knechten folgt zu Roß der Bräutigam;
Er tauscht mit seiner Holden Liebesblicke,
Und birgt nach aller Macht den innern Gram.
Im offnen Feld erscheint die Bogenbrücke,
Und während jetzt der Zug hinüber kam,
Will durch den seichten Fluß vor seinen Knappen
Der Ritter schnell, und lenkt hinein den Rappen.

Doch in der Mitte schnaubt das Roß — nicht weiter
Will es voran; nichts helfen Sporn und Hand;
Es bäumt und überschlägt sich mit dem Reiter —
Ha! dieser fällt, der Hengst entspringt an's Land.
Schnell wächst der Strom, ergießt sich wild und breiter,
Und überfluthet schon den hohen Strand;
Er rauscht, die Wellen thürmen sich voll Grausen
Hochauf, der Donner hallt und Stürme sausen.

Wie läßt sich laut der Frauen Klage hören!
Ja, auch den Männern sinkt der tapfre Muth;
Ach! die Vermählte bebt in heißen Zähren —
Da sieh! mit einmal weicht der Sturme Wuth;

Neu will die Au'n der Sonne Schein verklären,
Das Wasser fällt und sanft hin wallt die Fluth;
Die Lerche singt, des Zephirs Hauche wehen —
Jedoch der Ritter ward nicht mehr gesehen. *)

Karl Geib.

(Aus Geib's „Volkssagen des Rheinlandes ꝛc. ꝛc." Heidelb. 1828. Vergl. mit: „Ritter Peter von Staufenberg und die Meerfee" in des Knaben Wunderhorn. (S. die vorige Sage im Volkston.)

Melusine im Stollenwald.

Im Durbacher Thale sieht man noch im großen Stollenwald die Trümmer einer alten Burg; am Eingang des Thales aber erhebt sich links das Schloß Staufenberg. Von jener alten Burg geht folgende Sage:

Einst wohnte ein Amtmann zu Staufenberg, der hatte einen Sohn, Namens Sebald. Dieser liebte den Vogelfang und begab sich im Herbst oftmals an den Fuß des großen Stollenwaldes, um Maisen zu kloben. Da hört' er einmal vom Berg herab so lieblich singen, daß er hinauf ging, um zu sehen, was es wäre. Auf dem Gipfel des Stollenberges ward er in einem Gebüsche ein wunderschönes Weib gewahr, das zu ihm sagte: „Erbarme dich meiner und erlöse mich; ich bin verwünscht, und harre seit langer Zeit auf dich; erhöre meine Bitte, du darfst mich nur dreimal dreifach küssen, so bin ich erlöst." Sebald fragte sie, wer sie denn sey? und sie gab zur Antwort: „Ich bin Himmel-Stollens Tochter, und heiße Melusine; *) ich habe einen großen Brautschatz, und wenn du mich erlösest, so bin ich und der Schatz dein eigen. Du mußt mich drei Morgen nach einander, um neun Uhr in der Frühe, auf beide Wangen und auf den Mund küssen, dann ist die Erlösung vollbracht. Fürchte dich nicht, besonders nicht am dritten Tag." Sebald betrachtete Melusinen, die aus dem Busche hervorkam, sehr genau. Sie war blond, hatte blaue Augen und ein schönes Angesicht, aber an ihren Händen keine Finger, sondern eine trichterartige Höhlung, und statt der Füße einen Schlan-

*) Die Mutter [illegible] von Staufenberg kommt in Sachs' Bad. Gesch. II. 214, vor.

genschwanz. Sebald gab ihr die ersten drei Küsse, worüber Melusine sehr froh war und ihn bat, am zweiten und dritten Tag wieder zur rechten Zeit da zu seyn. Sie kroch in ihren Busch zurück und sang: „Komm und erlöse deine Braut, – hüte dich wohl, zu erschrecken,

Sebald, nimm dich wohl in Acht!
Einmal war es recht gemacht."

Da versank sie rasch in die Erde und Sebald ging heim. Am andern Tage kam er zur rechten Zeit wieder in den Stollenwald und hörte sie auf der Höhe singen. Dieses Mal hatte sie Flügel und einen Drachenschweif, aber Sebald nahte sich ohne Furcht und gab ihr die drei anderen Küsse. Sie sang ihm wieder dankbar zu, wie am ersten Tage und bat ihn, wieder zu kommen, worauf sie abermals in die Erde verschwand. Sebald konnte die Nacht über nicht ruhen und ging früh wieder in den Stollenwald und hörte Melusinens Lied, wie an den vorigen Tagen. Aber diesmal hatte sie einen Krotenkopf und der Drachenschwanz umschlang furchtbar ihren Leib. Es grauste Sebalden vor dieser giftigen Gestalt und er sprach zu ihr: „Kannst du dein Antlitz nicht entblößen, so kann ich dich nicht küssen." „„Nein!"", rief sie, und streckte mit einem lauten Schrei ihre Arme nach ihm. Die Angst ergriff den Sebald, er sprang den Berg hinab und gerade schlug es neun Uhr, als er im schnellsten Lauf in der Burg bei seinem Vater ankam und Diesem erzählte, was ihm begegnet war. Er ward jedoch über seine Furchtsamkeit von dem Vater gescholten, der die Geschichte zum ewigen Angedenken aufschreiben ließ, wodurch sie bis auf den heutigen Tag bekannt ist.

So vergingen zwei Jahre. Sebald besuchte nicht mehr den Stollenwald und dachte wohl manchmal daran, daß er die Melusine betrogen habe. Doch war ihm seitdem nichts geschehen. Als er nun den Dienst seines Vaters bekommen sollte, so sah sich dieser um eine Frau für seinen Sohn um, und gab ihm die Tochter eines Amtsvogtes. Bei der Hochzeit im Schlosse Staufenberg war Alles recht fröhlich am Tische, als auf einmal die Decke des Saales einen Spalt bekam, woraus ein Tropfen in den Teller Sebalds fiel, der, ohne dies zu wissen, von der Speise aß, augenblicklich aber todt niedersank. Man sah zu gleicher Zeit einen

kleinen Schlangenschweif sich in die Decke zurückziehen. Noch ist die Geschichte in Stein gehauen auf dem Staufenberg zu sehen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1834, S. 88.)

Der Teufelsstein auf der Schiehald.*)

Nicht weit von den zwölf Steinen ist ein Berg, der heißt die Schiehald, da steht der größte Stein. Den hat einst der Teufel dahin getragen, und wollte damit die St. Wendelinus-Kirche im Thal zerschmettern. Er nahm ihn von den zwölf Steinen weg, ging damit durch das große Rappenloch und kam bis auf die Mitte der Schiehald, wo er den Felsen ablegte und ausruhen wollte. Nachher konnte er aber den Stein nicht mehr aufheben, da dieser mit dem spitzigen Ende im Berg stecken blieb, und noch sieht man daran das runde Loch, welches die Schulterknochen des Teufels hineingedrückt haben, als er den Stein hertrug. Noch steht er auf der Schiehald und heißt der Teufelsstein, und so blieb die Kirche verschont. Der Teufel fährt aber manchmal auf jenem Platze mit sechs Geisböcken herum und man hört ihn um Mitternacht mit der Peitsche knallen. Es ist nicht gut, Nachts an jenem Orte vorbeizugehen, selbst mit Fackeln nicht, denn sie werden Einem ausgelöscht und die Leute dann in der Irre herumgeführt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger zur Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1834, S. 88.)

Der Schatz im Stollenberge.

Im Jahr 1779 diente ein fünfzehnjähriges Hirtenmädchen, welches die Melusine oft gesehen hat, zu Durbach auf dem Eisenbühl. Ein Platz hinter dem Stollenwald heißt „bei den zwölf Steinen," da erschien Melusine dem Mädchen und führte es beim Wolfsloch in den offenen Stollenberg hinein. Da lagen am Eingang drei ungeheure Riesen, mit Speer und Harnisch

*) Vergl. mit dieser Sage die vorhergehende, Seite 180 dieser Abtheilung.

bewaffnet, und schliefen. Als sie weiter kamen, sahen sie große Kisten und auf jeder saß ein schwarzer Hund. Vor der Melusine sprang aber jeder Hund gehorsam herab und sie öffnete die Kisten mit ihrem Schlüsselbund. Es waren sechs, alle mit Geld angefüllt, welches Melusine dem Mädchen versprach, wenn es sie erlösen wollte. Die Kisten wurden wieder geschlossen und die Hunde sprangen darauf, um sie zu bewachen. Sie gingen nun zu den zwölf Steinen zurück und der Berg schloß sich bei ihrem Ausgang wieder zu. Dort erzählte Melusine dem Hirtenmädchen: „Wenn du 18 Jahre alt bist, kannst du mich erlösen, denn ich bin verwünscht, und will dir all das Gold geben, das du gesehen hast. Schon lange hab' ich auf dich gewartet und geschlafen bis zu deiner Ankunft. Hier bei diesen Steinen mußte erst ein doppelter Tannenbaum aus einer Wurzel sprossen, und als er hundert Jahre alt war, mußten ihn zwei ledige junge Leute am Wunibaldstage umhauen. Der stärkste Stamm wurde auf einem Schlitten hinab ins Thal geführt auf Dagobertstag, und aus den Brettern dieses Stammes deine Wiege gemacht." — Noch oft kam Melusine an diesem Ort mit dem Mädchen zusammen und man sprach im ganzen Thale davon, daß die Verwünschte erlöst werden sollte. Viele Leute gingen zu dem Mädchen und gaben ihm Geschenke zur Aufmunterung, bis endlich der Pfarrer die Leute abmahnte und dem Mädchen mit Kirchenbußen drohete. Da kam die Erlösung nicht zu Stande; wer aber von Sünden rein ist, wird doch zuletzt die Melusine mit ihren Schätzen erlösen.

Das Hirtenmädchen nähte in ihrem späteren Alter um Lohn bei den Leuten und lebte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr still, ließ sich aber nicht mehr ein, diese Geschichte ihrer Jugend zu erzählen. — Bei den zwölf Steinen sind noch zwei Tannen zu sehen, die aus einer Wurzel entsproßt sind und damals hundertjährig waren. Man heißt sie Melusinen-Baum.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in „Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1834.)

Der Fuß in der Wand.

(Nachträglich zu den über andern Bearbeitungen derselben Sage. Seite 15 u. 33 dies. Bd.)

Der Staufenberger ritt zu seiner Burg geschwinde;
Wie bald entließ der Graf sein lästig Jagdgesinde!

Zur Ruhe sehnt er sich, er war so müd' geritten;
Er dachte: „Lieb, o Lieb!" — Da kam sein Lieb geschritten.

Sie gab ihm Kuß auf Kuß die kurze Nacht voll Wonne,
Er meint, es wär' der Mond, da schien die lichte Sonne.

Er sprach: „Du bist so schön, wie könnt' ich dein vergessen?
Den lockt kein ander Weib, der solch ein Glück besessen!" —

„„So leicht ist Treue nicht, schlau wird man dich umgarnen,
Drum sey wohl auf der Hut, mein Lieb, ich muß dich warnen!

„„Ich bin kein sterblich Weib, ich bin der Feyen eine,
Mein Reich ist in der Fluth, mein Schloß im tiefen Rheine.

„„Wir lieben Einmal nur, die Liebe nimmer schwindet,
Der muß gar stäte seyn, der sich mit mir verbindet.

„„Bist du ein stater Mann, will ich dir Freude geben,
Und Reichthum, Ehre, Macht, dazu ein langes Leben.

„„Wenn du die Treue brächst, so müßt' ich ewig klagen,
Du aber siechtest hin und stürbest in drei Tagen.

„„Du sähst nichts mehr von mir, als diesen Fuß, erscheinen,
Du hörtest auch nichts mehr, als mein inbrünstig Weinen.""

Der Staufenberger schwur, ihr stets getreu zu bleiben,
Er schwur dem schönen Weib, sich niemals zu beweiben.

Sie gab ihm hohen Muth und reiches Gut und Ehre,
Und dacht' er: „Lieb, o Lieb!" — so stand bei ihm die Hehre.

Sie gab ihm Glück und Sieg bei jedem Ritterspiele,
Wenn er die Lanze schwang, so traf er stets zum Ziele.

Wie hat er oft den Dank aus schöner Hand empfangen!
Des Kaisers Töchterlein ergriff ein süß Verlangen.

Sie sprach dem Kaiser zu, der Kaiser sprach zum Grafen:
„Mein junges Töchterlein läßt Liebe nicht mehr schlafen.

„Willst du mein Eidam seyn, so kommt es wohl ins Gleiche,
Ich gebe dir Tyrol und Kärnthen von dem Reiche!" —

Er sprach: „„Ich bin vermählt, Herr, laßt es Euch vertrauen:
Es ist kein sterblich Weib, die Schönste doch der Frauen."" —

„So weh dir, theurer Held! maßt ewig seyn verloren,
Bist du dem Geist vermählt und hast ihm Treu' geschworen.

Doch bindet nicht der Eid, der Bischof kann ihn lösen,
Geweihtes Wasser tilgt das Bündniß mit dem Bösen." —

Dem Ritter wurde bang, er nahm es sich zu Herzen:
„„Nicht will ich Gottes Huld und Eure Gunst verscherzen!""

Viel Messen lasen sie; der Weihrauch stieg zum Himmel,
Und an die Brüste schlug der Graf im Volksgewimmel.

Man hat die Hochzeit schön und herrlich ausgerichtet,
Viel Rosen hingestreut und Lieder viel gedichtet.

Als es zu Tische ging, wie die Posaunen klangen!
Wie schienen rosenroth die Launen und die Wangen!

Das Pärchen saß vergnügt, die Männer und die Frauen, —
Da ließ sich an der Wand ein seltsam Wunder schauen:

Die Wand blieb unverletzt, doch kam hindurchgefahren
Ein Frauenfuß, so schön, als jemals Füße waren.

Bloß war er bis zum Knie und weiß wie elfenbeinen,
So zarten sah man nie, noch nie so zierlich kleinen.

Auch ward ein Jammerlaut gehört in allen Kammern,
Und in dem Saal zumeist ein Weinen und ein Jammern.

Sie konnten von dem Fuß die Blicke nicht verwenden,
Der Graf erschrack, das Glas zerbrach ihm in den Händen.

Er sah den schönen Fuß, sein Herz zerschnitt das Klagen,
Er sprach: „Das ist mein Lohn, nun sterb' ich in drei Tagen!

„Du, edle Braut, bist frei, mich tödtet bald die Reue;
Wähl' einen andern Mann und halt' ihm stäte Treue.

„Wähl' einen Königssohn, der deinem Stand gebühret,
Du siehst, zu welchem Leid ungleiche Ehe führet!" —

Ins Kloster ging die Braut, das schien ihr gleiche Ehe.
Am dritten Tage brach des Grafen Herz vor Wehe.

K. Simrock.

(Siehe Tafel „Abendlied" [illegible])

Hanauer Ländchen.

Sage vom Korker Waldgericht.

Merkwürdig ist das Korker Waldgericht, das ehemals mitten im Dorf unter Eichen, die zum Theil noch stehen, gehalten wurde und, nach dem Korker Waldbrief von 1476, folgenden Ursprung haben soll:

„Ein Herr hat geheißen Herr Eppel und seine Hausfrau Uze, seynd gesessen auf Fürsteneck bei Oberkirch; derselbig Herr ist so reich gewesen, daß er Fürstengenoß war, und dieselbig ehelich Gemächt hat gehabt eine einzige Tochter, hat geheißen Jungfer Stesel, dieselbe ist zu Nußbach an einem Tanz gähling gestorben. Zu derselben Tochter Seelenruhe haben sie gegeben Korker Gewälde den Kirchspielen Kork, Bodersweyer und Linx zu rechten Gottesgaben; Wittwen und Waisen, Arm und Reich zu gebrauchen. Umb dieselbe Gottesgabe seynd die drei Kirchspiele Kork, Bodersweyer und Linx uneins geworden, daß Todtschläge deßhalb geschehen."

Zur Beilegung dieser Streitigkeiten nahmen diese Gemeinden anfangs noch Appenweier und Windschläg in Gemeinschaft. Als die Zwistigkeiten doch noch fortdauerten, gab eine hohe Person den Rath: „man solle ein Wucher Rind nehmen, das ein Farr wär', fünf Jahr alt, und es einstellen Jahr und Tag, daß es Sonn' und Mond nicht sehe, (was auch geschah), dann solle man das Rind führen auf den Hof zu Kork an der

Eichen und wohin es gehe, es seye zu Westerholz oder anderst wohin, soll ein Mark seyn derselben Spanne." — Dies geschah so; und nun wird weitläufig erzählt, was das Rind für einen Weg genommen und wie es mitten in das alte Rheinbett gegangen, sich dort dreimal geschüttelt und wieder umgewendet; und wie es wieder in den Korker Bann gekommen, „da habend die Glocken zu Kork sich selbsten geläutet, und ist das Rind kommen bis auf den Hof zu Kork unter der Eichen und hat ihm daselbst das Herz abgestoßen und dasselbe Rind ist an eine geweihte Statt begraben worden, als ob es ein Christenmensch wäre gewesen. Und so die Herren, die Amtleute und Waldgenossen gesehen haben das große Zeichen von dem unvernünftigen Rindvieh nnd wie dasselbe nach dem Umgang auf dem Hofe sein Herz abgestoßen hat, (so schloßen sie) das gebe Ursach, daß alle Verhandlung wegen derselben Gottesgabe (des Waldes) auf demselben Hofe und nicht weiter berechtigt und vertheidigt werden soll." — Wenn Einer einen Waldfrevel beging, („Wald und Weide verbricht") der soll nur unter folgender Bedingung wieder zur Gemeinschaft kommen: „Er soll zu Kork auf dem Buhl stehen auf einen Sonntag zu Ausgang der Meß und soll bei ihme haben 24 Maaß rothen Wein, 24 Semmelweck, 24 neue hölzerne Becher, darin der Wein seyn soll und soll sprechen: Ich habe Wald und Weide verbrochen und bitte alle Waldgenossen, arm und reich, daß man mich wieder darein laß! — Wenn er das gethan, sollen ihn die von Kork wieder in Wald und Weide lassen, desselben Weins und Brots Jedermann zu essen und zu trinken Macht haben soll."

(S. d. Lahrer hist. Bothen vom Jahre 1815.)

Bischofsheim,

unterscheidet sich durch den Beinamen: „am hohen Steg" von den andern Ortschaften dieses Namens. Vor Zeiten war nemlich ein hoher Steg über dem Helchenbach, der durch den Flecken fließt, angebracht, auf welchem man vermittelst vieler Stufen hinauf und herunter stieg. Die Fuhrwerke mußten durchs Wasser. Hier war die ehemalige Residenz der Grafen

von Hanau. Der letzte derselben wurde da geboren, und das Haus, worin er das Licht der Welt erblickte, steht noch. Es war damals in sehr ärmlichem Zustande, nicht weil es dem Grafen an Geld fehlte, — vielmehr hatte die Amtsschaffnerei sehr reiche Einkünfte, — sondern weil man es damals nicht besser gewohnt war. Indessen fing dieser letzte Graf doch einen größeren Bau an, starb aber noch vor dessen Vollendung. Es ist eine plumpe Steinmasse, woraus man mit vielen Kosten eine Beamtenwohnung zugerichtet hat. Als Residenz hatte Bischofsheim ehemals auch eine eigene Münzstätte und hohen Adel.

L. H. B.

Der Leichenzug zu Scherzheim und das wilde Heer.

Zu Scherzheim bei Lichtenau ist jetzt eine neue Kirche; vordem aber stand eine da, die man für die älteste im ganzen Lande hielt. Viele alte Leute haben an ihr vorüber oft einen Leichenzug von Geistern gesehen. Im Advent bis Weihnachten, wo die Geister gehen, wenn es Nachts 11 Uhr geschlagen, hebt der Zug im Kälbelsgäßel an, voraus mit Kreuz und Fahnen, mit Priestern im Gewande; so gehn sie linker Hand langsam fort, singen dumpfe Lieder, als ob sie einen Todten zur Ruhe brächten, und tragen eine Bahre, über die weiße Tücher gehängt sind. Wenn sie an der Kirche ankommen, so gehn sie rings um dieselbe herum, bis sie wieder an das Thor derselben kommen, wo dann zur linken Seite Alles auf einmal verschwindet. Fuhrleute, die von fernen Gegenden herkommen und nichts von diesen Geistern wissen, haben schon oft diesen Zug gesehen, und im Revolutionskrieg hatten die Oesterreicher Kanonen auf dem Kirchhof und eine Wache dabei; aber der Umgang ließ ihnen keine Ruhe; sie mußten die Kanonen in's Feld stellen und die Wachen aufheben. Im Kälbelsgäßel haust der Teufel manchmal bei Nacht und man hört auch dort das wilde Heer mit gewaltigem Lärme daherbraußen.

([illegible] 1831.)

Neuchthal und Seitenthäler.

Der Bannacker.

In der Nähe der Ulmburg bei Oberkirch liegt ein Acker, der obigen Namen führt, von dessen Ursprung die Sage Folgendes berichtet:

Frau Judith, die Wittwe des Kastellans von Ulmburg, lebte seit ihres Mannes Tode in einem Häuschen unweit der Burg größtentheils vom Ertrag eines Feldstückes, das ihr zugehörte. Sie hatte nur eine einzige Tochter, Imma, die zum schönsten Mädchen der ganzen Gegend herangeblüht war. Als Imma sechszehn Jahre zählte, bepflanzte Frau Judith einen Acker mit Flachs, den sollte ihr Töchterlein selbst spinnen und die daraus gewobene Leinwand zu ihrer Mitgift aufbewahren.

Es wohnten aber in der Nachbarschaft einige lose Gesellen, die es für bequemer hielten, zu stehlen, als zu arbeiten, und es besonders auf die Plünderung der Feldgüter abgesehen hatten. Der Flachs, den Frau Judith gesäet, war ganz vortrefflich gediehen und der schönste in der ganzen Gemarkung, so daß die Wittwe sich nicht genug ihre Freude darüber ausdrücken konnte. Aber Imma sagte dann jedesmal traurig: „Ach, die Diebe werden ihn gewiß bald davontragen!"

„Da wollen wir ihnen schon einen Hemmbaum vorschieben!" — versetzte die Mutter. — „Ich weiß ein Sprüchlein, das lernst du auswendig, gehst hinaus auf den Flachsacker und sagst es laut her und wie die Diebe das Feld betreten, werden sie festgebannt und können nicht mehr von der Stelle weichen."

Imma lernte den Segen auswendig und als am nächsten Sonntag die erste Festglocke läutete, ging sie hinaus und sprach folgendes Bannsprüchlein:

„Dieb oder Diebin, kommet nur an!
Ich bind' euch alle hier mit dem Bann,
Mit dem Herr Christus die Hölle bunden,
Mit seines Leibes heiligen Wunden.

„Es stehn drei Lilien in Blüthe
Auf unsers Herrgotts Grab;
Die erst' ist seine Güte,
Die zweit' sein sanft Gemüthe,
Die dritt' sein göttlicher Will'.
Wer drunter ist, muß halten still,
So lange Gott und ich es will.

„Wohl dreiunddreißig Engel
Die saßen beieinand'
Und pflogen mit Maria
Der Ehren allerhand;
Da sprach der heilge Daniel lieb:
Schaut, liebe Frau, dort kommen Dieb',
Die wollen dein Kind dir stehlen,
Das kann ich dir nicht verhehlen!
Da sprach unsre liebe Frau mit dem Kind
Zu St. Peter: Bind', St. Peter, bind'!
Da sprach St. Peter: ich habe die Dieb'
Schon festgebunden mit einem Band,
Und zwar mit Gottes selbsteigener Hand.
Jetzt mögen sie stehlen, drinnen und draus,
Im Wald, im Felde, Hof oder Haus!"

Nachdem Imma diesen Segen gesprochen, kehrte sie nach Hause zurück, nicht ohne Vertrauen auf den guten Erfolg, der auch nicht lange ausblieb. Denn als sie am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang mit der Mutter auf den Flachsacker hinaus ging, um nachzusehen, fand sie daselbst zwei junge Bursche festgebannt, die sich nicht um ein Härchen von der Stelle bewegen konnten und sich mächtig schämten, in sothane Falle gerathen zu seyn. Laut jammernd flehten sie die Frauen

an, sie doch vom Banne zu lösen; aber obgleich das Herz der Frau Judith nicht arm an Mitleid war, so konnte sie doch die Bitten der Gefangenen nicht erfüllen, weil sie die Lösungsformel vergessen hatte, und man mußte zuletzt einen Geistlichen herbeiholen, um die Gesellen vom Banne zu lösen. Dadurch verbreitete sich die Kunde von dem Vorfalle weit und breit und das Flachsfeld erhielt vom Volke den Namen „der Bannacker."

(S. Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden, den Vogesen, und dem Schwarzwalde.")

Der Ring.

Ueber dem Oppenauer Thalgrund erhob sich einst die stattliche Bärenburg, von deren Mauern aber längst nichts mehr sichtbar ist. Bald nach ihrer Zerstörung hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein großer Schatz an Gold und Kostbarkeiten aller Art in einem unterirdischem Gewölbe dortselbst verborgen liege. Einem jungen kecken Edelknechte von dem benachbarten Schloß Bosenstein schwoll das Herz vom Gelüsten, den Schatz zu heben. Ein fahrender Schüler, der damals in der Gegend herumzog, lehrte ihn die zu dessen Beschwörung nöthige Formel, mit deren Spruch er sich wirklich den Eingang in das tiefe modrige Gewölbe öffnete, worin die Ahnen der Bärenburger in ihren Särgen lagen. Er hob verwegen einen Deckel nach dem andern auf, doch lauter Gerippe starrten ihm entgegen und von Kleinodien war nicht das geringste zu erblicken. Endlich fand er im letzten Sarge den noch unverwesten Leichnam einer Jungfrau von Bärenburg, der Letzten ihres Stammes, welcher mit ihr ausgestorben war. Ihren Finger schmückte ein blitzender Diamant und ihren Nacken eine schwere goldene Kette. Rasch nahm ihr der Edelknecht Beides ab und floh damit nach Hause. Doch, noch nicht begnügt mit diesem Funde, stand er schon des anderen Tages wieder im Todtengewölbe, um weitere Nachforschungen anzustellen. Da richtete sich die bleiche, gestern von ihm beraubte Jungfrau langsam in ihrem Sarg empor, faßte plötzlich seine Hand und sprach mit schauerlichem Tone:

„Hast mir den Ring genommen,
Mein Kettlein auch dazu,
Nun bist du mein Verlobter,
Leg' dich bei mir zur Ruh!"

Mit gesträubtem Haare riß der Edelknabe seine Hand aus dem Griffe der ihrigen eiskalten los und stürzte hinaus, fort nach Bosenstein zurück. Doch wenige Tage darauf warf ihn ein Fieber auf die Leichenbahre.

[illegible]

Allerheiligen's Stiftung.*)

So sprach Frau Uta, die Herzogin:
„Ich will ein Kloster stiften,
Ihr Rathe, sagt, wo stell' ichs hin?"
Da gabs viel Reden und Schriften
Voll „sintemal" und „alldiweil,"
„Inmaßen" und „derowegen."
Fast Jeder suchte das Gegentheil
Vom Andern darzulegen. —
„So wird mein Wille nie zur That,
Der Nebel immer dichter;
Geht, holt mir einen klügern Rath,
Der sey des Zweifels Schlichter!" —
Ein Esel wars. Den schickt sie hinaus,
Bepackt mit reichen Schätzen:
„Nun, lieber Getreuer, such mir aus
Den besten von allen Plätzen!"
Rath Langohr schleicht im trägen Gang,
Dem weiland amtsgemäßen,
Als wär' er all sein Leben lang
Herzoglicher Rath gewesen.
Bald wirds ihm heiß auf seiner Bahn,
Die Thäler glühn und dampfen,
Ein grimmig Dürsten fällt ihn an,
Drob hebt er an zu stampfen;

Doch kaum hat seines Hufes Schlag
Den lockern Grund getroffen,
Da sprudelt ein klarer Quell zu Tag,
Da hat er sich satt gesoffen. *
Und weiter schleppt er seinen Sack,
Bis an des Felsens Schiefe
Er jählings seinen schweren Pack
Wegschleudert in die Tiefe.
„Freund Langohr, klug ist dein Entscheid!
Hier unten will ich bauen;
In wilder Bergeseinsamkeit
Soll man das Kloster schauen." —
Und so nach Eselsrath ward dort
Sogleich auf der Frau Uta Wort
Der Klosterbau begonnen
Und rasch vollführt; nah diesem Ort
Fließt noch der Eselsbronnen.

Zuletzt noch eine gute Lehr'
Für Alle, so dies lesen:
Des Esels Rath frommt öfters mehr
Denn hochgelahrtes Wesen.

Eduard Brewer.

*) Die fromme Frau Uta, Tochter eines Grafen von Calw, und die Gemahlin eines Herzogs aus dem Geschlecht der Welfen, bewohnte die Schauenburg, deren Trümmer von einem hohen Felsenblocke auf einem Berge nahe beim Städtchen Oberkirch herunterseyen. Die Schauenburg hat ihren Namen nicht umsonst; denn von hier aus genießt man einer wundervollen Fernsicht ins Rheinthal und die Gebirge. Daß sie diesen Namen deßhalb erhalten, weil die Straßburger sie einst vergeblich belagerten und beim Abzuge sich selbst zum Hohne gesagt hätten: „Wir schauen an die Bura!" ist wohl nur aus der Luft gegriffen.

Allerheiligen's Ende.

Adels Preis und Herrlichkeit,
Priestermacht und Glanz verbleichen,
Denn im Weh mit blutgen Zeichen
Steigt empor die neue Zeit.

Auch Frau Uta's Gotteshaus
Ist dem Untergang verfallen,
Traurig aus den Klosterhallen
Zieht der Mönche Schaar hinaus.

Und des Hauses Gründerin,
Uta, schwebt herab zur Erde;
Was aus Allerheiligen werde,
Forscht sie mit betrübtem Sinn.

Sieh, da pflegen just die Herrn
Rath mit hochgelehrten Mienen:
Wie der Bau nun möge dienen,
Ob als Strafhaus, als Kasern'?

Reden, schreiben hin und her
Mit bedächt'ger Ueberlegung,
Lieben gründlichst in Erwägung
Dieser Das und Jenes Der.

Uta hört geduldig lang,
Wie die Herren sich verklügeln,
Doch nicht länger mag sie zügeln
Ihres Unmuths heißen Drang.

Von des Schwarzwalds Felsensitz
Gießt sie finstre Wetterschauer:
Weh! des Klosters höchste Mauer
Spaltet ein gewaltiger Blitz!

„Nun ihr Herren! mit Verlaub,
Sparet euch des Rathens Mühen!" —
Flammen zischen, Funken sprühen,
Und das Kloster sinkt in Staub.

Eduard Breuer.

*) Dieses Gedicht bildet das Gegenstück zu dem vorstehenden. Nicht minder außergewöhnlich und bemerkenswerth als dessen Gründung (nach der in der Klosterchronik aufbewahrten Sage) war auch das Ende des Klosters. Im Jahr 1801, als kaum die Mönche das Kloster verlassen hatten, und man darüber sich berathschlagte, zu welchem Zwecke das Ge-

häude nun verwendet werden sollte, (als Correctionshaus, Spinnerei, Kaserne ꝛc. ꝛc.) ward es vom Blitze getroffen und brannte gänzlich nieder. Nur die Kirche blieb stehen. (Vergl. Rotteck Lexikon und das Universallexikon von Baden.)

Allerheiligen.

Die Felsenkirche.

Nach der ehemaligen Abtei Allerheiligen führt, von Oppenau her, der Weg durch ein wildes Thal aufwerts. Nicht weit davon liegt, auf einer einsamen Waldstelle, ein riesiger Felsen, der beinahe die Form einer halbzerfallenen Kirche hat. Wirklich soll er auch in uralten Zeiten eine Kirche, und zwar eine der ersten christlichen Kirchen des Landes gewesen seyn, die ein edler Alemanne gestiftet habe. Von diesem geht folgende Sage:

Er hinterließ sieben Töchter, die eben so schön als fromm waren und auf der väterlichen Burg miteinander in tiefer Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila, die Geißel Gottes genannt, mit seinen unzählbaren wilden Horden an den Rhein kam, um auch Gallien zu überschwemmen. Er ließ eine ungeheure Menge Flöße bauen, um darauf überzusetzen. Von den Haufen, die ausgeschickt wurden, um das nöthige Holz dazu im Schwarzwalde zu fällen und herbeizuschaffen, kam einer durch Zufall auf die Burg, wo die Schwestern hausten. Diese rohen Kriegsmannen ehrten eben so wenig die Tugend als die Wehrlosigkeit, und wollten ihren frechen Begierden freien Zügel lassen. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; aber sie waren augenblicklich entschlossen, ersteren vorzuziehen. Da rieth ihnen ein alter getreuer Diener, sich gegen Abend durch einen unterirdischen Gang in die Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er hoffte, bis dahin die wüsten Gesellen beim Trunke hinhalten zu können und meinte, sie würden nicht so leicht darauf verfallen, auch in die Kirche zu dringen, die hinter einem Wäldchen ziemlich versteckt lag. Die sieben Schwestern befolgten die-

sen Rath und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht bemerkt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Diese stürzten wutherfüllt nach der Kirche; als sie aber deren fußdicke eichene Pforte verriegelt fanden, fällten sie einen jungen Tannenstamm, um damit wider dieselbe Sturm zu rennen und sie zu sprengen. Doch als sie vom Walde zurückkehrten, um dies Vorhaben auszuführen, war der Eingang zur Kirche nicht mehr zu finden. Nirgends eine Spur mehr von einer Pforte; sogar die Fenster und anderen Oeffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, jedoch nur als ein mächtiger, undurchdringlicher Fels, aus dessen Innern leis und schauerlich ein Psalmenchor jungfräulicher Stimmen ertönte.

Noch vernimmt zuweilen der einsame Thalbewohner in stillen Nächten liebliche Gesänge, die aus dem Felsen zu erklingen scheinen, und das Herz mit frommem Sehnen erfüllen.

August Kopisch hat obige Sage kurz und kräftig gesungen, wie folgt:

Die Felsenkirche.

Die wilden Hunnen werfen den Knecht:
„Wo sind die Fräulein? sag' es recht!" —

„„Die sieben Fräulein sind entflohn
Zur Kirch' und beten zu Gottes Sohn.""

Die Hunnen rennen zur Kirche dar,
Der Kirche Thür' verschlossen war.

Die Hunnen fällen die hohe Tann
Und rennen wider die Thüren an.

Die Fräulein zu Maria schrei'n,
Die Kirche wird ein Felsenstein.

Der Wandrer, der vorüber zieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied.

Eine Reihe von Felsen in der nächsten Umgebung dieser Felsenkirche wird jetzt noch die „Siebenschwesterfelsen" genannt; nahe dabei erhebt sich ein anderer Felsen „der Reitersprung". (Siehe die folgende Sage.) Dieser Punkt wird vom „Känzele", einer Felsenhöhle aus, am besten gesehen.

[illegible]

Der Reitersprung.

Unweit des Klosters Allerheiligen rauscht die Lierbach in einem schauerlichen Abgrunde über gewaltige Felsen und Steinblöcke. Den Neugierigen, der an den Rand der Klippen tritt und in die jähe Tiefe hinabschaut, faßt plötzlicher Schwindel. Ein einziger Fehltritt — und unvermeidlicher Tod wäre das Loos. Bis hierher verfolgten im dreißigjährigen Kriege einige Oesterreichische Reiter einen Schwedischen. Da der tapfere Flüchtling hier keinen Ausweg mehr sah und eher Alles versuchen wollte, als sich gefangen geben, trieb er rasch sein Pferd zu einem gewaltigen Sprung über den breiten, grausigen Abgrund. Allein dem bereits erschöpften Thiere fehlte die nöthige Kraft; es sprang zu kurz, und Roß und Reiter zerschellten an den Klippen der Tiefe.

(S. „Sagen aus Baden und der Umgegend." Carlsruhe 1834.)

Der Zigeunerwald.

Unfern des Eselsbrunnens*) bei Allerheiligen liegt der Wald dieses Namens. Vor Zeiten hauste darin eine Schaar Zigeuner, die gleichsam eine Kolonie bildeten, in der Umgegend ihr Diebs- und Wahrsagersgewerbe trieben und das Gestohlene in der 50 Schuh langen Felsenhöhle (noch jetzt die Zigeunerhöhle genannt) verwahrten. Die Mönche der Abtei Allerheiligen duldeten aber das Völkchen gern in ihrer Nähe, ja sie nährten und pflegten dasselbe, weil es dem einsam gelegenen Gotteshause als Schutz und Wache diente.

(S. das Universallexikon vom Großh. Baden. S. 22.)

(Ausführlicheres über Allerheiligen und die Herzogin Uta findet sich anmuthig erzählt in Jos. Baber's „Badenia," dritter Jahrgang S. 246 u. 8.)

---

*) Bei diesem Brunnen fand sich noch ein Stein mit der Inschrift:

„Anno 1195
Ward hier ein Esel durchgeführt,
Von dessen Huf der Quell herrührt."

Acherthal und Seitenthäler.

Türenne's Fall. *)

Anstatt der Thürme, die gefallen,
Der muntern Städte, die verbrannt,
Siehst du die weißen Fahnen wallen
Von rauher Lager Zeltenwand.
Die blanken Glieder der Musketen
Erstehen statt der Silbersaat;
Statt goldner Aerntewagen treten
Der Reiter Reih'n der Gaue Pfad.

Statt Glockentons zu frommem Flehen,
Erschallt die Trommel zu dem Streit.
Der schwarze Wald von seinen Höhen,
Er trauert um des Landes Leid;
Es steht der Held am Eichenbaume
Vor reichgeschmücktem Führerschwarm,
Und streckt nach seinem Siegesraume
Den Feldherrnstab mit stolzem Arm.

So weit des Helden Augen reichen,
Kein Feindeshaupt bis an den Rhein;
Sie staubten hin vor seinen Streichen
Und Teutschlands Paradies ist sein.
Er hebt in seines Ruhms Gedanken
Die Stirne freudig himmelan;

Der Thränen Millionen sanken,
Damit ein Stolzer lächeln kann.

Fällst du so willig, teutsche Ehre,
Verbirgst dein Volk in Wald und Schlucht,
Mit Weibergrimm und feiger Zähre?
Hat dich dein Gott im Zorn verflucht?
Dir stehn allein noch deine Eichen,
Zerschlagen liegt dein treuer Heerd.
Doch deines Baumes Schatten reichen
Ein Throndach Dem, der dich entehrt.

Horch, wie es dröhnt im greisen Aste!
Den Fluch im tausendjähr'gen Arm
Schlägt er herab nach seinem Gaste,
Gibt ihm den Tod für Schmach und Harm.
Des Helden Stirne liegt zerbrochen; —
Bald bricht, o Volk, dein fremdes Joch!
Es hat dein alter Gott gesprochen
Im Brausen deiner Eichen noch.

Georg Rapp.

*) Das Denkmal des Marschalls Türenne, — ein großartiger Obelisk von Granit, — steht bei dem eine halbe Stunde von Achern entlegenen Dorfe Sasbach. Im Jahr 1675 standen sich hier die Heere der Oesterreicher unter Montecuculi, und der Franzosen unter Türenne lange unschlüssig gegenüber und es wollte zu keiner rechten Schlacht kommen. In dem kaiserlichen Heere befand sich auch der Markgraf Hermann von Baden. Eine bisher noch nicht widerlegte Erzählung sagt: Türenne, welcher einen Schimmel ritt, habe einen Platz recognoscirt, wohin er sein Geschütz aufführen zu lassen beabsichtigte. Der Markgraf, der eine Batterie befehligte, und ihn bemerkte, habe nun einen seiner Kanoniere gefragt, ob er sich getraue, Jenem dort auf dem Schimmel eine Kugel zu senden? Gleich habe der Kanonier sein Geschütz gerichtet und die gefeuerte Kugel traf in eine Eiche dicht über Türennes Haupt, und der stürzende Ast zerschmetterte den Helden.

Anm. des Herausg.

Das Brigittenschloß.*)

Oestlich vom Erlenbad, eine halbe Stunde von Sasbach, wo Türenne's Denkmal steht, erhebt sich ein hoher steiler Bergkegel, von dessen Spitze noch die wenigen Trümmer des sogenannten Brigittenschlosses herabsehen.

Der Sage nach soll in uralten Zeiten das Schloß tiefer und zwar an der Stelle gestanden haben, wo jetzt das Landgut Aubach liegt. Damals wohnte dort, wie es heißt, eine Edelfrau, Namens Brigitte, welche, eine Meisterin in allen höllischen Zauberkünsten, die ganze Umgegend oft mit Seuchen, Ueberschwemmungen, Hagel, Insekten und anderen Plagen heimsuchte, je nachdem ihr böses Gelüste sie dazu trieb. Darob war das Volk gewaltig gegen sie erbittert und als einst ein furchtbares Gewitter den ganzen Jahressegen des Feldes zerstört hatte, schaarten sich die Bewohner der umliegenden Dörfer und Höfe zusammen und zogen, mit Sensen, Dreschflegeln, Heugabeln, ꝛc. Einige sogar mit Bogen und Streitarten bewaffnet, rachebrüllend gegen die Burg der Frau Brigitte. Dem Zuge voran wurde ein Kreuz getragen, das man aus einer Kirche genommen, als sicherster Wetterableiter alles Hexenspucks, womit sich die schlimme Hexe zur Wehre setzen könnte.

Als der tobende Haufen bei der Burg anlangte, fand er die Zugbrücke aufgezogen und alle Zugänge dicht verrammelt; auf den Wällen und Zinnen aber sah man eine Unzahl kleiner grauer Männlein, die eher Affen, als Menschen glichen, geschäftig hin und her wimmeln. Die meisten Bauern überlief bei diesem Anblick ein Grauen, doch ein junger Mönch, der sich dem Zuge angeschlossen hatte, fachte ihren erlöschenden Muth wieder zu neuen Flammen an durch die Versicherung: daß Alles nur teuflisches Blendwerk sey, das augenblicklich verschwinden müße, sobald Jeder das Zeichen des heiligen Kreuzes dagegen mache; sie sollten daher bei Anbruch der Nacht in Gottes Namen getrost auf die Burg Sturm laufen.

Als alle Verkehrungen dazu getroffen und die Belagerer, von ihren Wachtfeuern umlodert, eben im Begriff waren, die

*) [illegible] des Sasbacher Thales, vom Städtchen Achern [illegible]

Burg im Sturm zu nehmen, sahen sie plötzlich auf dem Thurme derselben drei blaue Flämmchen im nächtlichen Dunkel herumtanzen. Gleich darauf gesellte sich Frau Brigitte zu denselben, einen Zauberstab in der Hand, den sie nach den vier Weltgegenden ausstreckte, während sie mit lauter Stimme eine Zauberformel dazu sprach. Kaum war sie damit zu Ende, als der Boden unter ihnen erbebte, ein fürchterliches Geheul durch die Luft erscholl, die Sterne verloschen und mit einem Knall, als wolle die Erde bersten, der ganze mächtige Bau des Schlosses sich aus der Tiefe seines Grundes losriß und, von unsichtbaren Gewalten getragen, auf die höchste Spitze des Berges schwebte, wo es sich so festsetzte, als wär' es schon vor uralter Zeit auf dieser Stelle gegründet worden. Erstarrt vor Entsetzen schauten der Mönch und die sturmlustigen Bauern diesem Zauber nach, aber ihr Schrecken wurde, wo möglich, noch größer, als das Hexenweib ihnen vom Thurme herab zurief: „Solltet ihr euch vermessen, mich auch hier auf meiner neuen Wohnstätte zu beunruhigen, so werde ich eure Wohnungen, sammt Allem, was darin ist, ebenso wie meine Burg, durch die Lüfte forttragen und in den Rhein oder Bodensee hinab versenken lassen!" — Der ganze Haufe rannte nun nach Anhörung dieser gräßlichen Drohung, so schnell ihn nur die Füße trugen, nach seinen Wohnungen zurück und eine lange Zeit verging, ohne daß irgend ein Mensch den Muth gehabt hätte, den Berg wieder zu besteigen, von dessen Gipfel das gespenstige Schloß herabstarrte. Ohngefähr sechzig Jahre später verirrte sich ein Mägdlein, das Erdbeeren sammelte, bis vor den Eingang der Burg, deren Mauern sie vor dem ringsherum stehenden dichten Gebüsche nicht gleich gewahr geworden war. Da sah sie plötzlich eine schwarzverschleierte, weibliche Gestalt hervortreten, die einen goldenen Schlüssel in der Hand hielt und ihr winkte, mit zu kommen. Das Mädchen aber rannte mit einem Schreckensgeschrei davon und den Berg wieder herab. Bald darauf zerfiel die Burg Mauer für Mauer und als einige Jäger es einmal wagten, in die Ruine zu dringen, fanden sie nichts darin als einen Haufen menschlicher Gebeine und unzählbare Schaaren von Eulen und Fledermäusen.

(F. A. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden u. s. w.")

Brigitta von Hohinrot.

(Zweite Sage vom Brigittenschloß.)

Was sinnt das hohe, stolze Weib,
Im Bogengang um Mitternacht?
Sie hebt im Zorn den edlen Leib
Und öffnet eine Pforte sacht.

Sie sieht vor ihrer Liebe Mann,
Der ruht im Arm der Dirne hold;
Sie winkt der Magd zu sich heran:
„Ich zahle dir den Buhlersold!"

Da kehrt ihr Herr die Schaam in Wuth;
Am scharfen Dolche bebt sein Arm,
Ihr hoher Busen sinkt im Blut,
Ihr stolzes Auge bricht im Harm.

Den Frevel schaut die Mondesgluth
Und rührt gelind die Starre an;
Sie wascht sich ab ihr klebend Blut
Und wankt hinaus auf öder Bahn.

Sie hüllt die welkende Gestalt
In tiefe Klosterschleier ein,
Und baut im weltverschwiegnen Wald
Ein Hüttendach der stummen Pein. —

Der Gattenmord hat keinen Trost
Und Reue wandelt sich in Fluch.
Er flieht, gerichtet und erboßt,
Ihn treibt ihr Blut wie Zauberspruch.

Er haut den Feind und schlägt den Freund,
Besäet mit Blut den Räuberlauf;
Die Flamme steigt, wo er erscheint,
Doch rother steigt ihr Blut ihm auf.

In Trümmer bricht sein stolzes Schloß,
Ihm schreit der Fluch des Volkes nach,

Ihn hetzt der Hunde lauter Troß,
Ihr Blut schreit lauter als die Schmach.

Er stürzt sich von der Felsenwand,
Er stürzt sich in den Strom hinab,
Der wirft ihn schaudernd an den Strand,
Die Erde beut ihm auch kein Grab.

Er knirscht zerschellt im öden Wald,
Sein Haupt umrauscht der Raben Flug;
Der Sturm der düstern Wüste hallt,
Verschleiert naht ihm, die er schlug.

Und als er stirbt in ihrem Schooß
Enthüllt sie mild ihr Angesicht,
Und sanfte Thränen brechen los,
Da ihm das Herz im Frieden bricht.

Georg Rapp.

Das Brigittenschloß. (Hohinrot.)

(Andere Version.)

In drei Romanzen.

1.

Im Walde steht verborgen
Das kleine Siedlerhaus;
Der Greis tritt früh am Morgen
In Gottes Welt hinaus;
Sein Glöcklein, angeschlagen,
Verhallt im blüh'nden Bann,
Da schwingt sich über'n Hagen
Ein kecker Jägersmann.

„Sey mir willkommen, Alter!"
— So grüßt der Jäger frisch —
„Leg' heute Kreuz und Psalter
Und Gürtel auf den Tisch,
Und zeig' mir, frommer Degen,
Was du vor Zeiten warst,

Du Held, vor dessen Schlägen
Manch stolzer Scheitel barst!

„Da ließest du die Mette,
Das Kreuz, des Teufels seyn,
Griffst in manch Ehebette,
In manchen Pferch hinein,
Warst tapfer auf der Meute,
Frugst nichts nach Recht und Pflicht; —
Zum Ritter sprech' ich heute,
Des Mönchleins acht' ich nicht.

„Du willst mein Wappen kennen?
Frag', Alter, ohne Noth!
Man wird mit Schall dir nennen
Den Herrn von Hohinrot,
Den mehr, als Kreuz und Klause,
Jagdlust und Minne reizt,
Doch dem sein Weib zu Hause
Die Hölle gut geheizt.

„Die Hölle, ja die Hölle,
Die Eh' ist mir verhaßt!
Das, Mönchlein, ist die Quelle,
Die nichts als Jammer faßt.
Ein Weib ist unerträglich
Das kalt für Minnescherz,
Nur von Gebeten kläglich
Hat immer voll das Herz.

„Drum höre meine Bitte:
Wenn heut am Abend spat
Mein eisig Weib Brigitte
Sich deiner Zelle naht:
Sey taub für ihre Klagen,
Wirf ab den Schafpelz gleich,
Und öffn' ihr ohne Zagen
Das Thor zum Himmelreich.

„Du hast mein Wort begriffen?
Dies Schwert, so glatt und fein,
Das ist ein scharf geschliffen
Blank Himmelsschlüsselein;
Das stoß' ihr in das kalte
Lieblose Herz hinein" —
Voll Grauen ruft der Alte:
„„Herr! Herr! das kann nicht seyn!""

„Ha, keine Gegenrede,
Fürcht' Alter, meinen Zorn!
An meinem Grimm geht jede
Bedenklichkeit verlor'n!" —
Mit diesen Worten wieder
Davonsprengt der Barbar;
Der Greis sinkt betend nieder
Vor seinem Felsaltar.

2.

Nach Hohinrot, dem Schlosse,
Ziehn heut von Nah' und Fern
Mit schmuckem Dienertrosse
Die Grafen und die Herrn.
Der Zwerg späht in die Runde
Vom hohen Burgaltan,
Und sagt zu jeder Stunde
Viel neue Gäste an.

Der Mönch, der ist verschwiegen,
Und stumm die Todten sind,
Die grünen Zweige wiegen
Sich wortlos in dem Wind;
Der Wald im lust'gen Maien
Spricht nichts von Mord und Tod,
Drum keck die Dirne freien
Darf Herr von Hohinrot.

Die Geiger auf den Brettern
Die fiedeln frohe Weis',

Die Hörner lustig schmettern,
Die Becher gehn im Kreis;
Der Saal, geschmückt mit Kränzen,
Faßt kaum die wilden Reih'n,
Und tausend Lichter glänzen
Tief in die Nacht hinein.

Der Herr geht durch die Hallen
Neulos, mit frohem Sinn,
Sein Blick ruht mit Gefallen
Auf seiner Buhlerin.
Er grüßet Jung und Alte;
Wo blieb des Festes Preis,
Wo blieb der Mann vom Walde,
Der fromme Siedlergreis?

Und horch! da dröhnt die Pforte
In ihren Angeln sach,
Ein Greis tritt ohne Worte
Ins festliche Gemach.
Er führt an seiner Rechten
Ein Weib, so stumm und bleich,
In milden Sommernächten
Dem stillen Monde gleich.

Es geht ein seltsam Grauen
Dem Pilgerpaar voran,
Und alle Blicke schauen
Zum hohen Greis hinan.
Doch sieh, man kennt ihn balde!
Die Mähr' fliegt durch den Kreis:
„Das ist der Mann vom Walde,
Der fromme Siedlergreis!"

Der reckt sich hoch und höher
Und droht mit finstern Brau'n,
Er steht, als wie ein Seher
Der Urwelt anzuschau'n;
Sein Blick in tiefster Feier
Durchblitzt die Reihen dicht,

Drauf lichtet er vom Schleier
Der Pilgerin Gesicht.

Da dröhnt aus Saales Mitte
Ein Schrei, entsetzlich fast:
„Brigitte! weh, Brigitte! —
Wer lud den Tod zu Gast?“
Des Alten Blick im Reigen
Ins Herz dem Grafen bohrt,
Da bricht sein Mund das Schweigen,
Da schallt sein Donnerwort:

„„Heraus, du Mann von Eisen!
Dir droht ein Mönchlein nur!
Nun wird sich's keck erweisen,
Wem Unrecht wiederfuhr.
Laß deine Zornglut lodern!
Die Todten kommen nicht,
Die Lebenden, sie fordern
Dich, Sünder, vor Gericht.

„Die du aus deinem Hause
Verbannt, verstoßen hast,
Sie fand in meiner Klause
Im fernen Walde Rast;
Der Herr, der Hort der Armen,
Gab ihr ein gut Geleit,
Der Wald hielt voll Erbarmen
Ihr Speis' und Trank bereit.

„Nun magst dein Schwert du zücken,
Wenns dich entsünd'gen kann!
Es steht vor deinen Blicken
Ein waffenloser Mann;
Reiß' ab ihm die Kapuze,
Schau' ihm ins Aug' hinein,
Sein Haupt ist, dir zum Trutze
Von Mord und Blutschuld rein!“ —

Schwer traf die Donnermahnung
Des frechen Räubers Ohr,
Er steht voll banger Ahnung
Und rafft sich jach empor;
Er stürzet aus dem Saale,
Er eilet ohne Rast
Und birgt in tiefem Thale
Des Herzens Schuldenlast.

Er kann nicht Ruh' mehr finden,
Kein Stern hellt seine Bahn,
Es klammern alle Sünden
Sich seinen Fersen an.
Gejagt, gepeinigt tost er
Durch Kluft und Haideland,
Bis er in fernem Kloster
Ein friedlich Obdach fand.

3.

Auf Hohinrot, dem Schlosse
Da ists so still umher,
Da wiehern keine Rosse,
Da blinkt kein Jägerspeer.
Ein Kirchlein von der Halde
Begrüßt die Gau'n im Kreis,
Drin dient der Mann vom Walde
Der fromme Siedlergreis.

Es wehet von der Zinne
Kein stolz Panier fortan,
Es schallt kein Lied der Minne
Vom hohen Burgaltan.
Ein Kreuz strahlt ob den Thoren
Vergoldet in die Fern,
Das Herz, das viel verloren,
Sucht seinen Schöpfer gern.

In frommer Schwestern Mitte
Dient Ihm, der Welt entrafft,

Die Büßerin Brigitte
In tiefer Klosterhaft.
Des Gatten Schuld zu wenden
Beut sie den reichen Schatz,
Das Gold mit vollen Händen
Den Armen zum Ersatz.

Den Wittwen und den Waisen,
Den Kranken in der Rund,
Die sie als Mutter preisen,
Thut sich ihr Segen kund;
Die Dörfer kommen alle
Zu knie'n an ihrem Herd,
So ward sie bald mit Schalle
Als Heilige verehrt.

Wohl ist das Schloß zerfallen,
Wohl steht der Thurm verwaist,
Doch ob den öden Hallen
Schwebt noch Brigittens Geist.
Wohin dein Auge schaue,
Ihr Segen schmückt das Land,
Drum wird die Burg im Gaue
Brigittenschloß genannt.

Friedrich Otto.

Der Burggeist auf Rodeck.

Ohngefähr eine Stunde von der Stelle, wo sich Türenne's Denkmal erhebt, zieht sich das Gebirge hinauf ein wildromantisches, aber starkbevölkertes Thal, das Kapplerthal, das von einem kräftigen, kühnbeherzten Menschenschlage bewohnt wird. In dieses Thal schaut von einer Anhöhe das Schloß Rodeck herab, von welchem noch folgende Sage sich erhalten hat.

Zur Zeit des Bauernkrieges hatte auch dieses Schloß seinen eigenen Burggeist, der aber ein gutmüthiger Knirps war und gar nichts übel nahm, außer wenn man über seine Gestalt spottete oder irgend etwas Unrechtes verübte. An der Familie von Rodeck hing er mit aufrichtiger Liebe, und als der Burgherr

eines Tages keinen Rath mehr wußte, sein Schloß und seine Lieben noch länger vor der Uebermacht der schon nah heranstürmenden aufrührerischen Bauern zu sichern, vertraute ihm der getreue Zwerg, er habe tiefer im Gebirg eine Reihe unterirdischer Felsenkammern entdeckt, deren Eingang aller Welt verborgen läge und nur durch Zufall aufgefunden werden könne. Dahin rieth er dem Rodecker, sich mit seiner Familie und dem Besten seiner Habe zu flüchten, dabei auch den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln nicht zu vergessen.

Der Vorschlag wurde mit freudigem Dank angenommen. Die meisten Knechte hatten bereits das Schloß verlassen und waren, in der Hoffnung, ihre Habsucht zu befriedigen, den beutemachenden Bauern zugelaufen, und auf die Treue der wenigen noch Zurückgebliebenen konnte der Ritter fest bauen. Die Wanderung ins Gebirge mit Weib, Kind und Hausgesinde nach dem bezeichneten Platze geschah bei tiefer Nacht; nur der Zwerg weigerte sich mit zu gehen und bestund hartnäckig darauf, man solle ihm die Hut des Schlosses anvertrauen. Der Rodecker willigte lächelnd ein, denn es war vorauszusehen, daß seine Burg dem Ueberfall von den Bauern doch nicht entgehen würde.

Kaum hatten die flüchtigen Auswanderer die Mauern von Rodeck hinter sich, als der Zwerg in aller Eile die Laufgraben mit Wasser füllte und die Thorbrücke aufzog. Schon Tags darauf erschien ein bewaffneter Bauernhaufe und forderte das Schloß zur Uebergabe auf; als aber nirgendsher Antwort erfolgte und sie doch Alles im besten Vertheidigungsstande fanden, besorgten sie eine dahinter steckende Kriegslist, beschlossen aber nichts desto weniger, das Wasser aus den Gräben abzuleiten und sodann Sturm zu laufen. Sogleich wurde Hand ans Werk gelegt und bereits stunden die nöthigen Leitern und Geräthe zum Sturm in Bereitschaft, als man plötzlich aus den benachbarten Seitenthälern den Schall von Trommeln und Pfeifen, immer näher und näher kommend, vernahm. Zu gleicher Zeit erschien der Zwerg oben auf der Thurmwarte und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die Bauern überfiel Todesangst; sie wähnten nicht anders als, das ganze schwäbische Bundesheer rücke heran, und ergriffen so schleunig als möglich die Flucht. Und auch als sich später herausstellte, daß die ganze Gegend

weit und breit umher leer sey von den Truppen sowohl der Städte, als der Fürsten, wagten sich doch die Bauern nicht mehr in die Nähe dieses Schlosses, da der Glaube, dasselbe sey verzaubert, feste Wurzel in ihnen geschlagen hatte. Sonach blieb die Burg, Dank ihrem guten Geiste, von allen Schrecknissen des Bauernkrieges verschont und die Familie fand, als der Frieden ihr die Rückkehr nach Rodeck gestattete, Alles in der Burg noch in derselben Ordnung, wie sie es verlassen hatte.

Aloys Schreiber.

Der Retter von Rodeck.

(Metrische Version der vorstehenden Sage.)

Nun soll es erklingen das lustige Spiel
Vom Zwerg in dem Schlosse zu Rodeck!
Einst nahmens die Bauern im Kriege zum Ziel,
Da faßte den Grafen ein Todschreck.
Die Freunde, die Besten, sie waren entflohn;
Die Knechte, verschmähn'd den verheißenen Lohn,
Gehn über zum Bund der Verschwornen.
Schon zählt er sich zu den Verlornen.

Der Treuste von Allen, ein drolliger Wicht,
— Kaum maß er drei Fuß bis zum Schopfe —
Mit röthlichem Barte, mit Runzelgesicht,
Und mächtigem Höcker und Kopfe:
Der trat nun in rasselndem Harnisch und Helm,
Mit sporenumklirrten Kanonen, der Schelm,
Gar fein salutirend zum Ritter:
„Was grämt Ihr und härmt Euch so bitter?

„Vertraut mir, Gebieter! Ich hab' es Euch Dank,
Daß einst Ihr mich wiegtet im Holzschuh,
Wo, gütlich bewirthet mit Speise und Trank,
Ich pflegte vergnüglich und stolz Ruh.
Längst bin entwachsen der Schaukel, ein Held!
Ja, glaubt nur, ich tummle mich tapfer im Feld:
Ameis' im Galoppe zu reiten,
Menestratus lehrt' michs vor Zeiten.

„Wie Demas auf Spinnengeweben, fürwahr,
So künstlich zu tanzen auch wag' ich;
Wie Marculus, traun, mit dem Kopfe sogar
Sonnstäubchen zu spießen vermag ich.*)
Kurz: gebt mir, ich bitte, die Burg da in Hut!
Brav wird sie vertheidigt, da steh' ich Euch gut;
O säumt nicht, schon wälzt sich im Trotte
Thaleinwerts die feindliche Rotte!"

„Was fabelst du, närrischer knirpsiger Daus?"'
Kopfschüttelt der Ritter von Rodeck.
„Du wolltest bestehn mit dem Feinde den Strauß,
Auffordern zur Rache den Tod keck?"' —
„Das will ich, drum bin ich in Eisen und Stahl!
Jetzt macht aus dem Staub Euch mit Kind' und Gemahl!
Dies Zweiglein . . . . an felsiger Stelle
Erschließt's Euch die wohnlichste Zelle."

Der Graf mit den Seinen ergreifet die Flucht,
— Dumpf wirbeln die Trommeln von ferne —
Durch heimliche Gänge zur felsigen Schlucht
Gelangt er im Schimmer der Sterne.
Kaum hat er berührt mit dem Zweig das Gestein,
So ladet ein Zaubergewölbe sie ein
Zu lecker bereitetem Mahle,
Da funkelt der Wein im Pokale.

Wie schmauset und zechet das Gräflein mit Lust!
Er fragt nicht, bei wem er zu Gaste;
Ihm schmiegt sich sein jugendlich Weib an die Brust
Im strahlenden Gnomenpalaste.
Die Kinder, sie jubeln, — o selige Nacht!
So sind sie entschlafen, so sind sie erwacht,
Derweil vor dem stürmenden Trosse
Sich rüstet der Zwerg auf dem Schlosse.

Rings füllt er mit Wasser die Gräben sofort,
Aufzieht er die wuchtige Brücke;

*) [illegible]

Den Breschbatterieen der Bauern zum Tort,
Hoch pflanzt auf den Wall er die Stücke.
Der Ruf: „es ergebe die Burg sich!“ ertönt.
Drauf schallend Gelächter. — Man glaubt sich verhöhnt,
Argwöhnet verderbliche Kriegslist
Im Trotz, der so sicher des Siegs ist.

Zur That doch befeuert der Führer die Schaar;
Es schmettern die Hörner zum Sturme.
Nun krachen die Böller, es wächst die Gefahr —
Da sieh! auf der Warte vom Thurme
Stolzieret in rasselndem Harnisch und Helm
Mit sporenumklirrten Kanonen der Schelm,
Aufschlagend entsetzliche Lache!
Dem Feind ist unheimlich die Sache.

Und schwellender gellt sein Gelächter zu Thal,
Und gellender schwillts in die Runde,
Da hallts wie Drommeten und Trommeln zumal
Als Echo vom waldigen Grunde.
Wie macht so ein Thürmer die Bauern verdutzt!
Flugs haben die Stürmer die Platte geputzt
Vergunter die Kreuz und die Quere
Aus Angst vor dem schwäbischen Heere. —

So blieb nun verschont vor gefürchtetem Troß
Die Burg in dem Kriegesgewitter.
Gekehrt aus dem Berge der Graf in sein Schloß,
Schlug dankbar das Zwerglein zum Ritter.
Das hat mit dem Rath ihn, dem klugen, bedacht:
„Zwar hab' ich die Bauern von hinnen gelacht,
Nun aber ists Euere Sache,
Daß dauernder Frieden Euch lache!

„Drum stillet die Klagen der Armen im Land,
Befreit sie vom Joch dem verhaßten;
Regiert nicht, wie Andre, mit eiserner Hand;
Vermindert die Frohnden und Lasten!“

So that er, und Segen erfüllte sein Haus.
Oft kam das Gezwerge vom Berge zum Schmauß
Bei Meth und gewürzigem Brodweck. —
Hei, ging es da hoch her auf Rodeck!

Ignaz Hub.
(Originalmittheilung.)

*) Hirngespinnste der Dichter des Alterthums; Pygmäen der winzigsten Classe, so zu sagen: Infusionsmenschlein. Menedratus ritt eine Ameise, die ihn abwarf und mit ihren Füßen zertrat; Demas war so leicht, daß er auf einem Spinngewebe tanzen konnte, und Marculus hat mit seinem Kopfe ein Loch in ein Sonnenstäubchen gebohrt. Ungeheure Riesen dagegen waren, deren Homer im dritten Gesang der Iliade erwähnt, wo er die Schlachten der Trojaner und Griechen mit dem Streite der Pygmäen und Kraniche vergleicht. Sie wohnten, nach Plinius, an den äußersten Gränzen Indiens, wo der Ganges entspringt, hatten eine Höhe von drei Spannen, und wurden beständig von den Kranichen bekriegt. Zur Zeit des Frühlings zogen sie, auf Widdern und Ziegen reitend, mit Pfeilen bewaffnet, schaarenweise an's Meer, um die Eier und Jungen ihrer Feinde aufzureiben. Mit diesem Feldzuge brachten sie gewöhnlich drei Monate zu, weil sie sonst den Heeren der Kraniche nicht hätten Widerstand leisten können. Ihre Häuser bestanden aus Lehm, Federn und Eierschalen. Anm. des Verf.

Die Klosterruine zu Seebach.*)

Von des Lebens lauter Straße
Lag geschieden
Hier in Frieden
Eine heilige Oase.

Stille Wohnung frommer Nonnen
Stand im Schirme
Heil'ger Thürme
An des Thales klarem Bronnen.

Bei des Glöckleins hellem Klange
Sie erschienen
Gott zu dienen
Mit Gebet und mit Gesange.

*) Teil und Zinal von Ottenhöfen, drei Stunden östlich von Achern.

Einst doch weinte eine Nonne
Hier oft Thränen,
Und ihr Sehnen
Wußten Zelle, Mond und Sonne.

Eine Taube kam geflogen,
Trug im Munde
Todeskunde
Dessen, dem sie war gewogen:

Trennungsweh' zog hin den Lieben
Zu dem Heere —
Auf der Ehre
Feld ist er geblieben;

Und noch dacht' er sterbend ihrer
Bitter leidend; —
Klage meidend,
Beugt sie sich dem Weltregierer.

Und ob ihres Ordens Pflege
Bald erblühte
Dem Gemüthe
Ruh' im heiligen Gehege. —

Der Zerstörung längst zum Raube
Ward die Halle,
Und sie Alle
Sind vermählet auch dem Staube.

Und der Epich am Gemäuer
Grünt noch immer,
Aber nimmer
Schlägt ihr Herz im Todesschleier.

Nur in sanften Maienlüften
Wehen linde
Noch als Winde
Seufzer aus den moos'gen Grüften.

Und im Gipfel alter Bäume
Flüstert leise
Noch die Weise
Ihres Lieds und ihrer Träume.

Friedrich Ernst.

Die Helden vom Kappeler Thal.

An herrlichen Weinbergen vorüber, durch Gärten voll üppiger Obstbäume und ganze Wälder von Kastanien, auf einem Teppich frischgrüner Wiesen zwischen einer Menge von Bächen und Quellen dahin, welche nach und nach die oft sehr wilde Acher bilden, zieht sich der Weg durch dieses Thal, welches in einer Strecke von wenigen Stunden eine Fülle der herrlichsten Scenen entfaltet und an romantischer Pracht mit manchen der bekanntesten Schweizerthäler wetteifern dürfte. Kappel unter Rotteck, ein wohlhabender Flecken, liegt dicht am Fuße des Berges, auf welchem die Trümmer des alten Schloßes Rotteck liegen, von dem wir oben die Sage vom tapfern Burggeiste mittheilten. Von hier aus zog einst manch tapferer Ritter gegen die Wälschen und Sarazenen, aber die Wiege der Helden ist längst in Schutt zerfallen. Das zum Flecken gehörige Thal ist ziemlich schmal und in seinem obersten Theile schon bedeutend rauh, wird aber von einem kräftigen, kernteutschen Menschenschlage bewohnt. Das haben im Jahr 1796 die Franzosen derb genug empfinden müßen. Denn hier fanden sie ein kleines Tyrol. Auch hier gibt es nämlich Scharfschützen, so gut wie dort. Mehremale versuchten die feindlichen Truppen hier einzudringen, wurden aber allemal, mit einem Verluste von Kanonen und Fahnen, blutig zurückgeworfen. Die Kappeler behaupten, eine weiße Frauengestalt sey ihren Schaaren vorangeschwebt und habe sie wunderbarlich geschützt vor dem Feuer der Franzosen. Ob's ein Fräulein aus dem benachbarten Mummelsee gewesen, oder eine selige Rittersfrau von einer der alten Burgen dieses Thales, oder gar eine demselben besonders gnädige Heilige, darüber sind die Meinungen verschieden. — Uebrigens nahmen die Weiber dieses Thales, nach echt altteutscher Weise, selbe den thätigsten Antheil an den Kämpfen und Gefahren ihrer

Männer; eine Tapferkeit, von der sie schon früher einmal wackere Proben abgelegt. Als nämlich im Jahr 1777 ein angesehener Bauer dieser Gegend, wegen Wilderei, ins Oberkircher Amtsgefängniß geworfen wurde, bewaffneten sich die Weiber mit Heu-, Mist- und Ofengabeln, Stangen, Besen rc. und zogen bei nächtlicher Weile nach Oberkirch, überfielen in tiefster Stille die Wachen am Thor und am Thurm, nahmen sie gefangen, (die Wächter mochten im ersten Schrecken meinen, alle Hexen der Yburg seyen herabgekommen) befreiten den Wilderer aus seinem Kerker und führten ihn im Triumphe heim in ihr Thal zurück.

T. H.

Das Bergweiblein.

Das Geschlecht, das auf der Burg Bosenstein, dessen Ruinen bei Ottenhöfen im Kapplerthal von einem Hügel herabsehen, seinen Sitz hatte, ist längst erloschen. Einer der Ritter, welche dort hausten, hatte eine einzige Tochter, Ida mit Namen, erst achtzehn Jahre alt, ausnehmend schön aber eben so gut und fromm. Oft erging sie sich im nahen Walde, pflückte Blumen und Kräuter und lauschte dem fröhlichen Gezwitscher der Vögel. Da gesellte sich von Zeit zu Zeit ein kleines, graugekleidetes Weiblein zu ihr und hatte bald durch ihr freundliches Wesen und die wundervollen Geschichten, die es ihr erzählte, Ida's volle Gunst gewonnen. Eines Tages brachte ihr das Weiblein einige Stücke gediegenen Goldes. „Da," — sagte sie — „will ich dir was schenken! Solch ein kostbares Spielzeug hat wohl kaum eine Königstochter aufzuweisen!" — Ida freute sich herzlich über diese Kleinodien und als sie nach Hause kam, eilte sie, dieselben ihrem Vater zu zeigen. Aber dieser Anblick weckte im Herzen des Ritters alsbald die böse Begierde. Der Gedanke, das Waldweiblein müße wohl im Besitze großer Vorräthe solcher Kostbarkeiten seyn, ließ ihm keine Ruhe mehr und seine Habsucht trieb ihn zu einem unseligen Entschluße.

Am folgenden Tage spielte Ida wieder, wie gewöhnlich, in ihrem lieben Walde und auch die geheimnißvolle Gesellschafterin hatte sich wieder eingestellt. Da stürzten plötzlich etliche Knechte des Burgherrn aus dem Gebüsche hervor, wo sie gelauert hatten,

ergriffen das Weiblein, des Flehens der zum Tod erschrockenen Ida nicht achtend, und schleppten es auf die Burg vor den Ritter von Bosenstein. Dieser fuhr sie mit rauhen Worten an, indem er auf das ihm von seiner Tochter überlassene Gold deutete:

„„Woher hast du diese Stücke?""

„Aus meiner Heimath." — versetzte das Bergweiblein.

„„Ihr müßt einen Ueberfluß von solchen Schätzen haben! — Ich gebiete dir, mir längstens bis Morgen um diese Zeit zehn Körbe voll davon zu bringen!""

„Ich bin nicht Eure Leibeigene!" — gab das Weiblein mit finsterem Blicke zurück — „Glaubt ja nicht, daß ich Euch gehorchen werde!"

„„So will ich versuchen, ob Dich eine Nacht in meinem Burgverließe nicht anderen Sinnes werden läßt!"" — zürnte der Ritter.

„Gewiß zum Danke, daß ich Eurem Töchterlein das Gold zum Spielzeuge gebracht habe?" — kicherte das Weiblein höhnisch und ihre Worte klangen so unheimlich, daß den Burgherrn ein Grauen überlief; allein der Schimmer des Goldes überwältigte schnell jede bessere Regung in ihm und er befahl, die Alte in den Kerker zu werfen, wenn sie nicht augenblicklich verspräche, seinem Gebote Folge zu leisten.

In diesem Augenblicke kam Ida fast athemlos gelaufen und beschwor ihren Vater unter Thränen, doch ja ihrer Freundin zu schonen, die stets so liebreich gegen sie gewesen. Aber der habsüchtige Mann blieb ungerührt, sogar als sich sein Kind ihm zu Füßen warf und flehend seine Kniee umschlang. Das Weiblein aber sagte: „Dieses Mägdlein ist Euer guter Engel, Herr Ritter! Jetzt laßt mich abführen in den Thurm!"

Ida bestand darauf, mit dem Weiblein ins Verließ gesperrt zu werden, allein der harte Vater riß sie heftig von demselben hinweg und die Alte ward in den Thurm geführt.

Diesem Abend folgte eine furchtbare Nacht. Ein entsetzlicher Sturm erhob sich und schien die Burg in Trümmer zusammenstürzen zu wollen. Zwischen dem Rasseln des Donners und dem Geheule der Windsbraut vernahm man allerlei seltsame Stimmen und gellende Hammerschläge. Als es endlich Morgen

ward, kam ein Knecht zu dem Ritter mit der Meldung heraufgeeilt, die Gefangene sey durch ein Loch, das in den Thurm gebrochen worden, entflohen.

Jetzt bemeisterte sich doch ein Bangen des Herzens des Burgherrn; als aber eine Magd mit der Nachricht erschien, Ida's Bett sey leer und keine Spur von ihr zu finden, schlug er sich die Faust vor die Stirne und wüthete über sich selbst.

Das ganze Burggesinde und alle Reisigen wurden aufgeboten, die Gegend ringsum zu durchstreifen, jedoch alles Forschen blieb vergebens und sie kehrten niedergeschlagenen Herzens wieder zurück. Der Ritter gerieth in Verzweiflung, raufte sich das Haar und that Gelübde auf Gelübde, eine Kirche zu bauen, einen Theil seiner Güter dem Kloster zu schenken, ja selbst nach Einsiedeln zu wallfahrten, wenn ihm nur seine Ida, die er bei all seiner Härte doch zärtlich liebte, wiedergegeben würde. Endlich brachte ein Holzhauer die Kunde, daß er das Fräulein auf einer Felsenklippe, die noch Niemand zu ersteigen vermochte und die eine halbe Stunde von Bosenstein im Walde lag, bei dem gespenstigen Weiblein sitzen gesehen habe. Unverzüglich machte sich der Ritter mit seinen Leuten nach dem angegebenen Orte auf. Als das Weiblein die Ankommenden erblickte, nahm sie rasch Ida bei der Hand und verschwand mit ihr auf der Rückseite des Felsens. Der Ritter wähnte nun Alles verloren, doch als er mit vieler Mühe sich einen Weg durch das Gestrüppe hinter die Klippe gebahnt, fand er zu seiner freudigsten Ueberraschung seine Tochter auf einer Moosbank am Felsen schlummern und neben ihr zwei mit Laub überstreute hohe Körbe. Der Ritter dachte nicht anders als, sie seyen mit Gold angefüllt, als er aber die Hülle aufdeckte, glänzten ihm nichts als Steinkohlen entgegen und dabei lag ein Pergamentstreif mit den Worten: „Dem goldgieriger Ritter von Bosenstein!"

Das Weiblein aber ließ sich von diesem Tage an nirgends mehr blicken und die arme Ida vermißte lange Zeit mit schwerem Herzen die freundliche Gespielin ihrer Waldeinsamkeit und konnte sich kaum über ihren Verlust mehr trösten.

(M. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.").

Die Frau von Bosenstein.*)

Um ihren Herrn von Bosenstein
Hat längst verschmerzt den Trennungsharm,
Noch in der Blüthe Rosenschein,
Die Frau in ihres Buhlen Arm.
Es war zum Kreuzessiege
Gezogen fern der Ritter,
Zu des Erlösers Wiege,
Ein Sarazenenschnitter.

Sie prasst in Lusten Tag und Nacht,
In sündlicher Genüsse Wahl;
Nie hat sie treulich mehr gedacht
Des Ehgemals beim Schwelgermahl.
Bei weingefüllten Humpen
Wie jubelts heut im Chore!
O seht, da hinkt in Lumpen
Ein Weib herein zum Thore!

In ihrer sieben Kinder Kreis,
Als käm' das Unglück selbst zu Gast,
Flebt um ein Stücklein Brod sie heiß,
Gemagert zum Gerippe fast.
Jedoch mit finstrer Stirne
Die Herrin höhnt die Arme:
„Wie kamst du, Bettlerdirne,
Zu solchem Kinderschwarme?

„Fürwahr! das nenn' ich Uebermuth,
Hier ist für Hungrige kein Ort!
Hinaus mit euch, Zigeunerbrut!
Sonst hetz' ich euch mit Hunden fort.“ —
Die Bettlerin im Grimme
Stößt aus den Fluch in Zähren:
„So mögst zur Schmach du, Schlimme,
Einst Sieben zumal gebären!“

Sie wankt von dannen leidesvoll,
Man spottet noch der Gramgestalt;

Ob auch die Tafel überquoll,
Der Kinder Jammern taub verhallt.
O Felsenherz der Reichen,
Tyrannisch im Genusse!
Habt ihr für Warnungszeichen
Kein Ohr, im Ueberflusse?

Die Strafe schlich auf leiser Zeh'
Zur üpp'gen Frau von Bosenstein;
Nach sieben Monden brach das Weh
Des Fluchs auf sie mit Macht herein.
Der Jubel hat am längsten
Ergossen seine Lieder;
Sie kam mit Qual und Aengsten
Mit sieben Knaben nieder.

Doch bald weiß ihr verstockter Sinn
Für diese Schande Höllenrath,
Beredet schlau die Dienerin
Zur unheilvollen Frevelthat:
„Auf stillen Pfaden schleiche,
— Wer sieht dir's angeschrieben? —
Hinab zum Dickenteiche,
Ersäuf' die bösen Sieben!"

Die Zofe steht im Schilf am Teich,
Im Sack die Kindlein kläglich schrei'n;
Sie sprach: „„Ich schaff' euch Ruh' sogleich!""
Anknüpfend einen schweren Stein.
Der See, vom Morgenrothe
Umblutet, rauscht im Becken,
Als ob er zürnend drohte,
Den Rächer stracks zu wecken.

„Gut Zeit!" — Ein Mann im Pilgerkleid
Ihr plötzlich an der Ferse stund:
„Was kreischt in deinem Sack so, Maid?"
„„Ei, Herr, sind neugeborne Hund!""
Sie wurde blässer, röther.

Er heischt im strengen Basse:
„Zeig her die jungen Köter,
Ob mir gefällt die Rasse!“

Was muß er sehn! Er starrt. „„Gottlob!“
So ruft er aus, vor Zorn erblaßt,
„Daß ich aus dieser Tauf' euch hob,
Und mir versagt ein Stündlein Rast!
Nun, Falsche, offenbare
Der Rabenmutter Namen!“ —
Die Magd gesteht das Wahre,
Ihr möcht' die Zung' erlahmen.

Da sträubt sich ihm das Haar empor,
Sein Auge rollt in Zornesgluth:
„Das ist die Treu', die sie mir schwor,
So hielt sie mir das Haus in Huth!
Dir sey geschenkt das Leben,
Doch ihr mag Gott genaden!“
Drauf eilt in's Schloß voll Beben
Er, mit dem Sack beladen.

Er tritt hinein zum Rittersaal,
Zur Hand die Zeugen ihrer Schuld;
Da buhlten bei vertrautem Mahl
Die Schwelger um der Dame Huld.
„Hört an, ich bring' euch Kunde
Von gräulichem Verbrechen!“
Die Herrlein in der Runde,
Sie halten inn' im Zechen. —

„Sagt an, welch eine Strafe soll
Ereilen solch unmenschlich Weib,
Hinmordend, grauser Tücke voll,
Die Frucht von ihrem eignen Leib?“
Man stutzt. — „„Die,“ rief ein Spasser,
„„Vermauert harr' des Todes
Bei einem Kruge Wasser
Und einem Laibe Brodes!“

„Sei's!“ donnert Herr von Bosenstein
Und wirft den Pilgermantel hin:
„Ins Mauergrab verstoßen seyn
Soll alsobald die Sünderin!“
Sie sinkt entsezt vom Stuhle,
Vernichtet war ihr Hoffen.
Im Blute lag ihr Buhle,
Vom Racheschwert getroffen.

Wo dort die Gottschläg felsherab
Durchs enge Thal sich bricht die Bahn,
Gähnt noch das Edelfrauengrab,
Das einst die Büßerin umfahn.
Noch steht in alter Runde
Von ihrem Stamm geschrieben,
Davon der Name „Hunde
Von Bosenstein“ geblieben.

*) Alte Ruine in der Pfarrei Ottenhöfen, zwei und eine halbe Stunde östlich von Achern; liegt auf einem Auslaufer des Meiereikopfs, ist mit tiefen zum Theil von der Natur gebildeten Gräben umgeben und nur noch in wenigen Ueberresten vorhanden. Ob die Burg römischen Ursprungs ist, wie Einige behaupten, mögen wir nicht entscheiden. Jedenfalls scheint sie ein hohes Alter zu haben. Im fünften Jahrhundert baute, wie man wissen will, ein alemannischer Edler, Namens von Stein, in diesem wilden Thale eine Burg, die jedoch während der Völkerwanderung wieder zerstört wurde, während auch das alte Geschlecht erloschen. Kaiser Otto I. soll diese Herrschaft einem andern Adligen, der im Jahr 960 das Schloß wieder aufbaute und Bosenstein nannte, gegeben haben.

Die Sage von der Frau von Bosenstein lautete im Munde des Volkes folgendermaßen: Zu der stolzen und hartherzigen Gattin desselben sei einst eine Bettlerin mit sieben Kindern gekommen, aber von derselben wegen solchen Leibessegens gescholten und höhnisch abgewiesen worden. Da habe die Bettelfrau die Verwünschung ausgestoßen, daß die Edeldame mit einer gleichen Zahl von Kindern auf Einmal niederkommen möge. Dies ging in Erfüllung und die Ritterfrau wurde an Einem Tage von sieben Kindern entbunden. Um dies zu verhehlen, sollte eine vertraute Magd sechs derselben im benachbarten Weiher ertränken. Der Ritter, von einem Zuge heimkehrend, begegnete der Dienerin zufällig auf dem

Wege zum Teiche, sah, daß sie etwas in einem Sacke trug und fragte nach seinem Inhalt. „Eine Brut Hündlein, die ich ertränken soll!“ lautete die Antwort. Verdacht schöpfend gebot er ihr, den Sack aufzubinden, sah die neugebornen Kindlein darin und vernahm mit Entsetzen das Geständniß der beabsichtigten Missethat. Er gab hierauf treuen Leuten die Kinder zum Erziehen, und veranstaltete nach sieben Jahren ein Festmahl auf seiner Burg. Da wurde gespielt, gescherzt und mancherlei erzählt. Unter Anderen fragte der Ritter, welche Strafe wohl einer Frau gebühre, welche ihre Kinder aus der Welt geschafft habe. Rasch erwiederte die Schuldbewußte: „Eine solche Rabenmutter verdient bei einem Laib Brod und einem Krug Wasser lebendig eingemauert zu werden!“ Somit hatte sie sich selbst ihr Urtheil gesprochen. Die totgeglaubten sechs Knaben wurden herein gerufen, die Strafe gerecht befunden, und die Edelfrau lebendig eingemauert. Soweit die Sage.*) Noch zeigt man im hinteren Gottschlägthale hinter dem Wasserfalle in der Felswand eine Nische, welche das Volk „Edelfrauenloch“ nennt. Auch der Dickenteich, worin die Kinder ertränkt werden sollten, wird noch gezeigt. Der Sage mag eine historische Wahrheit zu Grunde liegen, und noch lebt eine Familie „Hund,“ welche von jenem Geschlechte, das von diesem Vorfalle gleichen Namen führte, abstammen soll, in selbiger Gegend.

(Vergl. „Pauerzeit-Bilder aus Baden.“ S. 161.)

Kriegk von Hochfelden in seiner „Geschichte der Grafen von Eberstein ꝛc.“ S. 8, erzählt eine ähnliche Sage: „Irmentraut, die Gemahlin Isenbart's, Herrn zu Altdorf, eines Zeitgenossen Karl's des Großen, gebar, von einem armen Weibe verwünscht, zwölf Knaben auf einmal. Den Zorn des abwesenden Gatten befürchtend, gab sie elf derselben einer alten Dienerin, sie zu ertränken. Dieser begegnete Isenbart. Auf die Frage, was sie da trage, erwiederte sie: „Junge Hunde (Welpen), um sie ins Wasser zu werfen.“ Isenbart deckte den Korb auf, erfuhr das beabsichtigte Verbrechen, ließ die Kinder insgeheim erziehen, führte sie nach sechs Jahren ihrer erschrockenen Mutter vor und verzieh ihr großmüthig. Von den zwölf Knaben ward einer Bischof, von den übrigen leiten die Welfen von Altdorf, die Herzoge von Franken, die Grafen von Hohenzollern, von Heiligenberg, jene von Lockenburg, die Hebharde, Herzoge von Alemannien, die Grafen von Eberstein, deren erster Eberhard geheißen habe, die Grafen von Oettingen, die Grafen zu Wölpe, so wie jene von Calw und von Katzenellenbogen, ihren Ursprung ab.

*) Diese tiefsinnige Erzählung macht er einem Schriftsteller ab.

Die drei Jungfrauen aus dem See.

Ohngefähr in der Mitte des schönen Thales von Ober-Kappel, da, wo der Weg zum Mummelsee hinaufführt, liegen mehrere zerstreute Wohnungen, die zusammen den Zinken Seebach ausmachen. Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so ist es auch hier Sitte, daß an den langen Winterabenden die jungen Mädchen mit ihren Kunkeln sich abwechselnd in einer der Wohnungen versammeln, um sich beim Spinnen die Zeit um so angenehmer durch Singen und Plaudern zu vertreiben. „Zur Spinnstube gehen", nennt man diesen Gebrauch. Auch die jungen ledigen Bursche aus dem Orte pflegen sich dabei einzufinden, doch beschränken sich Alle auf ehrbare Kurzweil.

Vor vielen Jahren war eines Abends die Spinnstube bei dem reichen Hofbauer Erlfried und Alles munter und guter Dinge, als die Thüre sich leis öffnete und drei weißgekleidete Jungfrauen von ausnehmender Schönheit hereintraten, Jede ein niedliches Spinnrädchen von seltsamer Form in der Hand. Sittsam begrüßten sie die Gesellschaft und die Eine von ihnen fragte mit süßer Stimme an, ob man ihnen, als friedlichen Nachbarinnen, wohl die Gunst gestatten wolle, Theil zu nehmen an der Unterhaltung in der Spinnstube? Augenblicklich, doch nicht ohne wunderliche Gefühle, ward es den unbekannten Nachbarinnen zugestanden; man setzte für sie Stühle in den Kreis und bald schnurrten ihre Rädchen mit den anderen um die Wette. Durch diesen unerwarteten Besuch war freilich die heitere Unbefangenheit des ländlichen Kreises etwas gestört worden und Alle fühlten eine gewisse Scheu; als aber die Jungfrauen mit ihnen so freundlich sprachen und mit ihren klaren blauen Augen so traulich und offen umherblickten, da verlor sich allmälig das unheimliche Gefühl und bald war die vorige Munterkeit und der harmlose Frohsinn der Spinnerinnen wieder hergestellt.

Von nun an fehlten die drei Fremden in keiner Spinnstube mehr. Sobald der Abend dämmerte, stellten sie sich mit ihren Spinnrocken ein und plauderten gesellig mit den Andern, aber mit dem Glockenschlag eilf nahmen sie Kunkel und Hanf zusammen und eilten fort; da half kein Bitten, kein Zureden,

noch länger zu verweilen; nichts konnte sie vermögen, über die elfte Stunde zu bleiben. Niemand wußte, woher sie kamen, noch wohin sie gingen, doch raunte man sich ins Ohr, es seyen Fräulein aus dem Mummelsee und bald nannte man sie nicht anders, als das Schwester-Kleeblatt vom See. Seit sie aber die Spinnstuben im Thal zu besuchen pflegten, fanden sich Mädchen und Burschen noch einmal so gern bei diesen Zusammenkünften ein; denn die Seejungfern wußten ihnen gar viel anmuthige neue Lieder und hübsche Geschichten vorzutragen und die Spinnerinnen brachten jedesmal vollere Spulen und feineren Faden von da nach Hause, als früher, wenn gleich ihr Gespinnst mit dem der Fremden an Zartheit und Silberglanz noch nicht zu vergleichen war. Am unerschöpflichsten aber im Lobe der reizenden drei Schwestern waren die jungen Bursche, was manches Schmollen und manchen kleinen eifersüchtigen Zwist mit den Mädchen des Thals herbeiführte; diese grollten jedoch keineswegs mit den Seejungfrauen darob, da deren Betragen sich stets immer in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit hielt und sie den Burschen keinerlei Aufmunterung gaben. Vor Allen war es der Sohn des reichen Elfried, der an den Seejungfern großes Wohlgefallen fand, ja sogar an eine derselben sein Herz verloren hatte. Darum war er auch am ärgerlichsten darüber, daß die Drei jeglichen Abend so früh aufbrachen und er kam auf den Gedanken, eines Abends die hölzerne Wanduhr um eine Stunde zurückzustellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Lachen verfloß auch dießmal die Zeit; endlich schlug es Elf statt der Mitternachtsstunde; die Jungfrauen nahmen ihr Spinngeräthe und entfernten sich wie gewöhnlich.

Am Morgen darauf gingen Holzhauer am Mummelsee vorüber, da vernahmen sie aus der Tiefe ein seltsames Wimmern und Stöhnen und auf der Oberfläche schwammen drei große Blutflecken. Der junge Erlfried war in derselben Nacht schon schwer erkrankt und in drei Tagen eine Leiche. Die drei Schwestern aber wurden nie wieder im Thale gesehen.

(Lit. Bl. Schreiber's „Sagen" ꝛc. 1839.)

Die drei See-Schwestern.*)

(Wörtlicher Versuch der vorigen Sage.)

Hört ihr im Thale vom Ufer her
Ein klägliches Stöhnen und Wimmern?
Seht ihr im wogenden Silbersee
Drei Schwäne so blendend, so weiß wie Schnee,
Wenn am Himmel die Sternelein flimmern?

Das sind die drei Schwestern; von Allen geliebt,
Sonst kamen mit Rocken und Rädchen
Sie jeglichen Abend zum Dörfchen herein.
Und mischten sich unter den frohen Verein
Der Burschen und spinnenden Mädchen.

Da wurde gescherzt und gescherzt und gelest,
Da gab es wohl viel zu belachen.
Stets brachten die Schwestern was Neues mit,
Und übten im Tanze den zierlichen Schritt
Und erzählten die lieblichsten Sachen.

Doch wann es Elf auf der Thurmuhr schlug,
Dann wichen sie eiligst von dannen;
Sie kamen und gingen — woher? wohinaus?
Das gründete Niemand von Allen aus,
Wie sehr sie auch forschten und sannen.

Und ein junger Geselle, vermessen und kühn,
Gelüstete nach den drei Schönen:
Sie kamen — es pocht ihm vor Freude das Herz;
Sie gingen — in Wehmuth versank es und Schmerz,
Dem Gram und der Trauer zu fröhnen.

Oft fleht' er um längres Verweilen sie an,
Doch ließen sie nimmer sich halten;
Nicht achteten sie auf den bittenden Ton
Und flohen wie Wind und wie Nebel davon,
Wenn die grausamen Zeichen erschallten.

Das kränkte gar tief sein verliebtes Gemüth,
Es verdroß ihn das Bitten und Flehen;

Da stieg' er einst heimlich mit frevelnder Tück'
Zu der Kirchuhr und stellte den Zeiger zurück,
Ein Stündchen sie länger zu sehen.

Ohn' Argwohn erschienen die Schwestern, die drei
Am Abend, wie sonsten, und spannen,
Da brummte die Glock' erst Zehne statt Eilf,
O Himmel, erbarme dich ihrer und helf! —
Sie wichen — o weh! nicht von dannen.

Deß freute sich weidlich der junge Gesell',
Erfüllt war sein sträflich Begehren;
Und als nun eilfmal der Hammer schlug,
Enteilten sie fröhlich, nicht ahnend den Trug,
Um nimmer zurücke zu kehren.

Da sieht er des Morgens im nahen See
Drei Flecken mit Blute sich färben;
Und seufzend ertönet zu seinem Ohr
Der schreckliche Ruf aus der Tiefe hervor:
„Verderben dem Mörder, Verderben!"

Und Entsetzen treibt ihn vom Orte hinweg;
Er ahnet das grause Vergehen,
Und weilet und harret bis diesen Tag
Der Schwestern, doch nimmer und nimmer vermag
Die Geliebten er wiederzusehen.

Wohl aber vernimmt er vom Ufer her
Ein klägliches Stöhnen und Wimmern;
Wohl aber gewahrt er im dunklen See
Drei Schwäne von blendender Weiße wie Schnee,
Wenn die Sternlein am Himmel erflimmern.

Marlowe.

(Aus: „Teutsche Sagen aus dem Munde teutscher Töchter." Gesammelt von A. Kehrwald. Zweite Ausgabe. Dresden und Leipzig.)

*) Vergl. mit dieser Sage die verwandten, nur wenig abweichenden: „Die Nixen vom Schluchsee," Seite 143 des ersten Bandes, „der Nixenauen bei Epfenbach" und „die Jungfrauen vom See bei Sennfeld", in diesem Bande.

Mummelsee

und Nachbar-See'n.

Zehn Romanzen vom Mummelsee im Schwarzwald.*)

1.

Die Lilien.

Im Mummelsee, im dunklen See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie neigen sich, sie beugen sich,
Dem lesen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern ans Gestade.

Es braußt der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Als wie einem Kranze,
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

*) Die Bemerkungen zum ganzen Gedichte vom Mummelsee folgen am Schluß, Seite 130.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab, durchs nasse Gras,
Dreht sich der Reigen ohne Maaß,
Und immer lauter schwellen
Zum Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet.
Ein triefend Haupt dann schilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es widerhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da steckt der Tanz, die Mädchen schrei'n
Und werden immer blaßer:
„Der Vater ruft! Puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!“
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

2.

Der Fischer.

Es steht ein Fischer an dem See:
„Verschlinge mich und all mein Weh!

„Mein Liebchen hat der Tod genommen,
Was soll mir noch das Leben frommen?“ —

Zum Sprung ist er bereitet schon,
Da ruft es ihm mit Schmeicheln:

„Ja, komm zu mir, in meinen Armen
Sollst du zu neuer Lieb' erwarmen!"

Und auf dem Wasser sieht er klar
Ein lichtes Mädchen, gold von Haar.

Sie winkt zu süßem Liebesglücke,
Er aber springt entsetzt zurücke:

„Nein, Dir gehört mein Herz allein,
Mein liebes todtes Mägdelein!

„Und lieber bleib' ich auf der Erden,
Als dir im Wasser untreu werden!"

Der Fischer eilt nach Hause fort;
Gar fromm und stille lebt er dort,

Und harrt geduldig, ohne Klage,
Bis Gott ihn selbst zur Liebsten trage.

3.

Mummelsee's Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Fluth,
So still als ob sie schliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Ringsum auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise:

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?" —
„Das ist der rothe Dietber, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er ins Herz gebrannt,
Jetzt kommt er, in die Tiefe den Leichnam zu versenken,
Doch unser alte Mummler läßt sich so was nicht schenken.

„Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;

Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer mit blitzgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluthen als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen!'"

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da, jage du nun Fische da drunten in dem See,
Jetzt kann ich ruhig pirschen im Walde Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluthen,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluthen!"

Er sprichts und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp' ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf,
Der See steigt übers Ufer, es gluhn des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Fluth zusammen. —

— Stumm liegt der See, als ob die Gluth
Der Rache wieder schliefe;
Glatt ist die Fluth, im Monde ruht
Die unermeßne Tiefe —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

4.

Einkehr.

Was peitschet und schnaubet und billt und kracht,
Und pfeifet und jauchzt durch die finstere Nacht?

Es rasseln die wüthenden Jäger herbei
Mit schmetternden Hörnern, mit Hurrageschrei.

Und drunten am Wasser hält stille der Troß,
Da schwingt sich ein jeglicher Reiter vom Roß;

Es springen die Hunde hinab in die Fluth
Und löschen des Durstes verzehrende Glut.

Rings lagern die Jäger im Kreise herum,
Es tönt aus der Tiefe das dumpfe Gebrumm.

Hell strahlet der Mond aus den Tannen hervor
Und theilet die Wolken und lüftet den Flor.

Da tauchen mildlächelnde Mädchen empor,
Aus plätschernden Wellen, aus säuselndem Rohr.

Hoch schwingen sie Kannen mit funkelndem Wein
Und schenken in silberne Becher ihn ein:

„Hier, trinket ihr Herren, wir bringens euch zu!
Süß schmeckt auf der Jagd solch ein Schlückchen in Ruh!“

Aus trinken die Jäger: „Wir danken gar schön!
Nun gehts wieder frisch über Thäler und Höhn.“

Es peitschet und geiget und billt und kracht,
Es pfeifet und jauchzet und braußt durch die Nacht.

Da tauchen die Niren zurück in ihr Schloß,
Und ferne verklinget der wüthende Troß.

3.

Der Knabe vom See

„Was, im Schilf dort ausgesetzt,
Mag der Nord wohl hegen?
Schaut! ein Knäblein unverletzt
Lacht uns draus entgegen!
Schwestern, unter Mutterhut
Wollen wir es legen,
Drunten in der kühlen Fluth
Liebevoll fein pflegen.“

Und die Niren tragen es
Unter stille Wogen,

In dem Schoos des Mummelsee's
Wird es auferzogen;
In der Wiege von Kristall
Auf und ab geschaukelt,
Unter süßem Liederschall
In den Schlaf gegaukelt.

An der weißen Brüste Quell
Darf das Kind sich laben,
Und so reift der Säugling schnell
Zu dem schönsten Knaben;
Mondgelockt das lange Haar,
Milch und Blut die Wangen,
Kommt er in der Nymphen Schaar
Keck einhergegangen.

Nun darf er zum erstenmal
Aus den Fluthen steigen,
Läßt sich Berg und Wald und Thal
Von den Nixen zeigen;
Schaut entzückt den Mondenstrahl
Hinter Tannenzweigen,
Mit dem Mädchen seiner Wahl
Tanzet er den Reigen.

Und ein ungetrübtes Glück
Wird ihm nun zum Loose,
Oft noch kehret er zurück
Aus der Wogen Schooße;
Ueber Thäler, Berg und Ried
Treibt es ihn zu wallen,
Selig lauschet er dem Lied
Süßer Nachtigallen.

Doch er wandelt nicht allein:
Aus der Nixen Schwarme
Hält das schönste Magdelein
Reizend er im Arme;

In des Mondes Zauberschein
Kann man Beide sehen,
Unter Minneschmeicheleien
Aus dem Rohre gehen.

6.

Die Hochzeit.

Bei Nacht ist ein Klingen und Singen im See,
Es stutzen im Forste die Hirsch' und die Reh',
Die Vögelein schütteln sich munter.
Es schallet und hallet ein lustiger Lärm,
Es tauchen die Mummler in buntem Geschwärm
Die Fluthen herauf und hinunter.

Heut hat ja ihr König die niedlichste Fee,
Die schöne Merlina genommen zur Eh',
Dies will er auf's Herrlichste feiern;
Nun steiget das lustige Völkchen ans Land,
Im blauen mit Silber gestickten Gewand,
Die Dämchen in silbernen Schleiern.

Der König, die Krone von Schilf auf dem Haupt,
Geformt aus Beryll, mit Smaragden umlaubt,
Im Mantel von Purpur und Sammet;
Die Königin, strahlend von Schönheit und Glanz,
Im goldenen Haar den saphirenen Kranz,
Der von Amphitrite noch stammet.

Nun pflücken sie Blumen und grünendes Reis,
Und bauen gar zierlich am Ufer im Kreis
Sich Lauben mit Tischen und Bänken;
Dann setzen sich alle zum köstlichen Mahl,
Es geht in der Runde der Muschelpokal,
Gefüllt mit den feinsten Getränken.

Es blasen aus Flöten von Binsen und Rohr
Viel herrliche Stücklein die Musiker vor,
Und laden die Gäste zum Tanze;

Nun singt es und springt es und schwingt es und saust,
Daß selber der See nun melodisch erbraußt,
Zu seinem umwirbelnden Kranze.

Die Geister der Nachbarschaft fliegen herbei:
Die wüthenden Jäger mit Hurrageschrei,
Die Gnomen, Koboldchen und Zwerge,
Und mischen sich alle im schönsten Verein
Zur lustigen Tafel, zum tanzenden Reih'n,
Es hallen im Echo die Berge.

So schallet und hallet die Hochzeit am See, —
Da wird es dem lieblichen Bräutchen so weh,
Sie kann nicht die Landluft ertragen;
„Eins" rufet die Glocke vom Kirchlein im Thal,
Und über der Geister unendliche Zahl
Die Wasser, die braußenden, schlagen.

7.

Der Hirte.

Es sitzt ein Hirtenknab
Am Ufer dort und singt,
Daß in die Fluth hinab
Die suße Stimme dringt.

Da steigt die schönste Fee
Im Liliengewand
Wohl aus dem finstern See
Zum Hirten an das Land.

Sie hat ihn bald berauscht
Mit sußem Minnespiel
Und täglich ward getauscht
Der heißen Küsse viel.

Doch pünktlich jedesmal
Versank die holde Fee
Beim letzten Abendstrahl
Hinunter in den See.

Einst sprach das schöne Weib:
„Bleib' ich einmal zu Haus,
O Freund, so ruf' bei Leib'
Nicht meinen Namen aus!

„Sonst muß ich sterben gleich,
Du siehst mich nimmermehr;
In diesem Wasserreich
Ist das Gesetz gar schwer!" —

Schon mancher Tag verfloß
Dem Hirten an dem See,
Doch aus der Wellen Schoos
Stieg immer keine Fee.

Einst in dem Abendglanz
Der arme Knabe saß,
Und des Verbotes ganz
In seinem Schmerz vergaß.

Er ruft voll Liebesgluth
Den theuern Namen aus —
Da reget sich die Fluth
Mit zischendem Gebraus,

Und aus der Tiefe gellt
Ein dumpfer Schmerzensschrei,
An das Gestade schwellt
Ein Strom von Blut herbei.

Es schwimmt zum Ufer da
Ein weißes Röslein her —
Kein Aug' auf Erden sah
Den Hirtenknaben mehr.

8.

Die Wasserherberge.

Von Straßburg drei muntre Gesellen
Durchstreifen Gebirg und Thal;
Im Schwarzwald wollen sie sehen

Den wunderbarsten der Seeen,
Den Mummelsee, doch einmal.

Doch nah' schon den Hornisgrinden
Verlieren sie spurlos den Weg
Die lustigen Kamerädchen,
Da hupften drei zierliche Mädchen
Herüber vom Tannensteg.

Sie grüßen mit schelmischem Kichern:
„Wo wollt ihr denn hin, ihr Gesell'n?" —
„„Zum Mummelsee wollen wir reisen,
Könnt etwa den Weg ihr uns weisen,
Ihr allerliebsten Mamsell'n?""

„Ei freilich, mit vielem Vergnügen!
Da braucht ihr mit uns nur zu gehn;
Es führt ja der Zufall gerade
Auch uns zu des Seees Gestade,
Wo unsere Wohnungen stehn." —

Die Bursche, sie nehmen mit Freuden
So hübsche Geleiterschaft an;
Nun geht's unter Plaudern und Kosen
Vereint mit den Mädchen, den losen,
Von Halde zu Halde hinan.

Die Jüngferchen scheinen nicht spröde;
Verlocket von ihrem Geneck,
Versuchens die Wandrer schon lange,
Zu rauben mit raschem Umfange
Ein Küßchen den Lippen so keck.

Doch entschlüpft den umschlingenden Armen
Sind die Dirnchen, bebend wie der Aal:
„Wartet nur, das sollt ihr uns büßen!
Meint ihr denn, wir lassen uns küssen
So leicht wie die Mädchen im Thal?" —

So neckend und schäckernd gelangen
Sie bald an des Mummelsees Strand.
Wie still im Schlummer ruhten
Die schwarzen Wasserfluthen
Im Mittagssonnenbrand!

„Ihr Herren, wir sind am Ziele,
Dies ist der Mummelsee!
Hier könnt ihr euch baß erfrischen
Mit Seewein und mit Fischen;
Ade, ihr Herren, Ade!" —

„So sagt uns doch, eh' wir scheiden,
Allerliebste Fräulein ihr:
Wie können wir euch denn lohnen?
Wo haust ihr denn?" — „Wir wohnen
Ganz in der Nähe hier.

„Ihr seyd wohl matt und müde
Und durstig obendrein?
Wißt ihr was: kommt mit nach Hause,
Da sollt ihr mit Trank und Schmause
Vollauf bewirthet seyn."

Wie nehmen die Bursche mit Freuden
Die freundliche Ladung an!
Und sieh nur, statt feuchten Sandes,
Aus dehnt sich langs des Strandes
Ein grüner Wiesenplan.

Voran die Jungferchen tanzen,
Die Bürschlein folgen nach;
Doch sind sie kaum bis zur Mitten,
Da bricht unter ihren Schritten
Der Boden mit dumpfem Krach.

Plumps! liegt die ganze Gesellschaft
Im kühlen Wogenbett;
Die Bürschlein zappeln im Schilfe

Und schreien erbärmlich um Hilfe;
Ach, nirgends ein Rettungsbrett!

Hell auf aber lachend schwimmen
Die Jungfern wie Enten im See;
Die Bürschlein sinken und sinken,
Schon sind sie nah dem Ertrinken,
Da dauert die Mädchen ihr Weh.

Ein Wink, und ein mächtiger Fluthschwall
Walzt sachte die Drei aufs Gestad';
Die Jüngierlein aber riefen
Sich tauchend in die Tiefen:
„Gesegn' euch Gott das Bad!

„Wohl bekomm' euch die Erfrischung
In unserm Mummelpalast!
Und hat es euch drinn gefallen,
So seyd ihr in seinen Hallen
Für immer willkommen zu Gast!"

Da schließen sich murmelnd die Wogen
Dicht über den Jüngferchen zu;
Ein Rieseln nur tönt noch leise
In Busch und Geröhricht im Kreise,
Dann liegt Alles in tiefer Ruh.

Die nassen Gesellen, sie schleichen
Beschämt von dem Mummelsee,
Sich zu trocknen auf sonnigem Plätzchen,
Und sagen auf immer den Schätzchen
In der wäßrigen Herberg Ade!

9.

Die Mummelzwerge.

„Mann, du mußt den Pfaffen holen,
Daß den Spuck er banne!
Alles wird uns sonst gestohlen
Noch aus Topf und Kanne!

Mag ich Alles auch verschließen,
Speis' und Trank verbergen,
Nichts ist sicher mehr vor diesen
Unverschämten Zwergen!

„Speck und Eier, Rahm und Butter
Aus der Speisekammer,
Aus dem Stall sogar das Futter,
— Ist das nicht ein Jammer? —
Alles uns hinwegstipitzen
Thun sie Nachts im Stillen,
Und durch Schlüsselloch und Ritzen
Schlüpfen sie wie Grillen."

„„Frau, ach Frau! das sind die Zwerge
Aus des Sees Grunde,
Wo sie wohnen hinterm Berge
Mit der Höll' im Bunde;
Alle Nacht zur Geisterstunde
Schleicht ein Trupp ins Thal sich,
Bei den Wirthen in der Runde
Holen sie das Mahl sich.

„„Diese Woche ist die Reih' hier
Nun an uns gekommen,
Und der Pfaffe, Gott verzeih' mir!
Wird da wenig frommen.
Doch will ich, 's kann ja nicht schaden,
Zu dem heil'gen Manne,
Auf heut Nacht ihn einzuladen,
Daß den Spuck er banne."" —

Pünktlich stellt bei unserm Paare
Nachts der Pfarrer ein sich;
Daß er kühnen Muth bewahre,
Stärkt er erst mit Wein sich,
Zündet an hierauf im Kreise
Die geweihten Kerzen,
Denn mit Geistern solcher Weise,
Läßt sich ja nicht scherzen.

Dann besprengt er Tisch' und Bänke
Rings mit Weihewasser;
Tisch' und Bänke, Heerd' und Schränke
Werden immer nasser,
Immer nasser Flur und Wände
Bis in alle Ritzen,
Tausend unsichtbare Hände
Aus dem Kessel spritzen.

Aus den Decken, aus den Ecken
Wasserschäume wallen,
Mann und Frau voll Todesschrecken
Auf die Kniee fallen;
Auch das Pfäfflein muß im Tormel
Sich zu Boden strecken,
Jede Geisterbannungsformel
Bleibt im Hals ihm stecken.

Plötzlich auf mit dumpfem Krachen
Wird die Wand gebrochen,
Daraus kommt mit hellem Lachen
Zwerg auf Zwerg gekrochen;
All' mit Eiern, Speck und Schinken
Vollgepfropft die Taschen,
Und dazwischen sieht man blinken
Weingefüllte Flaschen.

Doch der Dickste von dem Haufen
Klatschet in die Hände,
Und die Wasser sich verlaufen
Wieder durch die Wände;
Dann mit spott'scher Miene kehrt er
Sich zum armen Pfaffen:
„Seht, uns bangt nicht, Hochgelehrter!
Vor der Kirche Waffen!

„Mit des ganzen Bannes Strahle
Krümmt Ihr uns kein Härchen,
Und, wo nur in diesem Thale
Lebt ein geizig Pärchen,

Wie hier diese Eheleute, —
Machen wir die Runde,
Um zu holen unsre Beute
In der Geisterstunde.

„Was wir stehlen bei den Reichen,
Bringen wir den Armen,
Weil sich doch von Euresgleichen
Keiner will erbarmen.
Wollt Ihr frei seyn vom Verdrusse
Unsrer nächsten Einkehr,
So vergesset im Genusse
Nicht der Armuth Pein mehr!

„Nun Ade, du zitternd Kleeblatt!
Wollt ihr uns verklagen,
Müßt ihr schon in unsre Seestadt
Euch hinunter wagen;
Dort, vor unsres Königs Throne
Mögt ihr processiren;
Aber glaubt mir, zweifelsohne
Werdet ihr verlieren!"

Und der Mummelzwerglein Truppe
Lachend sich davon macht;
Unsrer Geisterbanner Gruppe
Aber liegt in Ohnmacht.
Doch seit dieser Nacht entschwunden
Ist der Geiz vom Pärchen,
Jeder Arme hats empfunden,
Dank dem Mummelschärchen.

10.

Der fremde Gast.

Verglommen ist schon lange
Der Sonne letzter Strahl,
Da wankt mit müdem Gange
Ein Männlein noch durchs Thal;

Ein Wandrer grau von Bart und Tracht
Im sanften Antlitz Trauern,
Mit seinem Pilgerstabe sacht
Klopft er an's Haus des Bauern.

Hans riegelt auf den Laden
Und sieht den Zwerg da stehn;
Solch einen Kameraden
Hat er noch nie gesehn!
Ob der Figur, so wunderlich,
Möcht' er beinahe lachen,
Fühlt er nicht insgeheim in sich
Des Mitleids Trieb erwachen.

„Freund, wollt mir doch gestatten
Für heut ein Nachtquartier!
Kaum tragen mich die matten
Gebeine mehr von hier;
Durchwandert hab ich ohne Frucht
Viel schwere schwüle Stunden,
Ach! und das Ziel, das ich gesucht,
Noch immer nicht gefunden."

Hans, ohne langes Fragen,
Schließt ihm die Thüre auf
Und weist ihm einen Schragen:
„Da, Kleiner, leg' dich drauf!"
Dann geht er selber auch zu Bett,
Sein Gast macht ihm nicht Sorgen,
Und beide schnarchen um die Wett'
Bis an den lichten Morgen.

Da rafft sich schnelle schnelle
Vom Lager auf der Zwerg:
„Hab Dank, hab Dank, Geselle,
Für deine Nachtherberg!
Zu diesem Liebesdienst jedoch
Erweis' mir einen zweiten
Reich sey dein Lohn, willst du mich noch
Zum Mummelsee geleiten.

„Fremd bin ich hier zu Lande;
Wohl ahnst du nicht, daß hier
In diesem Staubgewande
Ein König steht vor dir!
Ein Fürst von einem schönen See,
Fern dieser Berge Kreise,
Ein Gatte, den unsäglich Weh
Trieb auf so weite Reise.

„Zwei Monde sind's gerade,
Lustwandelnd ging allein
An unsrem Seegestade
Mein Weib im Abendschein;
Da plötzlich stürzt auf sie ein Hauf
Von fremdem Seegezwerge,
Und fort mit ihr im Sturmeslauf
Gings über Thal und Berge.

„Zu spät erhielt ich Kunde,
Wer malet meinen Graus!
Rings in die weite Runde
Sandt' ich Vasallen aus;
Umsonst! ich forschte her und hin
An allen Nachbarseeen; —
Von meiner blonden Königin
War keine Spur zu sehen.

„Da bin ich ausgezogen
Mit diesem Pilgerstab;
Wo nur ein See mag wogen,
Bin ich getaucht hinab!
Jetzt bleibt mir nur die Mummelfluth
Noch zu durchforschen heute,
Mir ahnt's, dort ruht mein höchstes Gut,
Des Räuberkönigs Beute.

„Komm, führe mich geschwinde
Zu seinem Ufer hin,
Und nimm als Angebinde
Dies goldne Fingerlin!

Wenn Bliz dir oder Hagel droht,
So brauchst du's nur zu drehen,
Und Feuers- oder Wassersnoth
Wird stets dein Haus entgehen!"

An Worten fehlt's dem Bauern
Für seine Dankbarkeit,
Voll Staunen und Bedauern
Gibt er ihm das Geleit;
Und als sie vor dem schwarzen Kreis
Des Mummlers endlich stehen,
Da ruft der Zwerg: „Ade! wer weiß,
Ob wir uns wiedersehen?

„Doch was mich auch erreichen
Mag drunten für ein Loos —
Mein Stab gibt dir ein Zeichen
Noch aus der Wellen Schoos!"
So taucht er in den finstern Grund,
Drin stets nur Tücke lauert,
Das Bäuerlein am Ufer stund,
Von Ahnung bang durchschauert.

Hohl kocht es in der Tiefe,
Schaumblasen wirft der See,
Dem Bauer ists, als riefe
Der Abgrund nichts als Weh!
Ja Wehe! denn empor die Fluth
Sieht er als Zeichen kommen
In einem Kreis von rothem Blut
Des Männleins Stab geschwommen.

„So hat er sie gefunden
Die blonde Königin?
Doch ach! nur Todeswunden
Sind seiner Treu' Gewinn!
Fluch dieser Wasser Mörderbrut,
Daß Gott sie einst verschütte!"
Fort von der Fluth mit schwerem Muth
Wankt Hans nach seiner Hütte.

A. Schzie.

Die Geister am Mummelsee.

Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät,
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl seyn?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit,
Und was du da hörest, sind Klagen,
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
Und Geister nur sinds, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl!

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten:
O schau,
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib Achtung, nun tauchen sie nieder!
Es schwebt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn drunten zur Ruh!

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünlichem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still!
Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Röhr und es klirret im Schilf;

Nur burtig die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

Eduard Mörike.

Der Jäger am Mummelsee.

Der Jäger trifft nicht Hirsch noch Reh,
Verdrießlich geht er am Mummelsee.

Was sitzt am Ufer? — Ein Waldmännlein,
Mit Golde spielt es im Abendschein. —

Der Jäger legt an: „Du Waldmännlein,
Bist heute mein Hirsch, dein Gold ist mein!"

Das Männlein aber taucht unter gut, —
Der Schuß geht über die Mummelfluth.

„Ho ho, du teller Jägersmann!
Schieß du auf — was man treffen kann!

„Geschenkt hätt' ich dir all das Gold,
Du aber hast's mit Gewalt gewollt.

„Drum troll' dich mit ledi ger Tasche nach Haus!
Ihr Hirschlein tanzet, sein Pulver ist aus!"

Da springen ihm Häselein über die Bein'
Und kichernd umflattern ihn Lachtäubelein.

Und Elstern stipitzen ihm Brod aus dem Sack,
Mit Schabernak, husch, und mit Gik und Gack;

Und flattern zur Liebsten, und singen um's Haus:
„Leer kommt er, leer kommt er, sein Pulver ist aus!"

August Kopisch.

Der Jägersmann.

Im Tannenwald ein Jäger wallt
Bei hellem Sternenschein;
Sein Horn so lustig drein erschallt
Als gings zu Tanz und Wein.

Und wie er bläst den Wald entlang,
Da tönt vom Mummelsee
Im Echoklang ein holder Sang,
Wie's Lied von einer Fee.

Es reißt ihn fort, schon ist er dort
In schnell vollbrachtem Lauf.
O welch ein wundervoller Ort!
Tief aus der Fluth herauf
Da tauchen in dem Mondenschein
Der Mümmelchen gar viel,
Sie tanzen fein den Jubelreih'n
Mit Sang und Klang und Spiel.

Sie singen: „Schmucker Jägersmann,
Tritt in den Reigen ein!
Reich' uns die Hand, o komm heran,
Bei uns ist lustig seyn!
O komm! dir winkt der Freude Kranz,
Das günstige Geschick
Währt, wie der Stunden Flattertanz,
Nur einen Augenblick."

Da wird dem armen Jägersmann
So wohl, so weh vor Lust;
Die Wasserweibchen schaut er an,
Vor Lieb' ihm schwillt die Brust.
Er taumelt hin, sie fassen ihn,
Er kann nicht widerstehn,
Hinab zum See — die Melodie'n
Verrauscht des Sturmes Wehn.

Emilie Zeppniovsky.

Mummelsee's Geschenk.

Zu Kappel pocht's um Mitternacht
Einst an der Hebamm' Fenster sacht.
Sie rafft sich auf, erschließt die Thür,
Da tritt ein hoher Greis herfür;
In Silberflocken fließt ihm lang
Der Bart herab von Kinn' und Wang';

Den grünen Mantel ziert ein Saum
Von weißem Pelz wie Wellenschaum.
Der Amme vor Entsetzen bleich,
Gebeut er, ihm zu folgen gleich
Und seiner Hausfrau beizustehen,
Die niederliegt in Kindeswehen.
Die Amme netzt sich an der Schwelle
Noch mit geweihtem Wasser schnelle,
Und mit geheimem Grausen dann
Folgt sie dem geisterhaften Mann.

Tief ins Gebirge ging der Weg,
Ihr war, als ob Gebüsch und Steg
Vor ihrem Blick vorüber flögen,
Als ob sie Geisterhände zögen;
Und siehe! schon am dunkeln Rand
Des Mummelsee's die Bange stand.
Und aufs Gewässer schlug der Greis
Dreimal mit einem Birkenreis,
Daß rauschend sich die Fluthen theilten.
Auf einer Marmortrepp' nun eilten
Die Beiden in die Tiefe jach
Bis ins erhellte Schlafgemach.
Und siehe! — durch den weiten Saal
Schien eines Leuchters bunter Strahl,
Geziert mit glitzernden Kristallen;
Mit reichen Perlen und Korallen,
Und von dem bunten Licht beschienen,
Lag hinter seidenen Gardinen
Die blasse Frau in ihren Wehen.
Frisch eilt' die Amm', ihr beizustehen,
Und bald ist aller Schmerz gehoben.
Der Greis geleitet sie nach oben,
Er dankt, des guten Dienstes froh,
Und reicht zum Lohn — ein Bündel Stroh.

Kaum stieg der Alte langsam wieder
Die blanke Wendeltreppe nieder,

Kaum hatten sich die dunkeln Wogen
Zusammen über ihn gezogen,
So warf die zornige Dienerin
Das Spottgeschenk ins Wasser hin.
Doch als sie bei der Morgenhelle
Nun eben trat auf ihre Schwelle,
Da sah sie hin und staunte hoch:
Es hing an ihrer Schürze noch
Ein Halm des Stroh's, der wunderbar
In lauter Gold verwandelt war.
Nun dacht' an ihr verscherztes Glück
Die Arme jeden Tag zurück,
Und grämte sich, bis über's Jahr
Derselbe Tag ihr letzter war.

Adolf Ströber.

Eine Wanderung nach dem Mummelsee.

Oft und viel hatte ich während meines Aufenthalts in Baden von dem räthselhaften, geheimnißvollen See gehört und gelesen, der tief im unwirthlichen Gebirge liege, und zwar mehrere tausend Fuß über der Rheinebene. Schon der wunderliche Name Mummelsee muß Aufmerksamkeit erregen, und ich weiß nicht, war es Verlangen nach dem nie geschauten Anblick eines See's auf der Höhe des Gebirgs, oder waren es die anziehenden, wundersamen Sagen, die von ihm in der Gegend heimisch sind, was mich immer unwiderstehlich dahin zog. Aber es schien, als wolle mich irgend ein neckischer Kobold von dieser Wanderung abhalten, denn so oft ich einen Tag zum Ausfluge dahin festgesetzt, jedesmal trat wieder ein unvorhergesehenes Hinderniß dazwischen. Endlich, an einem heiteren Morgen des jüngst verflossenen Jahres, trat ich die Wanderung wirklich an. Die Sonne war in ungetrübtem Glanze aufgegangen und versprach einen herrlichen Tag; allenthalben funkelten Gras und Laub im strahlenden Juwelenschimmer des reichlich gefallenen Nachthaues. Rüstig und aufgeräumt wanderte ich im frischen Morgen dahin, durchzog die Eichenallee mit ihren Schatten, wo mir der stattliche Thurm auf dem Merkuriusberge seinen Morgen-

gruß zuwinkte; begrüßte das stille, einsame Nonnenkloster Lichtenthal, aus dessen Hallen eben der erste Morgengesang der frommen Beterinnen dem jungen Tag entgegen tönte; ich schritt die Häuserreihe des Dorfes hindurch, und hielt meine Schritte nicht eher an, als bis ich die Höhe vor dem Weiler Geroldsau erreicht hatte, wo sich ein reizendes Bild vor meinen Blicken entfaltete. Ein Kranz gewaltiger Berge mit angebauten Vorhügeln umzieht hier einen lieblichen Wiesengrund, durch welchen der Waldbach bald hell und klar, bald schaumend und rauschend im steinigen Bette seine Wellen dahinrollt, während an seinem Ufer die bescheidenen Wohnungen des eben genannten Weilers sich hinreihen. Wie still und friedsam steht dort die kleine Kapelle am Waldessaum, von den mächtigen Schatten der dunkeln Tannen umdüstert! Einen Augenblick weidete ich mich an dieser idyllischen Landschaft, dann setzte ich meine Wanderung fort und hatte bald die letzten Häuser Geroldsau's hinter mir. Jetzt nahm mich der finstere Tannenwald in seine Schatten auf. Der Weg stieg nun aufwerts, immer dem Ufer des Waldstroms zur Seite, der in der engen Thalschlucht zwischen den Felsen und dem Steingerölle sich durchdrängt. Nicht sehr lange war ich im kühlen Waldesdunkel hingewandert, als mein Ohr ein dumpfes Rauschen vernahm, und nach wenigen Minuten war ich an die Stelle gelangt, wo sich der wilde Waldstrom über einen Felsenabsatz in ein Granitbecken herabstürzt, das er sich im Laufe von Jahrtausenden mühsam ausgehöhlt. Es ist dieß zwar nicht ein großartiger Catarakt, wie der Fallbach bei Tryberg, oder der Reichenbach oder der Staubbach, aber dieser Wasserfurz gewährt immerhin in seiner wilden Umgebung einen anziehenden Anblick, und das gewaltige Kreuz auf der Höhe des Felsberges zur Linken schaut gar bedeutungsvoll in das Thal herab. Unweit des Falles erweitert sich das Thal wieder; grüne, reichbewässerte Wiesen mit weidenden Rindern und Ziegen breiten sich im Grunde aus, und rechts steht an dem Eingang einer Thalschlucht eine ärmliche Gebirgswohnung, blos aus rohem Gebälk zusammengefügt. Immer tiefer zog sich der breite, bequeme Weg ins Gebirg, immer höher aufsteigend, und je weiter ich eindrang in die wundersame Bergwelt mit ihren ahnungsvollen Schauern, desto mehr zog sie mich an und ich

begann mich ganz heimisch zu fühlen in ihren Waldesschatten. Die Berghänge mit ihren dämmrigen Hallen, getragen von den schlanken Stämmen der düstern Schwarztannen und überwölbt von lichtgrünen Buchenzweigen; die tausend und wieder tausenderlei Stauden, Kräuter, Moose und Flechten mit ihren Blüthen, Beeren, Samen und Früchten, die zwischen und über dem Steingeröll üppig wucherten und nicht selten ein undurchdringliches Gestrüpp bildeten, oder den Boden gleich dem herrlichsten Teppich überzogen; die gewaltigen Granitmassen und das zerklüftete Gestein, die an den Bergwänden hervortraten; die zerrissenen Felsschluchten, von kristallklaren Quellen durchzogen, begrüßten mich traulich, wie einen alten Bekannten, und die ganze Natur umher sprach zu mir und erzählte von Zeiten und Ereignissen, die weit hinausreichen über alle Geschichte. Hier erst ward es mir klar, wie die Sehnsucht nach der Heimath den Sohn des Gebirges im innersten Leben erfassen kann, bis das ungestillte Weh das Herz ihm bricht.

Als ich nach etwas mehr als zweistündiger Wanderung den Grat eines langen Bergrückens erstiegen, lag vor mir auf einer abgeflachten Einsenkung der Berge das einsame Gebirgsdorf Herrenwiese, dessen unbedeutende Feldmark ringsum von waldumkränzten Gebirgsköpfen umzogen wird. Das Dorf ist arm und seine Bewohner erwerben ihren Unterhalt meist durch Holzfällen in den benachbarten Waldungen, während sie ihren Bedarf mit vieler Mühe aus weit entfernten Orten herbeischaffen müssen. In der einzigen, eben nicht sehr einladenden Schenke des Ortes nahm ich kein glänzendes, aber ein nahrhaftes Frühstück zu mir, und schritt dann rüstig weiter.

Von hier führt der Pfad eine Zeit lang fast eben fort, immer zwischen Waldungen hin, an deren Saum der gelbe Enzian blüht und die rothe Preisselbeere allenthalben aus der grünen Bodendecke hervorglänzt. Bei der Hundseck, einer einsamen Waldwohnung, ging es wieder steil den Berg hinan und ich erreichte nicht ohne Anstrengung die Höhe des Hochkopfes, der sich in einem endlos langen Bergrücken südwerts zieht. Diese Höhe ist fast ganz von Bäumen entblößt, und nur das Haidekraut mit seinen rothen Blüthen deckt in üppiger Fülle den Boden, wo allenthalben mächtige Sandsteinblöcke zerstreut

liegen, von gewaltigen Fluthen in einer urweltlichen Erdrevolution auf diese Höhen gewälzt. Wie öde und einsam auch Alles umher ist, — eine unvergleichliche, entzückende Fernsicht entschädigt reichlich dafür. Die Perle aller teutschen Gauen, das herrliche Rheinthal, breitet sich vor den Blicken aus in all seiner Pracht und Fülle, mit seinen blühenden Feldern und duftenden Rebhügeln, mit seinen gewerbsamen Städten und reinlichen Dörfern, mit seinen zahllosen Flüssen und Bächen, die alle raschen Laufes dem mächtigen Rheine zueilen, der einen Namen trägt, ruhmreicher wie kein anderer Strom der Erde. Wer zählt all' die Schlachten auf, die an seinen Ufern geschlagen, wer all' die Thaten, die hier in Liedern besungen worden? Drüben aber aus dem Dufte der Ferne steigt Erwin's gewaltiger Riesenbau zum Himmel empor und schaut wehmüthig nach dem ernsten Schwarzwald herüber, den er einst, gleich den Bergen des Wasgau's, seine Heimath genannt.

Endlich hatte ich das Ende des langgedehnten Bergrückens erreicht, aber ich war gar nicht freudig überrascht, als ich mich jetzt plötzlich durch einen tiefen, breiten Einschnitt des Gebirges von den Hornisgrinden getrennt sah, an deren südöstlichem Abhange das Ziel meiner Wanderung lag. Mißmuthig stieg ich hinab, um auf der andern Seite noch höher wieder hinaufzuklimmen, doch empfand ich es nicht wenig angenehm, als ich wieder auf Waldungen traf und kühle Schatten mich umfingen, denn die Sonne war bereits hoch gestiegen und ihre Strahlen hatten in der baumlosen Oede heiß auf meinem Scheitel gebrannt. Meine Freude sollte indeß nicht lange währen, denn die Schatten wurden bald wieder lichter, der Wald dünner und die Bäume gewannen immer mehr ein schwächlicheres, kränklicheres Aussehen, bis sie zuletzt ganz verschwanden. Endlich änderte sich auch der schöne Teppich von Moos und Haidekraut unter meinen Füßen, und als ich die hohe Gebirgsfläche, welche den Namen Hornisgrinde trägt, erreicht hatte, bedeckte nur erdfahles Sumpfmoos den unfruchtbaren, lockern Torfboden, der nur hier und da einer verkrüppelten Krummholzkiefer die spärliche Nahrung spendet. Oeder, trauriger läßt sich kaum eine Gegend denken als diese, wo selbst die grüne Farbe aus der Vegetation verschwunden ist. An einem gewaltigen Steinhaufen

kam ich vorüber, dem man die Gestalt eines Thurmes gegeben, und der bei der Landesvermessung zum Signalpunkt diente; wanderte nun auf eine Gruppe verkümmerter Kiefern zu und stand plötzlich — am Rand eines gewaltigen Bergkessels. Jäh und steil fiel die Kluft mehrere hundert Fuß tief hinab; wild durcheinander geworfene Felsblöcke, zwischen denen mächtige Tannen zum Himmel empor strebten, überdeckten die abschüssigen Hänge, und den ganzen Grund der weiten Schlucht füllte der Mummelsee aus. Mühsam kletterte ich zwischen dem Gestein hinab und erreichte bald das felsige Ufer. Still und unbeweglich wie der acherusische See, schwarz und schauerlich wie das Asphaltgewässer des todten Meeres, lag der Wasserspiegel vor mir. Kein Blick vermag zu ergründen diese schauerliche Tiefe und die Geheimnisse zu erspähen, die sie birgt auf ihrem Grunde. Kein lebendes Wesen beherbergt er in seinem düstern Schooße und kein Ton unterbricht die ewige Stille der Umgebung, als zuweilen das Gekreisch eines Raubvogels.

Der Aufenthalt in dieser öden Wildniß hat etwas ungemein Ergreifendes, und wer einmal hier gewesen, wird es leicht begreiflich finden, daß sich die Sage so viel mit diesem See beschäftigt und daß schon die Alten ihm den Namen Wundersee gegeben. Ich suchte mir ein Ruheplätzchen am Ufer und fand es neben einem frischen Bergquell, der frisch und klar zwischen dem Gestein herabsprudelte, wo ich mich auf die schwellende Moosdecke niederließ. Gerade mir gegenüber öffnete sich die hohe Bergwand und in dieser Oeffnung drängt sich durch Felsen hindurch der Abfluß des See, der Seebach, und eilt hastig in das Thal hinab, sich mit der Acher zu vereinigen, einem kleinen Bergwasser, das aber oft zum wilden, reißenden Strome anschwillt und verheerend durch die Thäler braußt. Doch meine Blicke hafteten nur auf dem dunkeln Gewässer, dessen Spiegel sich jetzt bisweilen leise zu kräuseln begann, und vor meiner Seele vorüber zogen all die wundersamen Sagen, so ich schon von diesem Bergsee vernommen und wiegten mich in tiefe Träume. So lag ich lange, lange, wie lange weiß ich nicht, aber im Westen sank die Sonne hinab, die Schwingen der Dämmerung flogen über die Erde, und die Schatten der Berge legten sich über den See; der Nachthimmel, mit den ewigen Sternen und

dem bleichen Mondesantlitz, spiegelte sich wieder auf der dunkeln Fläche, während das Geläute der Abendglocken sanft verhallend aus den Thälern zu mir herauf klang. Da war es mir plötzlich, als ziehe sich eine Decke von der bisher verschlossenen Wasserschlucht, und die unermeßnen Tiefen erschlößen meinen Augen ihre Geheimnisse. Zauberische Hesperidengärten erblühten in frühlingsherrlicher Wunderpracht auf dem Grunde des schlafenden See's, wo die bräutliche Myrthe und die duftende Orangenblüthe, mit hellblinkenden Kristallblumen und blutrothen Korallen und tausend andern Blüthen und Blumenkelchen von niegesehener Gestalt und Farbenpracht, sich zu den wundersamsten Gruppen, Lauben und Irrgängen seltsam verwoben. Dazwischen aber auf den gewundenen Wegen vom reinsten Kristallsand wandelten die lieblichen Bewohnerinnen der Wasserwelt: schlanke, ätherische Gestalten, so fein und zart, so hold und entzückend, von solch überirdischer Reizesanmuth, daß sie geschaffen schienen aus dem duftigsten Wellenschaum, durchwebt mit Lilienschnee und Rosenschmelz. Kosend und scherzend schwebten sie zephyrleicht durch die Gebüsche und warfen bisweilen Blicke zu mir empor voll brennender Sehnsucht und wonniger Liebesgluth. Wie schauten sie verlockend aus ihren dunklen Augen zu mir herauf! — da mit Einemmale trübte sich der krystallhelle Wasserspiegel; immer farbloser und verworrener wurden die zauberischen Bilder; wogend und wirbelnd drehten sich die Wasser im tiefen Grunde durcheinander, und Alles verschwamm zu einer wirren chaotischen Masse, aus deren dunklem Kerne jetzt die seltsamsten Mißgestalten sich zu entknäueln begannen. Häßliche Molche, Seedrachen, Wasserschlangen, Skorpionen, Medusen, Mollusken und allerlei ekelhaftes Gewürm kroch wimmelnd in unzähliger Menge wild durcheinander, dazwischen aber empor tauchten mißgestaltete Kobolde, grinsten aus ihren verzerrten Gesichtszügen höhnend mich an, oder hoben drohend ihre zwerghaften Fäuste gegen mich. Dort näherte sich mir eine riesige Seespinne mit ihren scheußlichen Füßen, ätzendes Gift nach mir speiend; da reckte ein gräßlicher Polyp seinen endlosen Arm nach mir aus, den er immer länger und länger dehnte, bis er mich fassen konnte — ich wollte um Hülfe rufen, allein jeder Laut war mir in der Brust festgebannt.

Der Gutenabendgruß eines Forstgesellen aus der Herrenwiese weckte mich aus dem entsetzlichen Traume. Hastig raffte ich mich auf und schickte mich schweigend zum Weiterwandern an. Es war ganz Nacht geworden und am tiefblauen Himmel flammten die hohen Leuchten in ungetrübtem Glanze und streuten ihr silberblühendes Licht durch das Dunkel. Noch einen Blick warf ich auf den wundersamen See, dann folgte ich dem sich mir zum Führer anbietenden Jäger, der eben in das Dickicht des Waldes hinein schritt, wo die Tannenzweige dem Mondeslicht noch hinreichend Durchgang gestatteten, daß wir rasch und ungehindert zwischen den schlanken Baumsäulen hindurchwandern konnten. Noch hatten wir keine weite Strecke zurückgelegt, als wir aus dem tiefen Waldesschatten heraus und ins Freie traten. Hier aber wartete meiner ein überraschender, wahrhaft zauberischer Anblick.

Rings im Kreis umzogen die gewaltigen, finstern Bergriesen den Horizont und reckten ihre Häupter tief hinein in des Mondes milden Schein; zwischen den düstern Baumgruppen an den Gebirgshängen traten riesige Felsmassen heller hervor, oder einzelne Steingiganten ragten wie Nachtgespenster aus dem Boden; aus den Schluchten und Klüften aber stiegen die alten Berggeister auf und zogen als seltsame Nebelgestalten über die Wipfel der Bäume hin, während glänzende Thauperlen wie Elfen auf grünem Laub und duftenden Blumenkelchen schaukelnd sich wiegten. Und über die ganze Landschaft hatte sich ein leichter, feiner Nebel gebreitet, der sich mit dem halben Mondeslichte zu einem duftig durchsichtigen Nebelschleier verwob und dem Bilde jene feenhafte Färbung verlieh, die uns die Brust mit unbegriffener Ahnung erfüllt und unaussprechlicher Sehnsucht. Nur ungern schied ich von dieser Stelle und von dem zauberhaften Gemälde, das sich hier zeigte, aber mein Führer drängte; so gehorchte ich seiner Mahnung, und wir folgten dem Pfade abwerts, der sich zwischen Felsstücken und Gesträuch hinab zieht. Endlich hatten wir den Thalgrund erreicht, wo der Weg fortan längs der rauschenden Acher hinführt.

„Dort liegt der Bosenstein!" — sprach jetzt mein Führer, indem er nach einem dunkeln Hügel links hinzeigte, dessen ungewöhnliche Gestalt wohl von dem dort befindlichen Gemäuer

herrühren mochte, das aber von Bäumen und Gesträuch so überwachsen war, daß man es beim Mondenlicht kaum zu unterscheiden vermochte. Das Geschlecht der Herren von Bosenstein ist sehr alt und war einst reichbegütert und mächtig. Im Jahre 1773 starb der Letzte dieses Geschlechts mit Hinterlassung von sieben Töchtern, nachdem er die Burg wieder an sich gebracht, die fast dritthalb hundert Jahre in fremden Händen gewesen. Mein Führer erzählte mir viel von dem großen Umfange der Burg und den Gütern, die einst dazu gehört, und knüpfte daran die bekannte Sage von der eingemauerten Burgfrau von Bosenstein im Gottschläg.*) Der gute Mann war nun einmal im Zuge, und nun folgte eine Geschichte der andern. Das Meiste davon war mir schon bekannt; Anderes war theils neu erfunden, theils äußerst fade. Die anziehendste von den mir noch unbekannten Sagen war folgende:

„In der Legelsau, einer reizenden Seitenwindung des Kapplerthales, wohnte einst ein Förster der Herren von Bosenstein mit seiner Hausfrau und seinem einzigen Sohne, einem stattlichen Burschen von zwanzig Jahren. Frisch und kerngesund an Leib und Seele und dabei blühend in kräftiger Jugendfülle, war der junge Berwin die Freude und der Stolz seiner Eltern, und schon ging er dem betagten Vater in seinen beschwerlichen Berufsgeschäften kräftig an die Hand, war ein rastloser, unermüdlicher Jäger und ein Schütze, der seines Gleichen suchte von nah und fern, und Keinen fürchteten die Wildschützen der Umgegend mehr, als ihn. Aufgewachsen unter den Bäumen des Waldes, gab es für ihn keinen schönern Aufenthalt, als in der lieben freien Gotteswelt und im grünen Schatten von Berg und Thal, wo die schlanken Tannen und breitästigen Buchen ihm lauter alte Bekannte waren. Vom frühen Morgen an schweifte Berwin über Höhen und Schluchten und kehrte meist erst am späten Abend zum heimathlichen Herde zurück, worüber ihm manch freundlich-ernste Zurechtweisung von der Mutter zu Theil ward. Doch war der junge Waidmann deßhalb nichts weniger als ein Menschenfeind, und häufig fand er sich an Sonn- und Festtagen in der Schenke zu Seebach ein, wo er

*) Siehe S. 72 dieses Buches.

sich mit den jungen Burschen des Thals belustigte, und auf der Kirchweihe oder sonst bei ländlichen Festen, war er der schmuckeste und flinkeste Tänzer; manches Mädchenauge blickte verstohlen nach dem schönen Jägersmann und mancher Seufzer stahl sich aus zarter Brust, wenn er den Tanzplatz wieder verließ. Aber die schönen Dirnen galten ihm alle gleich; er scherzte und tanzte mit allen und keine konnte sich eines Vorzuges in seinem Herzen rühmen.

Eines Tages kam Berwin von den Höhen der Hornisgrinde herab; es war ein heißer Tag und der Durst trieb ihn zu der frischen, klaren Bergquelle, die unweit des Mummelsee's im Schatten grünen Gebüsches entspringt und nach wenigen Schritten ihr Wasser mit dem des See's vermischt. Er labte sich weidlich an der hellen, sprudelnden Quelle, und die Heimlichkeit des Orts verlockte ihn, auf dem blühenden Haidekraut sich niederzulassen, wo auch alsbald ein leiser Schlummer seine Augen umfing. Lange dauerte dieser indeß nicht; er erwachte bald wieder und richtete sich auf; aber wer beschreibt sein Staunen, als er, sich gerade gegenüber, am jenseitigen Ufer eine Mädchengestalt sitzen sah, von solch zauberhafter Schönheit, wie noch in keinem Traume, geschweige denn in der Wirklichkeit ein Frauenbild ihm erschienen war. Das war kein irdisches Wesen! Auf Erden reiften nicht solche Himmelsreize! Des blendendsten Schnee's Schimmer mußte verglimmen vor der Weiße dieses herrlich geformten Lilienantlitzes, und die Rosen von Pästum erbleichen vor dem zarten Hauch ihrer Wangen. In diesem Gesicht voll unnennbarer Anmuth lag ein ganzer Himmel unendlicher Seligkeit, und diese taubenmilden, klugen Augen drangen unwiderstehlicher als die feurigsten Blicke in des jungen Jägers Seele, dort eine Flamme weckend, die nur mit seines Athems letztem Hauche verlöschen sollte. Ein süßer Schauer durchbebte ihn bis ins innerste Mark und unwillkürliche Seufzer entstiegen seiner beklommenen Brust. Mit dem Binden eines Straußes von Haideblumen beschäftigt, war dies holde Frauenbild bisher in sorgloser Unbefangenheit im Ufergrase gesessen; bei dem ungewöhnlichen Ton aber schaute sie auf und als sie die Gestalt des Jägers erblickte, sprang sie rasch empor und stürzte sich kopfüber in die Flüthen des See's, dessen über ihr zusammenschla-

gende Wasser sie alsbald Berwin's Blicken entzogen. — Mit sich hinab in die Tiefe nahm sie die Ruhe seines Lebens. Mit Staunen, ja mit Entsetzen starrte sein Blick nach der Stelle hin, wo das holde Kind verschwunden war, schweifte von dort nach dem Platze, wo sie gesessen, und sah etwas schimmern im grünen Gestrüpp. Er eilte hin und fand dort den Schleier des reizenden Wunderkindes, den sie vor Eile vergessen und der von so feinem Gewebe war, daß er sich leicht in einer Hand verbergen ließ. Berwin drückte den glücklichen Fund an sein Herz, an seine Lippen und barg ihn zuletzt an seinem Busen. Er weilte noch lang am Ufer des See's, immer hoffend, die Erscheinung werde noch einmal zurückkehren, um das Vergessene zu holen. Aber vergebens! Als endlich die Sonne hinabgesunken und Mond und Sterne am dunkelnden Himmel heraufzogen, trat er den Rückweg an und erreichte halb träumend das Forsthaus, wo er sich alsbald unter dem Vorwand von Ermüdung auf seine Kammer begab.

Am andern Morgen frisch gestärkt erwacht, däuchte ihm die ganze Begebenheit nur ein schöner Frühlingstraum. Als er aber auf dem Sitze neben seinem Lager den Schleier der Seejungfrau erblickte, da ward wieder Alles deutlich und lebendig vor seiner Seele, und die Sehnsucht nach dem süßen Wunderkinde lockte ihn unwiderstehlich abermals nach dem See. Und Tag für Tag trieb es ihn fortan nach dem verhängnißvollen Gewässer, stets in banger Hoffnung dort harrend, ob die holde Jungfrau sich nicht wieder zeigen werde. Doch sie kam nicht wieder. Aber diese Täuschung, das ungestillte Sehnen und der Schmerz der Liebe zehrten an seinem Herzblut, und der tiefe Seelengram bleichte seine Wangen.

Mit unendlichem Kummer sahen die betagten Eltern, wie der einzige geliebte Sohn in der Blüthe seiner Jahre dem Grabe zuwankte, wie er täglich bleicher und stiller ward, wie nichts mehr auf Erden ihn zu erfreuen vermochte. Wohl war die arme Mutter in ihrem Jammer oft in ihn gedrungen, ihr zu sagen, was so schwer ihn bedrücke, aber nur ausweichende Worte waren seine Antwort.

In dem benachbarten Dorfe Seebach wohnte damals ein herrschaftlicher Beiförster, der bei Berwin's Vater einst die Jä-

gerei erlernt und als Waidgesell lang in dessen Dienst gestanden hatte. Eckhart, so hieß er, war nicht nur im Forsthause, sondern auch in der ganzen Umgegend, seines biedern, freundlichen Wesens wegen gern gesehen, und mit besonderer Liebe hing von frühester Jugend an Berwin an ihm, der ihn mit den Waffen umzugehen lehrte und ihm den ersten Unterricht in dem edlen Waidwerk ertheilte. Und auch jezt noch, nachdem Eckhart schon Jahre lang den herrschaftlichen Dienst angetreten, genoß er der alten Liebe und erfreute sich des unumschränkten Vertrauens der Familie des Forsthauses in der Lezelsau. An ihn wandte sich die betrübte Mutter, und der Biedere versprach, sein Möglichstes zu thun, um dem Leid, das am Herzen des Jünglings nagte, auf die Spur zu kommen, oder ihn selbst zum Geständniß zu bringen.

In Kurzem gelang es ihm auch, auszukundschaften, daß Berwin tagtäglich den Mummelsee besuche; er beobachtete ihn, wie er Stunden lang am Ufer in tiefen Gedanken saß, öfters aus tiefster Brust aufseufzte und dann und wann etwas Weißes aus dem Busen zog, das er an sein Herz drückte und an seine Lippen. Er wußte nun es einzurichten, daß er eines Tages, wie zufällig, im Gebirge mit ihm zusammentraf. Sie begannen ein gleichgültiges Gespräch, während dessen sie sich im kühlen Waldesschatten auf schwellender Moosdecke niederließen. Eckhart rückte seinem Ziele näher, und seinem treuherzigen, eindringlichen Zureden vermochte der offene Berwin nicht lange zu widerstehen. Er gestand seine glühende, hoffnungslose Liebe zu der reizenden Wasserjungfrau und zeigte sogar den Schleier vor, den er am Ufer gefunden.

Die Jägersleute stehen eben nicht im Rufe besonderer Frömmigkeit; doch Eckhart besaß einen frommen Sinn und ein gläubiges Gemüth, und in der ganzen Erzählung seines jungen Freundes sah er nur eine höllische Verblendung, den Jüngling ins Verderben zu locken. Er suchte ihn darum mit aller Kraft seiner einfachen, natürlichen Beredtsamkeit zu überzeugen, daß dies verführerische Gebild aus dem Wundersee nichts anders sey, als ein finsterer Geist des Abgrunds, den der Böse heraufgesendet, seine Seele zu verderben. So lang er das Lügenbild in seinem Herzen trage, habe die Hölle Theil an ihm; und dieß werde

nicht aus seinen Gedanken schwinden, so lang er den unseligen Schleier nicht von sich werfe, dessen Zauberkraft ihn zugleich unfehlbar in seiner Verblendung dem Grabe zuführen müsse. Berwin wurde nachdenkend; er erinnerte sich mancher unheimlichen Erzählung von den Bewohnern des Mummelsee's, und sein Kleinmuth erwachte, so daß es zuletzt dem Drängen Eckhart's gelang, daß er diesem sogar den Schleier übergab, wiewohl nur mit widerstrebendem Herzen. Bald darauf trennten sie sich, denn es war schon spät geworden.

Eckhart war nicht wenig erfreut über das Gelingen seines Auftrags. Aber noch war das Werk nicht ganz vollbracht; noch blieb ihm ein wichtiger Schritt übrig, um seinen jungen Freund aus den Schlingen des Bösen und seiner Diener zu befreien, wie der Glaube jener Zeit wähnte. Und kaum graute in der andern Frühe der Morgen, als er sich auf den Weg nach dem Horniösgrinden machte; am See angekommen, wand er den Schleier um einen schweren Stein und schleuderte ihn so weit in das Wasser, als er vermochte, dann stieg er die Höhe des Berges vollends hinan, den etwaigen Erfolg dort abzuwarten.

In Berwin's Augen kam in der Nacht, welche der Unterredung mit Eckhart folgte, kein Schlaf. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß er mit dem Schleier das ganze Glück seines Lebens aus den Händen gegeben und Eckhart ihn getäuscht habe; denn lebendiger, reizender als je, stand jetzt das Bild der Wasserjungfrau vor seiner Seele und unbezwinglich ward die Sehnsucht nach ihr. Er wälzte sich ruhelos auf seinem Lager, und kaum dämmerte der erste Schein im Osten, so trat er schon den Weg an nach dem See, wohin es ihn so unaufhaltsam zog. Träumend schritt er dort am Ufer hin; da sieht er Etwas in der Mitte des Wassers schwimmen; er sieht genauer hin, und, täuscht ihn nicht Alles, so ist es der verhängnißvolle Schleier, den er zu seinem großen Leid aus den Händen gegeben. Ja, so war es; er trügte sich nicht. Ein rüstiger Schwimmer, besinnt er sich nicht lange, und stürzt sich jählings in den See. Jetzt ist er dem schwimmenden Gewebe nahe, schon streckt er die Hände darnach aus, — da beginnt er unaufhaltsam zu sinken, tiefer und immer tiefer, bis die schwarzen Gewässer über ihm zusammen schlagen und ihn bergen in ihrer bodenlosen

Tiefe. — Nie ward er wieder gesehen. Hatte ein Krampf ihn erfaßt und im tiefsten Grunde des See's sein Grab finden lassen, oder haben die Nixen ihn hinabgezogen in ihr schirmendes Reich — Niemand weiß es zu sagen. Eckhart kam zu spät von der Höhe des Berges herab ihm nach, um ihn noch retten zu können, und ihm blieb nur die traurige Pflicht, den alten Aeltern die schreckliche Kunde von dem unglücklichen Ende ihres Sohnes zu bringen."

Mein Führer hatte kaum diese Geschichte geendet, als wir vor der ersehnten Herberge im Städtchen Kappel-Rodeck anlangten, wo mich Labe und Ruhe die Mühseligkeiten des etwas beschwerlichen Weges bald vergessen ließen.

Hypolit Schreiber.

(Aus Lewald's „Europa." Mit einigen Abkürzungen.)

Die Braut vom Bergsee.

Musik erklingt zum Hochzeitschmauß;
Sie tanzen im erhellten Haus.
Doch draußen trüb im Sternenlicht
Der junge Waidmann zu sich spricht:
„Ob Manche mir das Herz beklemmt,
Sie thun mir drinnen Alle fremd,
Ob Geig' und Flöte Alle freut,
Mir hat sie den Verdruß erneut."

Da kommt zu ihm ein Mägdlein zart,
Gekleidet nicht nach Landesart.
Wie Silber fließet ihr Gewand,
Wie Gold ihr Haupthaar ohne Band,
Wie sanfte Wellen schwebt ihr Schritt:
„„Und willst du nicht zum Tanze mit?""
So redet sie und blickt dazu,
Dem Stern gleich aus der Himmelsruh'. —

Sie schwelgen in des Tanzes Lust,
Sie schmiegt sich leis an seine Brust,

Wie eine Blume, kaum erwacht,
An ihres Stammes Blättermacht.
Sie ruht ihm müd' und matt im Arm,
Er führt sie weg vom Tänzerschwarm;
Er wiegt sie schaukelnd auf den Knie'n,
Doch scheu und bebend will sie fliehn.

Sie eilt zu Wald und Fels hinauf,
Er faßt sie sanft in ihrem Lauf.
Sie seufzt: „Der strenge Vater droht;
In seinem Hause wohnt der Tod.
O blieb' ich Brust an Brust bei dir,
Und Beide liebend stürben wir,
Doch weh, mein Herz so wach und voll,
Und keine Seele lieben soll!"

„Hab' ich nicht Büchs' und Fänger hier?
Nicht fürchten Tod und Hölle wir!"
— „Der Nix im See, mein Vater dort,
Und Menschenliebe, bringt mir Mord;
Die Morgenröthe trinkt mein Blut,
Bin ich bei ihm nicht in der Fluth.
Es tagt, es tagt — ich sterben muß — —
O gib mir noch den letzten Kuß!" —

Der Drossel froher Ton verhallt,
Und zornig braust der Tannenwald;
Im Halbkreis starrt die Felsenhöh',
In ihrem Kessel stürmt der See.
Und aus des Jünglings Armen reißt
Die bleiche Braut der greise Geist;
Er wirft sie donnernd in die Fluth,
Die blutig dann im Frühglanz ruht.

Der Jäger sitzt am Wogenschein
Und schaut mit starrem Haupt hinein;
Vom Gipfel blickt der Auerhahn,
Vom Schilf der Hirsch ihn sicher an.

Der See verstummt, der Wald verdorrt,
Der Jäger sitzt dort immerfort;
Dort harrt sein Geist noch heut zu Tag,
Ob Keiner ihn erlösen mag.

Georg Rapp.

Der Ritter und das Seefräulein.

Ein Ritter kühn im Jagen
Verfolgt ein scheues Reh;
Vom schnellen Roß getragen
Kommt er zum tiefen See;
Da steigt er in die kühle Fluth,
Ermattet von der Hitze,
Erfrischt sein junges Blut.

Und wie er schaut hinunter
Tief in den See hinein,
Da schwebt ein seltsam Wunder
Hervor im Abendschein:
Ein zartes Fräulein, klar und mild,
Mit wasserblauem Schleier;
Es war ein rechtes Bild.

Sie schwebet immer näher,
Bald steht sie vor ihm da;
Sein Herz schwoll hoch und höher,
Wußt' nicht, wie ihm geschah!
Sie blickt' ihn an so liebevoll;
Sie pflegen süßer Rede,
Dem Jüngling ward so wohl.

Die hellen Sterne brennen
Schon lang am Himmelszelt;
Doch Lieb kann Niemand trennen,
Die sich umfangen hält.
Als endlich kam die Mitternacht,
Da ward dem schönen Ritter
Ein Lebewohl gebracht.

So oft die Sonn' jetzt sinket,
Sitzt er an Ufers Rand:
Alsbald die Meerfrau winket
Und schwebt zu ihm an's Land;
So oft jetzt kommt die Mitternacht,
Da wird dem schönen Ritter
Ein Lebewohl gebracht.

„Komm' mit zum Hochzeitsmahle,
Mein' Schwester wird getraut
In meines Schloßes Saale;
Komm' mit, du süße Braut!"
So sprach er einst, läßt sie nicht los,
Trotz ihrem Widerstreben,
Und nimmt sie mit auf's Schloß.

Da, bei dem Klang der Saiten
Und bei der Kerzen Glanz,
Da ist so wohl den Beiden,
Sie schweben hin im Tanz.
Der Wächter ruft die Mitternacht,
Da wird dem jungen Ritter
Ein Lebewohl gebracht.

Er hält sie fest umfangen,
Er denkt nicht an die Zeit,
Er küßt die zarten Wangen:
Da weint die schöne Maid.
Vorbei war lang die Mitternacht;
Das hat dem schönen Ritter
Nachher groß Leid gebracht.

„Laß mich, mein traut' Geselle,
Gib mir das letzt' Geleit'!
Es naht der Morgen helle,
Ich bin voll Lust und Leid.
Vorbei ist lang die Mitternacht —
Ich glaub', die große Liebe
Hat mir den Tod gebracht!

„Kommst morgen du zur Stelle
Dort an die dunkle Fluth,
Und dringet aus der Welle
Ein rosenfarbnes Blut:
So denk': die Weil' nach Mitternacht,
Und unser treues Lieben,
Hat mir den Tod gebracht."

Und wie er kam zur Stelle
Dort an die dunkle Fluth,
Da dringet aus der Welle
Das rosenfarbne Blut.
Er klaget bis zur Mitternacht;
Dann nahm ihn auf die Welle —
Hat nimmer ihn gebracht.

Karl Zell.

Die guten Seejungfrauen.

Um die Herrenwiese liegen einige Seen auf hohen Gebirgen, in Wald und Felsen versteckt. Nicht weit von jenem Dörflein, am Abhang des Berges Seekopf, und nicht weit vom Heidenberg, liegt der Herrenwieser See, der auch Hummelsee und der kleine Mummelsee heißt, weil man glaubt, er habe sein Wasser aus dem großen Mummelsee, der drei Stunden südwerts liegt und woraus die Acher fließt. Der Herrenwieser See soll unergründlich tief seyn. Ein Jäger schoß einmal ein Reh an seinem Ufer, das ins Wasser fiel und am dritten Tage ganz zerquetscht bei der Seebachbrücke wieder ausgestoßen wurde. — In diesem See wohnten einst wohlthätige Jungfrauen; sie kamen Nachts ins Thal herab und wuschen frommen und redlichen Leuten die Wäsche aus, die sie dort in den Zubern stehen hatten. Wo sie den Taig in der Mulde fanden, da buken sie das Brod, ehe die Leute wach wurden; sie fegten die Häuser, während die Leute schliefen; im Herbste schnitten sie Nachts die reifen Trauben ab und trugen sie zusammen in die Bütten; die schlechten aber ließen sie für die Vögel hängen, darum gab

es auch in alten Zeiten so guten Wein. Damals waren die Leute treu und redlich, deswegen haben ihnen auch die Seefräulein bei ihrer Arbeit geholfen; wenn es wieder bessere Menschen gibt, werden sie's auch wieder thun.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. v. J. 1834.)

Aus dem „Simplicissimus."

Vom Mummelsee gehen noch verschiedene Sagen. Wir theilen hier einige mit, wie sie der bekannte alte Kriegsroman: „die Abenteuer des Simplicissimus" anführt, woraus sie auch die Brüder Grimm in ihre teutschen Sagen aufgenommen haben:

1) Wenn man Erbsen, Steinchen oder sonst was in ungerader Zahl in ein Tuch bindet, in den See hinein hängt und dann wieder heraus zieht, so findet man dieselbe in gerade Zahl verändert, und so auch umgekehrt. So man einen oder mehrere schwere Steine hineinwirft, so trübt sich der Himmel darüber, und es erhebt sich ein dumpfes Brausen in der Luft, dem oft ein Ungewitter mit Donner und Hagel folgt.

---

2) Als eines Tages etliche Hirten ihr Vieh nahe beim See weideten, sahen sie plötzlich einen großen braunen Stier aus der Fluth ans Ufer steigen und sich zu ihren Rindern gesellen; einen Augenblick darauf aber kam ein graues Männlein eilig aus dem Wasser nach, und trieb den Stier unter greulichen Verwünschungen wieder in die Tiefe zurück.

---

3) Ein Bauer fuhr einst mitten im Winter sammt seinen Ochsen und einigen gefällten Baumstämmen über den hartgefrorenen See und kam glücklich ans andere Ufer; sein nachlaufendes Hündlein aber, das nur noch wenige Schritte davon war, mußte jämmerlich ersaufen, dieweil die Eisdecke plötzlich unter ihm auseinander borst.

---

4) Ein Jägersmann sah im Vorübergehen ein Seemännlein am Ufer sitzen und mit Goldstücken spielen, von denen es den ganzen Schoos voll hatte. Als er schon die Büchse anlegte um darauf zu schießen, huschte das Männlein blitzschnell mit seinem Schatz in die Fluthen und eine Stimme rief daraus:

„Hättest du mich schön gebeten,
Hätt' ich gern dich reich gemacht,
Doch weil du mich wolltest tödten,
Wirst in's Elend du gebracht."

Bald darauf versank auch wirklich der thörichte Schütze in die bitterste Armuth, weil seine Büchse von diesem Tage an kein Thierlein mehr traf, und starb nach kurzer Zeit ganz hülflos und verlassen.

(Vergl. mit E. Mörike's Dichtung, S. 100 dieses Buches.)

---

5) Ein Herzog von Würtemberg ließ einst ein Floß bauen, um damit auf den See zu fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messinstrumente schon neun Faden tief hinuntergelassen waren und immer noch keinen Boden gefunden hätten, fing das Floß auf unerklärliche Weise an, zu sinken, und wären die Leute darauf nicht schnell damit ans Ufer gefahren, sie hätten Alle ihren sichern Untergang gefunden.

---

6) Ein Markgraf von Baden, der mit Geistlichen und Hofleuten den See in Augenschein nahm, schoß geweihte Kugeln und versenkte heilige Gegenstände hinein. Plötzlich sprang ein fürchterliches Ungeheuer aus dem Wasser, jagte die Verwegenen in die Flucht, und sieben Tage wütheten Stürme und Ungewitter über der ganzen Umgegend.

(S. auch: „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe 1834.)

Das Mümmelchen.

(In Mundart dieser Gegend.)

Obe uf de Hornesgrinde isch e See, de mer de Mummelsee heißt, denn vor Ziten hen[1]) Mümmele oder See-

1) haben.

wible drin g'wunht. E junger Hirt het mengmol in der Näh si Küe un Schof g'hüet, un e Liedli g'sunge. 's isch e sufrer Bue gsi, mit gele, gruse Härle un e me G'sichtle, wie Milch un Bluet. Emol, gege Obed, do kummt e Jungfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het sie en Schleier trage. D'Jungfrau setzt si zuem Hirte und seit: „s'isch do guet lenze [1]), 's Moos isch weich, un 's weiht e küel Lüftli us de Tanne her."

Der Hirt het nit 's Herz, ebbes z'antworte; so e schüns Frauebild het er si lebti nit g'sehne, un 's wurd em fascht wunderli d'Sinn. Do guckt sie en a mit ihre große, schwarze Aue, und mit ihrem Mündle, wie Griese [2]) so roth, und seit: „Mögscht mer nit e Liedle singe? do hobe hört mer niks as d'wilde Waldvögel."

Em Hirt isch's just nit singeri gsi, aber er het do ang'fange:

Es schwimmt e Rösli, so wiß wie Schnee,
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch guckelt numme ne Sternle runter,
So duckt's au gli si Köpfle unter.

Witer het er nit singe künne; denn 's Mümmele het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee us de Grinde wär schu [3]) im Merze dervun g'schmolze. Wenn mer aber Fir [4]) zuem Strau thuet, so brennt's, un mit em Lösche isch's so e Sach. Kurz un guet, der Hirt verplempert [5]) si in's Seewibel, und sie isch au nit von Stahl un Ise [19] gsi.

Aber alles in Ehre! Sie hen kurzwilt un Narrethei triebe, un am End isch der Hirt keck wore, und het em Mümmele e Schmüzle [6]) gen, un sie het em seldrum [7]) d'Aue nit uskratzt. Bim Abschied aber het sie zuem g'seit: „Wenn i au emol nit kumm, se blib mer vum See weg, un rief mer nit."

E Zit lang isch's so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wär jetzt allewil klor bliebe, aber hinter em isch e gar

1) [illegible]
2) [illegible]
3) [illegible]
4) [illegible]
5) [illegible]
6) Küscher.
7) deßhalb.

schwarze Wolk ufg'stiege. Emol loßt si mi Mümmele zwei Tag mit keim Au mer sehne, und do isch's em Hirte winne und weh worre; denn mit der Lieb isch's, wie mit em Heimweh; mer kann debei nit ruege noch raste, un mer sot glaube, böse Lüt hätte's eim angetun. Z'letscht kann's der Hirt nimme ushalte, un lauft an de See: do guke en d'Seerdöle an, as wenn se Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit, un rieft d'Jungfrau bim Name. Uf eimol wurd's Wasser unruebig [1]), un us em See kummt e Zeterg'schrei, un er färbt si mit Bluet. De Hirte wandelt e Grusen an — er lauft in d' Berri [2]) ni, wie wenn en e Geischt [3]) jage thät, un vun der Zit an het me nits meh vun em g'sehne no g'hört.

Alois Schreiber.

Der Wildsee.

In seinen Tiefen hausen ebenfalls schlimme Geister; diese aber sind bei Tag als schwarze Fische zu sehen. Oft auch läßt sich in seinem Grunde ein Spielmann lustig musicirend hören, worauf sich dann immer irgend ein Unglück in der Gegend ereignet.

Auch geht die Sage: es sey einstmals ein fremder Herr in prächtigem Kleide zu Pferd auf dem Moos erschienen; der sey vor den Augen eines Hirtenmädchens spornstreichs auf den See zugesprengt, Mann und Roß alsbald in dessen Tiefe verschwunden und nur der Federhut des Cavaliers sey noch eine Zeit lang oben auf dem Wasser geschwommen.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1831.)

Das Männlein vom See.

(In alemannischer Mundart.)

Uff de Berge, do isch e See,
Es fahrt nie kei Schiffer druff.
's geht kei Rueder in sini Welle,

---

1) unruhig.
2) Berge.
3) Geist, Gespenst.

Denn er cha si gar verstelle,
Und uff eimol steht er uff —
Es isch gfehlt, isch ebber druff.

Bi dem See obe stoht e Hus
Im e Thal, so eng un wild.
Hoch vum Ruppe sieht me's Chöpfli
Dert in jedem Wassertröpfli,
Wenn der Wind e wenig spielt,
Un vu Berge drum umme 's Bild.

In dem Hus inne het me fust
As e Männli chönne seh;
's isch so chlei gsi, wie ne Büebli,
Doch nitt lustig un nitt liebli,
Un het nie kei Antwort ge —
Jezen isch es nimmimeh.

Un das Männli, stumm un still,
Isch scho alt gsi un scho grau.
Duß, in Husgang, unter d'Stege,
Isch es z'Nacht allimol als g'lege,
Uff de Boden un uff's Strau;
Mengmol het es gessen au.

Isch der Morgen allmig chu,
Isch das Männli zersicht verwacht;
Und was's ge het, in Buureg'schäfte,
Het es ghulfen us alle Chräfte,
Un het redli au mitgmacht,
Doch nit eimol het es g'lacht.

„'s mueß e tiefe Chummer ha,"
Meint der Meister, „was es will?
Wenn de's numme chönntsch au sage,
Wett der gern dra helfe trage;
Bisch so schaffig un so still. —
Wußt i numme, was es will!"

Un jez endli seit si Frau:
„I glaub, i bi uff der Spur!
's het so alt un verrisse Plunder,
Un drum isch es au ke Wunder,
Daß es luegt allewil so suur;" —
So seit d'Frau zum Seewibuur.

„Jo, wer weiß, so chönnt es si,
Un des chost't jo nit alles Geld;
Jeze len mer im Männli mache
E neu Röckli un sust no Sache,
Was es brucht in Hus un Feld." —
Un bim Schnider wird es b'stellt.

Und der Schnider chunnt un bringt's,
Wun es ferig jez isch gsi;
Un sie lege's unter d'Stege,
Un wenn 's Männli dermit biwege,
Daß es soll alehrter si;
's sin au Schüehli no derbi.

Doch wu's Nacht wird, toost der See,
Und im Huus het's durann g'chracht;
Und wu's Männli si neu Plunder
Jeze findet, un au no drunter
Neui Schueh; o wie het es gmacht,
Un het's giemm'ret die ganzi Nacht!

„O mi Meister! o weh, o weh!
Jez henn er mi so abglohnt,
Tusig Jehr lang han i do gwohnt.
O mi Meister! o weh, o weh!
O, er henn mer nit solle ge!

„O mi Meister! o weh, o weh!
Mi Plunder wär jez verheit gli,
Un derno wär i erlöst gsi.
O mi Meister! o weh, o weh!
O, er henn mer nit solle ge!

„O mi Meister! o weh, o weh!
Jez mueß i go vu Afang
Wieder diene, tusig Johr lang.
O mi Meister! o weh, o weh!
O, er henn mer nit solle ge!" —

Un jez macht es si usse Weg,
Blibe darf es nimmemeh.
Sither sellem isch's verschwunde,
Doch in mitternächt'ge Stunde
Irrt e Liechtli als am See,
Un das sifzget: o weh, o weh!

J. F. Dorn.

(Aus Pfarrer F. J. Dorn's „Alemania," Lörrach, 1843.)

Der Nonnensee.

Einige Stunden hinter der Herrenwiese befindet sich der Nonnensee, der auch manchmal mit dem Mummelsee verwechselt wird. Zu beiden Seiten erheben sich der Schwarzkopf und der Seekopf, auf deren Kuppen einst die Schwarzburg und die Seeburg standen. Auf der Seeburg lebten zwölf Brüder, die sich vom Raube nährten, mit ihrer einzigen, aber wunderschönen Schwester; auf der Schwarzburg aber wohnten zwölf Schwestern, eine reizender als die andere, mit einem einzigen, aber heldenkühnen Bruder.

Die Seeburger Zwölfe brüteten schon längst über dem Plane, das Schwestern-Dutzend aus der Schwarzburg zu entführen; der Ritter von der Schwarzburg hingegen beredete die Seeburger Jungfrau, deren Brüder ihm sie nicht zur Gattin verwilligen wollten, zur Flucht, und die Stunde ward festgesetzt, wo er sie heimlich abholen sollte. Da beide Theile dieselbe Nacht zur Ausführung ihrer Anschläge gewählt hatten, stießen sie mitten auf dem Wege, der ins Murgthal führt, aufeinander. Verzweifelt war der Widerstand, welchen der Ritter von Schwarzburg leistete, aber er wurde von der Menge seiner Gegner überwältigt, gefesselt und nebst der Geliebten und seinen

Schwestern in das feindliche Räubnest geschleppt, in dessen Verließe, bei Fackelschein, jeder der zwölf Ritter ihm einen Dolch in die Brust stieß. Hierauf tödteten sie ebenso ihre einzige Schwester, nachdem sie den gräßlichen Tod ihres Buhlen hatte mit ansehen müßen. Die geraubten zwölf Jungfrauen mußten sich mit den zwölf Seeburger Brüder vermählen, erhoben sich aber in der Hochzeitnacht leise von ihrem Lager und durchbohrten die schändlichen Mörder ihres Bruders mit denselben Dolchen, die sein Blut vergossen hatten. Nach Befriedigung ihrer Rache wollten die zwölf Schwestern wieder auf die Schwarzburg zurückkehren, wurden aber von den Knechten der Seeburger überfallen und auf der Stelle getödtet. Bald darauf brach in der Seeburg eine Feuersbrunst aus; da sah man unter den stürzenden Balken und berstenden Mauern zwölf weibliche Gestalten in weißen Gewändern durch die Flammen schreiten, jegliche ein Kindlein im Arm, hinaus zu dem Nonnensee, und in dessen Tiefe sich stürzen. Dumpf braußten die Wasser auf und von der Zeit an nahmen sie eine Farbe schwarz wie Dinte an.

Jeden Tag nun, sobald die Dämmerung herabsinkt und das Abendglöcklein im nächsten Dorfe geläutet wird, kommen dreizehn Stücke Rothwild aus dem zerfallenen Thore der Seeburg hervor und nehmen den Weg nach der Ruine der Schwarzburg. Kecke Wildschützen haben es bisweilen gewagt, auf diese Thiere zu schießen; aber wenn auch eines oder das andere zusammenstürzte und der Jäger sich der Beute bemächtigen wollte, war sie plötzlich spurlos vor seinen Blicken verschwunden; ja, einmal soll die Kugel zurückgeprallt seyn und den frechen Schützen selbst getödtet haben. Blos am Freitage, oder dem sogenannten Jägersabbath, läßt sich der Zug des Wildes nicht sehen; aber um Mitternacht wandeln dann zwölf weiße Nonnen aus einem Thurme der Seeburg und in ihrer Mitte wankt ein hoher bleicher Mann, in dessen Brust zwölf Dolche stecken. Während sie durch den Schloßhof dahinschreiten, kommt ihnen aus der Hauptpforte ein Zug von zwölf schwarzen Männern entgegen, ihre Gestalten mit brennenden Flecken übersäet. In ihrer Mitte geht ein weißverschleiertes Weib. In tiefer Stille schreiten sie an den Nonnen vorüber und verschwinden, zu gleicher Zeit wie jene, am Eingang in die alte Begräbnißkapelle.

Ein alter Mann, der in der Nähe des Nonnensee's lebte und Crucifixe aus Holz schnizte, die er in der Umgegend verkaufte, hörte manchmal in der Nacht ein Gestöhne, wie von Sterbenden, das aus den Fluthen zu kommen schien. Dann warf er sich auf die Kniee und betete für die Ruhe der Abgeschiedenen, welche dort in der Tiefe ihr Grab gefunden. Als ihm seine Frau starb, vernahm er in der Kammer, worin sie auf Streu lag, eine sanfte Musik. Leis öffnet er die Thüre und erblickt dreizehn weiße Jungfrauen, mit Lichtlein in den Händen, um die Leiche stehen und sie bewachen.

(B. M. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc. ꝛc.")

Die Nonnen singen nicht mehr.

Wo der Wildsee liegt, da stand ehemals ein Nonnenkloster, das ist aber längst versunken und vom Wasser bedeckt. Man sieht noch den Fahrweg und das Geleis in den Felsen; der Pfad führt gerade auf den See und nicht weiter; denn es war der einzige Weg zum Kloster. Die Nonnen saßen noch oft am See, nachdem ihr Kloster untergegangen war und sangen Lieder; kam aber Jemand in die Nähe, so sprangen sie alle ins Wasser. Es waren allezeit ihrer zwölfe. Sie tanzten sehr gern und kamen oft zu den Leuten in die benachbarten Thäler, aber stets nur Eine allein; und nie hat man gesehen, daß Eine Speis' oder Trank angenommen hätte. Sie nahmen zwar von ihrem Tänzer das Glas an, als wenn sie Bescheid trinken wollten, berührten aber den Rand nur mit den Lippen, ohne zu trinken. Daher sagt man auch, wenn man einen Trunk einer Jungfer zubringt und sie vom Weine bloß ein Bischen nippt: „Sie trinkt wie eine Nonne, die an dem See ihr Liedlein singt."

Diese Nonnen trugen weiße Kleider, waren fröhlich und guter Dinge, gaben aber keine Antwort, wenn man sie nach ihrem geheimnißvollen See fragte. Einen Tänzer, der solch eine Frage an sie stellte, verließen sie augenblicklich und waren nie wieder an diesem Orte zu sehen. Das Volk hatte sie sehr gerne als Gäste bei Hochzeiten, denn sie brachten der Braut Heil und Segen; daher gingen die Hochzeiterinnen drei Tage

vor der Trauung an den See und luden sie ein mit dem lauten Ruf: „Ich habe Hochzeit, kommt zum Tanze!" Wollte nun eine Nonne der Einladung folgen, so merkte man es an einem Geplätscher im Wasser. Das Brautpaar mußte aber jeder Nonne, wenn sie beim Fest erschien, feierlich versprechen, ihr es sogleich zu sagen, wenn die Glocke Nachts zwölf schlug. Sie segnete dann das Brautpaar ein, ließ sich von ihm bis an die Hausthüre begleiten, von den Leutchen die Hand zum Abschied küssen und verschwand dann auf der Stelle.

Diese Nonnen hatten eine eigene, sittsame Art zu tanzen; nicht so wild und roh, wie jetzt die Leute zu thun pflegen, sondern sie schwebten nur in zierlichen Kreisen und mit leisen Schritten über den Tanzboden hin.

Einmal geschah es, daß ein Brautpaar die Mitternachtstunde vergaß, und als die Nonne fragte, welche Zeit es sey, da war es schon Ein Uhr. Da sank sie mit einem Schrei zusammen und bat den Bräutigam, sie nach ihrem Wohnsitz zu begleiten. Als sie an den See kamen, blieb der junge Mann stehen, denn sie hatte ihm ihr Schicksal vorausgesagt und ihn gebeten, daß er es mit ansehen solle. „Der Mond scheint hell;" — sagte sie — „wird der See weiß wie Milch, wenn ich in die Fluth hinabsinke, so ist es ein gutes Zeichen; wird er aber roth wie Blut, so ist es um mich geschehen!" — Sie sprang hinein in das Wasser, aber sogleich schoß ihr Blut heraus und färbte die ganze Fläche dunkelroth. Der Bräutigam ging traurig nach Forbach heim und seitdem singen die Nonnen nicht mehr am See, wo sie sonst im Frühjahr an der Sonne sich wärmten.

(Aus den in Mone's „Anzeiger" ꝛc. Jahrg. 1831 auszugsweise mitgetheilten Sagen aus der handschriftlichen Sammlung des Oberst Medicus.)

Der Rige Wechselbalg.

Im Hutzebacher See wohnte vor Zeiten ein böses Weib, die besonders den Buben gefährlich war; wagte sich einer in die Nähe, so ward er von ihr aufgepackt, zum See getragen und lebendig aufgefressen. Doch sind jetzt die Knaben von der

Nire verschont, weil sich eine Geschichte mit ihr zugetragen hat, seit welcher sie die Kinder in Ruhe läßt.

Eine Köhlersfrau hatte ein kleines Knäblein in der Wiege daheim, und war in den Wald gegangen, um Heidelbeeren für ihren Mann zu sammeln. Als sie wieder nach Hause kam, hörte sie schon von Weitem ihr Kind entsetzlich schreien und fand statt ihres Söhnleins einen greulichen Wechselbalg in der Wiege; der hatte einen Kopf wie ein Sester, Augen wie ein Kalb, war aber sonst am ganzen Leibe mager und fahl, wälzte sich in seinem Kothe und krächzte wie ein Rabe. Die Mutter brach in lautes Jammern aus und bat ihren bald darauf heimkehrenden Mann, den Unhold mit Ruthen zu hauen. Das that er denn auch, während sein Weib vor dem Hause ihr Gebet verrichtete. Da hörte sie auf einmal ihr Söhnlein am See weinen, denn ihre Hütte stand nahe daran; sie sprang hin, fand wirklich ihr rechtes Kind am Ufer liegen und trug es freudenvoll heim. Ihr Mann schleppte darauf den tüchtig durchgepeitschten Wechselbalg an dieselbe Stelle, wo sein Kind am See gelegen hatte. Als die Nire dies gewahrte, fuhr sie auf den Wechselbalg los, zerriß und fraß ihn, und verschwand. Der See fing aber schrecklich an zu brausen und zu toben und man glaubt, die Nire habe sich mit diesem Fraße den Magen so sehr überladen, daß er geborsten, woher es auch komme, daß die Kinder jetzt vor ihr Ruhe haben.

(Aus den in Mone's „Anzeiger" (1831) auszugsweise mitgetheilten Sagen des Oberst Medicus.)

Anmerkungen zu den Mummelsee-Sagen.

Unfern der Kuppe der Hornisgrinde*), an deren südöstlichem Abhange, ungefähr zwei Stunden von der Herrenwiese, liegt der Mummelsee, auch Wundersee (lacus mirabilis) genannt. Desselben erwähnen schon einige unserer älteren Schriftsteller, u. A. Caspar Schott in seiner „Physica curiosa," lib. I. pag. 123. Mancherlei von seinen Wundern erzählt auch Greifenson (Schleifheim) in seinem Kriegsbildervollen Roman: „Der abenteuerliche Simplicissimus." (5. Bändch. 10. Kap.) ꝛc.

*) Grinde heißen in dieser Gegend die hohen, kahlen, gleichsam verlornen und heimathlosen Bergspitzen. Diese Kuppe wird auch der Kapenkopf, der Vierfürstenstein oder Grenzstein genannt, weil hier ehemals die Grenzen von Oesterreich, Baden, Würtemberg und dem Bisthum Straßburg zusammen trafen. Die Hornisgrinde ragt 3627 Fuß hoch, einer riesigen Vorwacht gleich, in das Rheinthal hinein. (Siehe J. v. Jahnenberg's „die Heilquellen am Knielis." Karlsruhe, 1838.)

Es gibt zwei See'n dieses Namens, die wegen ihrer nachbarlichen Aehnlichkeit öfters verwechselt werden. Derjenige, welcher unsern Sagenkreis bildet, ist der obenerwähnte, größere; der kleine Mummelsee, richtiger Herrenwieser- oder Nonnensee, befindet sich in der Gegend der Herrenwiese, im Bezirksamt Bühl. Seekopf heißen die Berge, in deren Tobel beide eingeschlossen sind. Aus dem größeren Mummelsee fließt die wilde Acher, die eine Strecke weit den Namen Seebach trägt, hierauf das eigentliche Acherthal bildet und sich in den Rhein mündet; der Abfluß des kleineren Mummelsee's heißt ebenfalls Seebach, ergießt sich aber in den Schwarzenbach.

Mit dem Mummelsee wird auch wohl der wilde See (Wildsee) verwechselt, welcher in der Nähe von Allerheiligen liegt und durch die Schönmünzach in die Murg abfließt. Da es ferner noch einen zweiten Wildsee südwestlich vom Kniebis bei Rippoltsau und dem Schappacherthale gibt, so ist erklärlich, daß hier häufige Verwechslungen vorfallen.

Der Name Mummelsee mag eher von dem altteutschen Worte „Mummel" (Pere, Popanz) oder dem damit verwandten „Mummeln", (Mumm machen, brummen hinter einer Vermummung, englisch to mumble) als von „Murmeln" herzuleiten seyn.

(Vergl. Klüber's „Beschreibung von Baden und seiner Umgegend." II. Theil S. 140 und 190. — Kolb's „Lexikon von Baden." II. Bd. S. 294. III. Bd. S. 228 und 386. — Al. Schreiber's „Baden mit seinen Heilquellen ꝛc." S. 223 und 28 u. A. m.)

Fr. von Fahnenberg in seinem Werkchen „Die Heilquellen am Kniebis" ꝛc. sagt S. 167 über diesen Namensursprung:

„Mummel, Mummert, Mummart ist im gemeinen Leben der Name eines erdichteten Ungeheuers, womit man Kinder schreckt und welches durch eine vermummte Person dargestellt wird, während sie dabei den brummenden Laut Mum, Mum von sich hören läßt. — Al. Schreiber leitet jedoch den Namen des See's von „mummeln," „murmeln" her; Mümmelchen sey gleichbedeutend mit Wassernixe; es liege hier der Begriff des Geheimnißvollen zu Grunde. Die Bedeutung von Larven, als gleichbedeutend mit gespenstigen Wesen, komme nur bei den Römern vor.

„Der große Mummelsee hat eine halbe Stunde im Umfang. Nur in der Mitte, wo die Acher entquillt, ist er von bisher noch unergründlicher Tiefe. Sein schwärzliches Wasser, durch die nahen Torfgründe so aussehend, nährt bloß den Salamander, nicht aber Fische. Nach Angabe der Landleute verursachen die Ausdünstungen des See's häufig Nebel und Ungewitter. So soll den 21. Juni 1756 aus einem bloßen Wölkchen, das in der Größe eines runden Hutes aus demselben emporstieg, sich aber allmälig immer weiter ausdehnte, eines der entsetzlichsten Blitz- und

Hagelgewitter entstanden seyn, das im Umkreise von acht Stunden unbeschreiblichen Schaden verursachte."

(Vergl. v. Fahnenberg's „Heilquellen am Kniebis ꝛc." S. 167 und 168.)

Al. Schreiber sagt u. A. von ihm:

„Des See's Ufer ist, wie das Gestade des Lethe-flusses, öde und abgeschieden, die verkümmerten Fichten und Tannen neigen ihre Wipfel zur Erde und sterben schon in ihrer Jugend hin. Kein Laut unterbricht die ewige Stille, als das Stöhnen der nahen Wälder im Winde oder das melancholische Murmeln des Waldbachs tief unten im Thale. Unbeweglich ruht bei Windstille der schwarzbeschattete Wasserspiegel, auf welchem die gelbe Seerose (Nymphea lutea) ihre breiten fetten Blätter entfaltet. Hier verweilt gerne die Betrachtung, die Wehmuth, die Dichtung."

„**Die Lilien vom Mummelsee**," S. 81 und „**Mummelsee's Rache**," S. 83.

Die den „Lilien" (welche Blumen eigentlich nicht im Mummelsee zu finden und nur mit poetischer Licenz hineingezaubert worden sind) zu Grunde liegende Sage gab dem Hofmaler **Göpenberger** den Stoff zu einem der schönsten Freskobilder, womit er die neue Badener Trinkhalle geziert hat. — „**Mummelsee's Rache**" bezieht sich, andren Berichten nach, auf den **Wildsee** bei **Allerheiligen**.

(Vergl. „Sagen aus Baden und Umgegend." Karlsruhe, 1834.)

Eine sehr gelungene Uebersetzung der „Lilien" theilt die „Edinburgh Review" vom Juli 1838, gelegentlich einer Recension von **Simrock's** „Rheinsagen" mit, unter welchen auch jene Romanze sich befindet. Wir lassen sie hier vergleichshalber folgen:

THE LILIES OF THE MUMMEL-LAKE.

Along the gloomy Mummel-Lake
The lilies bright are growing,
They stoop their heads, their stalks they shake,
When morning winds are blowing;
But when the night is in her noon,
And broad and bright the rounded moon,
Uprising from the wave they stand
A group of *maidens* on the strand.

The night-winds wake, the long reeds make
Sad music for their dancing,
As hand in hand is seen the band
Of lily-maids advancing;
In mazy flight careering light,
With faces white and garments white,
Till o'er their pallid cheeks is spread
Once more a blush of living red.

The loud winds groan, the long reeds moan,
The pine-wood pipes in chorus,
The clouds athwart the moon are blown,
The shadows flicker o'er us.
The night-dews stuff the grass full deep,
But up and down the dancers sweep,
And higher, heavier than before
The billows beat along the shore.

Lo! from the wave a giant arm,
A clenched hand intending,
A dripping head with sedge o'erspread,
A flowing beard depending;
And thunder-like there comes a sound,
Reecho'd from the rocks around:
„Ye graceles daughters, hark! give o'er
Back to your watery beds once more!"

The dance is over; if pale before,
How paler grow the daughters!:
„Our father calls, the down appals,
Once more then to the waters!"
The mist from out the valley rise,
The morning streaks anew the skies;
Once more the lilies with the morrow
Are waving o'er the lake of sorrow.

„Einkehr." S. 84.

Nicht nur im Odenwald, sondern auch in manchen Gegenden des Schwarzwaldes ist die Sage vom wüthenden Heere und wilden Jäger heimisch.

„Die Wasserberberge" S. 88.

Nach Al. Schreibers Erzählung in den „Sagen von Baden und Umgegend." Karlsruhe, 1834.

„Die Mummelzwerge." S. 92.

Auf mündliche Sagen der Landleute von an ihnen verübten Mummler-Neckereien gegründet.

„Der fremde Gast." S. 95.

Nach einer in Mone's „Anzeiger" ꝛc. im Jahrg. 1836, mitgetheilten Sage bearbeitet.

„Die Geister am Mummelsee." S. 99.

Bruchstück aus einer unvollendeten Oper von E. Mörike.

„Der Jäger am Mummelsee." S. 100.

Vergleiche mit S. 100 „Der Jägersmann" und „Die Braut vom Bergsee." S. 115.

Eine ganz ähnliche Mummelsee- oder Wildseesage, wie eine Nixe einen Hirtenknaben durch ihr Saitenspiel verlockt, während ein Greis ihn vergeblich warnt, hat den Stoff zu einem der ersten Freskogemälde in der Badener Trinkhalle geliefert.

(Vergl. Klüber's „Beschreibung von Baden ꝛc." Th. II. S. 193.)

„Mummelsee's Geschenk." S. 101.

Vergl. die Sage vom Erdmännlein bei Durlach.

„Das Mümmelchen," von Al. Schreiber. S. 121.

F. Baader in seinen „Sagen der Pfalz, des Neckars und des Odenwaldes" hat dieselbe Sage, in Romanzenform, auch von Al. Schreiber, irrigerweise für ein altes Volkslied genommen und mit Wimpfen am Berg in Verbindung gebracht.

„Das Männlein vom See." S. 123.

Der Schauplatz dieser rührenden Sage ist am Badischen Wildsee, welcher am südwestlichen Abhange des Kniebis, zwischen Peterstthal und Rippoltsau liegt. Aus ihm entspringt die Wolfach. — Vergl. mit dieser Sage die vom Seewihof. 1. Bd. S. 476.

Sagen vom Wildsee. Seite 123.

In dem Gebirge zwischen der Murg und der Enz liegt ein hoher sumpfiger Bergrücken, der sich in einer Länge von drei Stunden längs der Enz hinzieht und von den Umwohnern das Moos genannt wird. Auf dieser nur mit Haidekraut und Torfmoos bekleideten Hochebene befindet sich ein ziemlich großer See, um welchen mehr denn fünfzig kleinere Teiche und Wasserbecken herum liegen. Wildsee heißt der größere See und durch ihn zieht sich die Grenze von Baden und Würtemberg. In früheren Zeiten bildeten sie wahrscheinlich alle zusammen nur einen einzigen großen See. Einst hielt man ihn für unergründlich; aber ein Herzog von Würtemberg ließ ihn messen und da fand es sich, daß er nicht mehr als 18 Fuß Tiefe habe.

Von diesem See gehen fast dieselben Sagen im Volke, wie von dem Mummelsee, z. B. die von dem Hirtenknaben und der Wasserfey.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1831. Seiten.)

Ein zweiter See, der obigen Namen führt, liegt unweit des Mummelsee's, in der Nähe des Klosters Allerheiligen, tief im Gebirge. Auch dieser Bergsee soll, wie die meisten ähnlichen, unergründlich seyn; die schwarzen, schauerlichen Fluthen beherbergen kein lebendes Wesen und nur zuweilen unterbricht das heisere Geschrei eines Raubvogels die düstere Stille, die beständig über diesen unwirthlichen Ufern brütet. Wer sich ein treues Bild von den Höllenflüssen der Alten machen will, der besuche nur diesen traurigen See mit seinem todten Gewässer.

Mit diesem See, wie mit dem Mummelsee, ist die Sage vom rothen Dietber verknüpft, die wir unter Nr. 3 mitgetheilt haben.

„Der Nixe Wechselbalg." S. 129. Der Hutzebacher See liegt in der Nachbarschaft des Wildsee's, schon über der Würtembergischen Grenze.

Bühl

und nächste Umgebung.

Der Hexenthurm in Bühl.*)

Auf dem linken Ufer des Bühlerbaches, in dem Theile des Städtchens Bühl, welcher den Herren von Windeck gehörte, stand noch vor nicht gar langer Zeit ein mächtiger Thurm, der Hexenthurm genannt. Er mochte wohl ursprünglich mit dem kaum hundert Schritte von ihm entfernten Schlosse der Windecker durch einen unterirdischen Gang in Verbindung gewesen seyn; später aber, zur Zeit der unseligen Hexenprocesse, benützte man ihn als Gefängniß für diese unglücklichen Schlachtopfer eines finsteren Wahnes.

Damals lebte in Bühl eine wackere, fromme Matrone, die ein einziges, sehr schönes und eben so tugendhaftes Töchterlein besaß, Gertrud mit Namen. Die Reize des Mädchens erregten die Lüsternheit des Schloßvogts, der ein gewaltthätiger Mann und roher Wüstling war, und er machte der Jungfrau Anträge, die jedoch mit Abscheu zurückgewiesen wurden. Der Burgvogt ergrimmte und sann von Stund' an auf Rache.

Zufällig begab es sich, das Gertrud eines Tages vor Sonnenaufgang sogenannte Ostertaufe oder Wasser, welches in den katholischen Kirchen auf Ostern geweiht wird, auf einen ihrer

*) Bühl, alte Stadt und Amtsort, liegt am westlichen Abhange des Bergstriches Unterbühler, am Ausgange des lieblichen, von der Bühler durchströmten Thälchens, in einer durch trefflichen Wein- und Obstbau reichgesegneten Gegend. Weit berühmt ist namentlich das Affenthaler Traubenblut.

Mutter gehörigen Acker trug, wie es noch jetzt in jenen Gegenden Sitte, wodurch man Einwirkungen böser Geister abzuhalten glaubt. Nun überzogen im folgenden Sommer ganze Heeresschwärme von schädlichen Insekten, welche die Felder verwüsteten, die Umgebung von Bühl, und was sie noch verschont hatten, das vernichtete vollends der Hagel. Dies brachte den Burgvogt auf den höllischen Gedanken, die arme Gertrud als Hexe anzuklagen, durch deren Künste die Insekten und der Hagel herbeigezaubert worden seyen, indem sie eine gewiße Flüssigkeit über die Felder ausgegossen und dabei magische Sprüche hergesagt habe; letztere waren aber nur einige Vaterunser gewesen, die sie damals zu ihrem frommgläubigen Werke gebetet.

Keine Anklage fand in jener Zeit leichteren und allgemeineren Glauben, als die auf ein Bündniß mit den bösen Geistern lautete. Gertrud wurde sogleich als Hexe eingezogen und, um ein Geständniß des ihr zur Last gelegten Verbrechens zu erpressen, erkannte der Richter auf Tortur. Gertrud fühlte, sie würde die Schmerzen der Folter nicht überstehen können, und bat um einen Beichtvater. Dies Gesuch durfte man ihr nicht abschlagen, und der Pfarrer wurde ihr zugesandt. Dieser war ein frommer Mann, in dessen Herzen die Sprache der Unschuld und Wahrheit immer offenen Eingang fand und welcher keine Menschenfurcht kannte. Er überzeugte sich auch alsbald von der Unschuld der Jungfrau, nachdem er ihre Beichte vernommen, zumal da ihm die Lasterhaftigkeit des Vogtes nicht fremd war. Sein Zuspruch erweckte in Gertrudens Herzen einiges Vertrauen. „Es lebt ein Gott, welcher die Unschuld beschützt;" — sprach er, ihr die Hand zum Segen auflegend, — „verlaß dich auf Ihn!" — Mit hoher Zuversicht erfüllt betrat nun die Jungfrau die Folterkammer; kaum fiel aber ihr Blick auf die Marterinstrumente, als plötzlich alle mit Gerassel zersprangen. Selbst des Henkers Gesicht überflog Todtenblässe, und nur der anwesende Schloßvogt verlor die Fassung nicht, sondern rief: „Da seht die schlimme Zauberin! Ist das nicht abermals ein Werk der Teufels? Was braucht ihr denn jetzt noch mehr Beweise? Verdammt die Hexe nur ohne Weiteres zum Scheiterhaufen!" — Dies geschah nun ohne Widerrede.

Der verhängnißvolle Tag brach an; der Scheiterhaufen war

aufgerichtet mit einem hohen Pfahl in der Mitte, an welchen die Verurtheilte festgebunden werden sollte. Eine unzählbare Volksmenge war von allen Seiten herbei geströmt. Der Pfarrer geleitete die Dulderin auf diesem ihrem letzten Gange und sprach ihr Muth ein: „Er, so dich der Qualen der Folter überhoben, kann dich auch vom Tode befreien!" — Gertrud bewahrte ihre Heiterkeit und Ruhe.

Sie bestieg jetzt den Holzstoß und ließ sich geduldig an den Pfahl binden, während ihr Seelsorger in ihrer Nähe stehen blieb. Tiefe Stille herrschte rings im weiten Kreise der Zuschauer; in vielen Augen zitterten Thränen. Da wurde das Zeichen gegeben und der Holzstoß an drei Seiten in Brand gesetzt.

Aber plötzlich rauschte aus einer mächtigen schwarzen Wolkenmasse, die von Abend heraufgezogen war, ein gewaltiger Schlagregen nieder, der sogleich die Flammen auslöschte, und im nämlichen Augenblicke lösten sich die Bande der Jungfrau, und sie sank auf die Kniee und hob die gefalteten Hände zum Himmel. Der Pfarrherr aber rief dem versammelten Volke zu: „Seht hier das Zeichen vom Himmel! Gott hat gerichtet, denn die Menschen haben keine Macht über die Elemente!"

„„Gott hat gerichtet!"" — wiederholte mit Gejubel die Menge und stürzte auf den Schloßvogt los, der nicht weit vom Scheiterhaufen zu Pferde hielt, nun aber in der schleunigsten Flucht Rettung vor der Wuth des Volkes suchte. Der Herr von Windeck jedoch ließ ihn, als ihm die Geschichte hinterbracht wurde, sogleich in denselben Hexenthurm werfen. Einige Zeit darauf fand man den Verzweifelten darin mit seinem eigenen Gürtel erhenkt.

(M. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden rc." Heidelberg, 1839.)

Der Hexenthurm bei Bühl.

Das liebliche Mägdlein, — o Jammer und Graus! —
Führt klagend die Menge zum Thore hinaus.

Sie hat sich den Lüsten des Vogtes versagt,
Drob hat er sie tückisch als Hexe verklagt.

Mit Ränken umspann sie der giftige Wurm,
Bald lag sie gefesselt zu Bühl in dem Thurm.

Sie trug es geduldig und betete fromm:
„Maria, du himmlische Helferin, komm!"

Und als man sie schleppte ins Foltergemach,
Da klirrte das Martergeräth und zerbrach.

„Erkennt nun, ihr, die von Unschuld logt,
Sie hat es mit Beelzebub!" — brüllte der Vogt.

„Unselige Dirne, so trifft dich der Tod!" —
Schon steht sie am Pfahle, von Flammen umloht.

Sie trägt es geduldig und betet so fromm:
„Maria, du himmlische Helferin, komm!"

Da weinen die Engel; vom Regen erfrischt,
Erholt sich das Mägdlein, das Feuer erlischt.

Im Volk nun erhebt sich ein Jubelgeschrei:
„Der Herr hat gerichtet, die Jungfrau geht frei!

„Verderben dem Lügner!" — sie führen im Sturm
Das Mägdlein zur Freiheit, den Vogt in den Thurm.

Dort hat er, entlarvt, zum Bekenntniß gedrängt,
Den Henker noch trügend, sich selber erhängt.

Eduard Bauer.

Die Narrenzunft in Bühl.

In Bühl hatte einst eine Narrenzunft ihren Sitz und ihre besondern Gesetze und Einrichtungen. Die Mitglieder versammelten sich zu gewissen Zeiten und schrieben in ein großes Buch, welches sie zu diesem Zwecke hielten, einen Jeden ein, von dem sie erfuhren, daß er irgend einen lächerlichen oder recht thörichten Streich begangen habe. In dem Buche steht eine Unzahl lustiger Verslein, Sprüche und Geschichten, z. B.

„Wer für Gold nimmt, was nur blendt',
Wer löscht, wo es nicht brennt,

Wer auf dem Pflaster rennt,
Und auf der Brücke sprengt,
Und nimmt ein Weib, das er nicht kennt:
Der bleibt ein Narr bis an sein End'."

Das Narrenbuch war in der ganzen Gegend gefürchtet; denn Niemand war sicher, daß er nicht auch einst sein Plätzchen darin fände. — „Mich sollt Ihr gewiß nicht hinein bringen!" — sagte einst ein vornehmer Herr aus der Nachbarschaft zu dem Narrenzunft-Schreiber. „„Eure Durchlaucht stehen schon drin!"" — versetzte Dieser. — „Ei, wie so? warum?" — „„Weil Sie den letzten Winter spazieren gefahren sind mit Pferden, welche mit Mückengarnen bekleidet waren, was gar nicht nöthig gewesen."" Der Fürst lachte und mußte sich's gefallen lassen.

L. H. B.

Das Lindenkirchlein.

An der Landstraße, die nach Basel führt, nicht weit vom Hubbade und der Burg Windeck, liegt eine freundliche Wallfahrtskirche, „zur Linden" genannt. Diesen Namen hat sie von einer uralten Linde, die wenige Schritte von ihr entfernt steht. In grauen Zeiten soll das Muttergottesbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Blende des Baumstammes gestanden haben. Es geschah nun, daß ruchloses Kriegsgesindel die Gegend überschwemmte und die Kirche nebst ihren Geräthschaften und Bildern zerstörte; da wuchs die Rinde der Linde über die Blende des Madonnenbildes, so daß es dicht in den Baumstamm eingeschlossen und jedem Auge verborgen blieb, bis Frieden und Ordnung im Lande wieder hergestellt war.

Ein Hirtenmädchen, das in der Nähe der Linde seine Heerde hütete, vernahm eines Abends einen lieblichen Gesang, der aus dem Baume zu klingen schien. Dies wiederholte sich am zweiten und dritten Tage darauf, und nun erzählte sie diese wunderbare Sache ihrem Vater. Dieser meinte, so was könne nur ein Zauberwerk seyn, das von einem bösen Geiste herrühre, und machte sich mit seiner Holzart auf, um die Linde zu fällen;

als er aber kaum die Rinde berührte, fiel der Theil derselben ab, welcher die Blende überwachsen und verborgen hatte, und das Muttergottesbild lächelte ihm daraus entgegen. Die Wundermäre verbreitete sich rasch in der ganzen Umgegend und alles Volk strömte herbei, das Wunder zu sehen und dem Bilde seine Gebete darzubringen. Die Edlen von Windeck erbauten auf diesen Anlaß hin neben der Linde eine Kapelle, in welcher das Bild aufgestellt wurde.

(Siehe M. Schreiber's „Sagen" ꝛc. 1839.)

Die Lindenkirche.

Still ist's schon im Waldesraume,
Vöglein alle flogen ein;
Bei der Heerd, am Wiesensaume
Steht ein Knabe noch allein;

Bläst in die Schalmei anmuthig,
Daß sich sammelt Groß und Klein —
Sieh, da bricht, goldrosengluthig,
Aus der Höh' ein Wunderschein!

Lichte Sterne sich gestalten
Ob ihm, wie zum Strahlenkranz;
Ihn ergreift des Himmels Walten,
Und in Andacht sinkt er ganz.

Süße Töne niederschwimmen,
Wie von sel'ger Engel Mund,
Und es thun die holden Stimmen
Ihm ein nahes Wunder kund.

Auf springt klingend schon die Rinde
Von dem alten Lindenbaum,
Und vor dem entzückten Kinde
Glänzt ein Bild in heil'gem Raum.

Mit dem Knäblein in den Armen
Steht die Himmelskönigin,

Winkt in gnädigem Erbarmen
Nach dem jungen Hirten hin.

Bald verbreitet sich die Kunde
Des Gesichtes fern und nah,
Und auf dem geweihten Grunde
Steht ein heilig Kirchlein da. —

Kindesreinheit schaut erschlossen
Manch geheimes Wunderbild,
Himmelsgnade hat ergossen
Sich in Herzen fromm und mild.

August Stöber.

Der ausgelieferte Schatz.

Auf einem der Krautenbacher Höfe bei Bühl saß in der Christnacht die Hausfrau in der Stube und las in einem geistlichen Buche, während die übrigen Hausgenossen in der Mette waren. Um zwölf Uhr hörte sie draußen am Laden klopfen und rufen: „Mach' auf!" — Die Frau öffnete das Fenster, ward aber Niemanden gewahr, doch hörte sie wieder die vorige Stimme ihr zurufen: sie solle jetzt hinunter in den Keller gehen, an einer gewissen Stelle der Wand die Steine herausbrechen und das volle Kästchen, welches sie dort finden werde und wozu hier der Schlüssel sey, zu eigen behalten. Hiermit wurde ihr von unsichtbarer Hand ein Schlüssel übergeben, und dann war Alles stille. Ungesäumt begab sich nun die Frau mit einem Pickel in den Keller, hieb an dem bezeichneten Orte die Steine heraus und förderte wirklich ein Kästchen hervor, welches sie mit dem Schlüssel aufschloß und mit eitel Geld angefüllt fand.

(Vergl. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Hexenbutter.

Ein Schneider zu Kappel unter Windeck, welcher in einem dortigen Haus arbeitete, hatte bemerkt, daß die Frau,

vor dem Butterstampfen, den Stämpel mit einer Salbe bestrich, worauf sie augenblicklich aus nur wenig Rahm eine Menge der schönsten Butter gewann. Als das Weib auf eine Weile aus der Stube gegangen war, nahm der Schneider aus dem Salbbüchschen, das auf dem Thürgesims stand, etwas von jener Salbe und hieß seine Frau, nur ein wenig Rahm zu nehmen und zu buttern. Sogleich fand sie zu ihrem höchsten Erstaunen einen großen Butterklumpen im Butterfaß. Von diesem zu genießen oder wegzugeben, verbot ihr Mann strenge, mit der Bemerkung, er habe nur einen Versuch anstellen wollen. Am nächsten Morgen, als dieser Mann bei Tagesanbruch in den benachbarten Wald ging, begegnete ihm ein schmucker Jäger, hielt ihn an und sprach: „Du hast gestern meine Kunst geübt und mußt dich daher in mein Buch einschreiben!" — wobei er ihm ein schwarzes Buch nebst einer Hahnenfeder vorhielt. Der Schneider, sonst ein gottesfürchtiger Mann, schrieb in dasselbe nur, statt seines Namens, die Buchstaben der Kreuzestafel: J. N. R. J. Da ließ der Jäger, welcher Niemand anders als der Teufel selbst war, das Buch mit Entsetzen fallen und verschwand unter greulichem Gestank. Der Schneider hob das Buch auf und bracht' es in's Kappler Pfarrhaus, wo es der Pfarrer alsbald den Flammen übergab.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Des Affenthalers Ursprung.*)

(Ein Märchenschwank.)

Als einst von Rom der Siegeswaffenstrahler
Zum erstenmal kam an den Rhein,
Da gab's noch keine Spur vom Affenthaler,
Noch anderm Alemann'schen Wein.

Der brave Kaiser Probus war der erste
Weinpflanzer in der Dos Revier;**)

*) Affenthal, Dorf der Pfarrgemeinde Eisenthal, eine halbe Stunde nordöstlich vom Amtsstadt Bühl, weit berühmt durch seinen rothen, nach ihm benannten Wein, der auch im Ausland hoch geschätzt wird.

**) Kaiser Probus pflanzte die ersten Reben bei Aurelia, (Baden).

Denn er fand nie Geschmack am Saft der Gerste,
Geschweig' denn an altteutschem Bier.

Er hätte gern den ganzen Erdenglobus
Mit Einem Weinzelt überrankt;
Drum sey dem wackern Nagelprober Probus
Mit lautem Lebehoch gedankt! —

Der Kaiser hielt ein Dutzend Lieblingsaffen; —
Doch nicht genug in strenger Zucht;
Drum fraßen eines Tages die Schlaraffen
Ihm seine schönste Rebenfrucht.

Zur Züchtigung für solcher Naschgier Sünden
Ließ derb er durchkarbatschen sie;
Fluggs da beschloßen sie, nun selbst zu gründen
'ne eigne Weinbaukolonie.

Sie flüchteten mit Setzlingen von Reben
Sich in ein sonnig Nachbarthal;
Das sah man bald verlockend sich durchweben
Mit Purpurtrauben ohne Zahl.

Dort schwelgten sie bei Obst und süßem Moste
Von Morgens früh zur tiefen Nacht,
Bis einst von einem teutschen Winterfroste
Sie Alle wurden umgebracht. —

Doch ihre Geister gehn seitdem im Thale
Und in der Nachbarschaft umher,
Und führen oft den Zecher vom Pokale
Irrlichterisch die Kreuz und Quer.

Wer ist so sehr der Kirchenwaffen Meister,
Daß solchen Spuck er bannen kann?
Versucht hat's Mancher schon — die Affengeister,
Sie hielten bald ihn selbst im Bann.

A. Schyle.

Sagen von der Burg Windeck.*)

1) Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es stehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme
Die ziehn da ein und aus.

Durch den zerfallnen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Heiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und sprach: „Nur still ihr Todten,
Nur still, ich komme gleich!"

Die weiße Heiderose
Die steckte sie ins Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot freundlich ihm sie dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt;
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh ich sie vor mir!
Ach könnt' ein Schatten lieben,
Ich gieng' alsbald zu ihr!

Uhlyd Schreiber.

*) Die Burgruine Altwindeck liegt eine Stunde südöstlich von der Amtsstadt Bühl auf einem westlichen Bergvorsprunge des Rheinthals; Neuwindeck aber im Neusatzer Thälchen. Der besuchteste Spaziergang von dem Bade Pub aus führt nach der Ruine von Altwindeck, gewöhnlich kurzweg die Windeck[1]) genannt, die man in einer halben Stunde, gemächlich den Berg, an dem Dörfchen Waldmatt vorbei, hinansteigend, erreicht. Von Bühl aus führt der Weg zur Burg durch das schöne Dorf Kappel-Windeck.

Die Gegend gehörte zur Zeit der Karolingischen Herrschaft zur Ortenau, als deren reichster Adel die Freiherren von Geroldseck aufgeführt werden, sowohl mächtig durch ihre Besitzungen, als auch durch die Vogtei über die reichen Stifte Ettenheim-Münster und Schuttern. Neben diesen scheinen auch die uralten Häuser der Dynasten von Windeck und Schauenburg bestanden zu haben, obwohl erst im 13. Jahrhundert der Name Windeck, aber schon sehr verbreitet, vorkommt; ein Name, der zwar schon seit ziemlich langer Zeit erloschen ist, dessen Andenken aber noch in den Stammtafeln mehrerer Häuser fortlebt, und von dem auch die Herrn von Reinach ihren Ursprung ableiten.

Die Windecker hatten große Besitzthümer: Schlösser, Dörfer und Städte; so gehörte ihnen u. A. die Stadt Stollhofen, sie waren auch Schirmvögte der berühmten Abtei Schwarzach. Der Hauptstamm theilte sich in drei Zweige, die auf Altwindeck, auf Burg Lauf oder Neu-Windeck, und im Bühlerthal saßen. Der bekannteste Name des Geschlechtes ist Reinhard von Windeck, dessen in Königshovens Straßburger Chronik gedacht wird. — Dieser Reinhard war einer der Martinsvögel, (Schleglerbund) die im Jahr 1367 unter Wolfs von Eberstein Anführung den Grafen Eberhard von Würtemberg und seinen Sohn Ulrich im Wildbad fangen wollten.[2]) Drei Jahre darauf verwickelte sich Reinhard in argen Zwist mit der Stadt Straßburg; denn als der Domdechant, Hans von Ochsenstein, mit dem Domprobst, einem von Ryburg, in Streit gerieth, verschwor sich Letzterer mit dem Windecker, und sie führten den Dechant, den sie in seinem eigenen Haus überfallen und gefangen, mit Gewalt auf die Windeck, worauf die Straßburger den Probst alsbald in den Thurm warfen und mit reisigem Zeug ausrückten, um den Dechant zu befreien. Doch vermochten sie nicht, die starke, von tapfern Männern vertheidigte Burg zu brechen, und mußten

1) Nicht zu verwechseln mit Burg Windeck bei Weinheim.

2) Näheres über diesen Gegenstand enthält u. A. auch Wilhelm von Chézy's Roman: „Die Martinsvögel." Karlsruhe, 1847. Verlag von Creuzbauer. Vergl. auch Uhlands' „Der Ritterfall im Wildbad."

sich mit der Verheerung des offenen Landes begnügen. Endlich ward ein Waffenstillstand geschlossen, nach dessen Ablauf die vergebliche Belagerung und die Verwüstung sich wiederholten, und die gegenseitigen Feindseligkeiten noch ein ganzes Jahr lang dauerten.

Der Mannsstamm von Windeck erlosch im Jahr 1592 mit Jakob, der im Oesterreichischen Dienste starb.

Jetzt stehen von der Burg noch zwei wohlerhaltene, meilenweit kennbare Thürme da, in deren einem sich eine Art Rüstkammer befindet. An den Felsen lehnt sich ein Gebäude, das schon seit Menschengedenken den landesherrlichen Förstern zur Wohnung dient, und von dem eine Sage geht, welche Spindler in der Erzählung: „Die Freileute von der Pernewiese" (Vergißmeinnicht, 1834), wiedergegeben hat.

(Vergl. W. v. Chézy's „Rundgemälde von Baden ꝛc." S. 109 f.)

2) Der lange Gang.

In der Burg Windeck sieht man eine Höhle im Berg, von der man behauptet, daß sie bis in das Schlößchen Bach reiche, das unten bei Bühl liegt. Oftmals hören die Leute, die vom Bühler Markt nach Neusatz heimkehren, bei nächtlicher Weile das Knarren schwerer Thürflügel im Thurme der Burg, obgleich keine Thüre mehr sich darin befindet. Auch will man öfters auf der Mauer einen Knappen auf und ab schreiten gesehen haben, so wie Rosse weiden im nahen Schußwald, von Rittern in voller Rüstung bewacht.

(F. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1831.)

3) Das Huhn zeigt den Kirchenplatz.

Ein Herr von Windeck wollte eine Kirche bauen; weil aber der Raum auf der Burg zu eng war, so wußte man nicht, wo man die Kirche hinstellen sollte. Da nahm der Freiherr ein weißes Huhn und trug es auf die Zinnen seiner Burg, wo er es hinaus fliegen ließ. Das Huhn flog den Berg hinab und ließ sich auf dem Platze nieder, wo jetzt die Meierei Hennegraben steht, welche davon den Namen hat. Da ließ nun der Herr von Windeck die Kapelle bauen, die aber schon längst zerfallen und nur noch in ihren Trümmern zu sehen ist.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1831.)

4) Der Hennegraben.

Unfern der Burg Windeck liegt eine Meierei, der Hennegraben genannt.*) Zwischen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen dunkeln Kastanienbäumen sind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher sich um ein Vorwerk des Schlosses herzog.

Zur Zeit, als der Dechant von der Straßburger Domkirche auf Windeck gefangen saß (1370) wohnte unten im Wolfshag, in einer aus Baumrinde und Moos verfertigten Hütte, eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern nur das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen; die wilden Thiere des Forstes thaten ihr nichts zu Leide, sondern näherten sich ihr demüthig und gehorchten willig ihrer Stimme. Der ganze Reichthum des grauen Mütterleins bestand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die sich selbst ihr Futter im Walde suchten.

Eines Abends saß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwei wunderschöne Knaben des Weges daher. Sie waren müde und niedergeschlagen und fragten nach dem nächsten Pfade zur Burg Windeck. Die Alte hieß sie freundlich willkommen und erquickte sie mit Waldfrüchten und weißem Brode. Der Jüngere, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ sich's trefflich munden, allein der Aeltere, der ohngefähr siebenzehn Sommer zählen mochte, berührte keine der süßen Beeren, sondern sah traurig zu Boden, ja, nach und nach schlichen auch Thränen über seine Wangen, was er jedoch zu verbergen suchte und deßhalb an einem nahen Felsbrünnlein sich die Augen mit dem klaren frischen Wasser auswusch. Wie die vom Morgenthau beperlte Rose, so glänzten jetzt seine Wangen wieder im blühenden Jugendroth und das Waldweiblein schaute ihn wohlgefällig an und sagte: „Ei du kleiner Schalk, sicherlich bist du kein Knabe, sondern ein Mägdelein! Aber habt nur Vertrauen zu mir, ihr Kindlein Gottes, und sagt mir, wo eure Eltern wohnen und was für ein Begehren ihr auf Windeck anzubringen habt?"

*) Siehe die vorige Sage.

Nun fingen die Kinder beide zu weinen an und das ältere versetzte nach einer Weile:

„„Wohl bin ich ein Mägdlein und heiße Imma von Erstein, und Dieser ist mein Bruder. — Unser Oheim, der Dechant von Straßburg, der uns bis jetzt so väterlich erzogen, liegt nunmehr gefangen dort oben auf der Windeck, und wir wollen den Burgherren bitten, daß er ihn freigebe.""

„Bringt ihr denn Lösegeld?" frug die Alte.

„„Ach!"" — erwiederte die Jungfrau, ein mit Diamanten besetztes Kreuzchen aus dem Busen ziehend — „„ich besitze nichts als dieses Kleinod, eine Reliquie von meiner seligen Mutter! Aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns Beide als Geißeln behalte, bis der Ohm sich gelöst haben wird.""

„Seyd nur getrost, meine Lieben!" — sagte das Waldweiblein, der Jungfrau die Locken aus dem Gesichte streichelnd — „Ich selber will den Dechant loskaufen. Hört mich, Kinder! Die Straßburger werden ehestens anrücken und die Burg Windeck belagern. Doch die vergangene Nacht hab' ich es zweien Kundschaftern abgelauscht, die sich hier im Dickicht versteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg vollständig ausgespäht und besonders die schwache Seite bemerkt drüben am Tannenwald, wo das steinerne Todtenkreuz steht. Geht nur hinauf zum Junker Reinhard, dem Sohne des Windeckers, und sagt ihm, er solle dort an jener bloßgegebenen Stelle einen tiefen Graben aufwerfen lassen, und das noch heute so schnell als möglich, denn ich fürchte, die Feinde möchten schon in dieser Nacht heranziehen."

„„Aber wird der Ritter auch unsern Ohm freigeben?"" — fragten die Kinder.

„Ich geb' euch ja ein Lösegeld mit!" — erwiederte die Alte und klatschte dreimal in die hageren Hände. Siehe, da kamen von allen Seiten ihre weißen Hühner herbeigeflogen und getrippelt. Sie ergriff eine derselben und gab sie dem Mägdlein mit den Worten: „Diese Henne da bring' dem Ritter Reinhard auf Windeck; dann wird er den Dechant freigeben."

Die Kinder schauten sie verwundert an.

„Thut nur nach meinem Geheiße!" — fuhr die Alte fort — „der Ritter soll die Henne, so bald die Sonne heut' unter-

gegangen ist, bei dem Kreuze niedersetzen, wo die Feinde den ersten Angriff zu machen beabsichtigen. Die Leute auf seiner Burg sind doch nicht ausreichend, den Graben in so großer Schnelligkeit tief und breit genug aufwerfen zu lassen — meine wackere Henne wird dies aber schon zu Stande bringen." — Bei diesen Worten streichelte sie das Thier und sang dazu in leisen, kaum vernehmlichen Tönen:

„Hör', was ich dir sag':
Wenn sich neigt der Tag,
Wenn das Käuzlein schreit,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt scharren die Erd' heraus,
Bis zu des Todten Haus,
Bis zu des Helden Schwert,
Welches kein Rost verzehrt.
Geh', und vor Mitternacht
Sey noch dein Werk vollbracht!"

Imma blickte nicht ganz ohne unheimliches Gefühl auf die weiße Henne; die Alte war aber dabei so freundlich und treuherzig, daß die Jungfrau doch wieder Zutrauen zu ihr faßte. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeste Furcht und freute sich sogar schon im Voraus auf das wunderbare Schauspiel, welches ihm die Henne gewähren sollte. So schieden beide Kinder von der wohlmeinenden Alten.

Sie hatten kaum die Hälfte des Berges erstiegen, auf dessen Kuppe Windeck liegt, als ihnen der junge Ritter entgegen kam. Er war von hoher edler Gestalt; ein tiefer Ernst überschattete sein wohlgebildetes Antlitz, doch der milde Ton seiner Stimme benahm den Geschwistern bald ihre Besorgniß.

„Wer seyd ihr, liebe Kinder, und was sucht ihr auf meiner Burg — denn dahin geht ja euer Weg, nicht wahr?"

„Ja, gestrenger Herr Ritter!" — erwiederte Imma mit hochgerötheten Wangen und zu Boden geschlagenen Augen — „Wir wollen Euch geziemend bitten, unsern Oheim, der bisher an uns armen elternlosen Waisen Vaterstelle vertrat, frei zu geben und dafür uns als Geißeln zu behalten, bis er sich löst."

Der Ritter konnte seine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder eins um das andere, am längsten die schöne Imma, die voll reizender Verlegenheit vor ihm stand; bis sein

Blick wieder auf die weiße Henne fiel, welche sie trug. Auf seine Frage, was es damit für eine Bewandtniß habe, erzählte sie, was wir bereits wissen.

Der Windecker hörte ihr aufmerksam zu. Seine Blicke wurden immer forschender und steigerten nur die Verwirrung der Jungfrau, so daß ihrer Worte Faden selbst in Verwicklung gerieth. Ihr Bruder lächelte und wollte einhelfen: „Ei, Imma, so sagte ja die alte Frau nicht!"

Imma's Antlitz erglühte bei dieser Rede, wie mit Flammen übergossen, doch der Ritter faßte ihre Hand und sprach mit einem Tone des innigsten Gefühls: „Edle Jungfrau, in Gottes Geleite seyd ihr hierher gekommen und im Schutze meines Armes sollt ihr auf Burg Windeck weilen, so lang es euch nicht gelüstet, wieder heimzukehren. Doch kommt nun, meine Lieben, und bereitet euerm Oheim eine freudige Ueberraschung!"

Mit diesen Worten geleitete der Junker die Geschwister auf seine Burg, wo er sie sogleich zum Dechant führte, sodann unverzüglich die Vertheidigungsanstalten traf. Der Weisung des Waldweibleins zufolge trug er wirklich die Henne, sobald die ersten Sternlein am Himmel blinkten, zu dem steinernen Kreuze, welches die Ruhestätte seines im Zweikampf gefallenen Großvaters bezeichnete. Mit dem Schlage der Mitternachtstunde begab er sich abermals dahin und fand, zu seiner höchlichen Ueberraschung, einen tiefen und breiten Graben sammt fester Brustwehr, und im Sternenschein leuchtete ihm das Schwert seines Großvaters entgegen, welches man dessen Leiche mit ins Grab gegeben hatte. Die weiße Henne war verschwunden.

Als gegen Morgen die Straßburger in drei Haufen, wie die Alte vorausgesagt, zu jener sonst so schwachen Seite her anrückten und sich zum Sturm rüsteten, scheiterten all' ihre Kräfte an der Tiefe des Hennegrabens und sie wurden von den Windeckern mit großem Verluste zurückgeschlagen.

Einige Wochen darauf legte der würdige Dechant, dessen Freilassung Imma durch Schenkung ihres Herzens an den jungen Ritter von Windeck ausgewirkt hatte, im Straßburger Münster die Hände des liebenden Pärchens ineinander.

Der Hennegraben hat bis auf heutigen Tag den Namen beibehalten.

Aloys Schreiber.

5) Der treulose Schreiber.

Seit vielen Jahren gehen im Mondschein um Mitternacht von der Windeck fünf Personen herunter nach Hennegraben, wo die Kapelle stand, und kehren um ein Uhr wieder zurück. Voraus geht ein Mann, schwarz gekleidet, mit einem Schreibzeug, hinter ihm zwei weiße Fräulein, denen zwei Ritter folgen. Sie sind sehr ernst und danken auf keinen Gruß. In die Burg zurück gekommen, steigen sie auf den großen Thurm, drücken sich dort die Hände und verschwinden dann in das Burgverließ unter dem Thurme, und es ist, als wenn Jemand von oben herab weinte und jammerte. Es sollen dies die Töchter des letzten Herrn von Windeck seyn, welche der Schreiber im Testament verkürzt hat, weßhalb er im Tode nicht ruhen kann.*)

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1831.)

---

6) Das Burgfräulein von Windeck.

Einst verfolgte ein Jägersmann ein Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg Windeck, worin es sich spurlos verlor. Es war ein heißer Tag, der Jäger setzte sich erschöpft auf einen Stein, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und sagte vor sich hin: „Wer mir doch jetzt einen Trunk brächte aus dem verschütteten Keller da drunten, wo noch so manches Faß edlen Firneweins liegen soll!

Kaum war das Wort aus seinem Munde, da trat eine wunderschöne Jungfrau hinter der Epheumauer hervor; sie trug ein schneeweißes Gewand, an dessen schwarzem Gürtel ein Gebund Schlüssel hing, und in der Hand einen silbernen Becher. Dem jungen Waidmann pochte das Herz gewaltig, zumal als sie gar ihm noch freundlich zunickte und den Becher entgegen hielt. Doch überwand er den etwas unheimlichen Eindruck dieser wunderbaren Erscheinung, ging rasch darauf

*) Die Windeck hat zwei Thürme, unter dem größern ist das tiefe Verließ. Auch hatte Jakob von Windeck, der letzte, zwei Töchter, die an Einen von Hüffel und Einen Fleckenstein verehlicht waren.

zu, nahm mit sittiger Begrüßung den Becher aus ihrer Hand und leerte ihn auf einen Zug. Aber der Wein floß wie Feuer durch seine Adern und sein Herz entbrannte in wahnsinniger Liebe zu dem Burgfräulein. Das mochte sie wohl in seinen flammenden Blicken lesen — sie sah ihn eine Weile wehmüthig lächelnd an und verlor sich schnell hinter dem Gemäuer.

Von diesem Tag an hatte der Jüngling keine Ruhe mehr. Wo er nur ging und stand, schwebte das verführerische Bild der Jungfrau mit dem Becher vor ihm, und er irrte vom frühen Morgen bis zum späten Abend unter den Ruinen umher, stets in der Hoffnung, die Holde wieder zu sehen; doch vergebens: sie war und blieb verschwunden! Aber jener Wein glühte fort in seinen Adern und verzehrte sein Herz und seine Jugendblüthe. Eines Tages fanden ihn einige Holzhauer todt am Eingange des Schlosses.

(C. W. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden u.")

---

7) Hugo von Windeck.

„Sieh, was steht auf Windecks Thurme,
Da noch kaum der Morgen graut?
Fast erscheint es wie ein Ritter,
Der ins Thal herniederschaut."

Das ist Hugo's Geist, er kehret
Auf die Trümmer oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster
Wendet er den feuchten Blick.

Herrlich hier auf diesen Bergen
Blühte lange sein Geschlecht;
Hugo war von edler Sitte,
Kühn, doch menschlich im Gefecht.

Von den Frauen Straßburg's reichte
Ihm die Schönste ihre Hand,
Doch Hiltrudens Herz blieb immer
Sehnend nach dem Heimathland.

Manche Stunde sah sie traurig
Nach dem schönen, hehren Dom,
Welchen Erwins Hand gegründet
An dem väterlichen Strom.

Hugo sprach mit süßen Worten:
„Komm ins Abendroth hinaus,
Komm und sieh die Rehlein springen
In des Waldes grünem Haus.

„Hörst ja gern der Vögel Stimmen,
Wandelst gern im Blumenduft;
Komm und laß den Falken steigen
Fröhlich in die blaue Luft!"

Aber Hugo's Worte lullen
Nicht das Weh der Heimath ein,
Immer schaut sie nach dem Münster,
Immer schaut sie nach dem Rhein.

Einst sieht sie des Thurmes Spitze
Herrlich schimmern durch die Nacht;
Neue Sehnsucht weckt im Herzen
Der Beleuchtung hohe Pracht.

Und sie fleht zum Gatten weinend:
„Morgen ist ein heil'ger Tag;
Gönne mir, daß ich ihn drüben
In dem Münster feiern mag."

Hugo giebt ihr treue Diener
Auf die Reisfahrt zum Geleit,
Und die Meß' im Dom zu hören
Kommt sie noch zu rechter Zeit.

Aber als der Priester segnet,
Weht sie an ein kalter Hauch,
Als die Kerzen nun erlöschen,
Da verlischt ihr Leben auch.

In dem Münster liegt sie Abends,
Eine Blumenkron' im Haar,
Wie am Thurme gestern, brennen
Lampen heut um ihre Bahr'. —

Hugo hört die Trauerkunde,
Doch sein Herz erträgt es nicht,
Nimmermehr sieht man ihn lächeln,
Bis sein Aug' im Tode bricht.

Auf die Trümmer seiner Veste
Kehrt sein Geist noch oft zurück,
Blickt dahin zum grauen Münster,
Wo begraben liegt sein Glück.

Alois Schreiber.

---

8) Das Fräulein von Windeck.*)

Hoch auf dem granitnen Thurme
Schaut der Jungfrau Geist zu Thal,
Nicht im Dunkel, nicht im Sturme:
In des Maitags erstem Strahl;
Eine Himmelsblume, glänzend
In des Frühlings Blüthenrund,
Ihren Goldpokal kredenzend
Jedem frohen Menschenmund.

„Weil ein Maitag mich entnommen
In den Mai der Ewigkeit,
Lockt es mich herab zu kommen
Mit der freyen Blumenzeit.
Keiner Engel Hymnen schallen,
Keine Palmen lohnen hier,
Aber meine Nachtigallen,
Meine Rosen blieben mir!"

Sinnend schaut sie in die Tiefen:
„Viele kehrten bei mir ein,
Die mit mir zum Heil entschliefen,
Sangen hell durch Thal und Hain;

Tranken Jubel sich und Stärke,
Wenn ich mit dem Becher kam,
Lebten nur der Lust, dem Werke,
Ließen keine Zeit dem Gram.

„Aber einsam steh' ich oben
Mit dem alten Grafentrank;
Niemand kommt mehr, ihn zu loben. —
Seyd zu stolz ihr für den Dank,
Für die Freude schon zu weise,
Für den Frühling schon zu alt,
Für ein herzlich Lied zu leise,
Für die Liebe schon zu kalt?

„Fahret hin, ihr Freudenlosen,
Bittet ab euch jede Lust,
Ueberseht meine Rosen,
Meiner Sänger kleine Brust.
Daß sie nicht vergebens leben,
Nicht umsonst ihr Lied erwacht,
Muß ein Geist vom Himmel schweben,
Huldigen der frommen Pracht.

Georg Kapp.

*) Vergleiche mit dieser Romanze „Das Burgfräulein von Windeck" von Al. Schreiber, Seite 151 ff.

---

9) Die todte Braut.

Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, soll schon vor ihrer Zerstörung lange Zeit unbewohnt gewesen seyn, und zwar wegen des Geisterspucks, der sich nicht nur in der Nacht, sondern oft sogar bei hellem Tage darin hören ließ. Zu jener Zeit suchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberg auf der Burg. Nur mit großer Mühe war es ihm bei der nächtlichen Dunkelheit gelungen, den Eingang zu finden. Im Schloßhofe wucherte hohes Gras, Alles war in tiefes Schweigen begraben, Hallen und Gänge schienen ausgestorben und des Ritters Rufen verhallte schauerlich zwischen den alten,

epheiumrankten Mauern, aus deren Ritzen kreischend einiges Nachtgeflügel aufrauschte. Endlich ward er in einem der Gemächer ein Licht gewahr und stieg die lange Wendeltreppe hinauf, so gut er konnte, nach der Richtung dieses Schimmers seinen Weg längs der feuchten Wände hin sich heraustastend. So gelangt' er in den alten Rittersaal und sah zu seiner höchlichen Verwunderung an einem Tische, worauf eine Lampe flackerte, ein Mägdlein sitzen, das Haupt in die Hand gestützt und so tief in Gedanken versunken, daß sie den Eintretenden gar nicht bemerkte. Der Schein der Lampe fiel gerade auf ihr engelschönes, von glänzenden schwarzen Locken umwalltes, aber schneebleiches Antlitz. Des Ritters sittige Begrüßung weckte sie aus ihren Träumen, langsam erhob sie das Haupt und erwiederte seine Anrede blos mit einem wehmuthigen Nicken. Als er seine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, stand sie auf, holte Wildbrät und Geflügel nebst duftendem Weine herbei und gab dem Fremdling durch Zeichen zu verstehen, er solle sich's wohl munden lassen. Der junge Ritter, hungrig und mude wie er war, ließ sich nicht lange zu der Mahlzeit nöthigen, sondern nahm behaglich Platz auf einem gepolsterten Lehnstuhle und that den Gerichten wie dem Becher alle Ehre an, vermißte jedoch Brod und Salz, ohne den Muth zu haben, darum zu bitten, denn es kam ihm Alles doch etwas unheimlich vor, besonders da bisher noch kein Laut über die Lippen seiner schönen Wirthin gegangen war. Bald regte jedoch der feurige Wein seine Lebensgeister auf und er versuchte nun abermals die räthselhafte Jungfrau in ein Gespräch zu ziehen.

„Ihr seyd wohl die Tochter dieses Hauses, mein Fräulein?"

Sie nickte, stumm wie zuvor.

„Und Eure werthen Eltern?"

Sie deutete nach ein paar alten Bildnissen in verschossenen Rahmen an der Wand und flüsterte mit tonloser Stimme: „Ich bin die Letzte meines Stammes." Das Herz des jungen Ritters, durch dessen Adern der genossene Wein wie Lava rollte, entbrannte mehr und mehr von den reizenden Formen der geheimnißvollen Schloßherrin und zugleich stieg der Gedanke in ihm auf: „Du bist arm, wer weiß, ob du nicht durch die Hand dieser reiche Erbin dein Glück machen kannst?"

Nach einigen zärtlichen Eingangsreden stürzte der Wein- und Liebestrunkene zu ihren Füßen nieder und beschwor sie mit stürmischem Flehen, ihm ihr Herz nicht zu versagen und ihn zum glücklichsten Gatten von der Welt zu erheben.

Nach einigem Sinnen, während dem ihr Auge mit Wohlgefallen auf dem vor ihr knieenden Jüngling ruhte, und ein leiser Rosenschimmer die Lilien ihrer Wangen überwob, schritt sie auf einen alten, groteskverzierten Schrank in der Ecke zu, und holte aus einem geheimen Fache desselben zwei Ringe nebst einem Kranze von Rosmarin, den sie sich in die schwarzen Locken heftete, worauf sie den Ritter mit vielverheißendem Winke ersuchte, ihr zu folgen. Er gehorchte, von süßer Liebeshoffnung getrieben, obwohl nicht ohne ein gewisses Grauen, das ihn beinahe wünschen ließ, er möchte doch jenen Heirathsantrag nicht gewagt haben. In diesem Augenblicke traten mit unhörbaren Schritten zwei ehrwürdige Greise in langen schwarzen Talaren aus einer Tapetenthüre des Saales, nahmen das Paar in die Mitte und geleiteten es nach der Burgkapelle. Dort befanden sich mehrere Grabmäler, auf deren einem ein Bischof im kirchlichen Ornate, aus Erz gegossen, lag. Die seltsame Braut berührte sein Haupt und langsam erhob sich die eherne Gestalt und trat vor den Altar, auf welchem sich die Kerzen von selbst entzündet hatten. Die starren Züge des Bischofs schienen sich zu beleben, seine Augen strahlten wie Sterne durch einen leichten Nebelflor und er sprach mit tiefer hohler Stimme: „Kurt von Stein, sprecht, ob es Euer heiliger Ernst, die gegenwärtige Jungfrau, Bertha von Windeck, zu Euerem ehelichen Gespons zu nehmen?“

Der Ritter zitterte wie Espenlaub, so mannlich er auch sonst war; das Wort erstarb auf seinen Lippen, und seine Sinne begannen sich zu verwirren. Da erscholl auf einmal das Krähen des Hahnes von einem benachbarten Meierhofe; mit einem langen Schrei verschwanden Braut, Bischof und Zeugen; eine furchtbare Windsbraut fuhr durch die Kapelle, und die ganze Burg erbebte wie von unterirdischen Stößen. Der Ritter sank ohnmächtig auf eine der Grabmaleplatten nieder und als er wieder zu sich kam, fand er sich im hohen bethauten Grase des Schloßhofes liegen und neben ihm weidend sein treues Roß. Er floh so schnell er konnte die heillosen Räume, und Monde

vergingen, bis er sich von den Schrecken dieser abenteuerlichen Hochzeitnacht erholt hatte.

Moses Schreiber.

---

10) Die Jungfrau auf Burg Lauf.

(Siehe die vorige Sage.)

Der Ritter Eginhard fand auf der Burg zu Lauf,
Verirrt in später Nacht, die Thore alle auf.
Wie ausgestorben war es, wo er sein Auge wandt',
Bis endlich er im Saale ein Mägdlein einsam fand;
Gestützt auf einen Tisch, vor einem matten Licht,
Sah sie vor lauter Gedanken den Ritter anfangs nicht.
Auf ihr Gesicht gar lieblich fielen die Locken leicht,
Die Rosen ihrer Wangen schienen von Kummer gebleicht.
Der Ritter, sich tief verbeugend, begrüßt die einsame Maid,
Sie nickte mit dem Haupte ihm einen stummen Bescheid.
Er bat sie drauf um Lager und Herberg für die Nacht,
Da bat sie Wein und Speise ihm freundlich dargebracht.
Nur Eines fehlt dem Mahle, daß es ihm hätte behagt —
Das Wort, das Alles würzet; er hätt' es ihr gerne geklagt.
Drum war es auch dem Ritter unheimlich nur zu Muth,
Bis daß des Weines Geister aufregten ihm das Blut.
„Seid Ihr des Schloßes Fräulein?" — frug er sie voll Begier.
Sie nickte leise lispelnd: „Ich bin die Letzte hier!"
Darauf ermuthigt küßt' er des Fräuleins zarte Hand,
Und bat von ihrer Liebe sich aus ein Unterpfand.
Da ward ihr Antlitz heiter, ihr Auge klar und hell,
Sie schmückt die schwarzen Locken mit Rosmarin sich schnell,
Nimmt dann zwei güldne Ringe und faßt den Ritter an,
Daß er, von Grau'n ergriffen, nur mühsam folgen kann.
Drauf traten ganz ehrwürdig zwei Greise hin zum Paar,
Und führten fromm bedächtig dasselbe zum Altar.
Dort lag auf einem Grabe im schönen Kirchenornat,
Gegossen aus Erz ein Bischof; zu ihm das Fräulein trat,
Der Todte wird lebendig; der Bischof sieht sie an,

Und wendet mit hohler Stimme sich an den Ritter dann:
„Habt Ihr, o Ritter Eginhard, Euch zum Gespons erseh'n
Den letzten Sproß von Windeck, die Rose zart und schön?" —
Der Ritter bebte knabenhaft vor solchem Abenteu'r,
Was er dort hat erfahren, das war zu ungeheu'r.
Doch kaum hört man den Hahnschrei aus einem Nachbarort,
Da waren die Gespenster alle wie weggezaubert fort.
Die Windsbraut stürmte mächtig im weiten Kirchenraum,
Verwundert war der Ritter des Morgens ob dem Traum.

Ludwig Wibel.

---

11) Garlinde.

Es irrt bei Dunkelheit und Regen
Ein Ritter durch die Wildniß hin,
Er muß auf unbekannten Wegen
Zu einem frommen Opfer ziehn.

Sein Roß will ihn nicht weiter tragen,
Ein Sturm erhebt sich rasch mit Macht;
Da hört er eine Glocke schlagen,
Sie kündet schon die Mitternacht.

Und vor ihm ragen hoch die Zinnen
Von einem alten festen Schloß,
Und schnell, das Obdach zu gewinnen,
Spornt er aufs Neu' das müde Roß.

Doch in der Burg ist tiefes Schweigen,
Wie um ein graues Hünengrab,
Hoch über Thor und Brücken neigen
Uralte Rüstern sich herab.

Der Ritter geht, nicht ohne Schauer,
Hin durch des Hofes öden Raum,
An einem Ring an einer Mauer
Befestigt er des Pferdes Zaum.

Und plötzlich sieht er an den Fenstern
Ein Lichtlein wandern hin und her;
„Ha!“ — ruft er — „bin ich bei Gespenstern,
So schütze mich des Kreuzes Wehr!“

Und ohne Furcht, mit keckem Schritte
Steigt er die Wendeltrepp' hinan
Und kommt in eines Ganges Mitte,
Ein Söller lehnet sich daran.

Zwölf weiße Marmorbilder stehen
Ringsum in Blenden, Geistern gleich,
Und dumpfe, kalte Lüfte wehen
Als kämen sie vom Schattenreich.

Er öffnet ein Gemach; am Tische,
Bei einer Lampe mattem Schein,
Bleich wie der Marmor in der Nische,
Sitzt eine Jungfrau zart und fein.

Der Schwermuth stille Trauer waltet
Auf ihrem holden Angesicht,
Sie halt die Hände fromm gefaltet,
Es glüht ihr Aug' von Himmelslicht.

Sie neigt sich freundlich vor dem Ritter,
Und scheint gerührt von seiner Noth;
Sie geht und holt aus einem Gitter
Zu seiner Labung Wein und Brot.

Doch, was der Gast auch immer sage,
Sie gibt mit keinem Wort sich kund,
Sie sieht ihn an bei jeder Frage
Und legt den Finger auf den Mund.

Jetzt führt sie ihn, noch immer schweigend,
Zur Ruhe in ein Schlafgemach,
Und geht zurück, sich still verneigend;
Der Ritter schaut ihr staunend nach.

Dann wirft er sich aufs Lager nieder,
Ihm ist gar seltsamlich zu Muth;
Doch bald umstrickt der Schlaf die Glieder,
Beschwichtigend sein wildes Blut.

Und als ihn nun das rege Leben
Des Forstes weckt im Morgenschein,
Sieht er mit Grauen sich umgeben
Von wildbewachsenem Gestein.

Die altersgrauen Warten liegen
Zerfallen da, in Schutt und Graus,
In des Gemäuers Ritzen fliegen
Die Weih'n und Sperber ein und aus.

Er sieht ein Grab, tief eingesunken,
Aus dem herauf der Moder weht,
Es hausen Molche drin und Unken
Und auf dem Stein des Grabes steht:

„Hier ruht Garlindens Leib; gesprochen
Hat sie ein Wort in schnödem Trug;
Das Wort, es hat ein Herz gebrochen,
Wie keins so treu auf Erden schlug.

„Die Todten wollen sie nicht dulden,
Darum sie auch nicht rasten mag:
Umirrend büßt für ihr Verschulden
Sie bis zum großen Sühnungstag."

Aloys Schreiber.

---

12) Der nächtliche Tanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, das Gefolge fern,
Rings herrschet Grausen und Schweigen,
Durch die Wipfel lächelt kein milder Stern,
Kein Pfad will dem Auge sich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen;
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Kühn wagt er sie nun zu erklimmen.

Bald steht er im öden Rittersaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen,
Und lustig läßt er hinab ins Thal
Noch einmal sein Hüfthorn ertönen.

Da trippeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann sieht sie mit Grauen;
Es wallen hinter den Lichtlein drein
Zwölf stattliche Ritter und Frauen.

Der Vorderste winkt dem Waidmann zu,
Ein lustiges Stücklein zu blasen,
Der Waidmann gehorcht und es schweben im Nu
Die Gestalten dahin auf dem Rasen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an,
Und folgen in zierlichen Schritten —
Da plötzlich höret man krähen den Hahn
In des Thales schlummmernden Hütten.

Und Alles hält still und schaut empor,
Die Nacht sie will schon zerrinnen;
Vor dem Waidmann neigt sich der Frauen Chor,
Und zieht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling steht, wie im schweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachsenem Raum
Die Vögel erwachen und singen.

Aloys Schreiber.

Die Hub.*)

O Thal, mit deinen Bäumen,
Mit deiner Waldkapell',
Mit deinen Kindesträumen,
Mit deinem Heilungsquell!
Kein Sturm erreicht den Müden
An deines Bächleins Rand,
Und Ruh' und Stille bieten
Vertraulich ihm die Hand.

Der Windeck Thürme schauen
So ernst vom Berg herab,
Die Ritter und die Frauen
Deckt ein versunknes Grab.
Das Schwert, das hier geklungen,
Liegt unter Moos und Dorn;
Wo Harfner einst gesungen,
Schallt nun des Waidmanns Horn.

Der Mensch und seine Werke
Sie sind des Tages Raub,
Die Schönheit und die Stärke
Zerfallen bald in Staub;
Jedoch die Sterne glimmen
Und walten immerdar,
Und Lenz und Liebesstimmen
Bringt jedes neue Jahr.

Die freundliche Najade
In ihrem Felsenhaus
Gießt immer noch zum Bade
Die lauen Fluthen aus.
Die Parzen selbst gewinnen
Kann ihr vertrautes Wort;
Sie werden weich und spinnen
Den Faden emsig fort.

*) Zinken und Badeort mit einer lauen Therme, drei Viertelstunden von Bühl.

Verborgne Kräfte legen
Den Schlag ins Menschenherz,
Verborgne Kräfte regen
Sich selbst im starren Erz;
Der Forscher sucht vergebens,
Woher der Born entquillt;
Der Ursprung alles Lebens
Ist tief in Nacht verhüllt.

Wer läßt geheime Schauer
Hier unter Eichen webn?
Warum die stille Trauer,
Wo Windecks Thürme stehn?
Was spricht im Waldesschweigen
Uns so bedeutend an?
Wer macht, daß von den Zweigen
Uns Ruhe säuseln kann?

Die Welt des Unsichtbaren
Thut sich hier leise kund;
Kannst du das Wort bewahren,
So tritt in ihren Bund!
Dein und der Quelle Leben
Entströmen Einer Hand,
Die Kräfte, die hier weben
Verknüpft mit dir Ein Band.

Aloys Schreiber.

Erwin von Steinbach.*)

Wer mag der stille Knabe seyn?
Er flieht die Spiele der Genossen
Und bleibt am liebsten ganz allein
Tief im Gebirge, waldumschlossen;
Am Quellenufer hingestreckt,
Wo niemand seine Träume weckt,

*) Siehe die Anmerkungen, S. 169.

Von Fels und Bäumen rings umgeben;
Dort ist ihm wohl, dort ist sein Leben.

Er baut aus Kieseln, Rinden, Gras,
Sich kleine Kirchen und Kapellen
Mit Kunstgefühl und sicherm Maaß.
Die wundervollsten Bilder schwellen
Sein glühend Herz; wohin er schaut,
Sieht Alles er so schön gebaut!
Den dunkeln Hain, die kühle Grotte,
Weiht er zu Tempeln seinem Gotte.

Der Buchen Wölbung zieht ihn an,
Die Tannen, so darüber steigen,
Der Epheu, der sich rankt hinan,
Der Himmel zwischen grünen Zweigen;
Die Felsen, buschig oder schroff,
Die Blumen, — Alles gibt ihm Stoff,
Da zeichnet er auf Schieferplättchen
Die Formen bis aufs kleinste Blättchen. —

Einst lag, am schwülen Sommertag
Er in des Forstes kühler Tiefe,
Da wars ihm, wie er träumend lag,
Als ob man ihn beim Namen riefe;
Und sieh! vor einer Felsenwand
Ein Greis mit Silberlocken stand;
Die Sonne war schon tief gesunken,
Der ganze Wald voll grüner Funken.

Der Alte ruft: „Steh' auf, mein Sohn!
Wagst du, mit mir hinabzusteigen,
Will ich zu deines Fleißes Lohn
Dir wunderbare Dinge zeigen:
Du kennst das obre Bauwerk nur,
Doch nicht das innre der Natur,
Nicht die Paläste, deren Quadern
Entströmen tausend Lebensadern."

Keck folgt der Knabe dem Geheiß,
Die Wißbegier läßt ihn nicht zagen,

Und plötzlich theilt sich, wo der Greis
Mit seinem Stabe hingeschlagen,
Mit einem Riß die Felsenwand,
Und Beide gehen Hand in Hand
Durch weitverschlungne Gänge schweigend,
Viel hundert Stufen niedersteigend.

Da zeigen Wunder überall
Sich dem erstaunten Blick des Knaben:
Er sieht, wie Pfeiler von Kristall
Und von Granit geformt sich haben;
Nach innerem Gesetz, genau,
Entwickelt jeden Erdenbau,
Die Säulen, Wölbungen und Bogen
Von fester Meisterhand gezogen.

Kein leeres Bild der Fantasie,
Nur einem eitlen Zwecke frohnend,
Nein, jede Form voll Harmonie
Mit anderen zusammentönend.
So muß auch ein Gebild aus Stein
Zuvor im Geist vollendet seyn,
Bevor der Meister es kann wagen,
Ins Wirkliche zu übertragen.

Noch einmal spaltet eine Wand
Sich vor des Greisen Zauberstabe —
Auf einem grünen Anger stand
In hellem Sonnenlicht der Knabe;
Und hoch hinauf ins dunkle Blau
Wölbt sich vor ihm ein Riesenbau,
Sich in zwei Pyramiden endend,
Mit tausendfacher Zierde blendend.

Es war ein Bau, der sehnsuchtsvoll
Die Arme nach dem Himmel streckte
Und seiner Glocken Klang erscholl,
Daß er die tiefste Sehnsucht weckte;

Es war ein steingewordner Baum,
Mit ungeheuerm Schattenraum,
Ein Schiff, deß Masten nimmer wanken,
Durchwirkt mit Laub und Rosenranken.

Die beiden Wandrer treten ein,
Vom heiligsten Gefühl durchflossen.
Ein bunter Farbendämmerschein
Hat durch die Hallen sich ergossen;
Die Heilgenbilder rings umher
Getauchet in ein Rosenmeer,
Von Regenbogenglanz umwoben,
Der Dulder an dem Kreuze droben.

Der fromme Knabe sinkt aufs Knie,
Von Himmelsahnungen durchzucket,
Und spricht: „„Nein, ruhen will ich nie,
Bis einst ein solcher Dom mir glücket!"
Der Alte ruft; „Leb' wohl, Erwin!
Was hier dir nur im Bild erschien,
Wirst du bald wieder neu gebären,
Und ewig dich dadurch verklären." —

Und an der alten Stelle sieht
Der Knabe sich im Walde wieder;
Durchs heimlich flüsternde Gebiet
Ziehn wieder Nachtigallenlieder;
Und Erwin trägt nun selig fort
Den Traum mit sich von Ort zu Ort,
Besucht viel Meister in der Ferne,
Daß er die ganze Baukunst lerne. —

Es hebt der Riesen-Dom sich jetzt
Längst über unsers Erwin Grabe;
Solch Denkmal hat der Mann gesetzt
Dem, was im Traume sah der Knabe.
Beglückt, o Straßburg, dessen Ruhm
Stets blüht in diesem Heiligthum!
Heil, Steinbach, dir, aus dessen Schooße
Hervorgegangen ist der Große!

A. Schzle.

Erwins-Bild.

Auf Steinbachs Rebgelände
Thront Meister Erwin's Bild,
Des Künstlers freie Spende
Begrüßt das Rheingefild.

Des Meisters Blicke schweifen
Nach Straßburgs fernem Dom,
Um den die Wolken streifen,
Ein farbenreicher Strom.

Er suchet den Bekannten
Aus alter, guter Zeit,
Da noch die Herzen brannten
Voll Glaubensfreudigkeit.

Da Münster neu sich hoben
Am Rheine, hoch und schlank,
Aus denen fromm nach oben
Erstieg der Christen Dank.

Nun weilt der Blick zufrieden
Auf seinem Riesenbau,
Wird ihm auch nicht beschieden
Des zweiten Thurmes Schau;

Den schwindelnd er erhöhet
Im Urplan sich gedacht —
Sein Münster dennoch stehet
In unerreichter Pracht.

Stadt Straßburgs Dom besinget
Noch manches Flammenwort,
Und Erwin's Name dringet
Durch alle Zeiten fort!

Rheinthäler schließen heute
Wohl um sein Bild den Kreis,
Und Jubel klingt und Freude:
„Dem Meister Ruhm und Preis!

„Dem Meister, der als Knabe
Gespielt in Steinbachs Schooß, [1])
Und dann am Wanderstabe
Gedanken hegte groß!" —

Auch unserm Friedrich[2]) hohen
Und lauten Jubelruf,
Der aus dem Block, dem rohen,
Dies Meisterwerk erschuf!

Geformt aus selbem Steine
Aus dem das Münster ward,
In lieblichem Vereine
Sich Ernst mit Anmuth paart.

Er weiht's zum Friedenszeichen
Dem heimathlichen Thal,
Daß wir die Hände reichen
Uns liebend allzumal.

Auf, Brüder! laßt ertönen
Ein donnernd Lebehoch
Des Rheinthals edlen Söhnen:
Erwin und Friedrich hoch!

Und hoch der Fürst der Gauen,
Drin Erwin's Denkmal thront,
Dem Liebe, Volksvertrauen,
Sein mildes Herrschen lohnt!

Daniel Hirz.
(Drechslermeister in Straßburg.)

[1]) Das Städtchen Steinbach, am Eingange des Neuweierer Thales gelegen, ist offenbar uralt. Es bildete früher ein weit bedeutenderes Gemeindewesen, als gegenwärtig. Weit umher bekannt waren seine Steinbrüche, und ein ziemlicher Theil seiner Bewohner mag von der Steinhauerei gelebt haben. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem allgemeinen Aufblühen der teutschen Baukunst unter den Hohenstaufenschen Kaisern, dieser Ort in Beziehung mit einer jener Hütten kam, woraus die Meister

und Gesellen hervorgingen, denen wir so manche herrliche Bauten unserer Städte verdanken. Und was ist wahrscheinlicher, als daß der Sohn eines der Steinbachischen Steinmetzen unser Erwin sey? Noch vor Kurzem kannte man nichts als dessen Namen, aber weder die Geburts- und Grabesstätte, noch auch den geringsten Lebensumstand Meister Erwin's. Dank sey also den edlen Bemühungen, die uns über den Helden der teutschen Baukunst das erste Licht gegeben. Besonders ist hier zu nennen Dr. Heinr. Schreiber, durch seine Abhandlung über den Straßburger Münster und Meister Erwin.

Vergleiche auch Göthe's Jugendaufsatz über diesen Gegenstand

Im sogenannten Frauenhaus zu Straßburg liegen noch die Plane des Münsterthurmbaues auf Pergament, wovon einer als das Original von Erwin's eigener Hand bezeichnet wird.

Man kann annehmen, daß der junge Erwin von seinem Vaterorte nach Freiburg gezogen, wo sich damals eine der bedeutendsten Bauhütten des Landes befand. Die Herzoge von Zähringen hatten den dortigen Münsterbau begonnen; die Grafen von Urach, ihre Erben, vereint mit dem Adel, mit der Geistlichkeit und Bürgerschaft der freudig aufblühenden Stadt, vollendeten ihn. Als Erwin erschien, mochte der Thurm schon begonnen seyn, und somit half er ein Werk ausführen, welches von allen Thurmbauten des teutschen Mittelalters anerkannt das gelungenste ist. Den Meister desselben kennt man leider nicht mehr; wir wollen ihn aber in seinem Schüler verehren, denn gewiß war Erwin sein Liebling und sein Stolz

Als Meister Erwin nach Straßburg kam, wurde der Bau des Münsters bald wieder lebhaft betrieben. Alles trug zu dessen einstiger Vollendung bei, und Bauherr und Baumeister entwickelten die erfreulichste Thätigkeit.

Nachdem der alte Querbau ergänzt und das Langhaus aufgeführt war, ward endlich am St. Urbanstage des Jahres 1277 der Grundstein zum Thurmbau gelegt. (Wie folgende alte Inschrift bezeugt: „Anno Domini MCCLXXVII in die beati Urbani hoc gloriosum opus inchoavit Magister Erwinus de Steinbach.") — Und nun arbeitete Erwin mit seinen Gesellen und Lehrlingen, mit seinem fleißigen Sohne Johannes und seiner kunstsinnigen Tochter Sabina, in unermüdlichem Eifer an dem heiligen Bau, welcher seinen Namen auf die fernste Nachwelt bringen sollte. Man hatte ihm auch das Amt des Hüttenherrn übertragen und somit stand er, neben dem Bischof, an der Spitze des ganzen dortigen Bauwesens.

Leider ward es aber dem ehrwürdigen Meister nicht vergönnt, sein Werk zur Vollendung zu bringen. Erwin starb 1308 als hochbetagter Greis, vierzig Jahre nach jener Grundsteinlegung. (Wie die Inschrift seines Grabsteines meldet, den man bei der St. Johanniskapelle im Münster entdeckt hat. Sie lautet ganz einfach: „Anno Domini MCCCVIII

XVI. Kal. Februarii obiit Magister Erwinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis.") Er hinterließ die weitere Ausführung seinen Kindern. Allein auch diese erlebten die Vollendung des zweiten Thurmes nicht; er blieb für immer unausgeführt. Und so denn ragt der Straßburgische Münster als großartiges Bruchstück einer großen Vorzeit in die Gegenwart herein und ruft uns zu, daß uns Teutschen, die wir in aller nationalen Entwicklung lange her unterbrochen worden, deren heiligen Bau nun zu vollenden, endlich die Zeit gekommen!"

(Aus dem Aufsatz „Erwin von Steinbach" in Dr. Joseph Bader's „Herda." Neue Folge erster Band. Freiburg, 1841. S. 241. u. f.)

*) Der Straßburger Bildhauer Friederich fertigte das schöne Standbild Erwin's, es mit edler Uneigennützigkeit als Denkmal für Steinbach stiftend, wo es im Jahr 1844 auf einem nahen Hügel aufgestellt und unter volksfestlicher Feier enthüllt wurde.

Die Kröte.

Zwei Schwestern aus Steinbach, welche noch zur Betzeit Frucht schnitten, fanden unter dieser einen Korb, worin eine ungeheure Kröte saß. Da sagte die Eine: „das ist ein Schatz; ich will rücklings meinen Schurz darüber decken!" — die Andere jedoch rieth ihr davon ab mit den Worten: „„Nein, das ist Teufelsspuck!"" Bei Nennung des Teufels sprang die Kröte, klingend wie ein schwerer Geldsack, aus dem Korbe heraus und versank in den Erdboden. Das dadurch verursachte Loch hat bis heute nicht zugeworfen werden können, und der Korb, den die Mädchen mit nach Hause genommen, wird noch jetzt dort vorgezeigt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839. S. 311.)

Luftritt.

Ein Mann aus Steinbach, der Nachts von Bühl heimkehrte, traf in dem verrufenen Hohlweg ein junges Pferd, welches auch von vielen Anderen dort gesehen worden ist. In der Meinung, es habe sich verlaufen, wollt' er es nach Hause reiten, war aber kaum aufgesessen, als es sich in die Luft erhob und ihn darin so lange forttrug, bis die Frühglocke zu läuten

anfing. Da setzt' es ihn ab und er befand sich jenseit des Rheins und zwar so weit von Steinbach, daß er bis zu seiner Rückkehr dahin zwei volle Tage brauchte. *)

*) Das ist ein zauberhafter Ritt, wie er oft im Hexenwesen vorkommt, wobei aber selten Pferde gebraucht werden. Der Ritt auf dem geisterhaften Rosse ist eigentlich die Fahrt zum Tode, daher auch solches Pferd im Nordischen helhestr, Todesroß, heißt und sich noch in der Heldensage findet. Siehe Grimm's „Heldensage ꝛc." S. 39)

Mone.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. v. J. 1839.)

Dosgau.

Stadt Baden und nächste Umgebung.*)

Baden-Baden.

Umweht mich in Badens Thale,
Ihr Schauer der Vergangenheit!
Ich weile sinnend um die Maale
Der hingesunknen Heldenzeit,
Als von den heimatblichen Auen
Der tapfre Markmann Abschied nahm,
Und nun in die verlaßnen Gauen
Das Volk der Welterobrer kam.

Die lange diesen Boden schützten,
Sie suchten fern ein Vaterland,
Und Roma's goldne Adler blitzten
Zum erstenmal an unserm Strand.
Die Götter von der Tiber zogen
In Hertha's unentweihten Hain,
Und unter stolzen Säulenbogen
Floß jetzt der fremde Opferwein.

Wo sonst die Eiche Wodan's grünte,
Stand Hermes mit dem Schlangenstab;

*) Die Anmerkungen zu dieser Sagenreihe folgen am Schlusse der ganzen Abtheilung.

Der Kaufmann nahte sich und sühnte
Mit Wasser, das der Berg ihm gab.
Der Marmor überzog die Schwelle,
Wo sich der Heilungsborn ergoß,
Und traurig murmelte die Quelle,
Da sie der kalte Stein umschloß.

Doch unsern alten Namen schirmte
Die teutsche Treu, der teutsche Sinn;
Das Bollwerk, so der Römer thürmte,
Fiel wie vom Bliz die Tanne hin,
Und seiner Tempel Hallen sanken
Und seines Donnrers Riesenbild,
Und um die Trümmer wob die Ranken
Gebüsch und Epheu schaurig wild.

Das teutsche Recht, es galt nun wieder
Mit teutschem Brauch im teutschen Land,
Der Mann, er reichte fest und bieder
An Eidesstatt die treue Hand.
Geschmückt mit jungen Eichenkränzen
Erhob sich neu der Felsaltar;
Das Horn, es rief zu Waffentänzen
Der Jugend gelbgelockte Schaar.

Und in des Markwalds Thäler kamen
Von Irlands Küste Pilger her,
Und einen neuen, großen Namen
Verkundete der Männer Lehr';
Es bog der troz'ge Alemanne
Vor ihnen demuthvoll das Knie,
Er kannt' in ihrem Friedensbanne
Den Frieden ihrer Botschaft nie.

Des Götterhaines graue Eichen,
Sie stürzten von des Täuflings Beil;
Am Wege steht des Kreuzes Zeichen,
Und deutet ihm sein ewig Heil,

Das Feuer brennt auf seinem Herde,
Er schafft das Schwert zur Pflugschar um,
Denn mit dem Himmel wird die Erde
Zugleich sein schönes Heiligthum.

Jetzt bauen am Genesungsquelle
Die Jünger Ratfried's einen Dom,
Und fromme Klausner ihre Zelle
Im Bührenthal, am wilden Strom;*)
Es thürmen sich auf Felsenhöhen
Die Ritterburgen stolz und kühn,
Noch kann man ihre Trümmer sehen
Bedeckt mit Moos und Waldesgrün.

Ach! wie in dunkeln Traumgesichten,
Blickt die Vergangenheit mich an;
Die Zeit will freventlich zernichten,
Was sie nicht trotzig meistern kann.
Von fremder Sitte ward verdrungen
Die fromme Scheu, die strenge Zucht,
Kein fremdes Schwert hat uns bezwungen,
Doch Ueppigkeit, von Gott verflucht.

Vergiftet hat sie selbst die Schale,
Aus der dem Kranken Heilung floß;
Ha, siehe! wo beim Friedensmahle
Des Himmels Frieden sich ergoß:
Da walten jetzt der Hölle Schauer,
Da steht des Goldes Trugaltar,
Und Engel wenden sich mit Trauer
Vom Ort, der einst so heilig war.**)

Wie frech jedoch sie sich erheben,
Die Mächte aus des Orkus Schoos,
Sie reißen nimmermehr das Leben
Von seiner starken Wurzel los.

---

*) Die Einsiedelei und Kapelle zu St. Wolfgang. Beide wurden 1816 abgetragen.

**) Die ehemalige Lorenzikirche wurde abgetragen bis auf den Chor, wo dann die erste Spielbank hinkam.

Das Schlechte muß sich selbst zerstören,
Sein Sieg ist auch sein Untergang;
Der muß dem Tode angehören,
Den das Sirenenlied bezwang.

Noch leuchtet ja der Abendschimmer
Wie sonst in Badens Thal herein,
Der junge Lenz, er kehrt noch immer
Mit seinen Blumen bei uns ein.
Liegt auch der Quell in Schutt gebunden,
Er sehnt sich dennoch nach dem Licht,
Und hat er erst den Weg gefunden,
So hält die Erd' ihn länger nicht.

Moos Schreiber.

Die Sage von Baden's Ursprung.

1.

Es reiten drei Recken durch Waldung und Moor,
Am Borne da hüpfen drei Fräulein hervor:

„Zieht mit uns, ihr Brüder, wir kennen den Pfad!" —
Die Wandrer mißtrauten dem weiblichen Rath.

„Zieht mit uns, ihr Brüder, zu duftigen Höhn!"
Sie blickten so freundlich, sie nickten so schön.

Bald zogen drei Pärlein im eiligen Lauf
Mit Singen und Springen den Hügel hinauf.

Hoch oben empfing sie ein lachender Grund,
Durchflochten mit Blumen gar wunderlich bunt.

Es blinkte die Lilie so bräutlich und lind,
Liebflammend die Rose, der Sehnsucht Kind.

„Herbei, ihr Gesellen, wir stehen am Ziel,
Nun ruft uns des Tanzes ergötzliches Spiel!"

In Lüften erhob sich ein Harfengekling,
Sie sangen und sprangen, und schlossen den Ring.

„Herbei, ihr Gesellen, nicht lange bedacht!"
„Juchheisa!" es trieb sie zum Tanze mit Macht.

„Juchheisa!" doch mitten im taumelnden Reih'n
Brach jählings der Boden ins Feuchte hinein.

Aufbrauste die Wiese, ein schauriger See —
„Ade, ihr Betrognen, auf ewig Ade!"

2.

Tief unter den Wogen da sitzt auf dem Thron
Der König des See's mit kristallener Kron'.

Mit grünlichen Locken, im Silbergewand,
Die Lilie schwingt er als Stab in der Hand,

Und um ihn da tanzen wie Schwäne so weiß
Die perlenumgürteten Nymphen im Kreis.

Rings blinken die Wände wie schwärzlicher Stahl,
Demantene Säulen erhellen den Saal.

Korall' und Karfunkel bezaubert den Blick;
Die Ohren, der singenden Quellen Musik.

„Wer wagt es, zu nahen dem Wasserpalast,
Den nimmer betreten ein irdischer Gast?"

„Rothwangige Knaben, erbleichet im Tod!
So will es des Wassers uraltes Gebot." —

„„O König der Fluthen, entlaß uns der Schuld!
Uns täuschten drei Mägdlein mit tückischer Huld.""

Da schwenkte der König den Lilienstab,
Nicht blieb ihm verborgen, was jüngst sich begab.

„Wohlan, ihr Verführten, so geb' ich euch frei,
Doch treffe mein Zorn die verführenden Drei."

Er schwenkte die Lilie. — „„O König, halt ein!
Wir flehen, du möchtest auch ihnen verzeihn.""

Der König besann sich — er blickte versöhnt:
„Nicht bin ich um Großmuth zu markten gewöhnt.

„Den Groll der Unsterblichen mildert und stillt
Die Liebe, die Leides mit Liebem vergilt.

„Ihr habt es erbeten, so sey es gewährt,
Dazu noch ein Gnadengeschenk euch bescheert.

„Empfangt hier drei Kiesel, unscheinbar und schlecht,
Doch werther, als Kronen, benützt ihr sie recht.

„Schlägt klingend ein solcher den starrenden Fels,
So wird er die Wiege heilkräftigen Quells."

Er schwenket die Lilie; auf thut sich das Thor,
Schnell wirbelt ein Strudel die Wandrer empor.

3.

Noch stehn die Gesellen am schilfigen Strand,
Sie wiegen das Königsgeschenk in der Hand.

„O ärmliche Gabe, du schlechtes Gestein,
Dich werf' ich zum Spott in die Wogen hinein!"

So höhnte der Jüngste mit frevelndem Mund,
Und schleudert den Kiesel hinab in den Schlund.

Da scholl aus der Tiefe ein klägliches Weh',
Da krachte die Erde, da kochte der See.

Und schwärzliche Wolken entstiegen der Fluth,
Draus Hagel und Donner und Blitz sich entlud.

Wie Koboldsgepolter durchtost' es die Luft,
Und Schaaren von Schlangen entkrochen der Kluft.

Da rannten die Wandrer, wie Rehe verzagt,
Umgeisselt von Blitzen, von Schlangen gejagt,

Bergüber, bergunter, waldein und waldaus,
Sie blickten nicht um sich, sie ruhten nicht aus.

Doch endlich, als mälig der Sturm sich gelegt,
Am Fuße des Berges ward Ruhe gepflegt.

Dort lagen sie müde, des Odems beraubt,
Und neigten zum Schlummer ihr schwindelndes Haupt.

Und wie sie so liegen und schlafen im Moos,
Erweckt sie ein neuer, gewaltiger Stoß.

Der zweite der Steine, ein spitziger Kies,
Entschlüpfte des Sackes gesprengtem Verlies,

Und kollerte lustig den Felsen hinab;
Kaum glaubt ihr der Sage, was nun sich begab:

Wo tönend am Felsen der Kiesel geprallt,
Entfesseln sich Quellen mit Sprudelgewalt.

Nun ringt sich zu Tag, was Jahrtausende schlief
Im Busen des Felsens gewaltig und tief.

Es murmelt und rieselt, es plätschert und sprüht
Das Wasser, von magischen Kräften durchglüht.

Ein reicheres Leben mit mächtigem Strahl
Durchlodert des Osbachs glückseliges Thal.

O Wunder! des Bächleins bescheidnes Gestad
Hat Baden geboren, das herrliche Bad.

Und als die Gesellen dies Wunder ersahn,
Erkannten sie erst, welch Geschenk sie empfahn.

Den dritten der Steine besassen sie noch,
Sie wahrten ihn sorglich und hielten ihn hoch.

Bald kehrten sie wieder zum heimischen Herd,
Dort hat sich der Zauber des Kiesels bewährt.

Durch heilende Quellen gesegnet hinfort
Ward reich und gepriesen ihr Heimathort.

Eduard Brauer.

(Siehe dessen „Sagen und Geschichten der Stadt Baden ꝛc." Karlsruhe, 1843. Braun's Verlag. S. 5 — 9.)

Das alte Schloß zu Baden.

Oft, wenn im wunderbaren Schimmer
Des Schlosses Trümmer vor mir stehn
Im Sonnenschein, glaub' ich noch immer
In seiner Jugend es zu sehn.

Mit seinen Mauern, seinen Zinnen,
Fern leuchtend in das freie Thal;
Der Helden starke Kraft von innen
Sich labend bei dem Rittermahl.

Dann klingts um mich wie ferne Stimmen,
Ich fühl' ein geisterhaftes Wehn,
Fort treibt es mich hinanzuklimmen
Einsam zu jenen Felsenhöhn.

Doch oben Alles ganz zerfallen,
Der Epheu schlingt sich um den Stein,
Und in den offnen Fürstenhallen
Spielt Waldesgrün mit Sonnenschein.

Das nehm' ich an zum guten Zeichen,
Zum Trost in dieser Gegenwart,
Daß auf den Trümmern, auf den Leichen
Sich Himmel noch und Erde paart.

Ein beßres Haus soll sich erheben,
Gebaut auf alten, festen Grund,
Und frische Liebe, frisches Leben
Gedeihn im freien teutschen Bund!

Max v. Schenkendorf.
(1814.)

Die graue Frau von Hohenbaden.

Habt ihr gehört von der grauen Frau
Im Bergschloß Hohenbaden?
Berhört von finstrer Macht, dem Gau
War sie zu Schreck und Schaden;

Ließ schwingen zur Frohn
Die Geißel mit Hohn
Aufs Volk, ach! mit Bürden beladen.

Der Herrschaft Zügel hielt sie straff
In frevler Willkür Launen;
Mit ihr zu Rathe saß der Pfaff,
Ihr Unrecht zuzuraunen.
Wie wetternder Strahl,
So schmettern ins Thal
Befehle zu Bangen und Staunen.

Wer gab hier Trost dem armen Mann,
Wo fanden Schutz Bedrängte?
Der Büttel nur auf Qualen sann,
Der in den Block sie zwängte.
Recht fordert der Knecht?
Kaum Gnade für Recht
Vergönnt sie, fürs schmählich gekränkte.

Ihr Herz, so liebeleer und kalt,
Wenn Schmerzensthränen flossen,
Der Mutterliebe Allgewalt
Nur blieb es nicht verschlossen;
Ihr einziges Kind
Nur liebte sie blind,
Den blühenden, fürstlichen Sprossen

Einstmal, im Abendsonnenglanz
Sich wieder frisch zu laben,
Der Warte höchsten Zinnenkranz
Erstieg sie mit dem Knaben.
Sie zeigt ihm das Land
Im Segensgewand
Voll prangender, köstlicher Gaben.

„Mein Kind, mein adlig Fleisch und Blut,
Herr du von Gottes Gnaden!
In dessen Händen einstens ruht

Mein reiches Wittthum Baden:
Dort kocht dir der Wein
Am strahlenden Rhein,
Hier die Quelle mit heilendem Schwaden.

„Und Alles ist dir unterthan,
So weit du blickst von dannen;
Dein Wink gebeut; im Staube nah'n
Vasallen dir und Mannen,
Die niedere Brut
Mit eiserner Ruth'
In scheue Verehrung zu bannen.

„Regiere stark, dem starren Trutz
Des Volkes zum Entsetzen!
Nie soll sein schnöder Eigennutz
Am Kronengut sich letzen!
Dein göttliches Recht
Durch Geburt und Geschlecht,
Das reiße dir Keiner in Fetzen!

„Siehst du den Falken siegesfühn?"
— Sie hob empor den Knaben —
„Aus ihren Purpurrändern glühn
Die Augen stolz; erhaben
Beherrscht er das Blau!
Wie ducken zur Au
Die Schufte, die Häher und Raben!

„Die Macht verleiht wohl Kraft und Muth
Dem scharfen Krallenschläger,
Wie fühlt er sein altadlig Blut,
Der hohe Schwingenträger!
Ho hussa zur Hetz'!
Ihm gilt nur Gesetz
Sein eigener Wille, dem Jäger.

„So herrsch' auch Du!" . . . da fasset jach
Ein Schwindel ihre Sinnen,
Aus ihrem Arm entstürzet, ach!

Das Knäblein von den Zinnen;
Zerschmettert im Fall
Am felsigen Wall. . . .
Da fühlt sie das Blut sich gerinnen.

O qualenvoller Augenblick,
O grausenhafte Stunde!
Wem schlug des Himmels Strafgeschick
Je tiefre Herzenswunde?
Von Schmerzen durchrast,
Die Augen verglast,
So starrt sie zum schaurigen Grunde.

So starrt die Aermste, sprachberaubt,
Hinunter auf die Klippen,
Die Finger krampfhaft eingeschraubt,
Verzerrt die fahlen Lippen.
Wie malmendes Erz,
So schallt ihr das Herz
Und hämmert und pocht an die Rippen.

Verzweiflung gibt ihr endlich Kraft
Und Worte ihrem Jammern,
Das bricht in wirrer Leidenschaft
Aus ihres Herzens Kammern.
Woran, ach woran
Soll nun sich fortan
Ihr mütterlich Hoffen noch klammern?

Sie rafft sich auf, sie fliegt hinab
Der Treppe Steingewinde,
Zu spähn nach ihres Lieblings Grab;
Nach eilt das Hofgesinde.
Umsonst sie durchsucht
Die waldige Schlucht,
Nie fand sie die Spur von dem Kinde. —

Noch heut entsteigt, ein Bild von Eis,
Sie Nachts des Schlosses Hallen
Im grauen Kleid, die Haare weiß,

Die Wangen eingefallen.
Im klagenden Wind
Ach! wahnt sie das Kind
Zu hören, sein Wimmern und Lallen.

* * *

Das ist die Mähr von der grauen Frau
Im Bergschloß Hohenbaden;
So büßt sie schwer, was sie dem Gau
Verübt zu Schreck und Schaden.
Nicht findet sie Ruh
In marmorner Truh, —
Gott wolle der Seele genaden!

Jonas Hub.
(Originalmittheilung.)

Das Vehmgericht in Baden.

Unter dem neuen Schloß in Baden ziehen in fast labyrinthischen Windungen und Richtungen eine Menge unterirdischer Gewölbe hin. Sie bestehen theils aus engen, langen Gängen, theils aus Gemächern von verschiedener Größe und Form. Mehrere dieser Gänge und Kammern konnten durch dicke, steinerne Thüren von Innen geöffnet und geschlossen werden.

Wie die Sage berichtet, soll einst hier der Sitz der heiligen Vehme gewesen seyn. Das größte Gemach wird als dasjenige bezeichnet, in welchem die Freischöffen Gericht hielten, und noch sieht man die steinernen Sitze an den Wänden. Hier saßen sie und sprachen Recht über Frevler und geheime Verbrecher; hier meldeten ihnen die Freifrohnen den Vollzug der aufgetragenen Strafen mit Strick und Dolch, oder es wurden Klagen erhoben über neue Unthaten, oder die Vorgeladenen, die sich nicht gestellt vor den Schranken des heiligen Gerichts, wurden verurtheilt und ihre Bestrafung den heimlichen Rächern übertragen. Andere Gemächer waren zum Aufenthalt für die Geladenen, während den Berathungen des Gerichts, bestimmt. In einem großen Gewölbe, welches die Folterkammer genannt wird, sieht man noch die Ringe und Haken in den

Mauern, woran die schrecklichen Folterwerkzeuge befestigt, oder die Verbrecher gefesselt wurden. Aus dieser Kammer tritt man in einen kleinen Gang mit unterhöhltem, hölzernen Boden. Hier befand sich einst eine Fallthür, durch die man zu dem vielberufenen Jungfernkuß gelangte. Unter dieser Thür war nämlich, der Volkssage nach, in der Tiefe ein eisernes Frauenbild und an dessen Leib und Armen Stacheln, Messer, Dolche und andere Mordinstrumente, angebracht; durch einen künstlichen Mechanismus konnte das Bild seine Arme schließen und gegen die Brust drükken, wenn es berührt ward. Betrat nun der Verurtheilte die verhängnißvolle Thüre, so sank er plötzlich hinab in die Tiefe und in die schaudervolle Umarmung der eisernen Jungfrau, die mächtig ihn an ihr Herz preßte, bis er unter qualvoller Marter verblutet hatte. Vor etwa dreißig Jahren fiel das vorwitzige Schoosbündchen einer Dame, die das Gewölbe besah, in dieses Verlies. Das Thierchen wurde wieder heraufgeholt, und bei dieser Gelegenheit entdeckte man noch Reste von Gewändern, Messern und einem Rade. Die Oeffnung wurde hierauf zugeworfen.

(Siehe „Sagen aus Baden und Umgegend." Carlsruhe, 1834.)

Christoph von Baden.

Zu Baden auf dem Schlosse einst Markgraf Christoph saß,
Und Kurt, sein Kampfgenosse, beim hochgefüllten Glas,
Das ließen sie wacker kreisen
Und sangen gar muntere Weisen.

Von guten alten Tagen erzählten sie mancherlei,
Von Ritterspiel und Jagen und Kämpfen kühn und frei;
Da störet ein fernes Schallen
Die Zecher in den Hallen.

Trommetenschall erklinget und muthiger Rosse Huf,
Und durch die Lüfte dringet des treuen Wächters Ruf.
Das ist ein liebliches Tönen
Des Krieges tapferen Söhnen.

„Was wollen die Klänge sagen, ihr Knaben? Wohlauf im Flug" —
Rief Christoph, — „sucht's zu erfragen, und meldet's sonder Verzug!"

Und wie sie sich rüstig rührten
Da öffnen sich die Thüren.

Es treten über die Schwellen drei Ritter feierlich,
Drei hohe, stolze Gesellen, die nahten dem Fürsten sich
Und neigten sich bis zur Erde
Mit höfischer Geberde.

Zu Christoph hingewendet, begann der Eine stracks:
„Es grüßt Euch, der uns sendet, der mächtige Kaiser Max.
Wie vormals baut er auf's Neue
Auf Eure Kraft und Treue.

„Die mit dem Kaiser gerechtet, der Kurfürst und sein Sohn,
Die Pfälzer, sie sind geächtet, zum wohlverdienten Lohn;
Schon schwebt ob ihrem Haupte
Die Rache, die sein geglaubte.

„Von Norden und Süden brechen die Unsern hervor mit Macht,
Die helfen euch blutig rächen die Seckenheimer Schlacht,
Und was Ihr verlort an Rechten,
Und mehr noch, wieder erfechten.

„Bedenket, wie hart in Banden einst Euer Vater lag,
Getrennt von Leut und Landen, am Neckar manchen Tag;
Bedenk's, und neu erwache
Im Herzen die alte Rache!" —

Herr Kurt vernimmt mit Freuden, was Kaiser Max begehrt,
Und zieht aus seiner Scheiden sein kampfbewährtes Schwert:
„Nun kommst du wieder zu Ehre,
Du vielgetreue Wehre!

„Zu lang schon mußtest du liegen in deiner Scheide träg,
Nun sollst du zu neuen Siegen mir bahnen blutigen Weg,

Und manchen kühnen Recken
Auf ewig darnieder strecken."

Der Markgraf sprach dagegen: „Mit nichten, wackrer Kurt!
Laßt nur den guten Degen noch friedlich ruh'n am Gurt!"
Und drauf zu den Gesandten,
Die voll Erwartung standen:

„Wohl schätzen Wir das Vertrauen, das unser Kaiser Uns schenkt,
Der Teutschlands glückliche Gauen mit weisem Scepter lenkt;
Und werden Uns stets befleißen,
Uns dessen werth zu erweisen.

„Treu werden Wir bis zum Grabe ihm dienen mit Wort und That,
Doch wißt, Herr Ritter, ein Schwabe übt nicht am Freunde Verrath.

Daß ihn die Erde verschlinge,
Der solche That begienge!

„Wohl lag mein Vater gebunden im Kerker so manche Stund',
Wohl bluten die alten Wunden noch tief in Herzens Grund;
Und werden noch lange quillen,
Kein Balsam kann sie stillen.

„Wohl lieben Wir Kampf und Ringen und Schlachten sturmbewegt,
Wohl ist's ein herrliches Klingen, wenn Degen auf Degen schlägt,

Berauschend Herz und Sinne
Wie Sang beglückter Minne.

„Wohl winkt Uns reiche Beute und Sieg nach leichtem Streit;
Doch mehr als Land und Leute bei Uns gilt Ehr' und Eid.
Was ist noch fest auf Erden,
Wenn die nicht geachtet werden?" —

So klang des Fürsten Rede, sie war kein leeres Wort:
Stets blieb er in Fried' und Fehde des Freundes getreuster Hort;
Und Christoph's Kraft und Treue
Ward hoch gepriesen auf's Neue.

Eduard Brauer.

Ludwig von Baden.

Spielend mit des Sohnes Locken,
Seinen Arm um ihren Leib,
In dem Schall der Abendglocken
Sitzt er neben seinem Weib.
„In dem süßen Abendfrieden
Blickst du düster auf dein Land,
Dem du dieses Glück beschieden,
Hat es sich von dir gewandt?" —

„Nimmer meine Seele weise
Nach dem kleinlichen Gebiet,
Das im engen Zauberkreise
Meine Kraft zusammenzieht.
Was ein Auge überblicket,
Stillet mein Verlangen nicht,
In die Geisterwelt entrücket,
Träum' ich mich in Luft und Licht.

„Und auf hohen Thron erhoben,
Als den Herrn im Heiligthum,
Dem die Helden sich geloben,
Schau ich sehnend nur den Ruhm.
Such' ich Lust in deinen Armen,
Frieden in des Knaben Blick,
Ach! ein Armer unter Armen,
End' ich ruhmlos mein Geschick!" —

Und die Gattin geht in Zähren,
Nimmt den Knaben schweigend mit;

Doch er sieht sie wiederkehren
Mit der Freude leichtem Schritt.
Seinen goldnen Fürstendegen
Bringt sie ihrer Liebe Mann,
Und der Sohn jauchzt ihm entgegen,
Trägt den Harnisch ihm heran.

„Was, mein Herz! du dir erwählet,
Gilt als ein Gebot für mich;
Lieb' und Ehre sind vermählet,
Und die Liebe waffnet dich.
Meine Ehre du, ich warte
Deiner mit der Siegerkron',
Wenn ich, ach! vergebens harrte,
Wahr' ich sie für deinen Sohn."

Und sie gürtet ihm den Degen,
Panzert ihn mit flinker Hand;
Unter hellen Trommelschlägen
Zieht sein Häuflein aus dem Land.
Nach des Sultans falschen Grenzen
Flattert ihrer Fahne Flug,
Als der hellste Stern zu glänzen
In dem teutschen Heereszug.

Seines Eisenarmes Schwere
Furchet tief im Leichenfeld.
Sieh, da speit die wilden Heere
Flammend aus die Heidenwelt!
Des Propheten-Fahne mähet
Wie ein Sturm die Schaaren hin;
Den Beyr, von Stolz gebläbet,
Lustet's wiederum nach Wien.

Wer bestehet seine Streiche?
Schwache Schaar, wer schirmt dich noch?
Siehst du nicht die junge Eiche?
Ueber Trümmern steht sie hoch.

Der von Baden wird dich retten,
Er, dein neuer Feldmarschall;
Schüttle weg des Schreckens Ketten!
Er ist dir ein Hort und Wall.

Vor des Lagers bunten Strecken,
In der fremden Waffentracht,
Seht ihr sie die Felder decken?
An des Zeltes Seidenpracht
Schwingt nun der Vezir den Säbel:
Seine Haufen ohne Zahl,
Wie die dichten Winternebel,
Draußen lärmend aus dem Thal.

Kleine Schaar du, frisch entgegen!
Ordne deine Glieder dicht!
Du sollst sie zu Boden legen,
Wie der Strahl den Nebel bricht.
Deine weißen Reihen rollen
In des Heeres Riesenball,
Langsam erst, dann schnell im vollen
Fluge, wie des Felsen Fall.

Wie die Feinde mordend drücken,
Immer fester wird dein Gang,
Denn dein Marschall in dem Rücken
Treibt sie wie des Sturmes Drang.
Und er bricht durch ihre Glieder,
Wie aus seinem Bett das Meer,
Tritt wie Halme Alles nieder,
Mit dem kleinen Reiterheer.

Und er steht auf Waffentrümmern
Im erstürmten Feldherrnzelt;
Ferne Todtenklagen wimmern
Vom ersiegten Waffenfeld;
Blutige Gestalten wanken
Zu den Feuern vor der Wacht;

Ueber den Gefangnen schwanken
Blanke Flinten durch die Nacht.

Wie die Lilienhäupter schauen
Nach des jungen Tages Stern,
Blühn des Harems schönste Frauen
Knieend um den neuen Herrn;
Harren, wer ihn soll umschlingen
In des Lagers weicher Ruh;
Pfeifen und Trompeten klingen
Ihm den Marsch des Sieges zu.

Was die Wunderblumen bieten,
Fesselt nicht den den edlen Sinn;
Schmachtend nach der Ferne Blüthen
Träumt sich seine Seele hin:
Seines Knaben blonde Locken,
Seines Weibes treue Brust
Möcht' er fassen mit Frohlocken
In des Wiedersehens Lust.

Und der Sultan bietet Frieden.
Von dem mondelangen Strauß
Hat der Sieger sich geschieden,
Kehrt zu seiner Väter Haus.
Staunend hält er auf der Brücke
Seiner Stadt mit seiner Schaar,
Nimmer stellt sich ihrem Blicke
Seiner Väter Wohnung dar.

Wie des Ruhmes Tempel breitet
Sich umher ein hohes Schloß;
Seine Priesterin, sie schreitet
Liebend auf den Helden los,
Krönt ihn mit dem Siegerkranze,
Sinkt ihm fröhlich in den Arm,
Bei der Schlachttrophäen Glanze
In des Volkes Jubelschwarm.

„Sieh, Herr, was wir dir bereitet!
Zeuch' in deiner Väter Haus!
Treu von Lieb' und Ruhm begleitet
Lächle in dein Land hinaus!" —
„„Ja, der Sieger ist bezwungen
Von der Liebe treuer Hand;
Was er suchte, ist errungen,
Nimm mich auf, mein Vaterland!""

Georg Rapp.

Noch einige Sagen vom alten Schlosse zu Baden.

1. Auf dieser verfallenen Burg hielt sich früher eine außerordentliche Menge riesenhafter Schlangen auf, deren Köpfe so groß wie die von Katzen waren. Vor 60 — 70 Jahren rottete man sie dadurch aus, daß man förmlich Jagd auf sie machte, wobei man deren so viel erlegte, daß man sie wagenweise fortschaffen mußte.

2. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zog ein Einsiedler, welcher seine bisherige Klause auf der Yburg wegen des überhandnehmenden Geisterspuckes hatte verlassen müssen, in den Altbadener Schloßkeller. Zwar kam auch dahin jede Nacht ein Gespenst mit einem flammenden Kessel, worin es eine Stunde lang rührte, doch ging es dann wieder fort, ohne sich um den Einsiedler zu bekümmern, welcher also ruhig auf seinem Mooslager liegen bleiben konnte. Dieser Mann war von großer Frömmigkeit, und seine ganze Nahrung bestand nur aus so wenig Wurzeln und Kräutern, daß er selbst einmal sagte, er lebe von den drei Elementen, Feuer, Wasser und Luft. Auf seinem Hute trug er einen gläsernen Knopf, der die Eigenschaft hatte, seinem jeweiligen Besitzer großes Glück zu bringen. Trotz alles Dessen duldete die Herrschaft den Einsiedler nicht länger im Schlosse und ließ ihn sogar nach Mannheim in Verwahrung bringen.*) Dort ist er längst gestorben und begraben; sein Leichnam aber bis heute noch ohne Spur von Verwesung.

*) Heutzutage würde man diesen Menschen, der wahrscheinlich ein Verrückter war, den von die Augen abgetheilt hat, nach Illenau schaffen.

Anm. des Herausg.

3. Zur Winterszeit kam einst ein Bauer aus Eberstein-burg an drei von einander entfernten Tagen auf das alte Schloß, wo er stets im Hauptgang einen alten Mann mit weißem Barte sitzen fand, welcher Brodstücklein verlas. Jedesmal bat er den Bauern, ihm in den Keller zu folgen, was derselbe die beiden ersten Male zwar that, allein, kaum hineingekommen, aus Furcht wieder davon sprang, das dritte Mal aber sich gar nicht mehr hinein wagte, worauf ein so fürchterliches Gekrach entstand, daß er über Hals und Kopf davon rannte.

4. Eine Kräuterfrau von Baden sah eines Mittags um zwölf Uhr auf den Felsen hinter dem Schlosse ein weißes Frauenbild mit einem Gebund Schlüssel sitzen, welches ihr winkte, zu ihr herauf zu kommen. Erschrocken lief die Frau hinunter in die Stadt und erzählte was sie gesehen, worauf sogleich mehrere Leute sich hinauf machten, aber die Gestalt nicht mehr antrafen.

5. In der Nacht vom Fastnachtdienstag auf Aschermittwoch sahen einst einige Bewohner der Dolle die Burg ganz in Feuer stehen, von welchem aber Morgens darauf, als sie nachforschten, keine Spur zu entdecken war.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Bader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839. S. 174 u. f.)

Silbergrube.

Diesen Namen führt eine Stelle am südwestlichen Hange des Berges, auf welchem die Ruinen des alten Schlosses liegen. Früher ging der Weg zur Burg dort vorüber.

Einst soll hier auf Silber gebaut worden seyn und der Stollen bisweilen reiche Ausbeute gegeben, bisweilen aber auch lange gar kein Erz zu Tage gefördert haben, weßhalb der Herr der Grube die Arbeiter hart anließ. Als sie nun wieder einmal eine reiche Silberader erschürft hatten, legte der Steiger einige schwere Stücke bei Seite, in der wohlmeinenden Absicht, den Herrn damit zu einer Zeit zufrieden zu stellen, wo die Grube nicht so ergiebig seyn würde. Aber einige übelwollende Arbeiter hatten es gesehen und verklagten ihn, als seyen die reichen Erzstufen aus dem Stollen von ihm entwendet und an-

terschlagen worden. Man suchte bei ihm nach und das Silber wurde gefunden. Der Steiger wurde verhaftet und ihm der Prozeß gemacht. Er mochte seine Unschuld betheuern, so viel er wollte — alle Bemühungen, seine löbliche Absicht darzuthun, halfen nichts. Der Schein war nun einmal wider ihn und man glaubte ihm nicht. Er ward zum Tode verdammt und das Urtheil an ihm auf öffentlichem Platze vollzogen. Bevor er seinen Hals dem Scharfrichter darbot, rief er noch einmal den Himmel als Zeugen seiner Unschuld an und sprach: „So gewiß der Himmel über meinen Tod weinen wird, so gewiß wird die unselige Silbergrube binnen Jahr und Tag eingehn, so daß Niemand mehr den Eingang dazu finden mag. — Und kaum hatte der Scharfrichter das Haupt vom Rumpfe getrennt, so fiel vom hellen blauen Himmel ein Himmel ein Regen herab. Aber ein Jahr nachher, gerad' am Todestag des Unglücklichen, stürzte die Erzgrube ein und verschüttete die drei Bergleute, welche ihren Kameraden verrathen hatten. Trotz aller angewandten Mühe vermochte man den Stollen nicht mehr aufzufinden, und so liegt er verschüttet bis auf den heutigen Tag.

Alois Schreiber.

(Vergl. „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1831.)

Der Hungerberg.

Hinter dem Schloßgarten in Baden, oberhalb des Türkenwegs, zieht sich der Abhang eines Hügels hin, welcher gewöhnlich der Hungerberg genannt wird. Den Namen hat er in Bezug auf einen frischen klaren Bergquell erhalten, der zwischen den Tannen und Buchen des Waldes herabrauscht. Fließt diese Quelle in der Adventszeit stark und voll, so soll es ein gesegnetes und fruchtbares Jahr anzeigen, ist sie aber um diese Zeit schwach und hat wenig Wasser, so bedeutet es Mißwachs im nächsten Jahr, Theuerung und Hungersnoth. Vor Zeiten glaubte man fest an die Vorzeichen dieser Quelle, der man den Namen Hungerquelle gab, und Manche richteten sich mit ihren Verkäufen und Vorräthen darnach. Jetzt hat sich dieser Glauben

ziemlich verloren und nur sehr bejahrte Leute der Gegend wissen noch davon zu erzählen.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend. Karlsruhe, 1881.)

Das Kreuz auf dem Friedhofe.

Markgraf Karl hatte um das Jahr 1462 mit einigen geistlichen und weltlichen Fürsten einen Bund geschlossen gegen die heilichen westphälischen Gerichte, obgleich unter seinen eigenen Räthen sich einige Wissende befanden, wovon er jedoch nichts ahnte. Da fand man eines Morgens an dem Thore des Schlosses zu Baden einen Brief angeschlagen, worin Markgraf Karl vor den heimlichen Richterstuhl zu Walldorf vorgeladen wurde. Darob entstund bei Hof und in der Stadt große Bewegung und man forschte streng nach dem Thäter. Unter Andern wurde auch ein Fremder eingezogen, der sich des Nachts aus seiner Herberge heimlich entfernt hatte und erst gegen Morgen wieder dahin zurückgekehrt war. Dieser sagte im Verhör aus, er sey ein reisender Bildhauer, Meister Niklas mit Namen, und es wandle ihn manchmal des Nachts die Lust an, im Freien umher zu schweifen und seinen Gedanken nachzuhängen. Diesmal sey er, ohne zu wissen wie, auf den Kirchhof gekommen, wo er unter dem Oelberg eine Flamme in Gestalt eines Kreuzes vom Boden aufsteigen gesehn, worauf er alsbald gelobt habe, ein steinernes Kreuz zu verfertigen und es an diesem Platze aufzurichten.

Der Markgraf maß dieser Aussage wenig Glauben bei; da er aber im Begriff stand, zu dem unglücklichen Zuge gegen den Pfalzgrafen Friedrich V. abzureisen, so befahl er, dem Gefangenen einen Stein, wie er ihn verlangen werde, und Werkzeuge zu geben, damit er das Kreuz beginnen und vollenden könne. Sollte derselbe aber damit nicht zu Stande kommen, so erwarte ihn der Tod durch den Strick.

Der Mann legte Hand an das Werk und es gelang ihm wunderbar. Als der Markgraf später aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte und das herrliche Werk sah, fand er an demselben großen Wohlgefallen und ließ es auf dem Friedhof auf-

stellen; dem Meister Niklas aber schenkte er die Freiheit und behielt ihn in seinen Diensten, obgleich er sich niemals überzeugen mochte, daß derselbe nicht als Frohn im Dienste der heiligen Vehme gestanden. Wahrscheinlich hatte man den Markgrafen nur abschrecken wollen, noch ferner gegen jene Gerichte mit Ernst einzuschreiten.

Noch jetzt ist dieses Kreuz eine Zierde des Badener Friedhofes und erregt durch seine kunstvolle Arbeit die Bewunderung des Kenners. Es trägt die Inschrift: Nikolaus von Leyden, mit der Jahrzahl 1462; auch ein Wappen ist dabei angebracht.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1834.)

Das Kreuz auf dem Friedhofe.

(Andere Version.)

Auflodert des Gewissens Qual —
Die Jungfrau sank getödtet!
Es hat die Eifersucht den Stahl
In ihrem Blut geröthet!
Da schleift der Henker schon das Schwert,
Der Künstler ringt die Hände:
„Des Lebens bin ich nimmer werth,
Wenn ich nur Frieden fände!"

Sein Blut ist starr, die Stimme bricht,
Nicht Thränen können rinnen; —
Sieh — plötzlich zuckt ein seltnes Licht
Durch graßlich dustres Sinnen;
Wie milder Thau ihm auf's Herz
Der Ruhe süße Labe,
Getröstet blickt er himmelwerts,
Lächelnd nach seinem Grabe.

Und als des andern Morgens kam
Der Kerkermeister frühe,
Des Mannes Hand der Jüngling nahm:
„Gott lohnt Euch einst die Mühe!

Ins Schloß hin zu dem Fürsten geht!
Hat er mich einst geehret,
Sein edler Sinn, der stets besteht,
Die Bitte mir gewähret.

„Ich fordre ja mein Leben nicht,
Nur meiner Seele Frieden;
Bevor mein sterbend Auge bricht,
Sey mir die Frist beschieden,
Ein Bild zu schaffen noch, — mir ist,
Als sollt's mein bestes werden;
Das hehre Bild, wie Jesus Christ
Einst starb für's Heil der Erden."

Der alte Schließer weinend geht,
Der Fürst erhört die Bitte.
Ein hohes Felsenstücke steht
Bald in des Kerkers Mitte;
Am Stein der Meister niederkniet
Mit Meißel und mit Hammer,
Ein heil'ger Drang die Brust durchglüht,
Zum Tempel wird die Kammer.

Drauf täglich bis zum Dämmerschein
Sieht frisch man ihn sich regen,
Der Meißel brennt, es klirrt der Stein
Von seinen kräft'gen Schlägen;
„O friedensel'ges Wunderbild,
Im Felsen hier verborgen,
Bald stehst du da, verklärest mild
Dann meinen letzten Morgen!"

Wie rinnt der Schweiß die Stirn herab!
Da sinken Schuld und Fehle,
Als trieb auch sie sein Meißel ab,
Gleich Schlacken von der Seele;
Was unerkannt im Busen lag,
Fühlt mächtig er erstehen,

Des höchsten Friedens Weihetag
Erblüht in Christi Nähen. —

Und als nach raschen Monden war
Das Bild der Schmerzen fertig,
Froh küßt er's, aller Sünde baar,
Des nahen Tods gewärtig.
Jetzt drängt sich's durch die Kerkerthür,
Ist's, ihn zum Grab zu leiten?
Da sieht an seinem Werk herfür
Den Fürsten selbst er schreiten.

Wohl alle Blicke sind gewandt
Bewundernd nach dem Bilde,
Doch Markgraf Karl reicht seine Hand
Dem Künstler voller Milde:
„Der jüngst verübt die blut'ge That,
Lag schon in Todesbanden,
Doch Der solch Bild geschaffen hat,
Den heiß' ich auferstanden.

„Drum wo in solches Himmelslicht
Ein Geist sich durft' erheben,
Tödt' ich den ird'schen Leib auch nicht, —
Nimm frei zurück dein Leben!"
Lang schweigt der Jüngling, es entquillt
Dem Aug' der Rührung Zähre,
Dann blickt voll Demuth er zum Bild:
„Dem Mittler dort die Ehre!"

Weit drang des großen Meisters Ruf;
In nah und ferne Gauen
Manch herrlich Werk der Künstler schuf,
Das heute noch zu schauen;
Doch keines hebt sich bis zu dir,
Umspielt von heil'gem Strahle,
O Kreuz, du ernste Friedhofszier,
In Badens Wunderthale!

Gustav Muhl
(In Straßburg.)

Keller's Bild und Kreuz.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts verließ Markgraf Christoph die alte Stammburg seiner Ahnen und bezog das neue Schloß, welches er auf dem Hügel, dicht über der Stadt Baden, sich erbaut hatte. Auf der alten Burg aber, deren Trümmer wir hoch aus dem Bergwalde ragen sehen, blieb seine Mutter zurück mit zwei Hoffräulein, einem jungen Edelmann und der nöthigen Dienerschaft und Schloßwache. Der Junker, aus dem Geschlechte der Freiherrn von Keller, besaß alle Vorzüge, um sich leicht die Gunst der Frauen zu erwerben, wenn gleich seine Sitten ziemlich locker waren. Vor allen Damen aber hatte die reizende Klara von Tiefenau sein Herz mit den festesten Banden umstrickt; im Hause ihres Vaters, der als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, welches damals noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen war, hatte sich diese Bekanntschaft entsponnen. Ein bequemer Weg, von dem jetzt noch die Spuren sichtbar sind, führte vom alten Badener Schlosse nach Kuppenheim durch einen dichten Wald und unser Junker machte täglich, unter dem Vorwande der Jagd, in den Morgen- oder späten Abendstunden diesen Spaziergang, um die Dame seines Herzens wenigstens auf Augenblicke zu sehen.

Als er einst beim hellen Vollmondschein von dort zurück wieder heimwandelte und das Horn des Burgwächters eben Mitternacht verkündete, kam es ihm plötzlich vor, als sitze, wenige Schritte nur von ihm, am Wege eine weibliche Gestalt, in einen Schleier gehüllt. Wie gewöhnlich abenteuerlustig, schritt der junge Mann keck auf die Erscheinung zu. Allein je näher er derselben kam, desto unbestimmter wurden ihre Umrisse, mehr und mehr in Nebelduft verschwimmend und endlich ganz verschwindend, als er die Hand nach ihr ausstreckte. Jetzt wandelte ihn doch ein leises Grauen an; da er aber beherzt und leichtsinnig genug war, ging er, vor der Hand die Sache nur als ein Trugbild seiner Fantasie betrachtend, am folgenden Abend wieder an derselben Stelle vorbei, um darüber ganz ins Klare zu kommen. Die Gestalt saß, wie gestern, wieder auf dem nämlichen Rasenplätzchen, nur hatte sie jetzt den Schleier zurück-

geschlagen und das von einer Fülle dunkler Locken umwallte Haupt auf die Hand gestützt. Der Junker stutzte einen Augenblick, trat aber dann, über seine Bedenklichkeit sich selbst innerlich scheltend, mit ritterlichem Gruße auf die Dame zu, doch siehe da! sie zerfloß, wie gestern, in einen lichten Nebelstreif.

Tags darauf theilte der Junker von Keller das Abenteuer dem Burgkastellan, einem klugen bejahrten Manne, mit und erfuhr von ihm: auf der Stelle, wo das Bild sich gezeigt, habe vor alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden, daher diese Stätte beim Volke verrufen sey und Niemand aus der Umgegend es wage, Nachts dort vorüber zu gehen.

Der Junker gehörte weder zu den Leichtgläubigen noch zu den Abergläubigen; was ihm der Kastellan mitgetheilt hatte, reizte jedoch seine Neugier auf eine andere Weise. Gleich des andern Tages ließ er an der geheimnißvollen Stelle nachgraben und bald fand man einen kleinen, zierlichen, noch wohlerhaltenen altrömischen Altar, der, nach seiner lateinischen Inschrift, der Nymphe dieses Hains geheiligt war, und einige Schuh tiefer eine Marmorbüste. Die Arme und der Theil des Körpers von der Brust abwerts fehlten und schienen einst absichtlich abgeschlagen worden zu seyn; dagegen konnte man keinen vollendet schöneren Mädchenkopf und Nacken sehen. Der erste Frühlingstraum des Lebens schien um Stirn und Augen zu spielen; ein Schleier umhüllte nur einen kleinen Theil der üppigen Locken, die zum jugendlich schwellenden Busen niederringelten. Der Junker ließ den Altar, so wie das Marmorbild, auf dem Platz aufstellen, wo sie ausgegraben worden, und so entstand der Name: Kellers Bild.

In der Brust des Jünglings hatte jedoch die reizende Marmornymphe wahnsinniger Liebe Flammen angeschürt und er vermochte trotz alles Unheimlichen und Gespensterhaften, welches die Erscheinung im Walde umwoben, sein Herz nimmer länger zu meistern, sondern wandelte bald darauf um die Mitternachtstunde, als gerade der Mond jene Stelle wieder beleuchtete, zu dem Bildnisse. Da saß die jungfräuliche Gestalt am Fuße des Altars, dieselbe, die er schon zweimal gesehen. Aber diesmal löste sie sich nicht, wie sonst, in Nebel auf; ihre Umrisse traten vielmehr immer deutlicher ins Licht, je näher ihr unser Abenteurer kam.

Ein beherzter Knecht aus der Burg war ihm aus Neugier insgeheim nachgeschlichen und blieb nun in einiger Entfernung stehen. Er sah und hörte, wie der Junker mit der Jungfrau ein Gespräch anknüpfte, aber als sie derselbe gar nun in seine Arme schloß, da wandelte den Lauscher ein solches Grauen an, daß er eiligst nach der Burg zurückfloh.

Am Morgen darauf fand man den Junker von Keller todt am Fuße des Altares liegen; das Marmorbild selbst war und blieb verschwunden. Kellers Bruder ließ den Altar in Trümmer schlagen und an dessen Stelle einen Bildstock mit den Symbolen der Erlösung aufrichten; auf dem Punkte aber, wo der Leichnam des unglücklichen Bethörten gefunden worden, ein steinernes Kreuz. Beide Denkmale stehen noch am alten Wege, der vom alten Schloß Baden nach Kuppenheim führt.

(Vergl. A. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden und dem Schwarzwalde." Neue Sammlung. Heidelberg, 1839.)

Keller's Bild.

(Poetische Fassung derselben Sage.)

Es lag ein altes Nymphenbild
Im Tannenforst begraben,
Wo vormals Heiden grimm und wild
Mit Blut geopfert haben.

Es lag in seinem Waldversteck
Wohl tausend Jahr vergessen,
Bis diesen Schatz ein Junker keck
Zu heben sich vermessen.

Einst ritt Herr Keller durch den Wald
In später Nacht alleine;
Da winkt ihm eine Frau'ngestalt
Am Weg im Mondenscheine.

Ihr Auge kühn und minneklar
Hat schnell sein Herz umsponnen,
Doch bot er Hand und Gruß ihr dar, —
Schnell war das Bild zerronnen.

Durchforschen ließ er drob den Platz,
Wo ihn der Schein betrogen,
Viel Klafter tief, so ward der Schatz
Zum Licht emporgezogen.

Und als das schöne Nymphenbild
Nun prangt' an jener Stätte,
Da schien sein Sehnsuchtstraum gestillt,
Als ob es Odem hätte.

Man sah ihn still um Mitternacht
Das holde Weib umfangen,
Es hielt, vom Marmortod erwacht,
Ihn fest mit Gluthverlangen.

Das hat kein sterblich Ohr belauscht,
Was Die zusammen kosten,
Die Tannen krachten sturmdurchrauscht,
Des Berges Quellen tosten.

Und als des Frühtbau's erstes Naß
Den Jäger rief zum Haine,
Da lag Herr Keller marmorblaß,
Ein Leichnam, bei dem Steine.

Drob war im Thal der Oos und Murg
Viel Leids und ängstlich Wesen,
Man ließ zu Baden auf der Burg
Dem Junker Messen lesen.

Zerschlagen war das Marmorweib,
Der Höllenspuck vernichtet,
Und an dem Ort zum Fluchvertreib
Ein Kreuzbild aufgerichtet.

Eduard Brauer.

Der Lindenschmidt.

Es ist nicht lange, seit es geschah,
Daß man den Lindenschmidt reiten sah
Auf einem hohen Rosse.
Er reitet den Rheinstrom auf und ab,
Hat sein gar wohl genossen, ja genossen.

„Frisch her, ihr lieben Gesellen mein!
Es muß sich nur gewaget seyn,
Wagen das thut gewinnen.
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Bis wir die Beut gewinnen."

Dem Markgrafen von Baden kam neue Mähr',
Wie man ihm ins Geleit gefallen wär,
Das that ihn sehr verdrießen,
Wie bald er Junkern Kaspar schrieb:
Er sollt ihm ein Reislein dienen.

Junker Kaspar zog dem Bäuerlein ein Kappen an,
Er schickt ihn allezeit vorne dran,
Wohl auf die freie Straßen,
Ob er den edlen Lindenschmidt fand,
Denselben sollt' er verrathen.

Das Bäuerlein schiffet über den Rhein,
Es kehrt zu Frankenthal im Wirthshaus ein:
„Wirth, haben wir nichts zu essen?
Es kommen drei Wagen, sind wohl beladen,
Von Frankfurt aus der Messen."

Der Wirth, der sprach dem Bäuerlein zu:
„Ja Wein und Brod hab' ich genug!
Im Stalle da stehn drei Rosse,
Die sind des edlen Lindenschmidts,
Er nährt sich auf freier Straßen."'

Das Bäuerlein gedacht in seinem Muth:
Die Sache wird noch werden gut,
Den Feind hab' ich vernommen.

Wie bald er Junkern Kaspar schrieb,
Daß er sollt' eilends kommen.

Der Lindenschmidt, der hätt' einen Sohn,
Der sollt' den Rossen das Futter thun,
Den Haber thät' er schwingen:
„Steht auf, herzliebster Vater mein!
Ich hör' die Harnisch' klingen!"

Der Lindenschmidt lag hinterm Tisch und schlief,
Der Sohn, der thät so manchen Rief, (Ruf)
Der Schlaf hat ihn bezwungen;
„Steht auf, herzliebster Vater mein!
Der Verräther ist schon gekommen."

Junker Kaspar zu der Stuben eintrat,
Der Lindenschmidt von Herzen sehr erschrack:
„„Lindenschmidt, gib dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch
Daran so sollst du hangen."'

Der Lindenschmidt war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen sprang:
„Wir wollen erst ritterlich fechten!"
Es waren der Blutbund' all so viel,
Sie schlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es dann nicht anders seyn,
So bitt' ich um den liebsten Sohne mein,
Auch um meinen Reitersjungen;
Haben sie Jemanden Leids gethan,
Dazu hab' ich sie gezwungen."

Junker Kaspar, der sprach nein dazu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh,
Es soll dir nicht gelingen!
Zu Baden, in der werthen Stadt,
Muß ihm sein Haupt abspringen.

Sie wurden alle Drei nach Baden gebracht,
Sie saßen nicht länger denn eine Nacht;
Wohl zu derselbigen Stunde,
Da ward der Lindenschmidt gericht't,
Sein Sohn und der Reitersjunge, ja Junge.

(Altes Volkslied.)

Der versunkene Wagen.

In der Badener Antiquitätenhalle ist unter Anderen ein römischer Grabstein aufgestellt, dem Andenken des Lucius Aemilius Crescens geweiht; auf der untern Hälfte des Steines ist ein Wagen mit Pferden eingehauen. Diese Platte war früher in einer Mauer des ehemaligen Kapuzinerklosters (des jetzigen Gasthauses zum Badischen Hof) angebracht, und die Auslegungskunst irgend eines Mönches belehrte das leichtgläubige Volk mit folgender Geschichte: Die Bewohner des alten Badener Schlosses führten einst vor Zeiten ein gar hoffärtiges und ärgerliches Leben, indem sie stets in Saus und Braus von ihrem Reichthum schwelgten. In ihrem Uebermuthe hatten sie von der Burg bis zum Kapuzinerkloster herab mit großen Kosten einen unterirdischen Gang bauen lassen, so hoch und breit, daß man mit Pferden und Wagen darin bequem zu Thale fahren konnte. Einstmals waren mehrere Ritter auch auf diesem Wege zur Stadt herunter gekommen und fuhren an der offenen Kirchenthüre vorbei, als eben der Priester bei einem feierlichen Hochamt das hochwürdigste Gut des Abendmahles austheilte. Unbekümmert darum ließen die Edelherren ihren Wagen vorüberrollen, ohne nur einen Augenblick anzuhalten, um dem Allerheiligsten ihre Verehrung zu bezeugen. Allein die Strafe folgte diesem Vergehen auf dem Fuße nach. Plötzlich öffnete sich die Erde, Roß und Wagen mit sammt den Frevlern in ihre Tiefe verschlingend, und zum warnenden Gedächtniß dieses Vorfalls ward der Wagen an einer Mauer des Klosters abgebildet.

Nicht sehr abweichend von obiger Sage ist die folgende, deren Stoff aus Mone's „Anzeiger" gezogen ist.

So fährt man zum Teufel.

Alldort bei der Kirche der Kapuziner
Fährt der Graf in der Kutsche mit seinem Diener.

Das Glöcklein zur heiligen Wandlung schallt,
Der fromme Knecht ruft: „Kutscher halt!"

„Halt' an zu Ehren Jesu Christ,
Bis die heilige Wandlung vorüber ist!"

Da schreit der Graf: „Schweig, Esel du!
Kutscher, fahr' zu, fahr' dem Teufel zu!"

Dem Grafen kaum dies Wort entwich,
So öffnet der Kutsche Boden sich,

Und unter ihr der Erde Grund
Und schlingt hinab den Lästermund.

A. Schaller.

Ein Gespenst liest Messe.

In die Stiftskirche zu Baden war ein Mann, den der Schlaf während des Abendgottesdienstes überwältigt hatte, eingeschlossen worden. Er erwachte erst um Mitternacht und sah, beim Schimmer der ewigen Lampe, wie ein gespenstiger Priester im Meßgewand aus der Sakristei an den Altar trat und sich anschickte, Messe zu lesen. Als das Gespenst sich umwendete, die heilige Handlung zu beginnen, ward es den Mann gewahr und winkte ihm, zum Meßdienen herbei zu kommen. Dieser aber, voll Angst, ging nicht von seinem Platze, worauf der Geist die Messe ohne einen Diener hielt und nach deren Beendigung in die Sakristei zurückkehrte. Am andern Tag erzählte der Mann das Geschehene seinem Dienstherren, der ihm rieth, die folgende Nacht abermals in der Kirche zu bleiben und dem etwaigen Begehren des Gespenstes zu willfahren. Der Mann folgte dem Rath und ging, nachdem ihm um Mitternacht derselbe Priester wieder gewinkt hatte, getrost zum Altar und be-

diente die Messe, wie es sich gehört. Als diese zu Ende war, sprach der Geist: „Gott und dir sey Dank für meine Erlösung, worauf ich schon viele Jahre harre! Weil ich bei meinen Lebzeiten einmal in dieser Kirche ohne einen Diener Messe gelesen, ward ich nach meinem Tode verurtheilt, so lange hier umzugehen, bis Jemand mir Messe dienen würde. Du hast dieses nun gethan und ich gehe jetzt ein in des Herrn Freude, wo ich deiner nicht vergessen werde!"

Hierauf verschwand der Priester, der Mann aber starb nach drei Tagen.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 3. Jahrg. S. 33.)

Das Reh im Steinwäldchen.

Ein Jüngling ging zu jagen
Mit seinem Hund allein,
Als es begann zu tagen,
Tief in den Wald hinein.

Da raschelt's in den Eichen,
Vorüber fliegt ein Reh,
An Weiße zu vergleichen
Dem frischgefallnen Schnee.

Und husch! mit Windesschnelle
Folgt Jägersmann und Hund,
Bis es an einer Quelle
Fast trutzig stille stund.

Doch, wie gelähmt die Glieder,
Der Jäger inne hält,
Und auf den Boden nieder
Ihm Pfeil und Bogen fällt.

Denn an des Brünnleins Rande
Im frischen, kühlen Gras,
Im silbernen Gewande,
Die schönste Jungfrau saß.

Die schlanke Hindin streckt
Sich ihr zur Seite hin,
Und schmeichelt ihr und lecket
Die Hand der Schützerin.

Die Dogge schmiegt sich zitternd
An ihres Herren Fuß,
Ein höhres Wesen witternd,
Dem sie sich beugen muß.

Die Maid, mit sanfter Frage
Sieht nun den Jäger an:
„Was hat, o Jüngling, sage,
Dir dieses Thier gethan?"

Der Waidmann bebt und wendet
Beschämt die Blicke ab,
Vom Sonnenglanz geblendet
Der ihr Gesicht umgab.

Und als er wieder schauet,
Da ist die Stätte leer;
Der Jüngling flieht, ihm grauet,
Er jaget niemals mehr.

Doch immer zieht's ihn, immer
An diesen Ort zurück,
Die Jungfrau sieht er nimmer, —
Verschwunden ist sein Glück.

A. Schulz.

Die Sage vom Baldreit.

Der Name Baldreit rührt von einem erlauchten Kurgaste her, der einst, gichtbrüchig in einer Sänfte ins Bad gekommen, unvermuthet bald von dannen geritten ist. Früh Morgens vor Sonnenaufgang ist der Fürst (ein Pfalzer) frisch und fröhlich erwacht, ohne Schmerz und Weh; da hat er seine, gleichsam neugebornen Gliedmaßen in sein Festgewand gehüllt, ist leisen

Trittes in den Stall gegangen, um sein Lieblingsroß zu satteln, und wie er, dem Knechte rufend, das vor Lust laut wiehernde und stampfende Thier in den Hof zieht, um aufzusitzen, da erwachen Wirthsleute und Gäste. Schon hat der Fürst, der gestern noch am Krückenstock einherhinkte, den linken Fuß im Bügel: der Wirth macht am Fenster in seiner Schlafstube ein so verblüfftes Gesicht, als nur je einer seines Gleichen gemacht haben mag; die Wirthin bezeigt ihm von hinterrücks ihren Unwillen, daß er das Aufstehen des hohen Gastes verschlief; der Hausknecht aber kann nicht schnell genug die Thorflügel aufreißen, denn im nächsten Augenblick wird der freisame Reitersmann in raschem Schwung auf dem muthigen Roß sitzen, und dann ist kein Halt mehr, sondern fort geht es, und des Herrn kräftige Stimme gehört dazu, daß nicht unter dem Getöse sein lachendes Wort: „Wie bald reit' ich doch!" verhalle. Nur die erste und die zwei letzten Silben wurden nicht gehört, und die Herberge heißt seitdem zum Baldreit; doch kehren längst schon keine Fürsten und Herren mehr darinnen ein, und von allem Glanz blieb nur der Namen übrig, der, nebenbei bemerkt, im Munde des Volkes sehr häufig „Baldreich" lautet, was für ein Armenbad spaßhaft genug klingt. Wenn jedes Gasthaus in Baden den Namen davon führte, daß ein Gast unvermuthet schnell sich auf und davon gemacht hat, dann gäb' es keinen Hof und keinen Schild mehr, sondern überall die Aufschrift: zum Baldfahr oder Baldlauf; aber beim Baldreit war eben das Wunderbare, daß der Gast durchgegangen ist, und dennoch seine Zeche bezahlt hat.

(Karlsruher Zeitungs-Correspr. vom 1. Juli 1845.)

Fremersberg.

Der Teufel ist ein eigner Degen;
Einst wollt' er auch, wie große Herrn,
Der süßen Frühlingsruhe pflegen
Auf einem Berg, der Hölle fern.
Bald war der Lustsitz auserkoren:
Ein schmuckes Schloß mit Thurm und Schanz',

Das sah mit seinen hohen Thoren
So recht in's Herz des Schwabenlands,
Und rings ein Wall von grünen Bäumen,
Durchschallt von frischem Drosselschlag, —
Viel' tausend Blumen in den Räumen —
Es war ein Plätzchen, wie's in Träumen
Das Herz sich gern erschaffen mag.

Bald war der Hofstaat ganz bequemlich
Im alten Schlosse einquartiert.
Dem Teufelspack gefiels vornehmlich,
Und Jeder lebte ungenirt.
Wer nennt sie Alle, die da kamen,
Die Herren mit und ohne Namen?
Die Fürstlein und die Excellenzen,
Die Hochgeöhrten mit den Schwänzen,
Die Dirnen mit entlaubten Kränzen,
Die Herrn Magister und Diplomaten,
Die Herrn Minister und Magistraten,
Und all den Plunder von Teufelsgnaden?
Wer kennt sie alle die kleinen Frackchen,
Wer kennt sie alle die kleinen Geckchen,
Die Dummen und die Schlauklugen,
Sammt Denen, die als Sündenfleckchen
Noch die Tonsur zur Schau trugen?

Da war ein Jubel sonder Ende,
Und jede Nacht zum Tag erhellt;
Es war, als hätten Geisterhände
Des alten Brocken Felsenwände
Im Schwabenlande aufgestellt.
Die rothen Feuergarben flogen
Versengend in das Thal hinein,
Die Sterne selbst am Himmelsbogen
Erglühten in dem Höllenschein.
Schwarzgraue Katzenweiber bocken
Miauend an der dunkeln Glut,
Des Teufels Mutter dreht am Rocken

Die glüh'nden Fäden mit Freblocken
Und singt ein Sprüchlein wohlgemuth.
Rothaugige Teufelsdirnen lesen
Im dichten Walde Reisig auf,
Die Einen binden ihn zu Besen,
Die Andern schneiden Fratzen drauf;
Denn auf dem Besen, wie bekannt,
Macht gern der Herr den Ritt in's Land.
Hui, welche Lust, wenn solch ein Pferd
Mit Prunksten in die Lüfte fährt,
Bis es, von einem Stern entzündet,
Als glüh'nde Asch' im All verschwindet,
Und man den Reiter mit tollen Fratzen
Kopfüber sieht zur Erde platzen!
So geht es, bis der Morgenstrahl
Ein Ziel dem tollen Spuke setzt.
Was Wunder, daß das Volk im Thal
Ob solchem Graus, ob solcher Qual,
Im tiefsten Herzen sich entsetzt?
Da ward berathen und gesonnen:
„Wie wenden wir's zu dieser Frist?
Versieget ist der Segensbronnen,
Was wir gewonnen, ist zerronnen,
Die Hölle hält uns rings umsponnen,
Hilf uns, Marie! hilf, Jesu Christ!"

Und sieh! da ward zu guter Stunde
Ein gutes Wort in's Werk gesetzt:
Ein Kirchlein bau'n sie auf dem Grunde,
Wo sich die Hölle müd' gehetzt;
Ha, wie die Kuppel glänzt und lobt
Im Morgen- und im Abendroth!
Und aus dem Thale ziehn die Schaaren
Mit baarem Haupt den Berg hinan,
Voran ein Greis mit Silberhaaren,
Ein Priester, festlich angethan;
Zwei Knaben, Kreuze tragend, schreiten
Im weißen Chorhemd ihm zur Seiten. —

Der Teufel lauscht im nahen Hag,
Und eh' er ahnt, was kommen mag,
Ist er, durch Kreuzeskraft, zu Hand
Tief in die Thalschlucht schon gebannt.
Horch, wie er ächzt! ihn drückt die Last,
Ihn drückt der Fluch zu Boden fast. —
Und sieh'! da kehrt zur selben Stunde
Ein neuer, schöner Frühling ein;
Es lenzt und schwillt in jedem Grunde,
Die Blumen wuchern in die Runde,
Und Nachtigallen schlagen drein.

Und steht ihr auf des Schlosses Wall
Und späht hinab ins grüne Thal,
Wo sich, in hoher Berge Mitten,
Die Bäume ihrer Frucht entschütten,
So hört ihr wohl ein ängstlich Klagen
Dumpf an die Felsenwände schlagen;
Den Sturmwind, meint ihr? — Wollt erlauben
Das ist des Teufels Racheschnauben.

Friedrich Otto (Zetter)
(zu Mühlhausen im Elsass)

Der Ahornbaum.

Am Abhange des Fremersberges bei Baden lag einst die Altenburg, von welcher Alles verschwunden ist bis auf ihren Namen. Zur Zeit, als noch einige Ruinen vorhanden waren, kam ein junger Bauer dahin, um einen ausserordentlich dicken Ahorn zu fällen, der zwischen dem Gemäuer stand. Mit kräftigem Artschwung hieb er auf den Stamm los, allein die Schärfe des Eisens glitt spurlos an der glatten Rinde ab. Da trat eine schwarzgekleidete Jungfrau zu ihm aus den Trümmern hervor und fragte, was er mit dem Holze zu machen gedenke? „Ei!" — antwortete der junge Landmann — „Tisch, Stühle und anderes Hausgeräth möcht' ich mir daraus verfertigen, denn auf den St. Martinstag werde ich heirathen."

„Dieser Ahorn widersteht auch dem besten Stahlbeile, so

lang ihn meine Hand nicht berührte" — sagte die Jungfrau — „doch will ich gerne dein Werk fördern, wenn du mir gelobst, aus den Brettern auch eine Wiege zu zimmern und dein erstgebornes Kind hinein zu legen."

Nach kurzem Erwägen, daß in Erfüllung dieser Bitte nichts Gefährliches liegen könne, gelobte der Jüngling, so zu thun.

Die Jungfrau berührte nun den Stamm und nach wenig Minuten fiel er unter den Streichen der Art zu Boden, aber in demselben Augenblicke war auch die Erscheinung verschwunden.

Der Bauer hielt sein Versprechen und legte, als ihm sein Weibchen nach einem Jahr ein Knäblein geboren, das Kind in die aus den Brettern des Ahorns gezimmerte Wiege. Als seine Frau eines Tages bei derselben saß und den Knaben darin schaukelte, trat auf einmal die Jungfrau in die Kammer herein, ein dürres Zweiglein in der Hand tragend. Sie betrachtete das Kind eine Weile und faltete dann die Hände zum stillen Gebet. Hierauf reichte sie der erstaunten Mutter das Zweiglein und sagte: „Bewahret sorgsam, was ich Euch hier übergebe. Sobald Euer Sohn das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hat, soll er den Zweig in reines, frisches Wasser stellen, und wenn dieser dann Blätter und Blüthen treibt, hinaufgehen auf die Altenburg und mit demselben den gegen Morgen stehenden runden Thurm berühren, dessen Eingang verschüttet ist. Dies wird sowohl zu seinem Lebensglücke, als zu meiner Erlösung dienen."

Die Mutter des Knaben, eine fromme gottesfürchtige Frau, war froh darüber, daß ihr Kind bestimmt seyn sollte, einem irrenden Geiste zur ewigen Ruhe zu verhelfen. Der Knabe wuchs heran in Zucht und Ehrbarkeit, und als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, stieg er hinauf zu den Ruinen und berührte den Thurm mit dem nun von Blättern und Blüthen prangenden Zweige. Da öffnete sich alsbald der verschüttete Eingang und die schwarzgekleidete Jungfrau stand vor ihm. „Wohl dir und mir!" — rief sie aus — „daß endlich diese Stunde gekommen! Ich war einst jung und schön, die einzige Erbin meines Geschlechtes und einem jungen Ritter verlobt, an dem ich mit abgöttischer Liebe hing. Allein er brach die mir geschworene Treue und gab seine Hand einer Anderen. Bald aber fand er den Tod auf dem Schlachtfelde, seine Burg wurde

zerstört und seine Wittwe flüchtete sich mit ihrem Säugling auf dem Arme. Von des Tages Gluth und dem weiten Weg erschöpft, suchte sie eines Abends Ruhe im Schatten des Ahorns, der an der Mauer der Altenburg stand. Ich aber, noch immer rachbegierig, ließ sie durch meine Knechte mit Schimpf und Spott hinwegtreiben, aber ihre letzten Kräfte waren geschwunden, ihre Sinne verwirrten sich, sie sprach einen gräßlichen Fluch über mich aus und stürzte sich mit dem Kinde ins Wasser. Der Fluch der Sterbenden ging in Erfüllung. Eine Krankheit zerriß schnell den Faden meines Lebens und meine Burg ward ein Raub der Flammen; mein Geist aber sollte rubelos umherirren, bis aus den Brettern des Ahorns eine Wiege gezimmert und das Kind darin schlummern würde, welches mich zu erlösen bestimmt ist. Die Gebeine der unglücklichen Mutter und ihres Knäbleins liegen dort unter dem Hügel, wo ein bemoester Grabstein die Stätte bezeichnet. Geh hin, grabe sie aus und setze sie bei in geweihter Erde! Der Segen des Himmels wird dafür in deinem Hause blühen und auf deine ganze Familie übergehen."

Der Jüngling folgte getreulich der Jungfrau Geheiß und Glück und Ehre krönten noch seine spätesten Lebenstage.

(Nach A. Schreiber's „Sagen aus der Rheingegenden" ꝛc. ꝛc.)

Die Altenburg.

Anderthalb Stunden von Baden-Baden, an der Heerstraße, wo die Ebene gegen das Gebirg anzusteigen beginnt, lag vor Zeiten die Altenburg, von welcher nichts mehr vorhanden ist, als ihr Name, den jetzt ein Hofgut trägt, welches wahrscheinlich aus den ehemals zur Burg gehörigen Ländereien entstanden. Das Geschlecht der Edeln von Altenburg, die hier ihren Wohnsitz hatten, mag bald nach dem dreißigjährigen Krieg erloschen seyn. Kaspar von Altenburg, der Letzte seines Namens, verlobte sich noch als Jüngling mit einem schönen, aber armen Fräulein aus der Gegend, brach jedoch später sein ihr verpfändetes Wort und ehelichte statt ihrer eine junge vornehme und reiche Wittwe. Darüber grämte sich die arme, um

ihr ganzes Lebensglück Betrogene so tief, daß sie in eine schwere Krankheit fiel, von der sie zwar wieder so ziemlich genas, aber nur, um dem Grabe desto langsamer entgegen zu gehen.

Kaspar's Ehe schien dessen ungeachtet eine glückliche: seine Frau gebar ihm vier Söhne und eine Tochter; er war mit Gütern aller Art gesegnet und die Vergangenheit störte nicht im Geringsten die Ruhe seines Gewissens. Nur eines Tages schwebte plötzlich das Bild seiner verlassenen Geliebten vor seiner Seele, ohne daß er sich zu erklären wußte, wie es in seine Gedankenreihe gekommen. Da meldete man ihm einen Franziskanermönch, der sodann mit ernster, fast trauriger Miene in das Gemach trat. „Herr Ritter!" begann er — „ich komme als Bote von einem Sterbelager, wo ich zum letzten schweren Gang eine Jungfrau eingesegnet habe. Sie war ehemals Eure Braut und Ihr habt sie um einer reicheren Heirath willen schnöde verlassen und mit den Blüthen ihres Herzens auch die ihres Lebens geknickt. Doch ich bringe Euch die Verzeihung der Sterbenden, aber auch ihre fromme Bitte: Euch mit Eueren Gedanken von den weltlichen Dingen ab und zu Gott zu wenden, denn Eurer warten nunmehr große Trübsale und Ihr werdet der Letzte Eures Namens seyn."

„Wohl bin ich mir bewußt," — erwiederte der Ritter mit zu Boden gesenkten Blicken — „unrecht an der Jungfrau gehandelt zu haben, die meiner noch so liebevoll verzeihend in ihrem letzten Stündlein gedachte, allein," — fuhr er, mit erzwungenem Lächeln wieder zu dem Mönche aufsehend, fort — „ihre Prophezeihung vermag mich nicht zu schrecken; blühen mir ja doch vier lebensfrohe, gesunde Knaben."

„Die Sterbenden sehen oft helle!" — versetzte der Mönch in feierlichem Tone und beabschiedete sich.

Der Ritter konnte sich keineswegs einer bangen Ahnung erwehren, doch er suchte sie mit dem Troste von sich zu verscheuchen: Wenn mir auch der Himmel zwei oder drei meiner Söhne hinwegnimmt, so wird er doch so gnädig seyn, mir noch Einen zu lassen, auf daß in ihm der Name der Altenburger sich forterbe. Noch hing er diesem Gedanken nach, als ein Diener mit der Schreckenspost eintrat: der jüngste Knabe sey im Schloßgarten in den Teich gefallen, da habe ihm der drittälteste Bruder

Hülfe leisten wollen, sey aber auch in das Wasser gestürzt und so hätten Beide ihren Tod darin gefunden.

Am Morgen darauf fand man die beiden ältern Brüder zerschmettert in ihren neben einander stehenden Betten liegen. Ein Theil der Zimmerdecke war über ihnen eingestürzt.

Jetzt erst bohrten sich die Stacheln des Gewissens tief in das Herz des schwergeprüften Vaters. Er legte sich die härtesten Bußübungen auf, theilte reichliche Almosen aus und versagte sich die unschuldigsten Freuden des Lebens. Nur Eine Hoffnung war ihm noch geblieben: sein Töchterlein, welches auch wirklich frisch und gesund heranwuchs. Sein und seiner auch bußfertig gewordenen Gattin tägliches Gebet war nun: „Gerechter Gott im Himmel! nur dieses noch einzige Kind laß uns!" — Ihr Gebet schien auch erhört zu werden. Bertha — so hieß das Mädchen — überlebte sie Beide; sie war achtzehn Jahre alt, als ihre Eltern starben, aber das Schicksal ihres Hauses hatte eine solche Schwermuth in ihrem Herzens erzeugt, daß ihre Lebenskraft sich darunter allmählig verzehrte. Sie warf sich in die Arme der Religion und wählte zum Beichtvater einen Mönch aus Baden. Dieser beredete sie, ehelos zu bleiben und die Güter von Altenburg seinem Kloster zu vermachen. So geschah es auch und nach ihrem bald darauf erfolgten Tode traten die Väter der Gesellschaft Jesu in den Besitz der reichen Ländereien.

(Siehe M. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden" u.)

Schlage deine Mutter nicht!

Auf dem Kirchhofe zu Sinzheim bei Baden spukte früher der Geist eines Bürgermeisters in einem weißen Mantel. Damals kam an einem Winterabend ein Bauernbursch in die Spinnstube und fragte, wer wohl Muth genug habe, jetzt auf den Kirchhof zu gehen und dem Gespenst den Mantel abzunehmen? Eine herzhafte Magd, in der Meinung, die Bursche hätten dort, um den Leuten Furcht einzujagen, einen Schneemann errichtet und ihm ein Bettuch umgehängt, erklärte sich zu dem Wagestück bereit, ergriff einen Stock und ging allein auf

den Kirchhof. Als sie mitten darin war, stand das Gespenst unbeweglich da; sie riß ihm aber den Mantel ab und schlug mit ihrem Knüttel so lange auf ihn los, bis er ausrief: „Halt ein, ich habe nun genug gebüßt! Gib mir jetzt meinen Mantel wieder!" — Die Magd sprang aber mit dem Mantel davon, und brachte ihn in die Spinnstube, wo er beim Anfühlen wie dicker Nebel befunden wurde. Am nächsten Tage stund der Geist noch auf demselben Platze; worauf man dem Pfarrer Anzeige davon machte, welcher die Magd nun vergebens ermahnte, dem Gespenste den Mantel wieder umzuhängen. Erst auf Befehl des Richters verstand sie sich dazu, worauf der Geist augenblicklich verschwand und dann aus der Erde die Worte hören ließ: „Du hast mich erlöst; ich hatte einst meine Mutter geschlagen und mußte nun dafür eben so viele Streiche von einer Person erhalten, welcher ich keinen Anlaß dazu gegeben."

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Kloster Lichtenthal.

Kloster, in dem lichten Thal,
Edler Frauen heilig Mal!
Nimm mich auf in deine Hallen,
Wo die Himmelsbräute wallen!

In dem Kirchlein, schwach erhellt,
Ist's, man scheide aus der Welt;
Heil'genbilder, Engelsstimmen,
Herzen, die von Andacht glimmen.

Grabessteine, fromm geweiht,
Drauf Gestalten ferner Zeit,
Welche mit gefaltnen Händen
Ihren Blick zum Himmel wenden.

An dem Kirchlein — Gottes Flur
In dem Frieden der Natur,
Wo sie harren, die da starben,
Auf den großen Tag der Garben, —

All' die Gräber, still und grün,
Bäume, die darüber blühn!
Nieder möcht' ich hier mich legen,
Schlummern unter Blüthenregen.

Nur ein Kranz auf jedem Grab
Und die letzte Liebesgab',
Eine welke Blumenkrone —
Schöner wird sie dort zum Lohne.

Da des Berges grüne Wand,
Hier der Todten stilles Land,
Und des nahen Waldes Schauer
Und der Nachtigallen Trauer!

In dem Kirchlein der Gesang
Zu der Orgel hehrem Klang,
Engel, die hernieder steigen
Und den Weg zum Himmel zeigen.

Ach! ins Weltgewühl zurück
Kehr' ich nun mit feuchtem Blick:
Ketten werd' ich wieder finden,
Die mich an die Erde binden.

Aloys Schreiber.

Aus Lichtenthal.

Frag nicht: warum war deine Wahl
Das ferngelegne Lichtenthal,
Statt Badens stolzer Quelle?
Fliehst Du nicht gern ins Mondenlicht,
Mein Freund! wenn Gram dein Herz zerbricht,
Vom Markte zur Kapelle?

Die Sonne bist, o Baden, du;
Europa's Menschenmarkt ohn' Ruh,
Glanzvoll und werth zu schauen.

Doch du, mein stilles Lichtenthal!
Du bist des Mondes milder Strahl,
Mit frommen Klosterfrauen.

Mit tausend Wassern frisch und rein,
Melodisch quellend aus dem Stein,
Den Moos und Sinngrün decket,
Mit Wäldern, wo die Nachtigall,
Statt der Musiken lauter Schall,
Den müden Schläfer wecket.

Glanzreiche Sonne, dir sey Preis!
Doch wem du bist zu licht, zu heiß,
Der flieh mit seinen Wunden
Ins lichte Thal, vom Zauberstrahl
Des Monds verklärt, nach Lichtenthal —
Gewiß, er wird gesunden!

Justinus Kerner.

Lichtenthal.

Wie! dies wäre der Weg, der den staunenden Wanderer leitet
Zu dem Asyle, wo Ruh findet das schmachtende Herz?
Wie! dies wäre der Weg in die friedlichen Räume des Klosters,
Hier, wo das laute Gewühl bunter Gestalten sich drängt?
Hier, wo mit Flügeln des Windes, in Amazonen verwandelt,
Durch den umwirbelnden Staub Albions Töchter entfliehn!
Ha! wie flattern die Locken, die Schleier, wie pochen die Busen!
Mancher verderbliche Pfeil zückt aus den Augen herab.
Sieh nur, wie kleidet so hübsch das schwarze Barett die Blondine,
Welchem der flüchtige Strauß hat das Gefieder geliehn!
Sieh, wie die Grazie leicht auf dem schäumenden Zelter sich schaukelt
Und wie die Wangen ihr glühn, — Mädchen, wie bist du so schön!

Aber sie sausen vorbei durch den Gang altprächtiger Eichen,
Deren erquickendes Dach üppig sich über uns wölbt. —
Sonntag scheint es hier immer zu seyn; in den buntesten Gruppen
Wandeln im glänzenden Zug Herren und Damen vorbei.
Neugier findet und Lachlust immer Befriedigung reichlich,
Heiteres Wechselgespräch, eiteles Geckengezier;
Hier auch flittert die Mode vorbei in unzähligen Farben,
Und aus dem neuesten Heft hüpfen die Bilder heraus. —
Dort auf dem schlängelnden Pfade, der hinläuft neben dem Hauptweg,
Sitzt auf der moosigen Bank flüsternd ein zärtliches Paar;
Wohl kam, Heilung zu suchen, schon Mancher zur reizenden Badstadt,
Doch ein verwundetes Herz bracht' er nach Hause zurück.
Aber es fand auch Mancher schon hier, was er lange vermißte,
Ein gleichfühlendes Herz, innigen Liebesgenuß.
Keinerlei Heilquell kann so Wunder vollbringen, wie Liebe,
In das verödete Herz ruft sie den Frühling zurück.
Wandle nur, glückliches Paar, kein Lauschender möge dich stören!
Feire den vollen Triumph, Liebe, der Liebenden still!

Aber nun folgt mir wieder zurück auf den Weg zu dem Kloster,
Mischt euch wieder mit mir dort ins Gewühle des Zugs!
Amor verlocket uns sonst in unendliche Waldlabyrinthe,
Und in das klopfend Herz zischet der sichere Pfeil. —
Seht hier! niedliche Kinder auf sorgsam trabendem Maulthier,
Und mit dem spornenden Stock schreitet der Führer zur Seit';
Dort am Quell im Gebüsche, da bieten die Knaben geschäftig
Köstliches Wasser dir an gegen ein kleines Geschenk;
Hast du getrunken genug von den siedenden Thermen der Badstadt,
Sehnst du mit wahrer Begier dich nach dem kühlenden Born. —
Dies die Allee zum Kloster also, dies wären die Pilger,
Deren unendlicher Zug plaudernd die Vögel verscheucht?
Wallen sie hin zum Gebet? Doch nein, bei dem Thore des Klosters,

Kehren die Schwärmenden um, oder zerstreu'n sich im Thal,
Oder besteigen Cäcilienberg und die heitere Seelach,
Oder bei Wein und Kaffee scherzen den Abend sie weg.

Gern doch weil' ich im Kloster am Ufer des schäumenden Waldbachs,
Hinten von dunkeler Wand träumrischer Tannen begrenzt:
Wenige folgen mir nur in den Frieden der stillen Kapelle,
Wo das gemeiselte Bild Rudolfs des Langen sich streckt,
Auf dem Paradebette, von riesigen Löwen bewachet;
Manch ein Gedenkmal noch dämmert aus Nischen hervor.
Und nun tret' ich von da in die hallenden Räume der Kirche,
Wo mit der Orgel vermählt klinget der Nonnen Choral.
Seltsamer Wechsel! — Verstummt ist der Welt lautrauschendes Wogen,
Und in das fromme Gebiet senkt sich der Himmel herab.
Aus dem Gewirbel der Fluth in der Andacht Hafen gerettet,
Fühlt das beklommene Herz neu sich gehoben und frei;
Sehnsucht schwellt es empor nach einer beglückteren Heimath,
Von dem Altare hinan winken die Engel des Lichts;
Ach! und der Kindheit Blumen, des schuldlos frommen Gemüthes,
Von dem gekreuzigten Christ blühen mir wieder empor.
Heilige Märtyrer nah'n, mit den leuchtenden Wunden geschmücket,
Frieden im Antlitz, das Haupt strahlend im goldenen Schein. —
„Amen!" — der Priester verläßt den Altar und die Stimmen der Schwestern
Sind wie ein seliger Schmerz liebender Seelen verhallt.
Stille verliert sich das Volk; nur ich noch zögere träumend,
Ganz allein, und es fehlt dennoch kein theueres Bild;
Scheidend strahlt noch die Sonne herein durch die farbigen Scheiben,
Und die zerstochene Brust küßt sie des Dulders am Kreuz;
Nur ein schwankendes Licht noch fällt von der ewigen Lampe
Auf der Madonna Gesicht, daß es erglüht und erbleicht. —
Aber die Sonne versinkt und mahnet mich wieder zur Heimkehr,
Tief aus der inneren Welt ruft mich die äußre zurück.

Dämmernd empfangen mich draußen die stille gewordenen Straßen,
Ueber dem schwärzlichen Berg hebt sich der blühende Mond;
Feierlich halten die Wacht ringsum die rauschenden Wälder,
Ueber die Wiesen dahin gleiten die Nixen des Thals.
Murmelnd geleitet der Oelbach mich in die dampfende Badstadt,
Fern von dem Dorfe noch schallt ländlicher Mädchen Gesang.
Freundliches Thal, leb' wohl! Dein Frieden erquickt mich im Schlummer,
Webt mir zum lieblichsten Traum reizende Bilder von dir.

W. Schr.

Die Rettung des Klosters Lichtenthal.

Die Trommeln und Trommeten schallen
In wildem Lärmen durch das Land,
Die weißen Lilienbanner wallen
Und hinter ihnen wogt der Brand.
Schon wälzt hinan die düstre Lohe
Zur Quellenstadt des Krieges Sturm,
In Trümmer fällt das Schloß, das hohe,
Zusammen krachen Kirch' und Thurm.

Die Flamme hüpft durch alle Gassen
Und leckt zum Himmel hoch empor,
Es hüllt der Rauch in Wolkenmassen
Den Sommertag in dunkeln Flor.
Wie brüllen der Verheerer Schaaren
Wild jauchzend in die rothe Gluth!
Sie mag dem Land es offenbaren,
Daß ihre Arbeit noch nicht ruht.

Es steht ein Gotteshaus, gelehnet
An tannengrüne Bergeswand,
Wo heil'gen Frieden, längst ersehnet,
Manch Herz in stiller Zelle fand.
Dort schallt zu frommer Feste Feier
Der Chorgesang bei Weihrauchduft;

Dort hüten Frau'n im schwarzen Schleier
Die Todten in der Fürstengruft.

Bleibst du dem Feindesgrimm verborgen,
Du heil'ge Stätte Lichtenthal?
Bringt dir nicht schon der nächste Morgen
Der Mordbrand-Fackel Lederstrahl?
Ehrt Der das Gotteshaus, das reine,
Der nie ein Heiligthum gescheut,
Der Todten Ruh, der die Gebeine
Der Kaiser in den Staub gestreut?

Kein Hoffen mehr, nur ein Ergeben
In Gottes Rathschluß, undurchschaut,
So stehn sie da, in stillem Beben,
Manch himmelblickend Auge thaut;
Doch in der reinen Frauen Mitte
Tritt jetzt des Klosters treue Magd:
„Gewährt, zu handeln, mir die Bitte!"
Spricht freudig sie und unverzagt.

„Vertraut dem Herrn, der in dem Schwachen
Zur rechten Stunde mächtig ist;
Nach meiner Weise laßt mich machen,
Rath schaff' ich euch nach kurzer Frist!" —
Und wohl versehn mit frommer Gabe
Verläßt sie bald das Gotteshaus,
Und pilgert rasch mit Korb und Stabe
In das verheerte Land hinaus.

Nichts stört sie auf der frommen Reise,
Es irrt sie kein durchkreuzter Weg,
Sie braucht des Trankes kaum, der Speise,
Nicht müde wird ihr Fuß, so reg;
Rückschauend auf die Schwarzwaldberge
Steht sie am fluthenhellen Rhein,
Und wie gerufen nimmt der Kerge
Sie in den schwanken Nachen ein.

Und fort in unerschöpfter Schnelle
Eilt sie dem Ziel der Reise zu,
Nur eine heilige Kapelle
Beut zum Gebet ihr kurze Ruh.
Jetzt ist der Reise Ziel erschritten,
Es steht die Magd in Hagenau,
Mit Thränen und beredten Bitten,
Vor einem Kriegsmann stolz und rauh.

Den mahnt sie an vergangne Stunden,
Wo er nach schwülem Kampfestag,
Bedeckt von brennend heißen Wunden,
Hülflos im Krankenbette lag;
Er denkt der Zeit, wo sein gepfleget
Die zarte, jungfräuliche Hand;
Sein Herz, zum Danke sanft beweget,
Die erste stille Lieb' empfand.

Von frommen Händen groß gezogen,
Bringt sie ihm Blumen duftig zart,
Buntfarbig wie der Regenbogen,
In füllereichem Strauß gepaart;
Der Jungfrau Bildniß, sich entringend
Aus Erdennacht ins Meer des Lichts,
Ins Reich der Himmel auf sich schwingend
Verklärten, selgen Angesichts:

„Du durftest nicht umsonst verpfänden
Der Pflegerin dein Ritterwort;
Nun schütze vor den Mörderhänden
Dein Dank des Friedens stillen Port!
Die Gottesblumen zu bewahren,
Beeile dich im Sturmgebraus,
Die dich gerettet in Gefahren,
Der rette du ihr heilig Haus!"

Kann er dem Sturme Halt gebieten,
Der braust auf höheres Gebot?

Kann schützen er des Klosters Frieden,
Das seines Herrschers Grimm bedroht? —
Wohl steht er da, in düsterm Sinnen,
Bis halb es in der Seele tagt,
Und rasch entsendet er von hinnen
Mit Rath und Trost die treue Magd. — —

Noch sind die Brenner nicht gekommen;
Wer kam den Wüthenden zuvor?
Was lärmt und tobt im Haus der Frommen?
Warum verstummt der Sang im Chor?
Es klirren Fenster, Ziegeln rasseln,
Der Dachstuhl fällt, wie ausgebrannt,
Färbt schwarz sich bei der Fackeln Prasseln
Des Klosters helle Mauerwand.

Nicht trägt, des Uebermuthes Beute,
Das stille Haus des Brandes Spur!
Es sind des Klosters eigne Leute,
Ihr Werk ist fromme Lüge nur;
Denn klug befolgten ohne Säumen
Die Frauen, was der Freund gelehrt,
Und in den unversehrten Räumen
Sind sie verborgen, unversehrt.

Da rollen Trommeln, gellen Pfeifen
Die Oos hinan mit wildem Klang:
Der Feinde trunkne Schaaren streifen
In tollem Muth das Thal entlang.
Doch wie im Klosterhof sie stehen,
Da blendet sie der Täuschung Wahn,
Was sie gewollt, ist schon geschehen:
Graus der Verwüstung starrt sie an!

Und wie bei wirbelndem Geschmetter
Die wilden Feinde weiter ziehn,
Im Dankgebet zu Gott, dem Retter,
Die frommen Klosterfrauen knie'n.

Gesichert ist der Todten Frieden,
Gewahrt der Gottesbräute Schaar;
Manch obdachlosem Flüchtling bieten
Sich gern des Klosters Räume dar.

Gerhard Hellrich.

Die Stiftung des Waisenhauses in Lichtenthal.

Ein Wanderer begrüßte froh die Flur
Der unvergeßlich theuern Heimath wieder;
Im Rosenglanz erglühte die Natur,
Die Abendsonne glitt am Berge nieder;
Es ruht sein Blick auf Thal und Höhen trunken,
In Bilder seiner Knabenzeit versunken.

Mit Wonnestrahlen sein Gesicht verklärt
Der Anblick seiner heimathlichen Gauen:
„Hab' Dank, o Gott! daß du mir noch gewährt,
Dich wieder, theures Jugendland, zu schauen!
Hängt doch, mit seinen innigsten Geweben
An dir, o Heimath, meines Herzens Leben!"

Und in begeistertem Gebete wallt,
Dem lichten Himmel sein Gemüth entgegen;
Horch, da mit einem Mal ein Glöckchen schallt,
Vom Wege her zum frommen Abendsegen;
Er naht, und vor ihm steht, erleuchtet helle
Vom letzten Sonnenglanz, die Waldkapelle.

Und drinnen kniet ein Knäblein wunderhold,
Gefaltet zum Gebet die zarten Hände;
Sein thränend Aug' erglänzt im Abendgold,
„Was will das Kind? Vom Himmel eine Spende?
Ach! finden Sorgen, Leiden, Noth und Schmerzen
Schon Raum im ahnungslosen Kinderherzen?"

Der Wanderer zum Kinde tritt heran
Und spricht mit sanftem Wort: „Hör' auf zu weinen!

Was hat man, armer Knabe, dir gethan?
Quält dich schon Unglück? Sprich, wer sind die Deinen?
Sag' mir dein Leid, ich helfe gern den Armen,
Gott hat mich hergesandt, er hat Erbarmen!"

„Ach!" — sprach das Kind, und Thränen hell und klar
Entströmen seinen Augen — „Ach! sie haben
Den guten Vater schon vor einem Jahr,
Die arme Mutter heute schon begraben!
Wer lehrt mich nun, gibt Kleider mir und Speise?
Kein Mensch erbarmt sich mehr der armen Waise!"

Und wie ein Blitzstrahl, welcher zündet schnell,
Durchzückt es plötzlich unsres Wandrers Seele,
Vor seinen Augen stand es klar und hell,
Was noch dem theuern Heimathlande fehle
Zu seinem Heil; was er ihm könnt' bescheeren,
Das mußte ihn der Waisenknabe lehren.

Kaum ist's gedacht, so führt er auch es aus,
Und auf der That ruht Gottes reichster Segen,
In Beuern stiftet er ein gastlich Haus,
Um Waisen hier zu lehren und zu pflegen;
Dort aus viel hundert dankerfüllten Herzen
Wird keine Zeit sein Angedenken merzen.

Emilie Bergnicotto.

Der Wasserfall von Geroldsau.

In alten grauen Heidenzeiten,
Da lebt' in Freud' und Herrlichkeiten
Ein Heer von Feyen ohne Zahl
In Badens wunderschönem Thal.
Oft wanden Blumen sie zum Kranz
Und schmückten sich damit zum Tanz;
Dann schwangen sie den muntern Reigen
Nachts unter dunkeln Tannenzweigen.

Da fielen, wie ein brausend Meer,
Die Römer über Teutschland her,
Eroberten das Land am Rhein,
Germania's Sohn mußt' Sclave seyn.
Sie raubten ihm sein Vaterland,
Zerrissen jedes heil'ge Band.
Dennoch gefiel's im schönen Baden,
War auch mit Ketten es beladen,
Dem Römerfeldherrn Varus bald,
Er wählte sich's zum Aufenthalt.
Gekrönt vom Sieg, voll Sinnenlust,
Schwoll ihm die ehrne Kriegerbrust.
Er badete im warmen Quell,
Der aus dem Felsen sprudelt hell,
Er jug das Wild in Baden's Wäldern
Und nahm die Frucht von seinen Feldern,
Und baute seinem Rom zum Ruhme
Viel Tempel hier und Heiligthume.
Da sah er Nachts mit einem Male
Im Geroldsauer Wiesenthale
Der Feyen leichten Jugendreihn
Sich schwingen in dem Mondenschein.
Ellene war die schönste Fee,
Wie Rosengluth und Lilienschnee;
Er sah, er liebte sie zur Stunde,
Sein Herrscherwort erstarb im Munde,
Er nahte sich mit scheuem Bangen,
Die Brust voll Sehnsucht und Verlangen,
Und bat in süßer Minnebrunst:
„O schenk mir, Holde, deine Gunst!
Nimm diesen Ring, der Treue Zeichen,
Und eher soll mein Stern erbleichen,
Als daß ich breche meinen Schwur,
Dir zu gehören einzig nur;
Ich schwör' es dir beim Gott Merkur!" —
Sein Liebesschmerz, sein heißes Sehnen
Weckt bald ein Echo in Ellenen,
Sie reicht gerührt die feine Hand

Ihm als der Liebe Unterpfand.
Wie lauscht sie gern der Worte Rosen,
Die süß von seinen Lippen floßen!
Und jede Nacht fand dort im Hain
Das Paar im zärtlichsten Verein. —

Drei Monden waren so verschwommen,
Da war des Römers Gluth verglommen;
Er wurde lau, er wurde kalt,
Ihn lockten Reize mannigfalt.
Stets seltener zur Fee kam er,
Stets kühler, endlich — gar nicht mehr.
In neuer Freuden Ueberfluß
Vergaß er bald Ellenens Kuß.

Wohl lauschte sie noch manchesmal
Im Eichenhain, im Mondesstrahl,
Und rauschte nur ein Blättchen leis,
So wähnte sie, der Liebste sey's.
Wie manche goldne Sommernacht
Ward so vergebens zugebracht!
Bis endlich ihr kein Zweifel blieb,
Daß er vergessen Schwur und Lieb,
Und auch die letzte Hoffnung aus
Ihr losch in der Verzweiflung Graus.
Da preßt sie fest im wilden Schmerz
Den starren Felsen an ihr Herz,
Und ruft: „O würde mein Gebein
Gleich diesem Felsen hier zu Stein!“ —
Und wie sie bat, ist ihr geschehn:
Ein Gott erhört ihr heißes Flehn,
Sie wird versteinert auf der Stell'
Und ihrer Brust entspringt ein Quell.
Das sind der Liebe herbe Thränen,
Des Herzens ungestilltes Sehnen!

Die Quelle sprudelt heut noch fort
Am Ruheplatz, so heißt der Ort,

Ergießt sich in den klaren Bach
Und stürzt mit ihm vom Felsendach,
Daß laut erbraußt im Widerhall
Der Geroldsauer Wasserfall.

Emilie Krotzniovsky.

Die Hütte zu Ebersteinburg.

In der Nähe der Burg Alt-Eberstein, des Stammsitzes der Grafen von Eberstein, stand in alter Zeit ein Nonnenkloster, welches wahrscheinlich gelegentlich der Belagerung dieser Burg zerstört wurde. An dieser Stelle sollen noch manchmal in heiteren Nächten weiße Gestalten sichtbar seyn und die Umwohner wollen noch bisweilen eine liebliche Musik dort vernehmen.

Ein armer Mann hatte auf dem Platze, wo das Kloster gestanden, sich ein kleines Haus erbaut und da er kein Geld besaß, den Maurer und Zimmermann zu bezahlen, Alles selbst gearbeitet, so daß das Häuslein bei seinem Entstehen schon baufällig war. Nach seinem Tode blieb seine Wittwe darin, eine fromme, fleißige Frau, die sich mühsam genug ernährte. Einst in einer stürmischen Nacht saß sie noch spät am Spinnrade und sang ein geistliches Lied. Da klopft' es am Fensterlein und sie hörte dreimal ihren Namen rufen. In der Meinung, ein verirrter Wandersmann suche ein Obdach bei ihr, stand sie auf, bekreuzte sich und ging vor die Thüre. Da sie aber Niemanden davor erblickte, ging sie noch einige Schritte weiter auf dem Wege hin und rief: „Ist Jemand da, der ein Obdach sucht?" In demselben Augenblicke wichen die schlechtgefügten Balken und Steine ihres Häuschens auseinander, und es stürzte krachend zusammen.

Die gute Frau dankte Gott inbrünstig, der sie durch jenes warnende Klopfen so wunderbar errettet. Menschenfreunde ließen ihre Hütte, und zwar auf dauerhafte Weise, wieder aufbauen und sie lebte noch lange darin.

(Siehe Al. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.")

Sagen von der Burg Alt-Eberstein.

Vor ohngefähr sechzig Jahren träumte einem armen Manne im Dorf Ebersteinburg drei Nächte hinter einander: er solle in dem nahen verfallenen Schloß an einem gewissen Platz in der Wand klopfen, worauf er Geld genug erhalten werde. Auf den Rath eines guten Freundes, dem er den Traum erzählt hatte, ging er auf das Schloß und klopfte an die bezeichnete Stelle. Da öffnete sich dieselbe und er sah vor sich ein Gewölbe, worin drei große Kisten standen, auf deren jeder ein schwarzer Hund lag. Die Furcht vor den Hunden ließ ihn jedoch nicht den Muth fassen, näher zu treten, sondern trieb ihn zur schleunigen Flucht. Nachdem er Tags darauf die Sache seinem Freunde berichtet und dieser ihm gesagt hatte, daß er durch einen einzigen Wink die Hunde von den Kisten entfernen könne, ging er abermals auf das Schloß und klopfte an die bewußte Stelle. Allein dieselbe öffnete sich nun nicht mehr und er mußte mit leeren Händen abziehen.

Auf der Burg Alt-Eberstein liegen fünf Kisten voll Geld, ein silbernes Kegelspiel (auch auf der Yburg) und ein goldenes Kalb unter der Erde verborgen. Dieß hat eine Frau vom Ueberrhein offenbart, welche viel dergleichen Geheimnisse wußte.

Vor einigen Jahren haben mehrere Leute, worunter ein in der Schatzgräberei erfahrener Förster, in der Adventszeit, fünfzehn Mondnächte hintereinander, nach diesen Schätzen gegraben. Schon waren sie mit der Hacke auf eine eiserne Kiste gestoßen, als eine Menschengestalt auf einem schwarzen Bocke aus der zerfallenen Halle hervorgeritten kam. „Seht, da kommt Einer auf einem Geisbock daher!" rief einer der Grabenden. Bei diesen Worten versank die Kiste stracks in die Tiefe, und Bock und Reiter waren und blieben verschwunden.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.")

Die Belagerung von Alt-Eberstein.*)

Crusius erzählt in seiner Schwäbischen Chronik:

„Es gab unter der Regierung Kaiser Othonis in Teutschland um's Jahr 938 viele und große Kriege in Teutschland, darinnen aber doch Otho über alle seine Feinde, sonderlich die Franzosen, siegte. Nachdem er Straßburg belagert und zur raison gebracht hatte, ruckte er mit seiner Armee vor Eberstein, welches vor dem Schwartzwald liegt, weil man gesagt hatte, dieselbige Grafen hätten es mit seinen Feinden gehalten. Er belagerte die Festung dritthalb Jahr und war manchmal selbst dabei, konnte aber doch nicht Meister von dem Ort werden, weil er sehr fest war und die Belagerten sich ritterlich wehrten. Darauf gab ihm ein kluger Ritter den Rath, er sollte die großen Herren nach Speyer zusammen berufen, darzu jedermann ohne Gefahr kommen dürffte, um ein Turnier zu halten. Er wolle gut dafür seyn, die Grafen von Eberstein würden auch dahin kommen, um ihre Tapferkeit bei solchen Ritterspielen zu zeigen. Unterdessen aber solle der Kaiser dahin bedacht seyn, wie er das Schloß durch tapfere Soldaten, so sich die Sache angelegen seyn ließen, einnehmen möchte. Otho sahe diesen Rath vor gut an und ließ nun zu diesem End' ein Turnier-Spiel anstellen. Der Kaiser kam selbst darzu, es kamen auch drei Grafen von Eberstein und noch viele andere Fürsten, Herren, tapfere Ritter und Edelleute, und zeigten alle ihre Tapferkeit. Nachdem der Tag mit denen Ritter-Spielen zugebracht war, wurde bei Nacht ein ansehnlicher Tanz gehalten. Der Kaiser war in eigener Person dabei, auch die Grafen von Eberstein fanden sich hierzu ein. Einem davon, der noch jung war, wurde die Ehre aufgetragen, den ersten Tanz mit einer vornehmen Dame zu thun, maßen er ein großer, tapferer, ansehnlicher Herr war, krause Haare hatte und schön von Angesicht war. Nach dem Tanz trat ein schönes Frauenzimmer von Adel herzu und sagte ihm mitten unter seinen Herren Brüdern heimlich ins Ohr, er sollte sich sammt seinen Herren Brüdern in Acht nehmen, der Kaiser hätte diese List wider sie erdacht,

*) Eberstenburg.

ihr Schloß in ihrer Abwesenheit besteigen und einnehmen zu lassen. Sie sollten also eilen, noch diese Nacht abzureisen. Die drei Herren Brüder gingen mit einander zu Rath und entschlossen sich, eilends nacher Haus zu gehen, kehrten aber doch wieder um zum Tanz und sprachen: Sie wollten den Tag darauf einen Kampff mit denen Rittern und Edelleuten halten und hundert Gold-Gulden setzen und dasselbige Geld wollten sie denen Edeldamen zur Verehrung zurücklassen. Die Anwesenden nahmen die Bedingung an; sie aber waren dessen ohngeacht bedacht, wie sie diese Nacht noch über den Rhein kommen möchten; welches auch geschehen. Den andern Tag Morgens kamen sie in ihr Schloß zurück, der Kaiser aber und die Ritterschaft warteten lange Zeit, daß das Turnierspiel angehen sollte. Nachdem er aber Wind bekommen, daß sie von jemand gewarnet worden und darauf abgereist wären, gab Otho capablen Männern Ordre, zu versuchen, ob sie nicht das Schloß erobern könnten, ehe die Herren zurück kämen. Allein sie waren schon wieder in ihrem Schloß und empfingen die Kaiserlichen Stürmer mit Steinwürffen und andern Kriegs-Instrumenten sehr übel, trieben sie auch endlich wieder ab. Auf dieses gedachte der Kaiser mit denen Grafen zu accordiren und schickte in solcher Absicht drei Ritter an sie ab. Solche ließen die Grafen in den Weinkeller und in das Kornhaus führen, ließen ihnen weißen und rothen Wein zapfen, zeigten ihnen große Hauffen Früchte und den reichen Vorrath an Mehl. Hierüber verwunderten sich die Gesandten dergestalt, daß sie glaubten, es seye nicht möglich, über sie Meister zu werden. Allein die Fässer waren in zwei Fächer abgetheilt und die unteren mit Wasser angefüllt. Unter der Frucht aber lagen alt Tuch, Spreu und Hülsen. Und war es also nur ein eitles Prahlen, daß sie noch einen so großen Ueberfluß hätten. Als nun die Gesandten zum Kaiser zurück kehrten und gefragt worden: wie es in der Vestung stehe? gaben sie zur Antwort, man bemühe sich vergebens, daß man sie länger belagere, sie haben noch auf dritthalb Jahr Früchte und Wein genug. Darauf gab man dem Kaiser den Rath, er sollte eine von seinen jüngern Schwestern an den jüngsten Herrn von Eberstein, Namens Eberhard, vermählen, weil es tapfere und kluge Herren wären, welche Seiner Ma-

jestät in wichtigen Geschäften könnten gute Dienste leisten. Otto ließ sich solchen Rath gefallen, gab diesem jungen Herrn seine jüngere Schwester zur Ehe und hielt ihnen ein prächtiges Hochzeitfest in Sachsen."

(Vergl. mit dieser Sage die davon etwas abweichende, folgende Romanze Uhland's.)

Graf Eberstein.

In Speyer im Saale, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen, ein Tanzen und Springen:
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flustert sie leise, sie kann's nicht verschweigen:
„Graf Eberstein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet seyn."

Ei! — denket der Graf, — Euer Kaiserlich Gnaden,
So habt ihr mich darum zum Tanze geladen? —
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß,
Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß. —

Um Ebersteins Veste, da wimmelts von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Hacken nnd Leitern.
Graf Eberstein
Grüßt sie fein:
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seye die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewarpneten all'.

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,
Thut's Noth, Ihr verstehet aufs Tanzen Euch besser!
Eu'r Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Veste geöffnet seyn!" —

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen, ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein;

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen;
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößchen gefährdet seyn!"

Ludwig Uhland.

Das Kloster bei Eberstein.

Anderhalb Stunden von Baden liegt das Dorf Hauneberstein, in dessen Nähe noch die wenigen Ueberreste eines zerfallenen Nonnenklosters sichtbar sind. Von der Entstehung dieses Gotteshauses geht folgende Sage um.

Ein junger Ritter, der auf einer benachbarten Burg, deren Namen mit ihren Mauern verschwunden ist, seinen Sitz hatte, kehrte eines Abends von einem Bankette nach Hause. Der Wein hatte seine Lebensgeister mehr als gewöhnlich aufgeregt und in seinem leichten Jugendsinne den Wunsch hervorgerufen, irgend ein lustiges Abenteuer zu bestehen. Sein Weg führte ihn an einem steinernen Kreuze vorbei, das zum Gedächtniß und für's Seelenheil eines an diesem Ort erschlagenen Wanderers aufgerichtet worden war. An seinem Fuße saß eine weibliche Gestalt, die, so weit der Ritter in der Dunkelheit unterscheiden konnte, jung und von angenehmen Formen schien. Er redete sie munter an: „Wer bist du, schönes Kind, und was bindet dich noch so spät an diese traurige Stätte?"

„„Ich pflege hier öfters zu weilen;“ — erwiederte die Gestalt; — „„unter diesem Kreuze schlummert mein einstiger Verlobter, welcher durch die Hand eines Nebenbuhlers fiel.“

Der Ritter sprach ihr so tröstend zu, daß die Jungfrau leicht eine mehr als gewöhnliche Theilnahme aus dem Tone seiner Worte heraushörte und sich bald in ein lebhaftes, nichts weniger als wehmüthiges Gespräch mit ihm verflocht; ja, sie nahm sogar ohne langes Sträuben den Antrag an, den er ihr zuletzt machte, ihm auf seine Burg zu folgen. Das Abenddunkel hatte seine Blicke nicht getäuscht, denn bei näherer Betrachtung blühten ihm aus dem düsteren Trauerflore, in den sie gehüllt war, die herrlichsten Formen entgegen, und je länger er an ihrer Seite wandelte, desto liebenswürdiger schien ihm seine neue Bekanntschaft. Doch als sie erst, auf seiner Burg angelangt, im Gemache beim hellen Kerzenschein ihren Schleier gänzlich zurückschlug, da entbrannte sein Herz in fast wahnsinniger Liebesgluth, denn ein wundervolleres Antlitz hatte sein Auge noch nie geschaut.

Es war schon spät Abends und im Laufe ihrer zärtlichen Unterredung hatte die Schöne bereits mehrmals etwas ängstlich geäußert, sie müsse pünktlich um Mitternacht wieder zu Hause seyn. Der Ritter verhehlte ihr die rechte Stunde und suchte sie auf alle Weise zu zerstreuen. Auch spielte sie nichts weniger als die Sprode gegen seine glühenden Liebkosungen. Als die Uhr in der Nebenkammer Mitternacht verkündigte, schloß er sein Liebchen, damit es die Glockenschläge überhören sollte, noch fester in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit stürmischen Küssen. Aber kaum waren die Schläge der Uhr verklungen, als plötzlich des Mädchens Lippen unter den seinigen eiskalt wurden, die Rosen ihrer Wangen einer tödtlichen Blässe wichen, die leuchtenden Liebessterne verloschen und tief in ihre Höhlen sanken. — Der Ritter hielt eine kalte, starre Leiche in seinen Armen.

Außer sich vor Entsetzen bringt er sie auf sein Lager und wendet alle Mittel an, sie mit Hülfe seiner herbeigerufenen Dienerschaft ins Leben zurück zu rufen. Vergebens! Es bleibt ihm nichts übrig, als die Anstalten zu ihrem Begräbnisse treffen zu lassen, das auf den Abend des nächsten Tages festgesetzt

wurde. Als die Zeit heran kam und der Sarg in die Burgkapelle getragen werden sollte, fand man das Mädchen, aufs Neue von frischem kräftigem Leben durchglüht und in all ihrer Schönheit Reizen blühend, aufgerichtet auf der Bahre sitzen. Kaum vermochte der Ritter, bei diesem unheimlichen Anblick, die Bitte hervorzustammeln, ihm dies wunderbare Räthsel zu lösen.

„Ich gehöre schon längst dem Reiche der Todten an;" — erwiederte das geheimnißvolle Wesen, — „aber der Spruch des ewigen Richters hat mich verurtheilt, keine Ruhe zu finden im stillen Grabe, zur Strafe, daß mein grenzenloser Leichtsinn, — der mich stets dazu trieb, die Eifersucht meines Verlobten zu erregen, um mich daran zu weiden, — seinen Tod durch die Hand eines Nebenbuhlers verursachte. Jeglichen Abend, sobald die Sonne hinter die Vogbesen gesunken ist, erwache ich in meiner kühlen engen Behausung, die sich dann zu öffnen pflegt, und ich muß hinaus und mich im Gefilde herumtreiben bis Mitternacht, um welche Zeit ich in das Grab zurückkehren darf, das sich alsbald wieder über mir schließt. Wollt Ihr meiner irrenden Seele die ewige Ruhe verschaffen, Herr Ritter, so baut ein Kloster auf der Stelle, wo Ihr mich zuerst beim steinernen Kreuze gefunden, und wendet Euch selbst von den eitlen Freuden dieser Erdenwelt zum Reiche Gottes!"

(M. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.")

Die Haueneberstein er Glocke.

In der Nähe des Dorfes Haueneberstein ward vor Zeiten von Wildebern eine Glocke am Ufer des Eberbaches aus dem Boden gewühlt. Die Dorfbewohner fanden sie und hängten sie in ihren Kirchenthurm. Als sie geläutet wurde, war ihr Klang so hell und stark, daß man ihn zwölf Stunden weit, in Straßburg, hörte. Nun wollten die Straßburger gerne dieselbe haben und boten dafür so viele Thaler, als sich von der Glocke oben im Thurme bis an die Banngrenze des Dorfes, in einer zusammenhängenden Reihe, würden legen lassen. Die Haueneberstein er gingen jedoch den Handel nicht ein, und um

ihre Glocke desto sicherer zu behalten, dämpften sie durch einen hineingeschlagenen Nagel deren Klang. So blieb ihnen dieselbe noch lange, bis solche zuletzt im Kriege durch die Franzosen zerstört wurde.*)

(S. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1835.)

Riesen im Wasser.

Unter einem Brücklein, zwischen Baden und Scheuern, hatten die Darübergehenden zu Zeiten niesen gehört, und als einmal ein betrunkener Bauer von Scheuern es auch hörte, rief er: „helf Gott!" Sogleich stand eine schöne, glänzend weiße Frau vor ihm und dankte ihm, daß er sie durch sein „Helf Gott", worauf sie schon viele Jahre geharrt, erlöst habe. Hierauf bat sie ihn, seine Hand, mit dem Schnupftuche darin, herzureichen, was er auch that. Die Frau legte ihre Hand auf das Tuch und verschwand. Wo ihre Hand gelegen, war deren Abbild schwarz in das Tuch gebrannt.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1835.)

Die Geister führen irre.

Vor etwa fünfzig Jahren war ein Schulmeister zu Eberstein-burg, ein Greis von 75 Jahren, redlich und fromm, der auf Allerseelentag (2. Nov.) nach Rothenfels herab ging mit seinem Pfarrherrn, um seine Andacht bei der Bruderschaft zu verrichten. Da der Pfarrer nicht mit nach Hause gehen wollte, so kehrte der Schulmeister allein zurück, denn der Weg war ihm von Kindheit an wohl bekannt. Aber es war schon Nacht und die Geister führten ihn auf Irrgängen herum. Er lief die ganze lange Nacht und konnte den Heimweg nicht finden. Am andern Morgen lag er ganz nahe bei dem Dorfe auf dem Feld in den letzten Zügen; die Leute, die ihn sahen, brachten ihn so-

*) Diese Sage kommt einigemal vor, denn ich erinnere mich, sie auch von einer Glocke des Domes zu Speier gehört zu haben, die von Schweinen aus der Erde gewühlt wurde. Vielleicht hat der Name Hauenberstein dazu beigetragen, sie auch an diesen Ort zu bringen. Mone.

gleich nach Haus, wo er seinen Geist aufgab. Er hatte Schindeln in der Tasche stecken, seine Schuhe waren ganz durchgelaufen und mit Weiden gebunden, aber an seinem ganzen Körper war gar nichts verletzt und auch kein einziger Riß zu bemerken. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1834.)

Die Drei-Eichenkapelle.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zog die Pest mit ihrem ganzen Gefolge von Schrecknissen und Plagen verheerend durch Teutschland. Die Felder lagen öde und unbebaut, die Städte wurden entvölkert, Sterbende schleppten die Todten zum Grabe, vor den nächsten Anverwandten verschloß man die Thüre; alle geselligen Bande waren gelöst. Schon in den nächsten Städten und Dörfern um Baden hatte diese furchtbare Geißel der Menschheit ihre Verwüstungen begonnen. In letzterer Stadt hatte man die Thore geschlossen und die Behälter der warmen Quellen geöffnet, daß sie qualmend und dampfend durch die Straßen hin strömten. Und immer näher rückte die Seuche; schon waren in dem Weiler Scheuern die Bewohner des äußersten Hauses gegen Oos zu davon ergriffen; der Hausvater hatte nacheinander sein Weib und vier Kinder jämmerlich dahin sterben sehen und sie auf dem nächsten Felde verscharrt und erwartete jetzt, hülflos, von aller Welt gemieden und geflohen, sein gleichfalls herannahendes Ende.

Wenige Schritte von dem Verlassenen wohnte sein erster Nachbar, Diether, mit Weib und Kindern. Voll Schrecken und Zagen hatten diese gesehen, wie der unglückliche Vater alle die Seinigen hinaustrug zum Begräbniß und wie er selbst mit wankendem Schritt und blassem, bleifahlen Antlitz im Haus umherschlich. Zuletzt mußte ihm auch hierzu die Kraft gefehlt haben, denn so oft sie auch nach dem Hause hinüber schauten, so vermochten sie doch keine Spur von einem lebenden Wesen mehr zu erblicken; das ganze Haus schien ausgestorben zu seyn, oder der letzte Bewohner desselben mochte wohl schon mit dem Tode ringen. Endlich zeigte sich doch der Kranke wieder am

*) Die Erzählung ist mehr, die Erklärung Sage. Mone.

Fenster, das er öffnete, und rief mit schwacher, sterbender Stimme herüber, indem er die Hände flehend empor hob, man möchte ihm doch, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, ein Gefäß mit Wasser vor die Thüre stellen, damit er den brennenden, verzehrenden Durst löschen könne. Dieser rührenden Bitte vermochte Diether nicht zu widerstehen. Er füllte ein großes Gefäß mit frischem Wasser und stellte es vor die Thüre des Pestkranken, worauf er sich eiligen Schrittes wieder entfernte. Bald darauf sah er den Alten sich mühsam vor die Thüre schleppen und das Wasser zu sich in das Haus ziehen. Es war das letzte Mal, daß er ihn erblickte.

Voll Furcht und Angst musterte Diether, bevor er sich Abends zur Ruhe niederlegte, seine Hausgenossen, ob sich noch an Keinem die Spuren der entsetzlichen Krankheit zeigten. Aber obgleich sie Alle gesund und munter waren, so ließ ihn doch die Besorgniß für die kommenden Tage lange nicht einschlummern. Wie er nun so schlaflos im Bette lag und inbrünstig zur heiligen Jungfrau betete, ihn und die Seinigen vor der schrecklichen Seuche zu bewahren, da vernahm er auf einmal ein seltsames Tönen und Klingen. Bald kam es ihm wie ein leiser, lieblicher Gesang vor, bald wie fern verklingende Orgeltöne. Er lauschte lange den wunderbaren Lauten, die seine aufgeregte Seele besänftigten und ungemeine Beruhigung ihm einflößten, so daß bald ein erquickender Schlaf seine müden Augen schloß.

Der nächste Tag ging abermals glücklich vorüber, aber die Nacht darauf vernahm er wiederum das liebliche Klingen. Er stand auf und öffnete das Fenster. Ihn däuchte jetzt, als kämen die Töne aus der alten Eiche, die bei seinem Hause stand. Er weckte sogleich seinen ältesten Sohn und Beide gingen mit einer Leuchte hinaus, die Sache näher zu untersuchen. Diether hatte sich nicht getäuscht. Je näher sie dem alten Baume kamen, desto deutlicher hörten sie den wunderbaren Klang. Sie besahen den Baum von allen Seiten, aber nirgends war etwas Auffallendes daran zu bemerken. Es war nicht anders möglich: der Schall kam doch aus dem Stamme der Eiche. Sie hielten ihr Ohr an die rauhe harte Rinde, da drang das Getöne ganz nahe und laut hervor. Lange blieben sie lauschend stehen und wußten nicht, was sie davon denken oder was sie beginnen soll-

ten. Endlich kam Diether zu einem Entschluß. Er hieß seinen Sohn eine Art herbei holen und fing damit an, die Rinde an jener Stelle weg zu hauen, wo das Tönen am deutlichsten zu vernehmen war. Kaum aber waren einige Hiebe in den Baum gethan, so sprang ein großes Stück Rinde heraus und beim Schein ihrer Lampen erblickten sie jetzt in dem Eichenstamm eine Blende und darin ein Marienbild mit dem Jesusknaben, von welchem dies wunderbare Klingen ausging. Unwillkürlich stieg bei diesem Anblick in Diether der Gedanken auf, der Himmel habe durch dieses Wunder ein Zeichen geben wollen, daß an dieser Stelle die Pest ihr Ende gefunden habe. Dankend und in frommer Demuth knieeten jetzt Vater und Sohn vor dem Bilde nieder und verrichteten ihre Andacht.

Bald verbreitete sich das Gerücht von dem wundervollen Gnadenbild in dem Dorfe und bis in die Stadt, und da zu gleicher Zeit aus den umliegenden Orten die Nachricht einlief, daß die Pest überall plötzlich nachgelassen habe, so bekam die Sage noch mehr Gewicht und die gläubige Menge strömte schaarenweis herbei, das Wunder zu schauen. Sogar in das verpestete Haus wagten sich einige herzhafte Männer. Sie fanden dessen Bewohner entseelt auf dem Boden liegen und neben ihm das Wassergefäß. Der Leichnam ward zur Erde bestattet, das Haus aber niedergerissen.

Als im Jahr 1650 die alte Eiche abzusterben anfing, ließ die damalige Markgräfin, Maria Magdalena, zweite Gemahlin Ludwig Georgs, eine geborne Gräfin von Oettingen, den Baum von den Aesten an abnehmen und über dem Stamm eine Kapelle bauen. Mariatrost nannte sie die fromme Stifterin, aber der Namen ist außer Gebrauch gekommen und sie wird allgemein die Drei-Eichenkapelle genannt von den drei Eichen, die daneben gepflanzt wurden.

Noch jetzt steht der Eichenstamm hinter dem Hochaltar und in seiner Blende das Marienbild. Das Gemälde an der Decke der Kapelle bezieht sich auf die Sage von der Entstehung des Kirchleins: es stellt die heilige Jungfrau vor, zu welcher die Pestkranken ihre Zuflucht nehmen. Al. Schreiber.

(Vergl. „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe 1834.)

Sagen von der Yburg.

Die Yburg.

Zwei Stunden von der Stadt Baden, auf einem in die Ebene vorspringenden Bergkegel, erheben sich die grauen Thürme der Burg Yburg. Der eine davon ist von oben bis unten vom Blitze gespalten. Von dem übrigen Mauerwerk liegt, außer dem allmälig auch einstürzenden vorderen Thorbogen, Alles in Trümmern. Das Geschlecht, welches hier wohnte, ist längst erloschen. Der letzte Besitzer der Burg führte, wie die Sage geht, ein wüstes Leben, wodurch er in mancherlei Bedrängnisse gerieth.*) Seine Güter wurden verpfändet und er mußte sich eine Zeitlang seinen Unterhalt raubritterlich mit dem Schwert erkämpfen, bis er in einem Gefechte den rechten Arm verlor und ihn der größte Theil seiner Knechte verließ. Jetzt saß er voll finstern Unmuths auf seiner einsamen Burg und brütete über allerlei schlimmen Anschlägen. Da kehrte eines Abends ein Pilger bei ihm ein, der vorgab, er wisse verborgene Schätze zu finden und wolle ihn von aller Noth befreien. Der Ritter war darob höchlich erfreut und vertraute ihm: „Ich habe mehrmals von meinen Eltern gehört, daß mein Urgroßvater, als einst dieses Schloß von einer schweren Belagerung bedroht war, einen großen Reichthum an Gold und Edelsteinen darin vergraben, gleich beim ersten Ansturm des Feindes aber das Leben eingebüßt habe. Könnt Ihr mir zu diesem Schatze verhelfen, so sollt Ihr auf fürstliche Weise belohnt werden."

„Das kann mir nicht schwer fallen;" — erwiederte der Fremde. — „war ich doch selbst dabei, als Euer Ahne, den man nur den Isegrimm nannte, seine Kleinodien in Sicherheit brachte."

„Ihr war dabei?" fragte der Yburger und sah ihn mit großen Augen an. „Mein Urgroßvater ist ja schon seit mehr als hundert Jahren todt!"

*) Dies erinnert an den Markgrafen Eduard Fortunat. Siehe das betreffende Gedicht von J. Hub, S. 229.

„Und dennoch'" — fuhr der Pilger fort — „hab' ich mehr als Einmal mit ihm gezecht. Indessen laßt ab, nach Dingen zu forschen, die Euch unbegreiflich vorkommen und folgt meinem Rathe. Heute ist Walpurgisnacht. Sobald die Glocke Mitternacht schlägt, begebt Euch hinunter in die Kapellengruft, worin Eure Väter beigesetzt sind, öffnet ihre Särge und tragt die Gebeine hinaus in das Freie, damit der Mond sie bescheine. Während sie nun draußen liegen, kehrt Ihr sodann in die Gruft zurück und holt die Kostbarkeiten aus den Särgen, was kein Hinderniß seyn kann, sobald die Todten davon entfernt sind. Nachher mögt Ihr die Gerippe wieder in ihren Särgen zur Ruhe bringen."

Den Ritter überlief es ganz kalt bei diesem Vorschlage, aber seine Begier nach Reichthum und Lebensgenüssen war so groß, daß sie bald alle seine Furcht überwog. Um Mitternacht begab er sich in die Kapelle, bis zu deren Eingang der Pilger ihn begleitete, dort stehen blieb und sich beharrlich weigerte, das Innere derselben zu betreten.

Der Ritter öffnete die Särge, einen nach dem andern, und trug, wie geheißen, sämmtliche Gebeine hinaus auf einen hell vom Vollmond beschienenen Rasenplatz. In dem Sarg aber, den er zuletzt aufschloß, fand er den noch unverwes'ten Leichnam eines Kindes liegen. Als er auch dieses hinaustrug und zu den übrigen Todten gesellen wollte, richteten sich Alle mit einem Mal empor und riefen mit hohler Stimme: „Augenblicklich trag uns in unsre Ruhestätten zurück, damit wir nicht umgehen müssen auf dieser Burg!"

Kaum war die Schreckensmahnung ergangen, als der Fremde vor dem Ritter stand. Das Pilgergewand rauschte von seinem Leibe nieder und er wuchs empor, höher und immer höher, bis sein Haupt, dessen Haare wie Flammen loderten, den Mond zu berühren schien. Schon streckte die furchtbare Riesengestalt ihre gespreizten Krallen nach dem Ritter aus, dessen Blut zu Eis gerann, da regte sich der Leichnam des Kindes, das er noch auf seinen Armen trug, eine Glorie umfloß das feine Gesichtchen und von seinen Lippen ertönten die Worte: „Fliehe, verworfener Geist des Abgrunds! Dieser Verblendete hier soll nicht

dein Opfer werden, sondern den Rest seines Lebens der Reue und Buße widmen!"

Mit wildem Gebrülle versank die Riesengestalt in den sich unter ihr spaltenden Felsenboden. Der Ritter aber eilte, das wieder zur starren Leiche gewordene Kind und die Gerippe seiner Ahnen nebst allen geraubten Kostbarkeiten von Neuem in die Särge zu verschließen, und verließ gleich am nächsten Morgen, im bärenen Gewand und Muschelhute, seine Burg. Er wallfahrtete von einer heiligen Stätte zur andern unter beständigen Gebeten und Bußübungen, bis man ihn einst an den Stufen eines Altars todt liegen fand. Seine Burg verfiel, sein Geist aber soll noch jetzt unter den Trümmern umherirren.

(Siehe A. Schreiber's „Sagen vom Rhein und Schwarzwald ꝛc.")

Das goldene Kegelspiel.

Von der Yburg sagt man, daß sie von Tempelherren erbaut sey. Aber diese Chorherren wurden einmal alle in Einer Nacht umgebracht und ihr Haus zerstört. Seitdem gehen die Geister auf diesem Berge, Riesen und Zwerge sind auf der Burg, man hört darin Kriegsgeschrei, und Leute, die dann in die Nähe kommen, werden mit Steinen geworfen. Man hört darin auch lachen, jammern und weinen. Viele Geister sind schon hinauf gebracht worden. Die Geisterbanner stecken sie zuerst in Säcke und tragen sie um Mitternacht aus den Häusern. Diese vielen Geister auf der alten Burg spielen oftmals mit Kegeln. Ein Knabe, der Holz sammelte, hörte das und ging aus Neugierde an das Schloßthor, da stand ein alter Mann und führte ihn zu dem Wohnhaus. Da waren zwölf Männer mit schwarzen Kleidern und weißen Bärten und einer winkte dem Knaben, die gelben Kegel aufzusetzen. Das that er auch, ihm kam aber die Kugel gar zu schwer vor. Da schlug es zu Steinbach zwölf Uhr, die Männer hörten auf und gaben ihm zum Lohn einen gelben Kegel in seinen Holzkorb, worauf Alles mit dem letzten Glockenschlag vor seinen Augen verschwand. Der Kegel war dem Knaben zu schwer und als er bei einem Stamme einen schönen Haufen Lesholz fand, da warf

er den gelben Kegel hin und füllte seinen Rückkorb mit dem Holz. — Das trug er denn nach Fahrenhalt und erzählte seinem Vater, was ihm begegnet war. Dieser aber schalt den Sohn, daß er den schweren gelben Kegel nicht behalten habe, denn er müsse von Gold gewesen seyn. Da lief der Knabe seinem Vater zu Lieb wieder in den Wald und kam auch an den Stamm, wo er das Lesholz gefunden, aber der gelbe Kegel war fort, es lag da nur ein Stück dürres Holz. — Wenn die Leute im Walde zu thun haben, so bleiben sie gern beisammen oder warten am Wege auf einander, um gemeinschaftlich nach Hause zu gehen. Denn einzeln werden sie oft ihre geführt und an die Burg gebracht. Dort muß sich Jeder dreimal im Ring herumwenden, bevor er weggeht, und wenn er weiß, wie er sich zu wenden hat, dann findet er wieder den rechten Weg.

(Vergl. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1834.)

Yburg's Fall.*)

Stolz blickt von Bergeszinnen
Die Yburg in das Thal,
Doch wüst und leer ists innen,
Und außen öd' und kahl.

Des Hauses letzter Sprosse
Hat all sein Gut verpraßt,
Sitzt einsam nun im Schlosse,
Der Ratt' und Eulen Gast.

Er schwingt nicht mehr mit Ehren
Sein Schwert in Fehd' und Spiel;
Des Wandrers Gurt zu leeren,
Ist nun sein einzig Ziel.

Sein Weib und Kind erlegen
Sind längst dem tiefen Weh;
So sagten Lieb' und Segen
Der Trauerburg Ade!

*) Vergl. die erste Sage, S. 242 u. f.

Die Besten seiner Mannen
Erschlug ein blut'ger Strauß,
Die Schlechten flohn von dannen,
Da schlich die Noth ins Haus. —

Stolz blickt von Bergeszinnen
Die Yburg in das Thal,
Beim ersten Nachtbeginnen,
Beglanzt vom Mondenstrahl.

Ein Pilgrim kommt gegangen,
Trägt rabenschwarzes Haar,
Und über finstern Wangen
Ein blitzend Augenpaar.

Er pocht wohl an die Pforte —
„Was suchst du, Fremdling, hier?
Du triffst an diesem Orte
Nicht Labsal noch Quartier.

„Denn leer ist Küch' und Keller,
Die Kammer spinnenvoll,
Im Schrein kein rother Heller
Zu frommem Pilgerzoll." —

„„Macht auf dem Reisemüden!
Bin hergewallt zur Buß'
Aus ferner Stadt im Süden,
Vom Pilgern hinkt mein Fuß.

„„Macht auf, macht auf die Thüre!
So's Euch an Trost gebricht,
In meinem Ranzen führe
Ich manch ein fein Gericht.

„„Ein Krüglein edlen Weines. . .'" —
„Herein, du fremder Gast!
Laß sehen, was du Feines
In deinem Ränzlein hast!"

Auf thut sich unverzüglich
Das Thor, der Gast tritt ein;
Bald saßen hochvergnüglich
Die Zwei bei Mahl und Wein.

Ein Vorrath leckrer Speise
Stieg aus des Pilgrims Sack,
Gewürzt auf feinste Weise,
Vortrefflich von Geschmack.

Im Römer perlt' und glühte
Der Wein karfunkelklar,
Als ob er Flammen sprühte,
So feurig wunderbar.

Deß tranken sie selbander
Beim Schmauß manch wackern Zug,
Wettbechernd mit einander,
Und nie versiegt der Krug.

Bald wurden sie vertrauter,
Der Strom der Rede schwoll,
Daß lauter, immer lauter
Der Lärm die Burg durchscholl.

Die alten Ahnenbilder
Am Söller wurden wach,
Es klangen die rostigen Schilder
Im nahen Rüstgemach.

„Ich mögt viel baß es haben,
Herr Ritter, so Ihr wollt!
In Eurer Burg begraben
Liegt Edelstein und Gold.

„Tief unter der Kapelle
Vermodert reicher Schatz,
In dumpfer Todtenzelle;
'ö fänd' aber bessern Platz.“ —

„Wie! Soll ich frevelnd schänden
Erlauchter Ahnen Staub?" —
„„Der Väter Gut verwenden,
Nur Pfaffen nennen's Raub.

„„Hinweg mit eitein Sorgen!
Nur frisch und flink daran,
So ist der Hort geborgen,
Eh' wieder kräht der Hahn.

„„Trinkt aus bis an den Boden
Den Kelch aufs Wohlergehn —
Aufs Wohlergehn der Todten,
Die niemals auferstehn!"" —

Zwölf Schläge zittern helle:
Das Werk ist schon im Gang,
Tief unter der Kapelle
Tönt ungewohnter Klang.

Die alten Ahnenbilder
Im Söller wurden wach,
Es klangen die rostigen Schilder
Im nahen Rüstgemach.

Gesprengt beim Fackelscheine
Erschließt sich Sarg um Sarg,
Die morschen Todtengebeine
Sie werden gerüttelt arg.

Entfleischte Schädel schauen
Den Frevler strafend an:
„Laß ab!" — Unnennbar Grauen
Will innerst ihn umfahn.

„„Hei! macht dich Furcht erbleichen?"
Höhnt sein Kumpan von fern.
Drauf an den letzten Leichen
Will keck der Ritter zerr'n.

„Laß ab!" — Tönt aus dem Grabe
Ein Stimmlein, engellind,
Aufstreckt ein lichter Knabe
Die Hand, — sein einzig Kind.

Zu Boden sinkt der Ritter:
„Vergib, Herr Jesus Christ!" —
Ein furchtbar Ungewitter
Brach aus der selben Frist.

Es wankt die Burgkapelle
Und stürzt mit Sturmgebraus. —
Der Fremdling an der Schwelle
Verschwand in Nacht und Graus.

Eduard Breuer.

Die böse Müllerin von Zell.

Zu Zell im Abts-Stab lebte vor Zeiten eine reiche und böse Müllerin. Sie gab den Armen kein Stücklein Brot und brachte manche Leute durch Processe um Hab und Gut; sie haßte die Geistlichen, besuchte niemals die Kirche und starb eines plötzlichen Todes. Da ging sie nun als Geist um in ihrer Mühle, bis die Leute zuletzt einen Pater kommen ließen, der des Geisterbeschwörens kundig war. Der bannte die Müllerin in einen Sack und trug ihn auf die Yburg. Lange Zeit hörte man dort ihre Klage; sie rief Tag und Nacht: „Ich bin die Müllerin von Zell!" — Seitdem aber der Blitz in die Burg geschlagen und den einen Thurm gespalten hat, ist der Geist verstummt, wie die anderen auch, die dort oben ihr Wesen trieben.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. v. J. 1834.)

Fortunat von Baden.

Seht dort auf steilem Bergesgrat
Die Yburg, waldumschlossen!
Da hauste Markgraf Fortunat
Mit seinen Nachtgenossen.

Er hatte mit verruchter Hand
Dem Teufel zum verfluchten Pfand,
Für schwarzer Kunst Befehle
Verschrieben Leib und Seele.

Entsetzen rief im Land umher
Sein wüstes Sattelleben;
Zu Straßenraub und Mordbegehr
Erniedrigt war sein Streben.
Er schmückte mit dem Raub sein Schloß
Und hielt mit seinem wilden Troß
Oft Nächte lang und Tage
Höllische Saufgelage.

Von Durlach war's Fürst Friederich,
Den er zu meucheln trachtete,
Weil der den Vetter Liederlich
Aus Herzensgrund verachtete.
„Du zwingst ihn nicht im offnen Streit,
Drum schaff' ihn heimlich auf die Seit'!"
So nahm des Markgrafs Buhle
Ihn schmeichelnd in die Schule.

Und im Laboratorium
Der Yburg hört man stampfen
Die großen Mörser mit Gesumm,
Und sieht die Essen dampfen.
Hier braut ein furchtbar Giftrecept
Mit wälschen Strolchen der Adept,
Ein Salz für Vetters Küche, —
Nicht fehlen Zaubersprüche.

Der Himmel schützte wunderbar
Davor den arg Bedrohten,
Doch manch unschuldig Opfer war
Gegangen zu den Todten.
Das kümmert nicht Herrn Fortunat,
Ihn spornt, durch seiner Buble Rath
Und wälsche List, der Satan
Aufs Neu' zur finstern That an.

Und im Gewölb', in später Nacht,
Wo sonst sie Geld nachfälschen,
Wird jetzt ein Bild auch nachgemacht
Von ihm und seinen Wälschen,
Aus Jungfernwachs zumal und Leim
Und Zauberstoffen insgeheim:
Friedrich's, zur Rach' erkoren,
Dem er den Tod geschworen.

Behängt mit Fratzen allerlei,
Verflucht mit frevlen Worten,
Starrt lebensgroß das Konterfei
Auf Tiegel und Retorten.
Im Widerschein der Kohlengluth
Sein Antlitz röthet sich zu Blut;
Sogar das Glas der Augen
Scheint Leben einzusaugen.

Die schmalen Lippenränder weit
Gesperret, bleckts die Zähne,
— Aus Mörderschädeln eingereiht —
Mit grinsendem Gegähne.
Soll das der edle Friedrich seyn?
Die Hölle borgt ihm nur den Schein,
Daß sie des Frevlers Sinne
Nur fester noch umspinne.

„Beim Triemegist!" rief Fortunat,
„Der Zauber wirkt, Gesellen!
Der Schelm ist lustig, in der That!
Ob ihm die Ohren schellen?
Gewiß, es schläft sein Urbild schlecht!
So macht die Ladung ihm zurecht
Mit schwarzem Todessamen!
Wohlan, ins Teufels Namen!"

Aus Todtenköpfen mannigfalt
Buntfarbne Lichter brannten,
In deren Kreis die Zerrgestalt
Nun ziehn die Nekromanten.

Sie lesen den Beschwörungs-Psalm,
Rings füllt die Wölbung Räucherqualm,
Da tönt aus ehrnem Munde
Die mitternächt'ge Stunde.

Zum Schuß nun seine Creatur
Der Meister faßt ins Auge:
„Der Zauberkugel Erzmirtur,
Laß sehn, ob sie was tauge?"
Und los nun drückt er das Pistol,
Hei, pfeift der Ball durchs Bild so hohl!
Doch auch ein Schrei, o Grausen!
Gellt vor der Thüre draußen.

Er reißt sie auf in blinder Wuth,
— „War das Verräthers Stimme?" —
Da wälzt verathmend sich im Blut
Die Buhle sein, die schlimme.
Deß hatte so die Lauscherin
Für schwarzen Rath den Strafgewinn.
Zu Durlach, ohne Sorgen
Schläft Friedrich, wohlgeborgen.

Doch Fortunat, von Angst erfaßt,
Mit seiner Schuld Genossen,
Gedrückt von des Gewissens Last,
Entflieht auf schnellen Rossen;
Fort jagt er über Stock und Zaun
Zum fernen Schloß nach Kastelaun,
Um vor der Hölle Schergen
Vielleicht sich dort zu bergen.

Die Opfer lassen ihm nicht Ruh;
In immer wildrem Prassen
Stürzt taumelnd er dem Abgrund zu,
Von Gott und Welt verlassen.
Und einst bei tollem Schwelgermahl
Lockt ihn der Böse aus dem Saal,
Und schleudert ihn kopfunter
Die Marmortrepp' hinunter. —

Doch auf der Yburg jede Nacht
Der Hölle Geister rasen.
Da waltet stets des Teufels Macht,
Wo schlimme Fürsten saßen.
Der Bau zerfiel in Schutt und Staub,
Ein Thurm noch ragt aus Waldeslaub,
Das flüstert selbst am Tage
Wie eine bange Klage.

Janus Pod.
(Originalmittheilung.)

Das Blutfeld.

Nach dem Tode des Markgrafen Eduard Fortunatus von Baden-Baden wollte der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach dessen Kinder nicht für successionsfähig anerkennen, die aus seiner Ehe mit Maria von Eicken entsprossen waren. Die Vormünder der Kinder gaben sich vergebliche Mühe, und der Kaiser zögerte, ein Urtheil in dieser Sache zu fällen, bis nach der für den Durlacher Markgrafen so unglücklichen Schlacht bei Wimpfen (1622) der kaiserliche Reichshofrath einen Spruch that, nach welchem Markgraf Wilhelm in den Besitz aller seiner Länder eingesetzt wurde.

Als in Folge des Sieges bei Leipzig die Schweden unaufhaltsam gegen den Rhein vorrückten, führte Markgraf Wilhelm den Befehl über die kaiserlichen Truppen am Oberrhein. Er ward in mehreren Treffen von den Schweden geschlagen und sein Land von diesen besetzt und dem Markgrafen von Baden-Durlach übergeben, während Wilhelm sich nach Innspruck flüchtete. Bald darauf kam er mit einem kleinen Heere zurück, um die Schweden aus seinen Landen zu vertreiben. Allein er gerieth in einen Hinterhalt, wobei ein großer Theil seines Heeres niedergemacht wurde, und nur mit genauer Noth entging er der Gefangenschaft. Schon hatte ihn ein schwedischer Reiter am Arm ergriffen, aber weil er nur in gewöhnlicher Soldatentracht war, und der Schwede in demselben Augenblick einen reich gekleideten Offizier sah, so ließ er Jenen los, und jagte Diesem nach.

Eilig und nur mit wenig Begleitern floh Markgraf Wilhelm seiner Residenz zu, immer seine Feinde dicht hinter sich. So kam er allein bis in das Thal von Oberbeuern, wo sein Pferd todt unter ihm niederstürzte. Zum Tode müde, vermochte er seine Flucht nicht weiter fortzusetzen. Er trat jezt in ein am Wege stehendes Haus, gab sich zu erkennen und forderte die Bewohner desselben auf, ihm zu seiner Rettung behülflich zu seyn. Der Hauseigenthümer war der Stabhalter des Thals, und alsbald sorglich bereit, seinen Fürsten von der Gefangenschaft zu retten. Während sie noch über die zweckdienlichsten Mittel sich beriethen, kam ein Junge nach Haus mit der Nachricht, daß ein Trupp schwedischer Reiter das Thal herauf käme und alle Wohnungen untersuche. Jezt galt kein Säumen mehr; doch während der Landmann besorgt nach einem Ausgang umher spähte, ward er einen schmutzigen, stummen Wagenschmierer gewahr, den er zuweilen bei sich rasten ließ. Schnell stieg jezt ein Gedanke in ihm auf, den er eben so schnell zur Ausführung brachte. Der arme Stumme mußte sich sogleich entkleiden und in der Tracht eines der Söhne aus dem Hause sich entfernen, aber sein Fäßchen zurücklassen. Hierauf wurden dem Markgrafen die schmutzigen Kleider desselben angelegt, sein Gesicht geschwärzt und ihm die Ofenbank zum Lager angewiesen, wo er die Rolle des Stummen spielen sollte. Kaum waren die Anordnungen getroffen, so stürmten auch schon die feindlichen Reiter herein. Sie durchsuchten das ganze Haus bis in die hintersten Winkel; auch den Schlafenden auf der Ofenbank rissen sie herum und fragten, wer und was er sey. Man sagte ihnen, daß er ein armer Stummer sei, der mit Wagenschmiere handle, und hier aus Barmherzigkeit eine Schlafstelle finde; seine Heimath sey das Murgthal. Damit gaben sich die Reiter zufrieden, holten aber aus dem Stalle noch ein Kalb, welches sie am Feuer zurecht machten und verzehrten.

Am andern Morgen zeigte der Bauer dem Fürsten den Weg übers Gebirge nach Forbach, und geleitete ihn bis an die Leimenlöcher. Glücklich entkam der Markgraf abermals nach Innspruck, von wo aus er sogleich durch ein reiches Geldgeschenk sich dankbar gegen seinen Retter bewies. Nachdem er wieder in den ungestörten Besitz seiner Markgrafschaft gekommen war,

gab er ihm noch überdies eine große Besitzung von Wald und Feld zur Belohnung. Graf hieß der wackere Mann und noch lebt eine zahlreiche Nachkommenschaft von ihm.

Im Jahr 1634 war Markgraf Wilhelm abermals in seine Residenz Baden zurückgekehrt, deren Besitz ihm aber noch nicht ungestört vergönnt wurde. Der Markgraf von Baden-Durlach zog mit einem Heere gegen ihn, und die Waffen sollten entscheiden, wer über die obere Markgrafschaft herrschen solle. Auch Markgraf Wilhelm hatte ein Heer gesammelt, und zog an dessen Spitze aus, für sein gutes Recht zu fechten. In der Ebene, zwischen den Dörfern Oos und Sinsheim und dem Fremersberge, trafen die beiden Heere auf einander. Tapfer und hartnäckig wurde auf beiden Seiten gekämpft, und zwei Tage schon hatte der Kampf mit großer Erbitterung gewüthet, ohne daß einer oder der andere der Fürsten sich des geringsten Vortheils rühmen konnte. Als am Abend des zweiten Tages die Schlacht ruhte, ritt Markgraf Wilhelm, der wohl einsah, daß er ohne Verstärkung schwerlich einen gänzlichen Sieg erfechten werde können, in Begleitung eines einzigen Dieners nach dem Beurner Thale. Hier ließ er die Vorsteher der Gemeinde zusammenrufen und stellte ihnen vor, wie er wahrscheinlich bei dem obwaltenden Kampfe der Uebermacht erliegen werde müssen, wenn er keine Hülfe bekäme; er habe jedoch von den Bewohnern dieses Thals von jeher so viel Beweise ihrer Ergebenheit gegen ihr Fürstenhaus erhalten, daß er es jetzt getrost wage, sie zu bitten, ihm aus ihrer Mitte Verstärkung an Mannschaft zu schicken. Gern und freudigen Muthes versprachen die biederen Thalbewohner ihrem Fürsten die verlangte Hülfe. Er solle nur getrost, sagten sie, am andern Tage die Schlacht beginnen, sie würden sicherlich zur rechten Zeit da seyn. Und alsbald schickten sie durch das ganze Thal und ließen alle waffenfähige Mannschaft entbieten, um zum Heere des Markgrafen zu stoßen. Und als der Morgen erschien, da versammelte sich eine gewaltige Schaar; nicht allein Jünglinge und Männer, sondern auch Frauen und Kinder zogen mit aus, für den verehrten Fürsten zu streiten. Und mit Fahnen und Musketen, mit Picken und Sensen, mit Mistgabeln und Knütteln, eilten sie durchs Gebirge nach der Seite des Fremersberges, wo sie, durch das Dickicht

verborgen, das ganze Schlachtfeld überblicken konnten. Und als der Kampf am heftigsten entbrannt war, brachen sie aus ihrem Hinterhalte hervor und fielen dem Feind in den Rücken. Dadurch entstand in dessen Reihen Verwirrung, die bald in allgemeine Flucht ausartete. Markgraf Wilhelm verfolgte mit seiner Reiterei die Flüchtigen, und bei Bühl gerieth der Durlacher Fürst in seine Hände. Wilhelm begnügte sich, ihn versprechen zu lassen, daß er künftig allen Ansprüchen auf das Baden-Badensche Land entsage, und schenkte ihm gegen diese Verzichtleistung die Freiheit.

So wird dies Ereigniß von den Bewohnern des Beuerner Thales erzählt; freilich etwas abweichend von der Geschichte. Noch aber heißt das Feld, wo die Schlacht geliefert worden: das Blutfeld.

Alois Schreiber.

(Siehe „Sagen aus Baden und Umgegend." Carlsruhe, 1834.)

Die Teufelskanzel.

Du schauerst, Wandrer, ob dem Graus
Rings hier in Thal und Wald umher;
Du siehst nur Felsen, grau und schwer,
Kein freundlich Blümlein ragt heraus.
Da fragst, woher das Schrecken kam?
Das weiß die Sage wundersam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten;
Der Teufel hergezogen kam,
Aufsteigend aus den heißen Fluthen,
Aus Badens tiefverborgnem Quell.
Noch flammend von der Hölle Gluthen,
Den Blick von rothem Lichte hell.
So bricht er auf, erklimmt die Höhn
Und heißt umher die Diener gehn,
Daß sie versammelten um ihn
Der Bauerlein und Ritter viele.

Man sah's von Schloß und Hütte ziehn,
Als ging's zu Tanz und Waffenspiele.

Der Böse stellt sich drauf mit Reigen
Gar sittsam auf den höchsten Stein,
Und als die Hörer alle schweigen,
Beginnt er leise, mild und fein,
Die Rede süß und klug ersonnen,
Und spricht von seines Reiches Wonnen,
Von ewigem Glanz und Herrlichkeit,
Die seinen Dienern stehn bereit.
Er weiß mit losem Trug und Spott
Die Geister listig zu bethören,
Daß schon in mancher schwachen Brust
Sich bebt und regt die sündige Lust,
Und spötteln über den lieben Gott
Man kann viel leidige Worte hören. —

Da fällt's, wie lichter Wetterschein,
Tief in den finstern Wald herein;
Genüber des Bösen Höllenthron
Erklingt ein goldner Harfenton;
Ein Engelknabe niederrauschet
In silberleuchtendem Gewand,
Die Palme tragend in der Hand,
Und still bewegt die Menge lauschet.

Und wie er spricht, beginnt's zu tagen
Wie Himmelsroth in jeder Brust;
Sie fühlen mächtig, unbewußt,
Sich zu dem Engel hingetragen.
Der Böse wüthet bald allein
Auf dem verlassnen Kanzelstein;
Er bricht empor im wilden Grimme,
Doch süßer tönt des Engels Stimme,
Und immer heißer wird der Drang;
Von allen Lippen festlich klingt,
Aus allen Herzen gläubig schwingt
Empor sich heiliger Bußgesang. —

Der Böse mit dem Dienerchor
Bricht in der letzten Wuth hervor;
Mit den Riesenkrallen gewaltig faßt
Er, niederdonnernd, der Felsen Last,
Und schleudert die Bäume, groß und schwer,
Wie Blütenflocken im Thal umher,
Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
Daß schwarze Quellen fluthen heraus;
Und fluchend schlägt er den scharfen Huf
Zum ewigen Zeichen tief in den Stein,
Und stürzt sich dröhnend, mit wildem Ruf
In der Erde klaffenden Schlund hinein. —

Zieh schnell vorüber, o Wandersmann!
Noch sieht der Böse die Menschen an,
Und will er dich locken zur sündigen Lust,
So öffne dem guten Engel die Brust!

August Stöber

Die Teufelskanzel und Kloster Engelburg.

Vor uralten Zeiten, als Satan noch lehrte,
Durch schmeichelnde Worte die Menschen bethörte,
Da sind sie von nahe und ferne gezogen
Zur Kanzel des Teufels wie brausende Wogen,
Und Manchen, der hörte die Predigten an,
Befiel wie ein Zauber der trügerische Wahn:
Er dünkte, geblendet vom höllischen Schein,
Sich glücklich, ein Kind seines Reiches zu seyn.
Nur Einer hielt gänzlich vom Wahne sich frei
Und blieb seinem Gott und den Heiligen treu;
Graf Eberstein war es, der biedere Held,
Ergraut in den Waffen auf ehrlichem Feld.
Mit Unmuth erfüllt' ihn, was Satan verübte
Zum Unheil der Menschen, was so ihn betrübte,
Daß gern er gekämpfet auf Leben und Tod
Nur ihm, sie zu retten aus Schmach und aus Noth.
Doch hielt ihn die Schwäche des Alters zurück,

Auch senkt auf sein einziges Kind er den Blick.
Ein Töchterlein war es, so lieblich und hold,
Mit Augen wie Veilchen, mit Haaren wie Gold;
So fromm wie ein Engel, so sittig und schön,
Es mußte sie lieben, wer je sie gesehn. —
Drum stellten der Ritter gar viele sich ein
Im Schloß, um die Minne des Fräuleins zu frei'n;
Sie waren von Liebe fast Alle von Sinnen,
Doch konnt' ihre Neigung sich Keiner gewinnen.
Da sprach nun der Vater; „Dem reich' sie die Hand,
Der mir von dem Bösen befreiet das Land!" —
Da wollte die Palme sich Jeder erringen
Und Satan im freißlichen Kampfe bezwingen;
Doch Keinen bekrönte der Sieg und das Glück,
Nicht Einer kam heil aus dem Streite zurück.
Da jauchzte das Volk dem Verführer aufs Neu:
„Heil unserem Herrscher, wir bleiben ihm treu!"
Doch siehe! nun schwebet vom Himmel herab
Ein Engel des Friedens mit goldenem Stab,
Berühret mit diesem in heiliger Hand
Den Teufel, daß brüllend er ferne verschwand!
Da wendet die Menge sich wieder zu Gott
Und sieht, daß die Lehren des Satans nur Spott.
Zum Himmel erhob sich nun freudig empor
Der Engel, da trat aus dem Kreise hervor
Graf Eberstein feierlich, führend zu Hand
Die Tochter im schneeigen Nonnengewand,
Und sprach: „Nur dem Sieger versprach ich die Braut —
Der Himmel ward Sieger, ihm sey sie getraut!"
Beharrend im Glauben und Gottesvertrau'n.
Ließ er nun das Kloster: „die Engelsburg" bau'n.

Emilie Zeroniowsky

Die Wolfsschlucht.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht sich links ein Fußpfad in eine mit Felsblöcken übersäte Schlucht hinab, welcher man obigen Namen gegeben hat. Einst

verirrte sich in einer mondhellen Nacht ein armer Fiedler dahin, der von einer Bauernhochzeit heimkehrte und sich dabei etwas zu gütlich im Weine gethan hatte. Die Gegend erschien ihm so ganz fremd, daß er gar nicht mehr wußte, in welcher Richtung seine Heimath lag. Müde lehnt er sich an eine Felsenwand, allmälig fallen ihm die Augen zu, — da hört er auf einmal ein lebhaftes Rascheln im Gebüsch und sieht zu seinem höchsten Entsetzen einen mächtigen Wolf, die rothglühenden Augen auf ihn gerichtet, hervorkommen. In der Angst seines Herzens fängt der arme Teufel an, auf seiner Geige alle die Tänze aufzuspielen, deren er sich nur entsinnen kann. Der Wolf stutzt anfangs, läßt sich aber doch nicht weiter abschrecken und geht wieder auf ihn los; als aber der Fiedler in Verzweiflung immer wilder und wilder auf den Saiten herumstreicht, wird es dem Meister Isegrimm ganz unheimlich zu Muth; plötzlich macht er rechtsum und ist mit einem gewaltigen Satz zur Schlucht hinaus, als ob die wilde Jagd hinter ihm her wäre.

Die ausgestandene Todesangst aber hatte den Geiger nüchtern gemacht; an allen Gliedern zitternd, doch noch immer auf seinem Instrumente fortfiedelnd, schritt er behutsam aus der Wolfsschlucht wieder hinauf und fand sich bald auf dem rechten Heimwege, den ihn blos der vorige Nebel vor seinen Blicken nicht hatte gewahren lassen.

(Aus A. Schreiber's „Sagen aus dem Rheinthale II." S. 28.)

Die Wolfsschlucht.

(Rheinische Sachen der vorhandenen Sage.)

Ein Pfeifer, gar ein flotter Gauch,
Zog einst vom Kirchweihschmauße
Vom Bühlerthal mit rundem Bauch
Um Mitternacht nach Hause.
Sein Taumelschritt besagte,
Wie baß ihm der Trunk behagte.

Herr Mond fand leider nicht für gut,
Wie sonst, ihm heimzuzünden,

Drob ward dem Zecher bang zu Muth
In dichten Waldesgründen;
Hub lallend an zu singen,
Die Angst zu überklingen.

Noch kaum begonnen hat das Lied
Des wankelfüßigen Knaben,
Da stürzt er, eh' er sichs versieht,
In einen tiefen Graben.
Wohin er streckt die Hände,
Rührt er an Felsenwände.

Doch, Höll' und Himmel! — wie erschrickt
Der ächzende Geselle,
Als er genuber sich erblickt
Zwei Augen, schaurig helle,
Die ihm mit grimmem Leuchten
Den Tod zu künden deuchten.

Da giebt der Mond ein Tröpflein Licht
Herab durchs Laub der Eichen,
Und zeigt ihm eines Wolfs Gesicht,
Mordgierig sonder Gleichen.
„O Todeskampf voll Grauen
In eines Wolfes Klauen!"

Der Pfeifer hat in höchster Noth
Sein Kleinspiel ergriffen,
Und gleich, geängstigt bis zum Tod,
Ein schmetternd Lied gepfiffen;
Wild klang der Hochzeitsreigen
Durchs mitternächtige Schweigen.

Die Vögel fliegen scheu empor,
Da solch ein Ton sie weckte;
Erbärmlich quackt im nahen Moor
Der Frosch, der aufgeschreckte;
Ja selbst die Eichen bebten,
Die manchen Graus erlebten.

Dem Wolf auch schien die Melodei
Nicht sonders zu behagen,
Er trat zurück mit bangem Schrei,
Trotz seinem leeren Magen;
Doch wie der Pfeifer ruhte,
Kam er mit neuem Muthe.

Da hat der Pfeifer abermals
Sein Flötenspiel ergriffen
Und lauter noch aus vollem Hals
Sein schmetternd Lied gepfiffen.
Wild klang der Hochzeitreigen
Durchs mitternächtige Schweigen.

Der Spielmann bläßt so lang er kann,
Sein Gaumen wird ihm trocken,
Er bläßt und bläßt, doch bald begann
Der Odem ihm zu stocken.
„O Todeskampf voll Grauen
In eines Wolfes Klauen!"

Da plötzlich ruft es von den Höhn:
„Vermaledeiter Bube!
Was soll dein Höllentanzgetön
In Nacht in dieser Grube?
Willst du den Reh'n und Hasen
Allhier ein Standchen blasen?" —

„Ach, Herzenswaidmann, helft mir doch
Aus dieses Wolfes Krallen!
Schon pfeif' ich auf dem letzten Loch, —
Laßt Euch mein Flehn gefallen!"
Der Jager unverdrossen
Hat schnell den Wolf erschossen.

Drauf stieg der Pilger schreckensbleich
Hervor aus seinem Grabe:
„Habt Dank, Herr Schütz! Wie bin ich reich,

Daß ich dies Pfeiflein habe!
In Silber will ichs fassen
Und nimmer von ihm lassen!"

Eduard Bauer.

Anmerkungen zu den Tagen von Baden.

Kurze Uebersicht der Geschichte der Stadt Baden.

Der Stadt Baden Ursprung ist vom Dunkel des grauesten Alterthums umwoben, und nur mühsam vermag das Auge des Geschichtsforschers die Nebel zu durchdringen, welche sich über die ersten Ansiedelungen in dieser Gegend gelagert haben. Eine Sage meldet, daß schon zu Zeiten des Römerkönigs Tarquinius Priscus eine Keltische Kolonie sich hier niedergelassen habe; aus Gallien über den Rhein gedrungene beutelustige Schaaren setzten sich theils in den Thälern des Schwarzwalds fest, theils wagten sie sich tiefer in das Herz Teutschlands hinein. Hierauf entspannen sich im Laufe der Jahre blutige Kriege; die Teutschen warfen die fremden Eindringlinge nach und nach wieder zurück, bis endlich die verbrüderten schwäbischen Stämme, — Markomannen genannt, weil sie die Marken (Grenzen) mannlich schirmten, — das Land von den ungebetenen Gästen säuberten und sogar selbst über den Rhein drangen, wo sie bis zu den Vogbesen und dem Hardtgebirge hin die Thalebene besetzten.

Die dunkle Gebirgskette, welche sich von der nördlichen Grenze der Schweiz, gleichlaufend mit dem Rheine, bis nach Pforzheim (Porta Hercyniæ, die Pforte des Schwarzwalds) hinabzog, hieß der Mark- oder Grenzwald; die Römer nannten ihn silva Marciana oder Hercynia, die Teutschen später Schwarzwald, von dem finstern Bilde seiner Nadelwälder.

Als Cäsar über den Oberrhein kam, wohnten hier die Triboken, die zu einer Heeresabtheilung gehörten, welche mit Ariovist, (Ehrenfest) Herzog der Markomannen, über den Rhein gezogen waren; doch mußten sie dem kaiserlichen Adlerfluge weichen und wieder über den Rhein fliehen. Als die Römer unter Tiberius und Drusus in Teutschland einfielen, zogen die Markomannen nach Böhmen und gründeten daselbst ein neues Reich. Nach der großen Befreiungsschlacht im Teutoburger Walde sah sich Teutschland endlich von dem Joche der Römer befreit, denen nur noch das sogenannte römische Zentland (agri decumates) übrig blieb, nemlich der Strich, welcher sich vom Rhein bis an den Neckar und die Donau erstreckt, wovon Baden einen Theil der Grenze bildete.

Baden wurde nun der Hauptort des Landes; nach den ältesten aufgefundenen Denkmalen zu folgern, sind die Kaiser Hadrian und Antonin die Gründer der Stadt gewesen und schlugen zuweilen hier ihren Hofhalt auf. Trajan that Vieles für den Flor der jungen Thalts-

ständigen, brachte ihre Heilquellen in Aufnahme und erhob sie zur Stadt; vom Kaiser Bassianus Caracalla, nach Andern erst später vom Kaiser Alexander Severus, welche beide den Zunamen Aurelius führten, erhielt sie den Namen Aurelia, civitas aquensis. Von ihrem damaligen Glanze sprechen noch die ausgegrabenen Mauertrümmer, Steinbilder, Altäre, Meilenzeiger, Gefäße u. s. w. Mit Argentoratum (Straßburg), Saletio (Selz) und Pforzheim war es durch Heerstraßen verbunden, von denen, außer der Bergstraße, die eine geradaus nach dem Rheine, die andere über die Höhen in den tieferen Schwarzwald zog. Die erste, fünfte, achte und vierzehnte Legion hatte in diesen Mauern ihr Standquartier. Unter Kaiser Probus wurden hier die ersten Weinreben gepflanzt.

Aber nicht lange mochte die Herrlichkeit Aurelia's gewährt haben; sie versank vor dem Andrange der teutschen Völker, die mit gewaffneter Hand ihre Freiheit von den Fremdlingen zurückforderten, deren Zwingburgen, Kastelle und Wartthürme brachen und die Brandfackel in die zierlichen Tempel und Villen schleuderten; damals verschwand auch, mit noch viel anderen ähnlichen Ansiedelungen, unsre heitre Quellenstadt fast spurlos, als wäre sie nie da gewesen.

Die Alemannen wohnten nun, etwa vom Jahr 237 nach Christi Geb., in dieser Gegend, und die Oos und die Murg bildeten die nördliche Grenze ihres Gebietes. An Aurelia's Stelle sehen wir im Laufe der Zeit einen Ort sich erheben, den wir zuerst in einer Urkunde Dagobert's II. vom Jahr 675 als eine Ostfränkische Besitzung unter dem Namen „Badin" erwähnt finden; späterhin begegnet er unserm Blick als der Hauptort des Oosgau's (auch Ufgau, Ufgau), sogenannt von dem Bergwasser, das bei seinem Ursprung Beinarsbach, weiter Oosbach und zuletzt Oelbach heißt. Das über den Trümmern der Römerherrschaft gegründete Herzogthum Alemannien hatte sich nämlich nicht allzulange behaupten können, ohne an die mächtigen Nachbarn, die Franken, wenigstens den Schein der Selbstständigkeit zu verlieren. Die Oberherrlichkeit der Merovinger verdrängte die uralten Götter, die Anbetung des Kreuzes griff siegend Platz und veränderte allmälig Gesinnung und Sitten.

Der bezeichnete Punkt in der Uebergangsperiode von der Barbarei zum Mittelalter ist die Regierung Karls des Großen, unter dessen Nachfolgern das von ihm gegründete Reich sich trennte. In diesen Zeiten der Verwirrung stund kein Besitz fest, und wir sehen die Quellenstadt, wie andere Orte auch, ihre Herren öfters wechseln. Ludwig der Teutsche gab Baden wieder an die Mönche von Weißenburg, denen es vereinst König Dagobert geschenkt hatte.

Unter Otto dem Großen kam der Oosgau an das Herzogthum Schwaben; im Jahr 1036 verlieh Heinrich III. bei der kaiserlichen Pfalz zu Baden, die wahrscheinlich auf dem Balzenberg gestanden, ein Erbgut an das Stift Speyer.

Eine Urkunde Otto's III. ist von Baden aus ausgestellt.

Als das Land an das erlauchte Haus der Zähringer gekommen, brachte eine Tochter dieses Stammes das Schloß zu Baden an Heinrich den Löwen, von dem es Friedrich der Rothbart durch Tausch erwarb. Von Kaiser Friedrich aber erhielt Schloß und Ortschaft zu Lehen aufgetragen Markgraf Hermann III., dessen Nachkommen hier Sitz und Wohnsitz aufschlugen und fortan von der Besitzung den Namen Baden führten, der späterhin von dem Regentenhaus auch auf das ganze Land überging.

Unter den Markgrafen hob sich Baden wieder aus Schutt und Asche neu verjüngt empor und behauptete bald den eine Zeitlang an Kuppenheim verlorenen Rang des Hauptortes im Oberlande; es wurde wieder mit Mauern umgeben, gegen welche im Jahr 1330 der Straßburger Bischof vergebens Sturm lief. Sonst wissen wir wenig von den Schicksalen der Stadt und ihrer Heilquellen, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, da Markgraf Christoph die alte Burg auf der Höhe verließ und das von ihm erbaute neue Schloß bezog (1479). Doch wurde jenes Stammhaus in baulichem Stand erhalten und erlag erst im Jahr 1689 bei der allgemeinen Verwüstung des Landes durch die Franzosen.

Markgraf Christoph brachte seine geliebte Badestadt wieder zu dem hohen Ruhme, dessen sie zur Römerzeit sich erfreut hatte. Kaiser und Reich, so wie der Landesherr selbst, hatten ihr große Freiheiten verliehen, und eine strenge, weise Badeordnung sicherte und zähmte die zahlreichen Gäste, welche sich alljährlich im Greiffen, Baldreit und Leuen zusammenfanden. Zank, Hader und blutige Händel waren bei Geldbuße, Stadtverweisung und Todesstrafe untersagt; eben so scharf wurden Frevel gegen Frauen und Jungfrauen geahndet; ausgemachte Trunkenbolde, Taugenichtse und Grobiane wurden gewaltsam entfernt. Dafür sah man aber auch Fürsten, Grafen und Herren die Menge jeden Sommer in das Bad ziehen. Schon damals zählte man oft bei 3000 Badegäste, worunter viele der vornehmsten Fremden; Pfalzgraf Otto Heinrich der Großmüthige baute neben dem Gast- und Badehaus „zum Vogel Greiff" ein neues Badehaus; „zum Trompeter". Auch reiche Bürger strömten von nah und ferne herbei; gelehrte Männer und Dichter schrieben und sangen das Lob der unschätzbaren Heilquellen ꝛc. — Siehe das Weitere im Universallexikon von Baden ꝛc. — v. Ebezy's Rundgemälde von Baden ꝛc.

Zu „Badens Entstehung", und „Die Sage von Badens Ursprung". (Seite 173 und 176.)

Ueber den Ursprung Badens und des Wildbades findet sich in A. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden u. s. w." (Heidelberg, 1839) S. 146 folgende Sage:

Einst hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrenwieser- oder Rummelsee's. Da stieg ein schwarzer Stier aus demselben hervor und gesellte sich zu den andern Rindern. Aber alsbald kam ein Reiner

Männlein aus dem See nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurück zu holen. Da dieser jedoch nicht gehorchen wollte, bat das Männlein zwei von den Hirten, sie möchten ihm behülflich seyn, den Stier wieder einzufangen und in den See zurück zu treiben. Diese waren sogleich dazu bereit und es gelang ihnen, den wilden Stier bis an den Rand des See's zu treiben, wo er sich augenblicklich in die Fluthen stürzte und nicht mehr zum Vorschein kam. Das Männlein im Rattenpelz aber sagte zu den Hirtenknaben: „Hier schenke ich Jedem von euch als Zeichen meiner Dankbarkeit einen Stein; wohin ihr ihn werfen mögt, da wird auf der Stelle ein warmer Quell entspringen, der heilsame Kräfte besitzt gegen mancherlei Krankheiten." — Die Knaben nahmen vertrauensvoll die Steine und bewahrten sie lange Zeit auf, ohne davon Gebrauch zu machen. Zufällig kam später einer dieser Hirten in das Thal, wo jetzt Baden liegt und ruhte sich auf dem Hügel aus, in dessen Innern die meisten Heilquellen der Stadt kochen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten hatte, nahm ihn aus der Tasche und ließ ihn den Felsen, auf dem er saß, hinabkollern, und siehe da! wo der Stein auffiel, öffnete sich ein Spalt im Felsen, aus welchem heißes Wasser heraussprudelte. So entstanden der „Ursprung", die „Höllenquelle" und die „Klosterquelle" in Baden-Baden. Der andere Hirt aber warf seinen Stein im oberen Enzthale nieder, worauf die Quellen entsprangen, welche jetzt das Wildbad bilden.

(Obige Sage gehört zum Theil zum Märchenkreise des Mummelsee's. Sie wird u. A. auch erzählt in Lud. Klüber's „Beschreibung von Baden bei Rastatt u. s. w." (Tübingen, 1810. Bd. 2. Seite 194.)

Zu den „Sagen vom alten Schloß." Von Seite 180 an.

Hier schauten vor mehr als einem halben Jahrtausend hinaus die Hermanne, die Gründer des Hauses Baden, die mit den Kaisern aus dem Heldenstamm der Hohenstaufen in die Kriege nach Wälschland und als Kreuzritter nach Palästina zogen; Antiochia in Syrien ist Hermanns IV. Grabstätte. Seine Gemahlin Irmentrand, Heinrich des Schönen Tochter, leitete von hier aus den Bau des Jungfrauenklosters Lichtenthal. Von hier aus zog Hermann V., um Gemahl der Erbtochter von Oesterreich zu werden; derselbe, dessen unglücklicher Sohn Friedrich mit seinem Jugendfreunde Konradin unter dem französischen Mordbeil fiel (1248). Markgraf Rudolf I. bekämpfte von hier aus den großen König Rudolf von Habsburg, wehrte sich ritterlich gegen dessen drückende Uebermacht und ward ein neuer Stammvater seines Hauses. Unter seinen Nachkommen kriegte der tapfere Markgraf Bernhard in zahlreichen Fehden, besonders mit den Städten Straßburg, Freiburg und Breisach, und ward ein wahrer Mehrer seines Landes. Markgraf Jacob der Friedfertige, Gründer des Stifts Baden (1453), hielt streng auf den Landfrieden, säuberte das Land von

den Straßenräubern und ersetzte aus seinem eigenen Beutel jeden Verlust, den Jemand durch sie in seinem Gebiet erlitt; den Lindenschmidt, den berüchtigten Raubritter, ließ ohne Zweifel Er einfangen und in der Stadt Baden an einen hohen Galgen hängen, wie das alte Volkslied besagt, das wir Seite 203 mitgetheilt haben. Unglücklich im Kriege war Karl I.: bei Seckenheim machte ihn Friedrich der Siegreiche von der Pfalz zum Gefangenen und entließ ihn erst gegen ein schweres Lösegeld; doch war er ein glücklicher Gemahl und Vater. Seine Gemahlin Catharina, Kaiser Friedrichs III. Schwester, munterte ihren Sohn in einem noch vorhandenen Brief auf: „er solle mit andern jungen Edelleuten sich den Ritterschlag erwerben durch tapferes Verhalten im Turnier; Jedem, der dies thue, wolle sie ein feines Hemd und goldgestickt Wamms zur Ritterweihe verehren und hoffe, als eine treue Mutter mit Spinnen wohl so viel zu gewinnen, daß ihr Sohn möge ritterlich bestehen." Und dieser ihr Sohn, Markgraf Christoph, war auch einer solchen Mutter würdig. Als Kurfürst Philipp von der Pfalz vom Kaiser und andern Fürsten hochbedrängt und Markgraf Christoph aufgefordert wurde, sich dessen Unterdrückern anzuschließen, um das von seinem Vater an die Pfalz Eingebüßte wieder zu gewinnen, so wie auch Bayern und Würtemberg damals Stücke von der Pfalz an sich rissen, so sprach er: „Nein, mein Vater hat dem Philipp von der Pfalz Treue versprochen auch in meinem Namen, und nichts wäre eines teutschen Fürsten unwürdiger, als dieses Wort zu brechen, jetzt da Philipp ins Unglück gekommen ist. Ehr' und Eid gilt bei Uns mehr, denn Land und Leut!" *)

Also waren die Fürsten, die hier ihren Sitz hatten, die Stammväter des Hauses, das jetzt Baden beherrscht. Christoph war der Letzte, der das alte Schloß bewohnte. Er baute gegen Ende des 15. Jahrhunderts das neue, dicht über der Stadt Baden gelegene. Nach ihm theilten seine Söhne das Land. Der Aelteste und dessen Nachkommen blieben oder herrschten zu Baden, daher die Linie der Markgrafen von Baden-Baden, die später zu Rastatt ihren Sitz nahmen; der jüngere Sohn Markgraf Christophs und seine Erben wohnten zu Pforzheim und später in Durlach, daher die Linie Baden-Durlach, die nun seit mehr als einem Jahrhundert Karlsruhe zu ihrer Residenz gemacht hat.

Zu „Die graue Frau von Hohenbaden." Seite 180.

Außer der grauen Frau in den alten Burgtrümmern von Baden läßt die Sage auch eine weiße Frau im neueren Schlosse spucken.

Wenige unserer Volkssagen waren so allgemein verbreitet, als die von der weißen Frau, und an keine andere hat sich der Glaube so

*) Siehe das Gedicht von Ed. Brauer: „Christoph von Baden." S. 107.

lange, selbst unter den gebildeten Ständen zum Theil noch, bis auf die Gegenwart erhalten. Hinsichtlich der Abkunft dieser räthselhaften Dame weichen die Erzähler von einander ab. Einige lassen sie aus dem berühmten Hause Meran in Südtyrol abstammen und machen sie zur Gemahlin des Grafen Heinrich oder Otto von Orlamünde, die, als Wittwe, und einem Buhlen zu Gefallen, ihre beiden Kinder gemordet haben soll. Andere versichern, auf dem Schlosse Neuhaus in Böhmen sey ihr Bildniß vorhanden, ganz in derselben Tracht, in der sie zu erscheinen pflege. Dieses Bild stellte aber die gegen Ende des 15. Jahrhunderts verstorbene Bertha von Rosenberg vor, welche an Johann von Lichtenstein verheirathet gewesen.

Es ist bekannt, daß diese weiße Frau noch jetzt in den Residenzschlössern von Berlin, Bayreuth, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Baden-Baden u. s. w. umgehen soll, und immer will man sie kurze Zeit vor dem Hinscheiden einer Person aus den ihr verwandten fürstlichen Familien gesehen haben. Jung Stilling führt in seiner „Theorie der Geisterkunde" das Zeugniß eines Regenten dafür an, den er zwar nicht nennt, dessen Unbefangenheit und strenge Redlichkeit aber verbürgt werden.

Da jedoch die weiße Frau nur in ihr verwandten Fürstenhäusern erscheint, so ist anzunehmen, daß die Gräfin von Orlamünde und die Gräfin von Rosenberg in der Tradition zu Einer und derselben Person gemacht wurden. Wahrscheinlich aber ist es die Erstere, welche in Berlin und Weimar, die Zweite hingegen die, welche in Karlsruhe und früher in Baden-Baden sich zeigte. Das Haus Baden ist nicht mit Orlamünde, wohl aber mit den Grafen von Rosenberg verwandt, da die jüngste Tochter des Markgrafen Philibert von Baden an einen Grafen von Rosenberg vermählt war.

Bertha von Rosenberg, oder die weiße Frau, von welcher wir hier erzählen, wurde im Jahr 1449 mit Johann von Lichtenstein in Steiermark verheirathet. Die Ehe war höchst unglücklich, und Bertha trennte sich von dem ausschweifenden Gatten, gegen den sie einen unauslöschlichen Haß im Busen trug. Später lebte sie zu Neuhaus in Böhmen, wo sie ein Schloß erbaute, wobei ihre Unterthanen lange und schwere Frohnarbeit verrichten mußten, so daß sie oft Verwünschungen gegen die grausame Gebieterin ausstießen, bis sie endlich versprach, sobald das Schloß vollendet seyn würde, ihnen „einen süßen Brei" aufzutischen, was damals so viel hieß, als: ein reichliches Gastmahl. Sie hielt Wort und verordnete, daß künftig alljährlich ein solches Gastgebot gehalten werden solle, eine Anordnung, der noch bis auf unsere Zeiten treulich nachgekommen worden ist.

Der Geist der Gräfin Bertha erscheint meist bei Nacht, bisweilen auch am lichten Tag. Sie trägt ein schneeweißes Gewand nach dem Schnitt ihrer Zeit; ihr Antlitz umwallt ein feiner durchsichtiger Schleier, der gewöhnlich von einem matten Strahl beleuchtet ist. Besonders grauen-

voll — versichern Alle, die sie gesehen haben wollen — soll der starre stechende Blick ihrer großen schwarzen Augen seyn, welche sie fest und unbeweglich auf Diejenigen richtet, denen sie begegnet, indem sie langsam und schweigend, nur von ihren seidenen Gewändern umrauscht, an ihnen vorüber schreitet. Bis ins innerste Mark bohre sich dieser eisige Blick und erfülle die Seele mit Entsetzen. Wer einmal in diese Augen geblickt, dem werde sein Lebenlang der schreckliche Eindruck bleiben. — Manchmal wird sie auch mit einem Kind an der Hand gesehen.

Ihr Erscheinen bedeutet immer den Tod eines Gliedes der fürstlichen Familie oder sonst ein schweres Unglück, welches derselben droht. Kurz vor dem Tode von Kindern aus dem regierenden Stamme will man sie vor dem Lager derselben stehend und über die Schlummernden hingebeugt erblickt haben. Sie zeigt sich bald in den Gemächern und Gängen, bald in der Kapelle, ja selbst in dem Garten des Schlosses.

(Vergl. „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1934. S. 1 u. f. — Jerner Gebrüder Grimm's „deutsche Sagen.")

Eine Sage von einer weißen Frau, welche bei dem Badort Langensteinbach, zwei Stunden von Ettlingen, in den Trümmern einer gothischen Kapelle umgehen soll, theilt Wilhelm von Chécy in seinem „Rundgemälde von Baden-Baden", (Karlsruhe, 1839, Creuzbauer) S. 119 u. ff. mit. Wir werden dieselbe am gehörigen Orte einreihen.

Zu: „Das Kreuz auf dem Friedhofe." S. 193. u. ff.

Dies Kreuz trägt die Inschrift: „Nicolaus von Leyen" mit der Jahrszahl 1462, und zeugt durch kunstsinnige Arbeit von der Meisterschaft seines Bildners. Ueber die Entstehung dieses Kunstwerks gehen mehrere, von einander ziemlich abweichende Sagen, von denen wir zwei verschiedene Versionen mitgetheilt haben.

Ueber diesen Meister Nicolaus sagt Strobel in seiner „Geschichte des Elsaßes." Thl. III. S. 460:

„Ein sehr ausgezeichneter Künstler war der Steinmetz Nikolaus von Leyen, der auch von Leyden heißt, und seinem Familiennamen nach Lerch hieß. Als er in den Jahren 1463 und 1464 die später sogenannte alte Kanzlei vollendet hatte, sah die Straßburger Bürgerschaft mit großem Behagen oberhalb einer im Hof befindlichen, sehr schönen Thüre, außer dem Stadtwappen noch die von ihm verfertigten Büsten des letzten Grafen von Lichtenberg und der schönen Barbara von Ottenheim, die beide damals sehr häufig nach Straßburg kamen. (Diese beiden herrlichen Bilder befinden sich jetzt in der Vorhalle der dortigen Bibliothek.) Von seiner Hand ist auch der trefflich in Stein ausgeführte Christus am Kreuz auf dem Kirchhofe der Stadt Baden; die dabei befindliche Jahrzahl 1467 (?) ist zugleich das Datum, an welchem der Künstler Straßburg verließ. Friedrich III. berief ihn nach Wien, um den berühmten Sarkophag dieses Kaisers (Siehe Morgenblatt, 1833, Kunstblatt Nr. 14, S. 55 und 56) zu verfertigen, der in der dortigen Ste-

phanskirche aufgestellt ist, aber erst späterhin, nämlich im Jahr 1518, funfundzwanzig Jahre nach unsers Künstlers Tod, vollendet wurde."

Ein anderer Elsässischer Gelehrter, Bibliothekar Lud. Schneegans in Strasburg, ist gegenwärtig mit einer größeren literarischen Arbeit über den Künstler beschäftigt.

Als ein würdiges Gegenstück des kunstreichen Friedhofskreuzes mag auch das Denkmal des Markgrafen Leopold Wilhelm (welcher 1671 in Ungarn im Türkenkrieg gefallen, und nicht mit dem berühmten Türkenbezwinger Ludwig Wilhelm zu verwechseln ist) in der Stiftskirche zu Baden angeführt werden. Jedes dieser Kunstwerke hat A. v. Maltitz in einem Sonette gefeiert.

(Vergl. v. Drauer's „Sagen und Geschichten der Stadt Baden u." Karlsruhe u. s. w." S. 160 u. f.)

Zu „Christoph von Baden." S. 41.

Er regierte von 1475 bis 1526 und wohnte auf dem von ihm vollendeten neuen Schlosse zu Baden. (Siehe die Note zum alten Schloß S. 266.)

Er war ein ausgezeichneter Fürst im Kriege wie im Frieden, hochgeachtet von seinen Zeitgenossen und besonders vom Kaiser Max I., dem er wesentliche Dienste leistete.

(Vergl. B. Schreiber's „Badische Geschichte," S. 168, und Joh. Bader's „Badische Landesgeschichte," S. 385 u. f. und S. 390.)

Zu „Ludwig von Baden." S. 188.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, gewöhnlich Prinz Louis von Baden genannt (geb. 1655, gest. 1707), ausgezeichnet als Feldherr neben einem Prinz Eugen und Maldorough, ist der Drittletzte in der Reihe der Fürsten der Baden-Badenschen (Bernhardinischen) Linie, welche mit seinem jüngern Sohne im Jahr 1771 ausstarb. Seine siegreichen Feldzüge gegen die Türken sichern ihm einen glänzenden Nachruhm, so lang eine Geschichte bestehen wird. Er nahm Theil an der glorreichen Entsetzung Wiens i. J. 1683, und gewann im treuen Dienste seines nicht immer dankbaren Kaisers viele wichtige Schlachten, worunter namentlich die Vernichtungsschlacht bei Salankemen (Szlankament) i. J. 1691 hervorzuheben ist. Als Erinnerungsmaale an jene drangvolle Zeit, in welcher die Osmanen auf dem Höhenpunkt ihrer Macht, aufgehetzt von Ludwig XIV., bis zur Hauptstadt des teutschen Reiches vordrangen, verdienen der Türkenweg bei Baden (angelegt, wie behauptet wird, von gefangenen Türken) und die reiche Sammlung türkischer Trophäen im Rastatter Schloß (türkisches Kriegs- und Lagergeräth mannigfacher Art) hier Erwähnung.

Das Vertrauen der Stände des teutschen Reiches führte den Türkenbezwinger zur Hülfe gegen den westlichen Erbfeind an den Ober-

rhein. Wegen Mangel an kräftiger Unterstützung mußte er sich zwar auf weise Vertheidigungsmaßregeln beschränken, entwickelte aber auch hierin seine seltene Heerführergabe. Noch sind die Ueberbleibsel der verschanzten Linie, die er vom Rhein aus am Schwarzwald gegen Heilbronn zu anlegte, Zeugen seiner Thätigkeit. Die Anlegung Rastadts zu einer Festung, welche unlängst durch Bundesbeschluß zur Ausführung kam, war schon sein Gedanke. Niemals war Markgraf Ludwig in einer Schlacht überwunden worden; wenige der berühmtesten Feldherren stehen ihm hierin gleich; darin aber viele, daß ihm, neben hoher Auszeichnung, Undank in reichem Maße zu Theil wurde.

(Vergl. „Der durchl. Fürsten und Markgrafen von Baden Leben, Regierung, Großthaten und Absterben." Frankfurt und Leipzig, 1695, Th. II. J. Bader „Badische Landesgeschichte," S. 529, 530. — Frhr. Phil. Röder von Diersburg: „Des Markgrafen Ludwig von Baden Feldzüge wider die Türken," Bd. I. S. 62, 91 ff., Bd. II. S. 151 ff., 193. Urkund. Anh. S. 433.)

Schon oben ward erwähnt, das Markgraf Ludwig seinen Fürstensitz von Baden nach Rastadt verlegte. Es geschah dies im Jahr 1706. Der Bau des prächtigen Schloßes hatte schon im Jahr 1697 begonnen. Daß dies Schloß im Jahr 1714 und 1797—1799 Sitz einer für das teutsche Reich verhängnißvollen Friedensunterhandlung wurde, ist allgemein bekannt.

Markgraf Ludwigs Gemahlin war die strengfromme Markgräfin Sibylle, Tochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg. Das im Jahr 1785 erbaute Lustschloß Favorite, eine Stunde von Rastatt gelegen, ein sehenswerthes Musterwerk des altväterischen Geschmacks (der in neuester Zeit als Rococo wieder zu Ehren kam) zeugt von ihrem Kunstsinn, die dabei angelegte Einsiedelei von ihrer strengen Frömmigkeit. Wär' es nach ihrem Sinne gegangen, so würde nicht der heidnische Donnergott mit den kriegerischen Blitzen, sondern irgend ein friedsamer Schutzheiliger auf der Kuppel des Rastatter Schloßes prangen.

(Vergl. Klüber's „Beschreibung von Baden," Th. II. S. 100—117. — Kolb's „Lexikon von Baden", Bd. I. S. 200, Bd. II. S. 91. — Ed. Brauers „Sagen und Geschichten der Stadt Baden u. s. w." S. 179 und 180.)

Zu „Kellers Bild und Kreuz." S. 199 und 201.

Der Ursprung dieser Sage mag in der Zeit der Ausgrabung und Aufstellung der römischen Alterthümer, woran der Boden der Badener Gegend so reich war, zu suchen seyn. Diese, der heidnischen Götterwelt erwiesene Ehre mußte dem Volke, nach den damals herrschenden Begriffen, als ein frevelhaftes Beginnen erscheinen.

Zu „Der Lindenschmidt." S. 203.

Dies alte Volkslied aus dem Ende des 15. Jahrhunderts findet sich in Uhland's „Alte deutsche Volkslieder", Th. 1, S. 358, darin noch ein zweites Volkslied vom Lindenschmidt mitgetheilt ist; ferner in

Fr. v. Erlachs „Volkslieder der Teutschen" (aus dem „Knaben Wunderhorn" entlehnt). Die Begebenheit fällt in die Zeit des Kaisers Maximilian I., als durch den ewigen Landfrieden vom Jahr 1495 dem Unwesen der Privatfehden und dem Faustrecht gesteuert werden sollte. Lindenschmidt war der Name, unter welchem ein durch Kraft und Tapferkeit, Gewandtheit und List ausgezeichneter Raubritter in den Gegenden der Rheinpfalz berüchtigt war. Der im Lied erwähnte Junker Kaspar ist Kaspar von Frondsberg, der Bruder des berühmten Georgs, Anführer der Heere des schwäbischen Bundes.

Zu „Fremersberg." S. 209.

Der Fremersberg zieht sich von dem Thälchen bei Baden, durch welches der Mühlbach fließt, bis an die Heerstraße von Sinsheim nach Steinbach hin. An der Waldspitze, wo sich eine schöne Aussicht in das Elsaß öffnet, baute im Jahr 1411 ein Einsiedler, Bruder Heinrich genannt, eine Klause und eine Kapelle. Im Jahr 1415 gesellten sich noch einige Brüder zu ihm und die Klause wurde vergrößert. Als der berühmte Johann von Capistran in Teutschland einen Kreuzzug gegen die Türken predigte, hielt er sich eine Zeitlang bei diesen Einsiedlern auf, und seine Zelle wurde später in eine Kapelle verwandelt. Ein Zufall gab Veranlassung zur Umwandlung der Einsiedelei in ein Kloster. Markgraf Jakob verirrte sich einst, wenige Jahre vor seinem Tode, auf der Jagd und wußte in der nächtlichen Finsterniß keinen Pfad und keine Richtung mehr zu finden. Er stieß in sein Hüfthorn und seine Hunde huben ein lautes Gedell an. Das hörten die Eremiten, gingen ihm mit Fackeln entgegen, führten ihn in ihre Wohnung und bereiteten ihm ein Nachtlager. Aus Dankbarkeit verwandelte der Markgraf die Klause in ein Kloster und besetzte dasselbe mit Franziskanern aus dem Oberland, um 1451. Dieses Kloster entging glücklich den fürchterlichen Zerstörungen von Melac's Mordbrennerbanden. In der letzten Zeit starben die Mönche aus bis auf drei, und als auch von diesen noch zwei den Zoll der Natur bezahlten, wurde das Kloster aufgehoben und das Gebäude auf den Abbruch versteigert.

(Siehe „Frommerger Wochenblatt", Jahrgang 1827, S. 4.)
(Die Seite 61 mitgetheilte Sage spielt, was die Hauptscene, nämlich den Teufelsspuck betrifft, in dem sogenannten „Klopfengraben" bei der Aburg. Siehe die Note zu „Yburgs Fall" S. 157.)

Zu „Die Rettung des Klosters Lichtenthal." S. 222.

Klüber im mehrerwähnten Werke, Thl. II., S. 20. — Schreiber in dem Buch: „Baden im Großherzogthum mit seinen Heilquellen" u. s. w. S. 166, und Kolb im „Lexikon von Baden," Bd. II., S. 214 theilen diese Erzählung mit.

Auf welch barbarische Weise die Franzosen unter Marschall Duras auf Befehl des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. und seines

Kriegsministers Louvois im Jahr 1689 auch in Baden und der Umgegend hausten, ist ausführlich beschrieben in dem Werke: „Der durchlauchtigsten Fürsten und Markgrafen von Baden Leben, Regierung, Großthaten und Absterben u. s. w., Frankfurt und Leipzig 1695," S. 54 — 77. (Dies weniger gekannte Buch, und nicht Sachs' Badische Geschichte, wie neulich in öffentlichen Blättern hervorgehoben wurde, ist wohl die älteste in teutscher Sprache erschienene badische Geschichte.)

„Alle Gotteshäuser" — heißt es darin — „stunden in vollem Brand, und die Glocken mußten in den Flammen gleichsam in Thränen zerschmelzen, und in diesem Feuer alle kranke, elende und mühselige Leute, die nicht von der Stelle fliehen konnten und sich noch mit einiger Hoffnung auf des Königs Gnade speisten, elendiglich begraben werden. Es war ein solches grausames Spektakel, dergleichen wohl niemals kaum gesehen worden: der Himmel war klar und heiter und wurde in Kurzem mit einer schwarzdicken Rauchwolke als mit einem Trauerkleide verfinstert und die helle Sonne verbarg ihren Glanz. — Das arme Christenvolk war gezwungen, aus diesem Jammer in die Wälder zu fliehen und sich in den Höhlen und Wohnungen der wilden Thiere zu verbergen." ꝛc.

Das Kloster Lichtenthal wurde 1245 von Irmengard, Wittwe des Markgrafen Hermann V. von Baden, einer gebornen Pfalzgräfin bei Rhein, Tochter Herzogs Heinrich des Schönen und Enkelin Heinrichs des Löwen von Braunschweig, dem Sinn und Vorhaben ihres verstorbenen Gatten gemäß, gestiftet. Ihre Gebeine nebst denen vieler Fürsten und Fürstinnen des Badischen Hauses ruhen an dieser Friedensstätte. So manchen Gefahren glücklich entgangen, fiel das Kloster zu Anfang unseres Jahrhunderts dem allgemeinen Loose der Secularisirung anheim, aber der hochherzige Fürst Karl Friedrich stiftete es „wegen stets bezeugter dankbarer Treue und Anhänglichkeit an das Haus Baden, und weil das Erbbegräbniß der badischen Ahnen sich darin befindet," bald darauf von Neuem, und so konnte dasselbe denn am 1. Mai 1845 das Fest seines 600jährigen Bestehens feiern.

(Vergl. Klüber am Rotb am angeführten Orte. — J. Bader, „Badische Landesgeschichte," S. 157, so wie dessen Schriften: „Die Stifter des Klosters Lichtenthal sind auch Gründer der Markgrafschaft Baden." — M. v. Schenkenberg und A. A. v. Maltitz u. A. haben das liebliche Lichtenthal besungen.)

Im Hofe des Klosters befindet sich auch seit mehreren Jahren die v. Stulzische Waisenanstalt, hervorgerufen durch die Stiftung eines wackern Mannes, der in Kippenheim (Bezirksamt Ettenheim) von mittellosen Eltern geboren, sich in der Fremde durch Fleiß und Betriebsamkeit ein glänzendes Vermögen erwarb und seines alten Heimathlandes mit freigebiger Dankbarkeit gedachte.

(Siehe Ed. Brauer's „Sagen und Geschichten" ꝛc. S. 163.)

In Mone's „Anzeiger" 1839 ꝛc. heißt es unter der Ueberschrift: „Todesvorzeichen" vom Kloster Lichtenthal:

„Das Kloster Lichtenthal ist von dem badischen Fürstenhause gestiftet und viele Mitglieder desselben liegen in der alten Kirche begraben. Steht einem Gliede dieses Hauses ein Todesfall bevor, so erlöscht in der Kapelle jedesmal die ewige Lampe."

Zu „Der Wasserfall von Geroldsau." S. 227.

Ich glaubte diese Romanze, als aus der Feder einer talentbegabten einheimischen Dilettantin, hier füglich einreihen zu dürfen, konnte mir aber eben so wenig versagen, in Bezug auf Form und Metrum, bedeutende Veränderungen mittelst der Feile darin zu treffen, was mir hoffentlich die Frau Verfasserin nicht als ungalantes Verfahren auslegen wird.

Der Herausg.

Zu „Die Hütte bei Eberstein." S. 230.

Der alten Sage nach soll an der Stelle jener Hütte ein Kloster errichtet worden seyn, welches Kloster Engelberg genannt wurde. Die Geschichte berichtet weder das Jahr ihrer Entstehung, noch das seiner Zerstörung. Mit dem Gebäude scheint auch alle Kunde von seiner Geschichte untergegangen zu seyn, und wie von jenem keine Spur mehr zu finden ist, so sucht man auch vergebens in den alten Chroniken nach einer Erwähnung dieses Frauenklosters. Nur im Munde des Volkes hat sich noch Weniges erhalten. Weiße Gestalten sollen an der Stelle, wo das Gebäude stand, in der Mitternachtstunde umherwandeln, und lieblicher Gesang auf der Höhe sich hören lassen.

(Siehe „Sagen aus Baden und der Umgegend." Karlsruhe, 1831.)

Zu den „Sagen von der Yburg." S. 242.

Der Weg zu diesen Schloßtrümmern führt von Baden aus über den Beitig, hinter dem Seligbof, von der Fahrstraße ab, links empor im Walde, dann durch eine Schlucht, der Klopfengraben genannt, und endlich in gemächlicher Windung aufwerts bis zur Ruine, von welcher, außer dem noch wohl erhaltenen Thurme, zu dessen Zinne eine hölzerne Treppe leitet, wenig mehr übrig ist; den andern Thurm zerstörte ein Blitzstrahl zur größeren Hälfte, und das übrige Gemäuer, mit einem Portal, zeugt noch von dem nicht unbedeutenden Umfange der Burg. Die Aussicht von der Plattform des Thurmes, östlich über das Gebirg und westlich in das weite lachende Rheinthal, ist durch ihren Contrast überraschend und außerordentlich reich. Der Ursprung dieser Veste ist ein bisher ungelöstes Räthsel; kaum Vermuthungen wagt die Geschichte darüber. Die feste Bauart und die Lage auf einem

in die Rheinebene ziemlich weit vorspringenden und sie weithin beherrschenden Bergkegel, sprechen von hohem Alterthum. Vielleicht stund hier ebenfalls schon ein römischer Wartthurm, oder ein treuer Wächter der alemannischen Marken sandte von hier aus den sorgsamen Blick in die Ferne. Wir finden den Berg nicht früher erwähnt als im Jahr 1382, und zwar nur nebenbei in dem Lehensbriefe, den Kaiser Wenzel dem Markgrafen Bernhard von Baden ertheilte. Markgraf Georg Friedrich soll die Aburg auf's Neue hergestellt und befestigt haben. Im Jahr 1689 war sie jedoch wieder gänzlich unbewohnbar gemacht worden.

Auf dem Badener alten Schlosse haust, dem Volksglauben nach, kein Gespenst mehr als die weiße Frau; die Ebersteinburg ist ganz frei von allem Spucke, aber die Aburg ist der Platz, wo Geister und Kobolde ihr Wesen treiben, und alle die bösen Teufel, welche vor Zeiten, in Säcke gebunden, von Mönchen heraufgeschleppt und in diese Mauern gebannt wurden. (Siehe Spindlers Mährchennovelle „Der Teufel im Sack" in seinem Taschenbuch „Vergißmeinnicht für 1846.") — Ein einzelner Kobold pflegt im Klopfengraben zu spucken; aber er ist von ziemlich friedlicher Gesinnung und hat es nur, gleich dem Gespenst an der Kanderner Straße, auf Weinbenebelte abgesehen, die er gerne vom Wege seitab in das Bächlein führt.

Merkwürdig ist der Umstand, daß der Ursprung von noch zwei alten Schlössern, welche den gleichen Namen führen, und deren eine in der Schweiz, die andere in Westphalen liegt, eben so vom Dunkel der Zeit verhüllt ist, als der unsrer Aburg.

(Vergl. W. v. Chezy „Kundgemälde von Baden" n. S. 73.

In Bezug auf J. Hubs Ballade „Fortunat von Baden" (Siehe S. 249 dieses Buches) führen wir hier noch an, was Al. Schreiber in seinen „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc." über Fortunats Leben und Treiben auf der Aburg erzählt:

„Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde sie von einem Kastellan bewohnt, und der unglückliche Markgraf Eduard Fortunat, ein Sohn der schönen Cäcilie von Schweden und Enkel Gustav Wasa's, hatte darin sein alchymistisches und magisches Laboratorium aufgeschlagen, wo er unter Beihülfe zweier Italiener, des Paolo Pestalozzi von Chiavenna und des Muscatello von Chio den Stein der Weisen hervor zu bringen, Tag und Nacht, wiewohl vergebens, sich abmühte und allerlei andere Versuche anstellte. Unter Anderm verfertigte Pestalozzi aus Wachs ein Bild des Markgrafen Ernst Friedrich von Durlach, des geschwornen Feindes Eduard Fortunats. Dabei wurden die gewaltigsten Zauberformeln gesprochen, welche bewirken sollten, daß eine Kugel oder ein Pfeil, die auf das Bildniß abgeschossen würden, auch zugleich das Bildniß selbst, sey es noch so weit entfernt, träfen. Als das Wachsgebilde fertig war, heftete man es an eine Thüre und ein Pistol wurde darauf abgedrückt. Die Kugel drang nicht allein

durch die Brust des Bildes, sondern auch durch die dünnen Bretter der Thüre, und in diesem Augenblick erscholl ein markerschütternder Geschrei im Nebengemache. Die schöne achtzehnjährige Tochter des Kastellans, die Buhlgenossin des Markgrafen, lag, von der Kugel mitten durch das Herz getroffen, in ihrem Blute zu Boden gestreckt, und seit dieser Zeit trieb allnächtlich ein solcher Geisterspuck auf der Yburg sein Wesen, daß ihre Bewohner sie verlassen mußten. Die Burg selbst versank allmälig in Trümmer. Mehrere Jahre später — berichtet die Sage — beschworen die Kapuziner in Baden alle Kobolde und Hausgespenster aus der Gegend in einen großen Sack und trugen sie darin auf die Yburg, wo sie losgelassen und in den Ruinen festgebannt wurden, weßhalb sich noch jetzt nur selten ein Mensch bei nächtlicher Weile in die unheimlichen Räume der alten Burg hinaufwagt."

In der Zeitschrift „Curiositäten der Vor- und Mitwelt ꝛc." 8. Bd. S. 397 u. ff. lesen wir Nachfolgendes über Fortunat:

„Da der mörderische Anschlag auf das Leben des Markgrafen Ernst Friedrich zu Baden weltbekannt wurde und derselbe sich genöthigt sah, was er gegen das Benehmen, Treiben und Thun des Markgrafen Eduard Fortunatus zu sagen hatte, öffentlich auszusprechen, so erschien nachfolgende merkwürdige Schrift im Drucke:

„Gründlicher, Wahrhafter und Bestendiger Bericht: Was sich zwischen dem Markgrafen Ernst Friedrich zu Baden ꝛc. und zwischen Markgraf Eduardi Fortunati Dienerschaft und von ihm selbst verloffen" ꝛc. 1585. 4."

In dieser Schrift heißt es:

„Nicht allein weltkundig muß es, sondern bewiesen soll es auch werden, daß Markgraf Eduard Fortunatus zweimal dem Markgrafen Ernst Friedrich nach dem Leben gestanden, zuletzt auch noch den Burgvoigt zu Norbug, Franz Löcher, anreizen wollen, die That zu vollbringen. Es sah sich daher der Markgraf Ernst Friedrich genöthigt, Kaiserl. Majestät Alles zu berichten und zum Beweise fortzufahren, der Untersuchung Platz und Raum zu lassen. Da ergab sich dann, daß, als der Markgraf Ernst Friedrich, nach Recht, den obern Theil des Markgrafenthums in Besitz nahm, sein Vetter, der Markgraf Eduard Fortunatus, sogleich Mordanschläge gegen ihn und seinen Bruder, den Markgraf Georg Friedrich, mit bösem Sinne faßte. Aber der Himmel verhinderte die Ausführung der Mordanschläge und es wurden als Verbrecher eingezogen die Eduard'schen Diener: Paul Pestalotzi aus Chiavenna und Franz Muscatello aus Vicenza, nach Durlach geführt und denselben der Prozeß gemacht.

„Es lebte aber dieser unselige Markgraf Eduard Fortunatus ein solch dissolutes Sattelleben,*) daß er sich selbst nicht scheuete,

*) Ein Sattelleben, ein Seegreifleben führen, hieß im Mittelalter bei den Edelleuten: vom Rosse leben.

den Plackereien in eigener Person beizuwohnen, seiner Fürstlichkeit ganz vergessend. Er ritt zur Rauberei mit seinen Dienern auf die Straßen, versteckte sich in die Kornfelder, fiel heraus und beraubte die Reisenden ohne Scheu und Scham; warf die Fuhrleute nieder, beraubte die Kaufleute und nahm was er bekommen konnte. Das that er Alles frei und öffentlich, ließ die Beraubten binden und zählte in ihrer Gegenwart das ihnen abgenommene Geld, was er alsdann nach Wohlgefallen mit seinen Raubgesellen theilte. Dabei kam es auch zu Mordthaten, wie an einem wälschen Krämer geschehen, der erschossen wurde. Mit den ihm abgenommenen Sachen schmückte der Markgraf sein Schloß aus.

„Wie nun immer eine schlechte Handlung die andere nach sich zieht, so hat Markgraf Eduard auch sich des Falschmünzens unterfangen, welches in den Rechten sowohl als in der Kaiserl. Peinlichen Halsgerichtsordnung hoch verboten ist. Aus einer sonderbaren Mixtur von Metallen, welche der Malefikant Franz Muscatello zu bereiten wußte, wurden Ferdinandische Thaler, Klippenthaler, Portugaleser von 10 Dukaten Werth, ꝛc. geprägt, dieselben auf der Frankfurter Messe ausgegeben und die Leute damit betrogen. Er, der Markgraf selbst, war zugegen, wenn gemünzt wurde, und zog das zu Augsburg erkaufte Preßwerk mit eigener Hand. Die Stempelschneider zu bekommen, brauchte er Gewalt und hielt sich Alles für erlaubt.

„Ja, er ließ sich von dem leidigen Satan so weit treiben, führen und einnehmen, daß er einem seiner Vettern durch ein von Muscatello zubereitetes Giftwasser, als er sie zu Gaste bat, das Leben nehmen wollte. Eben das war er zu thun gesonnen, als Markgraf Ernst Friedrich nach Eßlingen kam, um dort ein Passionsschauspiel vorstellen zu sehen. Dieses Giftwasser, dessen noch eine gute Portion auf dem Schlosse zu Baden gefunden worden, hat seinen wirklichen Effect an vielen Personen gethan, wie die urfichtlichen Aussagen sub Rubrica de Veneno beweisen und darthun. So war auch noch ein anderes Gift vorhanden und gebraucht worden in Gestalt eines unschädlich scheinenden, weißen Salzes.

„Dabei ist es aber nicht geblieben. Sondern es hat Markgraf Fortunatus auch ein teuflisch-zauberisches Mittel zur Hand genommen, welches der Malefikant Pestalozi vollführen sollte, den Markgraf Ernst Friedrich zu tödten; Siehe die urfichtlichen Aussagen sub Rubrica de Imagine. Das sollte geschehen durch ein sonderlich dazu geformtes Bildniß, welches des Markgrafen Ernst Friedrichs Person repräsentiren und nach Ausweisung seiner negromantischen und zauberischen, bei ihm gefundenen Bücher, mit Beschwörungen und anderen teufelischen Zierlichkeiten und Solennitäten hat zugerichtet werden sollen. Zu dem Ende sandte der Markgraf Fortunatus seinen eigenen Hofkaplan und Meßpriester, Marko dei Zurno, nach Trarbach mit seinem eigenhändigen, mit seinem Wappen verpetschirten Brief an

den Malefikanten Pestalozzi; der Hofkaplan aber, als er des Briefes Inhalt erfahren, mißbilligte Alles und mochte nicht einwilligen. Ja, es ist gewiß, daß die erschreckliche und verfluchte Sünde der Negromantie und Zauberei bei dem Markgrafen Fortunato und seinen Complicibus im Schwange ging und für keine Sünde gehalten wurde; wie auch der Probst Zorn von Madrigal zu Baden ausgesagt und bekräftigt hat. Es hatte auch Fortunatus einen Eid von Pestalozzi genommen und sich mit ihm zu dem greulichen Bubenstuck verbunden, und mit dem Verlust ihrer Seelen, ihres Heils und ihrer Seligkeit dem leidigen Satan sich selbst zum ewig verfluchten Pfande gesetzt."

Es folgen nun die Beilagen und Beweise, die Verrechnungen und Aussagen, nach welchen Pestalozzi und Muscatello nach rechtlichem Ausspruch geviertheilt werden sollten. Der Markgraf Ernst Friedrich begnadigte sie aber dahin, daß sie enthauptet wurden. Jedoch wurden ihre Leichname geviertheilt und an den Straßenecken aufgehangen.

„Pestalozzi hatte gar sonderbare Examina auszuhalten, in denen er u. A. aussagte: „Er sey verheirathet und sein Weib heiße Lagora. Die mit ihm umherziehende Dirne, Madama genannt, sey mehr des Markgrafen Fortunati Concubine als seine eigene. Er muße aber auf Befehl dieselbe mit sich führen auf seinem Namen. Er wisse nicht, ob er oder der Markgraf des Kindes Vater sey. Die magischen Bücher habe sein Herr aus Lewen erhalten. Die Falschmunzerei sey gut gegangen. Das Vergiften sey verunglückt. Das Bildniß sey gefertigt worden von Leim und Jungfernwachs, dann angezündet und der 109 Psalm darüber gesprochen worden. Es habe diese Incantation aber nichts gefruchtet." Uebrigens agnoscirte Pestalozzi das ihm vorgezeigte Giftpulver, die Bildform und die Münzformen.

Muscatello bekannte gleichfalls, was er gethan. Er hatte (als geübter Italiener in diesen Münz- und Giftkünsten) das Metall zur falschen Münze verfertigt, das Gift gemischt ꝛc. und gravirt einen gewissen Capitain Paul gar sehr. Dieser wollte das Vergiften übernehmen wie er sagte. Ein gewisser Bernardo Compostini gab die Vereinung des Giftes an, welche man jedoch vorsichtigerweise nicht mitgetheilt hat."

Murgthal.

Die Wolfsschlucht und die Waldkapelle bei Selbach.

Kommst etwa du einmal der Wolfsschlucht nah,
Dann, Wanderer, nimm dich in Acht!
Unheimliche Wesen nur treiben sich da
Im düsteren Schleier der Nacht.

Dort sucht eine Hexe sich allerlei Kraut
Zusammen bei mondlichem Strahl,
Draus liebesbethörende Tränke sie braut
Im Kessel im einsamen Thal.

Sie schwingt um den Herd sich im luftigen Tanz,
Qualm wälzt sich betaubend heraus,
Von ferne schon siehst du den höllischen Glanz,
Dann kreuz' dich und flüchte nach Haus!

Jetzt aber geschieht dies nur Einmal im Jahr,
In Andreas' geheiligter Nacht:
Dann kochen im Kessel die Gifte sich gar,
Die rühret die Hexe mit Macht.

Vor Zeiten, da war sie ein reizendes Weib,
Bezaubernd durch Satanas' Kunst,
Doch ihm war verfallen mit Seele und Leib,
Wer je sich erfreut ihrer Gunst.

Einst führte die Jagd einen Ritter daher,
Verirrt in dem einsamen Wald;
Ihn quälte der Durst und die Hitze gar sehr,
Die Kräfte versagten ihm bald.

Er wankte so müde das Thälchen entlang,
Zu forschen nach labendem Quell,
Da plötzlich vernimmt er, o himmlischer Klang!
Ein Rieseln aus heimlicher Stell'.

Er bricht durchs Gestrüppe sich eilige Bahn,
Doch bleibt wie gebannt er bald stehn:
Dort lächelt das reizendste Mägdlein ihn an,
Die je noch sein Auge gesehn.

Am Borne dort sitzt es, auf moosigem Rand,
Und schöpft aus den Wellen so klar
Ein goldenes Schälchen mit zierlicher Hand,
Und bietet dem Ritter es dar.

Der schlürfet mit gierigen Zügen den Trank,
Doch kaum ist der Becher geleert,
So fühlt er im innersten Herzen sich krank,
Von glühender Liebe verzehrt.

Nicht spielt sie die Spröde, nicht bebt sie zurück,
Da kosend sein Arm sie umschließt,
Die Minne verheißt ihm das seligste Glück,
Das sehnenden Herzen ersprießt.

„O Liebchen! und liebst du mich innig und wahr,
So reich' mir als Gattin die Hand,
Auf ewig vereinige uns am Altar
Der Kirche geheiligtes Band!"

Ein Klausnerkapellchen ist nahe dem Ort,
Da führt er die Sträubende hin;
Wohl flüchtete gerne sie wieder sich fort,
Doch läßt er sie nimmer entfliehn.

Schon kniet vor dem Priester das bräutliche Paar,
Schon hebt er zum Segen die Hand, —
Da schmettert der Donner, es wankt der Altar,
Sturz drohet das Dach und die Wand.

Noch einmal ein Schlag — mit betäubendem Krach
Der Boden sich spaltet zum Grab,
Und schlingt vor den Augen des Ritters jach
Das schreiende Bräutchen hinab. —

Und als er der Sinne sich wieder bewußt,
Da war ihm entfremdet die Welt:
Statt von irdischer Lust, ihm nun einzig die Brust
Von himmlischem Drange geschwellt.

Das Kirchlein erbaut er nun wiederum neu,
Der heiligen Jungfrau geweiht;
Dort lebt er noch lange in Büßung und Reu,
Bis Ruhe der Herr ihm verleiht. —

Bei Selbach im Walde, da winkt es dir zu,
Das Kirchlein, so traulich und kühl,
Dort wieget die heilige Mutter in Ruh
Des stürmischen Herzens Gewühl.

W. Schulz.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht sich links ein Fußpfad in die Tiefe hinab, der zu einer Felsenmasse führt, welche insgemein die Wolfsschlucht genannt wird.

Nach P. Schreiber in seinem Taschenbuch „Baden-Baden, die Stadt" ꝛc., S. 187, wäre der Name Wolfsschlucht der allbekannten Oper „Freischütz" entlehnt, also neuesten Ursprungs; jedenfalls dürfte unsere Sage in der Nähe Badens ebenfalls heimisch geworden seyn. Mochte sie auch nicht gerade an jene Stätte sich knüpfen, so ist doch die Stelle sehr geeignet, den Schauplatz der Sage darzustellen. Es ist dieselbe Schlucht, in welcher der arme Geiger (Siehe S. 125) sein Abenteuer mit dem Wolfe bestand. — Das Dorf Selbach liegt in einem Seitenthälchen des Murgthals.

Die Hölle.

Im Murgthal, zwischen Langenbrand und Gausbach, wo die Murg zwischen Felsen sich krümmt, ist die finstere Klinge; die Stubläcker ziehen sich von da bis an die sogenaate Hölle. Das ist eine ungeheure Oeffnung, welche tief in den Berg hinein geht, und deren Ende und Beschaffenheit Niemand ergründet hat. Denn das Gewürm und Ungeziefer verwehrt den Eingang, und die bösen Geister treiben dort ihr Wesen und huschen aus und ein. Vor der Hölle stehen zwei mächtigen Felsen mit vielen zackigen Spitzen fast grad in die Höhe, die man nicht ersteigen kann; der eine ist ganz schwarz als wenn er angebrannt wäre. Es mag wohl einige und siebzig Jahre seyn, da war zu Forbach ein sehr braver Schulmeister, der aber an keine Geister glaubte. Da ging er einmal nach Bernobach hinunter, um etwas einzukaufen, das gab er seiner Tochter mit, die er voraus heimgehen ließ, denn er wollte später zurückkehren. Da er noch mehr Geschäfte auf dem Wege besorgte, so hatte schon die Betglocke geläutet, als er von Weisenbach nach Langenbrand wollte. So kam er bis an den Langenbrander Berg, der auf die breite Wiese hinabführt, die sich an die Felsen vor der Hölle hinzieht. Da verließ ihn aber sein Schutzengel; er kam auf der Wiese aus dem Pfade, und es war ihm, als würd' er schwebend in die Höhe gehoben und fortgebracht. So kam er durch Gebüsch und Berghänge, behielt aber seinen Stock und Hut; er wollte schreien und konnte nicht; er meinte manchmal zu sitzen, und rutschte wieder fort; aber wie schmerzlich es ihm auch war, so sah man nachher doch keine Verletzung an seinem Leibe. Zuletzt fand er sich auf einem spitzen Steine, wo er nicht sitzen konnte und die ganze Nacht stehen mußte. Am Morgen sah er zu seinem Schrecken, daß er auf dem hohen Felsen vor der Hölle stand und nicht mehr herab konnte. Da bat er Gott um Erlösung und sah Flößer auf der Murg herabkommen, denen er um Rettung zurief. Sie erstaunten ob diesem Wunder, holten Leitern herbei und brachten mit großer Mühe und Gefahr den Schulmeister glücklich

herab. Er wurde aber nachher gefährlich krank, doch nach seiner Genesung sprach er nicht mehr gegen die Geister. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 1834.)

Die Teufelsmühle.

Einst hatte sich ein Müller, der sehr eigensinnig und heftiger Gemüthsart war, an der Murg eine Mühle gebaut; allein die Stelle war schlecht gewählt, das Wasser trat daselbst oft aus, und der Gang der Mühle wurde gehemmt. Dies verdroß den Müller gewaltig und als einst das Wasser von allen Seiten in seine Mühle eingedrungen war, rief er in vollem Grimm: „So wollt' ich, daß mir der Teufel eine Mühle auf dem Steinberg erbaute, die nie weder zu viel noch zu wenig Wasser hätte!" Kaum war dies Wort aus seinem Munde, als auch schon der Teufel vor ihm stand und sich bereit erklärte, seinen Wunsch zu erfüllen, doch nur unter der Bedingung, daß er ihm seine Seele auf ewig verschreibe. Lange kämpfte der Müller mit sich selbst, bis er endlich einwilligte; doch mußte ihm der Teufel noch überdies vierzig sorgenlose Lebensjahre und den Bau einer fehlerfreien Mühle auf dem Steinberg zusichern, die aber in der ersten Nacht, noch vor dem Hahnenschrei, fertig seyn müsse. Der Teufel hielt Wort und holte nach Mitternacht den Müller ab, die neue Mühle in Augenschein zu nehmen. Der Müller fand Alles in Ordnung; das Gebäude war fest und zweckmäßig eingerichtet und ein starker Waldbach trieb ein oberschlächtiges Rad für sechs Gänge. Zuletzt bemerkte der Müller doch, daß noch ein unentbehrlicher Stein in dem Bau fehle. Er machte den Teufel darauf aufmerksam, der auch alsbald forteilte, den Stein herbei zu holen. Schon schwebte Satanas mit demselben in den Lüften, gerade über der Mühle, da fing der Hahn im nahen Dorfe Loffenau zu krähen an. Ergrimmt darüber, schleuderte der Böse den Quaderstein auf die Mühle herab, stürzte ihm nach und riß brüllend dieselbe auseinander, so daß nichts übrig blieb, als ein Haufe Trümmer,

*) Die Geschichte hat sich wirklich zugetragen, die Erklärung gehört der Sage.

die zum Theil jetzt noch den Steinberg bedecken, der davon den Namen „Teufelsmühle" bekam. In der Nähe sieht man sieben Felsenkammern, rings umher groteske Felsenblöcke.

(Aus M. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc. ꝛc.")

Etwa dreiviertel Stunden vom Dorfe Loffenau an der Murg erhebt sich einer der höchsten Berge der Umgegend, die „Teufelsmühle" genannt, an dessen steilem Hange sich sieben Gewölbe befinden, wohin der „Neue Weg" über den „Teufelswald" führt. Von den Gewölben stehen drei in einer Reihe, durch natürliche Pfeiler gestützt und verbunden, ebenso zwei andere über diesen, und die beiden übrigen seitwerts, so daß man nur mit Gefahr hingelangen kann. Diese Hallen scheinen durch Auswaschungen der Gebirgswasser entstanden zu seyn. Eine Viertelstunde weiter oben findet man die Teufelsmühle: ein Chaos von Sandsteinblöcken, deren einer mehrere Schuh tief wie mit einem Instrument eingesägt ist, welche Arbeit die Landleute für ein Werk des Teufels halten. Etwas weiter abwerts gelangt man an das Teufelsbett, einen großen, wahrscheinlich ebenfalls durch das Wasser ausgehöhlten Stein, den ein überhängender Block zu bedecken scheint.

(Vergl. „das Murgthal" ꝛc. von Jägerschmid. Nürnberg, 1800. S. 200.)

Der Klingel.

Diesen Namen führt eine kleine Kapelle, die hinter Gernsbach am hohen Murgufer steht, wo der Weg auf das Schloß Neu-Eberstein führt. Vor alter Zeit rauschten hier dunkelbemooste Rieseneichen, unter deren weitschattigem Dache eine heidnische Wahrsagerin hauste; als später das Christenthum sich in der Gegend ausbreitete, baute sich an dieser Stelle ein Einsiedler eine Klause und richtete daneben ein großes Kreuz auf. Einmal in tiefer Nacht vernahm er eine wehklagende Stimme. Alsbald zündete er eine Kienfackel an und eilte hinaus. Da sah er unter einem Baume ein junges schönes Weib in einem so fein gewobenen Gewand, daß es ihre Reize nur halb verschleierte. Die langen dunkeln Locken fielen über den blendendweißen Nacken und Busen bis an die Hüften und in der Hand hielt sie einen Stab, in den allerlei Zeichen und Schriftzüge eingekerbt waren. „Die Nacht ist kalt;" — sagte sie zum Einsiedler — „gewähre mir ein Obdach in deiner Hütte!" — Der

mitleidige Klausner war gern dazu bereit, aber sie weigerte sich, ihm eher zu folgen, als bis er das hölzerne Kreuz neben der Thüre hinweggeschafft hätte. Der Gottesmann erschrack anfangs ob solchen Begehrens, aber die wunderbare Schönheit des Weibes begann sein Herz mit Gluthen zu füllen, und im Kampfe dagegen sprach er leis ein inniges Gebet um Rettung aus der Versuchung und Gefahr. Da erklang auf einmal ein Glöckchen mit hellem Silberschall und im Nu war das verführerische Bild verschwunden. Das Glöcklein tönte noch lange fort und der Einsiedler, der verwundert darnach forschte, fand es an einem Zweige im Gebüsche hinter seiner Klause hängen und sich von selbst bewegen. Er baute sogleich eine Kapelle aus Baumstämmen und Rinden, und hing das Silberglöckchen hinein, dem später viele andächtige Pilger zuströmten. Davon hat die Stelle den Namen „Klingel" erhalten.

(Aus A. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc." — Einige Sagen vom „Klingel" finden sich in Kriegk von Hochfelden „Geschichte der Grafen von Eberstein" ꝛc. S. 255 u. f. Wir lassen sie hier in getreuem Abdruck folgen.)

Sagen von der Klingelkapelle und vom Schloß Eberstein.

Als Eberstain In dem Murgenthal vf einem hochen Felsen gelegen, hat es hund (unten) im thal allernechst an der Murg ein Capell am weg, haist der Clingel, darbey ain kleine behausung, darin vil Jar ein Clausnerin, oder aber sonst ein alte Erbare fraw gewonet, so die Capellen tags geöffnet, vnd nachts beschloßen hat, vnd sagt man das graf . . . . von Eberstain so die von . . . . gehapt, solche Capellen von ersten erbawen hab, Ist vor vil Jgren beschehen, die vrsach aber das der graf die Capell gebawen, ist die, das zu selbiger Zeit vnd auch deruor, ein solchs groß gewurm vnd vnziffers vmb Eberstain vnd Im Mürgenthal sich enthalten, vnd insonnderhait ain großer drach oder wurm, das es dem grafen ob der ganzen Landtschafft ein beschwerdt, also hat der graf daruber Rath gehapt, vnd Ist Im gerathen worden, Er soll der Enden ein Capell bawen, das Ist beschehen, vnd haben die burger von Gerspach

sampt mertails Inwoner des tals Jr handtreichung vnd hilf darzu gethon, Bald darnach Ist das gewurm verstrichen. Es haben die alten Grafen von Eberstain vnd Jre weiber vil andachtz vnd willen dahin gehapt, Ist nur zu vnser fraw zur Aich genennt worden, dann die Piltnuß in den Aichbaum geschniten, Aber wurt Jezo nun zum Clingel gehaisen.

Bey Zeiten deß frommen Grafen Bernharten von Eberstains, Ist gar Ain Andechtige Erbare fraw Im Clingel gewesen, die der Capellen gewart mit beschließen vnd Ampeln anzünden. Im Jar 1517 hat sich begeben, Als die guet fraw schlaf gangen, Ist gar nahe umb miternacht was an Jr behausung kommen vnd Anklopfft, Sie Ist vffgestanden vnd an das fenster gangen, vnd gefragt, wer da seye. do hat sie ein alten man wie ein ordensman Jn einem langen weisen Rockh gesehen, der hat ein weisen part bis vf die gürtel gehapt, vmb Jn und hünder Im seyen bei acht oder zehen Personen gewesen, kleine kurze leubte, Jres erachtens weibsbilder, haben schwarze Claider angetragen, wie die Closterfrawen, vnd Jr Jedes ein Laternen Jn der handt mit einem brinenden liecht. Der alt man hat die frawen gebetten, das sie vnbeschwert Jnen die Capellen öffnen, deß wellen sie Jr lonen, Die fraw hat sich angelegt, Ist herab zu Jnen gangen vnd die Capellen geöffnet, do hat sie mit dem alten man geredt, der hat Jr auch widerumb Antwurt geben, Aber die kleinen weiblin haben nichts geredt, der alt man Ist vor Jnen allen Jn die Capellen gangen, darin hat er in eim buch, so er mit Im dargebracht vnd vnder dem Arm gehapt, gelesen vnd gebetet, die Andern sein Im alle nachgegangen, Je Par vnd Par, vnd alldieweil der Alt man Jn dem Buch gebettet, haben sich die andern alle Creuzweiß als Jn einer Venia in der Kirchen gelegt, die alt fraw hat Jnen ernstlich zugesehen, was doch zuletzt darauß werden, vnd als sollichs bey einer stund ungefarlich gewert, do sein sie wieder auß der Capellen gangen, der alt man vor, die anndn gevart hernach. Also hat der alt man der frawen für Jr muhe Ain goldguldin geschenkt, vnd sein damit abgeschaiden, das die alt fraw nit sagen künden wo sie hinkommen, Allein das sie gesehen, das sie mit ain andern den Karren weg am Eberstainer perg hinauf gangen, Alß ob sie Jn das Schloß wellen, vnd das hat die fraw weiter gesagt,

was der alt man mit Jr geredt, das hab er alles zway mal gesagt. Hiebey kan Ich nit vnderlassen zu uermelden, Als der Alt man der frawen den goldguldin geschenkt, Hat er gesagt, Liebe fraw, lasen euch disen guldin lieb sein, vnd behalt in wol, dann Jr werden sein noch ganz Notturftig werden, das hat die fraw gethon, vnd Jm selbigen Jar Jst eine solche gehe theurung Jm Murgenthal vnd deren enden eingefallen, das vil vnder denen armen grosen mangel vnd hunger leiden muesen, Also wie die fraw alles Jr vermögen vmb brot vnd ander Victualien vßgeben. Es Jst aber solch stukh goldz eins solchen alten schlags oder gepregs gewest, das es nit Jst erkennt worden, vnd wie dann dergleichen sachen oft furkommen. Als das An den Vogt vnd an ein Rath zu Gerspach gelangt, hat man vermaint es hab vielleucht die fraw ein schaz gefunden, Dann Jnen wol bewüst das sie Ain arme frau vnd solche gulden nit ererbt, derhalben sie beschickt vnd ernstlichen befragt, Woher Jr doch solch stukh goldz kommen, do hat sie Jnen die wahrheit vnd all sach wie hieobgemelt geöffnet vnd nichts verhalten. Also hat man die guet fraw wider lasen abscheiden, Jedoch Jr bey höchster Peen eingebunden, wauer (wofern) dise Componia (Gesellschaft) widerkommen, das sie nit vnderlasen, sonder eilends der Stat zu welle, vnd etlichen Verordneten in der Vorstatt solchs anzaigen soll, bey denen auch versehen worden, das sie Jm fahl Jnen was weiters furgebracht, sich hierinnen der gepur nach halten vnd was es doch fur Leut seyen, erkundigen sollen. Aber dise Componia Jst hinfure Jn vil Jaren nit mehr Jn Clingel kommen, oder gesehen worden, vnd sein so lang Vßblieb, das mitlerweil die alt fraw gestorben, vnd ein andere dahin geordnet worden, die hat Auch vil Jar Jm Clingel gewonet, vnd von diesem handel nichts gehört, so hat man Jr auch nichts anzuzaigen wie bey der vorigen Frawen beschehen, befolchen. Jst also biß Jn die fünff und zwainzig Jar angestanden, daß man von diser Componia weiter nichts gehört.

Aber Jm Jar nach Christi gepurt 1542 Als der groß Turkenzug angangen, darin doch laider nit vil vßgericht worden, Jst Graf Wilhelm von Eberstain deß Schwebischen Kraiß Obrister gewest. Mitler weil vnd Er in Hungarn gewesen, do sein sie aber einmal in den Clingell kommen, dergestalt es Jst

vast vmb mitternacht der alt man für daß Haus kommen, angeklopft, und an die fraw begehrt man soll Im die Capellen vfthun, das hat die Fraw gethon, do hat sie den Alten in aller gestallt vnd beklaidung gesehen, wie hieuor die annder fraw Ine auch gesehen. Es sein Im drey Par kurzer mentschle nachgegangen, alweg ein mansperson vnd ain weib, vnd die sein nit In gaistlicher Claidung wie vormals beklaidet gewesen, sonder in weltlicher Claidung vnd vnder den weibspersonen Ist eine allerdings zugerust gewesen, als ob sy ain Hochzeitere were. Sie sein in die Capellen gangen, Aber zwen man die Inen am Letsten nachgefolgt, Vnd Jeder ein leiren bey sich gehapt, die sein vor der Cappellen bliben. Der alt man aber hat, wie sie hineingekommen, sein buech herfur gezogen, vnd darin gelesen, vnd alle die Zeit er gelesen, sein die drey Par Creuzweiß vf dem Boden gelegen, Nachgends wider vfgestanden, Do Ist der alt greiß zu Inen gangen, vnd do hat die Clingel-fraw gesehen, daß er zwayen vnder Inen die Hendt zusammen gefuegt vnd was darzu geredt, das sie doch nit verstanden, In aller gestalt, als so man zway eheleut zusammen gibt, Wie das alles beschehen, sein sie wider vser der Capellen gangen. Do hat sich der alt Man vff ein Kloz, der vor der Capellen, gesezt, Aber die zwen mit der Lairen haben dozu danz gemacht. Do haben die drei Par ganz züchtiglichen mit ainander gedanzet, vnd allwegen zwischen zwayen Paren sein zway Cleine thierle geloffen, In der größe vnd gestalt wie die schaff, sein Rot gewest. Haben Zimbelen (Glöcklein) an den belsen hangen gehapt. So sich dann der Danz verendert, vnd das sich die mentschen gegen ainander geduckt oder genaigt, so sein dise kleine dirle auch vor Ain andern gestanden, vnd sich genaigt, diser danz hat ein guete weil gewert, dem hat der Alt greiß zugesehen. vnd die Clingel fraw, Hiezwischen hat Niemands mit dem andern geredt. Nachdem nu der Danz sein endtschafft erraicht, do sein sy mit ainander In der ordnung wie sie kommen abgeschaiden, vnd den weg als ob sie vf Eberstain welten, wie hieuor gangen, In selbigem Hingeen, haben sie diser frawen kain gelt mehr geben. Auch hat der alt Man weiters mit der frawen nitt geredt, sein vngeredt mit ainander daruon zogen. In etlich Zeit hernach Ist Graf Wilhelm von Eberstain widerumb auß Hungern kom-

men, Do hat man Jme, das die vnerkannt Componia vorhanden gewesen, bericht, Also hat er der Frawen beuolchen, wann sie mehr kommen, das sie das anzaigen solle, Auch hat er ordnung geben, das man wachen vnd Jnsonderheit darauf soll achtung geben. Aber solcher beuelch Jst dieser Componia gleich zu oren kommen, Derhalben in gar wenig tagen hernach der alt man helles tags zu der frawen zum Clingel kommen, der hat Jr verwisen, das sie Jren Ankunft hab eröffnet mit anzaigen sie haben wol gewißt, das sie dem Grafen (und damit hat er den tag vnd die Zeit als das beschehen benempt) verhaisen, sie zu melden, Darbey hat er der frawen gesagt, sie hab Jnen mit Jrem Anzaigen grosen schaden zugefuegt vnd haben alberait vil vser Jrer gesellschaft verloren. seithero sein sie nit mehr gesehen worden, hat auch Niemands mer Jn selbiger Landzart was von Jnen gehört. Gott weist was es fur Leut sein, deren sachen haben sich ainest vil umb Eberstain begeben, vnder denen Jezerzellte Historia wunderbarlichen darbey abzunemmen. Das deren kleinen leut vil umb Eberstain einest haben gewonet, Wo aber, oder an Welchen orten das waist der lieb Gott.

Vor vil Jaren Jst vf ein nacht ein vnerkannter man geen Gerspach ans thor kommen, Der hat einer Hebammen eilends begehrt, also hat man Jme ein Hebamme, ein guete Alte fraw, verfolgen lasen, Die hat er vf ein stund zwo vngefarlich Jn der Finstere vmbher gefuert, das sie nit gewist wohin sie kommen, Letstlich hat Er sie weit Jn ein Holen felsen vnd Jn ein berg hinein gefuert, Da hat sie vil Liechter auch sonst vil kleiner Leut gefunden, vnder denen ain schwangere Frau, die geperen sollen, vnd hat Niemands mit Jr geredt. Sie hat bey der schwangeren frawen Jr Ampt vollbracht, Jm Abschaiden hat man Jr Ain Reineschen Pfenig zu Lohn geben, dessen hat sie sich beschwert, mit Bericht, Jr gesezter Lon sey drey bazen oder souil schilling, sie sey ain arme fraw, die deß Jren selbs wol bedurfe. Sie haben Jr aber nit mehr geben wollen, sonder gesagt, sie solle sich deß Pfenings begnug lasen, Welcher die tugendt hab, so lanng sie Jn behalten, werde Jr gelt nimmermer zerrinnen, sonder werd allemal, so sie geldß bedurfe, ein Pfennig

weiter Im Seckel befünden, also Ist die guet Fraw mit diser vertrostung vßerm berg geschaiden, der vnerkant man hat sie vor tags biß geen Gerspach wider gelaitet, das sie nit gewist woher sie komen oder an welch ort sie gewesen. Hernach hat sich befunden, das dieselbig Hebamme Jr Leben lang gelt zue Jrem gebrauch genug gehabe. Wer guet das wir derselbigen münz In vnser Landzart auch hätten, vnd bey sollichen abentheurlichen vnd vngewonlichen sachen, Ist der gewallt vnd die Allmechtigkait gottes Reuchlichen zu spueren.*)

Es sein sonst ander vil selzamer Hendel vmb Eberstain furgangen, Darumb es auch noch heutigs tags, an etlichen Orten, bei der nacht sonderlich aber bey dem wachtelbronnen, nit geheur, also das die grafen selbs Jnen entsezen bey nacht daselbs fur zu reiten oder zu Wandlen, vnd waist doch niemands warumb, Auch die graf selbs kundens nit sagen. Wie dann bewist, das Ain ort mehr weder das ander von den gespenstern wurt Jnfestirt, Jedoch hat bey tags die Herrschaft vil Kurzweil daselbs, das man sommers Manichmal zu abendt alda pflegt zu essen. Graf Wilhelm von Eberstain hat eins morgens als es noch dunckel gewesen, ein greuselichen fahl daselbs mit eim Pferdt gethon, vf etlich Clafter hoch hinab, das sich zu verwundern, wie er bey Leben hat kinnen bleiben, Dann das Pferdt ohne vrsach ein fahl mit Jm die halden hinab gethon, Jedoch Ist er und das Roß unbeschediget daruon kommen, Er hat selbs vermaint das gespenst hab Jm das Pferdt daselbs vberabgeworfen Die Alten haben vermuetet der Adam von Rosenstain, Ist ein Lediger von Eberstain gewesen, Hab vor vil Jarn ein schaz ob dem Wachtelbronnen vergraben, vnd ain bannen darzu gesezt, darumb auch Er Hernach biß zu ende seins Lebens alle nacht darzu gangen, etwann vßerm bronnen gedrunk auch zu zeiten sein gebet darbey verbracht vnd soll daruon abgestorben sein vnd das gelt seinem Herren also entfuert, daher, sagt man, lauff sein gaist bey der nacht umb vnd bey dem brunnen.

---

*) Vergleiche mit dieser Hebammen-Dienstleistung die Sage „Mummelsee's Geschichte" S. 161. und das „freigebige Edelmännlein" unter den Sagen von Durlach.

Bey wenig Jaren, Nemlich Anno 1562, Ist dasselbig gelt bey nacht vßgraben worden, vnd hinweg kommen, das Niemands grundlich sagen kan von wem das beschehen. Die gruben Ist noch zu sehen, Aber der schazgraber hat sich das gespenst nit erschreken oder Abtreiben lassen, Ich hab wol gehört, das es Kundzleut sollen gethan haben, Wiewol es doch selten mit den schaz gerath, vnd Ist auch ein grose sorg vnd gefahr darbey.

Noch haben wir ain alte Historia oder geschicht, die sich bey dem wachtelbronnen begeben. Im Jar 1518 als der groß Landzsterbendt gar nahe in allen deutschen Landen, Hat sich der from graf Bernhart mit seinem Gemahl der grefin von Sonnenberg vf Eberstain gehalten. Er hat ein maister Koch gehapt, gehaisen der Marcell, der Ist eins nachts, als der durchschein vfgestanden vnd zum fenster hinauß gesehen, gegen den Wachtelbronnen der Stat Gerspach zu; also hat er gesehen vil Personen weib vnd man, die ainander bey den Handen vnd den weg vom Wachtelbronnen dem Schloß zu ein Rayen gedanzen haben, gleichwol ohne ainig Spill. Als sie wol zum Schloß herauf kommen, hat er etlich vnder der Componia gekent, Insonderhait aber hat er sich selbs in seiner Claidung gesehen, daß er sich Höchlich verwundert. Er hat sie bey dem Schloß hinum sehen danzen, dem Sichhof zu, das er nit gewist wo sie hinkommen sein. Desselbigen Jars sein alle die so der Koch am danz gesehen gestorben, wie dann Ime Koch auch beschehen. ꝛc. *)

(Bruchstück aus Wilhelm Werner's, Freiherrn von Zimmern, Geschichte seines Hauses. — Handschrift aus der Mitte 16. Jahrhunderts, auf dem Fürstl. v. Fürstenberg'schen Archive zu Donaueschingen.)

Der Koch zu Eberstein.

Am offenen Fenster im Mondenschein
Steht der Meister Koch auf dem Eberstein.

Ueber Thal und Gebirg ein mattes Licht
Gießt der Mond, der durch die Wolken bricht.

*) Letztere Sage, in metrischer Version von Gerh. Helirich, lassen wir hier folgen. Der Herausg.

Längst träumt im Schlosse der müde Graf,
Die Knechte liegen im tiefen Schlaf.

Der Koch allein an dem Fenster wacht,
Seine Wangen kühlet der Hauch der Nacht.

Er schaut von dem hohen Herrenhaus
Weit über die silbernen Tannen hinaus.

Und wie er blickt in die Mondnacht kühl,
Gewahrt er plötzlich ein bunt Gewühl.

Wo der Wachtelbrunnen so helle rinnt,
Ein lustiges Hüpfen und Tanzen beginnt.

Es weben den Reigen viel Männer und Frau'n,
Wie gaukelnde Elfen im nächtigen Thau'n.

Der Koch, der traut seinen Augen kaum,
Ist's Wahrheit, ist es ein neckischer Traum?

Da durchwühlt ein eisiger Wind sein Haar;
Wohl wacht er, wohl sieht er ja hell und klar,

Wohl sieht er, wie näher dem Schlosse tritt
Die hüpfende Schaar in gemessnem Schritt.

Kein Pfeifer flötet, kein Fiedler geigt,
Der Mund der Tänzer, der Frauen, schweigt,

Und bleich wie der Mond bei der Sonne Licht
Ist der Männer, der Frauen Angesicht;

Und ernst, wie von tiefem Leid bewegt,
Ist die bunte Schaar, die sich tanzend regt.

Und der Männer viele und viel der Frau'n
Erkennt er, die seine Augen schau'n.

In Gernsbach, im Städtlein, sind Alle zu Haus,
Was lockt sie zur Mitternachtstunde heraus?

Was treibt die Greise zur nächtlichen Fahrt?
Was die züchtigen Frauen, die Mägdlein zart?

Da starret sein Blut und es sträubt sich sein Haar, —
Er sieht sich selbst in der tanzenden Schaar!

Sich selber tanzen im Festesgewand,
Eine bleiche Frau an der welken Hand.

Er sieht sich tanzen voll Ernst und stumm,
Mit der schweigenden Schaar um das Schloß herum;

Sieht wandeln sich fort in bewegter Ruh
Mit den stillen Tänzern dem Siechhof zu! —

Durch den Himmel schweifet ein blutiger Stern,
Auf der Erde lastet die Hand des Herrn.

Der Herr hat ergossen die Schaale des Zorns:
Gift wurde die Luft und die Welle des Borns.

Der Herr läßt strömen den Hauch der Pest
Nach Nord und Süden, nach Ost und West.

Aus jeder Hütte, aus jedem Haus
Tönt Aechzen und Jammern und Heulen heraus.

Von früh bis das letzte Sternlein erscheint,
Die Todtenglocke wimmert und weint.

Im Friedhof zu Gernsbach wächst Grab an Grab,
Die Tänzer sie sanken alle hinab.

Es schläft inmitten der sandigen Reih'n
Der, der sie belauschet im Mondenschein.

Gerhard Helfrich.

Die Sage spielt im Jahr 1518, wo das große „Landsterbendt" (Pest) herrschte. Der sogenannte Wachtelbrunnen wurde überhaupt als ein von Gespenstererscheinungen heimgesuchter Ort betrachtet.

Die meisten Städte des Landes wurden seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Pest entvölkert. Das gesegnete Baden, das seine Thore geschlossen und die heißen Quellen losgelassen haben

soll, blieb jedoch verschont. Bis zur sogenannten Drei-Eichenkapelle, nicht weiter, soll dort die schreckliche Seuche gedrungen seyn.

(Siehe Ch. Bruner's „Sagen und Geschichten von Baden u.“ S. 168.)

Die Belagerung von Neu-Eberstein.

Im Jahr 1357 gerieth Graf Eberhard von Würtemberg mit dem Grafen Wolf von Eberstein, sonst „der gleißende Wolf“ genannt, in eine schwere Fehde, in welche auch Wolfs Bruder, Graf Wilhelm auf Neu-Eberstein, verwickelt wurde. Der Würtemberger zog mit großer Heeresmacht vor Alt-Eberstein und zerstörte die Burg. Fast zu derselben Zeit begann aber auch eine große Unzufriedenheit unter dem Schwäbischen Adel rege zu werden, und dieser schloß einige Jahre später einen Bund mit dem benachbarten Würtembergischen Adel, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt wurde. Haupt derselben war Graf von Eberstein, der mit einigen Fehdegenossen einen Anschlag auf Graf Eberhard machte. Dieser hielt sich damals nebst seinem Sohne im Wildbade auf und die Verschworenen hatten so gute Kundschafter, daß ihr Plan auf Vater und Sohn kaum fehlschlagen konnte. Dessen ungeachtet wurden sie, als das Städtchen Wildbad bereits in den Händen der Feinde war, durch einen Hirten gerettet, der sie schleunigst durch unbekannte Gebirgs-Pfade in Sicherheit brachte.*)

Eberhard klagte hierauf die Ebersteiner und ihre Mitverbündeten bei dem Kaiser als Landfriedensbrecher an; demzufolge der Graf von Oettingen zum Richter ernannt wurde, und die von Eberstein nebst ihren Helfern vorlud. Aber Niemand erschien am festgesetzten Tage vor den Gerichtsschranken. Jetzt wurde vom Kaiser die Acht gegen Eberhards Feinde ausgesprochen und es erging an mehrere Ritter und an die Reichsstädte in Schwaben, wie auch an Straßburg, der Befehl, mit ihren Truppen zu Graf Eberhard zu stoßen, dem man gestattete die Reichsfahne zu führen. Allein Markgraf Rudolf von Baden begünstigte heimlich seine Vettern, die Ebersteiner, und Graf Ruprecht von der Pfalz erklärte, die Grafen von Eberstein seyen verurtheilt worden, ohne daß man ihre Vertheidigung an-

*) Vergl. Schönau's Beiträge „Der Wildbad im Wildbad.“

gehört habe, zudem sey Graf Wilhelm von Eberstein sein Lehensmann und er müsse diesen als solchen beschützen.

Unterdessen rückte Graf Eberhard, an der Spitze der ihm zu Hülfe gesandten Reichsstädtischen Truppen vor Neu-Eberstein; der Pfalzgraf schlug nun einen Vergleich durch Schiedsrichter vor und begab sich deßhalb selbst in das Lager vor Eberstein. Eberhard wollte jedoch keinen der vorgeschlagenen Schiedsrichter annehmen.

Auf Neu-Eberstein führte Wolf von Wunnenstein den Befehl. Er war es, von dem der erste Gedanke zur Stiftung des Bundes der Martinsvögel*) ausgegangen war, und Eberhard hatte ihm seine Burg niedergebrannt. Seine Tochter Ida befand sich bei ihm auf Eberstein, weil er sonst nirgends Sicherheit für sie wußte. Die beiden Grafen von Eberstein hatten sich nach Baden geflüchtet und ihm die Vertheidigung ihrer Burg anvertraut, weil er ein tapfrer, einsichtsvoller Krieger war.

Unter den Belagerungstruppen befand sich auch ein Fähnlein aus Heilbronn, welches von einem jungen, in der freien Reichsstadt ansäßigen Edelmanne, Georg vom Stein, angeführt wurde. Der Jüngling hatte längst für die schöne Ida eine heftige Leidenschaft gehegt, und auch Gelegenheit gefunden, ihr seine Liebe zu erklären. Ida war gegen ihn nichts weniger als gleichgültig und diese Neigung ihrem Vater kein Geheimniß geblieben, weßhalb er nun darauf seinen Plan zur Rettung von Eberstein baute. Er ließ Graf Eberhard wissen, wie er geneigt sey, eine Capitulation abzuschließen; man möge ihm daher den Ritter vom Stein als Unterhändler schicken, da er sich fest vorgenommen habe, nur mit Diesem allein den Vertrag zu schließen. Eberhard willigte ein und Georg, hocherfreut über diese gute Gelegenheit, seine Geliebte wiederzusehen, begab sich auf die Burg, doch nicht ohne zuvor sich ein freies Geleit zusichern haben zu lassen. Der Wunnensteiner empfing ihn aufs Beste und stellte ihm hierauf vor, wie Graf Eberhard ebensowohl der Feind der Reichsstädte, als der des Adels sey, und daß er gewiß nach und nach beide Theile unterwürfig machen werde. Nur um ihrer Freiheit Willen hätten sich ja die Schlegler

*) [illegible]

verbunden, und ihre Allianz sey ebensowohl zum Frommen der freien Städte, als des Adels, geschlossen worden. Dies schien Georgen einzuleuchten, denn in der That war Eberhard so wenig ein Freund der freien Städte als der Ritterschaft. Während dieser Unterredung trat Fräulein Ida in das Gemach. — „Ihr hier, Herr vom Stein?" — rief sie, mit scheinbarer Verwunderung, und sich gleichsam wegen der verursachten Störung entschuldigend.

„Ihr hättet mich wohl nicht hier vermuthet, mein Fräulein?" — entgegnete der Ritter.

„Wenigstens nicht unter unseren Feinden, den Belagerern!" — versetzte sie.

Der Ritter gerieth in die größte Verlegenheit. Er betheuerte, daß er noch immer jeden Augenblick bereit sey, sein Leben für sie einzusetzen.

„Das sind eitle Versicherungen!" — bemerkte das Fräulein. — „Sprecht: was wird meines Vaters Loos und das meinige seyn, falls Burg Eberstein durch Sturm genommen werden sollte?"

„Neu-Eberstein soll nicht gestürmt werden!" — rief Georg begeistert — „und Ihr, Fräulein Ida, und Euer Vater, sollt nicht in die Hände der Feinde fallen!"

„Wie wollt Ihr Euere Worte denn bethätigen?" fragte der Wunnensteiner.

„Wie? dafür laßt nur mich sorgen!" — erwiederte Georg — „Aber gebt mir wenigstens die Hoffnung mit auf den Rückweg, daß, wenn Ihr wieder in Freiheit seyd, Ida meiner noch in Liebe gedenken werde!"

„Rechnet getrost auf die Dankbarkeit sowohl des Vaters als der Tochter!" erwiederte der Wunnensteiner, dem Jüngling freundlich die Hand drückend, und Georg schied, von den Reizen der Geliebten wo möglich noch bezauberter, als vorher.

Gleich nach seiner Zurückkunft in's Lager gab er dem Grafen Eberhard Nachricht von dem Erfolge seiner Unterhandlung. — „Die Belagerten" — sprach er — „suchen nur Zeit zu gewinnen und scheinen zuversläßig auf Hülfe vom Pfalzgrafen und vom Markgrafen Rudolf von Baden zu rechnen." — Ge-

gen die Hauptleute der reichsstädtischen Fähnlein führte Georg jedoch eine andere Sprache: er machte sie auf die wachsende Macht des Würtembergers aufmerksam, der auch die freien Städte unterjochen werde, wenn er nur erst einmal den Adel bezwungen hätte. — „Wir arbeiten" — schloß er seine Warnungsrede — „an unserem eigenen Untergange, wenn wir noch länger zum Grafen Eberhard halten, und opfern unsere Kräfte für einen gefährlichen Feind, dessen ehrgeizige Absichten Keinem von euch verborgen seyn können."

Diese Worte machten auf die reichsstädtischen Führer einen um so tieferen Eindruck, als sie ohnehin schon über den langsamen Gang der Belagerung unzufrieden murrten und schon längst unter ihnen ein Mißtrauen gegen den Grafen von Würtemberg herrschte. Georg suchte zugleich die Nachricht zu verbreiten, der Pfalzgraf bereite einen Einfall in Schwaben vor, was denn auch die Folge hatte, daß eines Morgens sämmtliche Anführer des reichsstädtischen Zuzugs in sein Zelt traten und ihm ihren Entschluß eröffneten, mit ihren Truppen wieder heimzuziehen, falls er sich ihnen anschließen wolle. Nach einigen unbedeutenden Einwürfen, unter denen Georg seine Freude über die gelungene List zu verbergen suchte, kamen sie mit einander dahin überein, diesen Entschluß zuerst dem Grafen und dann ihren Truppen zu eröffnen, und sodann am nächsten Morgen abzuziehen; Graf Eberhard bat und zürnte und drohte; doch Alles war umsonst, zumal als die Soldaten erfuhren, was vorging. Alles schrie: „Nach Hause! nach Hause!" — und dem Grafen von Wurtemberg blieb nichts übrig, als gehen zu lassen, was er doch nicht mehr zurückhalten konnte. Am nächsten Morgen, bei Anbruch der Dämmerung, verließen die Truppen der Städte Straßburg, Heilbronn, Eßlingen, Augsburg, Ulm, Nördlingen ꝛc. das Lager und zogen in tiefster Stille ab, um die Belagerten nicht aufmerksam zu machen. Diese jedoch erfuhren früh genug, was vorgegangen war, und machten häufige Ausfälle, so daß sich Graf Eberhard bald zu schwach fühlte, die Belagerung mit Erfolg fortzusetzen. Wenige Tage nach dem Abzuge der Hülfstruppen hob er die Belagerung auf und kehrte in sein Land zurück. Georg vom Stein aber säumte nicht, sogleich nach Burg Eberstein zu eilen, wo

seine Werbung von Vater und Tochter gleich freundlich aufgenommen wurde, denn er hatte ja Wort gehalten.

(Aus M. Schreibers „Sagen aus den Rheingegenden und dem Schwarzwalde u.“ 1839.)

„Von den Graffen von Eberstein.

Man sagt das die Graffen von Eberstein vor zeitten so mechtig Herren sein gewesen, also das jenen die Markgraffen von Baden zu hoff sein geritten unnd gedient haben, und haben in jrem wappen gefüret eyn Eber auff einem stein. Nun wardt einsmall Einer von Eberstein von dem römischen Keyser geschickt in Potschafts weis gen Rom zu dem Bapst, da dann andere mechtige potschaften auch versamlet waren. Nun begab es sich auf den Sonntag Lätare, als dan der Bapst zu Rom die Rosen umbtregt, unnd die schankt er zu einer großen ehr unnd wirdigkeitt der obersten unnd größten Potschaft, die da von einem Römischen Keyser auf die zeitt geschickt worden war, das war der von Eberstein, unnd als derselb gros verehrung unnd schenkung von dem Bapst empfangen hatt, unnd nun widerumb heimkam zu dem Römischen Keyser mit solcher begabung, da verendert jm der Keyser das Wappen, unnd gab jm die rotte Rosen in den Schilt für den Eber, unnd schankt jm auch darnach zu einer verehrung und begabung einen köstlichen ring mit einem Türkis, unnd wie er jm die rott Ros hatt, von der großen verehrung unnd wirdigkeit wegen, in den Schilt gesetzt, also setzt er jm auch denselbigen Türckis in die mitten in die rodt Rosen, auch von der verehrung wegen, darumb führen die von Eberstein itzt eine rotte Rosen mit einem blawen kernen in einem weißen felt, wie dan das jnen von dem Römischen Keyser geschenkt unnd gegeben ist worden zu einer großen ehr und wirdigkeitt.“

(Aus dem Anhang zu Jacob von Königshoven „Elsässische Chronik“; Frankfurt a. M. 1698, S. 58.)

Der Grafensprung.

Wolf von Eberstein war in Fehde mit Graf Eberhard von Würtemberg. Dieser rückte mit großer Heeres-

macht gegen die Burg Alt-Eberstein und zerstörte dieselbe. Der Besiegte machte hierauf den Anschlag, den Würtemberger im Wildbade zu überfallen und gefangen zu nehmen. Dieser Plan aber scheiterte und Wolf wurde in die Reichsacht gethan. Er flüchtete nun auf das Schloß Neu-Eberstein, wo man ihm freundlich eine Freistätte bot. Sein Aufenthalt daselbst blieb jedoch nicht lange verborgen und er mußte abermals sein Heil in der Flucht suchen. Er wollte um die Morgendämmerung das Schloß verlassen und saß bereits wohlbewaffnet auf einem raschen Pferde. Allein die Feinde hatten über Nacht alle Ausgänge am Fuße des Berges bis an die Murg besetzt, die unten an der jachen Felsenwand vorbeirauscht. Der letzte Weg zur Rettung schien dem Geächteten jetzt vollends abgeschnitten, doch war er entschlossen, lieber sich selbst den Tod zu geben, als lebendig in die Hände seiner Verfolger zu gerathen. Rasch lenkt er sein Pferd auf die steil über den Fluß hinausragende Felsenkuppe und sprengt es mit einem gewaltigen Spornstreich in den schäumenden Abgrund hinunter. Wie durch ein Wunder aber bleibt er selbst ungefährdet, nur sein Roß versinkt mit zerschmetterten Beinen in der Tiefe, während er sich glücklich an's jenseitige Ufer und von dort in das Hoflager seines Pfalzgrafen rettet. Die Stelle auf dem Felsen oben, von der aus er sich in die Fluthen hinabschwang, heißt noch heutigen Tages der Grafensprung.

Eine andere Sage berichtet:

Ein Graf von Eberstein hatte eine wunderschöne Tochter. Eine Menge vornehmer Herren stellte sich auf dem Schlosse ein, um ihre Hand zu werben; da lud sie der Graf sämmtlich eines Tags zu einem Gastmahl ein, wobei es hoch herging und auf's Tapferste gezecht wurde. Endlich, als Alle des süßen Weines voll waren, sprach er lächelnd zu seinen Gästen: „Wer von euch, ihr Herren, keck und glücklich genug ist, die jähe Felsenwand hier bis an die Murg hinabzureiten, dem soll die Hand meiner Kunigunde und mit ihr ein reicher Brautschatz zu Theil werden!" — Die Herren sahen sich einander verdutzt und bedenklich an, als dächte Jeder bei sich: „wer hat Lust, den Hals zu brechen? Ich nicht!" — Nur ein junger tollkühner Edelknabe, von glühender Liebe zu Kunigunden entflammt, unter-

nahm das entsetzliche Wagestück; doch sein Pferd glitt aus, noch bevor es ein Drittel des Weges zurückgelegt hatte, und beide stürzten zerschmettert in die Fluthen der Murg.

(Siehe A. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden u.")

Der Grafensprung bei Neu-Eberstein.

Der Würtemberger schloß ihn ein;
Was that Herr Wolf von Eberstein?
Er ritt von der Burg
Herab an die Murg,
Zum steilsten Rand
Der Felsenwand;
Da war das Thal von Feinden rein.
Da sprengt er in die Murg hinein;
Erhalte dich Gott, Wolf Eberstein!

So kecke Flucht bringt keine Schmach,
Die Feinde selber jauchzen nach. —
Er kam herab ohn' Ungemach.
Fort ritt er dann,
Frei war der Mann!
Seh' Einer, ob er's auch so kann?

August Kopisch

Vergleiche die vorige Anmerkung und Klüber's Beschreibung von Baden, Abt. II. S. 138. — „Sagen aus Baden, u." S. 26. Es geben über den Grafensprung noch andere Sagen, die dort gleichfalls mitgetheilt sind. Vergl. auch Kriegs von Hochfelden, „Geschichte der Grafen von Eberstein." S. 369.

Unsere Sage fällt in die Zeit des berühmten Krieges der „Schlegler" mit Graf Eberhard von Würtemberg, in das letzte Viertel des vierzehnten Jahrhunderts. Eine Folge des verunglückten Ueberfalles im Wildbade war die Belagerung des Schlosses Neu-Eberstein.

Das Rockenweibchen.

Die hohe Felsenwand im Rücken des Schlosses Eberstein im Murgthale heißt der „Rockenfels". Darin wohnte vor

Zeiten in einer unterirdischen Kammer ein Bergweiblein, zwar weder jung mehr noch schön von Gestalt, doch gar freundlich und dienstfertig über die Maßen. Oft pflegte sie des Abends die Spinnstuben der umwohnenden Landleute zu besuchen und erzählte dann dem lauschenden jungen Völkchen allerlei seltsame Märchen, heitere und schaurige. Wo sie weilte, füllten sich die Spulen noch einmal so schnell als sonst, und der Faden wurde noch viel feiner und gleicher.

Damals lebte auf Eberstein ein Burgvogt, ein gar harter, finsterer Mann; der zwang die Mägde im Frauenhaus täglich bis in die tiefste Nacht zur Arbeit und gönnte ihnen kaum ein bischen Brod und Erholung. Unter denselben befand sich auch eine junge schmucke Dirne, Namens Klara, ein ausnehmend frommes, ehrbares Kind; die hatte der Schloßgärtner schon längst zu seiner Liebsten erkoren und sie kam ihm mit gleichen Gefühlen entgegen. Weil sie aber eine Leibeigene von Eberstein war, durfte sie sich, ohne des Vogts Bewilligung, nicht verheirathen, und dieser wußte jedesmal, wenn ihn das liebende Pärchen mit Bitten darum bestürmte, irgend eine Ausflucht, um dies Glück zu verzögern. Einst, als das arme Mädchen recht flehend in ihn drang, nahm er sie an's Fenster und sagte höhnisch, indem er nach dem nahen Friedhof im Thale deutete:

„Siehst du dort jenes grünbewachsene Grab, neben dem großen Leichenstein?"

„Ach!" — seufzte Klara, und die hellen Thränen rieselten ihr über die blühenden Wangen — „ach! das ist ja das Grab meiner armen Eltern!"

„Die Nesseln gedeihen ja prächtig auf diesem Grabe!" — fuhr der Vogt lachend fort; — „Es ist ja ganz davon überwuchert! Nun, höre mich an: ich habe mir sagen lassen, man habe die Erfindung gemacht, aus diesem Unkraut einen überaus zarten Faden zu spinnen, und darum will ich dir jetzt einen Vorschlag thun. Du sollst mir nämlich aus jenen Nesseln ein Stück Leinwand spinnen, das gerade zu zwei Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann dein Brauthemd, und in dem andern soll man mich einst begraben."

Mit diesen Worten ging er, boshaft kichernd, seiner Wege; die arme Dirne stund aber voll Bestürzung da und wußte weder

Rath noch Trost. In der Trauer ihres Herzens eilte sie dann hinunter zu dem Grab ihrer Eltern und betete und weinte, daß es einen Stein erweichen hatte mögen. Da stund plötzlich das Bergweiblein neben ihr und fragte nach der Ursache ihres Grames. Als ihr Klärchen Alles erzählt, was vorgefallen war, verfinsterte sich das sonst so gutmüthige Gesicht des Bergweibleins und es sagte: „Sey nur ruhig und getrost, es soll dir schon geholfen werden! — Sprachs und riß einen Arm voll Nesseln aus dem Grabe und verschwand damit vor Klara's Blicken. Diese ging mit erleichtertem Herzen zur Ruhe.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt im Forst über der Murg und kam zufällig auch an den Rockenfels. Dort saß das Bergweiblein am Eingang seiner Höhle und schnellte recht wacker die zierliche Spindel.

„Du spinnst dir wohl ein Brauthemd, du graue Schönheit?" — lachte der Vogt.

„Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, Herr Vogt, zu riemen!" — versetzte das Mütterchen.

„Du hast ja da gar einen schönen Flachs; den hast du gewiß irgendwo gestohlen?"

„Mit nichten! dort unten ist er gewachsen auf einem armen Bauerngrabe!"

Den Vogt überlief es kalt. Die Jagd war ihm nun entleidet und er kehrte sogleich mit bangem Herzen nach Eberstein zurück, mit sich selbst im Kampfe, ob er das Jawort zu Klärchens Heirath geben solle oder nicht. So vergingen einige Tage, ohne daß er zu einem festen Entschlusse gelangen konnte. Gegen Abend, als er eben beim vollen Humpen im Rittersaal seine ängstlichen Gedanken nieder zu trinken versuchte, erschien Klara, zwei zierliche Hemden auf dem Arme tragend.

„Herr Vogt," — sagte sie — „Eurem Verlangen ist nun willfahrt. Hier sind die zwei Hemden aus den Nesseln von meiner Eltern Grabe; das eine für Euch und das andere für mich! Jetzt haltet aber auch Ihr Euer gegebenes Wort!"

„Das will ich gewiß, das will ich!" — stotterte der Vogt, dem es ganz unheimlich zu Muthe war, — „morgen soll deine Hochzeit seyn!" — In der That gab er auch sogleich dem Schloßgärtner die Erlaubniß zur Trauung mit Klärchen und

versprach, sich selber dem Ehrengeleit in die Kirche anzuschließen. Aber am nächsten Morgen lastete schon die kalte Hand des Todes auf seinem sündigen Herzen, und als Klärchen und ihr Bräutigam den Segen des Priesters am Altar empfingen und aus der Kirche gingen, lag der Burgvogt auf der Bahre, mit dem Leichenhemd aus Nesseln angethan.

(Siehe Al. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden" ꝛc.)

Des Nesselhemd.

(Andere Version.)

„Schämt Euch, Herr Vogt von Eberstein!
Statt auf des Volks Beglückung,
Sinnt Ihr auf nichts, als nur allein
Auf dessen Unterdrückung!
Voll Geiz und Wollust übt im Land
Ihr alle Tyranneien;
Gott wolle bald aus Eurer Hand
Uns gnädiglich befreien!"

„„Oho, mein sprödes Jungfräulein!
Mit dir ist bös zu minnen!
Nun gut — kann ich durch Schmeichelei'n
Dein Herzchen nicht gewinnen,
So will ich gerne deine Gunst
Nicht mehr zu fesseln sinnen,
Kannst du für mich mit deiner Kunst
Ein Hemd aus Nesseln spinnen!""

Er läßt bestürzt das arme Kind,
Und ihre Thränen rinnen:
„O Gott, wie kann ich so geschwind
Ein Hemd aus Nesseln spinnen?"
Da schwebt herbei im Abendlicht
Die niedlichste der Elfen,
Und spricht. „Christinchen, weine nicht!
Ein Schutzgeist will dir helfen.

„Bekannt bist ja du lange schon
Mir als das bravste Mädchen!
Nimm hier zu deiner Tugend Lohn,
Dies goldne Spinnerädchen;
Häng' Nesseln dran, und über Nacht
Wird es zum feinsten Linnen,
Von selbst, noch eh' du bist erwacht,
Ein Hemd dem Burgvogt spinnen!"

Bevor Christinchen danken kann,
Ist schon der Geist verschwunden.
So trägt sie heim den Rocken dann,
Mit Nesseln dicht umwunden;
Und Nachts im Traume hört sie laut
Das goldne Rädchen schnurren,
Und sieht aus wildem Nesselkraut
Die schönsten Fädchen surren.

Und schon beim ersten Morgenschein
Erblickt sie mit Frohlocken
Das Nesselhemd, gar blank und fein,
Vollendet an dem Rocken.
Schnell eilt sie mit zum Vogte hin,
Der just vom Schlaf erwachte
Und an die spröde Spinnerin
Voll Schadenfreude dachte.

Der Vogt traut seinen Augen kaum
Und ruft: „So wahr ich lebe!
Das Hemd ist weiß wie Schwanenflaum,
Ein wunderfein Gewebe!"
Und auf der Stelle zieht er's an,
Doch sinkt er schnell zusammen:
„Weh' dir, was hast du mir gethan?
Dein Hemd brennt ja wie Flammen!"

In Todesangst versuchet er
Das Hemd sich abzureißen,
Umsonst! es brennt ihn immer mehr,
Wie lauter glühend Eisen.

So stirbt er, von der Gluth verzehrt,
Mit gräßlichem Gebrülle,
An seinem Körper unversehrt
Blieb nur die Nesselhülle. —

Doch lauter Glück und Segen spinnt
Sich aus Christinchens Rädchen;
Ja, manchen Tag sogar gewinnt
Sie lauter goldne Fädchen.
Bald hat mit einem wackern Mann
Sie liebend sich verbunden,
Und heilt im Thale, wo sie kann,
Der Armuth schwere Wunden.

W. Schulz.

Die Gräfin im Rockertwald.

Gegen Morgen von Eberstein liegt der Schwann, ein hoher Bergwald, daran stößt der Rockert, der bis nach Reichenthal geht und am Asikal endigt. Der Rockertwald hat drei Theile: den vorderen, mittleren und hinteren Rockert; darin geht seit etlichen hundert Jahren eine Gräfin von Eberstein und klagt ihre Schuld. Viele Leute haben sie schon gesehen und nennen sie das Rockert-Weibele; ihr Rock und ihr Mieder sind von schwarzer Seide, noch von der Trauer um ihren verstorbenen Mann herrührend; auch trägt sie eine Haube von schwarzem Sammet mit einem hohen schwarzen Federbusch. Diese Gräfin wollte einst den Rockert den Leuten von Hilpertsau und Reichenthal entziehen und sprach ihn zu eigen an. Da ward ein Manngericht von Grafen und Rittern berufen und sie sollte einen Eid schwören, daß der Wald ihr eigen sey. Nun trug sie einen Löffel in ihrem dichten Federbuch versteckt und weil man die Löffel auch Schöpfer hieß, so schwur sie: „So wahr mein Schöpfer über mir ist, so wahr gehört der Rockert mir und meinen Söhnen!" Da ward ihr der Wald zu Recht zuerkannt; sie starb aber nach wenigen Tagen und geht seitdem im Rockert um. Man hat sie oft gehört, wie sie mit einer großen Hunde-Meute das Wild hetzte, gewöhnlich aber hört man sie

klagend rufen: Hu! hu! — was weithin über Berg und Thal erschallt. Wer ruhig vorübergeht, dem thut sie nichts zu Leide, wer sie aber ausspottet, dem setzt sie sich auf den Rücken und er muß sie den Berg hinauf und hinab bis an den Bach tragen. Dort fällt sie dann wie ein Maltersack in's Wasser. Sie hat auch schon einmal drei Männer in den Gumpen eingetaucht. Besonders spuckt sie auf der Gätelwiese, die unten am Rockert liegt.

(Sub: Mont's Zeitgeist u. J. 1831.)

Gaggenau.

Wer sitzt im warmen Stübchen?
Ein Mädchen und ein Bübchen,
Großmutter auch und spinnt,
Läßt sich ein Weilchen quälen,
Bis daß sie zu erzählen
Mit leisem Ton beginnt:

„War einst ein Hirtenknabe,
Der nannt' als einz'ge Habe
Ein junges Gänschen sein;
Doch ach! vor Badens Thoren
Hat sich das Thier verloren
Zu Hansens bittrer Pein!

Er läuft von Ort zu Orte,
Er klopft an jede Pforte,
Kehrt hoffnungslos zurück,
Verloren bleibt sein Gänschen, —
O Hänschen, armes Hänschen!
Verloren all' dein Glück!

Und an der Murg Gestaden
Hin sinkt er mühbeladen,
Und klagt des Herzens Noth
Den Wellen und den Winden:
„Läßt sich die Gans nicht finden,
So wein' ich mich zu Tod!“

Da kommt ein bucklig Männchen,
Nicht höher als drei Spännchen,
Vom grünen Berg herab
Und spricht: „Nach Gernsbach wandre,
Und stehl dir eine andre,
Du dummer Hirtenknab'!"

Doch Hänschen sagt: „Mit nichten
Mag' ich so was verrichten,
Die Ehr' ist mir zu lieb;
Viel eher wollt' ich laufen,
Mein letztes Hemd verkaufen,
Als daß ich würd' ein Dieb!"

Kaum ist dies Wort gesprochen,
Hat lachend sich verkrochen
Der kleine Schelm, der Zwerg;
Da tönt's „Gaggagg" vernehmlich,
Husch, husch, da schlüpft bequemlich
Das Gänslein aus dem Berg.

Vor Freuden tanzt mein Hänschen,
Und flügelnd setzt sein Gänschen
Das muntre Gaggagg fort;
Bald flog durch's Thal die Kunde
Und von derselben Stunde
Heißt Gaggenau der Ort."

Das Mädchen und das Bübchen
Im traulich warmen Stübchen
Sind selig eingenickt;
Großmutter sitzt im Stuhle,
Sie sitzt und dreht die Spule
Gar fleißig und geschickt.

Eduard Brauer.

Unter den Bewohnern des Murgthals geht, nach Aloys Schreiber's Zeugniß in den „Sagen von Baden" ꝛc. S. 57, über die Entstehung des Namens Gaggenau eine, freilich weder sinnreiche noch poetische Sage. Hier ist dieselbe im Gewand eines Kindermärchens, das sich wohl allein für sie schickt, etwas ausgeschmückt wiedergegeben.

Das vermißte Gänechen soll aus dem sogenannten Hilpertsloch hervorgekommen seyn. Auf dergleichen Auslegungen von Ortsnamen geräth der grübelnde Volksverstand öfters. (Wir erinnern an die Erklärung des Burgnamens Achalm in Uhlands Dichtung „die Schlacht bei Reutlingen“.)

Daß die Sage auch das Murgthal mit kleinen Berggeistern (Gnomen, Erdmännlein) bevölkert hat, ist zu ersehen aus Kriegs von Hochfelden „Geschichte der Grafen von Eberstein, S. 336 u. ff.

(Siehe Dr. Brauer's „Sagen und Geschichten von Baden ꝛc.“ S. 168.)

Die Geisterhöhle.

Der Amalienberg bei Gaggenau hieß vordem Hilpert, und es hausten viele Geister darin. Es geht ein tiefes Loch durch diesen Berg, welches am Murgufer anfängt und bis nach Baden reichen soll. In diesen hohlen Berg wurden in alten Zeiten die Geister gebannt; auch ist einmal eine Gans hineingekommen und darin immer vorwärts gelaufen, so daß sie am andern Tage zu Baden wieder heraus kam.*) Seitdem aber der Hilpert angebaut ist, die vielen Felsen gesprengt sind und das Loch verschüttet wurde, sind die Geister verdrängt worden und haben den Berg verlassen.

(Vergl. Mone's „Anzeiger ꝛc.“ Jahrg. 1834.)

Hilpertsloch.

Gaggenau, (Hilpert) hieß ursprünglich der Berg, der jetzt als höchst anmuthiger Landsitz unter dem Namen Amalienberg am linken Ufer der Murg blüht. Am Abhange gegen den Fluß sieht man in dem Felsen den Eingang einer Höhle, die sich tief in den Berg hinein zieht.*) Seit lange hat es Niemand gewagt, in diesen finstern, mit mephitischen Dünsten geschwängerten Gang einzudringen; der Sage nach soll er sich bis unter die Spitalkirche in Baden hinziehen und früher eine reiche Ausbeute an verschiedenen Erzen geliefert haben.

Vor vielen Jahren kam ein Bergknappe, welcher Arbeit

*) Siehe die vorige Sage.

suchte, in das Murgthal. Da er auch hier keine Beschäftigung finden konnte, wollte er wenigstens die Gegend etwas näher kennen lernen und gelangte auf seinen Streifereien an den Eingang jener Höhle. Er trat hinein und stellte Untersuchungen an, die günstig für ihn ausgefallen seyn müssen, denn er ließ sich jetzt häuslich in Gaggenau nieder, verheirathete sich daselbst und man sah ihn jeden Morgen mit seinem Gezäh' nebst Grubenlicht der Höhle zu wandern, von der er spät Abends erst, die Ausbeute des Tages in einem Sacke mit sich tragend, wieder heimzukehren pflegte. Niemand wußte, was er in dem Gange treiben, noch was er an Erzen gewinnen mochte. Es mußte jedoch nicht unbedeutend gewesen seyn, denn er lebte mit seinem Weibe ganz wohlhabend und gemächlich.

So ging es viele Jahre hindurch; eines Morgens aber waren der Bergmann und sein Weib aus Gaggenau verschwunden und Niemand konnte seitdem erfahren, wohin dieselben gekommen.

Hilpert hieß der Bergmann und von ihm erhielt die Höhle den Namen: Hilpertsloch.

(Siehe A. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden u.)

Die Elisabethsquelle zu Rothenfels.

Auf grünen Hügeln wehen
Obstbäum' und Blüthenlicht,
Auf hohen Bergen stehen
Die Silbertannen dicht;
Durch Gärten, Felder, Matten
Tanzt, manches Dorf entlang,
Der Fluß im Erlenschatten
Mit murmelndem Gesang.

Wohl prangt mit tausend Gaben
Der Murg gesegnet Thal;
Nur eine harrt begraben
Noch auf den Sonnenstrahl;

Sie ruht so fest verborgen,
Sie schläft so tief versteckt,
Bis sie ein heller Morgen
Mit lichtem Gruße weckt.

Deckt nicht das Feld voll Halmen
Geheimnißvoll den Schaft
Versunkner Wunderpalmen
Der Urwelt, riesenhaft?
Bewahrt nicht Stamm am Stamme
Solch' stolze Waldespracht,
Verkohlt in Gluth und Flamme,
Getreu die tiefe Nacht?

Ist in der Erde Schooße
Nicht solch ein Schatz bewahrt,
Wo Rose sich an Rose
Im Fürstengarten schaart?
Zu frahn, was tief im Grunde,
Bohrt wiederhallend ein
Sich schon die tiefe Wunde
Dem starren Felsgestein.

O sucht nur, frisch ermuthet,
Was bergen mag der Fels!
O seht, die Wunde blutet
Im lauen Schwall des Quells!
Dem Tage quillt entgegen
Ein Born mit hellem Strahl,
Und schüttet neuen Segen
Ins segensreiche Thal.

Im Wasserstrahl, dem muntern,
Hebt er zum Tageschein
Rasch aus der Tiefe Wundern
Die hellen Perlenreih'n.
Viel Kräfte still durchdringen
Verschwistert im Gemisch,
Die Perlen, daß sie bringen
Dir Leben ewig frisch.

Du wankest hin zum Thale
Kraftlos und müd' und bleich,
Und schlürfst aus voller Schaale
Die Fluth so lebensreich;
Bald trägst du von der Quelle —
Des Siechthums Qual entrafft, —
In deiner Seele helle
Den Schatz der Jugendkraft.

Gerhard Helfrich.

(Aus C. Brauer's „Sagen und Geschichten der Stadt Baden u." Karlsruhe, 1845.)

Das Pfarrdorf Reibenfels, von der Amtsstadt Rastatt zwei und eine viertel Stunde südöstlich und eben so weit von Baden entfernt, liegt am rechten Ufer der Murg, ist sehr alt und gehörte früher den Grafen von Eberstein. Gegenüber, auf dem linken Murgufer, liegt das Schloß Reibenfels nebst einem großen Landgut, welches dem Markgrafen Wilhelm gehört und durch reizende Gartenanlagen, so wie durch seine musterhafte Landwirthschaft ausgezeichnet ist. Als man im Jahr 1839 hier nach Steinkohlen grub, deren der Boden ein reiches Lager bergen soll, entdeckte man eine Mineralquelle: einen lauwarmen, eisenhaltigen Natron-Säuerling. Bald war dieselbe gefaßt, mit den nöthigen Gebäuden versehen und schon jetzt erhält sie, nach bereits vielfach bethätigter Heilkraft, reichlichen Zuspruch, namentlich aus dem benachbarten Baden, von Trink- und Badegästen, welche zum Theil hier eine Nachkur gebrauchen.

Die drei Schwestern.

Am Eingang in das romantische Murgthal schaute in uralter Zeit von einer Höhe des linken Ufers eine Burg herab, die aber längst bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Als nur noch wenige Trümmer davon übrig waren, stunden am Abhange des Hügels drei Linden, welche die letzte Besitzerin der Burg zum Geburtstag ihrer drei Töchter gepflanzt hatte und die darum „die drei Schwestern" genannt wurden.

An einem schönen Sommerabende kehrten einst in der Schenke, die am Fuße des Schloßbergs lag, drei junge Ritter ein, die sich durch Zufall auf der Reise zusammengefunden hatten. Der Eine war ein reicher Graf aus dem Elsaß, mit stattlichem Gefolge; der Zweite wurde gewöhnlich „der Ritter vom See" genannt, weil seine Güter am Bodensee lagen.

Unter allen Dreien waren seine Sitten die feinsten und gewandtesten; auch schien er ziemlich lebenslustig. Der Dritte, ein Jüngling von zwanzig Jahren, hatte der Natur mehr zu danken, als dem Glücke. Mit einer einnehmenden Gestalt verband er eine ächt ritterliche Gesinnung, aber auch eine gewisse Schüchternheit, deren er nicht Meister werden konnte. Seine Voraltern hatten große Güterschenkungen an Kirchen und Klöster gemacht und ihm nichts hinterlassen, als eine ziemlich feste, höchst freundlich gelegene Burg am Rheine, und von Ländereien und anderen Einkünften nur so viel, als gerade zur Bestreitung seiner unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse hinreichte.

Auch zu diesen drei Rittern war der Ruf von der Schönheit und dem Reichthume der drei Schwestern gedrungen und hatte sie gelockt, sich als Freier um ihre Hand einzustellen. Nachdem sie sich in der Schenke gelabt und vom Staube des Reiseworges gereinigt, ließen sie sich bei der Edelfrau melden, von der sie auch alsbald eine Einladung auf die Burg erhielten. Man führte sie, dort angelangt, in einen weiten prächtigen Saal, wo sie die drei Fräulein an ihren Spinnrocken sitzend fanden. Die Aelteste, Rosaura, war von hohem, edlem Wuchse und schöngeformten regelmäßigen Zügen, aus denen aber kein Gemüth, sondern ein kalter, höhnender Uebermuth sprach. Die zweite, Eudoria, prangte in blühendster Jugendfülle; dagegen glich die Jüngste, Irene, einer frischen, kaum erschlossenen Rosenknospe, die sich erst schüchtern den Küssen der lauen Lenzesluft zu entfalten beginnt. Rosaura spann einen Goldfaden, Eudoria einen von Purpur und Irene drehte bloß schlichten Hanf an ihrem Rocken. Die drei Freier ließen sich gleich von den ersten Eindrücken, welche dieß Kleeblatt auf ihr Herz machte, leiten und bestimmen: Der Graf bewarb sich um Rosaura's Neigung, der Ritter vom See fühlte sich zu Eudoria hingezogen und der jüngste Ritter ließ sich bocherröthend in schüchterner Verwirrung nach einigem Zögern an Irenen's Seite nieder. Der Graf und der Seeritter wurden bald ganz herzenseinig mit ihren Damen, deren Bedenklichkeiten sich bloß innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit hielten. Irene dagegen sagte zu dem jungen Ritter: „Gestehe

mir nur aufrichtig, ob auf Eurer Burg viel Prunk und rauschendes Leben herrscht und ob Ihr ein Freund von Glanz und Festlichkeiten seyd? In diesem Falle tauge ich nicht als Gattin für Euch. Meine Schwestern nur sind dazu erzogen, auf großem Fuße und unter Freudegenüssen aller Art zu leben; mein Sinn ist aber nur auf das Glück stiller, einfacher Häuslichkeit gerichtet, weßhalb mich auch mein Vater, als er auf dem Sterbekissen lag, zu sich rufen ließ und sprach: „„Irene, du wirst einst recht glücklich werden, denn du liebst nicht den Schimmer und eitlen Tand; darum überlasse, was ich von Gold und Kostbarkeiten auf euch vererbe, deinen beiden Schwestern, und nimm dafür diese Spindel hier! Sie rührt noch von meiner Aeltermutter her und wird die besondere Tugend an den Tag legen, daß, so lange du und deine dereinstige Familie sie sorgfältig als Kleinod bewahren, so lange auch das Glück nicht von dir und deinen Kindern und Kindskindern weichen wird.““ — Ist es nun Euer ernstlicher Vorsatz, Herr Ritter, keine vornehme, prunkliebende Dame, sondern eine schlichte wackere Hausfrau auf Eure Burg zu führen, gut, so bin ich die Eure und folge Euch gern.“

Mit freudiger Hast ergriff der junge Ritter ihre dargebotene Hand und rief: „„Gott sey gedankt, daß ich in Euch eine Gattin finde, wie mein Herz von jeher allein sie wünschte! Auch mir blüht das Glück nur im stillen, prunklosen Familienleben, und zur Bestätigung, daß ich das Vermächtniß Eures seligen Vaters als ein Heiligthum ehre, soll Eure Spindel von dem Tag unsrer Vermählung an in mein Wappen aufgenommen werden.““

Die Edelfrau hatte nichts gegen die Wahl ihrer Töchter einzuwenden; doch bestand sie darauf, die Trauung solle in ihrem Schloß und zwar die aller drei Paare zu gleicher Zeit vor sich gehen. So geschah es auch bald darauf, und einige Tage später zogen die Ritter mit ihren Frauen nach ihren heimathlichen Burgen.

Die Schwiegermutter erlebte nicht mehr die nun folgenden Schicksale ihrer Kinder, denn schon sechs Monate nach der Vermählungsfeier wurde sie von einer Krankheit hinweggerafft. Ein halbes Jahr nach diesem schmerzlichen Verluste saß Irene, ihren

Erstgebornen auf dem Schooß, in ihrem Klosett, als ihr Gatte mit traurigen Mienen herein trat und sagte: „Ich habe dir eine schlimme Post zu bringen. Unser Schwager, der Graf, hat, nachdem er sein ganzes Vermögen in Saus und Braus durchgebracht, sich mit einer Schaar von Raubrittern verbunden und bereits solche Gewaltthätigkeiten mit ihnen auf den Heerstraßen verübt, daß sich der Kaiser genöthigt sah, ihn in die Acht zu erklären. Wie es heißt, soll er sich nun nach Frankreich geflüchtet haben."

„Und Rosaura?" — rief Irene voll schmerzlicher Besorgniß — Ihr Gatte hatte nicht erfahren können, welch ein Loos ihre Schwester getroffen. — Aber als Irene gegen Abend, ihren Säugling im Arm, unter den Linden im Hofe saß, kam eine müde Pilgerin, ärmlich gekleidet und die Spuren tiefen Grames im bleichen Angesicht, auf sie zugewankt: es war Rosaura, die nun als Bettlerin vor der wegen ihrer Anspruchslosigkeit oft bespöttelten Schwester stand, verlassen von ihrem Gatten, hinausgestoßen in die fremde Welt, ohne Obdach, ohne Brod für sich und ihren Kleinen. Irene schloß unter Thränen des innigsten Mitleids die unglückliche Schwester in ihre Arme und bat sie, bei ihr zu bleiben und ihr stilles häusliches Glück mit ihr zu theilen, was Rosaura mit überströmendem Danke annahm. Von Euderia's Schicksal hatte sie keine Kunde. Aber wenige Monate später traf der Ritter vom See ganz unvermuthet auf der Burg seines Schwagers ein und erzählte, wie Euderia, leichtsinnig ihrer Pflichten als Gattin vergessend, seiner Ehre so wenig geschont habe, daß er sich genöthigt gesehen, die Treulose in ein Kloster zu sperren. Diese Nachricht war ein neuer schmerzlicher Schlag für Irenens gefühlvolles Herz und sie suchte nun um so sorgfältiger in ihren Kindern den einfachen häuslichen Sinn, durch den sie selbst so glücklich geworden war, zu wecken und zu erhalten.

(Nach M. Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden u.")

Muckensturm,

ein an der Straße von Karlsruhe nach der Favorite gelegener Marktflecken, drei Stunden von Baden, ist ein uralter Ort. Hier sieht man noch Ueberreste von römischen Backsteinmauern; die römisch-aurelische Land- und Heerstraße zog sich hier durch. Vor dem Orte, an der Straße nach Baden, liegt die Magdalenenkapelle, welche an gewissen Festtagen stark besucht wird. Noch bemerkt man hier die Mauertrümmer eines mittelalterlichen Schlosses. Der Sage nach ward es einst belagert, die Stürmenden aber mit von den Zinnen auf sie herabgeschleuderten Bienenkorben begrüßt, deren ergrimmte Bewohner ihnen so derb zusetzten, daß sie unverrichteter Sache die schleunigste Flucht ergreifen mußten. Daher soll der Name des Ortes rühren, noch wahrscheinlicher aber kommt er davon her, daß man in den Sommermonaten hier unaufhörlich von ganzen Heeresschwärmen von Mücken bestürmt wird.

(Vergl. G. Lüder's „Beschreibung von Baden und Umgegend." S. 270 des 2. Bandes.)

Rastatter Schloß.

Markgraf Ludwig von Baden, der Türkenbezwinger.

Von Malboroughs Heldentagen
Viel Wunder mögt ihr sagen;
Lobsingen, Sieg auf Sieg,
Eugen, dem edlen Ritter, —
Hoch strahlt der Helden Dritter,
Der Markgraf Ludewig.

Aus Badens Stamm entsprungen
Von teutschem Blut durchdrungen,
Treufest und ritterlich;

Des Vaterlandes Streiter,
Ein Held, ein gottgeweihter,
Der Markgraf Ludewig.

Wie blitzt im Pulvernebel,
Ein Racheschwert, sein Säbel!
Des Halbmonds Glanz verblich,
Ließ er in edlem Grollen
Sein Feldherrnauge rollen,
Der Markgraf Ludewig.

Vor Wien, da hat's gegolten;
Die Türkenhunde wollten
Im Mordbrand jämmerlich
Die Kaiserstadt verheeren,
Da stritt zu Teutschlands Ehren
Auch Markgraf Ludewig.

Hei! wie die wilde Bande
Hinaus zum teutschen Lande
Mit Hasenhast entwich!
Hei! wie die Rosse schnoben,
Verfolgt mit Sturmestoben
Vom Markgraf Ludewig!

Nun zog durch Ungarns Gauen
Des Krieges Grimm und Grauen;
Hurrah! da pflückte sich
Dem Vaterland zum Ruhme,
Manch duft'ge Siegesblume
Der Markgraf Ludewig.

Die Schlacht in Ofens Gründen,
Bei Mohacz wird's verkünden
Der Nachwelt ewiglich;
Salankemen nicht minder:
„Der Türkenüberwinder
War Markgraf Ludewig!"

Auch an des Rheins Gestaden,
Zu neuem Kampf geladen,
Bestand er ritterlich;
Er baute mächt'ge Schanzen
Als Schutzwehr vor dem Franzen,
Der Markgraf Ludewig.

Doch banden seine Hände
Des Reiches lahme Stände,
Sie ließen ihn im Stich,
Entzweit durch schnöden Hader;
Drob schwoll die Zornesader
Dem Markgraf Ludewig.

Ihr Zagen und ihr Zanken,
Ihr Zaudern und ihr Schwanken
War stets ihm hinderlich;
Und dennoch durft' er sagen,
Daß ihn kein Feind geschlagen,
Der Markgraf Ludewig.

Für all' sein rühmlich Mühen
Sollt' ihm viel Undank blühen;
Dem Tod nur beugte sich
Sein Haupt, das lorbeerschwere;
Ein Retter teutscher Ehre,
Starb Markgraf Ludewig.

Aus bessern Sängers Munde
Ertönen mag die Kunde,
Ertönen feierlich
Zum Vorbild und zur Lehre:
„Ein Retter teutscher Ehre
War Markgraf Ludewig."

Eduard Brauer.

Das Rastatter Schloß.

Noch hat kein Sänger sich erhoben,
Dich, hohes, edles Schloß zu loben
Und zu besingen deine Pracht!
Haus, das so Großes hat gesehen,
Wie, solltest klanglos du vergehen,
Ein frühes Opfer Saturn's Macht?

Erbaut von Ludewig von Baden,
Bliebst du so vieler Heldenthaten
Alleinig würd'ges Monument!
Kein andres ward dem großen Manne,
Vor dem der Franke und Osmane
Gebebt, und den mein Volk kaum kennt.

Vergeßlich Volk! in jenen Stunden,
Wo Louis, lorbeerkranzumwunden,
Des Halbmonds Macht bei Mohacz schlug;
Als er, in hehrer Siegesfreude,
Des heißen Tages reiche Beute
Heim zu Sybillens Füßen trug, —

Nicht ahnt' er, daß nach hundert Jahren
Sein Volk das Heiligthum der Laren
Kaum achten würde mehr, das Schloß,
Wo kampfesfam Europa's Helden
Eugen und Villars sich gesellten,
Wo sich der Janustempel schloß!

Auf eines sanften Hügels Rücken
Stellt sich den überraschten Blicken
Das stolze Bauwerk prachtig dar;
Die Schaar der Götter und Göttinnen
Von dem Olympos krönt die Zinnen,
Und hoch thront Zeus mit seinem Aar.

Es ziehen, hallenreich, die Flügel
In edlem Gleichmaß hin am Hügel,
Umarmend rings des Hofes Zier:

Am söllerförm'gen Eingang wachen
Alcid, die Faust im Löwenrachen,
Und Pallas, bänd'gend Tiegers Gier.

Einst herrscht' im Schlosse reges Leben,
Und teutscher Helden kühnem Streben
Ward hier manch schallend Hoch gebracht; —
Doch längst verscholl der Klang der Becher,
Und durch die öden Prunkgemächer
Rauscht sagenreich die Mitternacht.

Wie schaurig, Haus, verwaist für immer,
Glühst du in rötblich düsterm Schimmer
Spät Abends in der Sonne Gold,
Wenn Phöbus seinen Strahlenwagen
Auf Feuerwolken fortgetragen,
Hinab zum fernen Weltmeer rollt!

Die hohen Fenster sprüben Blitze;
Zum ausgestorbnen Fürstensitze
Ist Markgraf August heimgekehrt!
Sind es die fränk'schen Abgesandten,
Die, aus dem blut'gen Grab erstanden,
Graf Metternich mit Festen ehrt?

Wer nennt die Namen mir von allen
Den Hoh'n, die einst in diesen Hallen
Schuz fanden und ein wirthlich Dach?
Die lezten Conde's, Moreau's Krieger,
Von Oesterreich Carl, Lodi's Sieger,
Germaniens Stolz und . . . seine Schmach!

Hier lebt', in seinen Restortagen,
Carl Friedrich oft; des Alters Plagen
Vergessend und des Herrschens Müh';
Von Badens Macht den greisen Gründer
Umspielt die blüh'nde Schaar der Kinder,
Und seine Thränen segnen sie.

Hier war's, wo Er, in bessern Jahren,
Zuerst des Schicksals Gunst erfahren,

Das ihn zum Königsthron berief;
Hier eint' er die getrennten Staaten,
Hier huldigte ihm Baden-Baden,
Als August kinderlos entschlief.

Hier weilt', im Flug zu Riesenschlachten,
Als Oestreichs Helden neu erwachten,
Napoleon, dem Glück getraut —
Zum letzten Mal auf teutscher Erde
Ruht von der weiten Reis' Beschwerde
Hier dessen kaiserliche Braut.

Doch mit des Schicksals finstern Mächten,
Lehrt Schiller, ist kein Bund zu flechten;
Im Falle fühlt's Lätitia's Sohn; . . .
Und Franz und Alexander traten
Als Sieger in das Haus von Baden,
Einärndtend langer Kämpfe Lohn.

Und hier starb Carl. Er starb, umgeben
Von Allen, die er liebt' im Leben,
Gepflegt von treuer Gattin Hand;
Und wieder sah'n der Ahnen Hallen
Dürr einen Ast vom Stamme fallen,
Der rasch und herrlich blühend stand.

Hier freute sich der Kriegesspiele,
Schon nah' gerückt dem Lebensziele,
Großherzog Ludwig, Mars stets hold;
Und hier aus tiefstem Herzensgrunde
Begrüßten wir zum schönsten Bunde
Sophien jüngst und Leopold.

Ja, was seit Markgraf Ludwig's Tagen
Nur Großes hat sich zugetragen,
Dies Schloß hat seinen Theil daran;
Herold vergangener Geschlechter,
Erhebt sich Zeus, des Hauses Wächter,
Schwingt seine Blitze himmelan,

Und donnernd ruft er aus den Höhen:
„Laßt ja den Frevel nicht geschehen,
Die ihr euch Badens Söhne nennt;
Gestattet nicht, daß sie verderbe,
Die schönste Perl' in Badens Erbe,
Erhaltet Ludwigs Monument!"

.....

Rastatt.

(Aus dem Freiburger Wochenblatt, Jahrg. 1835.)

Rastatt war schon in uralten Zeiten ein ansehnliches Dorf, wurde aber, so wie es jetzt ist, von dem teutschen Helden Markgraf Ludwig, dem Türkenbändiger, zu Ende des siebzehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts erbaut und blieb seitdem die Residenz der Markgrafen von Baden-Baden bis zum Erlöschen dieser Linie im Jahr 1771. Das Residenzschloß ist unstreitig eines der prächtigsten in Teutschland. Es thront auf einer mäßigen Höhe über der regelmäßig angelegten Stadt und breitet seine mächtigen Flügel und Arme gegen sie aus wie zum Schutz und Schirm. Majestätisch ist das Portal, und hoch oben auf der Zinne des Daches verkündet die kupferne, vergoldete Bildsäule des Donnergottes Zeus den Herrschersitz. Im Innern des Schlosses bewundert man die prächtigen Marmortreppen, die herrlichen Säle und reichgeschmückten Gemächer. Besonders merkwürdig ist das sogenannte Türkische Zimmer, in welchem die Waffen, Fahnen, Roßschweife ꝛc. aufbewahrt werden, welche Markgraf Ludwig von den Saracenen erbeutet, die er in mehreren Schlachten besiegt hatte. — Ebenso merkwürdig sind die Friedenssäle, wo im Anfange und zu Ende des vorigen Jahrhunderts hier an der Grenze von Frankreich und Teutschland Stillstände gemacht wurden in unseren langwierigen Processen mit dem unruhigen überrheinischen Nachbar. In einem dieser Zimmer zeigt man noch an den Wänden die Tintenflecken, welche hingespritzt wurden von den Federn der großen Helden und Staatsmänner, Prinz Eugen und Marschall Villars, als sie im Jahr 1714 den 7. März, Morgens zwischen drei und vier Uhr, nach einem langen, verheerenden Kriege, den Frieden zwischen Teutschland und Frankreich unterzeichneten. Die zweite Friedensunterhandlung fand hier im Jahr 1789 statt, endigte aber nicht mit Tinten-, sondern mit Blutflecken. Denn die französischen Gesandten, die freilich ihre Jakobiner'sche Unverschämtheit damals auf's Höchste trieben und die Teutschen schmachvoll behandelten, wurden zuletzt, als der Krieg mit Oesterreich schon wieder ausgebrochen war, bei ihrer Abfahrt nach Frankreich, nicht weit von den Thoren Rastatts, mörderisch überfallen, wobei zwei von ihnen das Leben verloren. Wer die eigentlichen Urheber dieses, das heilige Völkerrecht so schändlich verletzenden Verbrechens waren, ist nie ganz klar erwiesen worden.

Albthal.

Die Entstehung von Herrenalb.*)

Es irrt der Graf von Eberstein
In tiefer Nacht durchs Thalgewinde:
Getrennt von seinem Jagdgesinde,
Sucht er den Weg beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin,
Da hört er wunderbare Stimmen,
Hoch über Felsen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Gespenster ziehn.

Jetzt tönet eines Glöckleins Klang;
Er sieht von den erstiegnen Höhen
Tief unter sich ein Kloster stehen,
Und hört den dumpfen Chorgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle;
Von hundert Kerzen ist sie helle,
Die Wände schmücket Waldesgrün;

Und singend steht im hohen Chor
Der blassen Mönche Doppelreihe,
Der Priester hebt zur heil'gen Weihe
Am Hochaltar den Kelch empor.

*) Das [illegible] Herrenalb liegt nicht weit von der Badischen Grenze, schon im Würtembergischen Gebiete, [illegible] Herrenalb, unserm Sagenkreis an.
Der Herausg.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet,
Ihm ist, er werd' hinaufgezogen
Aus wildempörten Meereswogen,
Ins Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:
„Geht hin zur stillen Ruh, ihr Müden,
Und du auch, Berthold, zieh in Frieden,
Jedoch vergiß des Herren nicht!"

Dieß sagend winkt er mit der Hand,
Und Kirch' und Mönche sind verschwunden,
Und wie von einem Traum entbunden
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht;
Der Graf kehrt heim im ernsten Sinnen,
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen
Will nimmermehr das Traumgesicht.

„Wohl," — ruft er, „ist die Deutung klar! —
Wo jene Wunder mir erschienen,
Da sollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Tempel und Altar!"

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der spiegelhellen Alb umzogen
Erhebt sich bald das Gotteshaus.

Alois Schreiber.

Die Stiftung von Frauenalb.

Bleich, mit angstergrauten Locken,
Starren Blicks, zum Tod erschrocken,
Kehrt der edle Herr von Zimmern
Heim vom Wald beim Sternenflimmern.

Und vom Kreis der Jagdgenossen,
Der verwunderten, umschlossen,
Gibt der blasse Waidmann Kunde
Von dem schauerlichen Grunde:

„Wißt, den Riesenhirsch zu jagen,
Der uns neckt seit vielen Tagen,
Hatt' ich mich im Wald verloren
Weit von dieses Schlosses Thoren.

„Als ich meint', ihn zu erlegen,
Trat ein Recke mir entgegen,
Wild und gräßlich anzuschauen,
Noch gedenk' ich sein mit Grauen.

„Ihm zu folgen, winkt' er schweigend
Mir, zur Waldschlucht niedersteigend;
Folgen mußt' ich wider Willen
Seinem Machtgebot, dem stillen.

„Tief im Walde, weit von hinnen,
Blickt' ein Schloß mit hohen Zinnen,
Diener harrten an der Pforte,
Die uns grüßten ohne Worte.

„Wir durchschritten lange Gänge;
Hoch im Saale mit Gepränge
Saß ein Fürst, so schien's, beim Feste,
Reich bewirthend edle Gäste.

„Schweigen doch rings in der Halle;
Ernst und schweigsam grüßen Alle,
Füllten Becher, tranken, aßen
Ernst und schweigsam allermaßen.

„Gold und silbernes Geräthe
Trug der Tisch, der glanzbesäte,
Lautlos küßten sich die Becher,
Glutb entlebt dem Mund der Zecher.

Oft schon sahst ihr ohne Zittern
Mit dem Tod mich Lanzen splittern, —
Doch dies Schauspiel war unsäglich
Grauenvoll, fast unerträglich!

„Und mein schweigender Begleiter
Führte bald von da mich weiter;
Neues Grüßen, neues Neigen,
Doch stets gleiches Todesschweigen.

„Durch dieselben Gänge nieder
Stiegen wir ins Freie wieder;
Kaum entrückt dem Schreckensorte,
Sprach mein Führer diese Worte:

„„Den du sahst in jenem Schlosse,
War Herr Friedrich, Zimmerns Sprosse,
Einst dein Ohm, ein mächt'ger Degen,
Kühn und mannhaft allerwegen.

„„Doch an eitelem Gewinne
Hing sein Herz; mit hartem Sinne,
Gierig stets nach neuer Beute,
Drückt' und plackt' er Land und Leute.

„„Ich mit seinen andern Knechten
Half ihm treu zu allem Schlechten,
Darum uns und ihn betrafen
Qualvoll Gottes ew'ge Strafen.

„„Albrecht, Albrecht! laß dir rathen:
Sieh' zurück auf deine Thaten
Und bereu' aus tiefster Seele
Deines Stamms und deine Fehle!'"

„Sprachs und schwand. Ich schrack zusammen;
Jenes Waldschloß sah ich flammen.
Und ich hört' ein kläglich Stöhnen
Aus dem Schwefelqualm ertönen.

„Dies, ihr Herrn, hab' ich erfahren;
Lest's in meinen grauen Haaren!
Drum zur Buße schwerer Sünden
Will ich nun ein Kloster gründen." —

Stumm, von Schauern überflossen,
Hörten's seine Jagdgenossen
Und erwogen im Gemüthe
Ihrer Sünden reiche Blüthe.

„„Berthold!"" — sprach der Ebersteiner: —
„Euer Vorsatz ist auch meiner!"
Und, von gleicher Gluth entzündet,
Hat er Frauenalb gegründet.

Eduard Brauer.

(Aus dessen „Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgebung ꝛc." Vergl. damit die Erzählung derselben Sage in Krieg von Hochfelden „Geschichte der Grafen von Eberstein ꝛc." Seite 13, 14 und 451—354.)

Johann von Hohenwart.

Wegen wiederholten Landfriedensbruches war Kunz von Hohenwart vom Kaiser und Reich in Acht und Aberacht erklärt worden, und Graf Eberhard von Eberstein hatte den Auftrag erhalten, ihm seine Veste zu zerbrechen und ihn selbst lebendig oder todt in seine Gewalt zu bringen.

Siebzehn Wochen lag Eberhard bereits vor Schloß Hohenwart, ohne daß es ihm gelungen war, den Belagerten den geringsten Vortheil abzugewinnen. Nach und nach waren aber in der Burg die Lebensmittel ausgegangen und Hunger und Krankheit begannen unter der Mannschaft einzureißen. Durch einen verzweifelten Ausfall wollten die Geächteten neue Vorräthe in die Veste schaffen; allein der Anschlag mißlang, und als sie keinen Ausweg mehr sahen, zogen sie einen rühmlichen Tod dem schmählichen Ende unter Henkershand vor, und bis auf Wenige sanken Alle mit ihrem Führer unter dem Schwert ihrer Feinde, welche jedoch ihren Sieg auch mit dem Leben vieler Tapfern bezahlen mußten. Die Burg ward hierauf eingenommen und dem Boden gleich gemacht. Unter den

wenigen Gefangenen befand sich auch des Hohenwarters einziger, vierzehnjähriger Sohn; der unschuldige Knabe sollte gleichfalls für das Vergehen seines Vaters büßen: er ward in das Kloster Herrenalb gebracht, um dort erzogen und, sobald er das gehörige Alter erreicht, in die Mönchskutte gesteckt zu werden.

Unter den Mönchen nahm sich des Knaben besonders der Bruder Placidus an. Oft und bitter vom Leben und den Menschen getäuscht, hatte ihn zuletzt Welthaß in das Kloster geführt, und er suchte diesen auch in dem jugendlichen Herzen seines Schützlings zu erwecken. Haß in dem Knaben anzufachen gelang ihm zwar, aber nicht gegen die Welt, sondern gegen Diejenigen, welche ihn so grausam daraus verstoßen hatten. Oft stand der arme Jüngling an einem Fenster des Klosters und schaute hinaus in die freie Gotteswelt, die auf ewig ihm verschlossen seyn sollte; heiße Thränen rannen ihm über die Wangen, und die Sehnsucht nach Freiheit, nach der offenen Natur, wollte ihm fast das Herz brechen. Vergebens jedoch waren seine Klagen; die Pforten des düsteren Klosters erschlossen sich ihm nicht mehr. Und er durfte seinen Schmerz nicht einmal laut werden, nicht die leiseste Klage sich entschlüpfen lassen, sonst wartete seiner die härteste Züchtigung. So wuchsen Groll und Rachedurst mit ihm auf; allmählig ward er ein Meister in der Verstellungskunst, indessen tief in seinem Innern die verderbliche Flamme des Hasses gegen die Stürzer seines Hauses in heller Lohe fortglühte. Am bittersten jedoch war sein Groll gegen den Grafen von Eberstein, der ihm den Vater, der ihm sein Erbtheil entrissen, der ihn in das verabscheute Kloster begraben hatte, wo er nun sein frisches, kräftiges Leben vertrauern mußte. Trotz dem galt er allgemein im Kloster für das Muster eines frommen Bruders, und seinem natürlichen Verstand gelang es bald, alle seine Mitbrüder durchschauend, sich eines Jeden Gunst zu erwerben. So kam es, daß er, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, nach dem Tode des alten Abtes fast einstimmig zum Vorsteher des Klosters erhoben wurde.

Jetzt hatte der junge Mann den ersten Zweck seines Strebens erreicht, und glaubte nun Mittel und Macht genug zu

besitzen, seinen Racheschwur lösen zu können. Aber in keines Menschen Brust hatte seine Vorsicht das Geheimniß seines Herzens niedergelegt, Niemand ahnte die schwarzen Gedanken, über denen seine Seele brütete. Jeder wähnte, die Zeit habe das Andenken an sein Mißgeschick in ihm ausgelöscht und er liebe nun das friedliche Leben der Mönche.

Die Herren von Eberstein waren Schirmvögte des Gotteshauses Herrenalb, und dieses Amt führte den Grafen Eberhard öfters in das Kloster. Als er bei solch einer Gelegenheit bei den Mönchen das Mittagsmahl einnahm, kam das Gespräch unter Anderm zufällig auf seine Familie, und Eberhard erwähnte hierbei mit sichtlichem Wohlgefallen seiner einzigen Tochter, pries die Anmuth ihrer Gestalt und die Vorzüge ihres Verstandes, und leichthin konnte man an der Wärme, womit er sprach, abnehmen, daß dieses Kind der Stolz und die Freude seines Lebens sey. Diese Rede weckte in dem Abte furchtbare Rachegedanken. Noch war er nicht mit sich einig gewesen, wie er seinen Feind am Schmerzhaftesten treffen könne; aber jetzt ward es ihm plötzlich klar, wie er sich an dem Grafen rächen, wie er dessen Herz und Stolz verwunden wolle. Die Tochter mußt' er verderben und dadurch dem Vater den Todesstoß versetzen.

Durch Kundschafter erfuhr er, daß die junge Gräfin Agnes öfters diesseits der Murg lustwandle. Vermummte lauerten eines Tages der Arglosen auf, ergriffen sie und während der Nacht ward sie unbemerkt ins Kloster in sicheren Gewahrsam gebracht. Mit eben so viel Bosheit als List war der Plan zum Verderben der schönen Agnes angelegt.

Ein verschmitzter, vertrauter Knecht des Abtes erschien im Mönchsgewand im Gemach der Gefangenen. Er sagte zu dem angstterfüllten Mädchen, er sey der Vorsteher des Klosters, und habe, von heftiger Liebe zu ihr entbrannt, dem Drange seines Herzens nicht länger widerstehen können, sie gewaltsam entführen und ins Kloster bringen zu lassen. Er bedaure, wenn er ihr Kummer verursache, allein es stehe nur bei ihr, sich durch ihre Gunst die Freiheit zu erkaufen. Wie vorauszusehen, war eine verächtliche Abweisung der Bescheid auf diesen schamlosen Antrag. Der verkappte Mönch entfernte sich mit dem Bemer-

ken, die Länge der Zeit werde das sprode Täubchen schon kirre machen.

Einige Stunden später öffnete sich wieder leise die Thüre, und vorsichtig trat ein junger Rittersmann von hohem Wuchs und lieblicher Gesichtsbildung in das Gemach. Nachdem er die niedergeschlagene und weinende Gefangene mit Anstand begrüßt, begann er:

„Verzeiht, schöne Gräfin, wenn ich Eure Einsamkeit störe und Eure nur zu gegründete Bekümmerniß unterbreche; allein meine Absicht muß mir zur Entschuldigung dienen. Auf Besuch bei einem Anverwandten hier im Kloster erhielt ich Kunde von Eurem Mißgeschick und von der Schurkerei des Abtes. List erschloß mir die Thüre Eures Gefängnisses und ich komme, Euch meine Dienste anzubieten. Wenn Ihr Euch einem Unbekannten anvertrauen wollt, so sollen hoffentlich die nämlichen Mittel, die mir den Eintritt hierher verschafften, Euch zur Freiheit verhelfen."

Der gewinnende, einschmeichelnde Ton des jungen Mannes erwarb ihm schnell das Zutrauen des freudig überraschten Mädchens, wozu sein anmuthiges Aeußere nicht wenig beitragen mochte.

„„Möge der Himmel Eure wohlmeinende Absicht lohnen!"" — erwiederte sie — „und wenn Euer Vorhaben gelingt, dürft Ihr der vollsten Dankbarkeit meines Vaters gewiß seyn. O, gebt ihm Nachricht von meinem Aufenthalt, wenn es Euch möglich ist; bedenkt, wie er sich um sein verlorenes Kind grämen mag!""

„Von Dank kann hier nicht die Rede seyn," — versetzte der Ritter — „denn ich thue nur, was die Pflicht mir gebietet, und wenn mein redliches Unternehmen mir ein freundliches Andenken bei Euch gewinnt, dann fühl' ich mich überreich belohnt. Eurem Vater Nachricht zu geben, wird indessen wohl schwer seyn, da der Abt überall Spürhunde hat und, falls diese von unserm Unternehmen etwas vermerkten, Euch sicherlich an einen Ort bringen ließe, wo Euch Niemand so leicht entdecken könnte. Doch verlaßt Euch auf mich; ich hafte mit meinem Ritterworte dafür, daß Ihr durch mich Eure Freiheit wieder

erhalten sollt. Die Art und Weise, wie dies auszuführen, wird erst die Zukunft lehren."

Bald hierauf verließ der Ritter die Gräfin, nachdem er vorher versprochen, sie demnächst wieder zu besuchen; aber sein Bild blieb in Agnesens Herzen zurück.

In der That kehrte der junge Mann bald wieder zu ihr und erneuerte sodann täglich seine Besuche. Die Jungfrau glühte von heftiger Liebe zu ihm, und sie verbrachten mit einander manche Stunde in traulichem Kosen. Ihr Gefängniß war ihr durch die Gegenwart ihres Geliebten sogar theuer geworden, ja sie gedachte schon nicht ohne Bekümmerniß der Zeit, die sie zurückführen sollte in die Arme ihres Vaters, weil sie sich dann von ihrem jungen Tröster, vielleicht auf immer, trennen müßte. Doch wollte sich, wie der Ritter versicherte, noch immer keine günstige Gelegenheit zur Flucht bieten; stets traten neue Hindernisse in den Weg.

Auch der als Abt verkleidete Knecht stellte sich noch einige Male ein, ward aber immer verächtlicher und derber zurückgewiesen.

Trostlos jammerte indessen der Graf von Eberstein um die geliebte Tochter. Er sandte nach allen Seiten seine Diener auf ihre Spur, doch alle kehrten sie wieder unverrichteter Dinge zurück. Er selbst durchstreifte täglich zu Roß die ganze Umgegend, allein mit eben so wenig Erfolg. Eines Tages, als er, am Fuß eines Hügels gelagert, seinem Schmerze nachhing, während sein Pferd neben ihm graste, kam ein Knabe mit etlichen Ziegen, die er heimwerts trieb, des Weges daher. Auch Diesen forschte der Graf aus, allein der Hirtenjunge wußte keine Auskunft zu geben.

Eberhard seufzte vor sich hin: „O meine arme Agnes!"

„Agnes?" — fragte der Junge, — „sonderbar, heute höre ich diesen Namen, den ich sonst in meinem Leben noch nie vernommen, schon zum zweiten Mal!"

„Wo? Wo?" fragte begierig der Graf.

„Ei nun," — versetzte der Knabe — „drüben im Kloster. Ich bringe manchmal Brunnenkresse in die Küche dorthin, und da bekomm' ich immer etwas zu essen dafür. So war es auch heute. Ich saß in der großen Stube neben der Küche, da hörte

ich nebenan sprechen und diesen Namen nennen; es kam mir gerade vor, als wenn es von dem großen Bilde herkäme, welches die Schutzpatronin des Klosters vorstellt."

Fast ungläubig schüttelte der Oberstleutner den Kopf; aber nach einigem Nachdenken dünkte es ihm doch, daß es der Mühe vielleicht lohnen möchte, der Sache näher nachzuforschen. Er konnte sich freilich die Möglichkeit kaum vorstellen, daß seine Tochter im Kloster gefangen läge, wo er nur gute Freunde zu haben glaubte, wollte sich aber doch keine Fahrlässigkeit vorzuwerfen haben.

Er kleidete darum gleich des andern Tages in Pilgertracht an der Klosterpforte und bat demütig um etwas Speise, seinen Hunger zu stillen. Er ward in das Zimmer gewiesen, das ihm der Hausknabe beschrieben hatte und das er leicht an dem großen Gemälde der heiligen Jungfrau erkannte. Es war in der Wand selbst eingerahmt und reichte vom Boden fast bis an die gewölbte Decke.

Anfänglich befanden sich noch andere Fremde in der Stube, weshalb er dieselbe nicht gleich näher untersuchen konnte; doch strengte er seine ganze Aufmerksamkeit an, ob er nichts hinter der Leinwand vernehmen könne. Lange blieb dies vergebens. Endlich hört' er flüsternde Stimmen aus jener Gegend, jedoch waren sie nicht laut genug, um von den Uebrigen vernommen zu werden, die sich nur mit ihrem Essen beschäftigten. Er harrte darum voll Ungeduld ihrer Entfernung, und als er sich endlich allein sah, trat er näher an das Bild und lauschte mit verhaltenem Athem. Deutlich unterschied er eine jener Stimmen, und, wenn ihn nicht Alles trügte, so gehörte die eine seiner Tochter. Der andere dünkte ihm ebenfalls bekannt, ohne daß er jedoch mit sich einig werden konnte, wem er sie beilegen solle. Er hörte ganz vernehmlich, wie von einer Flucht die Rede war, die um Mitternacht bewerkstelligt werden sollte, und zwar wolle man den Weg die Alb abwärts nehmen, um der etwaigen Verfolgung zu entgehen, falls das Verhalten verraten würde.

Eberhard bohrte nun mit aller Vorsicht mit der Spitze seines Schwertes, das er unter seinem Pilgergewande verborgen trug, eine Oeffnung am Rande des Gemäldes. Wer beschreibt aber seine Ueberraschung, als er jetzt das anstoßende Gemach über-

sehen konnte und in demselben seine Tochter in den Armen eines Mannes in Ritterracht erblickte, der eben einen feurigen Kuß auf die Lippen des Mädchen drückte. Staunen und Wuth ließen ihn anfänglich zu keinem Entschluße kommen, und bevor er sich wieder gefaßt hatte, verließ der junge Mann das Gemach. Eberhard entfernte sich gleichfalls augenblicklich, um ruhiger über seinen Plan nachzusinnen.

Unweit von dem Kloster erhebt sich am Wege eine Masse gewaltiger Felsenklippen, der Kalkenstein genannt. Im Schatten dieser mächtigen Steinwand harrte der Graf von Eberstein mit Reisigen auf die Stunde der Mitternacht. Kaum war der zwölfte Schlag auf der Klosteruhr verklungen, da tönte Hufschlag durch die Stille der Nacht, und gleich darauf kamen zwei Reiter des Wegs daher galoppirt. Mit einem donnernden „Halt!" warfen sich Eberhard und seine Gefährten ihnen entgegen.

„Heiliger Gott! das ist meines Vaters Stimme!" rief Agnes — denn diese war eine der beiden Berittenen — ihrem Begleiter zu. Allein Dieser kehrte sich wenig daran und drang wütend auf die Anwesenden ein. Doch nach einem kurzen Gefecht traf ihn ein so gewaltiger Streich von Eberhards Schwerte, daß er taumelnd und blutend vom Roße sank.

„Ulric Sommerle Willen, was habt Ihr gethan? mein Vater!" — jammerte die reuelose Dirne — „Ihr ermordet Den, der mich erretten aus den Händen des ruchlosen Abtes!"

„Schweig ungerathene Dirne!" — herrschte der Vater ihr zu — „Sprich, wenn du gefragt wirst! Zuerst will ich ein Wort mit diesem, deinem sogenannten Retter, reden. — Sprich, Schurke, wer bist du, und was erklärst du mit meinem leichtsinnigen Kinde?"

„Eure Tochter ist schuldlos;" — stöhnte der Verwundete mit erstarrender Stimme. — „Ich fühle den Tod mir nahen und will keine Lüge mit hinaber nehmen in die Ewigkeit; darum hört mich gläubig an. Ich bin Johann von Gebenwart, der Abt des Klosters Herrenalb. Ihr habt mir einst den Vater gemordet, mein Besitzthum geraubt und mich zu einem freudelosen Leben im Kloster verdammt, das mir in innerster Seele zuwider ist. Da schwor ich Euch grimmige Rache. Ich

raubte Eure Tochter, um sie Euch entehrt wieder zurückzusenden. Unter dieser Verkleidung gelang es mir, ihr Herz in Liebe zu mir zu entflammen, doch ihre Reize waren so mächtig, daß sie meinen Haß entwaffneten. Ich beschloß, mit ihr zu fliehen; vielleicht hätte ich in der Ferne ein stilles Glück an ihrer Seite gefunden und meinen Schwur dennoch dabei gehalten, da Ihr ja durch mich Euer theuerstes Kleinod verloren. Agnes wußte nichts von meinem eigentlichen Vorhaben. Es ist mißlungen. Wohl mir, daß ich sterbe! Das Geld, womit mein Roß beladen ist, gehört ins Kloster; es mag ohngefähr den Werth dessen betragen, was das Kloster widerrechtlich von meinen Stammgütern erhielt!" — Hier verließ ihn das Bewußtseyn.

Die Gräfin Agnes war während dieser Rede wie leblos zu Boden gesunken. Zwischen Mitleid und Rachgier schwankend, stand Graf Eberhard in tiefen Gedanken. Endlich befahl er den Knechten, von Baumästen eine Tragbahre zu fertigen und den Verwundeten nach Eberstein zu bringen. Er selbst nahm seine ohnmächtige Tochter vor sich auf's Roß und eilte seiner Burg zu. — Von dem Abte vernahm man nie mehr etwas im Kloster, nur daß ein Unbekannter das von Jenem auf die Flucht mitgenommene Geld zurückbrachte; doch erzählt man, der Abt sey unter sorglicher Pflege auf dem Schloß Eberstein genesen, habe bald darauf, von dem Grafen reichlich mit Geld und Waffen versehen, unter fremdem Namen das Kreuz genommen und sey in Palästina in der Schlacht von Ctesia geblieben. Die Gräfin Agnes aber nahm den Schleier im Kloster Frauenalb und starb in der Blüthe ihrer Jahre.

M. Schreiber.

(Vergl. „Sagen und Bilder aus der Kinderwelt" Karlsruhe, 1836.)

Fürstenzell.*)

Im dreizehnten Jahrhundert zogen aus Deutschland zahlreiche Schaaren von Edlen und Reisigen nach Ostpreußen und

*) Die Stadt Fürstenzell liegt nahe bei der Stadt Griesbach, Brlt. und Passau, und ist einer Kolonie Schwarz, das im Jahre 1802 die Schwestern dort ihr weibliches Stift von Neuburg a. D. wiederhergestellt hatten.

Livland, um dort mit den teutschen Rittern gegen die Ungläubigen zu fechten. Einem solchen Zuge schloß sich auch Kurt von Fürstenzell an, dessen Stammschloß auf einem Hügel an der Alb lag. Er ließ eine junge Gattin und zwei Töchterlein im zartesten Alter zurück.

Schon im ersten Treffen ward er von den wilden Preußen gefangen und zu schimpflichen Sklavenarbeiten verurtheilt, unter denen er über fünf Jahre sein Leben elend hinschleppen mußte, bis endlich ein großer Sieg des christlichen Heeres ihm Gelegenheit verschaffte, zu seinen Glaubensbrüdern zu entfliehen. Aber jetzt erneuerte sich mit verdoppelter Stärke das Heimweh in seinem Herzen; er gedachte mit bangen Besorgnissen seiner schutzlosen Gattin und Kinder und beschloß nun, so eilig als möglich nach Hause zu kehren, weßhalb er ein Pilgergewand anlegte und sich augenblicklich auf den Weg machte. Nach vielen Gefahren und Mühseligkeiten sah er endlich das Land seiner Väter wieder und war kaum noch eine halbe Tagreise von seiner Burg entfernt, als er spät am Abend ein Nonnenkloster erreichte, wo er um Herberge ansprach. Er wurde freundlich aufgenommen und gut bewirthet, worauf die Schaffnerin ein junges Dienstmädchen herbeirief und ihr befahl, den Pilger in die Herberge zu führen, die nur einige Schritte vom Kloster entfernt lag. Bertha, so hieß das Mädchen, war eine schmucke Dirne von ohngefähr achtzehn Jahren, und schien sehr überrascht, einen Pilgrim zu sehen, der aus so fernen Landen kam, und für das Kreuz gestritten.

„Ihr kommt aus Preußen?“ — fragte sie auf dem Wege nach der Herberge mit einer Stimme, die mehr als gewöhnliche Neugier verrieth.

„Ja, mein Kind.“

Ein Ach! entschlüpfte bei dieser Antwort dem Busen des holden Mädchens.

„Du seufzest?“ — sagte der Pilger — „hast du vielleicht einen Bruder oder Vater unter den teutschen Schaaren, welche in jenes Land gezogen sind?“

„Nein, nein,“ — erwiederte die Jungfrau — „aber ein Bräutigam aus unserer Gegend ist vor mehr als fünf Jahren zu den Schwertbrüdern gegangen, und Niemand weiß,

ob er noch lebt oder seinen Tod unter den Heiden gefunden hat."

„Wie heißt der Mann?" — fragte hastig der Pilgrim.

„Kurt von Fürstenzell."

„Ich kenne den Ritter! Er ist bereits auf dem Heimwege zu den Seinen begriffen!" — rief der Pilger. — „Aber weißt du auch von ihnen Bescheid?"

„Wohl weiß ich Bescheid — ach, der arme Ritter!"

„Um Gotteswillen, sprich, verhehle mir nichts, auch das Schlimmste nicht!"

Die Beiden waren gerade in diesem Augenblick zur Herberge gelangt, vor welcher eine Bank stand. Das Mädchen drückte den zitternden Pilgrim sanft auf dieselbe nieder, setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand: „Ritter Kurt wird seine Burg in den Händen eines Räubers, Diethers von Malsch, und seine Gattin — im Grabe finden!" — sagte sie nun, während Thränen über ihre Wangen strömten.

„Meine Gattin! Meine Burg! — Ach! und meine armen Kinder, wo mögen die wohl seyn?" — schrie der Pilger aufspringend und die Hände ringend.

„Gott! mein Vater! mein Vater!" — rief das Mädchen, in seine Arme stürzend — „ich bin Eure Irmentraut! — meine Schwester ist dort im Kloster!"

Nun erzählte Irmentraut, wie drei Jahre nach seinem Weggange sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode verbreitet und Diether hierauf seine Ansprüche auf Fürstenzell, als ein Mannslehen, gegründet; sie erzählte ferner, wie er sich mit Gewalt des Schlosses bemächtigt und ihre Mutter bei dunkler Nacht mit ihren Kindern entflohen; wie sie endlich eine Zuflucht in dem Kloster gefunden, wo Frau Elsbeth bald darauf gestorben. „Die gute, fromme Aebtissin" — setzte sie hinzu — „gab mir und der Schwester, unserer Sicherheit wegen, andere Namen, denn es war von der Hinterlist des Ritters von Malsch das Schlimmste zu befürchten. Meine Herkunft um so sicherer zu bergen, mußte ich sogar Magd des Klosters werden."

„Meine Tochter eine Magd, eine Leibeigene?" — rief der Pilger in wildem Ingrimm.

„Beruhigt Euch, liebster Vater! Man läßt mich nur ganz

leichte Dienste verrichten. — Die Aebtissin hat nur unsere Rettung im Auge."

Nach langem Nachsinnen befahl der Ritter von Fürstenzell seiner Tochter das tiefste Schweigen über das Begebniß an. Er wolle die Nacht über mit sich selbst zu Rathe gehen, was in dieser bedenklichen Lage zu thun seyn möge.

Auf der Burg Fürstenzell fand einige Tage später ein glänzendes Bankett statt, welches Diether vor Malsch den Edlen aus der Nachbarschaft gab. Bei Tafel herrschte die ungebundenste Lust, als plötzlich ein Diener, bleich und athemlos, mit der Nachricht hereinstürzte, der Geist des alten Kurt von Fürstenzell lasse sich in der Burgkapelle blicken. Grauen überfiel alle Gäste und mehrere derselben dachten schon an einen schleunigen Rückzug. Diethers Blicke waren starr nach der Thüre des Saales gerichtet. Diese öffnete sich leise und herein trat der Pilgrim. Sein leichenblasses Antlitz, seine von Leiden gefurchte Stirn und Wangen, die spärlichen weißen Locken und der lange wirre Bart gaben ihm auch in der That das Ansehen eines so eben der Gruft Entstiegenen. Die Ritter waren fast alle wie zu Stein erstarrt ob diesem unheimlichen Anblicke. Langsam schritt der Pilgrim die Tafel entlang bis zu dem Stuhle, wo der bebende Diether saß, legte diesem die Hand auf die Schulter und rief mit donnernder Stimme: „Räuber meines Eigenthums! Mörder meiner Elsbeth! Die Stunde der Rache hat für mich geschlagen!" — Diethers Blut gerann zu Eis, sein Haar sträubte sich empor, er wollte aufspringen und fliehen, fiel aber vom Stuhle zu Boden und war eine starre Leiche.

„Gott, ich danke dir! Du hast gerichtet!" — rief jetzt der Pilgrim mit gefalteten Händen; hierauf, zu den anwesenden Rittern gewendet, sprach er: „Kennt Ihr mich nicht mehr? Seyd ihr nicht größtentheils meine alten Waffengefährten? Wunderbar hat mich der Herr gerettet aus Elend und Irrsalen aller Art!" — Er erzählte nun, wie es ihm ergangen, und Alle freuten sich aufrichtig seiner glücklichen Heimkehr und hingen ihm von nun an als die treuesten Freunde an.

Aloys Schreiber.

(Aus Dr. Schreiber „Taschenbuch für die Vorzeit" [illegible])

Die umgehenden Feldmesser.

Im Albthale geht in den heiligen Nächten ein Geisterzug von Marrzell bis zur Wattmühle hin und zurück. Vier Männer, deren Jeder ein Licht trägt, führen in ihrer Mitte einen nakten Mann, aus dessen Leib, von Kopf bis zu den Füßen Feuer hervorglüht; ein Sechster schreitet in kleiner Entfernung neben her; er trägt ein blaues Licht und kann erlößt werden. Die fünf Anderen sind unter sich in heftigem Streit begriffen und schlagen wild auf einander los, besonders auf den Mann, der in der Mitte geht. Sie waren bei ihren Lebzeiten betrügerische Feldmesser und der Nakte ihr Anstifter, weßhalb die Andern ihm nun Vorwürfe machen und Rache an ihm nehmen.

(Auf der Gemarkung von Weingarten im Bruchrain gehen ebenfalls nächtliche Feldmesser um. Sie erscheinen mit ihren Stangen gleich nach der Abendglocke, messen die Felder und setzen Grenzsteine die ganze Nacht hindurch und verschwinden erst in der Frühe, wenn der englische Gruß geläutet wird).

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 1836.)

Der Ring am Ettlinger Kirchthurm.*)

Bei der Verbrennung Ettlingens durch die Franzosen waren die Mauern des achteckigen Kirchthurmes zwar stehen geblieben, hatten aber vom Feuer so sehr gelitten, daß man, bei der Widerherstellung des Thurmes, dessen obern Theil abtragen zu müssen glaubte. Da erbot sich ein Schloßergesell, an dem Thurme sein Meisterstück zu machen, und zwar so, daß von demselben nichts abgebrochen zu werden brauche. Nach erhaltener Bewilligung verfertigte er, blos nach dem Augenmaße, einen starken eisernen Ring und schmiedete ihn mit Lebensgefahr oben um den Thurm, ihn so vollkommen anpassend und befestigend, daß er, ohne alle Abtragung, leicht wieder hergestellt werden konnte. Noch jetzt hält dieser Reif den Thurm zusammen und wäre, zu einer ge-

*) Diese und die folgende Sage wird erzählt in P. J. Schneider's „Versuch einer medicinisch-natürlichen Topographie von Ettlingen," S. 92 und 109—110.

raden Stange umgeformt, genau eben so lang, als der Thurm hoch ist.

Streit zwischen Ettlingen und Frauenalb.

Als die Waldungen von Ettlingen noch bis Bärnbach reichten, ließ die Bürgerschaft nächst der Abtei Frauenalb eine gemauerte Schweinsteige mit einem Ziegeldach erbauen. Diese Nachbarschaft fiel den Klosterleuten so beschwerlich, daß sie sich erboten, die Steige auf ihre Kosten zu versetzen, und, als die Ettlinger es abschlugen, dieselbe in der Nacht durch Feuer zerstörten. Kaum war dies in Ettlingen bekannt geworden, so rief der Stadtrath die Bürger zur Rache auf, stürmte an ihrer Spitze nach Frauenalb und gab das Kloster den Flammen Preis. Ueber diese Greuelthat führte die Aebtissin persönlich Klage beim Markgrafen von Baden, welcher darauf sämmtliche Rathsherrn zum Tode, und die Bürgerschaft dazu verurtheilte: den ganzen Waldbezirk von Bärnbach bis zur Moosalb dem Kloster abzutreten, und den Thurm in ihrem Stadtwappen umzukehren, so daß er darin auf der Spitze stehe. Der Markgraf wohnte in eigener Person der Vollziehung dieses Urtheils in Ettlingen bei, und als eilf Rathsherren (der zwölfte hatte sich versteckt,) enthauptet waren, frug er seinen Hofnarren, wie das Köpfen ihm gefalle? — „Wenn die Menschen wie die Weidenbäume wieder ausschlügen, so gefiel es mir nicht übel;*) erwiederte der Narr und bewog durch diesen launigen Einfall den Markgrafen, den zwölften Rathsherren zu begnadigen. Die Enthaupteten wurden auf der Richtstätte begraben und auf die eilf Gräber ebenso viele Steine mit ausgehauenen Köpfen gesetzt. In der Folge, als der Platz in einen Weinberg umgewandelt worden war, versetzte man diese Steine außen an die Mauer bei dem Gutleuthause, der Platz behielt aber von ihnen den Namen „Kopfreben" bis zum heutigen Tage.

---

*) Nach Anderen lautete die Antwort: „Ja, wenn es Krautköpfe waren, die wieder ausschlügen."

Das Rad von Malsch.

Dies Pfarrdorf ist merkwürdig, weil es eines der ersten war, die sich in dem verderblichen Bauernkrieg empörten und mehrere Anführer der Bauern aus diesem Orte waren, die nachher in dem Schloße Kißlau enthauptet wurden. Weil das Dorf ein Rad in seinem Wappen führt und die Anführer dasselbe auf ihren Fahnen hatten, so soll sich daher der Ausdruck „Rädelsführer" schreiben. *)

(Siehe Schreiber's: „Führer für Reisende durch das Großherzogthum Baden." Carlsruhe, 1820.)

*) Dasselbe wird auch von Gaugenheim im Neckarthal erzählt.

Karlsruhe

und nächste Umgegend.

Karls-Ruhe.

Von kühnen Kriegesthaten, verübt mit tapfrer Hand,
Kehrt Markgraf Karl von Baden zurück ins Heimathland.

Dem Schlosse seiner Ahnen zu Durlach eilt er zu,
Und bringt den Unterthanen des Friedens Glück und Ruh'.

Er will die Stadt erweitern den Bürgern zum Gewinn,
Doch seine Plane scheitern an ihrem Eigensinn.

„Das soll euch bald gereuen!“ Spricht Karl, erfüllt von Zorn;
Drauf ruft, ihn zu zerstreuen, zum Wald des Jägers Horn.

Und wie er, um zu fechten sonst zog in's Schlachtgebraus,
Mit jetzt mit Herrn und Knechten er frisch zur Jagd hinaus.

Des Hüfthorns Töne schallen im Hardtwald und Gefild,
Die Büchsen lustig knallen und stöhnend fällt das Wild.

Doch von dem Jagdgetümmel verirrt sich Karl allein,
Und unter freiem Himmel im Walde schläft er ein.

Umrauscht von dichten Bäumen, allein mit seinem Pferd',
Ruht er in süßen Träumen auf weichbemooster Erd'.

Er träumt von tapfern Degen, von Sieg nach schwerem Streit,
Es füllt des Volkes Segen sein Herz mit Seligkeit.

Hoch über dunklen Eichen erblickt er eine Kron',
Dran glänzt mit Sternenzeichen: „Das ist des Edeln Lohn!"

Und rings um die Juwelen, die an der Krone glühn
Kann er die Strahlen zählen, die von dem Himmel sprühn.

Und wie die Strahlen gehen, so glaubt er lichtbekränzt
Die schönste Stadt zu sehen, da wo die Krone glänzt.

Er will die Kron' erreichen, doch plötzlich er erwacht,
Da schimmert durch die Eichen die helle Sternennacht.

Und wie ob dem Gesichte der Markgraf sich erfreut,
Sieht er im Mondenlichte den Sattelknecht zur Seit'.*)

„Ha!" spricht zu dem Getreuen der Fürst nun wohlgemuth,
„Ich habe hier im Freien gar wonniglich geruht.

„Ich will auf diesem Raume mir eine Stadt erbau'n
Und hier, beim stillen Baume soll man mein Grabmal schau'n."

Der Traum der Sternenkrone war gar ein schöner Traum —
Zu Karlsruh', wo ich wohne, da stand der Eichenbaum.

Maximilian Sachs.

Die Gründung von Karlsruhe.

Verirrt auf Waidmanns-Pfaden
War Markgraf Karl von Baden
In grüner Waldesnacht;
Wohl hatt' er manche Stunde
Im Hardtwald schon die Runde,
Doch kargen Fang gemacht.

*) Des Markgrafen Sattelknecht, Namens Aberle, rettete ihm das Leben in der Schlacht bei Höchstädt und erhielten eine Fahne den 13. August 1704.

So ward der Tag geschieden,
Und heil'ger Abendfrieden
Umweht ihn wonnesam;
Da setzt er sich ermattet,
Vom Eichenzelt umschattet,
Auf einen morschen Stamm.

Still ward's im Hain allmälig;
Das Lied, das hundertkehlig
Noch jüngst das Laub durchscholl,
Erstarb in sanften Lauten,
Und durch die Wolken schauten,
Die Sterne sehnsuchtsvoll.

Und wie der Markgraf ruhte,
Ward ihm so wohl zu Muthe;
Ihm schien, daß unsichtbar
Ein Engel ihn umkreiste
Und flüstert ihm im Geiste
Die Worte himmelklar:

„Hier, wo erhabne Eichen
Die Riesenhand sich reichen,
Und traulich aus den Höh'n
Dir Grüß' entgegen rauschen,
Im Grase Veilchen lauschen,
Hier ruht sichs gut und schön.

„Hier muß die Zwietracht schweigen,
Hier, wo auf allen Zweigen
Ein sel'ger Friede ruht;
Vom Sang der Nachtigallen
Die Wipfel widerhallen,
Hier ruht sichs süß und gut.

„Im bunten Hofgewühle
Sitzt Sorg' auf weichem Pfühle,
Langweil' im Gallakleid;

Verdruß ist Kellermeister,
Der Mundkoch, Ekel heißt er,
Mischt Gift zur Sättigkeit.

„Auf alle deine Reden,
Auf deiner Blicke jeden
Lauscht Neid und Ehrgeiz dort;
Geschminkt sind Herz und Wangen,
Die Glieder hält gefangen
Der Mode Herrscherwort.

„Doch hier im Hain, dem kühlen,
Darf noch das Herz sich fühlen,
Da darf noch sonder Zwang
Um sich das Auge schauen; —
Hier sollst du Hütten bauen
Und wohnen lebenslang!

„Wenn draußen Stürme rasen,
Paläste niederblasen,
Sey hier der Ruhe Port;
Denn Treue soll hier wohnen
Und Fürstenweisheit thronen
Fest wie die Eichen dort!" —

So klang's dem Herzensnicken,
Die deutschen Eichen nickten
Den Worten Beifall zu;
Und mit vergnügten Sinnen
Gieng Markgraf Karl von hinnen,
Im Busen Wonneruh'.

Und siehe, um ein Kleines
Ward's laut im Schooß des Haines
Von Axt und Hammerschlag,
Von Meistern und von Knechten;
Bald stieg aus Waldesnächten
Ein stattlich Schloß zu Tag.

Und wieder um ein Kleines
Ward's hell im Schooß des Haines,
Und Karlsruh' heißt die Stadt,
Die schnell begann zu blühen,
Wo nach des Waidwerks Mühen
Der Fürst gerastet hat. *)

Eduard Brauer

*) Das Nähere über die Gründungsgeschichte der Stadt ist zu bekannt, um es hier noch einmal anzuführen; ein trefflicher Aufsatz darüber findet sich in Jos. Bader's „Badenia" Band I Seite 1 u. ff. Nur soviel sey hier bemerkt:

Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach, ein tapferer und väterlich herrschender Fürst, aber durch seinen feurigen Geist zu seltsamen Privatlaunen verleitet, gründete im Jahr 1715 Karlsruhe an der Stelle des Hardtwaldes (Lußhardts), wo er auf der Jagd verirrt, auf einem Baumstamme geruht hatte. Während des Schlummers soll der Gedanke, dort im Herzen des Waldes einen abgeschiedenen, stillen Ruhesitz zu schaffen, in seiner Seele gereift seyn. Karls Ruhe nannte er den Ort, der anfangs nur ein Sommersitz seyn sollte, bald aber durch die wachsende Zahl der nachbauenden Ansiedler zu einer Stadt und zur bleibenden Residenz wurde.

Die frühere Inschrift am Schlosse lautete also:

„Anno 1715 war ich ein Wald, der wilden Thiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Ruhe wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben, in Betrachtung der Creatur, die Eitelkeit verachtend, den Schöpfer recht verehren. Allein das Volk kam auch herbei und baute, was du hier siehest. Also keine Ruhe, so lange die Sonne glänzet, als allein in Gott zu finden, welche du, wann du nur willt, auch mitten in der Welt genießen kannst. Anno 1828."

Bei der Grundsteinlegung wurde der Hausorden der Treue gestiftet.

Die Wahl dieses Platzes zur Anlegung einer Stadt ist schon oft Gegenstand herben Tadels geworden. Allerdings ist die Lage der Stadt, ziemlich fern von Berg und Gewässer, keine besonders günstige, doch ist sie gesund und nicht so trostlos, als sie oft hingestellt wird, gewährt doch die Gegend gegen Ettlingen zu einen recht freundlichen Fernblick und die Nähe des erschönen Hardtwaldes Ersatz für manchen andern Mangel. Schöne Spaziergänge umgeben jetzt die Stadt beinahe auf allen Seiten, und die allgewaltige Zauberin unserer Tage, die Dampfkraft, hat Berg und Gewässer gleichsam herangerückt.

Die Vergrößerung des Badischen Landes hat mächtig auf Karls-

ruhe zurückgewirkt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zählte die Stadt nur 7000 bis 8000, jetzt enthält sie schon über 24,000 Einwohner.

(Siehe Ed. Brauer's „Sagen und Geschichten der Stadt Baden ꝛc." — Vergl. Kolb's „Lexikon von Baden." Bd. II. S. 119. — Gehres, kleine Chronik von Durlach, S. 136. — Bader, „Badische Landesgeschichte." S. 534.)

Die weiße Frau.

Eine solche, (nämlich der Geist der mit dem Hause Baden verwandten Bertha von Rosenberg) geht nach der Volkssage auch im hiesigen Residenzschlosse um. Ihr Erscheinen soll immer den bevorstehenden Hintritt eines Gliedes aus der angesippten fürstlichen Familie bedeuten. Ausführlicheres darüber haben wir bereits unter den Sagen vom alten Schlosse zu Baden (Siehe S. 267 u. ff.) mitgetheilt.

Kunde von Jenseits.

Zu Karlsruh' hart am Sterben lag
Ein Doctor der Philosophie;
Ein Freigeist all sein Lebenstag,
Glaubt' an Unsterblichkeit er nie;
Doch jetzt, da ihn mit bangem Schlag
Sein Herz den nahen Tod ließ ahnen,
Begann's dem Alten doch zu schwanen,
Daß nicht die Seele, wie ein Rauch,
Verfliege mit dem letzten Hauch;
Daß es doch muß' ein Jenseits geben,
Wo sie, um Rechnung abzulegen
Von ihrem ganzen Erdenleben,
Schweb' einem Richterstuhl entgegen. —

Da rief er seinen Sohn zu sich
Und sprach: „Mein Kind, o höre mich!
Dumpfdröhnend schüttern mich Gedanken,
Jetzt, wo sich aus des Körpers Schranken
Mein ruhlos zweiflerischer Geist
Im herben Todeskampfe reißt.

Wohl ist ein Himmel überm Grabe,
Den ich bisher geleugnet habe,
Wohl gibt es einer Hölle Schacht,
Worüber ich bisher gelacht —
Mein Sohn, mein Sohn! wenn du noch laben
Mich willst in dieser schweren Stunde,
So schwöre mir: sobald begraben
Dein Vater ruht im kühlen Grunde,
Gleich in der nächsten Mitternacht
Zur Pyramide hinzugehn
Dort auf dem Markt, und mit Bedacht
Und scharfem Blick darauf zu sehn,
Ob nicht mein Geist dir dort erscheine,
In welcherlei Gestalt es sey.
Erblickst du ihn, so waren meine
Verfechtungskünste, daß es keine
Fortdauer für die Seele gebe,
Nur hohle Selbstbetrügerei,
Wirrphilosophisch Hirngewebe;
Doch siehst du nichts, dann glaube frei:
Daß Alles mit dem Tod vorbei." —

Der Sohn gelobt's und als den Sarg
Des Vaters schon der Friedhof barg,
Hält in der nächsten Mitternacht
Er bei der Pyramide Wacht;
Auf einmal sieht, auf deren Gattern
Er eine schwarze Taube flattern,
Die ruft — er hört's mit Angst und Beben —:
„Wohl gibt's, mein Sohn, ein höh'res Leben,
Wenn unser irdisch Auge bricht!
Laß' nicht vom Wahn dich mehr umweben,
Daß droben nicht ein streng Gericht
Einst über uns das Urtheil spricht;
Bekehre dich, noch ist es Zeit
Zum Glauben an Unsterblichkeit!" —

Entflattert ist die schwarze Taube —
Der Sohn wirft nieder sich im Staube

Und fleht inbrünstig himmelan.
Da füllt sein Herz ein süßer Friede;
Heim kehrt er von der Pyramide,
Und unerschütterlicher Glaube
Lenkt ihn fortan zur Himmelsbahn.*)

A. Schzle

*) Ein ähnliches Geisterabenteuer soll Hebel'n von Seiten seines verstorbenen Freundes Hofrath Böckmann begegnet seyn.

Die Hexenwäsche.

In Karlsruhe war einst eine Magd, die, wenn sie Nachts waschen mußte, von Niemanden sich dabei helfen ließ, dennoch aber am Morgen allemal mit der ganzen Wäsche schon fertig war. Ihrer Herrschaft kam dies so bedenklich vor, daß sie einem Bedienten den Auftrag gab, bei nächster Gelegenheit die Magd scharf zu beobachten. Er that es und sah in der Waschküche eine Menge Katzen um den Zuber auf den Hinterbeinen stehen und emsig waschen, während die Magd nur das Feuer unterhielt und öfters zu einer schwarzen Katze, der größten von allen sagte: „Mohrle, nur sauber!" Nachdem der Bediente seinen Herrn herbeigeholt und Beide eine Weile unbemerkt zugesehen hatten, begaben sie sich wieder zu Bette. Am Morgen hing, wie jedesmal, sämmtliche Wäsche blendend weiß auf dem Trockenseil; aber als noch am selben Tag die Magd ihren Abschied erhalten und, ohne nach der Ursache zu fragen, das Haus verlassen hatte, fand man die Wäsche wieder so schmutzig, als ob sie gar nicht gewaschen worden wäre.

Von dieser Geschichte rührt die in Karlsruhe noch übliche Ermahnungsweise her: „Mohrle, nur sauber!"

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baeter in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit" Jahrg. 1839.)

Carl Friedrich im Jahre 1806.

Es klingt wie Trauerläuten
Am Rhein ein dumpfer Schall,

Was mag der Ruf bedeuten?
Welch hohen Hauptes Fall?

Es geht ein Greis zu Grabe,
Verwaist und jammerbleich,
Am tausendjähr'gen Stabe:
Das heilge Röm'sche Reich. —

Karl Friedrich saß, der Weise,
Auf hohem Fürstenthron,
Als vom Gebirge leise
Erklang der Trauerton.

Sein Land war groß geworden,
Ein langes, breites Band
Von Süden bis zu Norden,
Das schöne Badnerland.

„Nun brach der letzte Schemen
Der Kaisermacht entzwei,
Das Scepter laßt uns nehmen,
Und herrschen froh und frei!"

So sprachen sonder Zagen
Viel Fürsten anderwärts,
Doch leises tiefes Klagen
Durchschnitt Karl Friedrich's Herz.

Die Botschaft, daß sein Erbe,
Vergrößert wiederum,
Noch höhern Glanz erwerbe, —
Empfing er ernst und stumm.

Auf's Angesicht, das hehre,
Floß Wehmuthstau herab, —
Die einzige Fürstenzähre
Auf teutschen Reiches Grab.

Eduard Brauer

Die hohe Ruhe.

Von Karlsruhe zieht eine schnurgerade Landstraße nach dem eine halbe Stunde entfernten Mühlburg. Auf diesem Wege ging, vor ungefähr 20 Jahren, Abends, als es schon dunkel war, eine Mühlburger Frau, um Milch nach Karlsruhe zu bringen. Als sie an die steinerne Bank kam, welche, auf einer kleinen Erhöhung, am Saum des Hardtwaldes steht und die „hohe Ruhe" heißt, sah sie drei Männer darauf sitzen, die im Mondschein Karte spielten. Einer derselben rief ihr zu, sie möge ihm aus ihrer Tabakspfeife (?) Feuer geben, was sie auch that, und dann weiter ging, sich über die seltsame Spielgesellschaft verwundernd. Auf einmal merkte sie, daß sie von der geraden Straße, die sie schon unzähligemal bei Tag und Nacht gekommen, abgekommen, und tief in den Hardtwald gerathen war. Obgleich darin wohlbekannt, wußte sie doch diesmal weder aus noch ein, und mußte viele Stunden umherirren, bis sie, Nachts um zwei Uhr, am Waldeck auf dem großen Uebungsplatz heraus kam, wo sie endlich sich zurecht fand.

(S. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." 1835. 3. Jahrg.)

Gottesaue.

Tief in des Hardtwalds Nachtgefild,
Von Schweigen rings umschlossen,
Stand einst ein Muttergotteesbild
In jungen Blüthensprossen;
Weit floh des scheuen Wildes Spur
Von der geweihten Stelle,
Der Murmelquelle Rauschen nur
Umflustert die Kapelle.

Und weit vom frommen Volk verehrt
In seines Haines Stille,
Es leise waltend sich verklärt
In hoher Wunderfülle.
In seiner Tannen dichter Nacht
Wo jedes Tosen schwindet,

Verborgner Mächte heil'ge Macht
Sich siegender verkündet.

Nur Bertholt, nur der stolze Graf
Von Henneberg verschmähte
Den frommen Wahn, und höhnend traf
Sein Spott, wen im Gebete
Er nahen sah dem Heiligthum,
Erhörung dort zu finden;
Verachtung für der Gottheit Ruhm
Sollt' seinen Ruhm begründen.

Oft donnert mit dem Jagdgewühl
Er durch des Waldes Mitte,
Der wilde Schwarm hat kein Gefühl
Für frommer Ehrfurcht Sitte.
Er stürmt dahin, der Mordsucht Gluth
Im Merde zu erfüllen,
In des ergrimmten Ebers Blut
Die eigne Wuth zu stillen.

Gewünscht ihm einst die Botschaft war,
Daß zu des Volkes Grauen
Aus'm Rau' der rauhen Wölfe Schaar
Im Forste solle hausen;
Schon tönt von seiner Zinnen Rand
Sein Horn mit Schmetterschalle,
Bald vor der Veste Thoren fand
Er seine Mannen alle.

„Hinaus zum Wald, der Morgen ruft,
Die hellen Hörner klingen,
Es lebt im Haine, Thal und Kluft,
Die jungen Falken schwingen
Der Flügel trutzende Gewalt,
Dort naht der Felsenquelle
Das scheue Reh' vom dunklen Wald,
Es naht der Hirsch, der schnelle!"

Und in den tiefsten Forst hinein
Drang mit des Sturmes Flügeln
Die wilde Schaar der Jäger ein
Und donnert von den Hügeln;
Doch der Vernichtung blut'ge Spur
Ist Alles, was sie finden,
Der grause Anblick kann sie nur
Zu neuer Gier entzünden.

Dort schimmerte, vom Blute roth,
Der moos'ge Stamm der Eiche;
Hier welkten, wie berührt vom Tod
Die trauernden Gesträuche;
Hier flattert schaurig das Gewand
Von einem zarten Knaben,
Den Wölfe seiner Mutter Hand
Noch jüngst entrissen haben.

Und mit dem Durst der eignen Brust
Entflammt der Graf die Seinen;
Doch fruchtlos tobt die Jägerlust,
Noch will kein Feind erscheinen.
Am späten Abend wenden sie
Sich endlich zu der Rückkehr,
Ergrimmt, daß ihnen nicht verlieh'
Der Gott der Jagd ein Glück mehr.

Und langsam zog auf rauher Bahn
Mit schmerzlichem Gefühle
Der Graf den Reisigen voran,
Noch fern vom Heimathziele;
Schon rauscht im Dämmerflor erwacht
Der Eulen Grabgefieder;
Still leuchtete der Stern der Nacht
Vom hohen Schwarzwald nieder.

Sieh, da erglänzt so mild und bleich,
Mit zweifelhafter Helle,
Fernher durchs dichte Waldgesträuch
Das Licht aus der Kapelle.

So winkt im Sturm der Erdenwelt
Des Himmels Friedenshafen;
Doch wilder noch, vom Zorn geschwellt,
Erglüht die Brust des Grafen.

„Ha!“ — rief er — „Schmach dem eitlen Wahn!“
Und seine Augen blitzen —
„Ihr betet falsche Mächte an,
Seht jetzt, ob sie euch schützen!
Seht, ob das Bild, das ihr verehrt,
Wohl euer Leiden räche,
Wenn nicht mein gutes Heldenschwert
Erlöst des Gottes Schwäche!“

Wild jagt er seiner Schaar voran,
Fliegt mit entflammtem Blicke
Den Hügel seiner Burg hinan,
Dumpf donnerte die Brücke.
Da naht Luitgarde todtenbleich
Kaum fähig sich zu regen:
„Bringt ihr das Kind?“ — ruft geisterbleich
Dem Gatten sie entgegen.

Und schaudernd jetzt der Vater hört
Aus ihrem blassen Munde,
Allmälich schrecklicher erklärt,
Die grauenvolle Kunde:
Daß heute früh sein Töchterlein,
Die liebliche Mechtilde,
Verloren habe sich hinein
Tief in des Forstes Wilde.

„„Schon haben Knechte weit und breit““ —
Spricht sie, — „„den Wald durchflogen,
Doch war das meiste Jagdgeleit
Mit dir schon ausgezogen.
O Gott der Gnade, Gott der Huld!
Du Vater voll Erbarmen!
Riß etwa meiner Sünden Schuld
Das Kind aus meinen Armen?

„„Ist doch zur Jungfrau, heiß und rein,
Stets mein Gebet erklungen.
Hab' ich doch nie der Gnaden Schrein
Entweiht durch Lästerungen;
Und wenn auch — straft der Höchste blind
Die Unschuld für Verbrechen?
Mein Kind, mein liebes armes Kind!
Was war an dir zu rächen?"" —

Tief traf sie Bertholds Herz; wie Brand
Fuhlt Reue drin er toben:
„Ja, ich erkenne deine Hand,
Du Richtender dort oben!
Schmerzvolle Mutter, harre mein!
Beug dich am Throne nieder
Der ew'gen Gnade, denn allein
Kehr' ich dir nimmer wieder!"

Und wieder stürmt er alsobald
Mit seinen Jagdgenossen
Den Weg zurück, tief in den Wald,
Auf futterfrischen Rossen;
Ein Jeder sucht auf eigner Bahn
Des Kindes Spur zu finden,
Doch Jeder sieht als eitlen Wahn
Den Strahl der Hoffnung schwinden.

Und plötzlich sieht der Graf allein
Sich in des Forstes Raume,
Bleich glänzt herein der Sterne Schein
Vom dunklen Wolkensaume;
Nichts hört der Graf, als ahndungsvoll
Der Nachtgesang der Eulen,
Horch, und von ferne schaurig schwell
Der gier'gen Wölfe Heulen!

Bald hier, bald dort, wie Grabgesang
Aus schwarzer Nebel Schleier,
Und näher, immer näher drang
Der Ruf der Ungeheuer.

Und neugestachelt von der Wuth
Und der Verzweiflung Grimme,
Folgt Berthold mit der Rache Gluth
Der grausen Würgerstimme.

Mit seinem Schwert haut er sich jach
Bahn durch's Gesträpp, bis helle
Auf Einmal aus dem Dunkel brach,
Das Lichtlein der Kapelle;
Er eilt dahin, geschwind, geschwind,
Sein Herz voll Reu' und Buße,
Und sieh, da schläft sein theures Kind
An des Altares Fuße!

Still lag's wie in der Liebe Schooß,
In goldner Strahlenhelle,
Sanftbüllend schlang sich weiches Moos
Um seine Schlummerstelle.
Mit ihm schien des Erlösers Bild
Der Unschuld Ruh zu theilen,
Der Gnadenmutter Blick so mild
Auf seiner Stirn zu weilen.

Und Berthold faßt die Wonne kaum
Kaum traut er seinen Sinnen,
Ihm bangt, es möchte wie ein Traum
Das Bild vor ihm zerrinnen;
Er drückt das Kind an's Vaterherz;
Nein, 's ist kein leeres Wähnen!
Zum erstenmale schmilzt sein Herz
In heißer Andacht Thränen.

Zu dem Madonnabild empor
Hebt betend er die Kleine,
Und seiner Seele Nebelflor
Weicht vor dem Himmelsscheine:
„O Mutter Gottes, sieh mit Huld
Den Sünder vor dir knieen,
Ist's möglich noch, so sey die Schuld,
Die schwere, mir verziehen!

„Hier, wo in deinem Gnadenschrein
Mein theures Kind ich schaue,
Hier weht der Unschuld Friedenshain,
Ja, hier ist Gottes Aue!
Die späte Nachwelt noch soll hier
Ein Gnadendenkmal schauen,
Drum will ich einen Tempel dir
Auf dieser Stelle bauen.

„Hier, wo geschirmt die Unschuld schlief
Von Gottes Friedenhafen,
Hier will ich, wenn er mich berief,
Im stillen Grunde schlafen.
Der Namen Gottesaue soll
Den neuen Tempel krönen,
Und unerschöpfter Andacht Zoll
Daraus zum Himmel tönen!"

Friedrich von Maltitz.

Die Art, wie hier die Gründung des Klosters erzählt wird, entspricht einer mündlichen Ueberlieferung, und zwar in der Weise, daß man den Namen Gottesaue als Gottes Auge, das über dem Kinde wachte, erklärt wird; eine Auslegung, welche den Klang des lateinisirten Namens Godisaugia, Augia dei, nicht aber die richtige Ableitung für sich hat.

(Vergl. Ed. Brauer's „Sagen von Baden." S. 183.)

Die Geister zu Gottesau.

Zu Gottesau hört man oft in nächt'ger Stunde
Die Mönche klopfen in des Kellers Grunde.

Es pocht und schallt, als schafften ohne Ruh
Viel Küfer an den Fässern ab und zu.

Und oben in des Schlosses Hallengang,
Da rauscht und schlurft es dann so dumpf und bang;

Da geht umher ein kleines weißes Weibchen,
Den Schlüsselbund am schwarzgestreiften Leibchen.

Ihr folgt ein schwarzer Pudel immerdar,
Und rollt ein glühend Feueraugenpaar.

Wohin sie gehn hat Niemand noch gesehn,
Denn sie verwehn, sollen sie Rede stehn.

Und oben in dem kleinen Gartenzimmer,
Sitzt oft ein bleicher Mönch im Mondenschimmer.

Wehmüthig grüßt er Jeden, der ihm naht,
Fortweisend ihn mit stummer Winke Rath.

Weh dem, der sich erfrecht, die Spuckgestalten
Durch Zuruf oder Drohung aufzuhalten!

Dafür auch büßte der Nachtwächter scharf,
Der seinen Spieß nach jenem Pudel warf.

Ein Höllenschmerz durchfuhr ihm Mark und Bein,
In Ohnmacht fiel er auf den kalten Stein.

Da fand man ihn am Morgen halber todt,
Erst spät genas er noch mit knapper Noth.

A. Schelr.

(Vergl. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1831. S. 258.)

Die Kirche von Hagsfelden.

Außerhalb dem Dorfe Hagsfelden stand vor Zeiten eine Kapelle, welche zum Kloster Gottesau gehörte und mit demselben durch einen unterirdischen Gang zusammenhing. Als später, nach Aufhebung des Klosters, die Gemeinde eine größere Kirche bedurfte, riß man die Kapelle ab und schaffte das noch gute Holzwerk ins Dorf auf die Stelle, wo die neue Kirche gebaut werden sollte. In der folgenden Nacht aber wurde all dies Holz durch eine geheimnißvolle Macht wieder auf den Platz der Kapelle zurückgebracht, und eben dieß geschah in der zweiten Nacht, nachdem das Holz wieder an den Ort geführt worden war. Zum drittenmal schaffte man nun das Holz auf die für die Kirche bestimmte Stelle und ein Zimmermann hielt dabei in der nächsten Nacht Wache. Trotz dessen war am Morgen darauf das Holz

wieder auf der Stätte, wo die Kapelle gewesen; der Zimmermann aber lag todt neben daran. Hiedurch endlich belehrt, erbaute man die Kirche auf diesem Platze, wo sie noch heutigen Tages steht.

(Vergl. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Die beschirmten Kronen.

Im Frühjahr 1838 brachen Nachts in die Kapelle, die zwischen Bulach und Scheibenhard am Weg steht, Diebe ein. Sie nahmen alles, was Werth hatte, mit fort, ausgenommen die Kronen des Jesuskindleins und der Muttergottes, welche Kleinodien sie, durch ein Wunder, im Kirchlein zurücklassen mußten.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.

Rippur.

Liebes Kirchlein an der Straßen,
Wer dich einsam hier erbaut,
Hat in Sehnsucht ohne Maßen,
Hat, gleich mir, hinausgeschaut.

Nach den Bergen, nach dem düstern
Schauerlichen Waldesgrün;
Wo die hohen Bäume flüstern,
Wo die tiefen Schatten ziehn,

In die ahnungsvollen Weiten,
In ein unbekanntes Land,
Wo die Nebelgeister reiten,
Auf der alten Berge Rand.

Kommst so fröhlich hergezogen,
Bachlein, lieber Felsensohn!
Rinnet langsam fort, ihr Wogen,
Rauschet mit gedämpftem Ton;

Denn der alte Riese breitet
Mächtig seine Arme aus,
Und ihr, eilet und ihr gleitet,
Um zu sterben, in sein Haus.

Schaust auch du herab vom Hügel,
Grauer, hoher Rittersmann?
Thurm, wer löst das Geistersiegel,
Wer den tausendjähr'gen Bann? —

Kirchlein! aus der Lieben Mitte,
Ohne Rast und ohne Ruh
Lenken täglich meine Schritte
Durch die Stoppeln dir sich zu.

Kirchlein, einsam an der Straßen!
Wer dich hier einst aufgebaut;
Liebend hat er ohne Maßen
Zu den Bergen aufgeschaut.

Max v. Schenkendorf.

Die Wallfahrtskirche von Bickesheim.

Diese Kirche ist uralt; davon zeugt ein Glöcklein auf dem Thurm; auf ihr ist in lombardischen Schriftzeichen die Jahrzahl 918 eingegraben. Demnach ist diese Glocke wahrscheinlich eine der ältesten in Teutschland und schon damals aus Wälschland gebracht worden, vielleicht auf Veranlassung der heiligen Mechtildis, Gemahlin Kaisers Heinrich I., die um diese Zeit lebte und viele Kirchen und Klöster gestiftet hat. Von nun an war die Umgebung dieses Kirchleins eine Freistätte, die sich weit hinaus erstreckte. Wie wohl mag es oft manchem Unglücklichen gewesen seyn, wenn er, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, den Klang des der Mutter Gottes geweihten Glöckleins vernahm, das ihm Sicherheit und Ruhe verhieß! Ist's doch auch schon lange her, daß es ins Brautbett läutete dem ritterlichen Markgrafen Rudolf und seiner geliebten Kunigunde! Denn noch sieht man die Badischen Wappen mit der Ebersteinischen Rose auf den alten Säulen und Fenstern der Kirche, und an

dem Marienbild hängt eine uralte Münze, worauf ein christliches Brautpaar abgebildet ist, mit einer gothischen Inschrift, die zu teutsch lautet:

„Es knüpfte der Jungfrau ersehnete Hand
Des heiligen Bündnißes freundliches Band."

Man deutet dies auf Markgraf Rudolf I., der mit Kunigunde von Eberstein sich vermählte, wodurch die nachbarlichen Häuser Baden und Eberstein sich aufs Innigste verbanden. — Auch das gegen den Rhein hin gelegene Dorf Forchheim, Filial von der Pfarrei Mörsch, war vor Alters ein berühmter Ort der Gegend, wo die alten Grafen des Albgau's ihre Malle oder Landgerichte hielten.

L. H. B.

Durlacher Sagen.

Durlachs Namensursprung.

(Mündliche Ueberlieferung.)

Auf dem Platze, wo jetzt Durlach steht, gieng es vor Zeiten durch eine Lache, und daher bekam der Ort, welchen man dort erbaute, den Namen „durch d' Lach," woraus mit der Zeit „Durlach" wurde.*)

*) Die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat die Ableitung vom römischen Wartthurm (turris ad lacum) welcher, als die Ebene größtentheils noch einen See bildete, auf dem Hügel oberhalb Durlach gestanden haben soll.

1. Zu Durlach im Garten am alten Brunnenhaus arbeitete eines Mittags ein Mann, wobei er gerade, als es Zwölf schlug, einen Haufen Kirschenkerne herausstach, die außerordentlich weiß und glatt waren. Er steckte drei derselben zu sich, und fand, als er sie zu Hause seiner Frau zeigen wollte, jeden in einen Kronenthaler verwandelt. Eilig begab er sich wieder in den Garten, fand aber nur noch Einen Kronenthaler, der als Kirschkern beim Herausstechen weit von den übrigen auf die Seite gesprungen war.

(F. Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." 1838. 3. Jahrg.)

---

2. Die Paulwirthin. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Durlach die sogenannte Paulwirthin, welche wegen ihrer Betrügerei, indem sie den Leuten schlechte Milch für gute zu verkaufen pflegte, nach ihrem Tode im Haus umgehen mußte. Man ließ sie deßhalb durch einen Schornsteinfeger beschwören und hinaus in die Nähe des Galgens tragen. Dort wurde sie an drei in die Erde geschlagene Pflöcke festgebunden und g'ang nun stets im Kreise darum hin und her. Eine runde Stelle, worauf kein Gras wuchs, bezeichnete diesen Gang, auf den sie aber jetzt nicht mehr beschränkt ist, denn sie wandelt schon seit Jahren in der ganzen Tiefenthaler Klinge umher. Sie ruft dabei häufig: „Drei Schoppen Milch und ein Schoppen Wasser giebt auch eine Maaß!" und zeigt sich meistens in menschlicher Gestalt ohne Kopf, zuweilen aber auch als Schaaf oder Pudel. Leute, welche sie unterwegs neckten, sind theils von ihr irregeführt, oder auch mit tüchtigen Ohrfeigen regalirt worden.

Herzog Konrad von Schwaben in Durlach.

(1197.)

Merkt auf, ihr Frau'n und Mädchen,
Die ihr gen Durlach reist,

Vernehmt von diesem Städtchen
Ein Lied, das Treue preist.

Es war vor langen Jahren
Ein Herzog hochgeehrt,
Im Buhlen wohlerfahren,
In Durlach eingekehrt.

Und wie er auf der Straßen
Ein reizend Weib erblickt,
Da fühlt er über Maßen
Sein keckes Herz umstrickt.

„Gott grüß dich, Herzlein, holdes,
Willst du mein Liebchen seyn?
Sieh diesen Säckel Goldes,
Zum Lohne werd' er dein!"

— „Herr Fürst von Hohenstaufen!
Ein ehrsam Eheweib
Ist nicht für Gold zu kaufen!
Sucht andern Zeitvertreib!" —

„Schön Kind, sey nicht so blöde,
So viel du nur begehrst
Sey dein, du süße Spröde,
So du mir Huld gewährst."

„Herr Fürst von Hohenstaufen,
Hebt euch hinweg von mir!
Die Ehr' ist nicht zu kaufen
Um aller Kronen Zier.

„Verbannt den Schmachgedanken,
Ihm folgt nur Schmach und Reu,
Eh soll der Thurmberg wanken,
Als teutschen Weibes Treu!"

Und wie er nun verwegen
Sie um die Hüfte faßt,
Da reißt sie ihm den Degen
Vom Gurt mit kecker Hast:

„„Herr Fürst von Hohenstaufen,
Ein Gott im Himmel lebt!
Mit Blut nur könnt ihr kaufen
Die Gunst, nach der Ihr strebt!"" —

„Was frommt die grimme Wehre
In schwachen Weibes Hand?
Gib mir, was ich begehre,
Eh' Kraft dich übermannt." —

„„Ein hilfloses Weib nur bin ich,
Verzagt und schwach fürwahr;
Doch heil'gen Kampf beginn ich,
Ist Ehre in Gefahr.""

Und wie sie dies gesprochen,
Schwingt sie den Flamberg gut;
Der Herzog sinkt erstochen
Zur Erde roth von Blut.

So hielt durch Weiberhände
Der Herr ein streng Gericht. —
Das Liedlein ist zu Ende,
Doch wahr ist dies Gedicht.

Wie alt sein Grundgedanken,
Der Sinn bleibt ewig neu:
Eh' soll der Thurmberg wanken,
Als teutschen Weibes Treu!

Eduard Breuer.

Daß Herzog Konrad von Schwaben, Kaiser Friedrich Rothbart's Sohn, von seinem Bruder Heinrich VI. gegen Herzog Berthold V. zu Feld geschickt, im Jahr 1196 wegen Angriffs auf die Keuschheit einer

Bürgersfrau zu Durlach ermordert wurde, ist geschichtlich; noch heißt der That zum Gedächtniß ein Gäßchen daselbst das Königsgäßchen.

Von den Schwäbischen Kaisern kam Durlach durch Tausch an den Markgrafen von Baden. Markgraf Karl II. erbaute 1562 das hiesige Schloß, die Karlsburg, und zahlte die dabei beschäftigten Arbeiter eigenhändig aus seiner Tasche, daher er den Beinamen „Karl mit der Tasche" bekam. Der Franzosengeneral und Mordbrenner Melak, dessen Namen man jetzt noch den Hunden gibt, plünderte und verbrannte Stadt und Schloß im Jahr 1689, als sie gerade in ihrer schönsten Blüthe stand. Ohne Plan und Geschmack wurde die Stadt aus ihren Trümmern wieder aufgebaut. — In der Pfarrkirche soll ehedem, nemlich vor dem Franzosenbrand, sich eine Grabschrift folgenden Inhalts befunden haben: „Den 4. November 1564 ist hier selig im Herrn entschlafen Herr Eberhard Franz von Ulm, der Fromme, redliche und großmächtige Stadtrichter, dessen Körperlein gar nahe sechs Zentner gewogen."

L. H. B.

Der Markgraf und die Mönche.

Der Markgraf hieß Rudolfus,*)
War zugenannt der Wecker,
Der hielt gern gute Tafel,
Er selbst war etwas lecker.

Einst saß der Herr zu Durlach
Im alten Rittersaale,
Mit vielen edeln Gästen,
Bei einem großen Mahle.

Sie aßen guten Braten
Und tranken guten Wein,
Und waren guter Dinge
Und schenkten fleißig ein.

Sie leerten große Humpen,
Wie's teutschen Männern ziemt,

*) Regierte von 1319—1381. Liegt begraben zu Lichtenthal vor dem Altar der heil. Katharina.

Und haben ihrer Minnen
Und Fehden sich gerühmt.

Da trat herein ein Pfäfflein,
Das sah gar traurig aus,
War abgezehrt und mager
Wie eine Kirchenmaus.

Trat hin zu Markgraf Rudolf
Und faßte seinen Arm:
„Mein Fürst ich bin von Gottsau,
Ach, daß sich Gott erbarm'!

„Wir sind im größten Elend:
Leer ist mein armer Magen,
Wir haben nichts zu beißen
Und haben nichts zu nagen.

„Wir haben keinen Schinken
Und keinen Wein im Keller,
Wir haben viele Schulden
Und keinen rothen Heller.

„Wir blöken wie die Schafe
Nach etwas grünem Futter,
Wir haben keinen Käse mehr
Und haben keine Butter.

„Du sitzest da und freust dich
Des allerbesten Schmauses,
Gedenk' auch deiner Mönche
Und ihres Gotteshauses!

„Bist du nicht reich? Dir zollen
Die Schiffe auf dem Rhein,
Und an des Stromes Ufern
Wächst dir der beste Wein.

„Doch wir sind arm und haben
Nicht Einen guten Bissen,

Ist's recht, daß Gottes Diener
Aus Mangel fasten müssen?

„Wie lange hab' ich keinen
Rehbraten mehr gerochen!
Der Pater Kuchenmeister
Hat ganz verlernt das Kochen

„Ach, gnäd'ger Herr! erbarmt Euch
Der Hungrigen und Matten!
Wir gleichen nicht mehr Menschen,
Wir gleichen nur noch Schatten!" —

Und lachend sprach der Markgraf:
„Hast sehr gut lamentirt!
Habt ihr, wie's Fasten schmecket,
Nun auch einmal gespürt?

„Euch war's zu wohl, ihr waret
Zu feist und kugelrund,
Den ganzen lieben langen Tag
Stund euch nicht still der Mund.

„Doch Spaß bei Seite, Brüderlein,
Ich will für euch doch sorgen;
Geh, sag' den lieben Mönchen mein,
Ich käme selber morgen." —

Und Morgens kam der gnädge Herr
Mit Wildpret und mit Schinken,
Und nahm aus seinem Kellerschatz
Vom Besten mit zum Trinken.

Wie jauchzten da die Pfäffelein,
Wie ausgelaßne Ritter!
Wie sangen sie und sprangen sie
Und hüpften wie die Widder!

Wie schmausten sie und tranken sie,
Aller Kummer war nun fern;

Sie waren bis in die späte Nacht
Gar fröhlich vor dem Herrn.

(Mitgetheilt im Mannheimer Stadt- und Landbote, 1831, Nr. 18.)

Geld sonnt sich.

An den Freitagen im März heben sich die vergrabenen Schätze aus dem Boden, um sich zu sonnen. Ein Mädchen aus **Durlach**, welches an einem solchen Tage auf den dortigen Wiesen graste, erblickte nicht weit von sich, auf einer Erhöhung einen funkelnden Haufen Geldes, etwa drei bis vier Sester groß. Eilig sprang sie darauf zu; ehe sie aber ganz dort war, rief ihr ein Knecht: »Wo willst du hin?« — Da versank der Geldhaufen und sie konnte davon nur noch sieben Silbermünzen erhaschen, die von uraltem Gepräge waren.

(Liebe Wiese's Umgegend, S. 1879.)

Sagen vom Thurmberg bei Durlach.

1. Auf diesem Berge haben sich vor Zeiten Riesen aufgehalten und der Kopf eines solchen, mit einer Reihe von ungeheueren Zähnen, ist vor noch nicht vielen Jahren im Boden gefunden worden.

2. Bei dem Heidenthurme, welcher auf dem Gipfel des Berges steht und so tief in den Grundboden hinabgeht, als er daraus emporragt, befand sich vordem eine stattliche Burg. Darin hausten zur Zeit als das untenliegende Rheinthal noch einen einzigen See bildete, Seeräuber*), welche ihre Gefangenen in das finstere feuchte Verließ des Thurmes an Stricken hinabzuversenken pflegten, um sie nie mehr wieder das Licht des Tages erblicken zu lassen. Einst erbot sich ein Gefangener, das

*) [illegible]

Thal vom Wasser zu befreien, wenn man ihm dafür die Freiheit schenkte. Nachdem dieser Vertrag eingegangen war, begab sich der Gefangene zu dem damals noch geschlossenen Pingerloche und ließ die dortigen Felsen durchbrechen, wodurch der Rhein seinen Abfluß erhielt und das Thal zu einem urbaren gesegneten Landstrich wurde.

---

3. Von der Burg führten drei unterirdische Gänge, der eine in die Augustenburg, der zweite in das Schlößchen und der dritte in das Schloß zu Durlach. Durch den letzteren Gang konnte man sechsspännig fahren und eben so in dem Durlacher Schlosse, (welches vor seiner Niederbrennung eines der schönsten in der Welt war) bis zum Freisaal im oberen Stockwerke.

---

4. In dem unterirdischen Burg-Gewölbe liegt ein großer Schatz, um dessentwillen sich schon mehrmals einzelne Männer hinuntergewagt haben, aber niemals wieder herausgekommen sind.

---

5. Diesen Schatz hütet eine weiße Jungfrau, welche häufig, zuweilen sogar unter Tags, sich auf dem Schlosse zeigt und unter anderm schon mit Geißfüßen, wie auch mit langen spitzen Fingernägeln gesehen worden ist. Sie trägt ein Gebund Schlüssel, woraus sie, wie Einige behaupten, den Hauptschlüssel verloren hat und nun emsig nach ihm sucht.

---

6. Vor langer Zeit kam sie einst zu einem jungen Mann, der auf der Bank vor dem Thurme saß, und sagte ihm, er könne sie erlösen und den Schatz gewinnen, wenn er drei Tage hintereinander, zwischen Eilf und Zwölf Mittags, hierherkomme und sich durch die Gestalten, worin sie vor seinen Blicken erscheinen werde, nicht abschrecken lasse, sie jedesmal zu küßen. Der beherzte junge Mann erklärte sich zu Allem bereit, fand sich gleich am ersten Tage zur bestimmten Stunde ein, und küßte die Jungfrau, welche als Frosch sich zeigte. Ebenso that er am zweiten Tage, wo sie sich als Schlange vor ihm blicken ließ. Am dritten Tage jedoch, wo sie als feuerspeiender Drache ihm entgegen rauschte, überwältigte ihn der Schrecken und er

ergriff die Flucht. Jammernd eilte und rief sie ihm nach, er möge doch zurückkehren und sie erlösen, weil der Baum zur Wiege des nächsten Menschen, der sie wieder erlösen könne, noch nicht einmal gepflanzt sey; allein der junge Mann floh über Hals und Kopf, bis er drunten in der Stadt war.

---

7. Als der Durlacher Geishirt eines Tages seine Heerde auf dem Berge weidete, kam zwischen Eilf und Zwölf vom Thurme her eine vornehm gekleidete Frau zu ihm, die einen langen Stab von gediegenem Gold in der Hand trug, und bat ihn, sogleich nach Durlach zu gehen und dem Stadtrathe zu melden, daß die der Stadt längst fehlenden, verloren gegangenen Aktenstücke und Urkunden über ihre Gerechtsame hier oben sich befänden, weßhalb Jemand vom Rathe heraufkommen und sie von ihr in Empfang nehmen solle. Der Hirt, ein alberner Mensch, weigerte sich hartnäckig, seine Heerde zu verlassen, obgleich die Frau inständig flehte und ihm den goldenen Stab zur Belohnung dieses Dienstes versprach. Ueber diesem Hin- und Herreden schlug es drunten Zwölf Uhr; worauf die Frau in lautes Jammern ausbrach, daß sie nun abermals noch so lange unerlöst bleiben müsse, und nach dem Thurme zurückging. Als der Hirte bei seiner Heimkunft am Abend die Sache anzeigte, begaben sich sogleich mehrere Rathsglieder auf den Thurmberg, konnten aber weder Frau noch Urkunden auffinden.

---

8. In dem Burgbrunnen war ein schwarzer Mann eingemauert, den man einst aus Weingarten in einer Butte hinaufgebracht und hineingebannt hatte. Als später die Brunnenmauer verfiel, konnte das Gespenst heraus und es pflegte nun bei Nacht hinauf zum Thurm und zurück in den Brunnen zu gehen. Als es einmal wieder in demselben war, stellte man die Mauer schleunigst wieder her, so daß der schwarze Mann jetzt nimmer herauszukommen vermag.

---

9. Bei dem Burgbrunnen ist schon am Tage zuweilen eine Schlange mit einem Gebund Schlüssel um den Hals gesehen worden und um Mitternacht ein geharnischter Ritter, welcher starr und unbeweglich da stand. Ebendaselbst gehen manchmal

einige Tapezierer, die bei ihren Lebzeiten oft im Schloße zu Gast gewesen, und ein graues Männlein, als Geister um.

---

10. Auf dem Berge gaukelte in gewissen Nächten eine Menge Lichtlein umher und über ihnen, wie auch über Durlach ist schon Nachts das wilde Heer mit Gekrall und Geschmetter dahingebraust. Wer sich unter freiem Himmel befindet, wenn dasselbe eben herangefierengt kommt, muß sich flüchten oder sogleich platt zu Boden werfen, sonst wird er vom Zuge in die Luft empor und mit fort gerissen.

---

11. Drei Durlacher Metzger, die bei einbrechender Dämmerung von Stupferich heim gingen, erblickten auf dem Thurmberg ein mächtiges Feuer. Sie stiegen hinauf und sahen bei dem Feuer einen vornehmen Mann in alter Tracht mit einem Spitzhute sitzen und in einem großen Buche lesen, das vor ihm auf einem steinernem Tische lag. Als er damit fertig war, brachte ihm ein Diener eine Menge anderer Bücher, die er alle nach einander rasch durchblätterte. Verwundert und, ihrer Meinung nach, unbemerkt, schauten ihm die Metzger zu; auf einmal aber wandte sich der vornehme Mann gegen sie um und rief: „Jetzt aber macht, daß ihr fortkommt; ihr habt die höchste Zeit!“ — Da rannten sie, so schnell ihre Füße sie trugen, den Berg hinab von dannen.

---

12. An einem Sonntage begaben sich mehrere noch unerwachsene Mädchen in den unbewohnten Bergthurm. Dort fanden sie die Stiege zierlich mit Sand bestreut und kamen in ein schönes Zimmer, das sie früher niemals gesehen hatten, worin ein Bett stand, dessen Vorhang oben von einer Krone festgehalten ward. Als sie denselben zurückschlugen, wimmelte das Bett von Goldkäfern und wiegte sich von selbst auf und nieder. Voll Erstaunen sahen die Mädchen eine Weile zu, plötzlich überfiel sie aber ein solcher Schrecken, daß sie aus der Stube und die Stiege hinab flohen, während ihnen ein schreckliches Geheul und Gepolter nachschallte.

---

13. Ein Mann, welcher nach der Betzeitglocke im Steinbruche des Thurmberges noch arbeitete, hörte, da er trotz aller

Anstrengung einen Stein nicht losbringen konnte, hinter sich auf einmal ein spöttisches Gelächter. Als er umschaute, stand ein langer schwarzer Mann da, vor dem er erschrocken davon lief.

---

14. Zwei Schwestern aus Durlach wollten eines Mittags den Taglöhnern, welche im Weinberge hinter dem Thurm arbeiteten, das Essen bringen. Als sie an die Bank vor dem Thurme kamen, sahen sie daselbst eine Menge der schönsten Citronen liegen, aber alle zur Hälfte auseinandergeschnitten. Eins der Mädchen nahm mehrere davon in seine Schürze, warf sie aber, von ihrer Schwester gewarnt, wieder weg und gieng mit dieser zu den Taglöhnern, denen sie gleich den Vorfall erzählten. Unverweilt liefen die Leute nun, auf einen Schatz hoffend, jener Bank zu, fanden aber daselbst keine einzige Citrone mehr.

(Nach [illegible] Jahrg. 1838.)

Sagen von Wolfartsweier.

1. Wolfartsweier hat seinen Namen daher, weil vor Zeiten zu der dortigen Kirche gewallfahrtet wurde. Damals stund auch auf den sogenannten „Heiligenäckern" ein Heiligenkapellchen. Die Wallfahrt stund unter der Pflege von Kapuzinern, die zunächst der Kirche wohnten und einen großen Schatz von den frommen Gaben der Pilger zusammenbrachten. Denselben vergruben sie in das Gewölbe unter den jetzigen Pfarrgarten und deßhalb müssen Drei von ihnen Nachts im Garten und dessen Nachbarschaft umgehen. Sie waschen manchmal an dem vorbeifließenden Bache, oder binden im Stalle beim Garten das Vieh los, welches dann noch am Morgen ganz mit Angstschweiß bedeckt ist. Einer von ihnen trägt vor der Herzgrube ein hellscheinendes Licht und ein Anderer, den man einst um Mitternacht am hölzernen Stege sitzend erblickte, wuchs beim Aufstehen und Weggehen so hoch wie ein Baum und wurde von fürchterlichem Krachen begleitet. In dem Garten tänzeln zuweilen Nachts blaue Flämmchen um drei Kälber herum, welche die drei Kapuziner sind.

---

2. In früheren Jahren fuhr oft zur Herbstzeit, gleich nach der Abendglocke, das wüthende Heer über Wolfartsweier. Man sah keine Gestalten, hörte aber Schießen, Hundegebell, Hörnerklang und Jägerhalloh. Vor dem Zuge her rief eine Stimme: „Wenn du beschädigt wirst, so verbinde die Wunde mit rohem Garne."

---

3. Wolfartsweier war in alten Tagen wohl dreimal so groß als jetzt und seine Gemarkung erstreckte sich bis Grötzingen, wohin seine Kinder in die Schule gingen. Durch den Schwedenkrieg kam aber der Ort so herunter, daß er nur noch sieben Bürger zählte, die, weil die damalige Gemarkung für sie zu groß war, es ruhig geschehen ließen, daß die Durlacher einen beträchtlichen Theil derselben an sich rißen. Als Letztere jedoch hiermit noch nicht zufrieden waren, und bis in die Nähe des Dorfes hervordrangen, widersetzten sich ihnen die sieben Bürger, indem sie waker den Mund aufthaten und über ihr Recht vollgültiges Zeugniß abgaben, wodurch sie auch die Durlacher von weiterem Umsichgreifen abhielten. Die Gegend, wo dies geschehen, heißt jetzt noch: „Im siebenten Mund" und das dortige Gäßlein, welches den Wolfartsweier Wald vom Durlacher scheidet: „das siebente Mundgäßlein.

Von diesem an bis zum Tiefenthaler Bach muß derjenige Durlacher, welcher an der erwähnten Beraubung die meiste Schuld trägt, seit seinem Tode umhergehen. Er erscheint bald als schwarzer Mann ohne Kopf, bald als Fuchs, bald als Hase, oder fährt unsichtbar, wie mit einem rasselnden Schiebkarren, durch die Kronen der Bäume, daß die Aeste brechen. Als einst der Förster von Au nach einem Fuchse schoß, verschwand derselbe vor seinen Augen, dem Schützen aber wurden das Gewehr und einige Finger verdreht. *)

*) Sagen über Verluste der Gemarkung gibt es noch in vielen Gemeinden. Wie manchmal Gemarkungsnamen sagenhaft ausgedeutet werden, hier ein Beispiel: In der Gemarkung Kronau heißt ein großes Wiesenstück die Kent, welches in die Gemarkung von Mingolsheim hineingreift. Nun erzählen die Bewohner, das Feldstück habe zu ihrer Gemarkung gehört. Sie hätten es aber aus Gutmüthigkeit den Kronauern zur Benützung überlassen. Durch Zeit und Undank machten es Diese zu ihrem Eigenthum und deßwegen geben die

Mingolsheimer dem Zuschlag den Namen Neut, weil ihr Muthmuthigkeit sie gereut hat.

(Aus Wurm's Beiträgen zur Geschichte des Bistums Speyer. Jahrg. 1800.)

Glocke läutet von selbst.

Als die Grünwettersbacher vom katholischen zum lutherischen Glauben abgefallen waren, wollten sie das Geläute Mittags um 12 Uhr abstellen, allein die Kirchenglocke läutete, mehrere Tage nacheinander, um diese Stunde von selbst, worauf das Geläute wieder eingeführt wurde, welches auch noch heute fortbesteht. *)

*) Das Glocken von selbst läuten, kommt in manchen Sagen und Legenden vor, nicht nur bei uns, sondern bei andern Völkern, z. B. in Spanien bei der Glocke von Velilla. Die Glocken wurden nämlich als Personen geacht, wie ihre Taufen und Inschriften (z. B. die Glocke Susanne in St. Georgen auf dem Schwarzwalde, S. 485 des 1. Bandes) anzeigen, und darum unterlegte man ihrem Geläute auch einen Sinn. W.

Sagen vom Thurmberge bei Wolfartsweier.

1. Auf diesem Berge hat vor Zeiten eine Burg gestanden, von der jetzt nur noch der Graben und einiges Gemäuer übrig ist. Darin hausten, als die Thalgegend umher noch eine weite Wasserfläche war *) Seeräuber, deren Abkömmlinge Ritter wurden. — Von der Burg ging übers Gebirge eine gute Fahrstraße nach dem Durlacher Thurmberg; ihre Spur heißt heute noch der Rutschenweg.

2. In dem Gewölbe unter den Schloßruinen liegt ein großer Schatz verborgen, wegen dessen alle sieben Jahre, wenn die Maiblumen blühn, eine weiße Jungfrau dort erscheint. Ihre rabenschwarzen Locken sind gewöhnlich in zwei lange Zöpfe geflochten; das schneeweiße Gewand umschließt ein goldener Gürtel, an der Seite hängt ihr ein Gebund Schlüssel (?) und in der Hand trägt sie einen Strauß Maiblumen. Gewöhnlich erscheint sie unschuldigen Kindern, und sie winkte einst deren einem vom Graben her, zu ihr herüberzukommen. Das Kind lief aber voll

(*) Siehe auf S. 2 der Sagen vom Durlacher Thurmberg.

Schrecken heim und erzählte dies, worauf es gleich seinen Vater hinführen mußte; allein die Jungfrau ließ sich nicht mehr blicken.

*) Wenn die weiße Frau in mehreren Sagen mit dem Monat Mai, mit Mai- oder anderen Blumen in Verbindung gebracht wird, so könnte sie wohl eine dunkle Erinnerung an die alte Göttin Wunna seyn, und der Schlüsselbund wäre von der Göttin Ostar entlehnt, da diese dem Monat April entspricht, welcher den Namen von aperire, scil. terram, (erschließen, nämlich die Erde) haben soll. (Mone).

---

2. Wie schon manche Andere, sahen eines Mittags auch die zwei kleinen Mädchen des Gänsehirten die weiße Jungfrau herunter an den Bach kommen, sich daselbst kämmen und die Zöpfe flechten, Hände und Gesicht waschen und dann wieder auf den Schloßberg gehen. Dasselbe bemerkten sie auch am folgenden Mittag, und obgleich ihnen zu Hause scharf eingeprägt worden war, die Jungfrau beim Wiedersehen anzureden, unterließen sie's aus Zagbaftigkeit dennoch. Am dritten Tag' erblickten sie die Jungfrau nicht mehr, fanden aber auf einem Steine mitten im Bach eine frischgebratene Leberwurst, die sie sich köstlich schmecken ließen.

---

4. Zwei Männer aus Grünwettersbach sahen eines Tages die Jungfrau einen Kübel voll Wasser, den sie am Bache gefüllt hatte, den Berg hinaufragen. An dem Kübel waren zwei breite Reife von lauterem Golde.

---

3. Nach Wolfartsweier kam einmal ein fahrender Schüler und sagte, daß in dem Gewölbe des Schloßberges sieben Kisten voll Gold lägen. Dieselben mit ihm herausgraben, sprach er den Leuten dringend zu, indem er ihnen bemerkte, daß alle Knochen und Scherben, welche zum Vorschein kommen würden, lauter Geld seyen. Weil aber damals nur wenige und reiche Bauern im Orte waren, wollte sich keiner derselben mit dem Schüler einlassen, und der Schatz blieb ungehoben. Lange Zeit nachher wurde in einer Adventsnacht, man weiß nicht von Wem? eine der Kisten gewonnen. *)

*) In diesen Sagen, wie in ähnlichen, ist der fahrende Schüler zur Hebung des Schatzes bestimmt, muß aber menschliche Beihülfe haben.

6. Zwei Buben, welche bei Tag auf dem Berg ein Steinplättchen aufhoben, sahen darunter viele kleine weiße Perlen liegen. Ohne davon zu nehmen, eilten sie nach Haus und erzählten es ihrer Mutter, von der sie gleich wieder fortgeschickt wurden, um die Perlen zu holen. Sie fanden aber keine einzige mehr auf dem Platze.

---

6. Ebenfalls bei Tage sah ein kleines Mädchen auf dem Berg einen dreifüßigen Kupferhafen stehen, der funkelnen und voll wimmelnder Roßkäfer war. Sie berichtete dies alsbald ihren Aeltern, die wohl merkten, daß die Käfer einen Schatz verhüteten, und daher mit ihr auf den Berg eilten, allein weder Hafen noch Käfer mehr fanden.

---

7. Ein Mann, welcher da, wo das Schloß gestanden, sein Rebholz hüllte, hörte mehrmals aus dem Boden rufen: „Hau' dich nicht!" und übertrug deßwegen am andern Tag die Arbeit einem Taglöhner. Hierüber verspottete ihn ein Dritter, der auch sein Reebholz machte, hieb sich aber unversehens so tief in den Fuß, daß ihm das Lachen auf lange Zeit verging.

---

8. Auf demselben Platze sah ein anderer Mann im Boden einen Spalt entstehen, woraus ein so starker und köstlicher Weingeruch drang, daß der Mann, welcher ihn gierig einsog, davon ganz betäubt wurde und einschlief. Als er nach einiger Zeit erwachte, war der Spalt verschwunden. Gleich darunter am Graben sind schon von den Schweinen eiserne Faßreife herausgewühlt worden.

---

9. Um eilf Uhr in der Christnacht hörte einst der Waldhüter, als er das Gehölz des Berges durchstreifte, vom Giesel her ein schweres Gerassel. Mit gespanntem Gewehr kniete' er nieder und erwartete das Getöse, welches immer näher und endlich hart über und an ihm vorbeikam, ohne daß er etwas zu sehen oder zu hören bekam. *)

---

10. Bei der Burg reitet zuweilen Mittags zwischen Eilf und Zwölf auf einem Schimmel ein weißer Mann, der seinen

*) [illegible]

Kopf unterm Arme trägt; *) eine helle Flamme schwebt manchmal in der Nacht den Berg hinauf, auch wird öfters dort von unsichtbaren Händen mit Steinen nach den Vorübergehenden geworfen. **)

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1839.)

*) Kommt an andern Orten auch vor, z. B. am Mückenlocher Wald bei Wimmersbach.

**) Das unsichtbare Steinwerfen scheint mit zu den Sagen vom Elfenwurf zu gehören. Siehe Mone's „Untersuchungen zur teutschen Heldensage." S. 118.

Das Dorfthier.

In den Gassen und Gärten des Dorfes Stupferich geht in manchen Nächten, besonders in jenen des Advents und der Fasten, ein Gespenst um, welches das Dorfthier genannt wird. Bald erscheint es als hagerer Mann mit einem alten Schatthute, bald als kohlschwarzer Hund, bald als Schafhammel mit langem Schwanze. In der ersteren Gestalt wirft es die Leute um, über die es Gewalt hat und zuweilen geht ein blaues Lichtlein vor ihm her. Erscheint es als Hammel, so nöthigt es einen Jeden, der ihm begegnet, auf ihm zu reiten; dann macht es in einem Gänglein, das nach den Reben führt, Halt, und der Reiter muß sogleich absteigen. Am öftersten hat der Nachtwächter diesen Ritt gethan, der immer vor dem Frühgeläute stattfindet, weil nur bis zu diesem das Dorfthier, in welcher Gestalt es auch ist, umherzuwandeln pflegt.

(Mitgetheilt von [illegible] in „Mone's Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 305.)

Der verfahrne*) Schüler.

In dem verfallenen Schlosse zu Weingarten bei Durlach war vordem viel Geld vergraben, das zu gewissen Zeiten sich aus dem Boden heraushob, jedoch von Niemand gewonnen werden konnte. Nun kam in den Ort zu einem Schuhmacher ein verfahrener Schüler, das ist, ein Mensch, welcher, von seinen Eltern dem Teufel verkauft, 7 Jahre in der Hölle Teufelskünste

*) [illegible]

gelernt hat, alsdann an demselben Platz, wo er hinunter gefahren, auf die Erde zurückgekommen ist, auf welcher er niemals Mangel an Geld hat, jedoch keines für die Zukunft aufheben darf, sondern jeden Tag alles rein ausgeben muß. *) Dieser Schüler begehrte von dem Schuhmacher eine Sauermilch mit dem Rahm, und fragte, da er sie gleich erhielt, ob nicht der Schuhmacher einen zuverlässigen Freund habe? Auf die Antwort, daß der Nachbarsmann ein solcher sei, sagte der Schüler: „So ist's recht, denn es darf keine Falschheit dabei seyn, wenn ich Euch das viele Geld verschaffen soll, welches im alten Schloß, in einer Kiste mit vier Handhaben, vergraben liegt. Geht also am Abend, wenn die Betglocke läutet, miteinander unbeschrieen in das Schloß, und holt dort stillschweigend einen Hafen voll Erde, aber mit dem Aufhören des Läutens muß eure Arbeit getan seyn. An dem Schatz will und darf ich keinen Theil haben, wenn ihr mir aber andres Geld geben wollt, laß' ich mir's gefallen." Nachdem der Schuhmacher die Sache seinem Nachbarn eröffnet und dieser in alles gewilligt hatte, giengen beide am Abend, wie es der Schüler vorgeschrieben, die Erde zu holen, waren aber doch ängstlich, besonders da der Eine, als sie die Erde einfüllen wollten, an den Haaren in die Höhe gehoben wurde. Sie sahen jedoch nichts, sprachen auch nichts, und brachten die Erde glücklich in das Haus des Nachbars, wo dann der Schüler in einer obern Stube seine Künste anfing. Als er dieselben in der zweiten Nacht fortsetzte, brachten vier Männer, welche Scharlachröcke mit weißen Borten anhatten, hinter welchen zwei weißgekleidete Frauen gingen, die Kiste. Sie nahmen sie zwar wieder mit, jedoch in der dritten Nacht hätten sie dieselbe wiederbringen und da lassen müssen, wenn kein Hinderniß dazwischen gekommen wäre. Nun aber hatte der Nachbar seine alte Mutter bei sich, welche glaubte, sie bekäme nichts von dem Geld. Daher ließ sie am nächsten Tag ihren Mann, der als Schäfer in Bretten lebte, herbeibolen, und erzählte ihm Alles, was bisher geschehen war. Dieser war wie gewöhnlich betrun-

len, fing an zu toben und schrie: Der Schüler sei ein Betrüger, den er zum Haus hinaus werfen wolle. Kaum hatte der Schüler in der obern Stube dies gehört, so nahm er den Hafen voll Erde und gieng damit weg. Der Schuhmacher und der Nachbar liefen ihm zwar bis an den Rhein nach, allein er ging nach Speier in ein Kloster, dem er wahrscheinlich den Schatz verschafft hat: denn seitdem ist er im Schlosse zu Weingarten nicht wieder gesehen worden.

(Siehe Wenck's „Anzeiger" 1837.)

Das freigebige Erdmännlein.

Zu einem Bauer, welcher in der Gegend von Weingarten pflügte, kamen plötzlich aus dem Boden ein Erdmännlein und ein Erdweiblein. Letzteres war seiner Entbindung nahe und das Männlein bat den Bauer, aus dem Orte die Hebamme herbeizuholen. Der weigerte sich dessen und arbeitete fort, ließ sich aber auf des Männleins immer dringendere Bitten doch endlich zu diesem Gange bewegen. Unterdessen kroch das schwangere Weiblein wieder in den Boden, das Männlein jedoch blieb da und wartete die Hebamme ab. Als diese nun in Begleitung des Bauers kam, führte er sie durch eine, vorher nicht sichtbar gewordene, Oeffnung in die Erde in eine Art von Kammer, wo sie dem Weiblein bei seiner Niederkunft aufs Geschickteste beistand. Als man ihrer nicht mehr bedurfte und sie sich zum Fortgehn anschickte, füllte das Männlein ihr zum Lohn ihre Schürze mit dürrem Laub und rief, als sie während des Gehens einige Blätter davon verzettelte, ihr nach: sie möge die Schürze doch fest zusammenhalten und das Laub wohl in Acht nehmen! — Verdrießlich erwiederte sie, daß sie Laubes genug zu Hause habe und nicht wisse, was sie noch mit diesem anfangen solle, und ging ihres Weges. Zu der Oeffnung kaum wieder herausgekommen, fand sie alles Laub, das sie noch in der Schürze hatte, in eitel Gold verwandelt. *)

*) Vergl. meinen Sage die verwandte „Mommelsee's Geschenk" S. 101 dies. Bds. [illegible] Seite 299.

Erdmannskuchen.

Ein Mann von Weingarten hörte beim Pflügen, wie die Erdmännlein im Boden eine Backmulde ausscharrten. Da rief er: „Ich will auch Kuchen!“ und ackerte fort bis ans Ende des Feldes. Als er nach dem Umkehren wieder zu dem Platze kam, worunter es gescharrt hatte, fand er daselbst einen prächtigen halben Kuchen nebst einem Messer liegen, und ließ es sich trefflich munden.

([illegible])

Sagen von der Barbarakirche bei Langensteinbach. *)

1. Auf einem Hügel bei Langensteinbach liegt im Walde die längst verfallene St. Barbarakirche. Vor etlichen Jahrhunderten begann ein Ritter ihren Bau, mußte aber während desselben auf längere Zeit fort und befahl seiner zurückbleibenden Tochter, den Bau genau nach seinem Willen und Plane fortzuführen. Diese achtete jedoch den Befehl nicht und ließ an der Kirche mehr Fenster anbringen, als ihr Vater gewollt hatte. Darum wurde sie von demselben, nach seiner Rückkehr, in die Kirche verwünscht, wo sie nun seit ihrem Tode bei den dort vergrabenen Schätzen umhergeht, und in der ganzen Gegend die „weiße Frau“ genannt wird.

2. Eine Bauersfrau von Spielberg, welche dem Gottesdienste zu Langensteinbach beigewohnt hatte, sah auf dem Heimwege an der Barbarakirche die weiße Frau; diese sagte zu ihr, sie solle mit ihr gehen, sie könne sie erlösen und dadurch reich werden. Da die Bauersfrau dem Geiste folgte, führte er sie in das Gewölbe unter der Kirche, worin zwei Kisten standen, auf deren einer eine Kröte, auf der andern ein weißer Hund lag. Hier gab ihr das Gespenst eine Gerte in die Hand und hieß sie dieselbe umherschwingen, aber kein Wort, selbst nicht den Namen Jesus, dabei sprechen; es wolle nun fortgehen, jedoch bald zurückkommen und ihr die Schlüssel zu den Kisten bringen. Als die Bauersfrau sich allein

*) [illegible]

befand, fuhr sie befohlenermaßen mit der Gerte im Kreis umher; da wurde der weiße Hund kohlschwarz, worüber entsetzt sie ausrief „Ach Gott!" Kaum war das Wort aus ihrem Munde, so fiel sie ohnmächtig nieder. Bei ihrem Erwachen fand sie sich oben in der Kirche unter dem Schwiebbogen liegend und vernahm in der Luft ein Aechzen und Wehklagen, darunter die Worte: „Wehe! nun muß ich noch lange leiden!" Dies Jammern folgte ihr ein paar Stunden lang nach, so daß sie vor Angst nicht wußte, was sie thun sollte, und endlich ganz erschöpft in das Bad in Langensteinbach kam, wo sie sich allmählig wieder erholte.

3. Im Frühling eines Schaltjahres ging ein unerwachsenes Mädchen in die St. Barbarakirche, während ihr Vater nebst einem andern Manne draußen beschäftigt waren. Da sah sie die **weiße Frau** aus dem Chore kommen. Diese blieb dort stehen und winkte dem Mädchen mit einem Bst! zu sich hin. Ihr Gesicht und ihre Hände waren schneeweiß, ihre Augen und zurückgeschlagenen Haare rabenschwarz; in der Hand, womit sie winkte, hielt sie ein Sträußlein blauer Blumen, an der andern hatte sie eine Menge goldener Ringe; sie trug ein weißes Ueberkleid und darunter ein Gewand von derselben Farbe, grüne Schuhe und an der Seite einen großen Bund Schlüssel. Von Todesschrecken ergriffen, lief das Mädchen aus der Kirche und holte die beiden Männer herein. Diese konnten aber die weiße Frau nicht sehen und als sie fragten, wo dieselbe sey, deutete das Mädchen hin, und sagte: „Dort!" Da wandte die Frau sich um, ihr Haar hing über den Rücken bis auf den Boden und sie schritt nach dem Chore zurück; das Mädchen aber fiel in Ohnmacht. Als es wieder zu sich kam, war die weiße Frau verschwunden und ließ sich, obwohl die Männer überall nachforschten, nirgends mehr blicken.

4. In und bei der Kirche lassen sich öfters bei Nacht viele Hunde, Katzen und Lichter von verschiedenen Farben, wie auch ein schwarzer Mann sehen; Schellen ertönen zuweilen darin, und im Wald, der zunächst der Kirche liegt, kann das Wild von den Kugeln der Jäger nicht getroffen werden. Schon manche

Leute haben, um Geld zu erhalten, die weiße Frau fleißig aufgesucht, jedoch vergebens, und als sie nach den vermutheten Schätzen gruben, rückten dieselben in der Erde fort. Von der Kirche soll sich ein unterirdischer Gang nach Ettlingen ziehen, und von da weiter bis in das ehmalige Kloster Gottesaue.

([illegible] Jahrg. 1836.)

St. Barbara.

Als teutsches Land noch ganz und gar
Mit wilden Heiden bevölkert war,
Da wohnt' ein Fürst am Strom des Rheines,
Der hatt' ein Töchterlein, ein feines,
Um das mit heißem Herzverlangen
Viel wunderkühne Degen rangen;
Die Maid indeß, von Weltlust fern,
Diente dem Heiland, unserm Herrn,
Hielt aller Fürsten Glanz gering,
Seit sie ein himmlisches Licht empfing.
Das blieb dem Vater unverborgen,
Und also sprach er am Ostermorgen:
„Sag' ab dem Götzen Jesu Christ,
Mit Leib und Seele zu dieser Frist,
Sonst will ich selbst dich fluchbeladen
In's Elend stoßen sonder Gnaden!"
Die Maid sprach: „Nein!" — „Sag' ab, zur Stunde!
Sonst soll im tiefsten Kerkergrunde
Bei Kröt' und Molch' dein Wohnsitz seyn!"
Er sprach's voll Grimm, die Maid sprach: „Nein!" —
„Sag' ab, sonst soll am Hügel hier,
Beim Zürnen Odin's schwör' ich's dir,
Dein Blut vergießen dieser Stahl!" —
„Nein!" sprach die Maid zum Drittenmal.
„So stirb!" — Der Wüthrich hat inmitten
Den lilienweißen Hals durchschnitten,
Doch aus der Wunde fließt kein Blut;

Sie wallt, umstrahlt von Himmelsgluth,
Zum Kreuze, das im Thale steht,
Schwingt sich zu Gott in frommem Gebet,
Derweil in regungslosem Grauen
Die Heiden solches Wunder schauen.
Erst als sie hat das Amen gesprochen,
Ist hell das Blut hervorgebrochen;
Mit Lächeln starb sie seligen Tod.
Und sieh, des Blutstroms dunkel Roth
Ward plötzlich eine Wunderquelle,
Die silbern fleußt an jener Stelle.
Da ward des Volks ein großer Theil
Sofort bekehrt zum ewigen Heil,
Und Pilger wallten von fern und nah,
Zum Kirchlein der Sanct Barbara.
Wohl mancher Mann und manches Weib
Wusch sich am Born den siechen Leib,
Und haben sie Heilung dort empfahn,
Das hat Sanct Barbara gethan.

Eduard Brauer

Der Stoff obiger Legende findet sich u. A. in des Karlsruher Rectors Malsch „Noctes vacivae lucerna," t. II p. 104. Die Heilige soll sogar ihr abgehauenes Haupt, ohne den Kopf zu verlieren, ruhig den Berg herab zur Quelle getragen haben, ein Wunder, welches selbst für die Poesie etwas zu stark ist.

Die weiße Frau.

(Bei Langensteinbach.)

„Ein flüchtig Liedchen auf den Lippen,
Das Herz belebt von treuem Sinn,
So fahr' ich zwischen starren Klippen
Keck durch des Lebens Brandung hin."

So singt er laut zum Saitenspiele
In der smaragdnen Waldesnacht,
Wo er im heimlichen Asyle
Allein mit tiefer Sehnsucht wacht.
Den Wonnemond will er begrüßen,
Den jetzt gebiert des Jahres Schoos;

So zieht er hin auf leichten Füßen
Und preis des Sängers selig Loos.

Die Sterne, so im Morgenscheine
Verbleichend schon herniederiehn,
Die Blätter, so im Buchenhaine
Voll Frühlingsfeier rauschend wehn,
Die Vöglein, deren muntre Kehle
Die heitre Einsamkeit belebt,
Es grüßt sie all' aus voller Seele
Sein Lied, das durch die Saiten bebt.

Wie wohl ist ihm im Waldesschatten,
Der schaurig süße Ahnung hegt!
Drum floh er von den offnen Matten,
Wo noch zu laut das Leben regt;
Und rüstig fördert er die Schritte,
Denkt an die ferne, treue Braut,
Als plötzlich in des Waldes Mitte
Er ein verfallnes Kirchlein schaut.

Und in den ernsten, grauen Trümmern,
Um die sein Netz der Epheu strickt,
Er in dem räthselhaften Schimmern
Ein seltsam Frauenbild erblickt:
Ein Wesen, wie aus Duft gewoben,
Schwebt durch das Thor im Gotteshaus,
Und in der Rechten, hoch erhoben,
Winkt es mit einem Blumenstrauß.

Und zaudernd bleibt er lauschend stehen,
Und starrt mit Grau'n ins offne Thor;
Da sieht er's wieder glänzend wehen,
Und Töne klingen in sein Ohr.
Wie träumend blickt er auf die Schwelle,
Wo, angethan mit weißem Kleid,
Ihm lockend ruft nach der Kapelle
Und mit dem Strauße winkt die Maid.

„Willkommen Knabe! holder Knabe!“ —
Singt sie mit silberhellem Ton; —

„Erlöse mich aus meinem Grabe,
Und dich erwartet reicher Lohn!
Die Blumen, wie vom Thau sie glänzen,
Den noch der Sonnenstrahl nicht traf,
Sie sollen deine Stirne kränzen,
Befreiest du mich vom Zauberschlaf!“ —

„Mich lüstet's nicht nach deinem Kranze,
Nicht trüb' er meines Herzens Ruh!
Mir winkt mit einem höhren Glanze
Ein Kranz der reinsten Minne zu;
Behalte deiner Blumen Fülle,
Mir lacht ein dauernderes Glück;
Zieh' nur, entsagend, in die Hülle
Des Grabes wieder dich zurück!“

„Ach, schöner Knabe!“ — sang sie wieder —
„O wüßtest du, was du verschmähst!
Was trägt dir denn der Schatz der Lieder,
Den rings du in die Lüfte säh'st?
Arm ziehst du doch dahin auf Erden!
Doch nimmst die Blumen du von mir,
Wird jede zum Juwel dir werden,
Und Glanz und Ruhm sich häufen dir!“

„O laß mich!“ rief er — „Solche Gaben
Sind's nicht, wonach mein Herz begehrt!
Am Frühlingsgold will ich mich laben,
Vom Gold der Tiefen unbeschwert;
Der Thau in Augen und in Blüthen
Ist mir der köstlichste Demant,
Was willst du mir noch Schätze bieten,
Der längst sich überreich genannt?“ —

„Trotzvoller Knabe, laß dir rathen!
Ein andres Kleinod dir noch blüht,
Um das in Liedern und in Thaten
Manch' edler Ritter sich bemüht.
Laß führen dich zu einer Blume,
Die manches Lebens Sonne war,

Komm, folge mir den Weg zum Ruhme,
Sonst quält dich Reue immerdar!'" —

„Laß ab, Verführerin! wo Treue
Im Herzen unverwelklich blüht,
Da nistet nie sich mehr die Reue,
Die leere Herzen nur durchglüht.
Fahr wohl! nicht deine bunten Steine
Begehr' ich, noch dein Gold so licht!
Frei laß mich ziehn durch meine Haine!
Reich ist, wem Treue Kränze flicht." —

Sie sieht ihn rasch von hinnen scheiden,
Und seufzt, verweh'nd in leisen Duft:
„Auf's Neue muß ich wieder leiden
Auf sieben Jahr' in kühler Gruft!'" —
Er aber steigt hinab zu Thale,
Die Seele jauchzt, die Saite tönt,
Und laut erschallt im Morgenstrahle
Der Sang, der alle Schätze höhnt:

„Ein flüchtig Liedchen auf den Lippen,
Das Herz belebt von treuem Sinn,
So fahr ich unter Sturm und Klippen
Keck durch des Lebens Brandung hin!"

Wilh. v. Chezy

Der Rothackergeist und der wilde Jäger.

Wo man von Hochstetten nach Liedolsheim geht, liegt rechts an der Straße der „rothe Acker" und eine Ziegelhütte darauf. Ein Fußpfad führt über den rothen Acker, und wo er an die Wiesen grenzt, da stehen zwei Rickel, *) die man überschreitet, und die das Vieh vom Acker abhalten. Auf dem rothen Acker geht ein Geist, der oft als ein schwarzer Mann auf dem Rickel sitzt. Dort hat er schon einem Mädchen einen Korb Wälschkorn aufgeholfen, sie hat ihn aber an den Pferdefüßen erkannt und ist ganz verstört nach Haus gekommen. Auch haben ihn Andere gesehen, wie er auf dem Rickel saß und Funken von

*) Eine Art Schranken aus Baumstämmen.

sich sprühte, und wieder Andere, wie er dort ganz lichterloh brannte. Einige Leute sahen ihn einst bei Nacht als einen schwarzen Mann am Wege und mußten ihm ausweichen, aber er ging ihnen immer zur Seite, so daß sie bis in den Wald, die lange Hecke, sich verirrten, und erst morgens wieder auf den Weg kamen. Niemand weiß, wo der Rothackergeist seinen Ursprung hat und was sein Wesen ist. In der langen Hecke, nicht weit vom rothen Acker, jagt manchmal der wilde Jäger; man hört die Jagdhörner und das Hundegebell oft ganze Nächte hindurch.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 1834.)

Junker Marten und der wilde Jäger.

Vor dem Dorfe Singen geht die Schloßbrücke über die Pfinz auf die Wiesen; sie heißt so, weil dort im Thale das Schloß des Junkers Marten stand. Wo der Weg links hinein nach Königsbach geht, da war einst eine Gnadenkapelle zu unserer lieben Frauen zur Aich, die aber jetzt abgerissen ist. In dieser Kirche lag der Grabstein des Junkers Marten, worauf er in Lebensgröße ausgehauen ist.*) Diesen Stein ließ der Schulz von Wilferdingen in sein Dorf führen, als die Kapelle abgebrochen wurde. So wie Jener auf dem Steine steht, so erscheint er den Leuten Nachts im Bahnwald bei Singen mit Hunden auf der Jagd und macht einen großen Lärmen. Er hat Manchen schon erschreckt, und einen Mann, der ihn beleidigte, in die Pfinz geworfen.

*) Der Grabstein des Junkers Marten scheint nicht mehr vorhanden; man findet ihn zu Wilferdingen weder in der Kirche noch auf dem Kirchhofe. Als Zeugniß der Verbreitung der Sage vom wilden Jäger bemerke ich, daß er zum Geschlechtsnamen wurde. „Wolf Wildenjägers Erben" zu Sandhausen bei Heidelberg kommen in dem Schönauer Gefällbuch von 1679, Bl 117, vor.

Mone.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 1831.

Pforzheim[*)]

und Umgegend.

Das von den Juden getödtete Mägdlein.

Im Jahr 1267 war zu Pforzheim eine alte Frau, die verkaufte den Juden aus Geldgier ein unschuldiges, siebenjähriges Mädchen. Die Juden stopften ihm den Mund, daß es nicht schreien konnte, schnitten ihm die Adern auf und umwanden es, um sein Blut aufzufangen, mit Tüchern. Das arme Kind starb bald unter der Marter und sie warfen es in die

---

*) M. Jakob Frischlin, ehmaliger Theologe zu Bahlingen, als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt, behauptet Folgendes:

Im Jahr 2000 nach Erschaffung der Welt haben sich Grunnius und Phoreis, vom Stamme des Aeneas Sylvius, in der Gegend des Schwarzwalds niedergelassen. Grunnius baute Gryningen, und Phoreis die Stadt Pforzheim an der Enz, welche Stadt durch Attila, der Hunnen König, (um's Jahr 450 nach Chr. G.) nebst anderen Städten geschleift wurde. Emmerich, (ein geborner Franke, Gouverneur in Allemanien und vormaliger Connetable des Fränkischen Königs Chodovicus, so wie auch der erste Herr zu Beutelsbach) habe die Stadt Pforzheim aber im Jahr 510 wieder aufgebaut."

(Siehe M. Jakob Frischlin's „Historische Beschreibung des Landes Würtemberg vom Jahr 1614. 2. Theil. Ferner: Behres „Kleine Chronik von Pforzheim." S. 10.)

Die wahrscheinlichste Ableitung des Namens Pforzheim ist die von Porta Hercyniae — das Schlußthor des Schwarzwalds," wie die Gegend unter den Römern benannt wurde.

Enz, eine Last von Steinen obendrauf. Nach wenig Tagen reckte Margaretchen ihr Händlein über dem fließenden Wasser in die Höhe; das sahen die Fischer und entsetzten sich; bald lief das Volk zusammen und auch der Markgraf eilte herbei. Es gelang den Schiffern, das Kind heraus zu ziehen, das noch lebte, aber, nachdem es Rache über seine Mörder gerufen, den Geist aufgab. Der Argwohn traf die Juden; alle wurden zusammengefordert und wie sie dem Leichnam nahten, floß aus dessen offenen Wunden das Blut stromweise. Die Juden und auch das alte Weib bekannten die Unthat und wurden hingerichtet. Beim Eingang der Schloßkirche zu Pforzheim, da, wo man die Glockenseile zum Geläute zieht, steht der Sarg des Kindes mit einer Inschrift. *) Unter der Schifferzunft hat sich von Kind zu Kind einstimmig die Sage fortgepflanzt, daß damals der Markgraf ihren Vorfahren zur Belohnung die Wachtfreiheit, „so lang Sonne und Mond leuchten," in der Stadt Pforzheim und zugleich das Vorrecht verliehen habe, daß alle Jahre am Fastnachtsmarkte vierundzwanzig Schiffer mit Waffen und klingendem Spiel aufziehen und an diesem Tage Stadt und Markt allein bewachen sollten. Dies gilt noch heutigen Tags.

(Siehe Grimm's „deutsche Sagen," Berlin, 1816. Erster Band. S. 456. Vergl. auch Weber's „Pforzheimer Chronik." S. 18—21.

*) In der Schloßkirche zu Pforzheim befindet sich links beim Eingange, da wo man die Glockenseile zum Gebete zieht, auf einer steinernen Grabplatte folgende Inschrift:

Margretha A. Judaeis Occisa
Ob. Feliciter Anno Dom.
MCCLXVII. Cal. Jul. Fer. VI.

auf teutsch: Margaretha, von den Juden ermordet, starb selig den 1. Juli 1267.

Die vierhundert Pforzheimer.

1622.

Georg von Baden zog zum Streit
In blut'ger, unheilvoller Zeit,
Vor Tilly's wilden Schaaren
Sein Vaterland zu wahren.

Dem Herrscherstab, dem Fürstenhut
Entsagt der Fürst mit keckem Muth,
Und spricht zu seinem Sohne:
„Sitz du auf meinem Throne!

„Mich ruft zum Kampf die höh're Pflicht,
Die Noth ist groß! Hilft Gott uns nicht,
Wird uns das Schwert bevehren
In Luther's reinen Lehren.

„Doch ferne sey mirs, Mord und Brand
Zu locken in mein friedlich Land!
Ich will das Schwert erfassen
Und dir das Scepter lassen.

„Nimm's hin, mein Sohn, und trag' es weis'
Zu deines Volks und Gottes Preis:
Des heil'gen Rechts Beschützer,
Der Schwachheit Unterstützer!"

Er sprach's und schwang sich auf sein Roß:
„Leb wohl, du meiner Ahnen Schloß!" —
Viel heiße Thränen rannen,
Doch rastlos gings von dannen.

Da half kein Rath, kein warnend Wort,
Ein blind Verlangen trieb ihn fort,
Wie einst in bessern Zeiten,
In offner Schlacht zu streiten.

„Der Feigling sucht den Hinterhalt,
Ich trau' auf meines Arm Gewalt!"
So rief er, — „Kühn Beginnen
Muß uns den Sieg gewinnen!"

Und unaufhaltsam rückt er vor,
Und trifft den Feind vor Wimpfen's Thor:
Viel Tausend' wohl gerüstet,
Die all des Kampfs gelüstet.

Die Trommel ruft, das Schwert wird bloß,
Wie Blitze folgen Hieb und Stoß,
Es donnern die Kanonen,
Die Freund und Feind nicht schonen.

Und Mancher stürzt', und Mancher sank,
Und mancher Kämpe sterben krank
Hat schweren Tod gelitten,
Denn blutig ward gestritten.

Es stach der Sonne heißer Brand
Den Fürsten, der im Freien stand;
Doch kühles Obdach hatten
Die Feind' im Waldesschatten.

Da hat gar mancher Held geklagt;
Der Markgraf streitet unverzagt,
Und Mancher muß erbleichen
Vor seines Armes Streichen.

Doch sieh! welch schwarzer Höllendampf
Steigt dort empor und stört den Kampf?
Horcht wie es kracht und wettert,
Und Alles rings zerschmettert!

Des Fürsten Heer wird schnell zersprengt,
Und Herrn und Knechte fliehn vermengt;
Ein Schreckensruf verkündet:
Das Pulver ist entzündet!

Umsonst war Bitte, Mahnung. Drob'n,
So Muth als Ordnung war entflohn;
Doch focht, vom Feind umgeben,
Der Markgraf für sein Leben.

Nun spitzt das Ohr und hört die That,
Die nirgends ihres Gleichen hat,
Vernehmt sie, und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert!

Ein Häuflein klein, doch edler Art,
Hat um den Fürsten sich geschaart,
Aus jener Stadt gebürtig,
Des Schwabenlandes würdig.

Sie standen vor dem Fürsten dicht,
Wie Säulen fest, und wankten nicht,
Sein theures Haupt zu retten
Aus ew'ger Knechtschaft Ketten.

Und Mancher stürzt' und Mancher sank,
Das Blut der treusten Herzen trank
Der nimmersatte Boden,
Ein weites Feld von Todten.

Sie kämpften, bis der Letzte blieb —
O weinet nicht, ihr Mütter lieb!
Der Ruhm von euern Söhnen
Wird alles Land durchtönen!

So ward der edle Fürst befreit
Durch seiner Bürger Tapferkeit;
Denn Lieb' ist bessre Wehre,
Als Furcht und sieb'nde Heere.

Und ihr, ihr Herren edlen Bluts,
Begebt euch eures stolzen Muths,
Und ehret und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert!

Eduard Brauer.

Viel gerühmt in gebundener und ungebundener Rede, neuerlich wohl auch bezweifelt und bekrittelt, wurde die glorreiche That der vierhundert Pforzheimer. Nicht Jeder mag in unserer nüchternen Zeit den hohen Geist begreifen, der diese That erzeugte. Daß nicht gerade vierhundert Bürger aus der Stadt Pforzheim die Heldenschaar bilden, welche sich für ihren Fürsten aufopferten, vielmehr „das weiße Regiment" auch viele Angehörige der umliegenden anderen Baden-Durlachischen Orte in sich fassen mochte, läßt sich leicht denken, aber auch leicht erklären, da der Name der Stadt Pforzheim bei weitem der bekannteste war, und die Ernestinische Linie die Pforzheimer genannt wurde. Der Kern der Sage wird immerhin als eine wahre Begeben-

heit zu betrachten seyn, und diese Begebenheit ihre richtige Erklärung und Würdigung finden, wenn man den Geist der weisen, väterlichen Regierung, wodurch sich die Fürsten des Zähringer Stammes von Anfang so vortheilhaft auszeichneten, und die hiedurch begründete Gesinnung des Badischen Volkes, sowie auch insbesondere die Persönlichkeit Georg Friedrich's in's Auge faßt. Daß ganz gleichzeitige Schriften des Vorganges nicht erwähnen, ist in der That ein Gegengrund von sehr leichtem Gewicht. Wie viele der Aufzeichnung würdige Züge mögen im Getümmel des dreißigjährigen blutigen Glaubenskampfes übersehen worden seyn! Im Jahr 1622 fand die Schlacht bei Wimpfen statt; das Theatrum europaeum, Thl. I. Seite 627, (erschienen im Jahr 1662 die Vorrede und Dedication M. Merian's trägt die Jahreszahl 1634); erzählt das Wesentliche der Begebenheit, und ebenso das mehrerwähnte Werk: „Der durchl. Fürsten und Markgrafen von Baden Leben, Regierung u. s. w." vom Jahr 1695.

Vergl. auch Bader, „Badische Landesgeschichte," S. 504.

In der interessanten Schloßkirche zu Pforzheim, unter welcher die Gruft der Baden-Durlachischen Fürsten sich befindet, hat der regierende Großherzog den vierhundert Pforzheimern ein würdiges Denkmal errichtet.

In dieser Kirche wird auch noch die Zelle des berühmten Pforzheimer Gelehrten Reuchlin gezeigt.

(Siehe Dr. Brauer's „Sagen von Baden u.")

Die Pforzheimer Bürger.

An des Neckarstroms Gestade
Zog gen Wimpfen seine Pfade
Baden-Durlach's kleines Heer;
Und es schwangen in der Rechten,
Für das Lutherthum zu fechten,
Hoch die Krieger ihre Wehr.
Plötzlich dringt es durch die Reihen:
„Tilly naht mit starker Macht!"
Und es ordnet jeder Führer
Seine Schaar zur heißen Schlacht.

Eine wetterschwangre Wolke,
Braußt mit seinem wilden Volke
Tilly fürchterlich heran;
Und so weit die Augen schauen,
Zeigen in des Landes Auen

Feuersäulen seine Bahn;
Markgraf Friedrich ruft im Grimme:
„Seht des Vaterlandes Schmach!
Tapfre, folgt mir, es zu retten,
In das Schlachtgetümmel nach!"

Und er jagt auf starkem Rosse
In den Hagel der Geschosse,
Den der Feind entgegen schickt.
Löwenmuthig sprengt zum Streite
Weimars Fürst an seiner Seite,*)
Hoch sein scharfes Schwert gezückt.
Und wer ist, in weißen Röcken,
Dort die auserwählte Schaar,
Die den beiden tapfern Fürsten
Folgt in jegliche Gefahr?

Wo der Nagold sanfte Wellen
Und die Würm den Enzfluß schwellen,
Liegt ein Städtchen wohlgebaut; **)
Dorther stammen jene Streiter,
Die, als Friederichs Begleiter,
Euer Blick verwundert schaut.
Da des Fürsten Ruf erschollen:
„Glauben gilts und Vaterland!"
Legten sie die Weberspule
Aus der kunstgeübten Hand.

Wie geprüfte Heldenschaaren
Trotzten sie der Schlacht Gefahren
Jetzt mit frommem teutschen Muth;
Unter ihres Schwertes Streichen
Thürmten Berge sich von Leichen,

**) Pforzheim.

*) Herzog Wilhelm, der sich mit seinem Bruder Johann Ernst in der Schlacht bei Prag (1620) tapfer hervorgethan und (1621) dem Grafen von Mansfeld 3000 Fußgänger und 600 Reiter (unter diesen seinen jüngsten Bruder Bernhard als Rittmeister) zugeführt hatte.

Und der Boden schwamm in Blut.
Schon verläßt des Kaisers Fahnen
Fliehend das Hispan'sche Heer,
Und zerstreuet auf der Fläche
Furchtbar heulend sich umher.

Aehnlich hochempörten Bächen
In der Feinde Linien brechen
Baden-Durlach's Schaaren ein,
Und die muthentseelten Glieder
Stürzen wild sie vor sich nieder
Mit der Waffen Wetterschein.
Wie auch Tilly's Stimme tobet,
„Halt!" den Fliehenden gebeut,
Seine ungezählten Rotten
Sind wie Spreu vom Sturm zerstreut.

Und wie mit des Sturmes Flügel,
Flogen über Berg und Hügel
Ihnen Durlach's Krieger nach.
Da ertönt in ihrem Rücken,
Als zerbörst' ein Berg in Stücken,
Tiefbetäubendes Gekrach;
Unvermerket sank im Kampfe
Einer Kugel Feuerball
In den Kreis der Pulverwagen,
Zündend dort in seinem Fall.

Und des Tages Licht verhüllet
Und den reinen Aether füllet,
Athem raubend, Pulvernacht,
Während rund von bangem Stöhnen
Fluren, Thal und Hügel dröhnen,
Und der Eichen Waldung kracht.
Tausend Tapfre sind zerschmettert,
Wälzen sich in ihrem Blut,
Wer es noch vermag, entfliehet
Schleunig mit gesunknem Muth.

Von den dampfumwogten Höhen
Sieht man Feindes Fahnen wehen,
Und Verderben Allen droh'n.
In das Schlachtgefilde nieder
Führet seine Rotten wieder
Der gewalt'ge Tilly schon,
Rufend mit Commandostimme:
„Jaget nach dem Ketzerheer!
Und wen ihr erreicht, dem stoßet
Durch den Körper Schwert und Speer!"

Also folgt im raschen Fluge
Mordend er dem flücht'gen Zuge,
Bis er Durlach selbst gewahrt;
Wähnend ihn in seinen Händen,
Denkt sein Leben er zu enden
Auf entsetzensvolle Art.
Aber unvermuthet stürzet
Wohlgeordnet Mann zu Mann,
Durlachs treuer weißer Haufen
Gegen Tilly's Schlachtheer an.

Tilly staunet. „Kommt zum Heere
Ferdinando's!" — ruft er — „Ehre
Schmückt euch hier im höchsten Grad,
Wenn zu eurem Ketzerfürsten,
Welchen wir zu fahen dürften,
Ihr geöffnet uns den Pfad!" —
Doch vergebens! All' erwiedern:
„Eher Tod durch Feindeshand,
Als Verrath dem theuern Fürsten
Und dem lieben Vaterland!"

Tilly drauf: „Ihr wollt Verderben?
Nun, so sollt ihr Alle sterben,
Eh' gelingt des Fürsten Flucht!"
Und mit seinem ganzen Heere,
Gleich dem hochempörten Meere,
Das den Fels zu stürzen sucht,

Stürmt er auf den kühnen Haufen,
Welcher unerschüttert steht,
Ob auch mancher seiner Helden
Offnem Tod entgegen geht.

Tief im Innersten beweget
Ruft von Neuem Tilly: „Leget
Eure Waffen vor mich hin!"
Aber Deimling: „„Magst sie holen!""
Mit ihm äußern, unbefohlen,
Alle Bürger gleichen Sinn,
Und erfechtend ihres Fürsten
Rettung mit der Väter Muth,
Fallen Mann für Mann, sie Alle,
Hochumströmt von Feindes Blut.

Adolf Bube.

Die Heldenthat der vierhundert Pforzheimer ist auch in einem größeren Gedichte gefeiert, betitelt: „Die Schlacht bei Wimpfen," ein vaterländisches Heldenlied von Karl Fernand, evangelisch-protest. Pfarrer in Egringen. (Karlsruhe, 1838. Verlag des artist. Instituts.) Einen Auszug daraus theilt Baader in seinen „Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwaldes" mit. (S. 194—220.)

Eine andere poetische Bearbeitung desselben Stoffes von Anton Dietrich findet sich im Stuttg. Morgenblatt Nr. 193. Mai 1882.

Triumphzug kindlicher Liebe.

Im dreißigjährigen Krieg, als unser armes Teutschland von der Nordsee bis an die Donau, vom Rhein bis an den Böhmerwald blutig zerfleischt und schrecklich verheert wurde, und der eine Theil für Luther und des Evangeliums Predigt, der andere für den Papst und die Messe, mit heißem Eifer kämpfte und Gut und Blut opferte, und die Kriegsschaaren, zu jeder Zeit schrecklich, aber damals ganz zügellos und verwildert, auf beiden Seiten unerhörte Greuel verübten, geschah es, daß nach der Nördlinger Schlacht Anno 1635, wo die Schweden und die Evangelischen geschlagen wurden, in Würtemberg und Baden-Durlach, zuerst die Fürsten, dann auch die Unterthanen die Flucht ergriffen, meistens nach Straßburg und auf die andere Rheinseite. Eine gut evangelische Stadt war Pforzheim, der Geburtsort Reuchlins, der zuerst ein helles Licht

in Teutschland angezündet hatte, und der Ort der Schule und Bildung Melanchton's von Bretten, des gelehrten und sanften Freundes Luther's, des Lehrers Teutschlands, der auch von den Katholischen hochgeachtet wird. Dort floh auch Alles, besonders als man hörte, wie in Schwaben und im Würtembergischen es manchen Städten gegangen war; wie dort die Kroaten und Panduren und Spanier gehaust, Alles geplündert, gebrannt und alle Greuel verübt hatten, auch in solchen Orten, die sich mit Accord übergeben. Da dachte auch Markgraf Ernst Friedrichs wohlbestallter Amtskeller zu Pforzheim, Herr Maler, sich mit einigen wichtigen Schriften seines Fürsten auf die Rheinseite zu retten. Seine alte Mutter aber frug er, ob sie nicht bleiben und das Haus bewahren wolle, so viel möglich; vor ihrem Alter, hoffte er, würden auch die rohen Soldaten Ehrfurcht haben. Sie aber erschrack ob dieser Zumuthung und flehte ihren Sohn dringend an, ihr hülflos Alter nicht der blinden Wuth erbitterter Feinde ihres Glaubens preis zu geben. Nun suchte der Amtskeller Pferde herbeizuschaffen, aber in der ganzen Stadt und Gegend war kein Zugvieh aufzutreiben. Da lud er seine wichtigsten Schriften auf ein kleines Wägelein, auf dem man auch sonst schon in der Stadt Akten und andere Sachen hin und her gefahren hatte, setzte seine alte Mutter auch darauf, und er und seine Geschwister spannten sich davor und zogen die gute Mutter fort an den Rhein, wo sie ein Schiff fanden, und drüben weiter zogen bis nach Landau. Wo sie durchkamen und noch Einwohner antrafen, betrachtete man den frommen Zug mit Bewunderung und Rührung, und so nahm man ihn auch in Landau auf; wer es sah, wer es hörte, Katholische wie Evangelische, pries als vom Himmel gesegnet solche Kinder, pries glücklich, wenn sie auch sonst Alles verloren, eine solche Mutter. Ihr Segen, der Segen der geretteten frommen Mutter, ruhte auf diesen edeln Kindern, und ruht auf ihrem noch in unserm Tagen blühenden Geschlecht.

L. G. B.

Diese rührende Sage hat Sach's in seiner „Geschichte der Markgrafschaft Baden" (Bd. 4. S. 543) aufbewahrt. Siehe auch J. Ro-

ver's „Badische Landesgeschichte" S. 319. — Kaspar Maler, Badischer Amtskeller und Landschaftsschreiber, lebte von 1580—1648.

Eduard Brauer, in seinen „Sagen und Geschichten der Stadt Baden und Umgegend ꝛc." (Seite 148) hat diese Kindesliebe poetisch gefeiert.

Die Pest in Pforzheim.

Welch Lärmen, welch Gedränge
Stört Pforzheim's Morgenruh'?
Was treibt in bunter Menge
Das Volk dem Rathhaus zu?
O wär' es nie gesprochen
Das schauervolle Wort:
„Die Pest ist ausgebrochen!"
So tönts von Ort zu Ort.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

O Leid! in jedem Hause
Kehrt Klag' und Jammer ein;
Die Würgerin, die grause,
Verschont nicht Groß und Klein;
Das Kind, den kräft'gen Gatten,
Das Weib im Schönheitsglanz,
Den Greis, den altersmatten,
Die Braut im Myrthenkranz.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Verödet stehn die Straßen,
Es schweigt der Arbeit Schall,

Des Hirten muntres Blasen,
Gesang und Peitschenknall;
Die Sterbglock' hört man hallen,
Der Nonnen Klagepsalm,
Viel hundert Opfer fallen
Jach wie des Grases Halm.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Kirchhof wird zu enge,
Er sträubt sich mehr und mehr,
Der Todten schwere Menge
Zu fassen nach Begehr;
Am Wege, vor den Thuren
Häuft sich der Leichen Zahl;
Kein Mensch will sie berühren,
Es steigt die Angst und Qual.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Der Bruder flieht die Schwester,
Den Hausherrn das Gesind,
Den Freund der Freund, sein bester,
Die Mutter selbst ihr Kind.
Gesprengt sind alle Bande
Der Sitte, der Natur;
Wer übt noch Macht im Lande?
Die Pest ist Herrin nur!
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf uns, Herr, in der letzten Noth!
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Derweil nun pestgepeinigt
Die Stadt voll Jammers war,
Hat Rathes sich vereinigt
Von Bürgern eine Schaar,
Und glaubensstark geschlossen
Den edlen Singerbund;
Viel wakre Gildgenossen
Gelobten sich's zur Stund':
„Was euch droht,
Qual und Tod,
Laßt uns lindern der Kranken Noth,
Und wer noch wandelt im goldenen Licht,
Er üb' an dem Todten die Christenpflicht!"

So führten sie mit Singen
Ihr Amt der Stadt zum Heil,
So Hohen als Geringen
Ward Hülf' und Trost zu Theil;
Die Lieb' und Treue kehrte
Zurück ins Thal der Enz,
Und Gott im Himmel wehrte
Dem Grimm der Pestilenz.
Heute roth,
Morgen todt —
Hilf dem Nächsten nach Gottes Gebot!
Wer weiß, wann die Noth in's Haus dir bricht!
Gedenke des Todes, der Christenpflicht!

Eduard Brauer.

Obiges Gedicht lehnt sich im Wesentlichen an die Geschichte an. Im Jahr 1501, als die Pest in Pforzheim Grauen und Jammer verbreitete, trat eine Anzahl hochherziger Männer als Todtengesellschaft (Singergesellschaft) zusammen, um Jedem in Noth und Tod beizustehen, dem Erkrankten unentgeldlich Hülfe, dem Entschlafenen Ruhe im Grabe zu verschaffen. Den Namen Singer erhielten die Theilnehmer wahrscheinlich deßhalb, weil sie die Todten mit Sang und Klang zu Grab geleiteten. Noch besteht die löbliche Singergesellschaft, freilich nach den Zeitumständen verändert. D. O.

Die Todten wollen Ruhe.

Es mag wohl über hundert Jahre her seyn, da hat sich im Pfarrhause zu Eisingen gar Mancherlei zugetragen. Dasselbe steht nahe dem Kirchhof, der so hoch liegt, daß der untere Stock des Pfarrgebäudes nur ein dunkler Stall ist. Man hörte oft Nachts vom Kirchhof herüber einen Geist mit so schweren Schritten einherwandeln, daß die Balken im Hause knarrten und ächzten. Er schleppte sich schweigend von Zimmer zu Zimmer, gehorchte aber dem Pfarrer, der ihn zuweilen in einen Winkel verwies, wo er dann eine Zeitlang ruhig blieb. Ebenso ließ sich auch eine Nonne blicken, die meistens dem dunkeln Stalle zuschwebte und darin verschwand. Zu anderer Zeit sah man eine Schlange mit einem um den Hals gehängten Schlüsselbund und einen wälschen Hahn im Rachen durch das Haus in denselben Stall schleichen. Das Nonnengespenst erschien mehrmals einer Magd des Pfarrers und winkte ihr, mitzugehen, da sie sich aber fürchtete, fragte sie ihren Herrn um Rath, der ihr sagte, sie solle nur still und ohne Bangen das nächstemal der Nonne folgen. Das that sie auch, nahm aber ein Licht mit. Die Nonne führte nun die Magd in den finsteren Stall, wies seufzend in einen Winkel hin und verschwand. Des andern Tages hob man in jener Ecke einen großen Stein aus der Mauerwand und fand in dem Loch einen kupfernen Hafen, worin die Gebeine zweier neugeborner Kinder lagen. Dieselben wurden alsbald an den Ort im Kirchhof begraben, wohin man das alte Weihwasser ausgießt, und seitdem hat die Nonne Ruhe und die Geister gehen nicht mehr im Haus um.

([illegible])

Der böse Hausgeist Blaserle.

Im Pfarrhause zu Eisingen spuckte vor Zeiten das Blaserle, von dem Niemand weiß, was es war. Wenn die Sonne unterging, so blies es jedem in's Gesicht, obschon man gar nichts von ihm sehen konnte. Dem Pfarrer wurde einmal eine Kuh geschenkt,

er kaum befand sie sich in seinem Stall, so fing sie an zu schreien und
rte nicht auf, denn es war das Blaserle, das aus ihr schrie. Da-
l fraß die Kuh gar nicht, und der Pfarrer mußte sie verkauf-
n, worauf sie recht gut gediehen ist, wie sie aus dem Hause
ar. So ging es auch mit dem Federvieh; was auch der
farrer anschaffte, das fing an zu schreien, fiel dann wie lahm
eder und schrie sich todt. Wenn der Pfarrer in der Stube
lein saß, so blies es aus allen Ecken und ließ er den Boden
fbrechen, so fand sich nichts. Dieses Blaserle ist nach und
ch aus dem Pfarrhaus weggeblieben und man weiß nicht,
ie es vertrieben worden ist. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 1834.)

Hausgeist Blaserle.

(Metrische Version der vorstehenden Sage.)

Spaßt nur mit Geist, ich lobe das,
Doch ist mit Geistern nicht zu spaßen;
Leicht wird gefährlich solch ein Spaß,
Voraus bei denen, welche — blasen.

Zu Eisingen im Pfarrerhaus
War es vor Zeiten nicht geheuer:
Der Hausgeist blies die Lichter aus
Und facht' zur Flamm' ein Fünkchen Feuer.

Der Pfarrer sprach: „Gefällt es dir,
So dienstbar dich uns zu beweisen,
Nu, bleib in meinem Hause hier,
Fortan sollst Blaserle du heißen."

Wie bald bereut' er dieses Wort,
Wie mocht' er nie den Geist mehr necken!
Der Kobold blies nun fort und fort
Den Pfarrer an, aus allen Ecken.

Wohl ward im Nu die Suppe kalt,
Der Alte sparte seinen Odem;
Doch blies der Geist auch mit Gewalt
Vom Kahlkopf die Perrück' zu Bodem.

*) Ein [illegible] Verwandter dieses neckischen Kobolds scheint der Hausgeist Ruedy im Pfarrhaus von [illegible] gewesen zu seyn. (Vergl. S. 256 des I. Bandes unsers Sagenbuches.)

Als er den Schulzen einst getraut
Vor Schöffen, Vettern, Muhmen, Basen:
War, wie zum Hohn, der jungen Braut
Das Kränzlein flugs hinweg geblasen.

Wie oft der Schabernack geschah,
Ich weiß es wahrlich nicht zu sagen;
Die Zauberer kamen von fern und nah,
Das Blaserle hinweg zu jagen.

Es blies, es blies bei Tag und Nacht, —
Die Bauern wußten manches Späßchen, —
Bis sich der Pfarr in's Haus gebracht
Die flinkste Maid, sein muntres Bäschen.

Die nahm's mit allen Geistern auf,
Flog durch das Haus, treppauf, treppnieder —
Das Blaserle ward still hierauf
Und plagte nie den Pfarrer wieder.

A. Rodungel.

[illegible]

Die Nonnen zu Weißenstein.

Zu Weißenstein bei Pforzheim stand vor alter Zeit ein Nonnenkloster. Es ist aber längst verschwunden, und auf den Platz ist die Herrenscheuer gebaut worden, die auch nicht mehr steht. Die Klosterfrauen trugen weiße und schwarze Kleider und noch sieht man sie Nachts auf den Wiesen an der Nagold umgehen. Man sieht immer nur drei beisammen; im Ganzen sind es aber neune, die sonst aus der Herrenscheuer heraus und hinab ins Wiesenthal giengen. Wenn man sie nicht beleidigt, so thun sie Einem nichts; aber einmal ging ein Mann über die Brücke und rief ihnen zu, sie sollten ihn nach Dillstein begleiten, statt sonst spazieren zu gehen; da ward er von unsichtbaren Händen ins Wasser geworfen und an den Fingern und im Gesicht zerrissen. So kam auch einmal ein betrunkener Mann von Pforzheim an die Brücke, woselbst er seine Nothdurft ver-

richtete. Der rief ihnen auch aus Uebermuth, sie sollten ihn reinigen, worauf sogleich eine Nonne mit einem Dornwisch erschien und ihn so übel zurichtete, daß er lange Zeit nicht ohne die größten Schmerzen sitzen konnte.

(Ludw. Wone's „Anzeiger u." Jahrg. 1831.)

Der nächtliche Schlachtlärm.

Das alte Schloß Kräheneck bei Weißenstein ist ganz verfallen und abgetragen, von Gebüsch und Gras umwuchert. Wo der Weg von Huchenfeld nach Pforzheim geht, da hört man oft Nachts ein Getös in der Burg, wie von einer Schlacht.[1]) Auch haben die Leute dort manchmal den Burgherrn selbst auf seinem Schimmel reiten gesehn. Dieses Pferd weidet zuweilen auf den Wiesen an der Nagold, die dem Krähenecker gehörten.

(Ludw. Wone's „Anzeiger u." Jahrg. 1831.)

Der bestrafte Sakramentschänder.

In einer Spinnstube zu Göbrichen waren an einem Winterabende die Burschen und Mädchen so ausgelassen, daß sie auf den Einfall geriethen, eine s. g. Katzentaufe zu halten. Nachdem eines der Mädchen sich wie eine Wöchnerin ins Bett gelegt hatte, wurde die Hauskatze eingewickelt wie ein Kind, zu ihr gethan, alsdann von Zweien, welche die Pathen vorstellten, abgeholt, und von einem Burschen, der den Pfarrer machte, förmlich getauft. Darauf setzten sich Alle zu Tisch und hielten lustig das Taufmahl. Indem sie so zechten, hörten sie plötzlich draußen am Fensterladen klopfen und eine unbekannte Stimme rufen: „Derjenige, welcher die Katze getauft hat, soll herauskommen!" Den Burschen überfiel ein Grauen, und er wagte sich nicht aus der Stube, obgleich bald nachher die Thüre zweimal halb aufgemacht und das Nämliche hereingerufen wurde. Erst, nachdem dies zum Drittenmal geschehen, ging er auf das dringende Zureden seiner Kameraden hinaus, war aber kaum

[1]) [illegible]

vor der Thüre, als er mit einem gräßlichen Schrei zusammenstürzte. Die Andern eilten ihm zu Hülfe, fanden ihn aber an der Schwelle todt, mit gebrochenem Genick liegen. Neben ihm auf dem Boden waren drei frische Blutstropfen. Von dem Wesen, welches ihn herausgerufen, konnte nirgends eine Spur entdeckt werden.

(Siehe [illegible] „Kopiger [illegible] Jahrg. [illegible])

Der feurige Mann.

Auf dem Felde zwischen Elmendingen und Nöttingen geht in den heiligen Nächten ein feuriger Mann um, welcher manchmal auch als schwarzer Hund erscheint. Einst fuhr dort, tief in der Nacht, ein Bauer von Stupferich, der aus dem siebenten Buch Mosis sich gegen Geister zu schützen wußte, und als er den feurigen Mann erblickte, rief er ihm zu, er solle nur herbeikommen. Dieser folgte dem Geheiß und setzte sich auf den Leiterwagen zu dem Bauern, der ihn dann fragte, warum er hier umgehe und ob er zu erlösen sey? Hierauf antwortete das Gespenst: „Ich habe bei meinen Lebzeiten Waisenkinder dort um jene drei Viertel Morgen betrogen und deßhalb muß ich jetzt, ohne Hoffnung auf Erlösung, auf diesem Ackerstück umgehen und so lange Gott Gott heißt, so lange muß ich auf dem Platze Geist heißen."

(Siehe [illegible] „Kopiger [illegible] Jahrg. [illegible])

Kraichgau und Elsenzgau.

Die kleine Fürstengruft.

Als man in Bruchsal zum Bau der Peterskirche schreiten wollte, fragte der Baumeister den Fürstbischof Schönborn, wie groß die fürstliche Gruft gemacht werden solle? Der Fürst hieß ihn nach einigen Tagen die Antwort holen, und diese lautete dann: Die Gruft solle nur für drei Särge gebaut werden; für mehr sey nicht nöthig. Zu Jedermanns Erstaunen wurde sie demnach so klein gemacht; allein sie war, wie Schönborn richtig vorhergesagt, groß genug. Unter dem Dritten seiner Nachfolger ward nämlich das bischöfliche Fürstenthum aufgehoben und da der Zweite derselben in Passau gestorben und begraben ist, reichte die Gruft gerade für drei Fürstbischöfe aus und ist jetzt auf immer geschlossen. *)

Der Rekrut auf Philippsburg.

Vor Philippsburg der Franzmann lag,
Die Reichsarmee darinnen,
Die Feinde meinten Tag für Tag,
Die Festung zu gewinnen.
Viel Bomben flogen hin und her,
Und platzten sie, so kracht' es sehr!
Das mußte man gewohnen.

*) In der That ist jene Gruft von ein drei Särge gebaut.
(Siehe Mone's „Anzeiger" d. Jahrg. 1838.)

Da stand beim Sturm einst ein Rekrut
Abseits auf einem Posten;
Er dacht in seinem dummen Muth:
„Hier wird's den Hals dir kosten;
Der d'Asfeld greift dort hinten an,
Hier kann ich ruhig Schildwacht stahn!"
Ist aber anders kommen.

Denn just ersahn den schwachen Fleck
Der Franzen sich ein Dutzend,
Und richteten die Leiter keck,
Auf ihre Menge trutzend;
Sie meinten sich schon oben drauf
Ha! klommen sacht den Wall herauf,
Der Eine hinterm Andern.

„Ei sieh, ein schwarzgeschnauzt Gesicht
Da drüben auf der Mauer!
Ha! galt mir diese Kugel nicht?
Willst du hinab, du Lauer!
Doch weil von selber Der nicht ging,
So wies er mit der Degenkling'
Ihn höflich in den Graben.

Nun, dacht' er, wird wohl Fried' im Land!
Ging ruhig auf und nieder,
Doch plötzlich vor der Brüstung stand
Der schwarze Schnauzbart wieder.
„Bist du noch einmal da, du Fratz?
Und hast noch Pulver? Platz, mach Platz!
Nun aber kommst du nimmer!"

Da hat er doch zuviel gesagt,
Denn vor der Mauer kauzte
Schon wieder, den er zwier (zweimal) verjagt,
Der leid'ge Schwarzgeschnauzte.
„Ei, du verwetterter Franzos!
Wann werd' ich dich wohl einmal los?
Da lieg' und komm' mir wieder!"

So ging es noch zum Viertenmal,
Zum Fünften und so weiter;
Er stieß die volle Dutzendzahl
Den Franzmann von der Leiter.
Doch endlich als die Stunde schlug,
Löst' ihn der Waibel ab und frug:
„Ist nichts zu rapportiren?“

„Ja doch, hier hat mir eingeheizt
Ein schwarzer Bärenhäuter,
Ich hab' ihm oft den Kopf gebeizt,
Doch ward er nicht gescheuter.
Wohl zwölfmal hat er angesetzt,
Doch still im Graben liegt er jetzt.“
Da lagen aber Zwölfe.

Man frug beim Kommandanten an:
„Was soll er Stechgeld haben?
Nur Einen hat er abgethan,
Doch liegen Zwölf im Graben!“
Da lachte Der, das war ein Glück,
Und ließ ihm ein Halbguldenstück
Zur jedem Schnauzbart reichen.

M. Birdrock.

Das Gnadenbild zu Waghäusel.

Vor etlichen hundert Jahren geschah es, daß ein Schäfer, der am Lußhardtwalde seine Heerde weidete, in demselben einen wunderschönen Gesang vernahm. Er gieng den Klängen nach und kam an einen Sumpf, in dessen Mitte ein abgehöpfter Baumstamm und darauf ein feines Muttergottes Bild stand, aus dessen Munde der herrlichste Gesang ertönte. Er bemühte sich, das Bild mit seinem Krumstabe zu erlangen, um es zu sich zu ziehen, war aber zu weit davon entfernt; auf einmal rief es ihm zu: „Wag' es nur!“ worauf ermuthigt, er durch den Sumpf wadete und dasselbe herabholte. Freudig trug er es in seine Hütte, aber am folgenden Morgen war es verschwunden und

wieder an seinem vorigen Platze. Abermals trug er es vom Sumpfe mit sich nach Hause, allein in der nächsten Frühe fand er es wieder auf dem Baumstumpen, und ebenso, nach nochmaligem Heimtragen, am dritten Morgen; worauf er es ruhig dort stehen ließ. In der Folge kamen auf einer ihrer Wanderungen einige Kapuziner an diesen Ort und bauten, nachdem ihnen der Schäfer sein Wunderbegebniß berichtet, eine Kapelle über den Stamm mit dem Bilde, und daneben für sich eine Wohnung. Diese Ansiedlung erhielt, nach dem Zuruf der Madonna „Wag' es!" den Namen „Waghäusel" und bald wurde von nah und fern zu dem Wunderbilde gewallfahrtet. *)

(G. Moser's „Reisen n." Jahrg. 1830.)

*) Häufig strebt die Volkssage, Namen zu erklären. Solche Sagen sind meistens jung, weil sie die Namen der Orte gewöhnlich mißverstehen und deren alte Bedeutung nicht mehr kennen, wie obiges Beispiel beweist. Waghäusel hieß ursprünglich Waaghus, d. h. das Haus bei dem stehenden Wasser, von dem noch das nahegelegene Torfmoor zurückgeblieben ist. W.

Die Kapelle zu Waghäusel.

Vor etlichen hundert Jahren geschah es, daß zwei Ritter im Rußhardtwalde sich ein Treffen lieferten. Schon wich die Mannschaft des Einen; er selbst lag erschöpft unter einem Baum und rief die seligste Jungfrau um Beistand an. Da vernahm er eine wunderbare Stimme, welche aus der Krone des Baumes ihm zurief: wage, wage! Hierdurch mächtig gestärkt, kehrt er in das Treffen zurück, und erlangt einen vollständigen Sieg. Zum Danke ließ er nachmals da, wo der Baum stand, eine Muttergotteskapelle bauen, die den Namen „Waghäusel" erhielt, und bald das Ziel vieler Pilgerfahrten wurde. *)

(Aus Moser's „Reisen" 1833.)

*) [illegible]

Der entheiligte Gürtel.

Zu der Kapuzinerwohnung auf dem Michelsberg bei Untergrombach pflegten häufig die Hirsche des benachbarten Waldes zu kommen. Einem derselben warf ein Kapuziner seinen Gürtel um's Geweih und schleppte den so Gefangenen daran nach Hause. Wegen dieser Entheiligung des Gürtels und Verletzung des frommen Gastrechts mußte der Kapuziner nach seinem Tode noch lange Zeit, den Gürtel um den Leib, als Geist umgehen. *)

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. Jahrg. 1839).

*) Die Sagen von zauberischen Gürteln scheinen in das Heidenthum zurückzugehen; der Gürtel Thors und Brunhilds und die Halsketten der Schwanenkinder gehören dazu. Siehe die Sage vom ledernen Riemen im Schloßarchive zu Wertheim.

Teufelskutschen.

1. Eines Abends um sieben Uhr ging eine Frau, welche nach Heidelsheim wollte, auf der Landstraße zwischen Ubstadt und Bruchsal. Am dortigen Galgen kam eine Kutsche hinter ihr her, hielt bei ihr an und ein, darin sitzender Mann lud sie, während die Thür aufsprang, zum Einsteigen ein. Nach einigem Zögern stieg sie ein, worauf der Schlag von selbst wieder zuging. Der Mann sprach kein Wort, doch die Frau gewahrte mit Schrecken, daß er Bocksfüße habe. Als sie vergebens versucht hatte, die Kutschenthüre zu öffnen, um herauszuspringen, zog sie ein Gebetbüchlein aus der Tasche und betete in Einem fort, bis sie bei Untergrombach zu einem Kapellchen kamen. Da öffnete sich der Schlag wieder von selbst, die Frau sprang heraus, und unter fürchterlichem Knall verschwand die Kutsche mit Mann und Rossen.

---

2. Vor etlichen vierzig Jahren kamen ein Schneider aus Wössingen und sein Lehrjunge, als sie Nachts vom Traishof heimgingen, zu einer Kutsche, worin ein Mann und auf dem Bocke der Kutscher saß, und neben welcher ein anderer Mann in grünem Rock einherschritt. Derselbe lud die Beiden zum Ein-

steigen ein, was der Lehrjunge ablehnte, der Schneider aber annahm, worauf ihm der Grüngekleidete hineinhalf und dann selbst einstieg. Kaum war dies geschehen, so erhob sich die Kutsche in die Luft und fuhr schnell wie der Wind über Berg und Thal, so daß den Schneider die Besinnung verließ. Als er wieder zu sich kam, war es Morgen und er lag allein am öden Meeresufer, wo ein Schiff anhielt. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Schiffleute bat, ihn mitzunehmen, was sie auch thaten. Sie segelten nach Ostindien. Daselbst blieb der Schneider zwanzig Jahre lang, nach deren Verlauf er nach Wössingen, wo man ihn längst für todt gehalten, zurückkehrte. Weil er aber seine Frau an jenen Lehrjungen, der unterdessen Meister geworden war, verheirathet fand, nahm er seine beiden Söhne von ihr und begab sich mit ihnen an seinen vorigen Wohnort in Ostindien, von wo er nichts mehr von sich hat hören lassen.

([illegible] „[illegible]“ Jahrg. [illegible].)

Das mildthätige Männlein.

Ein armes Mädchen aus Heidelsheim, welches im dortigen Wald einem Männlein begegnete, fragte dasselbe, wo sie Späne finden könnte. „Späne habe ich keine gesehen, wohl aber Kohlen!“ erwiederte das Männlein, führte darauf das Mädchen zu einem Haufen Holzkohlen und sprach: „Mache deinen ganzen Korb voll; sie werden gewiß gut brennen.“ Nachdem das Mädchen solches gethan, schied sie von dem Männlein, um nach Hause zu gehn. Unterwegs ward ihr der Korb so schwer, daß sie ihn fast nicht mehr fortbrachte, weßhalb sie einen gerade vorbeifahrenden Mann aus Heidelsheim bat, ihre Last auf seinen Wagen zu nehmen. Da er ihr dies abschlug, warf sie den Korb unmuthsvoll auf die Erde. Kaum lagen die Kohlen da, so gewahrte sie, daß sie zu lauter Gold- und Silbermünzen geworden waren; mit Hülfe des Schulzen, der dazu kam, las sie nun all' das Geld sorgsam auf und trug es glücklich nach Hause.

([illegible] „[illegible]“ Jahrg. [illegible].)

Das Hündchen von Bretten.

Erste Sage.

Zu Bretten überm Stadtthor steht
Ein Hündchen ohne Schwanz,
Und über seinem Haupte weht
Ein hart verdienter Kranz.
Wer sich umsonst zu Tode zieht,
Vergnügt in schweren Ketten,
Dem sagt man: „Wahrlich, dir geschieht
Noch wie dem Hund von Bretten."

Dem Hündchen ward, dem treuen Thier,
Die Treue schlimm gelohnt.
Und sicher so ergeht es Dir,
Der sich im Dienst nicht schont.
Es war von seinem Herrn, wie Du,
Zu Manchem abgerichtet,
Der ließ ihm keine Stunde Ruh',
Die Chronik hats berichtet.

Wohl mochte kein geplagt'rer Gaul
Im ganzen Städtchen seyn;
Gab er ihm einen Korb in's Maul,
So lief's und kauft' ihm ein:
Beim Metzger Fleisch und Bratwurst gar,
Und Weißbrod bei dem Bäcker,
Im Korbe sagt' ein Zettel klar,
Was nöthig war dem Schlecker.

Das Hündchen lief von Haus zu Haus,
Und ließ sich nie verführen,
Nur einen Bißen von dem Schmaus
Des Herren anzurühren,
Wenn es ihn treulich heimgebracht;
Doch war es schon zufrieden,
Ward ihm von seiner schweren Fracht
Ein Knöchlein nur beschieden.

Sein Herr, der evangelisch war,
Hielt wenig auf die Fasten,
Und ließ den Speisecommissar
An keinem Freitag rasten.
Der Hund, der täglich fasten muß,
Geht seinen Weg bescheiden,
Nicht kann er, wie ein Klerikus
Den Festtag unterscheiden.

Da führt' ihn einst sein Mißgeschick
Zu einem Fleischer hin,
Der als ein echter Katholik
Streng hielt die Disciplin;
Wie Der den Zettel nimmt und liest
Von einer Wurst geschrieben,
Ihn das Gelüste baß verdrießt,
Hätt' es ihm gern vertrieben.

Im frommen Eifer hat er gleich
Das arme Thier gepackt,
Ihm auf dem Block mit Einem Streich
Das Schwänzlein abgehackt;
Das legt' er in den Korb dem Hund:
"Da hast du Fleisch, nun trolle,
Und deinem Herren mache kund,
Daß ich's ihm schenken wolle!"

Das Hündchen, bis zum Tode wund,
Lief doch, der Pflicht gedenk,
Und trug dem Herrn sogleich zur Stund'
Sein Schwänzlein zum Geschenk;
Legt' ihm den Korb noch vor den Fuß
Und streckte sich daneben;
Das war sein letzter, stummer Gruß,
Dann haucht' es aus sein Leben. —

Hier steht das Bild des armen Wichts;
Den Lohn erwarb er doch,

Weil er sein Leben lang um Nichts
Im sauern Dienste kroch.
Du mühe dich, nach seinem Brauch,
Im Joch der Undankbaren,
So mag Dir nach dem Tod wohl auch
Die Ehre wiederfahren.

R. Zimrod.

Zweite Sage.

Es ist ein Hündlein, wohl bekannt,
Aus rauhem Stein gehauen,
Zu Bretten auf der Kirchenwand
Am hohen Dach zu schauen.
Die Kirche St. Laurentii
Weiß selbst nicht mehr, warum und wie
Sie zu dem Hund gekommen;
Ich aber hab's vernommen.

Ihr Herrn, die ihr mit Heldenmuth
Euch kecker Thaten rühmet:
Vor diesem Hündlein zieht den Hut,
Als dem die Ehre ziemet!
Denn wißet: dieses Hündlein hat
Gerettet seine Vaterstadt
Vor vielen hundert Jahren
Aus Jammer und Gefahren.

Einst war von einer Kriegerschaar
Die fromme Stadt umgeben,
Da that sie greulich in Gefahr
Und Todesängsten schweben;
Es dauerte wohl Wochen lang
Des Feindes mächt'ger Waffendrang,
Doch wollt's ihm nicht gelingen,
Die Tapfern zu bezwingen.

Gewalt vermochte nimmermehr
Das Städtlein zu besiegen,
Doch blieb das ganze Feindesheer
Rings um die Mauern liegen,

Daß Hunger es beinah bezwang;
Schon droht den Bürgern Untergang,
Bis sie, die Noth zu enden,
Zu einer List sich wenden.

Ein fettes Hündlein wird ersehn,
Das schwerbedrängte Bretten
Wo möglich vor dem Untergehn
Und Hungertod zu retten.
Man mästet nun das Thier so sehr,
Daß es so feist ward, dick und schwer,
Dem Feinde nur zum Trug doch,
Als hätt' man Fleisch genug noch.

Als dieser bald darauf die Stadt
Mit stolzem Trotz so eben
Von Neuem aufgefordert hat,
Sich endlich zu ergeben;
Da kroch gemächlich aus dem Thor
Ein fett gemästet Thier hervor,
Als sollt' sein voller Magen
Dem Feind die Antwort sagen.

Obwohl ihn solcher Spott verdroß,
Vergaß er, sich zu rächen,
Und fand für gut, mit seinem Troß
Soforten aufzubrechen.
Er schickt mit zornentflammtem Blick
Schwanzlos den armen Hund zurück;
So hat für fette Bissen
Das Hündlein leiden müssen!

Doch um sein Hündlein für die That
Ein Denkmal zu erbauen,
Beschloß hierauf der Magistrat
Sein Bildniß auszuhauen.
So sieht man jetzo spat und früh
Am Tache St. Laurentii
Den Hund, den immer fetten;
Das ist der Hund von Bretten.

Maximilian Lachs.

Der wachsende Stein. *)

Am Ranft der Kraich im Thale
Tritt aus der Wand ein Stein
Und wächst mit seinem Leibe
Bald in die Kraich hinein.

Er wächst seit Mannsgedenken:
Mit jedem neuen Jahr
Stellt größer er und höher
Und mächtiger sich dar.

Man weiß nicht, was ihn wachsen
Und vorwärts rücken macht,
Auch wächst er nicht am Tage,
Er wächst nur in der Nacht.

Man glaubt drum auch vom Steine,
Er sei des Teufels Stein,
Der trage dort allnächtig
Manch frische Seel' hinein,

Und lade von den Seelen
Die Sünden allzusamm,
Der Pack von Sünden gebe
Stets einen größern Damm.

Den Sündendamm bedecke
Als Hülle nur den Stein,
Und nur der Teufel könne
Zum Steine aus und ein;

Und sei vom Stein durchwachsen
Die Kraich, so schwell' sie an,
Bis endlich ihre Wasser
Gebrochen sich die Bahn.

---

*) Dieser Stein, der mehrere Kubikklafter Mächtigkeit hat, liegt oder vielmehr steht als Ausläufer der nächstigen Thalwand am Wege zwischen Flehingen und Gochsheim, und soll (Kleiner) wachsen ꝛc.

Dann schwemmten Stein und Sünden
Die Wasser in den Rhein,
Und dort verschläng' ein Strudel
Den Nachts gewachsnen Stein.

Der Teufel woll' ihn halten,
Der Strudel geb' nicht nach,
Es sei der Macht des Rheines
Der Teufel selbst zu schwach. -- *)

Drum rieth' ich großen Sündern,
Sie wüschen sich im Rhein,
Wascht der sie nicht, so müssen
Sie wohl des Teufels seyn.

Ludwig Kreiser.

*) Das Wachsen des genannten Steines ist höchst wahrscheinlich dahin zu erklären, daß er aus einer luftbeständigern Felsmasse besteht, als die ihn unmittelbar berührende Thalwand. Je mehr diese durch Witterungseinflüsse sich auflockert und ablöst, um so mehr legt sie den Stein bloß, um so größer erscheint er, ohne deßhalb heraus- und in das Thal hinein zu wachsen; der schon vorher in seiner ganzen Größe vorhandene Stein wird nur sichtbarer und hat deßhalb bei dem Volke zu dieser Redensart, er wachse, Veranlassung gegeben.

Der Schwabe vor Bretten.

Eine tapfere That verübten einst die Brettener im Jahr 1504, als der Herzog Ulrich von Würtemberg mit 20,000 Mann die Pfalz kriegerisch heimsuchte und Bretten belagerte. Die Schwaben lagen Nachts im besten Schlaf, wurden aber sehr unhöflich geweckt; denn die Brettener machten einen Ausfall und kamen ihnen so derb über den Hals, daß sie Beschütz und Munition im Stiche ließen und schleunigst Reißaus nahmen. Bei dieser Gelegenheit hielt ein Schwabe seinen Finger nah vor die Mündung einer Feldschlange, als man sie losbrannte. Der Finger flog mit der Kugel weg und der Schwabe schrie:

„Au wai, au wai!
Noh Bretta, glaubets nau, (nur)
Komm ih jo nimmi mai!" (mehr)

Diese wahrhafte Geschichte war ehmals an dem alten Rathhaus abgemalt.

L. K.

Ein Gespenst pflügt.

Auf dem Bauerbacher Felde bei Bretten ging ein Gespenst um, welches die Buben, die am nahen Wald ihr Vieh weideten, stets Mittags zwischen 11 — 12 Uhr in den Furchen hin und her wandeln sahen. Um zu erfahren, was es wolle, schickten sie Einen von ihnen zu ihm und ließen nach seinem Begehren fragen. Der Geist erwiederte blos: „Komm morgen Mittags um 12 Uhr mit deines Vaters Pflug und Ochsen hierher!" — und verschwand. Auf Geheiß seiner Eltern, denen er dies erzählt hatte und die auf einen Schatz hofften, fand sich der Bube mit Pflug und Ochsen zur bestimmten Zeit wieder auf dem Feld ein. Das Gespenst winkte ihm und hieß ihn vorausgehen, es wolle hintennach zackern (Volkswort für ackern). Nachdem es dies gethan und dadurch ein Stück Feldes an dem angrenzenden Acker gepflügt hatte, sprach es zu dem Knaben: „Jetzt bin ich erlöst! Nach sieben Jahren wirst du mir folgen und auch ein Engel im Himmel werden." — Hierauf verschwand der Geist. Der Bube starb richtig nach Verfluß der sieben Jahre.

(Siehe Moser's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Gespenst ins Haus gebracht.

Ein Mann von Eppingen, der Nachts durch den dortigen Wald fuhr, hörte seitwerts vom Wege ein Blöcken und fand, als er nachforschte, ein Milchkalb allein dort liegen. Er lud es auf seinen Wagen und sperrt' es zu Hause in seinen Stall. Als er vor dem Schlafengehen noch einmal nach dem Kalbe sehen wollte, traf er statt desselben eine hochbejahrte Frau in alterthümlicher Tracht an. „Fürchte dich nicht," — sprach sie zu ihm — ich thue dir nichts zu Leide. Schon über hundert

Jahre schwebe ich zwischen Himmel und Erde und kann nicht erlöst werden. Manchmal nehme ich die Gestalt eines Hundes, manchmal eines Schafes und manchmal eines Kalbes an. Weil ich in dein Haus gebracht worden bin, gehe ich nicht mehr heraus, will mich aber gerne mit jedem Winkelchen darin begnügen." — Darauf ließ der Mann für sie einen besonderen Kasten machen, worin der Geist noch heute sich befinden soll. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." 1838.)

Die übel belohnte Hexe.

Ein Bauer in der Gegend von Eppingen hatte eine Frau, welche im Ort als Hexe verschrieen war. Um dies zu ergründen, gab er genau Obacht auf Alles was sie that, da er aber trotzdem nichts heraus brachte, ließ er oft gegen sie den Wunsch fallen: „Wenn ich doch nur hexen könnte!" — Lange sagte sie nichts darauf; als er jedoch diesen Wunsch stets eifriger wiederholte, sprach sie endlich: „So komm heute Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit in den Hof; da will ich dir das Hexen lehren!" — Zu gleicher Zeit fanden sich Beide dort ein, der Mann mußte, gleich ihr, eine Mistgabel ergreifen und sie hieß ihn hinter ihr her um den Düngerhaufen gehen und nachsprechen, was sie sagen werde. Sie schritt nun voran und sprach:

„Ich verleugne Herrn Jesum Christ!"

Da fiel ihr der Bauer in die Rede:

„Und ich schlag todt, was teuflisch ist!"

zugleich gab er ihr mit seiner Mistgabel einen solchen Schlag auf den Kopf, daß sie augenblicklich todt niederfiel.

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

*) Wer den Geist mit in sein Haus nimmt, dem bleibt er als Hausgeist; dies ist ein alter, oft wiederkehrender Zug; die Erlösung in obiger Sage ist eine neue und dadurch störende Zuthat, weil die Erlöste dennoch als Hausgeist an den Ort gebannt bleibt.

M.

Arbeit in der andern Welt.

In alter Zeit starb in Flehingen eine Wöchnerin mit ihrem neugebornen Kinde und dies wurde ihr in den Arm gelegt und ins Grab mitgegeben. Die zwei folgenden Nächte schwebte ihr Geist vor das Bett der Großmutter und bat, sie möge ihr Faden, Nadel, Scheere, Fingerhut, Wachs und Seife ins Grab geben, weil sie jenseits für ihr Kind noch nähen und waschen müsse. Die Großmutter erfüllte dieses Begehren, worauf der Geist sich nicht mehr sehen ließ.

Seitdem ist es zu Flehingen hie und da Sitte, den Wöchnerinnen, die mit ihren neugebornen Kindern sterben und begraben werden, die Dinge, welche jene Frau verlangt hat, mit ins Grab zu geben.

(Siehe Mone's „Anzeiger u." Jahrg. 1838. S. 373).

Schatz in Flehingen.

In einem Hausgarten zu Flehingen spuckte Nachts ein weißer Mann. Einst frug ihn der Eigenthümer des Hauses nach seinem Begehren, worauf der Geist erwiederte: „Ich muß wegen eines Schatzes umgehen, den ich bei meinen Lebzeiten hier an diesem Platze vergraben habe. Du kannst ihn heben und mich dadurch erlösen, mußt aber dann nach zehn Jahren sterben!" — Weil der Hauseigenthümer schon ziemlich bejahrt war, trug er kein Bedenken, in einer bestimmten Nacht auf dem bezeichneten Platze zu graben. Er fand im Boden eine Backmulde voll Geld, die er mit Hülfe unsichtbarer Hände stillschweigend zu dem Fenster brachte, das aus der Stube in den Garten ging. Als er die Mulde zum Fenster hinein schob und seine Frau, welche drinnen harrte, das viele Geld erblickte, rief sie: „Gottlob! jetzt ist uns geholfen; nun können wir all' unsre Schulden bezahlen!" — Bei diesen Worten verschwand Mulde und Geld, und der Geist mußte nach wie vor im Garten umgehen.

(S. Mone's „Anzeiger u." Jahrg. 1838.)

Sage vom alten See.

Im Elsenzgau, bei den Ruinen von Burg Steinberg, zieht sich eine Niederung hin, die man den „alten See" nennt. Schlanke Silberpappeln erheben sich auf dem erhöhten Ufer des ehemaligen Wasserbettes, dessen Gründe jetzt durch frisches Grün und bunte Blumen das Auge weiden.

Auf dem Steinberg soll einst ein greulicher Recke gehaust haben, welcher das Schrecken der ganzen Gegend war. Er beraubte die harmlosen Wanderer, trieb den Hirten ihre Herden weg, und, fiel zuweilen ein hübsches Mägdlein in seine Hände, so ward es auf seine fast unzugängliche Burg geschleppt. Eine Tages zog er an einer Kapelle vorüber, die, von Linden umgeben, am Ufer des See's stand, und gewahrte in derselben eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Vor dem Altare knieend verrichtete sie brünstig ihr Dankgebet zum Himmel, der ihre Mutter von einer schweren Krankheit genesen hatte lassen. Der Ritter entbrannte augenblicklich in schnöder Lust, riß die Betende vom Altare weg und wollte sie schon, ihres Flehens und ihrer Thränen ungeachtet, auf sein Pferd heben, um mit ihr davon zu jagen auf sein Felsennest, als sie die Bitte wagte, ihr nur noch ein kurzes Gebet in der Kapelle zu gestatten. Wiewohl ungern, willigte der Räuber doch endlich ein. Nun warf sich die Jungfrau vor dem Muttergottesbilde nieder und rief mit der Stimme der Verzweiflung: „O du Reine und Unbefleckte, nimm mich rein und fleckenlos zu dir!" — Nach diesen Worten raffte sie sich auf, eilte aus dem Kirchlein, husch an dem Recken vorüber, und stürzte sich in den See. Aber die Fluthen wurden ihr nicht zum Grabe; wie von unsichtbaren Händen getragen, schwebte sie darüber hin zum jenseitigen Gestade. Der Räuber, in blinder Wuth, will ihr nachstürmen, aber die Wasser schlagen über seinem Haupte zusammen und des Abgrunds Geister reißen ihn hinab in ihr finsteres Reich.

Noch jetzt hört der einsame Wanderer manchmal im Dunkel der Nacht dumpfe, wehstöhnende Laute aus dem See; geheimnißvoll rauschen und flüstern die Zitterpappeln und erfüllen das Herz mit Grauen.

(Aus: Dr. Schreiber's Sagen aus den Neckargegenden.)

Tiefenau.

Nahe bei der Burg Tiefenau, eine halbe Stunde vom Rhein, lag einst ein dunkler tiefer See. Auf der Burg lebte ein Ritter, der hatte eine einzige Tochter von so wunderbarer Schönheit, daß weit und breit ihr Preiß erscholl und viele Herren kamen, um sie zu werben. Eines Tages kehrte sie nicht wieder von ihrem Lieblingsspaziergange unter den Bäumen am Seegestade zurück. Der besorgte Vater eilte, sie selbst dort aufzusuchen und rief mehrmals so laut er konnte ihren Namen; da klangen ihm endlich aus dem See die Worte in klagendem Ton entgegen:

„Ach, Vater, liebster Vater!
Im See bin ich versunken,
Weil ich von seinem Wasser
Aus Unbedacht getrunken.
Nie mehr darf ich mich heben
Zum goldnen Sonnenglanz,
Hier unten muß ich leben,
Bis er vertrocknet ganz.
Ach Vater liebster Vater,
Trink ja nicht aus dem See!

Kaum war die Stimme leise verhallt, als plötzlich ein engelholdes Knäblein vor den Ritter von Tiefenau hinhüpfte, ihm einen goldenen Becher darreichte und sang:

„Da trink' du alter Degen,
So wird dein Töchterlein,
Die sie gefangen hegen,
Bald wieder bei dir seyn!"

Der Ritter wollte rasch den Becher an die Lippen führen, als er seinen Arm von einer fremden Hand zurückgehalten fühlte. Er wandte sich um und erblickte einen Jüngling von edler Gestalt, wiewohl in sehr bescheidener Tracht. Dieser hatte die Tochter des Ritters längst im Stillen geliebt, doch seiner Armuth wegen es nie gewagt, ihr seine Minnegluth zu gestehen. Mit den Worten:

„Trinkt nicht, mein edler Ritter!
Das Wasser ist vom See;"

entwand er ihm den goldnen Becher und leerte ihn selbst auf einen Zug. Kaum war dies geschehen, als ihn das Knäblein bei der Hand faßte und mit ihm in den See hinuntersprang. Umsonst war der Jammer des trostlosen Vaters. Das Pärchen kam nimmer zum Vorschein, verzweifelnd stürzte auch er sich in die Fluthen. —

Der See ist längst ausgetrocknet, aber auf dem Moorboden, den er zurückgelassen, sieht man oft in stiller Nacht helle Flämmchen auf und nieder schweben und hört mit Geisterstimmen die Worte singen:

Das Wasser ist fast ganz alle,
Bald werden erlöst wir seyn,
Und gehn in die himmliche Halle
Zum lieben Vater ein.

Nach Aloys Schreiber.

Die See-Nonnen von Tiefenau.

Die tiefe Au, so weit ihr schaut,
War sonst ein See, draus kläglich laut
Oft Nonnensang erklungen;
Hier stand voll Lust und Ueppigkeit
Ein Frauenkloster in alter Zeit,
Längst hat es die Erde verschlungen.

Hell glitzerte die Winternacht,
Es blies der eisige Wind mit Macht,
Da pochts an der Klosterpforte:
Um Einlaß fleht und Nachtquartier
Ein alter Pilgersmann allhier
Mit fromm bescheidenem Worte.

Vergebens; weh! die Pförtnerin
Von dannen wies mit hartem Sinn
Den frosterstarrten Armen;
Die Frauen drinn bei leckerm Mahl,
Die dicke Priorin zumal,
Sie fühlten ja kein Erbarmen.

Ach, händeringend bat der Greis
Um einen Imbiß nur zur Reis',
Fast brechen ihm die Glieder; —
Umsonst: Erbarmen war hier karg,
Nur Eine, die Novizin, barg
Ein fühlendes Herz im Mieder.

Verstohlen reicht, was sie erhascht,
Ihm dar die Maid, doch überrascht
Verhöhnen sie die Nonnen.
In der Angel knarrt die Pfortenthür,
Gelächter schallt wie Spott herfür —
Weh euch, was habt ihr begonnen!

Des Fremden Auge blitzend rollt,
Sein Fluch wie dumpfer Donner grollt;
Und rasch mit seinem Stabe
Hat er berührt den Boden kaum,
Da lag der weite Klosterraum
Versunken im Erdengrabe.

Wehklage stöhnt aus tiefem Grund,
Rings zischen Flammen aus dem Schlund,
Drinn Wasser draußen und gischen.
An schwillt zum dunkeln See die Fluth,
Wie durch ein Wunder grünend ruht
Ein kleines Eiland dazwischen.

Hier, sichtbarlich in Gottes Hand,
Inmitten der Zerstörung stand
Die reine Klosterlilie;
Sie führt zum Uferstrand der Greis,
Indeß ertönt vom Wasser leis
Des Nonnenchors Vigilie.

„Kehr' zu den Deinen," — sprach er sanft, —
„Doch morgen an der Wogen Ranft,
Daß ich Dein Herz belohne,
Um Mittnacht mit dem Liebsten hier
Zum Brautgeschenk verehr' ich Dir
Den Schmuck der Myrtenkrone!"

Ob ihrer Herkunft Niedrigkeit
Gerissen von des Theuren Seit',
So nahm sie jüngst den Schleier; —
Wie schlägt ihr Herz in Wonne jetzt,
Wie hat die Hoffnung sie gelezt
Bei dieser Worte Feier!

Und als die Geisterstunde kam,
Wohl harrt sie mit dem Bräutigam
Erwartungsvoll der Kunde.
Vom nahen Dorfe zwölfmal scholl
Die Glocke — Horch! da rauscht' und schwoll
Die Fluth empor vom Grunde.

Auf tauchen stumm der Nonnen drei,
Den Brautschaz schleppen sie herbei,
Säcke voll Gold und Juwelen;
Und wie sie ächzend der See verschlingt,
Des Paars Gebet zum Himmel klingt
Zur Ruh' für ihre Seelen.

Jonas Hub.

(Originalmittheilung.)

Das versunkene Kloster.

(Siefenau.)

Ein Kloster ist versunken
Tief in den wilden See,
Die Nonnen sind ertrunken
Zusammt dem Pater, weh!
Der Niren muntre Schaaren
Sie schwimmen stracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern sei.

Das plätschert und das rauschet
In Kreuzgang und Dorment!
Am Locutorium lauschet
Der schäkernde Convent;

Man hört Gesang im Chore
Und lustig Orgelspiel;
Das Glöcklein ruft zur Hore
Wann's ihnen just gefiel.

Bei heitrem Vollmondglanze
Lockt sie der grüne Strand
Zu einem Ringeltanze
In geistlichem Gewand;
Die weißen Schleier flattern,
Die schwarzen Stolen wehn,
Die Kerzenflämmchen knattern,
Wie sie im Sprung sich drehn.

Der Kobold dort im Schutte
Der hohen Felsenwand,
Er nimmt des Paters Kutte,
Die er am Ufer fand;
Die Tänzerinnen schreckend,
Kommt er zur Mummerei,
Sie aber tauchen neckend
Hinab in die Abtei.

Ludwig Uhland.

Der Nixenquell.

(Epfenbach bei Sinzheim.)

Ein Ritter zieht mit hohem Muth,
Wenn sich der Schatten längt,
Wohl an des Brunnens kühle Fluth,
Wo Liebchen ihn umfängt.
Er fragt sie nicht: wo kommst du her?
Auch nicht: wo gehst du hin?
Das macht ihm wenig Herzbeschwer,
Küßt sie nur traulich ihn.

Doch wenn das Nachtgeläute schallt,
Beim ersten Glockenschlag,

Ist sie verschwunden in dem Wald,
Er blickt ihr trauernd nach,
Denn länger hält sie nicht sein Flehn,
Sein dringendes, zurück:
„Und blieb ich noch, so wär's geschehn
Um unsrer Liebe Glück!"

Der Ritter nimmt ihr Wort in Acht,
Geschreckt von ihrem Droh'n;
Doch ach! in jeder Liebesnacht
Ist sie zu früh entfloh'n.
Zum Glöckner eilt er drum und heut
Ihm Gold und grüne Flur,
Verschöb' er heut sein Nachtgeläut
Ein halbes Stündchen nur.

Nun er sein Lieb am Brunnen fand,
Nimmt er sie fest in Arm,
Daß nimmer sie sich ihm entwand,
Und herzt und küßt sie warm.
Die Arme, die von Liebe glüht,
Vergißt der Stunden Lauf;
Doch am Gebirge blutig zieht
Der Vollmond schon herauf.

Und wie sie den Betrug verstand:
„Was hast du, Thor, gethan?
Du hast zerrissen unser Band
In blinder Liebe Wahn!"
Umsonst, daß er die Hände ringt,
Wie er auch fleht und thut,
Sein trautes Liebchen stöhnend schwingt
Sich in die Nirenfluth.

Karl Simrock.

Die schöne Buche.

Nahe dem Dörfchen Steinsfurth führt, an dem Abhang eines Berges, ein Fußpfad durch ein freundliches Wäldchen bis nach Kirchardt. Ueberrascht fühlt sich hier der Wan-

derer beim Anblick eines wunderschönen Baumes. Seine Zweige sind so dicht, daß man von fern eine große dunkelgrüne Laube zu sehen vermeint, und in der That, wenn du die Zweige auseinander biegst und in das schattige Heiligthum eintrittst, da ergreift dich freudiges Erstaunen. Rings unter dem reichen Laubnetze wölbt sich die lieblichste kühle Halle, die kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermag.

Als ich das erste Mal hier ruhte, drängte sich mir unwillkürlich die sinnige Dichtung der Alten auf. Eine holde Dryade, dachte ich, wohnt in dieser schönen Buche, wartet ihrer mit sorgsamer Pflege und spricht zu mir in sanftbewegten Blättern. Ein altes Männchen mit eisgrauen Haaren, das ebenfalls hier Schatten suchte, erzählte mir Folgendes von diesem Baume:

„Schon von meiner Großmutter hörte ich, daß vor alten Zeiten ein gelber Zwerg hier auf diesem Platze gewohnt habe. Oft erschien er den Leuten, besonders den armen Holzlesern, denen er ihre Bürde aufladen half. Wenn diese nach Hause kamen, fanden sie meistens einiges Geld in dem Bündel versteckt. Dieser Zwerg soll zu seinen Lebzeiten ein stattlicher Ritter gewesen seyn. An der Stelle, wo die Buche steht, fand er eines Tages die Leiche seiner Geliebten, welche von wilden Thieren zerrissen worden war. Er begrub sie auf derselben Stätte, pflanzte die Buche auf ihr Grab und trauerte daselbst viele Jahre lang, bis auch ihn die stille Gruft mit der Theuern vereinte.

„Liebende Pärchen wallfahrteten seither oft zu der geheiligten Buche, schwuren sich darunter ewige Treue, und Segen folgte ihrer Verehelichung. Noch jetzt, erscheint gleich der Zwerg nicht mehr sichtbar, ist er Beschützer dieses Baumes. Niemand wagt es, ihn zu beschädigen und solch ein Frevel würde gewiß auch nicht ungerochen bleiben."

(Siehe „Badische Wochenschrift" 1807. Nr. 34. Der Name des Einsenders ist nicht angegeben.)

Der Metzger bei der Hexenversammlung.

Ein Metzger von Waibstadt, der spät in der Nacht heimging, sich aber verirrt hatte, sah Licht auf einem Hügel

und stieg hinauf. Oben fand er eine Menge Leute versammelt, bei welchen aufgespielt und getanzt wurde. Unter denselben ward er seine Gevatterin gewahr, die auch ihn erblickte und fragte, was er hier zu thun habe? Nachdem er ihr geantwortet, er habe sich verirrt und sey dem Lichtschimmer nachgegangen, sagte sie zu ihm, er könne da bleiben, was er auch that und dem Tanze zuschaute. Gegen Mitternacht erkundigte sich die Gevatterin, ob er sich noch nicht schläfrig fühle und führte ihn, als er es bejahte, in einen nahen Saal, worin ein seidenes Bett stand. Er legte sich auf ihr Geheiß darin nieder und schlief alsbald ein. Als er erwachte, war es Morgen und er sah sich unter dem Waibstadter Galgen liegen und ringsum war kein Mensch mehr zu erblicken. Er machte sich beschämt nun sogleich hinunter in den Ort, wo die erste Person, welche ihm unter dem Thore begegnete, die Gevatterin war und ihn bat, von dem, was er auf dem Berge gesehen, keiner Seele was zu verrathen. Dies versprach er ihr, konnte sich jedoch nicht enthalten, die Sache später seiner Frau zu entdecken. Bald darauf ward er von der Gevatterin ersucht, in ihrem Haus ein Schwein zu schlachten, wozu er, doch erst nach mehrmaligem Weigern, sich endlich verstand. Beim Ausnehmen des Schweines ward er, in den Eingeweiden desselben wühlend, von etwas Spitzem scharf in die Hand gestochen, in Folge dessen sie ganz schwarz wurde und er nach wenigen Tagen am Brand sterben mußte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1838.)

Der dreifüßige Hase.

In der Hohlgasse zwischen Wiesloch und Baierthal sitzt allnächtlich auf dem Kreuzwege ein dreifüßiger Hase, der Denjenigen, welchem es gelingt, ihn zu fangen, glücklich zu machen bestimmt ist. Ein kleiner buckliger Schuhmacher, der einstmals auch den Hasen dortselbst erblickte, sprang, um ihn zu haschen, mit den Worten auf ihn zu: „Halt Häslein, du bist mein!" Da war im Nu der Hase verschwunden; auf dem

Buckel des Schusterleins aber hing ein Sack, den es, während er immer schwerer und schwerer wurde, eine halbe Stunde weit forttragen mußte. Alsdann fiel der Sack mit starkem Plump ab und aus der Erde rief eine Stimme: „Nun kannst du dich glücklich schätzen, daß du nur noch eine Last auf deinem Rücken trägst“! — welchen Worten ein gellendes Gelächter folgte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1838. S. 309.)

Der Gänsberg.

An dessen Fuße der Wiesloch er Schwefelbrunnen liegt, soll seinen Namen folgender Begebenheit zu verdanken haben: Als einst fremde Völker unversehens ins Land fielen, retirirte sich der Gänsehirt von Wiesloch mit seinem schnatterlustigen Heere in das Gebüsch oben am Berge. Der Feind rückte heran, um die Höhe zu besetzen; plötzlich rannten die aufgeschreckten Gänse mit donnerndem Geprassel durch das Gebüsch: der Feind, in der Meinung, aus einem Hinterhalte überfallen zu werden, floh, von panischer Angst ergriffen, jähling den Berg hinunter und, als ob ihm der Böse auf den Fersen wäre, ohne Ursache wieder über den Rhein zurück. — Ein neuer, wenn gleich kein Capitolinischer Edelstein in der Verdienstkrone dieser Thiere!

(Siehe „Badisches Magazin.“ Jahrg. 1811. Nr. 156.)

Der Teufelsbeschwörer.

Oberhalb Wiesloch geht der Pfad von Rauenberg nach Walldorf über die Landstraße und bildet somit einen Kreuzweg, an dem ein steinernes Cruzifix steht. Auf diesem Platze verrichteten einst Nachts etliche Leute das sogenannte Christophelsgebet, um dadurch zu erwirken, daß der Teufel ihnen Geld herbeibringe. Während des Betens entstand in der Luft ein großes Getöse; sie blickten empor und sahen dicht über ihren

Häuptern an einem dünnen Faden einen Mühlstein hängen, worauf sie voll Entsetzen die Flucht ergriffen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutschen Vorzeit," Jahrg. 1838. S. 309.)

Das behexte Kind in Nußloch.

Als eine Frau zu Nußloch Mittags ihrem sechswöchigen Kinde Brei gab, kam eine Krautschneiderin in die Stube und fragte sie, warum das Kind so wenig Brei erhalte? Die Frau versetzte, das gehe die Krautschneiderin nichts an; worauf dieselbe voll Zorn sich entfernte. Am Abend, als das Kind wieder Brei bekommen sollte, nahm es keinen an, sondern weinte heftig und den ganzen nächsten Tag über blieb sein Benehmen eben so. Bekümmert trug die Frau das Kind im Dorfe herum und fragte, ob ihm Niemand helfen könne? Ein alter Strumpfstricker erbot sich dazu und trug das Kind am folgenden Morgen um 5 Uhr nach Wiesloch zu den Kapuzinern. Nachdem dieselben lange über das Kind gebetet hatten, kam eine große Kapsel zur Thüre herein und klapperte die Worte hervor: „Mach mich auf! Mach mich auf!" — Man öffnete sie nun und sah darin eine Menge von Päckchen liegen, deren jedes mit einem Namen überschrieben war. Die Kapsel gestand nun, sie sey selbst die Krautschneiderin und habe das Kinde behext; es könne jedoch von dem Zauber befreit werden, wenn man ihm Pulver aus dem Päckchen eingebe, worauf sein Name stehe. Die Kapuziner fanden das Päckchen und gaben die eine Hälfte des Pulvers dem Kind ein, die andere dem Strumpfstricker mit nach Hause. Dort sagte derselbe der Mutter des Kindes, am Abend werde die Krautschneiderin wieder zu ihr kommen und sie solle derselben dann das Pulver, welches er ihr hier mitgebracht habe, in einem Stücke Brod zu essen geben. Die Frau that wie geheißen, worauf die Krautschneiderin ganz rasend wurde und oben aus dem Schornstein hinausfuhr. Das Kind aber war wieder ganz hergestellt und erreichte ein hohes Alter.

(Siehe Mone's Anzeiger u. J. 1838.)

Mannheim

und nächste Umgegend.

Mannem.

Pfälzer Dialect.

Mannem! Ja, deß muß mer sage,
Wie ich mich besinn' un wähl':
Mannem bleibt halt immer Mannem,
S' gibt nor eens, bei meiner Seel'!

Do der Rhein un do der Recker —
S'is der der e Paradies!
Un die Stadt mit ihre Gasse,
Hol mich Gott! e klee Paris.

Will mer nor deß Schloß betrachte,
Werren eem die Aage scheu,
Wo mer hinkummt, is doch nergends
So e weltmillions Gebäu.

Doch wie werd mer's, wenn ich dran denk,
Wie der Karel Theodor
Noch gelebt hot, greine möcht' ich —
S' kummt mer jetz ganz anerscht vor.

Sellemol, do war e Lebe!
Freilich war ich noch e Bu,

Sechzehn Johr alt, awer denk' ich's,
Schnürt mer's fascht die Gorgel zu.

Bin emol mit meiner Schwester
Uf de Vorall *) gange, denk!
War maskirt; no, den Spektakel,
Hoscht gemeent, du krieschst die Krenk!

War der der e Menschetruppel
Do in dem Theatersaal,
Wann er noch emol so groß wär,
Wär' er doch zu korz un schmal.

Kummt e Paff zu meiner Schwester
Un e Nunn kummt zu mer hin,
Un der Paff, des war der Korferscht, **)
Un die Nunn die Korferschtin.

No, hab ich gedenkt, du kumscht mer
Recht, du bischt emal nit faul;
Un mein Oos vun ere Schwester
Die nimmt a keen Blatt vor's Maul.

Un do han mer dann die Herzer
Ausgeleert, recht dick un dinn,
Un getanzt, sie mit dem Korferscht,
Un ich mit der Korferschtin.

Regischtrater wär ich worre,
Odder so e Sekretär,
Wann nit e verfluchter Zufall
Uns derzwische kumme wär.

Rumpelt der e Pärche z'amme,
Un die Ann're driver naus,
Un ich fall mer dann zum Unglück
Gleich e furchterliche Brauß.

---

*) Vorball. Großer Maskenball.
**) Korfürst.

Jetz war's all! Was war ze mache?
S' Klotte's Bube have g'sagt:
„Die blo (blaue) Daub (Taube) is halt beim Deivel!"
Ham mich aus dem Staab gemacht.

Selli Zeite kumme nimmer,
Aber dessentwege is
Mannem halt noch immer Mannem,
Is e wahres Paradies.

S' gibt nor eens, ich kann's Euch sage,
Wie ich mich besinn un wähl':
Mannem bleibt halt immer Mannem,
S' gibt nor eens, bei meiner Seel!

(Dies characteristische Lied ist, ohne Namensangabe des Verfassers, mitgetheilt im Mannheimer „Stadt- und Landbothen." Jahrg. 1834. S. 1005.)

Mannheim's Ursprung.

Einige wollen behaupten, ein Mannus, König der Deutschen, habe vor Christi Geburt schon hier eine Stadt gegründet. Daß die Römer hier eine Niederlassung hatten, dafür spricht Vieles, besonders mehrere hier gefundene Münzen, Scherben antiker Gefäße und ein Stein, der im alten Rathshause eingemauert war, auf dem man eine heidnische Sündenabwaschung mit dem Blute von Opferstieren unterscheiden konnte. Heller wird Mannheims Geschichte vom Jahr 764 an, wo es noch Mannenheim hieß; *) im dreizehnten Jahrhundert ward es Kurpfälzisch und blieb es bis ins neunzehnte Jahrhundert. Kurfürst Friedrich IV. der eifrige Reformationsfreund, baute

*) Der Boden, auf dem Mannheim gebaut ist, hieß in den altgermanischen Zeiten bald: „Mannheim," bald „Mann im Hain" d. i. Schutzgeist des Waldes. Der Platz war also geheiligt als naturwüchsiger Nationaltempel, Götterhain. Früher gehörte diese Stätte zum alten Lob-den-Gau, nämlich zu der Zeit, als sie noch ein Dorf war; doch hat der Neckar seither seinen Lauf verändert, da er noch zur Zeit der Karolinger oberhalb Mannheim, gegen Neckarau zu, sich mit dem Rheine vereinigte.
(Siehe Hegewalds „Mannheim's romantische Vorzeit.")

hier 1606 eine feste Burg, die Friedrichsburg; Wallonen, (d. i. Niederländer) von dem Tyrannen Alba vertrieben, siedelten sich an und vermehrten die Bevölkerung um ein Bedeutendes. Der dreißigjährige Krieg brachte auch Mannheim gänzliche Verwüstung; doch die von Natur begünstigte Lage der Stadt und diese große Freiheiten, deren sie genoß, lockten bald wieder viele Ansiedler; auch die Pest, welche im siebzehnten Jahrhundert hier wüthete, der schwarze Tod genannt, vermochte nicht, das Emporblühen dieser Stadt zu vernichten. Kurfürst Karl Ludwig baute hier die Concordien-Kirche, worin auch seine geliebte Degenfeld ihre Ruhestätte fand. Alle christlichen Confessionen sollten hier in inniger Eintracht Gott ihre Verehrung darbringen. — Neue Noth brachten die folgenden Kriege, bis endlich Kurfürst Karl Philipp, mit Heidelberg in Zerwürfniß gerathen, seine Residenz hieher verlegte.

Als der eigentliche Schöpfer von Mannheims jetziger Größe und Schönheit ist Karl Theodor zu betrachten.

R. S. B.

Die weiße Dame.

Um Mitternacht geht bei der Uhr im Schloß ein schwarzer Hund um und in den Gängen eine vornehme Hofdame, die ein weißes Seidenkleid mit schwarzen Blumen an hat. Um sich vor ihr zu schützen, kehrten ehedem die Schildwachen, wenn sie an ihnen vorüberging, die Gewehre um, so daß die geweihten Flintenkolben oben waren. Einem Soldaten, welcher dies einmal unterließ, gab diese weiße Dame eine tüchtige Ohrfeige.

Der Rheingeist.

Im Schloßgarten, der sich längs des Rheines hinzieht, ist in der Abenddämmerung schon manchmal der Rheingeist

als grauer Mann erschienen. Auch läßt sich daselbst das durchdringende Gewimmer eines Gespenstes halbe Nächte lang hören.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Bader in Mone's Anzeiger 2c. Jahrg. 1838.)

Der Gast in der Rheinmühle.

Wohl war es um die Mitternacht,
Den Müller treibts zur Mühle;
Es gleitet durch die Wellen sacht
Sein Kahn im Mondschein kühle.

Tief ruht die Stadt; — das Mühlenrad
So schläfrig geht's im Kreise;
Die Wasser wallen ihren Pfad
Traumfeierlicher Weise.

Und aus dem Nachen leise leis
Der Müller tritt zur Mühle,
Da sieht mit langem Bart ein Greis
Ruht hier auf schilf'gem Pfühle.

„He, fauler Knecht! wen herbergst du?"
Der Müller rief's im Zorne. —
„Herr, gönnt dem müden Alten Ruh!
Er schadet nicht dem Korne."

„Und wärs der müde Herrgott auch —
Die Schlote wollen rauchen!
Hinaus mit dir, du alter Gauch!
Kann nicht Faullenzer brauchen!"

Das Wasser schwoll, der Sturmwind schnob
Wild brausend um die Mühle;
Mit drohender Gebärde hob
Der Alte sich vom Pfühle:

„Gemahlen hab' ich dir die Frucht
Jahraus, jahrein mit Fleiße;
Ein Stündchen Schlaf, das ich gesucht,
Vereitelt dein Geheiße!

„Dein Herz ist wie ein Mühlenstein,
Voll Undank ist's, voll Wucher!
Ich geh', — doch wiss': der Alte vom Rhein,
War selber Dein Besucher.

„Dir aber, braver Müllerknecht!
Bleib' dankbar ich ergeben;
Besteig den Kahn und rudre recht!
Lang' freu' dich meiner Reben!"

So sprach der Rheingeist und zerfloß
Im grauen Fluthgewühle,
Und wirbelnd sammt dem Müller schoß
Zum tiefsten Grund die Mühle.

Ignaz Hub.
(Originalmittheilung.)

Das Feuer und der Trappgaul.

Von dem Haupteingange des abgebrannten Schloßflügels in Mannheim sieht man das Thor des katholischen Kirchhofs, der am andern Ende der Stadt liegt. An beiden Thoren brennt in den heiligen Nächten eine helle Flamme; wer aber an dem einen oder dem andern steht, sieht nicht das dortige, sondern nur das entgegengesetzte Feuer.

Ferner spukt in den Straßen Mannheims ein großes Pferd, der „Trappgaul" genannt, welches schon viele Leute stundenlang irre geführt hat.

(Vergl. Mone's „Anzeiger u." Jahrg. 1839.)

Die Teufelskarosse.

Zu Mannheim um die Mitternacht
Ein Wagen fährt mit seltner Fracht
Gaß' auf, Gaß' ab; nehmt euch in Acht!
Des Teufels Staatskarosse.

Einmal, — es war ein Pietist,
Kopfhängerisch, voll Trug und List, —
Vor's Fenster lugt der falsche Christ,
Der Thurmuhr Räder schnarrten.

Fünf — sieben — zwölf! Die Geisterstund'
Hallt dumpf aus vollem Glockenmund,
Aufschauert tief von Seelengrund
Gewissensbang der Heuchler.

Horch, Räderrasseln, Peitschenknall!
Vierspännig rollt heran mit Schall
Der Wagen, daß vom Widerhall
Die Häuser rings erbeben.

Von hohem Bock, reich gallonirt,
Der Kutscher das Gespann regiert,
Das Funken schlagend galoppirt
Und aus den Nüstern flammet.

Der Mann am Fenster schreckt zurück;
Zum Schlag heraus, den Blick voll Tück',
Mit feuriger Allongeperrück'
Gruß nickt ihm zu der Teufel!

Er will zurück, — zum Riesentopf
Schwillt ihm der Kopf, zum Thurmesknopf,
Und greulich starren ihm am Schopf
Wie Igelborsten die Haare.

Die Peitsche knallt von fern; es dröhnt
Das Pflaster hohl; Gekicher höhnt
Ihn allerwerts; er keucht und stöhnt,
Die Augen kreisen wie Teller.

Des Schädels zentnerschwere Last,
Sie droht ihn zu erdrücken fast,
Noch vor dem Fenster ohne Rast
Sein Haupt sich wölbt und weitet.

Um Hülfe schreit sein Jammerlaut,
Bis daß der Morgenhimmel graut
Und man das Ungeheuer schaut
Des Kopfs des Pietisten.

Man riß den Fensterkreuzstock ein,
Des Haupts Koloß auf schwankem Bein
Ward erst allmälig wieder klein, —
Doch war sein Verstand des Teufels.

Janus Hub

(Originalmittheilung.)

(Vergl. „Die [illegible]" in Meyer's „[illegible]" [illegible] Jahrg. [illegible].)

Die Hexe und der Mühlknecht.

Eine Müllersfrau zu Mannheim, die eine Hexe war, begab sich jede Mittwochs- und Freitagsnacht zum Hexentanze, welcher im freien Feld unter einem großen Baum gehalten wurde. Wenn sie sich dahin aufmachen wollte, verwandelte sie einen Strohwisch oder ein Stück Holz in ihre eigene Gestalt, legte das Blendwerk zu ihrem Manne ins Bett, ging dann in die Kammer des Lehrjungen, über welchen sie Gewalt hatte, legte dem Schlafenden einen Zaum an, verzauberte den Knaben in ein Pferd und ritt darauf hinaus. Ebenso kehrte sie später wieder heim und der Junge wachte am Morgen ganz ermüdet in seinem Bette auf, ohne von dem Vorgange nur das Mindeste zu ahnen. Weil er darüber nach und nach außerordentlich abmagerte, schöpfte der Mühlknecht Verdacht, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Derselbe hatte früher bei einem Scharfrichter gedient und von ihm mancherlei geheime Künste gelernt. Nachdem er sich mit dem Jungen besprochen, mußte dieser in

der nächsten Freitagsnacht mit ihm die Schlafstätte wechseln. Zur gewöhnlichen Zeit kam die Müllersfrau an das Bett, worin jetzt der Knecht lag, zäumte denselben, in der Meinung es sey der Junge, auf, gab ihm Pferdsgestalt und ritt auf ihm davon, was er alles ruhig geschehen ließ. In der Nähe der Hexenversammlung band sie den so verwandelten Knecht an einen Baum, nahm ihm den Zaum ab und begab sich allein zu dem Fest. Als solches zu Ende war, kehrte sie zurück und wollte ihm den Zaum wieder anlegen, er aber wachte denselben, warf ihn geschickt ihr selbst über, verwandelte sie damit in ein Pferd, schwang sich, nun wieder in seiner eigenen Gestalt, darauf, und sprengte nach der Stadt und gerade vor eine Schmiede. Dort ließ er das Pferd an allen vier Hufen beschlagen, ritt dann in die Mühle und ging, das Pferd sich selbst überlassend, zu Bette, um noch auszuruhen. Am Morgen gab sich die Müllerin für krank aus und hüllte sich sorgfältig in die Bettdecke, aber ihr Mann, welchem allein der Knecht die Sache mittheilte, nöthigte sie, ihm ihre Hände und Füße zu zeigen, woran die Hufeisen noch fest saßen. Diese nahm er ihr zwar unter Gebetsformeln glücklich ab, jedoch mußte sie hoch und theuer ihm geloben, sich zu bekehren und vornehmlich auf immer der Hexerei zu entsagen, welches Versprechen sie auch, mit Gottes Beistand, treulich erfüllt hat.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Menzel's „Morgenblatt" 1838. S. 1023.)

Der Rosengarten.

(Erzählung nach der Volkssage.)

Gleich außerhalb der Ortung Mannheim, am diesseitigen Neckarufer, stand eine Hütte auf einer kleinen Anhöhe, die das Hochwasser nicht überfluthete. Um die Hütte zog sich ein freundliches Gärtchen. Hier wohnte der alte Fischer Hamm mit seinem Weib und seinem Sohne, einem starken gesunden Burschen von neunzehn Jahren, der seinem Vater im Geschäfte treulich beistand. Der Junge hieß Sebastian, die Fischer aber nannten ihn nur den Singhaßel, denn er sehlte den ganzen Tag und war voll durchtriebener Einfälle, jedoch ein ehrlicher

Kauz, der wohl den Muth gehabt hätte, dem lieben Herrgott selber frei ins Antlitz zu schauen. Jetzt war er Bräutigam, oder stand im Begriffe, sich nach Ostern einen eigenen Haushalt zu gründen, das heißt, die Hütte seines Vaters etwas zu vergrößern und die stille Familie zum Anfang um ein Glied zu vermehren. Seine Braut Liesbeth war ein frisches braves Mädchen, deren ganze Ausstattung jedoch nur in ihrem guten Muthe und einem Paar fleißiger Hände bestand. Ihre Aeltern hatte sie früh verloren, daher sie dann im Dienste fremder Leute sich spärlich durchbrachte. Auch Bastian besaß nur wenige Gulden, die er sich mit rastlosem Fleiße zusammengespart hatte, um, was die Hochzeit und die Einrichtung etwa kosten möchten, damit zu bestreiten; dessungeachtet sah das Brautpaar den Himmel voller Geigen und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als wenn nur erst Ostern vorüber wäre. Das Vierteljahr, das noch dazwischen lag, glaubten sie kaum erleben zu können.

Es war ein kalter später Winterabend; der alte Hamm saß bei seiner Frau, die Krankheitshalber darniederlag, am Bette und plauderte mit ihr vom künftigen Hausstande ihres Sohnes. Dieser war heute ungewöhnlich lange auf dem Fischfange ausgeblieben und eben wollte die Mutter ihre Besorgniße darüber äußern, als dessen schon von fern ertönendes fröhliches Pfeifen dieselben auf einmal zerstreute. Gleich darauf trat Bastian in besonders lustiger Stimmung zur Kammer herein und erzählte lachend, welch ein Glück ihm heute begegnet sey. „Hört nur," — hob er an — „in der Stadt ist ein Leben, so etwas hab' ich mein Lebtage nicht gesehn! Um die Friedrichsburg und am Land hin ist Alles voll Buden und Ständen, und zwei Kegelbahnen nebeneinander, und Zelte zum Tanzen — das muß ja Morgen eine Lust geben, wie im Paradies; denkt nur! all' meine Fische hab' ich an den Durlacherhof-Wirth verkauft und ihm selbst ins Haus bringen müßen. So viel Geld sollten wir alle Tag lösen, da seht einmal her, Vater!" Mit diesen Worten schüttete Bastian seine Tasche voll blanker Münze auf den Tisch auf; der Vater strich schmunzelnd ein und überreichte das Geld der Mutter, die es auf dem Deckbette behaglich nachzählte. „Als ich die Fische hinbrachte" — fuhr Bastian

indessen fort," — sagte der Wirth zu mir: Da, Bastian, sey' dich her und iß und trink', so lang's dir gut schmeckt! — Ich ließ mir das natürlich nicht zweimal sagen. Da saß auch der Jäger des Grafen — den Namen hab' ich vergessen — der ist ein Tyroler, ein kreuzlustiger Kerl; wir haben miteinander gesungen und angestoßen, nun, da konnt' ich nicht so leicht fortkommen; die Gäste saßen um uns herum, horchten zu und schenkten uns immer die Gläser wieder voll; sonst wär' ich schon lange zu Hause! Ich weiß auch jetzt, was die Jubelmesse morgen bedeutet; es hat's mir Einer erzählt: der Churfürst hätte vor dreizehn Jahren die Gerechtigkeiten der Stadt bewilligt, und zum Andenken an diesen Freudentag wären eben diese Festlichkeiten zur alljährigen Feier festgesetzt worden."

„Ja, so verhält es sich wirklich!" — bemerkte der alte Hamm — „aber Bastian, Junge, du hast, scheint's mir, ein wenig zu tief in's Glas geguckt, ich denke, du thust nun am besten, du legst dich zu Bette und schlaffst aus." — „Ja, aber der Tyroler" — begann Bastian wieder mit Lachen — „der kann's! Trinkt der doch den Wein hinab, wie wenn's Neckarwasser wäre; und der Wirth hat gesagt, ich sollte nur zutrinken, es koste nichts, und sollte morgen in sein Zelt kommen, da konnt' ich tanzen, so lang' ich wollte, — die Musikanten wären frei. Gelt, Vater, da darf ich hin mit meiner Liesel — und doch tanz' ich — und da tanzen wir — und —" Der Vater wurde jetzt etwas verdrießlich und sagte: „ja, ja! geh' nur jetzt und leg' dich schlafen!" was denn auch gleich geschah.

„Froh bin ich," — sprach der Vater, als er nun wieder mit seinem Weib allein war — „wenn der Junge einmal verheurathet ist; ich fürchte sonst, er wird mir noch lüderlich!" Das wollte die Mutter aber nicht aufkommen lassen. „O geh!" — versetzte sie — „was ist denn Arges daran, wenn er nun einmal ein Glas über den Durst getrunken! Er ist das nicht gewohnt — du weißt, wie ordentlich er sonst ist!" In solchen Fällen hat eine Mutter immer tausend Entschuldigungen für den einzigen Sohn.

Am andern Tage ging Bastian wirklich mit seiner Verlobten zum Tanze. Die Mutter drückte ihm verstohlen noch ein Geld-

stück in die Hand, machte ihm aber zur strengen Pflicht, ja nicht so spät heimzukommen, weil sie sonst in tausend Sorgen leben müsse. Bastian versprach Alles, was sie wollte, steckte noch all sein erspartes Geld in die Tasche und als Liese ihm darüber schüchtern Vorstellungen machte, warf er ihr hin: „Pah! wenn man's auch nicht ausgibt, so steht's dem Bräutigam doch wohl an, wenn ihm beim Tanz die blanken Thaler in der Tasche klingen!"

Jubelnder Frohsinn erfüllte die Straßen Mannheims; unter freiem Himmel wurde gesotten und gebraten, getrunken und geschmaußt; reihenweise saßen die lustigen Zecher, fröhliche Lieder schallten durch das Getümmel des Volks, dazwischen tönten nah' und fern die Pfeifen und Geigen der Musikanten, die allerlei schöne Tanzweisen aufspielten. Bastian und seine Liese wähnten sich im Himmel; beide tanzten heute zum Erstenmale, so gut es eben ging, aber die Neuheit dieses Vergnügens wirkte auf sie mit ihrem ganzen Reize. Minuten erst schienen vorübergeflogen, da war der Abend schon da, da war die Stunde gekommen, die Liesen nach Hause rief. Mit blutendem Herzen verließ sie das herrliche Zelt, doch wollte sie dem Gebot ihrer Dienstherrschaft nicht ungehorsam seyn und Bastian begleitete sie bis an ihre Wohnung, wo er ihr auf der Schwelle feierlich versprach, sich gleichfalls unverzüglich nach Hause zu begeben. In der That war dies auch Bastians fester Wille und Vorsatz. Der Rückweg nach seines Vaters Hütte führte ihn wieder über den „Sand." Ein neues Vergnügen wär' es ihm jetzt gewesen, das Fest als Zuschauer zu überblicken, doch, seines Versprechens eingedenk, ging er mit schnellen Schritten vorüber, nur zuweilen sich noch nach dem lockenden Schauplatze umsehend.

Um einen großen Tisch, auf dem mehrere Lichter brannten, drängten sich viele Menschen, meistens Soldaten; ihr oft wiederholtes Geiubel und Beifallsklatschen reizte Bastians Neugier, und als er näher trat, erkannte er den Tyroler, mit dem er Tags zuvor im Durlacher Hofe gesungen und gezecht hatte. Der Tyroler würfelte mit einem Juden um Geld und gewann fast immer. Nebenbei wetteten viele der Umstehenden, theils auf den Juden, theils auf den Tyroler, und das Alles ging

ungemein lebhaft zu. Der Tyroler hatte alle Taschen voll Geld. Indessen war Bastian bis zum Tische vorgedrungen. Kaum erblickte ihn der Tyroler, so rief er ihm freudig zu: „Grüß dich Gott, Bruderherz, komm her, versuche dein Glück ebenfalls! Da, der Wurf soll für dich gelten!" — „Gilts?" — fragte der Jude. — „Meinetwegen!" — rief Bastian, selbst nicht wissend, wie ihm geschah. Die Würfel rollten, Bastian hatte gewonnen; der Jude zahlte mit verbissenem Grimme und warf von Neuem. Zum zweitenmale gewann Bastian und spielte nun weiter. Der Tyroler war verschwunden. Bastian gewann noch einigemale, dann aber wendete sich das Glück, das Spiel schwankte herüber, hinüber, und auf einmal verlor Bastian hintereinander nicht nur sein bereits gewonnenes, sondern auch den größten Theil seines mitgebrachten Geldes. Da zitterte seine Hand; er wollte den Würfelbecher niederlegen, doch ein alter bärtiger Wachtmeister, mit ernstem grämlichem Gesichte, der hinter ihm stand, brummte ihm in die Ohren: „Nicht nachgelassen! Das Glück dreht sich wieder; doppelt gesetzt!" Bastian wagte, verlor, und stand wie vernichtet. — „Da hast du Geld!" — raunte ihm der Wachtmeister wieder zu, ihm einen Beutel in die Hand schiebend — „setz' nur frisch zu, das Glück dreht sich doch noch!" Bastian war in der größten Beklommenheit; er wollte wegen des Geldes seine Besorgniß äußern, er möchte unvermögend seyn, es je wieder zurückzuerstatten, allein der Wachtmeister ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte immerfort: „Spiel nur, spiel'!" Bastian griff abermals nach dem verhängnißvollen Becher. Aber auch nicht ein einzigesmal mehr gewannen seine Würfel und nicht lange, so war auch der geliehene Beutel in des Juden Händen. „Jetzt bist du mir fünfzehn Gulden schuldig!" — flüsterte ihm der Wachtmeister zu und folgte dem vor Entsetzen Wankenden aus dem Gedränge, führte ihn in ein abgelegenes Zelt, ließ Wein kommen und sprach dem betäubten unglücklichen Bastian so lange zu, bis dieser aus lauter Verzweiflung mehrere Gläser rasch nacheinander leerte. Sein ohnehin aufgeregtes Blut gerieth durch das Feuer des Weines in noch heftigere Bewegung. Sein letztes klares Bewußtseyn schwand, noch zwei Soldaten setzten sich an den Tisch; Bastian trank mit

Allen, wurde vertrauter, nannte sie Kameraden, Freunde und Brüder, versprach, bei ihnen zu bleiben, nahm Handgeld und ward die Beute der Werber. Er wußte nichts mehr von sich und sank in einen tiefen Schlaf.

Als er am andern Tage spät erwachte, fand er sich auf einem Wagen liegend, mit einem alten Mantel bedeckt; vor ihm saßen ein Offizier und zwei Soldaten, hinter dem Wagen her kam noch ein ganzer Trupp Angeworbener, in den verschiedensten Trachten. Den Zug schloß eine Anzahl Bewaffneter und so gings langsam fort der Heerstraße nach, dem schwäbischen Kreise zu. Bastian war in stummer Verzweiflung und biß sich in die Lippen, um sie nicht laut werden zu lassen; ihm bot sich keine Aussicht auf Hülfe, auf Rettung. Heiße Thränen strömten über seine Wangen bei dem Gedanken an seine Braut, seine Aeltern. Der Zug wälzte sich ohne Aufenthalt langsam fort. Bald mußte auch Bastian den Wagen verlassen, um sich den übrigen Gefährten hinten anzuschließen. Welchen Trost hätte ihm jetzt der Anblick eines Freundes gewährt! Aber unter Allen sah er keinen einzigen Bekannten.

Bastian's Mutter hatte jene unglückliche Nacht qualvoll durchwacht, der Vater kein Auge geschlossen, nur Liesbeth ahnte nichts Schlimmes. Fröhlich hatte sie sich zu Bette gelegt, das Fest im Traume noch einmal durchlebt und ihr erster Gedanke beim Erwachen war der Wunsch, den Geliebten heute recht bald wiederzusehn. So trat sie munter ihre Tagwerk an. Statt Bastians kam aber dessen Vater mit sorgenvoller Miene zu ihr und als auch Liesbeth ihm keine weitere Auskunft über seinen Sohn geben konnte, als daß er sie gestern Abends heimbegleitet und ihr versprochen habe, sich ebenfalls gleich nach Hause zu begeben, da stieg seine Angst noch weit höher. Er ging von Straße zu Straße und forschte bei all seinen Bekannten nach, auch Liesbeth gab sich alle Mühe, doch vergebens. Erst nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, Bastian habe sich, vom Weine berhört, anwerben lassen, die näheren Umstände aber wußte Niemand anzugeben.

Für Bastians kranke Mutter war diese Nachricht ein Todesstoß, den sie nicht lange überlebte; noch vor Ostern ward sie zu Grabe getragen.

Der alte Hamm sah sich nun allein, verlassen von aller Welt, ein hülfloser Greis, und wünschte gleichfalls zu sterben. Da kam Liesbeth in der Tiefe ihres eigenen Schmerzes zu ihm, versuchte ihn zu trösten, entschloß sich bei ihm zu wohnen, ihm bei seiner Arbeit zu helfen und nach ihren Kräften die verlorene Stütze zu ersetzen. Ihre fleißigen Hände schafften bald eine bessere Ordnung in die Hütte und in den kleinen Haushalt; sie pflegte den alten Hamm mit der kindlichsten Sorgfalt, nannte ihn Vater, verkaufte die Fische, die er fing, spann nebenher zierliches Garn, flocht Netze zum Verkaufe und den Sommer über prangten im Gärtchen die herrlichsten Rosen auf weit und breit, aus welchen sie manchen schönen Batzen auf dem Markte löste. Ueberhaupt schien Gottes Segen ihren Fleiß zu lohnen; die Dürftigkeit schwand immer mehr aus der Hütte, Zufriedenheit wohnte unter dem stillen Dache, nur dem Andenken des verschollenen Bastians floßen zuweilen stille Thränen. Ob er noch lebe oder den Tod gefunden, darüber kam nirgendeher Kunde; nur so viel verlautete, daß er mit nach Böhmen habe ziehen müssen. Die Nachrichten aus diesem Lande klangen für die Pfälzer nichts weniger als erfreulich; die Schlacht am weißen Berge war bereits verloren, Friedrichs Heer zerstreut, der Kurfürst ein Flüchtling geworden. Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit stunden in drohender Aussicht. So verstrich ein trübseliger Winter. Mit dem ersten Frühlingshauch aber grünte Hamms Gärtchen wieder, die Rosen trieben hoffnungsvolle Knospen, Liesbeth wartete der zarten Erstlinge mit emsiger Sorgfalt und dankbar lohnte ihr diese mit dem reichsten Blüthenflore.

Eines Morgens weckte den alten Hamm verworrenes Getümmel aus der Ferne. Erschrocken stund er auf und trat vor die Hüttenthüre: die ganze Gegend wimmelte von Soldaten. Die Bayern hatten in jener Nacht unter Tilly's Anführung die Festung Mannheim eingeschlossen und die Landstraße war bedeckt mit Geschützen und Kouragewägen, die noch nachkamen. Da stand der Greis wie vor einem unvermeidlichen Abgrunde und dachte: nun ist Alles verloren; es ist zu spät, noch in die Stadt zu flüchten; die wilden Kriegsschaaren werden auch diese Stelle nicht verschonen und mir Alles zerstören — ach! und

was wird aus meiner guten Liese werden! — In diesem Augenblick kam ihm die treue Pflegerin, die er eben wecken und auf das Aergste vorbereiten wollte, gefaßt und ruhigen Antlitzes entgegen. „Wir stehen ja in der Hand des lieben Gottes;" — sagte sie, bereits unterrichtet von der drohenden Gefahr — „Fürchtet Euch nicht, Väterchen! Das Schlimmste, was uns etwa treffen mag, ist der Tod, und all' unsre Lieben sind uns bereits vorausgegangen in den Himmel!« — Nach diesen Worten kleidete sie sich sorgfältig an und verrichtete mit dem Vater ein herzliches Gebet. Kaum aber war dies zu Ende, als an der Hüttenthüre ein heftiges Pochen erscholl. Der Alte öffnete mit bangem Zagen. Ein Hauptmann trat herein, gefolgt von zwei Soldaten und viele andere blieben zur Bewachung draußen zurück. Der Hauptmann fragte nach des Fischers Namen, sprach ihm Muth ein und versicherte ihm, daß ihm kein Leid widerfahren solle, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich ruhig verhalte und keinen Schritt außerhalb der Hütte thue. Denselben Befehl gab er auch dem Mädchen, stellte hierauf zwei Mann als Wache vor die Thüre, entfernte sich wieder und ließ nahe bei der Hütte sein Zelt aufschlagen. Rings herum lagerte seine Mahnschaft.

Fortwährend mehrte sich das Kriegsgetümmel. So weit das Auge reichte, blinkten Rüstungen und Waffen; Wagengerassel, Trommetengeschmetter lärmten durcheinander und in der Ferne rauschte die Feldmusik. Nicht minder lebhaft ging es in der Stadt zu; die Wachen wurden vermehrt; die Thore verrammelt, beim Geschütze standen die Kanoniere mit brennenden Lunten; mit allen Glocken wurde geläutet. Hamm und Liese konnten von ihrem Fenster aus Alles übersehen. Ihre Herzen pochten allmälig ruhiger, je mehr sich ihre Augen an den betrübenden Anblick gewöhnten; als aber plötzlich, an der Spitze seines Gefolges, der Städteverwüster Tilly vorbeiritt, da fühlte sich Liese von einer solchen Angst überfallen, daß sie mit dem Schrei „Gott sey uns gnädig!" in die Arme des nicht minder bebenden Greises sank.

Bald darauf begann der Donner des Geschützes, die Trommeln wirbelten zum Sturme, dazwischen hallte das Geschrei der Krieger und der erste Angriff auf die Stadt erfolgte. Ver-

zweifelte Gegenwehr vermehrte die Wuth der Feinde. Jeder Tag gebar neues Entsetzen. Der mörderische Kampf dauerte drei volle Wochen — endlich fiel die unglückliche Festung in die Hände der Bayern, und Tylli's Augenweide, der rothe Hahn, schwang seine Flügel über die Dächer Mannheims.

Liesbeth stand wieder am Fenster, die Züge mit Leichenblässe übergossen. Eben brachten die Soldaten einen Verwundeten in das Zelt, das nächst der Hütte aufgeschlagen war. Auf dem Angesichte der Krieger lag Trauer um den geliebten Hauptmann; eine Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Wenige Stunden nachher wurden Hamm und Liese in das Zelt gerufen. Der Hauptmann lag noch angekleidet auf einem Schragen, um ihn standen einige Freunde, sein Diener saß am Unterthell des Bettes und barg das verweinte Antlitz in die faltigen Decken.

„Tretet näher, gute Leute!" — sprach der Hauptmann mit matter Stimme, — „der Unfall, der mich heute betroffen hat, ruft mir die alte Lehre in's Gedächtniß, daß man nichts zu lang aufschieben solle, denn ungewiß ist uns die nächste Stunde. Hört, was ich euch erzählen will.

„Die nächste Woche wird's gerad' zwei Jahre, daß wir bei Prag den weißen Berg erstürmten, auf dem sich die Böhmen mit den Pfälzern gelagert hatten. Die Schlacht war kurz, doch sank ich im Gedränge, von einem Kolbenschlag auf's Haupt getroffen. Dicht an meiner Seite fiel ein Pfälzer, von meiner Hand verwundet. Wir wurden Beide, als die Schlacht gewonnen war, in's Hospital getragen und kamen durch ein Spiel des Zufalls nebeneinander zu liegen. Der Pfälzer genaß in wenigen Wochen, auch meine Wunde war bald geheilt, aber nun überfielen mich plötzlich die fürchterlichsten Kopfschmerzen. Mein Zustand glich dem eines Wahnsinnigen. In einem Anfall solcher Raserei sprang ich an's Fenster, mich hinauszustürzen. Schon hatte ich mich auf das Gesims geschwungen und war des Todes sicher, hätte nicht der Pfälzer, der mir nachgeschlichen, mich gepackt und zurückgerissen. Von diesem Augenblick an hielt er an meinem Krankenlager beständig Wache, er pflegte mich wie der wackerste Kamerad; bald war ich genesen, und weil ich ihm das Leben dankte, behielt ich ihn als treuen

Gefährten bei mir. Er diente mir mit seltener Anhänglichkeit, begleitete mich auf diesem Zuge hieher und als wir nun erfuhren, daß seine Braut noch lebe und sein Vater, da wünschte ich das freudige Wiedersehen als Zeuge mitzugenießen. Damit mir diese Wonne ganz ungestört zu Theil werde, wollte ich warten, bis es mit der Stadt in's Reine gekommen seyn würde. Jetzt darf ich aber nicht länger säumen. Komm, Mädchen, komm!"

Mit diesen Worten ergriff er Liesbeths Hand, — sein am Bette knieender Diener richtete sich auf — „Bastian!" schrie Liese — die Liebenden flogen sich in die Arme, der alte Hamm weinte laut vor Freude, die Hand des Hauptmanns mit Küssen bedeckend, und selbst in den Augen der umstehenden bärtigen Krieger perlten Thränen der Rührung.

Bastian und Liesbeth wichen von nun an nicht mehr vom Krankenlager des edeln Hauptmanns, aber ihrer Pflege gelang die erwünschte Rettung nicht, der Brand kam an die Wunde und der großherzige Mann starb wenige Tage darauf, nachdem er noch das Brautpaar zu Erben seiner bedeutenden Baarschaft eingesetzt hatte.

Hinter der Hütte in dem Gärtchen, in einem üppigwuchernden Rosenbeete, ward er begraben, und zwar mit allen Feierlichkeiten, womit man tapfere Krieger ehrt. Das ganze Regiment betrauerte den Verlust eines milden Führers, eines väterlichen Freundes.

Aber die heißesten Thränen um ihren Beschützer vergoßen Bastian und Liese. Das dankbare Pärchen, das kurz darauf seine Hochzeit feierte, unterhielt die Rosen auf seinem Grabhügel mit sorgsamster Pflege noch viele Jahre eines glücklichen Ehestandes hindurch.

Noch heißt jene Stelle bei Mannheim der Rosengarten. Den Lustwandelnden umspielen dort süße Wehmuthsgefühle und verstohlene Liebespärchen lenken gerne dahin auf dem einsamen Fußpfade.

Das Teufelsloch.

Ohngefähr auf dem halben Wege zwischen Mannheim und Feudenheim führte von der Heidelberger Heerstraße

rechtsabwerts ein einsamer Feldweg, an dem Schützenhäuschen vorüber, durch die menschenleere Flur. Schwermüthige Stille umgibt den Wanderer; nur zuweilen noch tönt der Knall einer Peitsche von der Straße herüber, bald aber verliert sich auch diese Spur des Lebens in der schauerlichen Einöde. Der Wanderer überläßt sich ernster Betrachtung. Plötzlich weckt ihn ein Geräusch; er wendet die Augen rechts, ein Schwarm aufgescheuchter Staare schwirrt kreischend aus rauschendem Schilfe und hier ist das Teufelsloch, eine grauenvolle, sumpfige Tiefe, von Uluken bewohnt und scheußlichen Molchen. Durch den Nebel der Vorzeit lispelt die geheimnißvolle Sage.

In dem Dorfe Dornheim, welches mit dem benachbarten Mannheim zur Burg Rheinhausen gehörte, wohnten einst drei wohlhabende Brüder, die sich theils vom Fischfang, theils vom Ackerbau nährten. Sie besaßen, fast am Ende der Gemarkung, ein großes Stück Ackerland, auf das sie, seiner Fruchtbarkeit wegen, besonderen Fleiß verwendeten. Sie wünschten, da es ihnen an Wasser fehlte, dort einen Brunnen zu haben und begannen auch einen solchen zu graben. Durch vereinte Anstrengung gelangten sie bald in bedeutende Tiefe, doch fanden sie, seltsamer Weise, keine Spur von Wasser. Ueberdies begegneten ihnen bei dieser Arbeit allerlei Unfälle. Oefters rollte die aufgegrabene Erde wieder hinunter und verschüttete die Tiefe; zuweilen zerbrachen ihre Schaufeln in lockerem Sande; ja einmal setzten sich zahllose Raben rings um die Grube und krächzten aufs Wildeste; ein andermal als die Brüder gerade zur Arbeit kamen, sahen sie eine weiße Frau in der Grube schweben, u. s. w. doch ließen sie sich durch Alles das nicht abhalten, weiter zu graben. Endlich stießen sie mit ihren Spaten auf eine große, eiserne Platte; die Schläge darauf mit der Hacke widerhallen dumpf; nur um so emsiger schürften die Brüder, aber die Erde wurde so schwer und dicht, daß die Geschirre fast bei jeder Anstrengung brachen. Angstschweiß rollte von den Stirnen der Brüder; sie konnten die Arbeit unmöglich weiter fördern. Der Jüngste von ihnen eilte in das Dorf, um Hülfe zu holen, indessen die beiden Andern sich wieder an's Werk machten. Da war's ihnen plötzlich, als hörten sie dumpfes Donnerrollen tief im Innern der Erde. Erschrocken hielten sie eine geraume

Weile ein, aber Alles war wieder stille geworden. Der jüngste Bruder kehrte nun mit Helfershelfern und allerlei Werkzeugen zurück und die Arbeit begann aufs Neue. Den vielen Händen gelang es endlich, nach unsäglicher Mühe, die eiserne Platte zu heben; wie staunten sie aber, als sie darunter einen großen Sarg von blankem Silber erblickten, der eine prächtige Inschrift trug. Es drängten sich Alle herbei, um ihre Lesung zu versuchen, da hörte man plötzlich wieder den unterirdischen Donner, der Sarg wankte, ein gewaltiger Wasserstrom brach aus der Tiefe hervor und füllte die ganze Grube aus. Nur Wenige konnten sich retten, die Meisten wurden die Beute des Todes, die Erde sank ringsum in die Tiefe hinab und begrub auch die Brüder auf ewig.

Die Wenigen, die sich zu retten vermocht, flohen nach Dornheim zurück und erzählten die gräßliche Geschichte. Alt und Jung eilte hinaus an die Stelle: ein tiefer Teich war daraus entstanden, dessen finsteres Wasser alle Hoffnung und Neugier und Habsucht für immer verschlang.

Das Dorf Dornheim ist spurlos untergegangen im Strom der Zeit, auch die Burg Rheinhausen besteht nicht mehr; jenen Teich aber sehen wir heute noch und sein Namen allein schon füllt die Seele mit Schauer.

(Siehe Mannheimer Stadt- und Landbote v. J. 1834, Nr. 10.)
(Ohne Namen des Verfassers.)

Das Geläute von Ladenburg. *)

Im Schwabenheimer Wäldchen bei Ladenburg hatte sich ein Fräulein aus dem in diesem Städtchen blühenden Geschlechte von Sickingen verirrt und nur der Ton einer Ladenburger Glocke führte sie wieder zurecht. Seit jener Zeit wird nun jede Nacht um 11 Uhr ein Zeichen mit einer Glocke gegeben und einmal jede Woche das aus einem Malter Korn gebackene Brod vom Güterschaffner an die Armen von Ladenburg vertheilt.

(Aus v. Hegewald's: „Mannheim's romantische Vorzeit, in seiner Umgebung dargestellt.")

---

*) Das römische Lopodunum. Später Hauptort des ehmaligen Bolbrengau's.

Pfälzer-Bergstraße.

Der Edle von Handschuchsheim.

Ein Ritter fromm, von edlem Muth,
An Sitten hochgeehrt und gut,
Ging täglich in die Kirch zur Zeit,
Von seiner Burg nicht sonder weit.
Und einmal trug es sich da zu,
Daß er sich niedersetzt in Ruh,
Und einschläft betend vor'm Altar,
Der Sanct Kathrina heilig war.
Ein' Jungfrau sah er vor sich stehn,
Mit einer Krone blinkend schön,
Wie Spinngeweb' voll Himmelsthau,
Wenn Morgenlicht auf Rosen schaut,
Von Diemant schien es eine Laube,
Voll Strahlen schien hindurch der Glaube.
An ihrer Seite sonnt' er schauen
Zwei schöne schwebende Jungfrauen,
Doch wie viel schöner die Gekrönte!
Aus tausend bunten Vögeln tönte.

Der Jüngling fürcht' sich vor dem Wunder,
Er neigt sich, schlägt die Augen unter;
Sie sprach: „Da du doch edel bist,
Wie zeigst du dich unadelich,
Wir kommen darum, wie wir sollen,

Daß wir dich jetzt ansehen wollen.
So deckst du deine Augen zu,
In dieser deiner müden Ruh;
Willst du dir ein Gemahl gern freien
Hier unter uns erwähl von dreien!"

Da er nun diese Wort' gehört,
Aus seinem Schlaf geschwind auffährt,
Erwacht mit himmlischer Lieb durchgossen,
Seine Augen rannen von ihm erschlossen.
Ein' Jungfrau sprach zu ihm da gnädig:
„Nimm Die, so jetzt mit dir geredet,
Denn, wie sie schöner ist als wir,
Kann ich jetzund versprechen dir.
Also ist sie vor Gott auch höher,
Und deiner Bitt Gewährung näher;
Ihr Namen ist dir wohlbekannt,
Sanct Katharina ist sie genannt."

Darauf der Jüngling sie thät grüßen
Und fiel der Jungfrau still zu Füßen,
Hub an zu weinen inniglich,
Und bat die Heilige demuthiglich,
Sie wolle seiner sich, des Armen,
Allzeiten über ihn erbarmen.
Sie setzt' ihm auf einen Rosenkranz,
Der gab von sich ein'n Sonnenglanz,
Und sprach: „Nimm diesen Kranz der Liebe
Von mir, die sollst du stetig üben!"
Verschwand also vor seinen Augen,
Mit ihren zweien Beijungfrauen.

Da nun der Ritter jetzt erwacht,
Hat er des Rosenkranz gedacht;
Auf seinem Haupt thät er den finden,
Thät ihn mit Wohlgeruch umwinden.

Nachdem es aber sich begab,
Daß man dem Ritter sehr oblag,

Und wider Willen muß er freien,
Das ihm doch übel thät gereuen! —
Ihm ward in seinem jungen Leben
Ein' schöne, edle Jungfrau geben;
Ließ doch von der Gewohnheit nit,
All Tag er Katharinen bitt',
Daß sie darum ihn nicht woll' hassen,
In seinen Nöthen nicht verlassen.

Da nun sein' Hausfrau schwanger ging,
Sie einen Argwohn auch empfing,
Wenn er ging nach Kath'rinen Kirche,
Thät sie in ihrem Herzen fürchten,
Er möcht' vielleicht in diesen Tagen
Ein' Andre lieber, dann sie, haben.

Einsmals bestellt sie eine Magd,
Zu der sie diese Worte sagt:
„Wo geht mein Herr allmorgen hin?" —
Die Magd sagt ihr aus bösem Sinn:
„„Ich weiß wohl, wo er hingegangen;
Hat nach des Pfaffen Schwester Verlangen.""

Die Frau ward ob dem Wort betrübt,
Weil sie der Ritter allein nicht liebt.
Da nun der Herr zurücke kam,
Der Frauen Traurigkeit vernahm,
Fragt er, warum sie traurig wär?
Sie sagt, sie hörte böse Mähr,
Wie er ging täglich umher buhlen,
Zu des Pfarr's Schwester in die Schulen.
Er sagt: „Du hast nicht recht gehört,
Oder bist sonst worden bethört,
Die ich lieb hab in meiner Pflicht,
Die ist des Pfarres Schwester nicht,
Es ist ein' Andere zur Frist,
Die tausendmal viel schöner ist." —
Stand also auf von seinem Bett,

Als wenn er noch zu buhlen hätt,
Ging doch nur wieder von ihr hin,
Wie vor auch zu Sanct Katharin.

Ob dieser Antwort das Gemüth
Der edlen Frau war tief betrübt,
Sie sprang im Zorn vom Bett herab,
Und stach sich selbst die Kehle ab.

Der Ritter vom Gebet heim kam,
Die Trauerbotschaft nun vernahm,
Sah sein Gemahl des Tods verschieden,
Und dort im Blut umwälzet liegen,
Erschrack er sehr, sein Herz ward kühl,
Daß er in ein Ohnmacht hinfiel.

Da er nun wieder zu sich kam,
Hub bitterlich zu weinen an,
Klopft an sein Herz, rauft aus sein Haar,
Und sprach zu sich in der Gefahr:
„O heilge, heilge Katharin,
Sieh an, in welcher Noth ich bin!
Ach, ich hab' meine Treu verloren,
Und bin meineidig an dir worden!"

Mit diesen Worten lief er hin
Zur Kirche der Sanct Katharin,
Mit Seufzen er sein' Bitt vorbracht,
Bis um ihn her war dunkle Nacht,
Und traurig prächtig Stern bei Stern
Durch's Kirchenfenster sah von fern.

Mit ihren Jungfrau'n da erschien
Die heilge Jungfrau Katharin,
Dem Ritter, der vor dem Altar
Da lag und halb entschlafen war;
Ging zu ihm hin, wischt seine Augen,
Mit ihren beiden Beijungfrauen.

Sie sprach zu ihm: „Hast Unrecht than,
Daß du mich so verlassen, Mann!
Auf dich genommen andre Last,
Dein' Treu an mir gebrochen hast;
Doch hast du mich zierlichermaßen
Geliebt und doch nicht ganz verlassen.
Steh' auf und geh mit Freuden heim,
Dir soll diesmal geholfen seyn.
Dein' Hausfrau ist lebendig worden,
Hat eine Tochter dir geboren.
Die wird dir lange Zeit nachleben,
Der sollst du meinen Namen geben.
In ihrem Gebet wird sie sich üben,
Daß Gott der Herr sie sehr wird lieben:
Also, daß sie in einem Jahr
Den Großvater aus großer Gefahr
Des Fegfeuers erlösen wird,
Der immer noch im Feuer irrt." —

Sie neigt sich ihm, wischt seine Augen,
Die Thränen ihre Händ' einsaugen.
Doch wie der Birken weiße Rinde,
So wächst ein Handschuh davon geschwinde
Auf ihren Händen weiß wie Schnee,
Den streift sie ab und schwebt zur Höh;
Der fällt und weckt ihn am Altar,
Da er vor Kummer schlafen war.
Da findet er den Handschuh weiß,
Wie Niemand ihn zu weben weiß.

Ein Bote kam: „Herr, kommt herüber,
Denn Euer Gemahl, die lebet wieder,
Und hat in diese Welt geboren,
Ein' schöne Tochter auserkoren."
Ob dieser fröhlichen Botschaft
Erhielt er schnell zurück die Kraft,
Stand auf und dankte Katharin,
Den Handschuh steckt zum Helme kühn,

Zog wiederum zu seiner Frauen,
Die er mit Freuden an thut schauen,
Und küßt das Kind, umfängt das Weib,
Drückt sie zu sich an seinen Leib,
Fing an zu weinen gleich dem Kind,
Bat um Verzeihung seiner Sünd.

Drauf sprach die Frau: „Wir sollen loben
Sanct Katharin im Himmel droben,
Denn da ich mich vor Leid getödtet,
Und lag in allen meinen Nöthen
Zu mir schon kamen höll'sche Knaben,
Mein' Seel sie wollten genommen haben,
Da hat die heilge Katharin
Für mich gebeten; Gott verziehn,
Daß er den Leib der Seel noch ließe,
Daß sie in ihm noch konnte büßen."

Die Frau ließ drum ein Kloster bauen,
Die Heilge im Gebet zu schauen; 1)
Der Ritter zog in's heilge Land,
Vom Handschuh große Kraft empfand;
Den Rosenkranz, den Handschuh weiß
In's Kloster gab nach seiner Reis';
Ein Dorf thät sich um's Kloster bauen,
Dort ist der Handschuh noch zu schauen, 2)
Und manch ein Lied und manch ein Reim
Preißt noch die Herrn von Handschuchsheim. 3)

1) An der Westseite der Kirche im „Nonnengarten" trifft man Fundamente und Gewölbe des Frauenklosters, welches einst hier bestand und unter dem Namen der „Jungfrauen in der Klause," so wie der „Mutter und Schwestern in der Klause" in alten Weisthümern des sechszehnten Jahrhunderts und im Lorscher Judicialbuche vorkommt.

(Reinhard's „Fremdenbuch für Heidelberg ꝛc." S. 189).

2) In der Kirche zu Handschuchsheim befinden sich viele Grabsteine, Monumente, Wappen ꝛc. welche sich auf die Edlen von Handschuchsheim beziehen und durch das Familienwappen, einen silbernen Handschuh im blauen Felde, kenntlich sind.

3) Ueber 300 Jahre hindurch stand das uralte Geschlecht der Handschuchsheimer in Blüthe und großem Ansehen, bis der Letzte des Stammes, Johann von Handschuchsheim, im Jahr 1600 von Friedrich von Hirschhorn in einem Zweikampfe auf dem Marktplatze zu Heidelberg erstochen wurde. Ein Denkmal in der Handschuchsheimer Kirche, den letzten Herrn von Handschuchsheim in voller Kriegsrüstung darstellend, mit einem Löwen zu Füßen, hat folgende, auf jene That bezügliche Inschrift:

„Als man zählt 1593 Jahr,
Zu der Nacht den 23. Juni zwar,
Ward geboren Hanns von Hantschuchsheim.
Auf Einen stunde der Adeliche stamm allein.
Von Kurfürst Friedrichen Pfalzgraven bei Rhein
Ward beschrieben gen hoffe zu reiten ein.
Zu dienen stellt er sich gehorsamlich dar,
Sein's Alters fünfzehn und ein halbes Jahr.
Zu Heidelberg auf dem Markt bei Nacht
Friedrich von Hirschhorn in hardt stach
Den 14. Decembris im sechzehnhundertsten Jahr.
Ueber siebenzehn Tag hernach sein Leben endet gahr.
Alles ist gegeben in des Herrn handt.
Er läßt keine Uebelthat ohndelandt.
Ob ich schon zeitlich werde gerücket hin,
Sterben ist meines lebens gewinn."

Obige alte Legende nebst den Anmerkungen ist mitgetheilt in J. Baader's „Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwalds." (Mannheim, Verlag von Bassermann, S. 307. u. f.)

Gertraut von Gemmingen zu Handschuchsheim.

Von dieser Frau, der Gattin Diethers von Handschuchsheim, erzählt Pistorius in seiner „Gemmingen'schen Geschichte:" Die aufrührische Bauern zogen für das Schloß zu Handschuchsheim, solches einzunehmen, da faßet die Frau Gertraut ein Herz, zoge die Brücken auf, und, nachdem sie Niemand in dem Schloß hatte, als den Thorwart und ihre Magd, lude sie mit Hülfe derselben die Stücklein in dem Schloß, schosse unter die Bauern, und trieb sie hinweg. Das Geschrey kam bald nach Heidelberg, da eilte Einer von

Adel, welcher nur Geschwistert Kind mit dieser Gertraut von Gemmingen war (es kann ein Dahlburger, Münchinger oder Erlacher gewesen seyn), vor Handschuchsheim, wollte ihr sammt seinen Gesellen helfen und sie entschütten (entsetzen), aber weil sie ihn nicht kannte unter dem Tumult, und vielmehr vor ihren Feind hielte, ward er bald erschossen, und soll sie, zum Unglück, solches Geschoß mit eigener Hand geladen und losgebrannt haben; da sie es erfuhr, ward sie hochbekümmert, aber geschehen war geschehen.«

(Obiger Auszug findet sich abgedruckt in Julius Lampadius (Fischlin) „Beiträge zur Vaterlandsgeschichte" S. 78.)

Die Todten wollen begraben seyn.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschah es in einem alten Hause zu Weinheim, daß, wenn in der Schlafkammer des unteren Stockes das Licht ausgelöscht war, jedesmal eine weiße Taube an der nämlichen Wand hin und her flatterte. Die Leute suchten Hülfe bei den Karmelitern, allein denselben gelang es nicht, den Spuck zu vertreiben. Endlich wurde die Wand genau untersucht und in einem verborgenen Raume das Gerippe eines neugeborenen Kindes gefunden. Man begrub solches auf dem Kirchhofe, und seitdem hat die Taube sich niemals wieder sehen lassen.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Wein aus den Brunnen.

In Weinheim stritten einmal zwei Bürger darüber, ob in der Christnacht aus den Brunnen Wein laufe. Um zu erfahren, wer Recht habe, stellte der Eine in der Christnacht seinen Knecht an einen Röhrbrunnen, seinem Hause gegenüber; er aber und der andere Bürger paßten mit einander am Fenster auf. Schon einige Mal hatte der Knecht am Brunnen verkostet, aber es war nur Wasser, als es aber zwölf schlug, trank er wieder, und rief:

„Ach, jetzt lauft Wein!" —
„„Und Du bist mein!""
sprach eine schwarze Gestalt, die plötzlich hinter ihm stand und ihn ergriff, und auf immer mit ihm verschwand.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrgang 1839.)

Sage vom Schloß Windeck.*)

Der Graf Walther, Vogt von Weinheim, war ein reicher, hochgeehrter Mann. Am Marktplatze, der Kirche gerade gegenüber, lag sein stattliches Wohnhaus, freundlich von Außen, doch im Innern zehnmal freundlicher, denn sein fröhlicher Muth schien alle Wände zu beseelen. Ernst, pünktlich und unverdrossen trug der Graf die Sorge für die Stadt, keine Mühe war ihm zu viel, keine Arbeit zu schwer, wenn er nur Abends ein Stündchen erübrigte, das er ganz sein nennen und mit einem verständigen Manne verplaudern konnte, wobei denn das Kelchglas mit süßem Behagen öfters geleert zu werden pflegte. Aber außer der guten Laune des alten Herrn, außer dem perlenden Rebensafte, gab es im Hause noch eine weit köstlichere Würze:

---

*) Der Name der Stadt Weinheim, ursprünglich Winenheim, wie auch der der Burg Windeck (Win-deck, eine Decke des Weins), soll daher rühren, daß im Innern des Berges eine große Menge von Wein verschlossen ist. In den Rhein. Provinzialblättern, Jahrg. 1838, März- und Aprilheft, wird diese von Chamisso so schön bearbeitete Sage etwas verändert und ziemlich breitgetreten erzählt; dem ungenannten Verfasser schwebte gewiß Al. Schreibers Sage von Neu-Windeck „die todte Braut" (s. den Sagencyklus von Bühl und Umgegend) vor, während Chamisso's Sage eine Variante der Sage von Aug. Stöbers „Kellermeister auf Arnsburg" ist. (S. Stöbers „Elsässisches Sagenbuch. S. 384).

Dem Volksglauben nach geht auch auf Windeck ein Koch oder Kellermeister herum, vorzüglich am Gründonnerstage. „Da wird man geworfen oder sonst geneckt." Zum Beleg dieser Sage wird erzählt, ein Pfälzischer Kammerherr sei auf diesen Tag einmal mit großen Schmerzen an den Füßen von da zurückgekommen. (Grimm, Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße ꝛc. S. 168.)

(Siehe J. Baders Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwaldes ꝛc. S. 318.)

des Grafen Tochter, Adelheid, schön und lieblich wie die erste Rose des Frühlings. Sie pflegte an ihres Vaters Seite zu sitzen, pflegte mitzureden im verständigen Gespräche, und der Gast, dem sie den Becher kredenzte, hatte wohl Mühe, das holde Fräulein wieder zu vergessen, denn ihre Liebenswürdigkeit fand ihres Gleichen in der weiten Runde nimmer.

Zu jener Zeit war die zerstörte Burg Windeck gegen Vertauschung wieder an das Kloster Lorsch zurückgefallen. Der Abt Heinrich, um sich hier einen kräftigen Schirmvogt niederzusetzen, ließ sie wieder aufbauen, schöner und fester als zuvor. Die Oberaufsicht dieses Werkes leitete der Dombaumeister Pilgram von Worms, ein sehr erfahrener Meister, der demnach in dieser Angelegenheit häufig nach Weinheim kam, wo er seine Abendstunden gewöhnlich bei dem Grafen Walther zubrachte. Pilgram war ein seltener Mann, schlicht und einfach in seinem Benehmen, aber geistreich und voll grundlichen Wissens. Durch eine lange Reihe von Jahren hatten viele widrige Schicksale seinen Nacken gebeugt; unter seinen grauen, buschigen Augenbrauen wohnte ein tiefer, ernster, wehmüthiger Blick, der die Schattenseite des Lebens gesehen hatte, jedoch sich alsbald freundlich verklärte, wenn er sich Jemanden näherte und die milde Rede leicht von seinen Lippen floß. Er hatte in Ungarn sich ein Weib genommen, glückliche Jahre verlebt, den Wechsel des Schicksals mit ihr geduldig ertragen und sie viel zu früh verloren. An dem Ufer der Themse war es, wo er unter einer schattigen Eiche ihren Grabeshügel wölbte. Sie hatte ihm einen Sohn geboren, der jetzt, zum Jünglinge herangereift, des Vaters Trost und Freude war. Er widmete sich ebenfalls der Baukunst und arbeitete oben an der Wiederherstellung der Burg Windeck mit.

Der Graf Walther hielt in einem Schrein einen silbernen Becher verschlossen, auf dem die Sonne, zwei Säulen und allerlei Maurergeräthe abgebildet waren. Wenn Meister Pilgram seinen Abend bei dem Grafen zubrachte, tranken Beide aus demselben Becher, nannten sich Brüder und führten viel geheimnißvolle Reden. Zuweilen war auch Albrecht, Pilgrams Sohn, in der Gesellschaft, da kam jener Becher aber nicht auf den Tisch und das Gespräch auf keine geheimen Gegenstände.

Albrecht war ein schöner Jüngling von stattlichem Wuchs und blühendem Antlitz. Um seinen Nacken spielten dunkle Locken, die braunen Augen blitzten helle Funken und um die milden Züge seines Mundes begann ein weicher Bart hervorzusprossen. Gebildet durch den Umgang seines Vaters, war er gewandt im Reden, scherzte gern und fühlte sich im Innersten beglückt, wenn er bei Tische, dem Grafen und dem Vater gegenüber, an der Seite des lieblichen Fräuleins saß. So war ihm manch wonniger Abend dahingeflogen; kein Wunder, wenn in dem Busen des Jünglings Ahnungen dämmerten und Träume von der höchsten Erdenseligkeit.

Einst saß das Fräulein Adelheid im Garten in einer blühenden Hollunderlaube, wo die Bergstraße vorüberzog und das Auge frei hinüberschaute nach der Burg, die bereits hochgethürmt auf der Spitze des Berges stand. Der Tag neigte sich zu Ende, fern über dem Rheine sank die Sonne hinter das blaue Gebirge und im sanften Rosenschimmer des Himmels weideten tausend luftige Lämmer.

Ein Geräusch weckte das Fräulein aus den sehnenden Träumen, in die sie der liebliche Abend gewiegt hatte; sie blickte um sich und Albrecht trat in die Laube mit ehrfurchtsvollem Gruße. „Fräulein," — sprach er — „mich führt ein Gesuch zu Euch, das Ihr mir nicht abschlagen dürft, weil Euch die Gewährung wenig kostet und mich unendlich glücklich machen wird. Morgen halte ich den Bauspruch droben auf der Burg. Ein bunter Kranz soll mir das Fest verschönen, und an dem Kranze soll ein Band, von Euch geschenkt, als höchstes Kleinod prangen; nicht wahr, Ihr schenkt mir ein solches Band?

Des Jünglings Wangen strahlten hohe Röthe, als er dieß sprach, das Fräulein aber nahm ohne Ziererei ein blaues Band aus ihren Lockenflechten und gab es ihm holdlächelnd mit den Worten: „Ist das gut genug?" Voll Entzücken erhaschte Albrecht gleich mit dem Geschenk auch die Hand Adelheids und preßte sie voll Inbrunst an die Lippen, worauf er ohne Worte davon eilte.

Noch lange saß das Fräulein in der Laube tief beklommen und ohne zu wissen, was ihr den Busen so bewegte; tausend Gedanken durchkreuzten ihre Stirne, tausend Bilder umgaukelten

ihre Seele, doch im Hintergrunde stand immer das Bild Albrechts mit seinem wonneverklärten Blicke. Das Fräulein freute sich auf den kommenden Festtag, sie konnte fast die ganze Nacht nicht ruhen vor Erwartung, sich aber auch unerklärlicher Weise einer bangen Ahnung nicht erwehren, die wie eine finstere Wolke durch den Himmel ihrer Seele glitt.

Der Morgen kam, es wurde Nachmittag, doch die Sonne wollte sich nicht blicken lassen und blieb in einem trüben Schleier verhüllt, während ein rauher Wind durch das Thal strich. Dessenungeachtet sammelten sich eine Menge Gäste und Zuschauer zu dem festlichen Schauspiel; auch der Graf Walther fand sich ein, und an seiner Seite schritt in stattlichem Putze die schöne Adelheid. Heller Jubel erfüllte die Mauern der Burg, heller Jubel wiederhallte draußen unter dem versammelten Volke. Da schien selbst der Himmel freundlicher zu werden, die Wolken theilten sich und ein heiterer Sonnenblick überstrahlte die ganze lachende Landschaft. Jetzt trat Albrecht, schön geziert mit festlichem Gewande, auf die hohe Zinne der neuverjüngten Burg. Neben ihm, an einem dort aufgepflanzten grünen Lerchenstamme, hing der Kranz, mit Adelheids daran flatterndem Bande. Kühn und frei um sich blickend stand Albrecht auf dem erhabenen Mauergipfel, der Lärm des Volkes verstummte, Alles lauschte nur dem Bauspruche und der Jüngling begann:

„Wir haben fest auf Gott vertraut
Und diese Mauern aufgebaut;
Gott schützte Alle die da waren,
Kein Unglück ist uns widerfahren.

„Drum blickt mit dankerfülltem Sinn
Zum treuen Himmelsvater hin,
Das Herz zu ihm emporgehoben,
Laßt uns sein göttlich Walten loben!"

Hier ward ihm ein Becher voll Wein gereicht; hoch schwang er ihn empor und sprach fort:

„Jetzund auch auf des Burghern Wohl
Schenkt' mir der Knab' den Becher voll:
Nie soll die Burg vor'm Feinde beben;
Der edle Herr soll friedlich leben!"

Er leerte den Becher und schleuderte ihn weit hinaus unter das Volk, das ihn mit donnerndem Jubelrufen auffing. Ein zweiter Pokal ward ihm nun dargereicht, worauf er fortfuhr;

„Dem Meister, so den Plan entwarf,
Den Riß gezogen fein und scharf,
Die Bogen wölbte und die Hallen,
Ihm soll das zweite Hoch erschallen!"

Er leerte den Becher; der Volksjubel wiederholte sich, er aber redete weiter:

„Zum Dritten ist der Becher voll;
Den leer ich auf der Herrin Wohl,
Um die ich ringen will und werben,
Für die ich leben will und sterben.

„Und wenn sie mich nicht minnen will,
So duld' und leid' ich ewig still;
Hoch stehen auch des Himmels Sterne,
Doch labt ihr Blick in weiter Ferne."

Plötzlich riß der Wind das blaue Band, Adelheids Geschenk, vom Kranze; der Jüngling will es noch erhaschen, aber zu weit sich vorbeugend, stürzt er herab von der schwindelnden Höhe. Entsetzen betäubt die Zuschauer, zerschmettert liegt der Jüngling unten auf den Felsenplatten, Adelheid, gleich einer starren Leiche, in den Armen ihres Vaters. Unbeschreiblich jammervoll war der Zustand des alten Baumeisters Pilgram, der nun das letzte Glück seines Lebens vernichtet sah; sein namenloser Schmerz ließ ihm keine lindernde Thräne. Unter den allgemeinen Wehklagen der Menge verklang das Fest.

Albrecht ward an der Stelle begraben, wo er den Tod gefunden. Ueber seiner Gruft baute sich Pilgram eine Hütte,

worin er den Rest seiner Tage in frommer Betrachtung und stiller Trauer verbrachte. Von Zeit zu Zeit besuchte ihn dort die nun allen Lebensfreuden erstorbene Adelheid, netzte seine weißen Locken mit ihren Thränen und schmückte das Grabmal des geliebten Jünglings mit vielen Blumen, deren sorgsame Pflege jetzt noch ihr einziger Trost war. —

Die Zeit ist alt geworden, Epheu rankt sich längst um die Reste der Burg, auf jener Stelle ruht aber noch immer eine heilige Weihe und der Freund der Natur findet dort schöne seltene Pflanzen, wie deren gleichen der ganze Umkreis des Gebirges ihm keine mehr bietet.

(Ohne Namen des Verfassers mitgetheilt im Mannheimer Stadt- und Landboten Jahrg. 1831, S. Nr. 78 und 79.)

Der Spruch auf der Burg Windeck.

Das Mauerwerk schon fertig stand;
Es rührt der Zimmermann die Hand,
Und aufgeschlagen steht der Bau;
Das Thurmdach ragt ins Himmelsblau,
Und wo die Sparren sich verbinden,
Da steckt der Strauß, ein Spiel den Winden.

Die Bänder wehn von Tannenstrauß
So lustig lockend weit hinaus;
Den Burgweg strömt das Volk hinan,
Es hörte gern den Spruch mit an.
Der Bauherr kommt von Lorsch geritten,
Abt Diemo in der Brüder Mitten.

Es ist ein Fest für Jung und Alt,
Und Alles nach Burg Windeck wallt;
Die Ritter nah'n und Edelfrau'n,
Des Festes Lust mit anzuschau'n;
Und was der Hof vermag zu fassen,
Wird freundlich auch hereingelassen.

Der Knabe steigt zum Thurm hinaus;
Jezt steht er bei dem Tannenstrauß,
Und als das Volk erwartend schweigt,
Er dreimal sich bescheiden neigt,
Beginnet laut und ohne Zagen
Den frommen Zimmerspruch zu sagen.

Und drauf er mit dem Becher winkt,
Den er auf's Wohl des Bauherrn trinkt.
Man schenkt den Becher wieder voll:
„Dem Ritter, der hier wohnen soll,
„Dem Kloster sei er Schutz und Wehre,
„Dem Ritterstande Ruhm und Ehre!"

Die Bänder flattern um den Strauß;
Der Wind reißt manches mit hinaus.
Der Knabe sieht's und bei sich spricht:
„Nimm alle, nur das eine nicht,
„Das blaue Band, das Sie gegeben,
„Ich lass' es nur mit meinem Leben."

„Zum dritten Male schenkt mir ein!
„Der Becher gilt der Liebsten mein!
„Und wenn sie mich nicht minnen will,
„Bleib' ich doch treu, und minne still.
„Stehn auch zu hoch des Himmels Sterne,
„Labt doch ihr Blick in tiefer Ferne."

Der Knabe spricht bewegt das Wort;
Da reißt der Sturm das Band ihm fort,
Es fliegt vorbei, — er hascht darnach, —
Er beugt sich vor, — er stürzt ihm nach,
Im Sturze will er's noch erfassen —
Er kann es nur im Tode lassen.

(Aus Grimm's Werke: „Die Bergstraße u.)."

Der Hexenthurm in Weinheim.

Dieser Thurm, den der Grundelbach von dem Schloßberge trennt, steht ganz nahe bei dem Müllheimer Thorthurme. In jener umwölkten Zeit, wo so mancher Unschuldige, als der Zauberei verdächtigt, gefoltert und dem Scheiterhaufen übergeben wurde, hat man auch diejenigen Personen Weinheims und der Umgegend, welche der Hexerei beschuldigt wurden, in diesen Thurm gesperrt. Da jedoch damals der Glaube herrschte, daß solche Teufelsgenossen ihre Zaubermacht augenblicklich wieder bekämen, sobald sie mit bloßer Haut die Erde berührten, so hat man sie auf luftigen Bahren und Stiegen in das obere Verhörzimmer des Müllheimer Thorthurmes gebracht.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Pfarrer Zimmermann.)

Der Geist des Burgkochs auf Windeck.

Kaum lebt noch in weniger Leute Munde die Sage von dem geisterhaften Burgkoch von Windeck. Wo solcherlei alte Kunden noch den Stoff zur Unterhaltung liefern, da wird gewöhnlich auch die Ursache der Strafe des betreffenden Geistes mit Nachdruck und als Eingang der Erzählung beigefügt; aber gerade hier tritt der Fall nicht ein.

Worin nun das Verbrechen des Windecker Küchenmeisters bestanden, — ob er durch Giftmischerei, Mord, oder durch Entwendung großer Geldsummen sich seine Buße zugezogen? — darüber erzählt man sich nichts Gewisses. Daß er aber eine frevelhafte That an einem grünen Donnerstage verübte, das findet die Erzählung schon in dem Umstand als wahr begründet, weil der Geist blos am genannten Tage sein Wesen in der Burg treibt. Kurzum, es spuckte, — denn gegenwärtig spuckt es nicht mehr — jedesmal am grünen Donnerstage auf der Burg. Mancher Wagbals erdreistete sich, an diesem Tage die Burg zu betreten. Mit Steinwürfen aber empfangen, ward er auch mit Steinwürfen wieder entlassen, und doch war keine menschliche Seele allda zu sehen, noch zu hören.

Einst besuchte auch ein verwegener Kammerherr am grünen Donnerstage diese Burg. Da sausten ihm plötzlich rechts und

links Steine hart am Ohre vorbei, ohne daß trotz seines freundlichen Zurufs darin Einhalt geschah. Als er nun aber zu schimpfen und zu fluchen begann, schmetterte ein ganzer Hagel von Steinen auf ihn los. Noch obendrein durch unsichtbare Prügelfaust von Kopf bis Fuß durchgewalkt, gelang es ihm nur mühsam, von der Burg sich zu schleppen und bluttriefend die Stadt zu erreichen, wo er mehrere Wochen zu seiner Heilung verwenden mußte. Die Sage fügt noch bei, der Geist des Burgfochs habe auch solches Alles verübt.

(Nach mündl. Ueberlief. mitgetheilt von Lehrer Zimmermann.)

Die zwei letzten Burgherren.

Die letzten Sprossen der Familie von Windeck waren zwei Brüder, die sich aus Geiz nie verheiratheten, und überhaupt auf Alles, woran ein gewöhnliches Menschenkind Lust und Freude findet, verzichtet hatten. Eine einzige Gesellschafterin war im Schlosse, welche ihnen dessen leere Hallen etwas beleben half, nämlich eine Meise, die sie täglich, trotz ihres Geizes, mit einer ganzen Nuß regalirten. Eines Tages jedoch erwogen sie, welcher entsetzlichen Anzahl von Nüssen sie das Jahr hindurch zum Unterhalte des kleinen Lieblings bedürften, und der Schrecken über diese arge Verschwendung wirkte so stark auf ihr Gemüth, daß sie nicht allein das halbverhungerte Thierlein sofort zum Fenster hinaus fliegen ließen, sondern am folgenden Tage, zur Freude der Stadt Weinheim, aus Gram über die verschwendeten Nüsse, des Todes verblichen.

(Siehe J. Baader's „Sagen der Bergstraße, des Odenwalds ꝛc.“)

Das Burgfräulein von Windeck.

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der lustige Hirsch hinan.

Und vor den mächtigen Thürmen,
Vom äußern verfallenen Thor,
Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
Worunter das Wild sich verlor,

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß,
Er trocknete tiefaufathmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Ach, würde des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll!"

Kaum waren die Worte beflügelt
Von seinen Lippen geflohn,
So bog um die Epheumauer
Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüssiges Gold! —
Es falteten seine Hände
Sich flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,

Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Windecks Trümmern gebannt,
Nicht Ruh noch Rast gefunden,
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume,
Gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen: sie sey ihm noch einmal
Erschienen nach langer Zeit,
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen,
Und so ihn vom Leben befreit.

Adalbert von Chamisso.

Die Stiftung von Heiligkreuz.

Drei Stunden von Heidelberg, und eine Stunde von Weinheim, an der herrlichen Bergstraße, liegt das Dorf Großsachsen, welches sich bis in das liebliche Thälchen „Heiligkreuzerthal" genannt, erstrecket. Ein sehr angenehmer Weg, links dichtes Gebüsch, in welchem sich hunderte von Nachtigallen hören lassen, rechts der „Apfelbach" mit mehreren schönen Mühlen und grünenden Wiesen, führet in das, eine halbe Stunde entfernte, von Bergen eingeschlossene Dörflein „Heiligkreuz." Am Eingange des Dörfleins, rechts, vom Bache bespült und vom Friedhofe umgeben, stehet die Kirche, wovon das Chor und der Thurm aus alten Zeiten herstammen.

Von der Entstehung dieser Kirche, geht folgende Sage:

Zur Zeit, als Deutschlands Grenze durch Ludwig XIV. noch nicht geschmälert worden und das starke Straßburg noch von Deutschen besetzt war, lebte in dem oben beschrie-

benen Thale, wo jetzt die Kirche steht, ein Bauer, welcher einen einzigen Sohn hatte. Wie es heute dort noch gebräuchlich ist, so hatte auch dieser schon, in einem Nebenbau, seine Taglöhnerfamilie wohnen. Trotz dem Unterschiede des Reichen und Armen, des Herrn und Taglöhners, lebten sie miteinander in gutmüthiger, altdeutscher Redlichkeit. Des Bauern Sohn „Hansjörg" entzweite sich mit seinem Vater, lief fort, und wurde Reichssoldat. Nach zwei Jahren erfuhr der Vater, daß sein verlorener Sohn in Straßburg diene und freute sich, daß sein Einziger noch bei Leben sey.

Auch die Familie des Taglöhners nahm herzlichen Antheil an der Nachricht; besonders aber des Taglöhners einziger „Jörgnickel," der treue Jugendgefährte des „Hansjörgs."

Um diese Zeit träumte nun dem „Jörgnickel," daß er zu Straßburg auf der Brücke einen großen Schatz gefunden hätte. Morgens erzählte er diesen Traum seinem Vater, welcher aber, da er den großen Schatz nicht sah, nichts aus dem Traume machte. Allein der Vater wurde aufmerksamer, als ihm der Sohn denselben Traum, am andern Morgen, abermals mittheilte. Bedenklicher wurde dem Vater die Sache, als er am dritten Morgen hörte, daß sein „Jörgnickel" zum drittenmale dasselbe geträumt hatte.

Endlich besprach er sich mit seinem Sohne und sagte: „Höre! unsers Bauern Sohn, dein Kamerad „Hansjörg" ist in Straßburg; wenn du dem Bauern sagtest, du wolltest seinen Sohn besuchen, so wird er dir gerne Geld und Fleisch, Brod und Käse mit auf den Weg geben. Findest du den Schatz, so werden wir glücklich, und findest du ihn nicht, so hast du doch Straßburg gesehen!"

Der Bauer horchte hoch auf und war über die Freundschaft zu seinem Sohn voller Freude. — Es wurde sogleich ein ganzer Zwergsack voll Dürrfleisch, Handkäse, Brod und auch Geld zusammengepackt. „Jörgnickel" machte sich, von vielen Segenswünschen begleitet, auf den Weg und kam am dritten Tage bei Straßburg an. Anstatt des oft furchterlichen: „Wer da?" erscholl eine bekannte Stimme von dem Wachtposten: „Jörgnickel! grüß dich Gott!" — Der Erstaunte sah richtig seinen Freund „Hansjörg" mit der Hellebarte vor sich stehen.

Zuerst wurden die vielen Grüße, unter Hinweisung auf den Zwergsack, ausgerichtet und dann bemerkt, daß die Wache bald abgelöst würde. Als der Posten abgelöst war und die beiden Freunde sich in der großen Stadt, in einem Wirthshause, unter Zuzug des väterlichen Mundvorraths, gütlich thaten, sprach Hansjörg: „Sage Jörgnickel, wie kamst du auf den Einfall, hierher zu gehen?" Dieser sagte nun offen und ehrlich, daß sein dreifacher Traum die Veranlassung gewesen wäre, jedoch, daß er auf der Brücke keinen Schatz, trotz aller Aufmerksamkeit, gefunden habe. Unser Reichssoldat war schon aufgeklärt und lachte über den Traum und sprach: „Gerade so habe ich dreimal nach einander geträumt, in dem Garten meines Vaters, unter dem großen Holderstock, hätte ich einen herrlichen Schatz gefunden, und darum gehe ich doch nicht heim. Doch es ist recht, daß du hier bist. Wir wollen recht lustig seyn und dann gehest du wieder in den Odenwald, grußest Vater, Mutter und die Deinen herzlich und sagst, daß ich nach einem Jahre komme!" Nach zwei Tagen ging „Jörgnickel" wieder fort, kam zur Freude der Seinigen gesund an und richtete Alles pünktlich aus. — Als er mit dem Vater allein war, erzählte er, daß er keinen Schatz gefunden, aber auch von „Hansjörg" einen ähnlichen Traum erzählt bekommen habe. — Dem Vater war die Sache nicht gleichgültig. In der Nacht nahm er sein Grabscheit, ging zu dem bekannten Holderbusche und fand einen großen, eisernen Hafen voll Geld. Dieses Geld hielt er verborgen, kaufte sich nur langsam nach und nach eigenes Gut und wurde ein vermögender Mann. Da aber sein ehemaliger Bauer und dessen Sohn gestorben waren, kaufte er auch noch dessen Gut und übergab es seinem Sohne.

Als er aber auf das Todesbett kam, ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe und er entdeckte seinem Beichtvater, daß er ehemals in seines Bauern Garten einen großen Schatz gefunden und behalten habe. Der Beichtvater gab ihm den Trost, weil man doch nicht bestimmt wüßte, wem das Geld gehört hätte, er solle für die Ruhe seiner Seele, zu Ehren des heiligen Kreuzes, eine Kirche stiften.

Dieses geschah und somit starb der Mann beruhigt. Heuti-

gen Tages aber steht noch die Kirche und von ihr erhielt das dabei entstandene Dörflein „Heiligkreutz" seinen Namen.

Mit dieser Sage steht aber eng in Verbindung die Sage von den „Teufelstrap en."

Es ist bekannt, daß dem Teufel nichts widerwärtiger ist, als das Kreuz. Da er aber vernahm, wie ein Bauer eine Kirche zu Ehren des heiligen Kreuzes gestiftet habe, entwarf er Pläne, wie er dieses Vorhaben hintertreiben könnte.

Was kann ein Teufel nicht? — Er merkte bald, daß der Schulze des Thälchens über das Vermächtniß des ehemaligen Taglöhners erbost war, weil er sah, wie diese Familie täglich reicher, er aber sogar ärmer wurde. Der Teufel spornte die Gläubiger des Schulzen mächtig an und als der bald ganz verarmte Schulze in die Enge getrieben war, erschien ihm Satan, als Jäger gekleidet, und brachte ihn bald dahin, einen Vertrag mit ihm einzugehen.

Der Vertrag wurde folgendermaßen abgeschlossen: Der Teufel mußte auf jedes Verlangen dem Schulzen eine jede beliebige Summe Geldes bringen, dagegen mußte der Schulze die Erbauung einer Kirche zum heiligen Kreuz verhindern. Würde aber die Kirche gebaut, ehe der Schulz stürbe, so verfiele derselbe dem Teufel lebendig. Lange Zeit verhinderte der reich und übermuthig gewordene Schulze den Bau der neuen Kirche, aber endlich bestund der Bischof auf den Bau, und gegen alle Einwendungen des Schulzen wurde derselbe nun angefangen.

Kaum war der erste Stein gemauert, als Herr Satan erschien und den Schulzen abholen wollte. Doch durch vernünftige Vorstellungen, daß doch nicht ausgemacht wäre, der Bau dürfte nicht beginnen, und daß er jedenfalls, ehe die Einrichtung der Kirche statt finde, deren Abbruch wieder bewirken würde, ließ der Teufel sich beruhigen.

Alle aufgewandte Mühe des Schulzen war vergebens. Der Tag der Einweihung erschien. Das Volk aus dem Odenwalde und der Bergstraße strömte herbei, nur der Schulze hoffte noch voll Angst jeden Augenblick auf einen hochbezahlten Einhaltsbefehl. Jedoch, sobald die Einweihung begonnen hatte, entstund ein fürchterliches Gebrüll und Geheul in der Luft, die From-

men erschracken sehr und drangen aus der Kirche. O Schrecken! der Teufel kam in höllischer Freude, beladen mit dem verzweifelten Schulzen im Galopp daher.

Bis vor zehn Jahren konnte der aufmerksame Wanderer, nur einige hundert Schritte von der Kirche, in einem Granitfelsen die Geisentrappen unter dem Namen „Teufelstrappen" sehen, über welchen der Teufel mit seinem Schulzen davon sprengte.

Jetzt ist der schaurige Felsen herausgebrochen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Lehrer Zimmermann.)

Heidelberg[1]

und nächste Umgebung.

An Heidelberg.

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte,
Ländlich schönste, so viel' ich sah!

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien;

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

[1] [illegible]

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt; und die Gestade sah'n
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab;

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

J. Ch. Hölderlin.

---

*) Heidelbergs Ursprung.

Ueber den Ursprung der Stadt und ihres Namens sind die Meinungen sehr getheilt. Einige wollen ihre Benennung von dem jenseits des Neckars sich erhebenden Heiligenberg herleiten, der, wie sie behaupten, entweder in Bezug auf die einst dort angesiedelten Römer, oder auf altgermanische Wohnplätze, nach Einführung des Christenthums Heidenberg genannt worden und sodann den jetzigen Namen erhielt. Andere dachten an eitel Berge, weil der Ort mit so viel Höhen umgeben ist, und noch Andere an Edelberg. Die gründlichsten Gelehrten aber nehmen an, daß die Stadt ihren Namen von der Menge der in den Waldungen des Gaisbergs und hinter dem Schloße wachsenden Heidelbeeren erhielt. Sie begründen ihre Meinung, die unstreitig viel Wahrscheinliches hat, durch den Umstand, daß sich auf einem alten Wappenstein eine Abbildung des Berges mit Heidelbeerpflanzen und zugleich eine Jungfrau befindet, welche einen Strauß von dieser Frucht in der Hand trägt, und daß ferner der Löwe auf dem ältesten Stadtsiegel mit einem Heidelbeerkranze geschmückt ist. — Was die Geschichte des Ortes betrifft, so weiß man darüber nichts Genaues aus der altgermanischen Zeit. Ohne Zweifel saß damals hier ein teutscher Volks-

stamm, der zu dem großen Suevischen Bunde gehörte. Die Römer, welche unter Kaiser Augustus das Land in Besitz nahmen, legten wahrscheinlich Castelle auf den Bergen umher, so wie eine Fuhrt am Neckar, bei dem jetzigen Heidelberg, an. Mehrere auf dem Heiligenberg und andern Punkten der Gegend gefundene Alterthümer zeugen hinlänglich von römischer Niederlassung. So mögen denn am Eingange des Thales mehr und mehr Wohnungen, und endlich ein, wenn auch noch unbeträchtlicher Ort entstanden seyn. Erst im zwölften Jahrhundert ward derselbe bedeutender, als Konrad von Hohenstaufen im Jahr 1156 den bisher in Bacharach gewesenen Sitz der Pfalzgrafen nach Heidelberg verlegte.

(Vergl. Karl Gerd's „Malerisch historische Schilderung der Neckargegenden" Frankfurt 1843 S. 12 und 13.)

Mit Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen, des Kaisers Friedrich Barbarossa's Halbbruder, (starb 1195), welcher Heidelberg zur Residenz der Pfalzgrafen erhob und in der obern Burg des Gaisberges residirte, gewinnt die Geschichte dieser Stadt mehr Licht. Pfalzgraf Otto der Erlauchte suchte seine Herrschaft durch eine Heirath mit des vertriebenen Pfalzgrafen Heinrich Tochter, Agnese, zu befestigen; worauf jene Verse im alten Speisesaale deuten:

„Otto der Erst, Pfalzgraf bei Rhein
Hätt Pfalzgrafs Heinrichs Töchterlein,
Mit Mannheit er's also erfecht,
Daß die Chur blieb seinem Geschlecht."

Sein Sohn Ludwig sah die Thalstadt durch schreckliche Ueberschwemmung verwüstet; später, 1278, seine ganze Residenz in Flammen aufgehen, selbst die alte Burg auf dem Jettenbühl ward eine Beute derselben; die abgelegene Kapelle „zur heiligen Jungfrau" in der Einöde, blieb allein verschont.

L. H. B.

Ludwig V. sah Luther hier, der zu Fuße von Wittenberg herkam, und hier den schönen Bund mit dem sanften Jüngling Philipp Melanchton schloß.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich weht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Rauscht der Wehmuth leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude leben,
Hat in froher Kraft geblüht

Ist zur Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.

Mit gleichgültiger Gebärde
Spielt die Blum' mit Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann ein Grollen nicht verhüten;
Ob sie holde Düfte wehn
Und mit stillem Zauber sehn,
Kalt und roh sind diese Blüthen.

Ueber ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den frohen Zug,
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl,
Fremd ist weiches Mitgefühl;
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braußt der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet,
Fest die Freude hält im Arm,
Auf den Trüben, der in Harm
Welckt, und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter
Winkt hinab voll Bitterkeit

Die Ruine dort, der Jetzt
Steinern stilles Hohngelächter. —

Doch hier wacht noch eine Seele:
Sey gegrüßt in deinem Strauch,
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Weht verstehst du die Maine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all' die Blüthen schaut
Eine strenge Todesmiene.

Jetzt dem Lenz auf seinen Zügen,
Ihm zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn keine Stimme Lügen.

Doch nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch Andres wacht,
Als der Lüfte leises Rauschen.

Die der Tod dahin genommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schaar —
Nachtigall, du hörst sie kommen.

Von den öden Schattenheiden
Weckt des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer hingeschwundnen Freuden.

An den blütenvollen Zweigen
Sammelt sich der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stummen Reigen.

Und sie kreisen und sie drängen,

Deine weiche, warme Brust
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüthen seh ich niederschauern;
Die mein Kummer roh und kalt
Gegen ihre Schwestern schalt,
Jetzo muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr schwellend Drängen
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüthen, die dahin,
Um so bälder sich zu mengen.

Hat die leichten Blüthenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
Ob dem Geisterzug erschrocken?

Nikolaus Lenau.

Neckarsage.

(Heidelberger Mundart.)

Wann d'je in der Ghannsnacht [illegible] fische fährscht
Uf de Neckar, in der dunkle Nacht, —
Wann d'im Schtrom um Hülf was rufe hörscht,
Junger, merk der's un nemm dich in Acht!
Un wann's laut, wie wann Ener vertrinke will, —
Bleib schtill, um Goddes Wille! bleib schtill,

Der Neckar is helwer, er hot die Macht,
Er verlangt e lewendigi Seel die Nacht.

Wann in der Ghannsdagsnacht Eener bad't
Im Neckarschtrom, in der warme Nacht,
Befehl er sich Goddes allmächdiger Gnad,
Er is hin, wann en die nid bewacht.
Wann's Wasser reißt, do hebt sich e Hand,
Die zieht 'n in Schtrom, — er meent an's Land!
Der Neckar-Geischt is es, er hot die Macht,
Er verlangt e lewendigi Seel die Nacht.

Drei Dag lang findt mar de Dodte nit,
Drei Dag lang un drei Nacht;
Am virde erscht bringt' n's Gewässer mit
Aus 'm Grund ruf, un rauscht mit Macht; —
Do seht 'r jo, — 's is keenn nadürliches Ding, —
Er hot um de Hals rum en bloee Ring!
Der Neckar-Geischt war 's, — er hot die Macht,
Er holt sich e Seel in der Ghannsdagsnacht.

A. G. Radler.

(Eingesandtes Gedicht.)

Der Pfalzgraf am Rhein. *)

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der ließ verjagen sein Schwesterlein,
Da kam der Küchenjung zu ihm:
„Willkommen, willkommen, Pfalzgraf am Rhein!

*) Diese Ballade, offenbar eine der tragischsten, welche im Munde des Volkes erhalten ist, läßt sich den schönsten altenglischen, schottischen und dänischen Balladen an die Seite stellen. Sie ist weit verbreitet und in mehreren Versionen auf uns gekommen. Die im Wunderhorn, II. Band Seite 274 abgedruckte, ist wohl von Brentano selbst gedichtet. Am neuesten ist offenbar die Bearbeitung desselben Stoffes in Baader's und L. Moris' Sagen der bayrischen Pfalz. (Stuttgart bei Göpel. Seite 251.) Ihr gar zu romantisches Gewand verräth ihre Unächtheit.

Wo ist dein schönes Schwesterlein?" —
„Mein Schwesterlein, die kriegst du nicht,
Sie ist dir viel zu adelich,
Und du gehörst zur Küch' hinein."

„Warum sollt ich sie krigen nicht?
Sie hat von mir ein Kindelein!" —
„Hat sie von dir ein Kindelein,
Soll sie nicht mehr mein Schwester seyn!"

Er ließ sie geißeln drei ganze Tag,
Bis man ihr Lung' und Leber sah:
„Hör' auf, hör' auf, es ist genung,
Es gehört dem König aus Engelland!"

„Gehört es dem König von Engelland,
So kostet's mich mein ganzes Land,
Mein ganzes Land ist nicht genug,
Mein Leben muß auch noch dazu."

Es stund nicht länger als drei Tag an,
Da kam der König aus Engelland:
„Willkommen, willkommen Pfalzgraf am Rhein,
Wo ist, wo ist dein Schwesterlein?"

„Mein Schwesterlein, die ist schon todt,
Sie liegt begraben röslinroth!"
„Liegt sie begraben röslinroth,
So mußt du leiden den bittern Tod!"

Selbst zog er sein schweres goldnes Schwert
Und stach es dem Pfalzgrafen durch sein Herz;
„Hat sie müßen leiden den bittern Tod,
So mußt du leiden den Schmerz."

Alte Volkslied.

Eberhard der Heilige.

1167.

Zimbeln ertönen und Pauken erschallen,
Jubel durchrauschet die gastlichen Hallen,
Freundlich bewirthet auf Heidelbergs Veste
Drängen sich wacker die stattlichen Gäste;
Konrad der Pfälzer gibt jeglichen Tag
Köstliche Mahlzeit und fürstlich Gelag.

Edele Ritter und züchtige Frauen,
Zierliche Mädchen, gar minnig zu schauen,
Lieben und scherzen im Pfälzischen Hause,
Lachen und jauchzen bei reichlichem Schmause,
Spotten der Zeiten ermahnenden Drang
Jubelnd von dannen mit Spiel und Gesang.

Eberhard einzig, er schleichet sich leise
Fort aus der Freuden berauschendem Kreise;
Hin, wo die waldigen Berge sich senken,
Sucht der Jüngling, die Schritte zu lenken;
Dort, wo ihn Einsamkeit friedlich umweht,
Liegt er oft Stunden im frommen Gebet.

Konrad, der Gründer der Pfälzischen Staaten,
Ehrte des Christenthums heilige Saaten;
Tapfer in Schlachten und bieder im Leben,
Wußte dem Glauben er Früchte zu geben;
Darum erwählt er zum Lehrer fortan
Häufig den Söhnen den heiligen Mann.

Aber des Lebens urkräftiges Walten
Sollte kein heuchlerisch Wesen erkalten;
Darum verbot er mit ernstlichen Worten,
Frömmelndes Treiben an jeglichen Orten:
„Saget ihr tausend Gebete auch her,
Nicht thun,“ — so rief er — „gilt dorten noch mehr!“

Aber nicht gleich sind des Lebens Gestalten,
Wie sich die Herzen verschieden entfalten:
So auch dem Ritter war kräftiges Streben —
Diesem nur heilige Sehnsucht gegeben;
Göttliche Liebe, so innig und heiß,
War ihm des Lebens entzückender Preis.

Darum erbauet in einsamer Stille,
Daß er das Sehnen des Herzens erfülle,
Einen Altar sich der Jüngling hebende,
Zieret mit Laub ihm die steinernen Wände,
Zündet der Kerzen hellflammendes Licht,
Kniet dann nieder und betet und spricht:

„Ewige Liebe, du Lieb' sonder Gleichen,
Habe Erbarmen und gib mir ein Zeichen,
Ob ich den Machtspruch des Herrschers soll ehren.
Oder soll brünstig hieher wiederkehren?
Liegt doch mein Herz nun im Kampf mit der Pflicht."
Und er erhebt sich und löschet das Licht.

Siehe, der Gott, zu dem fromm er sich wendet,
Hat ihm auch schnell seine Botschaft gesendet:
Denn so oft er zum Altare noch schreitet,
Findet er immer die Kerzen bereitet
Leuchtend in wunderbar strahlender Pracht,
Hell durch des Waldes grün dämmernde Nacht.*)

Heribert Rau.

*) Pfalzgraf Konrad übertrug, der Sage nach, die Erziehung seiner Söhne Konrad und Friedrich dem heiligen Eberhard von Stalecke, der sich eine Kapelle in der Nähe des Königsstuhls erbaut haben soll und so fromm war, daß die Engel ihn mehrmals von Heidelberg nach Stalecke, (der früheren Residenz der Pfalzgrafen) und von Stalecke nach Heidelberg zurücktrugen. Ein zweites Wunder erzählt obige Legende von H. Rau.

(Siehe J. Baaders „Sagen der Pfalz und des Odenwaldes.")

Herzog Otto der Erlauchte und die schöne Welfentochter.

(Vier Romanzen von Eduard Duller.)

I.

Des Welfischen Pfalzgrafen Heinrich Abendruhe.

Auf hohem luftigem Söller — sein Thron im Neckarthal. —
Da saß der Welfen Pfalzgraf, Herr Heinrich, [1]) froh beim Mahl
Und hob den goldnen Becher und sah hinab mit Lust,
Wie sich der Pfalz mit Inbrunst der Rhein schmiegt an die Brust. [2])

Und sah dann gegen Himmel und wieder auf das Land,
Das Alles ist sein eigen, was rings sein Auge fand!
Doch plötzlich denkt er trüber des Welfenruhms zurück,
Er denkt des alten Löwen und bangt für's alte Glück.

Jetzt schaut er auf die Tochter, die ihm zur Seite steht,
Den holden Scham geröthet, von süßem Reiz umweht,
Das blaue Kleid umringet des Gürtels goldner Glanz,
Ihr blondes Haar durchschlinget ein blauer Cyanenkranz.

Ihr Auge so klar und freundlich, so mild und ernst zugleich,
So anspruchslos bescheiden — und doch wie überreich!
Sie schenkt dem alten Manne vom besten teutschen Wein
Aus feingetriebner Kanne zum silbernen Schoppen ein.

Und mit Behagen blickt sie der Vater lächelnd an:
„Hätt' ich auch keine Grafschaft, — ich war ein reicher Mann!
's ist doch die Lieb' auf Erden ein unschätzbares Wort; —
Mein Bruder, Kaiser Otto, hat keinen bessern Hort!"

„Wie lächelt uns rings im Frieden das Land so lieblich an,
Wie zieht der Strom danieden so klar die blaue Bahn,
Wo goldne Aehren wogen und mit den Häuptern nicken,
Als dankten sie der Sonne für Volkkraft und Erquicken!"

„Die Sonne scheint ja wärmer und leuchtet doppelt schön,
Auf friedliches Gelände herab von ihren Höh'n,
Die Sterne funkeln reiner und frömmer im Azur,
Als wenn sie Haß beschienen auf blutgedüngter Flur!"

„Wie hell zu meinen Füßen, im goldnen Abendschein,
Die Städte friedlich grüßen bis fernhinab am Rhein!
's ist großer Feierabend! — Das Leben geht zur Rast,
Der Schlaf sucht still die Herberg, ein süß gebetner Gast!"

„Ihr Burgen und ihr Städte! Ihr Felder und ihr Au'n,
So weit euch kann der Herrscher mit Vaterblick erschau'n,
Mög' Friede nie euch lassen, mögt ihr ihn immer hegen,
Dann will ich gern erblassen! — Das ist mein Abendsegen! —"

Kaum hat's der Fürst gesprochen, wird's unten laut im Schloß,
Es schallt wie Hufgeklapper von manchem tüchtigen Roß. —
Wer kommt so spat?" — ruft Heinrich. — „Sieh zu mein Töchterlein,
Und ist's ein Gast, nach teutschem Brauch soll er willkommen seyn!"

Die Tochter eilt geschäftig hinab die Wendelstieg';
Da hört sie plötzlich rufen von hundert Stimmen: „Krieg!" —
Ein Herold hält zu Rosse, mit Reichsfarb' angethan,
Stolz, königlich zu schauen, der schönste teutsche Mann!

Vom Haupt in reichster Fülle die braune Locke wallt,
Sein Blick, siegreich erobernd, bezwingt mit Allgewalt;
Hochfürstlich, wie ein Gebieter, steht er im Schlosse da
Und spricht, wie er am Söller den Welfengrafen sah:

„Aus ist's mit Eurem Herrschen, Pfalzgraf, in diesem Land!
Das spricht zu Euch der Kaiser! Ihr seyd vom Reich verbannt!" —
„Wie? sendet dies der Kaiser? Ihr seyd bei frohem Muth! —
Der Kaiser ist mein Bruder, und meint es stets mir gut!"' [1])

„Ihr sprecht, so wie's gewesen;" — versetzt der Herold drauf, —
„Herr Otto liegt im Banne; — mich schickt ein Hohenstauf!
Es ist der zweite Friedrich, der Euch entbeut dies Wort,
Die Pfalz ist Ludwig von Wittelsbach verlieh'n auf immerfort! —"

„„Mein ist die Pfalz nach Rechten!"" — grollt nun der alte Graf —
„Laßt uns im Krieg drum würfeln, [1]) und sehn, wer minder traf;

Zwar lieb' ich Frieden wahrhaft, doch führ' ich auch das Schwert;
Pfalz! Pfalz! beim ewigen Himmel! Du bist des Kampfes werth!" —

„So rüstet!" — donnert der Herold — „Wir zwingen das Geschick!
Kampf sey's auf Tod und Leben! —" Da trifft ihn der Jungfrau Blick,
Da sinkt, im Zorne gehoben, der Arm ihm wie gebannt —
Fort trägt ihn der schäumende Rappe. — Sie sinnt ganz unverwandt.

2.

Der Besuch.

Es braust herauf vom Thale, es saust durch den Eichenwald,
Ein dumpfes Waffenklirren herauf zum Schlosse schallt;
Bang sorgend um den Vater, dort in des Treffens Reih'n,
Sitzt Agnes, die schöne Welfin, im Garten bleich allein.

Sie stützt das Haupt aufs Händchen; das Herz ist ihr so schwer,
Sie sieht im Geist nur Einen, sonst ist die Welt ihr leer;
Sein Aug', sein Gang, seine Rede, sein edler Fürstenglanz,
Das nahm die armen Sinne der Maid gefangen ganz.

Und wie sie sieht und denket, steht's plötzlich jetzt vor ihr,
So sonnenhell und leuchtend! — kein Sinn betrügt sie hier —
Ein Mann in voller Rüstung, dem jungen Kriegsgott gleich
An Schönheit, Kraft, Blick, Haltung — an aller Hoheit reich.

Sie hält die Hand vor's Auge und blickt ihn bangend an,
Das Herz, es will nicht schweigen, wenn's auch die Lippe kann;
Sie sieht, kann's doch nicht glauben, und sieht's doch wieder klar:
Was ihre Träume sprachen, der Morgen macht es wahr.

Der Ritter aber neiget sich ihr mit Bescheidenheit:
„Ob Ihr, o süße Herrin! dem Kühnen wohl verzeiht? —
Als ich zuerst Euch schaute, da sprach es laut in mir:
Die Eine vor allen Andern ist teutscher Frauen Zier!"

„Da ward's mir klar im Herzen, wozu dem Mann die Kraft;
Euch zu verdienen schwor ich den Eid der Ritterschaft.
Was gilt Gefahr und Streben, darf ich dich wiederschauen,
Um deine Huld zu werben, Du Schönste aller Frauen!“

Die Jungfrau, stumm erröthend, den Blick zur Erde kehrt. —
„Senk' nicht die edle Stirne, du, aller Kronen werth!
Jungfräulich holde Rose, wie deine Wangen glühn!
Als Königin der Blumen erheb' dein Antlitz kühn!“

Die Jungfrau lächelt milde, sie reicht ihm still die Hand,
Als ihrer Gegenliebe geweihtes Unterpfand. —
„Nun, so vernimm, du Holde, was noch mein Mund nicht sprach:
Ich, jener Waffenbereit, bin Sohn des Wittelsbach!“ —

„„Ein Wittelsbacher bist du? — Weh mir, ein schlimmes Wort!
So sind wir streng geschieden, so mußt du schleunig fort!
Gott, wenn sie hier dich finden, sie schonen deiner nicht,
Ob auch darob mir Armen das Herz vor Sorgen bricht!““ —

„O wehe nicht, Geliebte! Und ob mir auch zum Krieg
Die Welt entgegenzöge — Dein Lieben gibt mir Sieg!
Noch immer Thränen, Agnes? O welch ein kostbar Gut!
Wer möchte nicht vergießen um sie das Herzensblut?

„Zwar gegen Deinen Vater ist nun gelähmt mein Arm —
Horch! die Drommete schmettert! Auf, in der Feinde Schwarm!
Dein Nam' ist meine Losung! Er feiet meinen Stahl;
Leb' wohl du süße Herrin! — Leb' wohl viel tausendmal!“

3.

Der Abschied.

Am Brunnen dort im Schloßhof, voll kühler Labefluth,
Ein Pilger jung von Jahren, wie wandermüde ruht;
Zu manchem Fenster schaut er mit Sehnsuchtsblick empor,
Nach mancher Pforte lauscht er mit aufmerksamem Ohr.

Da wandelt bleich, beklommen, vom stolzen Grafenhaus,
Die schöne Welfentochter zur Gottesluft heraus,
Setzt sich auf's Marmorbänklein, nah bei dem kühlen Quell'
Und singt ein altes Liedchen, drein stimmen die Wellen hell.

Aus ihrem Busen ringt sich dann mancher Seufzer schwer,
Ihr Auge schweift, wie suchend, mit feuchtem Blick umher,
Aus ihren Locken nimmt sie das Kränzlein frisch gepflückt,
Und aus dem Kranz die Blüthen, bis daß er war zerstückt.

Dann senkt sie still das Köpfchen und legt die Händ' in Schoos,
Das Herz ist ihr beklommen, das Leid ist ihr zu groß,
Sie denkt der Schlacht und Otto's — von Schmerzen überschwillt
Ihr liebend Herz, ihr Auge von Thränen überquillt.

Da tritt der Pilger näher und rührt sie leis am Arm,
Und wie nach ihm sie wendet das Angesicht voll Harm,
Bebt sie zurück erschrocken — doch gleich, mit banger Lust
Erkennt sie den Geliebten und sinkt ihm an die Brust:

„So müssen wir uns also, mein Otto, wiedersehn,
Wenn unsrer Hoffnung Sterne in Sturmesnacht vergehn!" —
„Nur einen Kuß begehr' ich — rasch muß ich wieder fort,
Verrath und Mord umzingelt mich hier an jedem Ort!

„Wohl ist die Schlacht geschlagen, doch unser Sieg dahin,
Das sind der Bayern Schaaren, die dort im Thale ziehn,
Mein Vater Ludwig selber, gefangen in der Schlacht,
Wird von dem Deinen, Agnes, in strenger Hut bewacht. —"

„Und mußt du eilig flüchten, so denk' an mich manchmal,
Gedenk' an meine Liebe und namenlose Qual —
Denk', daß ich Dir nur lebe — kann's ja nicht ohne Dich!
Und wenn mein Herz gebrochen — denk' manchmal noch an mich!" —

„O Agnes, süße Herrin! Laß noch der Hoffnung Raum,
Auch dieses Leid wird schwinden, gleich einem bangen Traum!
Wir scheiden nicht auf ewig, ein Wiedersehn giebts noch,
Das Leben ist nicht das Höchste, die Lieb' ist drüber hoch!

„Doch, hilft mir Gott, so schwör' ich, so wahr die Sterne sich drehn,
Daß ich Dich will noch einmal und herrlich wiedersehn;
Was noch im Bayernlande von kühnen Männern lebt,
Die bier' ich auf zum Kampfe — was noch die Klinge hebt!

„Und beim dreieinigen Gotte und meiner Ritterschaft!
Den Vater will ich lösen aus seiner düstern Haft,
Und an demselben Tage, der seine Freiheit schaut,
Führ' ich Dich heim nach Bayern als herzogliche Braut!" —

Doch kaum hat er's geschworen, faßt ihn der Pfalzgraf an,
Der leis herbeigeschlichen: »Halt ein, du stolzer Hahn!
Nimm Deinen Eid zurücke, denn der wird nie vollbracht;
Folg' mir, Du kecker Freier! — Du bist in meiner Macht!"

4.

Der Gefangene.

In hoher, enger Kammer, von Welfen streng bewacht,
Steht Ludwig, Bayerns Herzog, gefangen in der Schlacht,
Er sieht durchs Gitterfenster hinaus ins freie Land,
Wie fühlt er sich gezogen von seiner Sehnsucht Band!:

„Wie frei die Lüfte sich regen, dort außen vor meiner Haft,
Wie frei die Aeste schwanken in reifend rüstiger Kraft!
Das Vögelein schlägt an's Fenster, als neck' es mich ob dem Bann,
Drinn ich hier muß verkümmern als ein geschlagener Mann!

„O Freiheit, süße Freiheit! Des Lebens bester Theil!
Du aller Wesen Sonne, Du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen schaffst du zum Riesen, den Sterbenden gesund,
Und ich darf dein nicht genießen auf eignem Land und Grund!"

Inmitten seiner Klagen tritt stolz der Pfalzgraf ein
Und ruft: „Verwegner Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt sein?
Du wolltest Alles mir rauben, was Gott mir zugetheilt;
O Ludwig, Bayernherzog, das war doch übereilt!

„Der Fürsten Loos auf Erden, es liegt in Gottes Hand,
Drum wollt' ich nicht verzagen, drum stritt ich um mein Land;
Doch als dein Spiel verloren, warst du selbst noch so blind,
Mein Liebstes mir zu verlocken durch deinen Sohn: — mein Kind!

„Ich hab' auf Erden wahrlich kein köstlicheres Gut,
Als meine Tochter Agnes, die Letzte vom Welfenblut,
Sie, die mir mehr als Alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben Dein kühner Sohn gewillt;

„Und als ich dies vernommen und als ich dies erkannt,
Gelobt' ich zu vereiteln, wornach er heiß entbrannt;
Er schwer, dich zu befreien und mir mein Kind zu nehmen,
Da müßt' ich alter Weißbart mich ja zu Tode grämen!

„Drum, was er auch geschworen — fürwahr, er thut es nie!
Er wollte Agnes rauben; nun denn, ich geb' ihm sie!
Er schwor, Dich zu befreien — ich selber geb' Dich frei!
Und willst Du Freund mir werden — schlag ein, ich bin dabei!

„Denn sieh! im Treffen mitten, da sann ich dies bei mir:
Ich sterb' des Stammes Letzter, und laß' als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt teutsches Blut?
Eint sich die Pfalz mit Bayern, — dann hat sie's, denk' ich, gut! —"

Da sinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm;
Er drückt ihn an den Busen recht männertreu und warm,
Da tritt die Jungfrau schüchtern und kühn ihr Freier ein, —
„Macht Hochzeit" — ruft der Pfalzgraf — „zu Straubing soll sie seyn!" [5])

Und als sie Hochzeit hielten bei Saitenspiel und Tanz,
Bei goldnen Weines Perlen in goldner Kannen Glanz,
Der Herzog hob den Becher: „Hoch Pfalz und Bayerland,
Kein Feind mehr sey der Brecher von solchem edlen Band!"

Eduard Duller.

1) Dieser Welfische Pfalzgraf vom Rhein war der erstgeborene Sohn des ehemals sogewaltigen Welfen, Heinrichs des Löwen, Bruder des im Jahr 1197, neben Philipp von Schwaben erwählten teutschen Königs Otto IV.

2) Zu diesen Pfalzlanden beim Rhein gehörten ein großer Theil des fruchtbaren Kraichgau's, Heidelberg mit ihren beiden Vesten, die Residenz des Pfalzgrafen, ein Landstrich der alten Grafschaft Zweibrücken, dazu die Herrschaft Bacharach am Rheine, mit der Burg Stahleck und vielen Wein- und Getraidebauenden Dorfschaften. — Kein Pfalzgraf stand in andern Ländern so hoch, mächtig und hochangesehen, als der Pfalzgraf bei Rhein; denn er war daselbst eigenherrlicher Gebieter, von keinen Landständen beschränkt; er vertrat den König, wenn der Thron des Reiches ledig, und verwahrte dessen Kleinodien für den künftigen Herrscher, den er selbst krönen half. rc.

(Siehe Schöffel's Bayerische Geschichte II. Band, II. Buch, V. Abschnitt.)

3) Kaiser war damals Otto VI., des Pfalzgrafen bei Rhein Bruder, Heinrich des Löwen zweiter Sohn. — Was hier zum leichteren Ueberblick und durch dichterische Form bedingt auf Einen Moment zusammengedrängt erscheint, ergab sich, der Geschichte nach, im Verlauf mehrerer Jahre. Im November des Jahres 1211 nämlich, hatte bereits Pabst Innocenz IV. König Otto IV., nachdem er ihn vor zwei Jahren zum Kaiser gekrönt, in den Bann gethan. Erst im Jahr 1212 am 6. Dezember ward Friedrich II. von Hohenstaufen, auf den schon früher das Auge der Wähler gefallen war, zu Mainz gesalbt. 1214 geschah die Schlacht bei Bowines in Flandern, die Otto's letzte Hoffnung stürzte; 1215 wurde König Friedrich zu Aachen durch den Mainzer Erzbischof Siegfried zum Kaiser gekrönt, der Welfische Pfalzgraf Heinrich in die Acht erklärt, und dessen herrliche Rheinpfalz dem Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Otto's I. gegeben.

4) Der Krieg deßhalben, zwischen dem Bayernherzog und dem Pfalzgrafen, begann bald darauf, und währte länger, als in obigen Romanzen angedeutet ist. Herzog Ludwig verlor im Jahr 1215 die Freiheit und mußte gefangen von Schloß auf Schloß in der Rheinpfalz wandern, bis die Ehe zwischen seinem Sohne und des Pfalzgrafen Tochter, Agnes, die beiden Gegner versöhnte.

5) Zu Straubing ward das Beilager mit ungemeiner Pracht vollzogen. Das dritte Wandgemälde in den Arkaden des Münchner Hofgartens stellt die Verlobung des liebenden Paares und die Versöhnung der feindlichen Geschlechter dar.

(Oben ein letzte Strophe für ein Dutzend „Wunderhorn" gegeben.)

Ludwig der Strenge.

Von den Hohenstaufen ging die Rheinpfalz, unter Kaiser Friedrich II., auf das ihm durch Heirath verwandte Geschlecht der Wittelsbacher, und zwar auf Ludwig I. über, dem für seine treuen Dienste bei der Kaiserwahl Rudolf von Habsburg nicht allein die Hand einer seiner Töchter gab, sondern die durch den Tod Konradin's erledigten Hohenstaufischen Güter in dieser Gegend überließ. Dies ist Ludwig, der Strenge genannt, und zwar wegen der grausamen Strafe, die er seiner ersten Gemahlin, Maria, des Herzogs von Brabant Tochter, widerfahren ließ. Diese wohnte nämlich seit ihrer Vermählung in Donauwörth und hatte von hier aus dem Pfalzgrafen geschrieben; dieser Brief aber wurde aus Versehen mit einem andern verwechselt, den sie an einen Raugrafen gerichtet, und in welchem einige Ausdrücke vorkamen, welche die Eifersucht Ludwigs entflammten. Er eilte sogleich nach Donauwörth, erdolchte mit eigener Hand Maria's Gespielin, ein Fräulein von Bremberg, stürzte die Hofmarschallin von den Zinnen des Schlosses, und ließ seine Gemahlin durch Henkers Hand sterben. Zu spät erkannte der Markgraf den Irrwahn seiner Leidenschaft; er wandte sich reuig an die Kirche, und der Papst legte ihm zur Sühne die Gründung der Cisterzienser-Abtei Fürstenfeld auf, in welcher er auch begraben liegt. Er starb 1294 zu Heidelberg, welche Stadt er mit der Burg von dem Bischof von Worms zu Lehen trug.

(Siehe Max von Rings „Malerische Ansichten der Ritterburgen Teutschlands" II. Abtheilung, Seite 65.)

Friedrichs I. Rettung aus Weiber- und Pfaffenlist.

Ludwig dem III., dem Pfalzgrafen, folgten seine beiden Söhne, Ludwig IV. und Friedrich I., einander sehr ungleich an geistiger Kraft, in der Regierung; die eigene Schwäche fühlend, theilte der Aeltere dieselbe gern mit dem Bruder. Die

Besitzungen des Pfalzgrafen dehnten sich in dieser Zeit schon bis an die Vogbesen; unter andern hatten sie einen Antheil an den Besten der Grafen von Lützelburg (la petite Pierre), die jedoch diese Rechte streitig machten. Die Feindschaft vermehrte wohl die von Friedrich I. verlassene Schwester des Grafen, Eleonore, seitdem Klara Dettin von Augsburg, das schöne Hoffräulein, ihn an den Münchner Hof gefesselt. Die Lützelsteiner suchten zuletzt den Pfalzgrafen Ludwig gegen seinen Bruder mit Mißtrauen zu erfüllen und zum Werkzeug ihrer Rache zu machen. Kemnat, Friedrichs Erzieher und Biograph, hat uns die Geschichte der schwarzen Hinterlist erzählt, welche das Verderben seines Zöglings herbeiführen sollte.

Schon hatten die feilen westphälischen Gerichte, durch den Einfluß der Grafen von Lützelstein gewonnen, das Todesurtheil über den der Ketzerei angeklagten Friedrich gesprochen, und zur Vollziehung desselben waren zwei fremde Ritter an des Pfalzgrafen Hof nach Heidelberg gekommen, die binnen kurzer Zeit sich des Zutrauens Ludwigs bemächtigten, ohne jedoch ihn zur Mitwirkung an ihrem Vorhaben bestimmen zu können. Da nahmen sie zu nächtlichem Trug und Blendwerk ihre Zuflucht; mit ihnen traten Eleonore und der Beichtvater des Pfalzgrafen in den Bund. In der Mitternachtstunde erschien die heilige Jungfrau in dem Schlafgemache Ludwigs, und rief ihn zur Bestrafung seines Bruders Friedrich, der die alleinig wahre Kirche verschmähe und, durch Ehrgeiz verleitet, im Begriff sey, an ihm selbst zum Verbrecher zu werden; sie selbst (die heil. Jungfrau) habe den Fürsten der Hölle in der Burg angetroffen, mit dem der ruchlose Verräther in enger Verbindung stehe. Durch ihre himmlische Macht bezwungen, läge nun aber der böse Feind gefesselt draußen in dem Vorsaale. Noch zweifelte Ludwig, als plötzlich das Ungeheuer brüllend in das Schlafgemach drang, und, sich vor die Heilige hinwälzend, sich von ihr demüthig ihren Fuß auf den Nacken setzen ließ. Der Schrecken brachte den Pfalzgrafen um die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, fand er sich in den Armen jener beiden Ritter, welche in düster glänzender Rüstung an seinem Lager standen. Ihrem Zureden folgte er endlich in des Bruders Schlafgemach. Hier war in-

dessen der Betrug schon zur Hälfte gelöst. Kemnat hatte die Entwürfe der Lützelsteiner ausgekundschaftet, die nächtlichen Zusammenkünfte Eleonorens mit dem Mönch und den fremden Rittern in dem Augustinerkloster hatten seinen Verdacht aufgeregt und ihn bewogen, seinen Zögling zu bitten, Vorsichtsmaßregen zu treffen. Zwei seiner Hofjunker, ein Gemmingen und ein Geispitzheim, hielten abwechselnd bei ihm die Nachtwache. Als die Unthat verübt werden sollte, war die Reihe der Wache an dem Erstern. Der muthige Ritter blieb unerschrocken, als der Mönch, nachdem er seine Rolle als Satan ausgespielt hatte, noch in der ganzen Hülle desselben in Friedrichs Zimmer trat, vermuthlich um die Ausführung des Unternommenen zu sichern. Gemmingen, verwundert über diese Teufelserscheinung, zieht das Schwert, dringt auf das Ungeheuer ein, erkennt sogleich an dem gezückten Dolche den gedungenen Mörder und stößt ihn nieder. In diesem Augenblick erscheinen auch die beiden Ritter, den bebenden Ludwig mit sich führend. Kaum aber sehen sie, was indessen vorgefallen, und daß ihr Plan gescheitert ist, so ergreifen sie die Flucht. Am Morgen nach dieser Nacht war auch Eleonore verschwunden.

So war Friedrich I. gerettet; Ludwig IV. aber, auf den diese Begebenheit geisteszerrüttend gewirkt hatte, starb bald darauf, nachdem er seinem Bruder die Vormundschaft über seinen noch unmündigen Sohn übertragen. Friedrich, später der teutsche Achilles, oder der Siegreiche genannt, herrschte nun allein über die Pfalz, und die Zeit seiner Regierung (1450—1476) bildet die glänzendste Periode jenes Landes.

(Siehe Max v. Ring's „Historische Schriften der Rauchbergen Teutschlands," II. Nürnberg, Seite 67).

Derbe Warnung.

Als Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz, der Siegreiche genannt, einst auf der Jagd eine steile Bergklippe hinaneilte, fing ein altes Weiblein, so nicht weit davon Holz las, heftig an zu schelten, und rief ihm zu: „Hast du nun keinen andern Weg finden können? Hat dich der Teufel da hinaufgeführt, so

führe dich Gott wieder herab!“ — Der Kurfürst, nicht wenig erstaunt über diesen Verweis, ritt auf die Frau zu und fragte sie, ob sie auch wisse, mit wem sie so gröblich rede? — „Wohl weiß ich es“ -- erwiederte die Alte — „Bist du nicht der Kurfürst, und fängst du nicht mit Jedermann Händel und Krieg an? Wenn du dich nun durch deine gottsträfliche Verwegenheit selbst in solche Gefahr begibst, mit dem Pferd von der Klippe herabstürzest und das Genick brächst, wer geriethe dann wohl in größere Noth, als wir, deine armen Unterthanen? Wenn du deiner nicht schonen willst, so solltest du doch wenigstens auf diese Rücksicht nehmen!“ — Der Kurfürst lachte herzlich über diese Worte, reichte der Frau ein Geldstück und sagte: „Mütterchen, du hast recht, ich soll das hinfort mir nicht mehr zu Schulden kommen lassen!“

(S. Weidner's „Apophthegmata“ III. Theil. Seite 18.)

Das Lied der Markgrafen.

Wollt Ihr hören ein neues Geschicht?
Zu dem Pfalzgrafen hat sich verpflicht,
Nu merket, wie ich sag':
Ein Niederlag geschehen ist
Uff Mittewoch für unser Frauen Tag.

Der da ging vornen an der Ehrn,
Vierhundert uns das bewehrn;
Da drei Fürsten kamen in das Land,
Markgrafe Karle und Markgrafe Jörge,
Der Grafe von Würtemberg sind euch benannt.

Markgrafe Karle hätt' auch ein böses Fürnehmen,
Wein und Frucht wollt' er umb Heidelberg schlemmen,
Das Uebel mocht ihnen Gott nit übersehen;
Gegen Heidelberg er inne gführt ward,
Ueber sein Backen liefen ihm abe seine Threhen.

Das Neckarthale wollten sie gar han verbrannt
Mit den Namen sie Euch vor hin benannt.
Der Pfalzgrafe wollt das nit von ihne leiden,
Er folget ihne nach mit seinem Gezüge
Bei Neckargemünd in dem Feld, mußt er sie bestreiten.

Herr Dietrich von Isenburg was dabei,
Daß (als) die Herrn gefangen wurden alle drei.
Lob sollen wir unserm Herrn allezeit sagen.
Zween Grafen und ein Bannerherr in dem Feld blieben.
Zu Hauf vierzig wurden der Feind' erschlagen.

Herr Dietrich von Isenburg Bischof zu Mainz.
In der dreien Herren Land ist ein groß Geweins
Von Kindern, Frauen und auch Mannen.
Das Recht sie Euch dick abgeschlagen haben,
Das kummt ihne jetzund zu großen Schanden.

Der Pfalzgrafe hat das dick mit Euch begehrt,
Zum Rechten zu kommen wurd er nie gewährt.
Sie unterstunden Euch ganz zu vertreiben.
Daß ihr allwegen das Recht geboten habt,
Darumb so will der Pfalzgraf bei Euch bleiben.

Dem Pfalzgrafen haben sie dick Schmachheit erbotten,
Mit dem Leuen sie sin Ahne wollten spotten;
Sie sprachen: er schlief und kunnte nimme kragen,
Und wo die Buben bei dem Wein saßen,
Sie kunnten nit anders dann von dem Leuen schwatzen.

Sie sprachen, der Leue wäre entschlafen,
Darumb der Maler sehre ist zu strafen,
Der Klaen (Klauen) hat er an ihme vergessen,
Als er ihne zu Durlach gemalet hat,
Nach Liedmaß hat Ihne nit ußgemessen.

Der Jäger hat den Leuen auch ußgeweckt,
Der Leue hat den Markgrafen und sein Bruder erschreckt,

Er hat auch so grimmiglichen geschrüwen,
Daß sie alle in den Krieg je kommen sind,
Das hat sie und ihre Ritterschaft sehr berüwen.

Der Leue hat sein Hals ußgestreckt,
Und hat sein guten Fründe uffgeweckt;
Der Ritterschaft hat er sein Noth geklagt,
Bei dem Leuen der Pfalzgrafe bedütet ist,
In dem Feld sahe man Ihne nie verzagt.

Dem Leuen traten sie uff seinen Schwanz,
Mit den Feinden hatt' er einen wilden Tanz,
Ihr Springen wahret nit gar langen,
Nach dem als ich verstanden han,
Ueber vierhundert sind Ihr worden gefangen.

Dem Leuen sein Klaen wohl geschliffen,
Durch Küraß und Harnisch hat er gegriffen,
Daß sie worden sind von Blut roth.
Welcher da bei dem Leben blieben ist,
Spricht wohle: er kumme nie in größer Noth.

Mit dreihundert Pferden sind etlich abgestiegen,
Von ihren Herren sind sie in den Nöthen gewichen;
Etlich Ritterbüblein sie auch haben erschlagen,
Da sie die Flucht also genommen haben;
Nu merkend was Ehre mochten sie da bejagen.

Uff beiden Seiten stritten die Herren ritterlich,
Das mag ich Euch fürwahre sagen sicherlich,
Als Ritter und Knecht das wohle erkennen.
Welche aber also von ihnen geflohen sind,
Der kann ich Euch nit mit Blamen genennen.

Etlich waren auch also sehr erschrecken,
Die Schwerdt die klingen ihnen als die Glocken;
Die da also von ihnen abe waren gewichen,
Wo man sie auch in den Wälden fand,
Ihr Antlitze waren an Farben gar erblichen.

Der Leue gewann uff denselben Tag den Preiß,
Alle sein Ritterschaft thet mit ihme auch ganzen Fleiß,
Das Feld haben sie auch mit Ehre behalten,
Der heilig Sankt Peter ihr Geleitsmann war,
Der Ritter Sankt Jörg des Stritts sollt walten.

Ich han von den Gefangen auch etlich vernommen,
Da sie mit ihren Herren in das Feld sind kommen,
Was über sieben Jahr wär, sollten sie erstechen.
Der Pfalzgrafe sich daran nit hat gekehret,
Er wollt' auch Args mit Argem nit rächen.

O Leue! du thatst wohle alle die Gelangen,
Den Jager hast du für (vor) deiner Thüre gefangen.
Von Stuck (ttg) arten ist er herabe geritten,
Zwen Markgrafen hat er mit ihme bracht,
In eine weiten Feld hast du ihr gebitten.

Markgrafe Karle, Fürst und Herr zu Baden!
Den Bischof von Metz hast du in das Feld geladen,
Mit dem von Wirtenberg wollt er beissen,
Dem Leuen in seinem Land reiten,
Zu Zorn und Grimmigkeit wollt' er ihn reissen.

Markgrafe Jörg, Herr und Bischof zu Metze!
Zu Heidelberg hat ihr gern gehöret die Letze,
Der Meister ist Euch zu rechten Zeit kommen,
Wäret ihr daheim in eurem Bisthum blieben,
Eines geistlichen Herren hätt das wohl angezommen.

Des Pfalzgrafen Diener kunnen das wohl bewehren,
Wie man einem Bischof die Platt solle scheren;
Das Handwerk haben sie lang getrieben,
Und hätt die Ritterschaft nit so gewehrt,
Für den Buwern (Bauern) wär' er nit lebendig blieben.

O Leue, laß jedermann sagen was er will,
Die Pfalz gewann bei ihren Tagen nie besser Federspiel.

Mit deinem Waidwerk hast du sie betrogen.
Ritter und Knecht der hast du viel,
Mit den hast du sie lustiglichen umbzogen.

Dein Garn hast du so weit uffgespreit,
Mit noßbaumen Laub wärst du wohl gekleit.
Die Buwern kunnten das eben gemerken,
Eilfhundert Pferde du in dem Felde hätt;
Mit sechstausend Buwern möchtest du dich wohl stärken.

Der Leue hat sich lange Zeit sehr gewehrt,
Bis ihme Gott nu drei Falken hat beschert'
Die lange Federn solle er ihne usrupfen,
Daß sie ihme in kein Schloß kunnen gefliegen,
Neben seins Lande laß er sie hinhupfen.

Redelich Schellen, die haste ihnen an!
Nimm Guts genug und heiß sie werden Mann,
Daß sie dich mit der Absolution nit betriegen.
Burgen, Siegel und Brief die heiß dir geben,
Ehe du die Falken wieder lässest fliegen:

O ihr Hauptstädte alle uff dem Rhein!
Den Leuen lasset Euch mit Fleiß befohlen seyn,
Denselben sollt Ihr allwegen weiden,
Wann ihr gen Frankfurt in die Messe wollt:
So kann er Euch geben das recht Geleide.

Der dies Gedicht hat gemacht,
Zwar er hat es wohle betracht.
Nachdem es auch ist geschehen,
Gott gebe ihm hie auch lange Frist,
Der Wahrheit mußt' er sich versehen. *)

---

*) Der von dem Pfalzgrafen Friedrich gegen den Markgrafen Karl von Baden, seinen Bruder, den Bischof von Metz, und den Grafen Ulrich von Würtemberg, welche in das Amt Heidelberg eingefallen waren, erfochtene Sieg fand statt im Jahr

1462. Die genannten drei Fürsten wurden gefangen und mit ihnen ein Graf von Werdenberg und einer von Leiningen, so wie mehrere andere Ritter und Knechte. Ein Herr von Brandis, ein Graf von Helfenstein und sonst noch etliche von der Ritterschaft blieben auf der Wahlstatt. Von Seiten des Pfalzgrafen hat Niemand, denn ein Ritter, Herr Wiprecht von Helmstadt, sein Leben dabei verloren.

Das Lied ist aus einer alten Handschrift auf der Heidelberger Bibliothek. Siehe auch die Volkslieder der Deutschen, herausgegeben von Frhr. v. Erlach. Band II. Seite 254 und fg. Siehe ferner Wolff's histor. Volkslieder, Seite 240.

Man vergleiche mit diesem Liede G. Schwab's Romanze: „Das Mahl zu Heidelberg." Siehe dieselben weiter unten, Seite 309.

Kurfürst Friedrich der Sieghafte von der Pfalz.

Balladen von Eduard Duller.

I.

Widmung.

In diesen neuen Zeiten blüht manch ein alter Stamm,
Geschmückt statt goldner Früchte mit Ehren wundersam,
Und jedes frische Zweiglein grünt wie ein neuer Ruhm,
Und aus der Krone schallet gar lauter Preis ringsum.

Sanft ruht es sich im Schatten vor'm schwülen Sonnenbrand,
Dabei wird nicht ermatten das Volk und auch das Land.
Drum steigt man zu den Wurzeln tief in die Erd' entlang,
Und gräbt aus dunkeln Schachten die Kraft und den Gesang.

Einst wuchs im Bayerlande ein Baum von seltner Art,
In zwei gewalt'gen Aesten durch Doppelkraft gepaart;
Zwei Ströme rauschten drunter, die Donau und der Rhein,
Zwei Völker saßen drunter in traulichem Verein.

Die Rheinpfalz hieß das Eine, das trug ein edles Reis,
Herr Friedrich war sein Name; ihn schmückte mancher Preis,
Es mochten Feinde drohen, so weit man Teutsche nennt,
Die Sonne riß doch Keiner herab vom Firmament.

So viel auch Männer stritten mit Waffen aller Art,
Nie hat er Schmach gelitten; die Pfalz war treu bewahrt;
Sieghaft muß man ihn nennen bis an die fernste Zeit,
Der Sieg war ja sein Panner, die Ehre sein Geleit.

Auch zeugt' er ein Geschlechte, stark bis zum jüngsten Glied,
Davon soll manche Kunde euch bringen dieses Lied';
Wer nicht vom Besten singet, verliert die Kraft zum Sang,
In diesen neuen Zeiten thut noth ein alter Klang.

2.

Die Feinde in der Pfalz.

1462.

O Markgraf Karl von Baden! O Graf von Würtemberg!
Was schließt ihr feste Bünde zu einem kühnen Werk! [1])
Viel Räthe stehn beisammen und sprechen manchen Rath, —
Was nützt der Rede Warnung, wenn man nicht scheut die That?

Von Würtemberg Herr Ulrich, von Baden auch der Graf,
Die sprachen: „Hüt' dich, Pfälzlein, eh dich der Hirsch noch traf,
Der Hirsch hat scharf Geweihe, [2]) und wie nach frischem Quell,
So dürstet er, zu baden im Pfälzer Blute hell.

„Du auf dem grünen Hügel, du Heidelberger Schloß!
Bald soll dein Weingelände zerstampfen unser Roß, [3])
In deine Friedenshallen zieht ein der rauhe Krieg,
Dann grüßest du wohl Andre, als Friedrich, mit dem Sieg!"

Herr Ulrich sprach hinwieder: „Das ist besondrer Brauch,
Daß Friedrich sieghaft heiße und Würtemberg nicht auch;
Der Pfälzer mag es büßen, wer geizt so mit dem Ruhm?
Dies Schwert in Schwabenfäusten bringt wohl den Pfälzer drum.

„Ich mag nicht gern es hören, daß man alleine spricht
Vom Pfälzer nur in Ehren und von dem Schwaben nicht;
Mag sich's sein kühner Vetter in Landshut wohl versehn,
Viel klüger ist's, alleine den Waghals zu bestehn!"

Das hört ein Würtemberger, Hans Rechberg war sein Nam',
Der sprach zum Grafen Ulrich: „Eu'r Hoffen, Herr, ist lahm!
Mich deucht, es geht auf Krücken, sobald's die Pfalz betritt,
Indeß das Glück und Friedrich stets halten gleichen Schritt.

„Ich sag' dies unmaßgeblich; 's ist eines Mann's Gedanke,
Der niemals daran dachte, daß er im Kampfe wanke;
Ich mein', auf jene Hügel trat noch kein Schwabenroß,
Es hat gar feste Mauern das Heidelberger Schloß!" —

Da sprach Graf Ulrich wieder: „Hans Rechberg, laß das seyn!
Wir ziehn in diesem Monde zu Heidelberg noch ein;
Wir wollen dich dran mahnen, wenn wir beim Siegesmahl
Dort in dem Schlosse sitzen im stolzen Rittersaal!" —

Und es geschah im Sommer, da ritt mit Saus und Braus,
Von Stuttgart hochgemuthet der Graf, Herr Ulrich, aus;
Bei Pforzheim aber harrte, geborgen im Gebirg
Mit Speyr's und Badens Knechten von Metz der Bischof Jürg.

So ging verstärkt nun weiter die seltne Pilgerfahrt,
Bis man vom hohen Markstein die reiche Pfalz gewahrt.
Das ist der Zaubergarten, worin mit stolzer Pracht
Der Himmel seinen Segen aufschüttet und bewacht.

Von Rebengold und Aehren trägt die Natur den Kranz,
Goldfrüchte rings verklären die Flur mit buntem Glanz,
Der Rhein zeigt hell im Spiegel des Landes Wonnebild,
Mit jungfräulichem Kosen umspielt die Luft es mild.

Graf Ulrich und der Bischof ersehn die reiche Zier,
Da wird ihr Herz ergriffen von Neid und von Begier;
Zu größrer Eile spornet die Habsucht noch ihr Roß,
Und Staubgewölke wirbeln sich dicht um ihren Troß.

So gehts im Sturmesfluge voran von Ort zu Ort,
Wer schirmt vor Rosseshufen der Saaten goldnen Hort?
Zur höchsten Frechheit steigert ihr Uebermuth sich bald,
Und haufenweise brechen sie Aeste aus dem Wald;

Und binden sie den Schweifen von ihren Rossen an,
So ward zerstampft, zermalmet die Saat auf ihrer Bahn; [5])
Wie Hagelwolken schmettern sie Alles vor sich hin
Es fleht das Volk nach Rettern vom völligen Ruin.

Der Bischof und die Grafen sind taub für jeden Fluch,
„O mög' der Himmel strafen so höllischen Besuch!"
So ziehn die wilden Horden von Dorf zu Dorf durchs Land
Mit Sengen und mit Morden bis an des Rheines Strand. [6])

1) Anno praenotato dominicae incarnationis MCCCCLXII Carolus Marchio de Baden, Georgius Episcopus Metensis frater ejus, Johannes Nix Episcopus Spirensis et Udalricus Comes Wirtembergensis simul coadunati congregaverunt exercitum et contra Fridericum Comitem Palatinum procedentes, (quem putabant procul absentem) *omnem terram ejus una cum oppido mansionis ejus Heidelberg in praedam sibi promiserunt.* (Trithem. Chron. Sponh. ad a. 1462. pag. 375).

2) Der Hirsch im Würtemberger Wappen.

3) „Und hatten sich vermessen, Sy woulden die Wyngarden vur Heydelberg, dan des Pfalzraven Wonunge is, affhauen und ym ander vill smaheit (Schmach) andoin. (anthun.)

(Chronika von der hilligen stadt Cölln. Fol. 314.)

4) Als in Stuttgart über diesen Feldzug berathen wurde, gerieth der verständige Hans von Rechberg zuletzt so in Eifer, daß er seinem Herrn, dem Grafen Ulrich, in's Gesicht sagte: „Gnädiger Herr, Ir wöllent dem allermännlichsten und mächtigsten Fürsten, der in Teutschland

wohnt, in sein Land ziehen: Und Fürwar, so verden Ir Ja vor sehen, und mit Im fechten müssen, als wahr ich die Wand vor mir sehe, oder Ir muesset Im flüchtig entrinnen"

5) Graf Ulrich von Würtemberg schrieb dieses aus dem Feldlager vor Heidelsheim (dat. d. 27. Juni) an Markgraf Albrecht von Brandenburg, und: „Daß er den 26. am Herabziehen vor Bretheim (Bretten) das Korn gewüstet, welches sie auch uf Dato (27. Juni) vor Heidelsheim in steter Uebung und vorhabens seyen, den 28. fortzuziehen, und die Feind zu schedigen."

(S. Steinhofer's „Würtembergische Chronik" Tom. III. p. 59. und Kremer's „Geschichte Friedrichs" d. S. Tom. I. pag. 292.)

6) Darnach umb sant Johans Baptisten Tag des obgenannten jars (1462) da hauft sich Markgrave Carle von Baden, grav Ulrich von Wirtemberg, der Bischof von Metzs, der Bischof von Speyer und ander ire guten Freund und Herren; machten ein wagenburg und hatten darin zu roß und Fuß bei 8000 mannen guts volks wol bereit mit aller zugehörung, und zogen naher Heidelberg zu. Und da sie kamen bei Sanct Leon, da liessen sie die wagenburg mit dem volk im Felt, und trabten die Herren, der markgrave von Baden, der von Wirtemberg und mit inen der Bischof von Metzs; hetten bei die 700 Pferden, als man sagt, ritten zwischen Heydelberg und Mannheim bei eine Dorf, heißt Seckenheim, und liessen die wagenburg und alles volk hinter ine me dan zwo meilen wegs; ritten also da mutwillen in hochmut.

„Diß wart der pfalzgrave gewar und het nach dem alten bischof von Maintz geschickt, daß er fürderlichen zu im kam, Der kam mit 500 pferden und uf 2000 oder me zu fuße. Das wißten die herren alles nit, vermeinten, der pfalzgrav hett nit über 500 pfert, also hett ine ihr botschaft gesagt."

(S. Fikhart's Arztes Geschichte fr. Zeit, mitgetheilt in Mone's Archiv. Bd. II. pag. 262 u. ff.)

3.

Die Schlacht bei Seckenheim.

(Den 29. Juni 1462.)

Bei Seckenheim im Felde liegt ein gewaltiger Leu,
Viel Rittersleut' in Waffen bewacht er scharf und treu;
Er hat von Gold die Mähnen, und Krallen gut zum Fang,
Es ist der Pfälzer Löwe! Noch wird der Pfalz nicht bang!

Ein andrer Löwe schreitet umher bei Jung und Alt,
Als echter Landeshüter in fürstlicher Gestalt;

Reich unterm goldnen Helme drängt sich das goldne Haar,
Die Kraft hat er vom Leuen, das Auge von dem Aar.

Es war im hohen Sommer, ein heißer Schnittertag,
Als zwischen Rhein und Neckar des Pfälzers Heerbann lag;
Da schritt in froher Ahnung zu einem alten Mann
Der junge Pfälzer Kurfürst und sprach den Ritter an:

„O vielversuchter Ritter, Ihr tragt ein herrlich Schwert,
Das manchem stolzen Degen der Scharten viel bescheert;
Hört eines Manns Begehren, der gern umarmt den Ruhm,
Weiht Uns zu hohen Ehren, zum edlen Ritterthum!"

Da spricht der alte Degen, Herr Wipprecht zubenannt;
Kein Herz schlägt allerwegen so stolz im teutschen Land,
Als wie das meine, da ich von Euch dies Wort vernahm,
Nie flog aus meiner Scheide dies Schwert so wonnesam!"

Vor ihm kniet Kurfürst Friedrich; der alte Degen spricht:
„Heil mir, daß ich's noch schaute, bevor mein Auge bricht!
So schlag' ich Euch zum Ritter und setz' mein Leben ein:
Wird man Siegbafte nennen, man nennt nur Euch allein!

„„Jetzt will ich freudig sterben, und bet' aus voller Seel':
Du Gott im Himmel, löse mich rein von allem Fehl!
Nach dieser letzten Ehre taugt nur mein Schwert allein
Zum letzten frohen Siege, fall' ich, senkt's mit mir ein!"" — [1])

Jetzt aber, wie ein Sturmwind sich durch zwei Wetter drängt,
Zerbricht der Kampf die Fesseln, in die er war gezwängt.
Nun Baden, bad' im Blute, und Metz, wetz' dein Geschoß!
Ihr Hirschgeweihe zittert! — Der Leu scheut nicht den Stoß!

Das nennt man doch ein Treffen, weil viel getroffen wird:
Der Hirsch und mit der Heerde der rauhe Seelenhirt.
Um Gott! wer stürzt den Leuen dort in den dichtsten Kampf?
Er sinkt — Nicht mehr zu kennen ist er in Qualm und Dampf.

Herr Wipprecht sieht's von ferne, und blutig spornt er's Roß:
„Mein Seel! des Friedrichs Rappen traf eben das Geschoß! [2])
Da stürzt sein edler Renner! schon sind die Feinde nah!
O Friedrich! wackrer Pfälzer! vertrau nur, ich bin da!"

So ruft der alte Degen und eilt zu seinem Herrn,
Herr Wipprecht sinkt getroffen, und spricht: „Das leid' ich gern!" [3])
Der Kurfürst aber schwingt sich rasch auf ein andres Pferd,
Getrennt zwar von den Seinen, doch siegreich blitzt sein Schwert.

Er streckt mit eignen Händen wohl Manchen in den Sand,
Da schallt's von allen Enden: „Sieg! Sieg! du Pfalzerland!"
Nun bad' im Blute Baden! Es ist dein eigens Blut!
Der Hirsch wirft sein Geweihe! Der Leu traf ihn zu gut!

Man fing viel edle Herren und Grafen auch dabei,
Von Wurtemberg und Baden sind's ihrer wackre zwei, [4])
Der junge Pfälzer Kurfürst erblickt den edlen Fang,
„Ein seltnes Jagen!" — ruft er — „Euch Füchse sucht' ich lang!"

Da regt sich's ihm zur Seite — es war ein sterbender Mann,
Der schaut mit freudigen Blicken den jungen Sieger an;
Herr Wipprecht war's von Helmstätt: „Gott schütze meinen Herrn!
„Denn siegbaft wird er heißen! jetzt sterb' ich, wahrlich, gern!

„Denn ich schlug ihn zum Ritter, ich alter Degen, ja!
Man wird von Friedrich sprechen mit Ruhme fern und nah,
Mit mir soll man begraben dies Schwert, das stets ich trug,
Das war es ja, mit dem ich ihn heut zum Ritter schlug!" [5])

1) In Kremer's Geschichte des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, T. I. pag. 299 finden sich in der Note 8 die Namen aller Derjenigen, welche bei dieser Gelegenheit zu Rittern geschlagen wurden.

2) „Der Streit wurde hartnäckig und allgemein. Die Verzweiflung that bei dem Feind ihre natürliche Wirkung so stark, daß ein gewisser Geschichtschreiber versichert, daß unsere Ritterei sich beinahe nach der Flucht

umgesehen hätte, und daß dem Kurfürsten das Pferd unterm Leib erstochen worden, so daß er eine Zeitlang zu Fuß fechten müssen." (Kremer, Cap. I. p. 301).

3) . . . . . vnd Her Wiprecht von Helmstat Ritter, der den Pfalzgraffen Ritter hatte geslagen, wart off des Pfalzgraffen sitten erschlagen. (Altes Manuscript.)

4) Und also gewan der pfalzgrave den krieg und fieng die obgenanten drei fursten mit 350 pferden oder me als man sagt; der markgrave von Baden wart gefangen mit 41 graven, herren, ritter und knechten, on arme knecht'; der von Wirtemberg wart gefangen mit 40 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; der bischof von Metzs wart gefangen mit 31 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht; und wurden uf 40 manne erstochen, unter denen waren drei graven, einer von Helfenstein in Schwaben, item ein herr von Prandis und rawgrave, das andere waren edel und arme knechte."

(Fik. Aretzt's Gesch. s. Zeit. Erstes Kap.)

5) Zum Gedächtniß dieses Sieges ließ Friedrich auf der Wahlstatt ein steinernes Crucifix errichten mit der Inschrift:

„Als man zalte nach Gottes Geburte MCCCCLXII jar vff sant Paulus Gedechtnuß Tag sint uff dieser Wallstatt durch Herzog Friederich Pfalzgrave by Ryne ꝛc. vnd Kurfürsten nyder geworffen worden Her Jörg Bischoff zu Metz, Markgrave Karle, von Baden vnd Graue Vlrich von Wirtemberg mit eyner merglichen Zale Jr Diener, Grafen, Ritter vnd Knecht; und derselben die in solichem Gescheffte tod bliben sind wolle Gott barmherzig sin vnd vff denselben Tag sint viel zu Ritter geschlagen."

(Obige Noten sind aus F. Baaders „Sagen der Pfalz ꝛc." gezogen.)

4.

Das Mahl auf dem Heidelberger Schlosse.

Zu Heidelberg im Schlosse sitzt froh im schönsten Saal
Der Pfälzer Kurfürst Friedrich beim stolzen Siegesmahl;
Auch die gefangnen Grafen sie sitzen mit am Tisch,
Da setzt man, köstlich duftend, vor Beide Braten und Fisch.

Es schäumt in goldnen Kannen der goldne Rebentrank:
„Den Becher" — rief der Kurfürst — „bring' ich dem Sieg zum Dank!
Sieg, sey mir treu vor allen, wie meine Pfalz so treu!
Wie meint ihr, gute Grafen, ob ich verlassen sey?"

Stumm blicken beide Grafen auf's goldene Geschirr;
Gar üppig schmeckt der Braten. — „Was denkt ihr Herrn von mir?" —
So ruft der Kurfürst freundlich — „Bin ich ein schlechter Wirth?
Ich hab' euch eingeladen und sicher hergeführt." —

„Mit Nichten!" — spricht Herr Ulrich — „Ihr haltet guten Tisch;
Gar würzig schmeckt der Braten, gar köstlich lockt der Fisch;
Nur Brod allein vermiss' ich; das Brod würzt Speis' und Trank . . ."
Da spricht im Zorn der Kurfürst: „„Das nenn' ich schlechten Dank!""

Und von dem Mahle geht er an's offne Fenster hin,
Die Gäste folgen staunend; er spricht: „„Seht den Gewinn!
„Schaut hin auf alle Felder, die ihr zu früh gemäht;
Jetzt faßt euch selbst die Sichel, die ihren Herrn verräth!

„Speist doch vom lockern Brode der Saat, die ihr zerstört!
Ei, werdet satt vom Segen, den euer Schwert verheert! —
Euch duften zwar andre Speisen, das Brot fehlt euch allein;
Doch Mancher seufzt und betet: wär' nur ein Krümchen sein!

„„Ihr stolzen Herrn und Grafen! Was gilt Euch Volk und Land? —
Wär Gott nicht da, zu strafen, ihr legtet wohl die Hand
Nicht blos an Brot und Saaten, nein, an des Volkes Mark!
Doch Gott im Himmel richtet und meine Faust ist stark.

„„Ihr Gäst' an meiner Tafel, laßt euch nicht stören mehr!
Füllt an die goldnen Becher; der meine, seht! ist leer.
Und vollgeschenkt auf's Neue, bring' ich's dem Volke aus;
Das Volk hat Lieb' und Treue, der Leu bewacht sein Haus!"

Eduard Duller.

Die gefangenen Fürsten blieben an die ½ Jahr in strengem Gewahrsam und wurden nur gegen ein bedeutendes Lösegeld frei gegeben. Fik. Artzt (Gesch. fr. Z. Cap. 4 sagt hierüber:

„Nachvolgends umb unser fraven tag lichtmeß A. D. 1463 da wart der bischof von Metz ausgeleidingt mit seiner ritterschaft wol umb 70,000 Gulden, als man sagt; und leidingt da furter sinen Bruder den markgraven aus der gefengniß, desglichen den von Wirtemberg mit aller irer ritterschaft, also: der markgrave von Baden solt geben 100,000 Gulden, und dafur solt er dem pfalzgraven ingeben die gravschaft von Spanheim zu Cruzenach mit seiner zugehörde, darzu Besickheim vor 25,000 und Beinheim vor 10,000 Gulden, auch sonst eine große Summa in barem gelt oder uf ziel. Und sollen alle obgenannten Herren mit iren dienern dem pfalzgraven ewiglich verbunden seyn. Doch so wart dem markgraven ufgesetzt ein gelt 30,000 Gulden, wer' es, das er den pfalzgraven aufferm Banne schufe, dieweil er gar wol mit dem papst daran wer'. Doch wollt' es der papst nit thun. Diese leiding als der markgrav aus kam, beschach nechst mitwoch vor Georgis (20. April) A. D. 1463. Darnach uf mitwoch nach sant Gorgentag (27. April) des itztgenannten jars kam der von Wirtemberg auch aus umb 100,000 Gulden und gab dem widdem (Witthum), den sin hausfrav hette von der Pfalz, wider, wan sie des jungen pfalzgraven Mutter was, darzu alle die cleinoter, die ir der pfalzgrave vormals geben hette, als man dazumal sagte."

(Außer dieser und Gust. Schwab's Bearbeitung*) der Geschichte der Seckenheimer Schlacht hat sie auch Simrock in seinen Rheinsagen poetisch gefeiert.)

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus;
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus:
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein; *)
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüthe
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:

*) Wir werden es uns als Vergehen anrechnen, wenn wir diese treffliche Romanze hier nicht reproduciren.

Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz,
Heißt springen auf die Rosse,
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald. [1])

Sie wollen seiner spotten:
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß:
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest:
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest.
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz;
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.

Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben seyn:
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt:
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!“

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht;
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag:
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es saßten sich die Fürsten.
Da mocht' es seltsam seyn:
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts;
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebrichts?

„Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den edlen Trank der Rhein.

Ihr habt zu oft erfahren,
Was meine Pfalz bescheert:
Was wollt ihr heute sparen,
Wo Keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sahn verlegen
Den andern Jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Wissen;
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo liegen da das Brot?"

„Wo ich das Brot gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz;
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal:
Da sah man aller Orten
Ins ebne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land:
Da rauchten alle Mühlen
Ringsum von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft;
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besitzt mein Feld,

Bis in des Sommers Schwüle
Mir reiset eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

„Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt:
Sie wartet nur auf euch.
Drum sendet flugs die Schlüssel
Und öffnet euren Schatz: [1])
So findet bei der Schüssel
Das Brot den rechten Platz!"

Gustav Schwab.

1) „Wohl in die Pfalz am Rhein" ꝛc.

Graf Ulrich von Würtemberg, Karl I., Markgraf von Baden, Schwager des Kaisers Friedrich III, und sein Bruder Georg, Bischof von Metz, zogen als Bundesgenossen Adolf's von Nassau aus, um Diesem das dem Grafen Diether von Isenburg durch den Papst abgesprochene Kurfürstenthum Mainz zu erobern. Diether fand aber an Friedrich dem Sieghaften, Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein, eine kräftige Hülfe.

2) „Zum Wetterhimmel bald" ꝛc.

Friedrich hatte 900 Mann zu Pferd und 200 zu Fuß. Vor dem Schwezinger Wald stieß noch Diether und der Graf von Katzenellenbogen mit 300 Reitern zu ihm.

3) „Und öffnet euren Schatz."

Georg mußte sich mit 50,000, Ulrich und Karl, nach dreizehnmonatlicher Gefangenschaft, Jeder mit 100,000 Gulden lösen; bis zur völligen Abzahlung wurden ihre Ländereien verpfändet. Die Walstatt Seckenheim bezeichnet ein steinernes Crucifix mit einer Inschrift. Diether blieb Kurfürst, und verpfändete (1663) die Bergstraße an Friedrich für 100,000 fl. Der unternehmende Friedrich mag somit der Pfalzgraf seyn, der, nach der Sage, vergebliche Anstalten machte, die Riesensäule vom Felsberg wegzuschaffen.

8.

Trutzkaiser.

(1474.)

„In diesen schlimmen Zeiten wer baut mir einen Thurm,
Darin mein Haupt kann ruhen bei Hagel und bei Sturm?
Der Hagel schlägt die Saaten; die meinen sind der Ruhm,
Die schlägt so leicht kein Hagel, kein Sturmwind wirft sie um!

„Wo ist der kundige Meister, der solchen Thurm mir bau'?
Der starr und unbezwinglich aufs Land herniederschau'?
So wie im Sonnenlichte aufs Volk der Herrscher blickt,
So sey der Thurm ein König, der sich vor Niemand bückt!"

So sprach der Pfälzer Kurfürst, da trat ein Beth' herein,
Der brachte Plän' und Risse, ihm folgte hinterdrein
Ein andrer Beth' in Eile, der trug ein Pergamen,
Blaß waren seine Wangen vom schnellen Ritt zu sehn.

Der Kurfürst nahm die Rollen und las mit raschem Blick,
Und rief: „Hier mag man schauen, wie launig das Geschick!
Ich prüfe Plän und Risse zum Thurm und zum Verließ,
Mein Feind, der Kaiser aber macht mir im Plan 'nen Riß.

„Das nenn' ich viel gewogen auf ein geringes Blatt,
Kurfürst soll mich nun nimmer benennen Land und Stadt,
Ein Brief besiegt den Degen, den nie bezwang die Schlacht;
Dies Blättchen, schwarzbeschrieben, legt mich in Reichs-Acht!"

Er wiegt das leichte Blättchen, der Degen unverzagt,
„Fi!" — ruft er dann mit Lächeln, — „Das hab' ich stets gesagt:
Es sind gar schlimme Zeiten, wenn solch ein Wetter weht,
Da sucht ein armer Kriegsmann ein Häuslein in der Reth.

„Mag mich der Kaiser schelten! Er schilt im sichern Haus,
Bei Sanct Georg! Gemächlich spricht er die Acht hier aus.
Drum, wenn's behagt dem Kaiser, in Wien so zu geruh'n,
Bringt's auch der Pfalz nicht Schande, nach gleichem Sinn zu
thun!

„Schafft mir kunstfert'ge Meister von allen Enden her!
Manch Werk hab' ich vollendet, das stürzt so leicht nicht mehr!
Die Lust am Bauen hab ich von meinem Stamm geerbt,
Doch seh'n' ich mich nach Ruhe, von Narben tief gekerbt.

„Langweil'ger alter Kaiser! nicht acht' ich deiner Acht!
Wir hat mehr Verderreißer, als dir, die Zeit gebracht!
Drum will ich keck es wagen und bau mir einen Thurm,
Dran sich umsonst zerschlagen die Flügel mag dein Sturm!" —

So kam's zu langem Kampfe und Mancher nach der Schlacht
Schlief nach dem langen Tage die längste düstre Nacht.
Weit schell im teutschen Lande des starken Friedrichs Lob;
Der Kaiser, gleiches Namens, kein Wort davon erhob.

Die Acht ward weit verkundet seit jenem Tag im Mai,
So oft man sprach das Wörtlein, der Pfälzer lacht dabei;
Wie sollt' er auch sie scheuen? Kein Mann im ganzen Land
Hätt' zu der Acht Vollstreckung geliehen seine Hand.

Nach wenig Wochen aber stand auch der Thurm erbaut,
Der von dem hohen Berge ins Land herniederschaut.
„Wie taust ich doch ‚mein Thürmlein?" — Der Kurfürst fragt
und lacht, —
„Nichts bleibe ohne Namen was meine Kraft vollbracht!

„Nun denn, zu Schutz und Trutze trauch' ich Gevattern
auch,
Es kommt mir nur zu Nutze der alte gute Brauch;
Mein Schutz ist Schwertseisen, mein Trutz sey dieser Thurm!
Trutzkaiser soll er heißen und trotzen jedem Sturm!")

*) „Es hat selbigen (den Thurm Trutz-Kaiser) der Kurfürst Friederich I. im Jahr 1481 oder 1482 erbaut, als er sich des Erzbischofs und Kurfürsten Diether von Mayntz annahm, ihn wider seine Feinde beschützen half und deßwegen von dem Papst in den Bann, vom Kayser aber in die Acht erklärt, und von verschiedenen Armeen zugleich angegriffen wurde. Um aber zu zeigen, daß er weder nach dem päpstlichen Banne, noch der Kayserlichen Acht-Erklärung etwas fragte, ließ er diese Veste gegen das Ende der Speyerer Vorstadt in der Mitte des Heiligbergs aufwerfen und selbige Trutz-Kaiser nennen. Weil aber dieses Schloß oder Schanz in dem dreißigjährigen Krieg sehr verfallen und verderben worden, ließ Kurfürst Karl Ludwig solches wiederum ausbessern und auf's Neue befestigen; schaffte den verhaßten und dem Ansehen Kayserlicher Majestät zuwiderlaufenden Namen ab, und ließ es nach der Figur, die sie hatte, den Stern oder Sternschanz nennen; zu dem Ende gab er im J. 1686 im September einen scharfen Befehl heraus, des Inhalts, daß künftighin bei hoher Straf sich Niemand mehr sollte gelüsten lassen, die neue Sternschanz Trutz-Kaiser zu heißen, und sollten diejenigen, so sie einmahl also nennten, um einen Ducat, zum zweitenmahl um zwey, zum Drittenmahl um drey Ducaten, zum vierten mahl aber gar am Leib gestraft werden. Im letzten Französischen Krieg ist sie völlig geräumt und zu einem Steinhaufen gemacht worden, so daß man anjetzo nichts als die bloßen Mauern davon siehet."

(F. Kirchner „Hist. Schauplatz" Bd. I S. 104 — 105.)

Pritschen-Peter.

Dieser Mann lebte als lustiger Rath bei Friedrich IV., Kurfürsten von der Pfalz, und war ein witziger Kopf.

Der Kurfürst war einst unwillig auf ihn und befahl ihm, den Hof zu räumen. „Ich bin zufrieden," — antwortete der Narr — „aber laßt mich mit der Silberkammer den Anfang machen!"

In einem Wirthshause zu Heidelberg stand der Vers angeschrieben:

„Wer vor zwanzig Jahren nicht schön,
Vor dreißig Jahren nicht stark,
Vor vierzig Jahren nicht weiß,
Vor funfzig Jahren nicht reich,
An dem ist alle Hoffnung verloren."

Dies las einst Jemand Petern vor, welcher darauf antwortete: „Nun, so ist Alles an mir verloren! Schön bin ich nicht, das seht ihr wohl; stark bin ich nicht, das weiß ich wohl. Klug bin ich nicht, sonst wär' ich nicht Pritschen-Peter. Reich bin ich auch nicht, sonst borgte mir jeder Wirth gleich eine Kanne Weins, was aber nie der Fall ist. Drum möge mir Gott und mein gnädiger Herr helfen!"

Einmal hieß ihn Jemand einen Narrenfresser, dem gab er zur Antwort: „Da ist's ein Wunder, daß du noch am Leben bist; oder du mußt noch nicht lange zu Hofe oder hier in der Stadt seyn!"

Ein Anderer sagte zu ihm: „Ich wollte, du wärst entweder ein ganzer, oder gar kein Narr, so könnte man besser mit dir zu recht kommen!" — worauf er versetzte: „Gib mir deinen Sparren zu dem meinigen, so bin ich ein ganzer Narr!"

Als ihn Einer fragte, warum die meisten Narren keine Weiber hätten, oder warum, wenn sie auch welche hätten, sie doch keine Kinder bekämen? entgegnete Peter: „Mein! weißt du den Spruch nicht: „Die Welt ist so voll Narren, daß keine mehr nöthig sind!"

(F. Weidner's „Apophthegmata." S. 326.)

Konrad Pocher.

Konrad Pocher oder Bocher hütete als armer Junge in einem Dorfe der Pfalz die Kühe um den Taglohn. Einst gab man ihm zur Beihülfe einen andern Knaben mit; da dieser aber mit der Krätze behaftet wurde, konnte er ihm keine Dienste leisten. Pocher, der erst kürzlich gesehen hatte, wie ein Jäger einen räudigen Hund aufhing, denkte, in der Meinung, dies sey ein probates Mittel gegen diese Krankheit, seinen Genossen bei den Füßen an einem Baum auf. Abends darauf trieb er seine Kühe allein nach Hause und erzählte den Leuten ganz arglos das Geschehene. Man warf ihn alsbald ins Gefängniß und stellte ihn auf allerlei Weise auf die Probe, um sich zu überzeugen, ob er wirklich blödsinnig sey; in der That war

dem auch so, und da man dachte, der Kurfürst Philipp der Redliche dürfte sich an dessen Narrenstreichen belustigen, brachte man ihn an seinen Hof. Heinrich Bebel (Verfasser der Facetiae etc.) hörte ihn selbst zu Augsburg auf dem Reichstage sich dieser Henkerthat rühmen und erzählen, wie er den Jungen wieder von dem Baum abgenommen und ordentlich begraben habe, wobei er bemerkte: „Ihm ist wohl, denn hätt' ich ihn nicht gehangen, so wär' er noch heute nichts weiter, als ein armseliger Kuhhirte." — Daher entstand das Sprichwort, das man damals auf krätzige Leute anwandte: „Hüte dich vor dem Pocher, sonst henkt er dich auf!"

Einst schickte man diesen Pocher mit einigen Ochsen auf die Weide. Weil er nun in dem Marstall gesehen, daß man einigen Pferden die Schweife gestutzt hatte, hieb er auch allen Ochsen dieselben ab und entgegnete, als man ihn deßhalb zur Verantwortung zog: „Glaubt ihr denn, ich möchte nicht eben so gern Stumpfschwänze haben, als der Pfalzgraf?"

Als der Kurfürst Krieg führte und Pocher vernahm, man habe beschlossen, bei einem Flecken, auf dessen Belagerung viele Kosten verwendet werden sollten, die Pässe zu verlegen, um ihn auszuhungern, versteckte sich Pocher in einen Graben bei diesem Orte, und blieb drei Tage und Nächte, ohne Speis und Trank zu genießen, darin liegen, so daß man gar nicht wußte, wo er hingekommen wäre. Als man ihn endlich ganz abgemergelt dort entdeckte und ihn um die Ursache dieser Handlungsweise fragte, gab er zur Antwort: „Mich erbarmte des Pfalzgrafen; daher verlegte ich den Paß, um den Flecken zur Uebergabe zu zwingen."

(S. „[illegible]" [illegible] S. [illegible] [illegible] 1834. 8.)

Ein Schreckenstag.

Das Jahr 1537 bezeichnete sich durch ein furchtbares Ereigniß in den Annalen Heidelbergs. Das alte, obere Schloß, von welchem nur noch einige Steinhaufen übrig sind, wurde

von einem Wetterstrahl getroffen, und da sich ein großer Vorrath Schießpulver darin befand, war die Explosion schrecklich.

Wir theilen hier einen Auszug der Epistel mit, worin J. Micyllus diesen Vorfall seinem Freunde Camerarius berichtet, welcher sich damals in Baden-Baden aufhielt.

„Während du die Heilquellen besingst, die am Hercynerwalde dampfen, und das Thal, welchem der warme Born entquillt, waltet über uns des Schreckens Macht, und kaum wagt das furchtsame Herz sich zu regen. Ein dunkles Hochgewitter hat seine ganze Wuth an uns ausgelassen, und die Burg aus ihren Tiefen gerissen.

Es war am Tage, den wir nach der Väter frommer Sitte durch heilige Gebräuche feiern (am Markustage, den 7. April) und schon neigte sich die Sonne zum Untergange. Da plötzlich hüllt sich der Himmel in Nacht; ein dumpfes Getöse in den Wäldern verkündigt den nahen Orkan und unruhig bewegen sich die Wellen des Neckars. Bald bricht der Sturm in fürchterliches Heulen aus, alle Winde sind entfesselt und jagen die kreisenden Wolken, wirbeln den Staub auf und reißen Alles mit sich hin. Der Tag erlischt, das Auge vermag nichts mehr zu unterscheiden, Heerden und Menschen fliehen der Stadt zu; Jeder sucht zitternd einen sicheren Zufluchtsort. Blitze durchzücken die Finsterniß und immer schrecklicher brüllt der Donner in den Bergen.

Am Neckar auf sanftem Hügel erhebt sich die alte Pfalz, die einst von Ruprecht erbaut worden, als er die Fascen des römischen Reiches trug und den hohen Dom gründete und die geheiligten Sitze der Musen. Etwas tiefer, auf einer mäßigen Höhe, steht die neue Fürstenwohnung mit den gewaltigen Mauern und unter ihr reiht sich am grünen Stromufer die freundliche Stadt hin, wenn mildere Zeiten ihr günstig sind. In dieses Thal schloß der Sturm die Wolken ein zwischen den Gipfeln der Berge, und da der Ost und der West zugleich wütheten, blieb ihnen kein Ausgang. Blitze loderten durch das nächtliche Dunkel, wie die Flammen eines brennenden Gebäudes, und so gewaltig waren die Schläge des Donners, daß des Himmels Gewölbe zu bersten drohte. Auch die Erde gerieth in Aufruhr; der Neckar kochte in seinen erbebenden Ufern.

Am Ende der alten Pfalz ragt eine Warte hervor, das weite Land zu überschauen. Hier lag eine unermeßliche Menge Pulvers verwahrt. Ein Donnerschlag, — das Gebirg rings umher zittert zusammen, die Mauern des Thurms spalten sich, der zündende Strahl fällt in die Tonnen — die Erde bebt, der Hügel wanket — das Schloß liegt am Boden, Balken und Steine fliegen in die Stadt herab, Thüren und Fenster springen aus ihren Angeln, Häuser stürzen ein und begraben ihre Bewohner; betrübt flieht, wer sich noch flüchten kann, doch weiß er nicht wohin. Einige bergen sich in Kellern, Andere rennen ins Freie, stumm vor Entsetzen schmiegen sich die Kinder in den Schoos ihrer Mütter; ganze Familien flüchten aus ihren Behausungen und geben ihr Eigenthum preis; Viele stehen wie an den Boden geheftet, starr und besinnungslos.

Aber auch Viele fanden ihren Tod in der Zerstörung und erst das wiederkehrende Licht machte die Verwüstung recht sichtbar."

Heinrich von Valois, Herzog von Anjou.

1573.

„Staubwolken fliegen auf — Ha, Reiter ohne Zahl!
Sie sprengen lustig her durchs grüne Neckarthal. —
Das blitzt und funkelt ja, daß mir die Augen brennen! —
Jetzt rollt ihr Banner auf — jetzt kann ich sie erkennen!" —
„Es sind Franzosen, Herr! — doch sicher nicht zum Streit
Erschienen sie vor Euch; sie fuhren Zeugeleit!"

Also vom Thurme hoch der Wächter eifrig spricht
Zum frommen Friederich; der sagt: „Ich bin bereit
Sie freundlich zu empfah'n; dem Gast reich ich die Hand.
Heinrich von Valois ist's, der jetzt nach Polenland
Mit seinen Mannen zieht, die Krone zu empfangen.
Ihn treibt zu uns, glaubt mir, nicht eigenes Verlangen;
Er trauet sicherlich uns Hugenotten nicht;
Doch macht's sein Bruder ihm, der König, wohl zur Pflicht,

Damit kein Unbill er im fremden Land erfahre,
Und sich der Teutschen Gunst im Voraus schon bewahre.
Er komme nur getrost und ziehe friedlich ein!
Zwar werden wir ihm hier ein strenger Mahner seyn,
Doch dinget man bei uns nicht blutbegier'ge Horden,
Den Andersdenken im Schlafe hinzumorden."
Der Kurfürst sprichts mit Ernst, ertheilet die Befehle,
Und zieht sich dann zurück in seines Schlosses Säle.

Indessen war die Schaar der Franken angekommen
Und hat auf flinkem Roß den Burgweg bald erklommen.
Welch zierlich prächt'ger Trupp! Wie blitzen die Gewande
Von Gold und Edelstein! Was selbst die fernsten Lande
An auserlesnem Schmuck, an einzig schönen Gaben,
An Farbenpracht und Werth nur darzubieten haben,
Dies Alles sieht man hier in seltenem Verein.
Der Perle reinen Glanz, des Demants Wunderschein,
Des Tigers scheckig Fell, des Hermelines Pelz,
Die Perlenmutter auch in lichtem Farbenschmelz,
Vom Reiher und vom Strauß die reiche Federnpracht,
Von Helm und Harnisch dir mit Lust entgegenlacht.
Doch prangt vor Allen wohl im ganzen Reitertroß
Heinrich von Valois auf seinem Berberroß;
Hoch sieht man ihn empor aus ihrer Mitte ragen,
Stolz wieget sich sein Haupt, bestimmt die Kron' zu tragen.

Jetzt ist das Thor erreicht; weit öffnet es die Flügel;
Der Herzog sprengt herein, schwingt rasch sich aus dem Bügel,
Wirft Peitsch' und Zügel ab — Doch wie? Was soll das seyn? —
Er findet sich erstaunt im weiten Hof allein!
Kein Diener ist zu sehn von Nahe noch von Fern;
Welch' schmählicher Willkomm so königlichem Herrn!
Mit unterdrücktem Zorn, mit wuthgebleichten Wangen,
Wird endlich an der Thür' der stolze Gast empfangen.
Zwei teutsche Edelleut', gepanzert ganz in Stahl,
Die führen schweigend ihn bis zu dem Kaisersaal.
Da plötzlich öffnet sich die zwiegespalt'ne Pforte —
Der Herzog steht erblaßt — ihm fehlen alle Worte;

Er blickt entsetzt umher — welch eine Schreckensstunde?
Denn dicht gedrängt um sich gewahrt er in der Runde
Nur Hugenotten, die, der Mordnacht jüngst entflohn,
Hier Schutz und Schirm gesucht an Kurfürst Friedrichs Thron;
Und ihm entgegenblickt, hoch an des Saales Wand
Coligny, wie er stirbt, gemalt von Meisterhand;
Wie von Begeisterung das Antlitz übergossen,
Der greise Held erblaßt durch Valois's Mordgenossen. —

Noch starrt der Herzog stumm hin nach dem grausen Bild,
Da grüßt der Kurfürst ihn mit Worten sanft und mild,
Und wünscht ihm alles Glück zu seiner neuen Krone,
Und friedlich Regiment auf Polens schönem Throne.
Drauf muß der Frankenfürst auch strenge Worte hören
Von jenem schändlichen blutdürstigen Verschwören
Der unglückseligen Bartholomäusnacht,
Die blinder wilder Haß unchristlich angefacht;
Von Frankreichs Hinterlist und oft gebrochner Treue,
Und daß der Hof sich nicht der frechsten Laster scheue. —

So spricht der teutsche Fürst mit würdevoller Ruh,
Dem stolzen frank'schen Gast an seinem Hofe zu.
Dann läßt er königlich und reich bewirthen ihn,
Doch mundet's Valois nicht, er sehnt sich, fortzuziehn.
Von Heidelberg herab, dem schönen Felsenschloß,
Eilt schweigend und beschämt alsbald der fremde Troß.
Es blitzen Gold und Stein von Harnischen, den blanken,
Es weht der Federnschmuck im Wind mit stolzem Schwanken,
Doch hört der Pförtner noch den Herzog Anjou schwören:
Von nun an soll kein Gott ihn jemals mehr bethören,
Selbst in der größten Noth, bei solchen deutschen Bären,
— Noch gar auf Heidelberg — je wieder einzukehren.

Heribert Rau.

Als zu Ende des Jahres 1573 und zu Anfang des folgenden, Heinrich, Bruder des französischen Königs Karl IX. und dessen Nachfolger, als erwählter König von Polen, dahin durch Deutschland reiste, wurde ihm Ludwig, Graf von Löwenstein und Herr von

Scharfeneck als Kaiserlicher oberster Begleitungscommissär beigegeben. Ein ungenannter Sekretär desselben hielt hierüber ein umständliches Tagebuch, welches auf sieben Bogen in Quart gedruckt erschienen ist. Hierin kommt unter andern interessanten Zügen, auch folgende Anekdote vor:

„Auf wiederholte Einladung Kurfürstens Friedrich III. zu Pfalz durch seinen zum Empfang und Geleit entgegengesandten Prinzen Christoph, daß, weil er Leibesschwachheit halber nach Oppenheim nicht kommen könne, der König ihn zu Heidelberg besuchen möchte, begab sich dieser am 11. Dezember dahin. Der Kurfürst lag unwohl zu Bette und konnte deßwegen keiner Freude mit dem König pflegen oder sich viel mit ihm besprechen. Auf dessen Anregung aber las ihm, als er ein wenig erwärmt war, Graf Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, im Kurfürstlichen Gemache bei genommener Gelegenheit eine ernstliche Collecte (Text), wegen des vor einem Jahre in Paris und andern Orten Frankreichs, wider alle Treue und Glauben an dem Admiral von Coligny und seinen Glaubensgenossen unmenschlicher Weise verübten Mords, (Pariser Bluthochzeit), welches Gott nicht ungestraft lassen würde. Der König suchte denselben damit zu entschuldigen, der Admiral habe auf der Hochzeit eine heimliche Meuterei anrichten, und den König, seinen Bruder, überfallen wollen. Der Kurfürst aber fragte ihn flugs: „Lieber! Wie stark ist der Admiral mit allen seinen Hugenotten auf die Hochzeit kommen?“ Und da der König (Valois) geantwortet: „„Auf tausend Pferde stark;““ fragte der Kurfürst weiter: „Ist gut, Lieber! Wie stark ist aber der König wohl da gewest?“ — Auf Valois Antwort: „„Auf Dreitausend,““ — sagte der Kurfürst: „Da liegt's. Wie hätten Tausend wider Dreitausend etwas anfangen dürfen, in einer solchen großen Stadt, wo männiglich gern die Hände in der Hugenotten Blut gewaschen hätte? Sehet selbst, wie es so gar nicht klappte, und Eure Reden wider Euch selbst zeugen!“ — Diese verdrüßliche Vorhaltung soll in die fünf Stunden lang gewährt haben, worüber sich auch des Königs Kanzler in Oppenheim hernach sehr beschwert hat.“

(Aus Freihr. von Hormayr's Taschenbuch von 1833, Seite 43—44.)

Andere Chronisten erzählen diese Scene mit verschiedenen Varianten, deren eine H. Rau zu seinem Gedichte benützt hat. Man vergleiche hierüber die Worte des Historikers de Thou, des P. Daniel und Kayser's Schauplatz, Seite 305. Ferner A. Schreiber's „Vaterl. Blätter“ 1818. Nr. 18. ꝛc.

Mäßigkeitsvereine.

Schon Anno 1524 wurde zu Heidelberg bei einem fröhlichen Armbrustschießen eine solche Verbrüderung von 15 Fürsten und Bischöfen, sammt einer großen Zahl Grafen und Edelleuten geschlossen, wobei sie erklärten, sie selbst wollten sich des vollen und halben Zutrinkens enthalten und ihre Diener verabschieden, die sich dessen nicht enthalten wollten, also, daß diese bei allen verbrüderten Herrn keinen Dienst mehr finden sollten.

Einige Jahre darauf findet sich ebenfalls ein Orden gegen das Saufen zu Heidelberg, vielleicht aus dem ersten entstanden. Die Mitglieder waren theils Ritter, theils nicht ritterbürtig, und trugen zum Wahrzeichen einen goldenen Ring. Wer gegen das Verbot Andern zutrank, mußte den Armen einen Goldgulden geben, und den Ring zurückliefern. Ein Mitglied, Leodius, wurde von seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich II, in einer Angelegenheit zu dem englischen König, Heinrich VIII, gesendet. Der redliche Mann gefiel dem wunderlichen König so sehr, daß er ihn einer besondern Vertraulichkeit würdigte. Einstmals rief Heinrich nach einem langen Spaziergang: Mich dürstet, man bringe mir zwei der Riesenbecher, einen voll Wein, den andern voll Bier. Hierauf ließ er dem Leodius die Wahl: Einen aber, setzte er hinzu, mußt du mir zubringen, damit du siehst, daß die Engländer und der König selbst auf gut teutsch trinken, und Deinem Fürsten melden kannst, es werde ihm, wenn er nach England kommen wolle, an Zechbrüdern nicht fehlen. Leodius sträubte sich gegen die Zumuthung, und berief sich auf sein Ordensgelübde. Heinrich aber setzte ihm so heftig zu, daß Leodius endlich in Verzweiflung den ungeheuren Pokal ergriff und in vier schweren Zügen leerte, indessen der König sein Bier in einem Schluck hinabgejagt hatte. Bei seiner Abreise verehrte ihm Heinrich unter andern Geschenken 60 goldene Ringe, welche wider den Krampf gut seyn sollten, und gab ihm für seinen Pfalzgrafen einen goldenen Becher. Sobald Leodius heimgekommen war, erzählte er den Vorfall seinem Herrn, als Ordensmeister, im Vertrauen. Dieser versammelte auf den Abend die Brüderschaft, und trug die Sache

vor. Die Mitglieder erklärten ihn einstimmig für schuldlos und leerten, der Ordnung nach, den mitgebrachten Becher. Leodius war für solche Nachsicht dankbar, und schenkte jedem Anwesenden einen Krampfring.

Im Jahr 1600 wurde ebenfalls zu Heidelberg der Hessische Orden der Mäßigkeit gestiftet, jedoch, wohl aus Rücksicht auf die teutsche Trinknatur, nur auf zwei Jahre. Kein Mitglied durfte täglich mehr als 14 Ordensbecher voll Wein trinken. Der kleinere Sünder gegen dieses Gebot wurde ein Jahr von allem Ritterspiel, der schwerere Verbrecher auf zwei Jahr von allem Wein ausgeschlossen, und der Hauptfrevler zahlte zur Strafe 300 Thaler, oder gab zwei seiner besten Rosse. Diesen Strafen unterwarf sich auch Kurfürst Friedrich V.

Alle diese Gegenanstalten halfen wenig und diese Gegensauforden waren von kurzer Dauer. Es wurden fernerhin Trinkgefechte geliefert, und mit lauter Gesundheitstrinken brachte man sich um die Gesundheit.

r. H. B.

Des Pfalzgrafen hölzerner Dom.

(1501.)

(Pfälzer Mundart.)

Zu Köln, in der heilig Schtadt Köllen am Rheinn,
Do wachse die Kerchedhörn *) wild;
Do schteht en großmächdiger schteenerner Dum, **)
Un Prozessione gehn rings drum erum;
Viel schöne Aldär un manch gnadereich Bild
Is dort zu Köllen am Rheinn.

Am Rheinn, vun de Felseberg hoch üwwerm Rheinn,
Do gucke die Burge ins Dhal,
Viel Burge mit runde un eckige Dhörn
Die sage zum Schtrom als gebiedende Herrn:
Rheinn, nemm dich hübsch zsamme un schnür dich feinn schmal,
„Mir wolle's, gehorch uns, o Rheinn!"

---

*) Küstenthürme.
**) Dom.

Der Palzgraf bei Rheinn is e fröhlicher Mann,
Der baut an de Berg binn sein Weinn,
Der baut sich e Burg, un die Burg is seinn Schtolz,
Der baut sich en Dum, un der Dum is vun Holz,
Un sacht als e gnädiger Herr zu seim Rheinn:
„Mach Er sich so breet als Er kann!"

Zu Haydelberg in der Palzgrafeburg
Do sicht mar den holzerne Dum;*)
Un is er nit eckig, so is er doch rund,
Un Wallfahrer kumme noch heut uf die Schtund
Aus aller Herrn Länder noch Haydelberg frumm
Zum Palzgraf seim Dum uf der Burg.

Gott grüß dich, du runder dickbauchiger Dum,
Gebaut vum Palzgrafe bei Rheinn!
Dem Herrn zu Lieb wähl ich de geischtliche Schtand
Un meld mich als holzerner Dumdechant,
Un bet for de Palzgraf, un trink'm sein Weinn,
Un sing vor seim holzerne Dum.

O weh! der fröhliche Herr is lang dodt
Un seinn holzerner Dum e Ruin!
Doch fließt durch seinn Land noch der goldene Rheinn,
Doch wachst uf de Berg noch der feurige Weinn; —
E Hoch uf sein Weinn, uf der Rheinn un uf Ihn,
'M Palzgraf e Hoch noch im Dodt!

K. G. Nadler.
(Originalmittheilung.)

*) Das Heidelberger Faß.

Nachdem zur Zeit des 30jährigen Krieges das alte, schon 1591 auf Befehl des Pfalzgrafen Johann Casimir verfertigte große Faß morsch und dem Verfalle nahe war, ließ an dessen Statt der Kurfürst Karl Ludwig i. J. 1664 ein neues und weit größeres erbauen. Dieses konnte man mittelst einer Treppe von 50 Staffeln ersteigen. Oben auf dem Fasse befand sich ein 20 Schuh langer Altan mit einem Seitengang, worauf ehedem 6 Personen ganz bequem tanzen konnten. Vorn an dem Fasse prangte das Kurfürstliche Wappen; oben darauf saß ein Bacchus mit einem großen Kelch in der Hand; links und rechts neben ihm waren viele Satyrs und Bilder von „versoffenen Brüdern" ange-

bracht; ferner war das, wie das ältere, mit 24 eisernen Reifen umschlossene Faß, welches 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel Wein in sich faßte, auch so hoch, daß ein Mann mit einem Spieße aufrecht darin stehn konnte. Da nun in der Folge, und zwar gelegentlich des französischen Einfalls in die Pfalz, durch die Zerstörung der Stadt und des Schlosses Heidelberg, auch dieses Faß verdorben und ganz unbrauchbar geworden und dann vierzig Jahre hindurch leer gelegen war, so ließ der nachherige Kurfürst Karl Philipp solches wieder ausbessern und herstellen, und, nachdem dies i. J. 1728 völlig zu Stande gekommen, am 1. Mai selbigen Jahres, gerade auf seinen Namenstag, mit Kurpfälzischem Landweine vollfüllen. Zuvor war es mit einer doppelten Treppe versehen, mit des Kurfürsten vergoldetem Wappen, sowie mit allerhand Sinnbildern und neuen Versen geschmückt worden. Ein Strophe lautete:

„Karl Philipps Jahr und Leben
Nach der Zahl soll messen wohl,
So viel Tropfen uns thut geben,
Wann das Faß gefüllet voll."

Unten daran steht noch ein lateinischer Vers, der die Jahrzahl der Renovation dieses Fasses folgendermaßen für die Nachwelt aufbehielt:

„Stat DaCChi renoVata DoMVs VInoqVe aVperbit."

Vier und zwanzig eiserne Reife hielten es zusammen, und es faßte dasselbe 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel Wein in sich. An demselben las man auch viele Reime, z. B.

Wir können vieler Dinz' entbehren,
Und dieß und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer seyn,
Die Weiber hassen und den Wein.

Ferner auch:

Man braut Bier im Lande Meißen,
In Sachsen, Pommern, Holland, Preußen,
Gottlob! die liebe Pfalz am Rhein,
Gibt uns und ihnen guten Wein.

Als dieses Faß auch wieder zu alt wurde, ließ der Kurfürst Karl Theodor ein neues, größeres Faß machen, welches 14 Fuder Wein mehr als das alte enthält.

Hans von Handschuchsheim Tod *).

1.

Herausforderung.

Zu Heidelberg am Schlosse, das jugendlich noch stand,
Versehrt nicht von der Menschen und nicht von Gottes Hand,
Da lachten alle Zinnen mit abendlichem Roth,
Als könnt' es nimmer trauern, als ob kein Sturm ihm droht'.

Und drinnen in den Hallen ging eine laute Lust,
Die Becher strömten über, die Herzen aus der Brust;
Jed' Auge sah zum Himmel und fand ein golden Schloß,
Drin bei der schönsten Jungfrau ein ewger Frühling floß.

Der Pfälzer Kurfürst Friedrich mit seiner Liebsten hold
Saß oben an der Tafel bei Bechern voller Gold;
Von Lüneburg der Herzog, Johann von Brandenburg,
Von Hessen Landgraf Moriz und Philipp von der Murg.

Die saßen zwischen Frauen, wie zwischen Blumenlicht
Sich's Dunkelgrün der Blätter mit goldnem Thau verflicht;
Bei einem süßen Fräulein, die schönste Blum' im Kranz,
Saß mild Friedrich von Hirschhorn und stolz der Junker Hans

Von Handschuchsheim; der Junker fast noch ein Knabe war,
Drum trug er auch so trotzig um's Kinn das krause Haar;
Er drohte ferne Thaten, die er einmal noch thät',
Glanz aus geträumten Schlachten, wie man als Sieger geht.

---

*) Der Zweikampf — welcher unserm Dichter den Stoff zu vorstehender Romanze gab, fiel zu Heidelberg vor, am Hoflager des Kurfürsten Friedrich IV., den 11. December 1600. Johann von Handschuchsheim starb an seiner Wunde den 31. December 1600, als der Letzte seines Geschlechts. Seine Mutter war Ammel Beusserin von und zu Ingersheim.

Drum fordert er auch Ehre von jedem Frauenbild,
Als hätt' schon tausend Wunden sein träumerischer Schild;
Drum flammt auch eifersüchtig sein Blick aus finstern Brau'n,
Daß seiner künftigen Thaten nicht achteten die Frau'n.

Der Erbtruchseß *) von Hirschhorn, der frommen Mutter Sohn,
Pflegt' im bescheidnen Herzen getreu der Religion;
Doch wie des Thales Fruchthain zum dunklen Forste wild,
So stieg zum wilden Muthe des Jünglings mildes Bild.

Denn auf der Heimath Bergen bezähmt' er manches Roß,
In Forsten sank manch Wildschwein von seinem Jagdgeschoß;
Er schlug mit Neckars Stürmen, mit Blitzen manche Schlacht;
Ihn mochte nur bezwingen der Schöpfung stille Pracht.

So wuchs er wie die Eiche in lachender Natur,
Das weiche Haar umwallte sein kräftig Antlitz nur;
Drum liebte manche Jungfrau ihn sehnsuchtsvollen Traums,
Möcht' ihre Locken schmücken mit Blättern dieses Baums.

Drum wandte Hildegarde zu ihm ihr Angesicht;
Drum aus des Junkers Seele der Zorngedanke bricht:
„Mein gnädig Fräulein, dreht Euch doch ganz zum Hirschhorn um,
Das Hälslein, fürcht' ich, wächst Euch sonst häßlich gar und krumm!"

Blaß bebet Hildegarde, wie an der Gluth die Ros',
Und kehrt die schönen Augen hernieder in den Schooß;

*) Das Erbtruchseßamt (Truchseß, dapifer), von Trug (Essen) und setzen (auftragen), das des Seneschals, der die Oberaufsicht über Küche und Oekonomie der Kaiserl. Hofhaltung führte und bei dem feierlichen Gastmahle, welches der Krönung des teutschen Kaisers folgte, viel silberne Schüsseln mit Rindfleisch auf die Tafel zu setzen hatte, war am teutschen Kaiserhofe eine der höchsten erblichen Würden des Reichs, gehörte seit frühester Zeit zu Bayern; von 1356 — 1623 den Kurfürsten von der Pfalz und von da, bis zur Auflösung des teutschen Reichs, noch zu Bayerns Privilegien.

Doch Friederich der Truchseß, ein flammend Augenpaar,
Wie wenn der Blitz in Söller herabgefahren war:

„„Herr Junker! ... feiger Knabe, was schimpfest du so kühn?
Die Jungfrau macht die Galle dir im Gesicht erglühn?
Bei Gott! hör' ich, und räche nicht Unglimpf teutscher Frau'n,
So werd' aus deinem Schlunde die Zunge nicht gehau'n!""

„Sieh da, der sanfte Koser, wie wird er ritterlich!
So süße bei den Frauen, den Männern bitterlich!
Wie seinen Rindern will er die Zunge aus mir hau'n,
Versteht wohl umzugeben mit Rind, doch nicht mit Frau'n." —

„„Herr Kurfürst! weiset gnädig den frechen Hohn zu Recht,
Erlaubet meinem Degen, jetzt trifft er mir nicht schlecht!""
Noch wehte sanft die Freude in der Versammlung Kreis,
Wie sanfte Lüfte wehen im Blüthenwald des Mai's:

Da aus der Zwietracht Wolke fuhr lichter Blitze Loh',
Daß aus dem Kreis die Freude mit allem Witze floh;
Da ward es plötzlich stille, wie vor Gewittern still,
Und horchte man zum Donner, was seine Stimme will.

Doch Jene stürmen eilig selbander aus dem Saal,
Die Mitternacht erwartend im schönen Neckarthal;
Denn ernst verwies der Kurfürst des Zornes frevlen Streit,
Und dieses Streites Schlichtung zur eignen Tapferkeit.

Wie glänzt im tiefen Dunkel der weite Markt so licht,
Das sind der Schwerter Funken, wie stieben die so dicht;
Weh dir, o Handschuchsheimer, dein Gegner sticht dich aus,
Weh dir, bald ist erloschen mit dir dein altes Haus!

2.

Der Mutter Fluch.

Um Mittnacht auf dem Markte liegt Hans von Handschuchsheim,
Er liegt in seinem Blute; die Mutter schläft daheim;
Er liegt so still, so friedlich, es ist sein letzter Schlaf —
Der Truchseß mit dem Degen tief in das Herz ihn traf.

Jetzt ist aus seinem Busen der laute Haß geflohn;
Die Mutter schläft zu Hause; im Blut der einz'ge Sohn,
Er lächelt wie ein Kindlein, als hätt' er nie gegrollt,
Als hätte nichts als Liebe sein Blut von je gerollt.

Sie tragen über'n Neckar ihn stumm nach Handschuchsheim,
Den einz'gen Sohn der Wittwe; die Mutter schläft daheim;
Sie tragen ihn zum Schlosse, sie pochen an der Thür,
Da tritt mit einer Lampe die Mutter bang herfür.

Da zucket um die Leiche der Fackeln rother Schein,
Ihr Angesicht, das bleiche, wird selbst wie todter Stein,
Auf blutbefleckter Bahre sieht sie den theuren Sohn,
Ergraut sind ihre Haare — ihr Athem ist entflohn.

Und wie sie wieder aufwacht und wieder kennt den Sohn,
Sie hell zum Himmel auflacht wie aller Welt zum Hohn.
„So hüllt man dich in Rosen, mein gutes armes Kind!
O sagt, durch wen sie sproßen? O sagt's mir an geschwind.“

„Durch Friederich von Hirschhorn,“ — tönts aus der Träger Mund.
„Ha, Friederich von Hirschhorn! so möge mir zur Stund,
Der Herr des Himmels leihen solch einen Rachestrahl,
Daß ich den Mörder zeichne für Ein und alle Mal!

„Mein Fluch soll dieser Blitz seyn, sein Name soll verflucht,
Verflucht sein Stamm und Sitz seyn, und wenn er Ruhe sucht,

Soll immerfort ihn hetzen der Hölle wildes Heer,
Und selbst im Grabe letzen soll keine Rast ihn mehr!

„Gott mög' ihm nie verzeihen, ihm nie barmherzig seyn!
Mein Sohn, um Rache schreien soll selbst dein Leichenstein,
Und wie mit dir, mein Leben, des Vaters Stamm erlischt,
Sey auch der Name Hirschhorn im Lebensbuch verwischt!" —

Sie hören All' erbleichend der Mutter grausen Fluch,
Als müßte selbst die Leiche aufschrecken aus dem Tuch;
Doch lächelt sie voll Frieden, aus ihren Zügen spricht:
Vom Haß bin ich geschieden, dort oben zürnt man nicht."

E. Schuler.

Die Ahnung.

(1655.)

Warum so trüb, gestrenger Herr?
Warum denn so allein?
Ihr schaut ja in das Abendroth,
Und nicht in's Grab hinein! —
„Ich schaue in das Abendroth,
Mir deucht's ein See von Blut;
Mir deucht's ein weites Flammenmeer
In seiner dunklen Gluth.

„Und seht nur, wie es gierig sich
An meine Burgen legt,
Und aus den Fenstern, aus den Höh'n
Mit Purpurzungen schlägt!" —
Herr Pfalzgraf, ei! was fehlt Euch denn?
So sah ich Euch noch nie;
Welch tolle Bilder malet doch
Erhitzte Fantasie! —

„Nicht Fantasie, mein Burgvogt, nein!
Ich fühl's im Herzen tief,

Zur Wahrheit wird das Unglückswort
Das jene Stimme rief!" —
Mein edler Herr, Gott schütze Euch!
Ich kann Euch nicht verstehn;
Sprecht Ihr von böser Ahnung denn,
Habt Geister Ihr gesehn?

„Ich saß in meinem Speisesaal
Und aß, wie stets, allein,
Da tönt der mitternächt'ge Schlag
Durchs Fenster dumpf herein.
Und wie der letzte Schall erstirbt,
Da wird so bang es mir,
Und eine Stimme, hohl und tief,
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh' dir!"" *)

„Ich hab in mancher heißen Schlacht
Den Tod schon angeschaut,
Es hat mir nie vor seiner Macht,
Vor seinem Ruf gegraut.
Doch dieser Stimme Grabeston
Die dreimal ich gehört,
Hat meinen Muth, hat meine Kraft,
Mein ganzes Mark verzehrt.

---

*) „Dann wird's mit der Pfalz bei Rhein verloren seyn! Was vor eine Menge von Truppen, was vor Lärmen und Gedränge!" — Mit diesen Worten fuhr der kranke Kurfürst Karl eines Tages plötzlich aus dem Schlafe auf! Der bei ihm wachende Arzt erschrak darüber, aber nicht wegen des Inhalts der Worte — wie konnte er ahnen, welch traurige Weissagung sie enthielten? — Sichtbar schwanden von nun mit jedem Tage die Kräfte des Kurfürsten, und nach fünf Wochen um die Mittagszeit des 16. Mai 1685 erlosch sein abgezehrtes Leben."

(S. J. Baader's „Badenia," 1. Jahrg. S. 277.

Karls Tod — mit ihm endigte die Simmern'sche Linie des Pfälzischen Hauses — führte den Orleans'schen Krieg wegen der Pfälzischen Erbfolge herbei, der so verderblich für die Pfalz ward.

„Es drang der Ruf aus jener Welt
Mir tief in's Herz hinein —
Bald wird die schöne stolze Burg
Ein Scheiterhaufen seyn!“
Der Pfalzgraf sprachs und schleicht davon,
Das Herz ward ihm zu schwer;
Das Leben war ihm öd' und kalt,
Er lächelte nie mehr!

Heribert Rau.

Der Pfalzgraf. *)

Es reitet die Gräfin weit über das Feld,
Mit ihrem gelbhaarigen Töchterlein fein,
Sie reiten wohl in des Pfalzgrafen sein Zelt,
Und wollen fein fröhlich und lustig seyn.

Frau Gräfin, was jagt ihr so früh schon hinaus?
O reitet mit Eurem fein Liebchen nach Haus,
Der Pfalzgraf kommt selber gleich zu euch hinab,
Sie tragen ihn morgen hinunter ins Grab:

Es hat ihn eine Kugel so tödtlich verwundt,
Da starb er sogleich in der nämlichen Stund,
Da schickt er dem Fräulein ein Ringelein fein,
Soll seiner beim Scheiden noch eingedenk seyn.

„Hat dich o Pfalzgraf, die Kugel getroffen,
Wär' ich viel lieber im Neckar ersoffen;
Trägt man den Liebsten zum Kirchhof herein,
Steig ich wohl mit ihm in's Brautbett hinein.

„Will reichen ihm meinen jungfräulichen Kranz,
Will sterben und scheiden von Güter und Glanz;

*) Wahrscheinlich des Kurfürsten Philipp Wilhelms Sohn, Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, erschossen vor Mainz, 1689 den 30. Juli.

Lieb Mutter, setz Du mir den Kranz in das Haar
Auf daß ich schön ruhen kann auf der Bahr.

„Steck mir an den Finger das Ringlein fein,
Er mit mir soll liegen ins Grab hinein,
Ein schneeweißes Hemdelein zieh du mir an,
Auf daß ich kann schlafen bei meinem Mann.

„Auf Töchterleins Grab sollst legen ein Stein,
Drauf sollen die Worte geschrieben seyn:
Hier ruhet der Pfalzgraf und seine Braut;
Da hat man den beiden das Brautbett gebaut."

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn ꝛc." II. Band).

Der Blitz.

(1764.)

Geendet ist der Streit;
Des Krieges Furie schweiget,
Aus Schutt und Asche steiget
In junger Herrlichkeit,
Begrüßt durch Jubellieder,
Der Phönix Friede nieder.

Was mit Barbarenwuth,
Der Schande unbekümmert,
Auch Frankreichs Haß zertrümmert,
Strebt nun mit neuem Muth,
In Teutschlands schönsten Gauen
Der Teutsche aufzubauen.

So aus dem Schutt empor
Ist in den Pfälzer Landen
Auch Heidelberg erstanden.
Es will Karl Theodor
Dort allen Glanz entfalten,
Noch heut den Einzug halten.

Der Tag ist drückend schwül;
Kein Lüftchen will sich regen,
Kein Blättchen sich bewegen.
Ein ängstliches Gefühl,
Ein wunderbares Bangen
Hält Mensch und Thier umfangen.

Da kommt in finstrer Pracht
Am fernen Himmelsbogen
Allmählig hergezogen
Die dichte Wolkennacht,
Auf ihren schwarzen Schwingen
Verderben herzubringen.

Wie düster liegt das Schloß —
Gleich einem rief'gen Drachen,
Den Thalgrund zu bewachen —
Der Finsterniß im Schooß.
Wie ragen seine hohen
Thürme mit stolzem Drohen! —

Jetzt bricht das Wetter aus,
Und wie aus Höllenrachen
Ertönt des Donners Krachen,
Der Stürme wild Gebraus!

Doch wehe! welch ein Schlag!
Welch Feuermeer! — Es zischet
Rasch Blitz auf Blitz und mischet
Die Nacht mit lichtem Tag.

Hört ihr! es wimmert Sturm!
Es steht das Schloß in Flammen!
Schon stürzt es dort zusammen
Nah bei dem Glockenthurm.

Wie wild der Sturmwind schnaubt,
Und aller Hülf' zum Hohne

Drückt er die Flammenkrone
Der stolzen Burg auf's Haupt. *)

Es ist um sie geschehen —
Die Zinnen sind gefallen,
Verödet stehn die Hallen,
Gepeitscht von Windesweh'n.

Du trotztest kühn der Zeit
Gefräß'gem Ungeheuer,
Nun hat des Himmels Feuer,
Zerstört die Herrlichkeit.

Träum' sanft! — In Todesnacht,
Bist selbst du noch erhaben,
Wirst noch die Nachwelt laben
Mit deiner alten Pracht!

Heribert Rau.

---

*) Die Feigheit des Stadtcommandanten, General Heidersdorf hatte im Orleans'schen Erbfolgekriege Stadt und Schloß Heidelberg den Franzosen in die Hände gespielt. Festungswerke, Thürme und die Neckarbrücke wurden gesprengt und Stadt und Schloß in Brand gesteckt. Das Glück war für Heidelberg dahin. Zwar ließen die Kurfürsten Johann Wilhelm und Karl Philipp, Stadt, Schloß und Brücke wieder herstellen, da jedoch Letzterer wegen der Kirche zum heiligen Geist mit den Bürgern in Streit gerieth, verlegte er sofort seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim, wo er das neue Schloß und die Jesuitenkirche bauen ließ. Sein Nachfolger Karl Theodor besuchte an einem heitern Frühlingstage die verödeten Hallen des Sitzes seiner Vorgänger. Das Geläute der Glocken, eine über den Schloßberg wallende Procession, die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit und der Zauber der malerischen Umgebungen machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, den Kurfürstlichen Sitz hier wieder aufzuschlagen. Schon war Alles zu seinem Empfange festlich bereit, als am 24. Juni 1764 der Blitz alle vom Kriege noch verschont gebliebenen wohnlichen Reste zertrümmerte und verbrannte. Karl Theodor, der sehr abergläubisch war, hielt dies für einen warnenden Fingerzeig Gottes, und wagte nicht, das Schloß wieder aus seinem Schutte zu erheben.

(Siehe Boeder's „Sagen der Pfalz ꝛc." Seite 102).

Auf dem Schlosse zu Heidelberg.

(Im Julius 1814.)

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand;
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben teutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geistersehnsucht aus:
Die theuern Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset,
Hat in seiner Majestät
König Ruprecht einst gehauset,
Den der Fürsten Kraft erhöht;
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch stehn aus Karl's Palast,
Sah man die Herrscher weilen
Bei kühler Brunnen Rast.
Und wo zwei Engel kosen, [1])
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von sieben Rosen
Ein Kranz, was sie gedacht.

Ach! es ist in Staub gesunken
All der Stolz, die Herrlichkeit!
Bruder, daß ihr letzter Funken
Nicht ersterb' in dieser Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß stiften,
Unsre Vorzeit zu erneu'n
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrei'n.

Vor Allen, die gesessen
Auf Ruprechts hohem Thron,
War Einem zugemessen [2])
Der Erde höchster Lohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind befreit.

Viel der kecksten Ritter kamen,
Ihrem Dienste sich zu weih'n.
Dort wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ sie fern die Blicke schweifen
In das weite grüne Thal;
Nach dem Fernen soll sie greifen
In des Herrschens falscher Wahl.

Da kam wie Meereswogen,
Wie rother Feuersbrand,
Ein bittres Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Vesten bebten,
Es schwand des Glaubens Schein,
Und finstre Mächte strebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erschallt wie Kirchenglocken,
Teutschland, deine Herrlichkeit,
Und es weckt so süßes Locken
Immerdar des Wälschen Neid.
Wunden mag er gerne schlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die gepriesne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die schmähliche Geduld;

Doch was wir büßen sollten,
Wie groß auch unsre Schuld, —
Rein ist sie abgewaschen
In warmem Friedesblut,
Und herrlich aus der Aschen
Steigt unser altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm, [3])
Ob nicht käm' der Tag der Rache,
Ob nicht brauße Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen sie am Scheine
Von dem hohen Freiheitslicht,
Daß die Brust von hartem Steine
Schier vor Wonn' und Liebe bricht.

So stieg nach dreißig Jahren
Elisabeth, dein Sohn, [4])
Der manches Land durchfahren,
Auf seines Vaters Thron.
Er that wie Ritter pflegen,
War seines Landes Schutz,
Und bot mit kühnem Degen
Dem Wälschen Schimpf und Trutz.

Nimm denn jetzt auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone,
Teutschland, wieder deinen Platz!
Alles will für dich erglühen
Alte Tugend ziehet ein,
Und die teutschen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein!

Max von Schenkendorf.

1) Ruprecht III., Römischer König, erbaute 1400 den Theil des Schlosses, der jetzt noch seinen Namen trägt, und dessen vordere Wand sich noch bis heut erhalten hat; mehrere historische Merkwürdigkeiten befinden sich an derselben, als: der einfache Reichsadler, das

alte pfälzische Wappen, und vor allem die Verzierung über dem Haupteingang dieses Bau's: Zwei Engel halten einen Kranz von sieben Rosen, in dessen Mitte sich ein aufrecht stehender Zirkel befindet.

2) Friedrich V., der Gemahl der Prinzessin Elisabeth von England, einer der schönsten, aber auch ehrgeizigsten und unglücklichsten Fürstinnen. Die edelsten Ritter bewarben sich um ihren Dienst; Christian von Braunschweig trug ihren Handschuh am Hut und ließ in seine Fahnen setzen: „Für Gott und Sie." Friedrich V. erbaute ihr zu Liebe den sogenannten englischen Bau, von dem nur noch wenige Trümmer erhalten sind.

3) Im sogenannten Stückgarten steht ein viereckiger Eingangsthurm, in dessen Trümmern sich die Bilder dieser zwei Ritter befinden; es sind eigentlich etwas unförmliche Schildwappen, die trotz ihres kolossalen Gliederbaues sich ihre dicken Spieße mit sammt dem silbernen Pfälzischen Wappen, welches sie zu bewachen hatten, von den Franzosen entwenden ließen.

4) Karl Ludwig, der Sohn Friedrichs und Elisabeths, war 33 Jahre alt, als er nach dreißigjähriger Verbannung in sein Vaterland zurückkehrte. Die Pfalz war unterdeß eine Wüste und das Heidelberger Schloß unbewohnbar worden. Dieser edle Fürst that Alles, was in seinen Kräften stand, um den äußern Wohlstand, die bürgerliche Ordnung und die Sicherheit seiner Länder wieder herzustellen. Vor seinem Ende mußte er aber noch die von Frankreich einbrechende neue Verwüstung derselben erleben. Da zeigte sich seine Gesinnung auf eine echt fürstliche und ritterliche Weise. Als Ludwig XIV. die Republik Holland anfiel, hielt der Kurfürst zur rechten, entgegengesetzten Partei. Mehrere feindliche Heerhaufen verwüsteten die Pfalz und die gesammten Rheinischen Lande. Der Kurfürst, der sich von Heidelberg nach der von ihm wieder erbauten Friedrichsburg begeben hatte, sah den Brand längs der Bergstraße und wankte nicht. „So lange ich nur dieses habe" — sprach er, ein Stück Schwarzbrod essend, — „soll mich keine Gewalt schrecken!" — Es ist hier der Ort, zu erwähnen, daß der sogar von den Teutschen hochgefeierte Türenne damals ein eben so arger Mordbrenner und Räuber war, als Rochefort und Baubrun, als späterhin Melac und Dürras, als in unsern Tagen Davoust und Vandamme. Der gutmüthige Teutsche hat aber von jeher diejenigen seiner Feinde, welche die ärgsten sind, weil sie durch einen Schein von Großherzigkeit ziehen, hochgepriesen und dagegen seiner eigenen Leiden vergessen. Als der Kurfürst das Elend der Pfalz nicht länger mit ansehen konnte, forderte er den französischen General zum Zweikampf. „Was Sie an meinem Lande verüben," — schrieb er ihm — „kann unmöglich auf Befehl des allerchristlichsten Königs geschehn; ich muß es als Wirkung eines persönlichen Grolls gegen mich betrachten. Es ist aber unbillig, daß meine armen Unterthanen büßen,

was Sie vielleicht gegen mich auf dem Herzen haben, darum mögen Sie Zeit, Ort und Waffen bestimmen, unsern Zwist abzuthun." — Der große Türenne stellte sich aber nicht.

Das Leben Karl Ludwigs böte einen schönen Stoff zu einer teutschen Odyssee. Seine Geburt von so herrlichen Eltern, der Fall seines Hauses, seine Flucht als Kind, seine Wanderschaft zum Großvater nach England, die Wiedereinsetzung in seine Länder, die neue Verwüstung derselben, und gleich nach seinem Tode der Ausbruch des Krieges wegen der Orleans'schen Erbfolge, der durch die unglückliche Vermählung seiner Tochter veranlaßt war, verflochten mit den Geschichten der Reformationen und des dreißigjährigen Krieges; sein frommer Traum von der Vereinigung aller christlichen Confessionen, welchen er einen Tempel der Eintracht in Friedrichsburg erbaute, worin er neben seiner geliebten Raugräfin, Luise von Degenfeld, bestattet wurde, u. s. w., ein so vielfältig bewegtes Leben gäbe eine Fülle von Stoff für ein großes Gedicht.

(Obige Noten von Max von Schenkendorf selbst, befinden sich in der Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte. Berlin 1837. Seite 390 und ff.)

Der Hexenbiß.

Am Heidelberger Schloß, am großen Thor,
Da hängt ein dicker Ring von Eisen vor.

Wer ihn durchbeißt, erhält das Schloß zu eigen?
Hat Niemand Lust, der Zähne Kraft zu zeigen.

Ihr, die so viele Haar' ihr trägt darauf,
Ihr Herrn Studenten, beißt doch an, wohlauf!

An jenem Ringe sieht man noch den Riß,
Den eine Hex' einst in sein Eisen biß;

Beißt nach in's Loch, das sie vorausgeschafft!
Und zeigt, daß Eure Kraft noch unerschlafft!

(Vergl. Moore's „Anzeiger u." 1835. S. 306.)

A. Schzlr.

Der Riesenstein.

Wo lockend das edele Heidelberg liegt,
Sich gastlich am grünlichen Neckar hinschmiegt;

Da lagern viel stattliche Berge gethürmt,
Von brausenden Winden und Wettern umstürmt.

Noch prangete nicht auf dem Berge das Schloß,
Nur's Städtlein sich thalwärts zum Neckar ergoß.

Die milderen Lüfte, das üppige Grün,
Das Rauschen der Wasser, im Thale das Blühn,

Das hatte den Riesen gelockt und verführt,
Der einen der Berge zur Wohnung erkührt.

Und als er zum erstenmal hält seine Rast,
Sieht's Städtlein mit Graun den unheimlichen Gast;

Er steht auf der Kuppe des Berges dort,
Den Sohn auf dem Rücken an sicherem Ort.

Gewanderrt seyn mußt' er aus fremdem Land,
Gar seltsame Pflanzen trug seine Hand;

Mit Nägeln gar scharf gräbt er ihnen ein Grab,
Und senket die Wurzeln der Reben hinab.

Es wandert der Alte oft einsam aus,
Und läßt den blühenden Knaben zu Haus;

Der thut dann zum lustigen Zeitvertreib
Den Schiffern im Neckar viel arges Leid.

So oft sich ein Segel den Bergen naht,
Da sinnt schon der Erzschelm auf bösen Verrath;

Reißt lichernd den mächtigsten Felsblock los,
Und schleudert ihn leicht in der Wasser Schooß.

Wenn hoch sich die Woge dann kräuselt und schäumt,
Empor gleich dem Rosse der Kahn sich bäumt;

Dann fühlet der Knabe die fröhlichste Lust,
Er wird sich der eigenen Kraft bewußt;

Vergnüget sich so manch einsamen Tag,
Treibt's Spielwerk den Schiffern zur Noth und Plag.

Er stauet mit Steinen den Neckar so voll,
Daß oftens aus seinen Ufern er quoll;

Er schleudert die Felsen so kunstreich und klug,
Als ob eine Brück' er den Städtern schlug. —

Einst kehrt von der Wandrung der Alte nach Haus,
Er hatte beisanden den rühmlichsten Strauß.

Es jauchzt ihm das Herze, als hoch auf den Höhn,
Er sieht seinen Jungen so stattlich und schön:

„Ihr ziehet die Stirne stets finster und kraus,
Herr Vater, so oft Ihr nur wandert hinaus;

„Doch kehret Ihr wieder zur Heimath zurück,
Dann strahlet so freudenverklärt Euer Blick.

„Mich dürstet's nach Thaten, es treibt mich zum Kampf,
Aufwirbeln nur seh' ich vom Städtlein den Dampf.

„Herr Vater versucht es und nehmet mich mit,
Zufrieden seyn sollt Ihr mit meinem Ritt!" —

„Was kommt dir zu Sinnen, du winziger Daus?
Du willst in die Welt mir vor Zeiten hinaus!"

„Herr Vater, so prüfet nur einmal die Kraft,
Die weichlich durch Müßiggang endlich erschlafft!" —

„Und willst du denn opfern den Frieden zu Haus
Dem Kampf mit dem Zwergen, dem nächtlichen Graus:

„„So will ich zur Probe dir setzen ein Ziel,
Das selbst deinem Vater nicht dünket ein Spiel;

„„Und lösest vielleicht du's in Jahresfrist,
Dann mögest du wandern nach eignem Gelüst!"'

Los reißt nun der Alte den riesigsten Stein
Und wieget ihn erst in den Händen sein;

Er schleudert ihn hoch und es brauset die Luft,
Wild braust es das Echo durch Thäler und Kluft;

Erst jenseits des Neckar's der Urgranit
Mit Donnergepolter herniederglitt.

Als das der Junge vollendet sieht,
Vor Freude sein ganzes Wesen erglüht;

Er reißt einen Felsblock sich lachend los,
Noch einmal so schwer, noch einmal so groß,

Und schleudert ihn hoch — daß die Gegend erbebt —
Auf den ersten, den er im Falle begrabt.

Als nun dieses Wunder der Vater erschaut,
Vor'm eignen Sohne dem Alten es graut.

Nachdem er noch einmal gemessen den Sohn,
Dreht stumm er den Rücken und schreitet davon.

Und fröhlichen Sinnes, ein mächtiger Held,
Zieht jubelnd der Sohn in die weite Welt,

Wohin die beiden Riesen gewallt,
Die Kunde davon wohl nirgends erschallt.

Nur beide Felsen im kühlen Grund
Nennt Riesenstein noch des Volkes Mund.

Heinrich Künzel.

(Aus der Gedichtsammlung: „Fliegende Blätter" von H. Künzel. Frankfurt 1839.)

Der Wolfsbrunnen.

Als der bei Heidelberg liegende, nun Jettenbühl genannte Hügel noch dichter Wald war, wohnte in seinen Schatten eine Seherin, Namens Jetta. Hoch und würdevoll war ihre Gestalt und in Schönheit und Anmuth der einer Unsterblichen gleich. Ein edler Jüngling aus dem Frankenvolke, zu dem der Ruf von dieser Seherin gedrungen war, faßte den Entschluß, sie aufzusuchen und sie über sein künftiges Schicksal zu befragen. Sein Herz kannte keine Furcht; als er aber nun in ihrem Haine vor ihr stand und eine Jungfrau aus Walhalla zu erblicken wähnte, gerieth er in Verwirrung und konnte vor einer Weile seine Anrede nicht vorbringen. Endlich sprach er in schüchternem Tone: „Hohe Jungfrau! Dir ist, wie mir der Ruf verkündet, die göttliche Gabe verliehen, klar in die Zukunft zu sehen; wolltest du mir nicht auch weissagen, welch ein Loos meiner wartet?“ — Jetta warf einen forschenden Blick, der aber bald in ein wohlgefälliges Lächeln überging, auf den jungen Helden und erwiederte:

„Morgen Abend, sobald sich die Sonne zum Untergange neigt, stelle dich wieder hier bei mir ein; ich will indessen die Runen über deine Zukunft befragen!“

Der Jüngling verfehlte nicht, des andern Tages pünktlich um die bestimmte Zeit im geweihten Haine zu erscheinen. Er traf die Seherin in trübe Gedanken versunken. „Was haben die Runen geantwortet?“ frug er leise. Jetta schüttelte wehmüthig das lockige Haupt und erwiederte mit einem Seufzer: „Die Deutung ist mir nicht ganz klar geworden; allein ich fürchte, unsre Lebenssterne berühren sich.“

„Dann war' ich ja überglücklich!“ — rief der Jüngling, ihr zu Füßen stürzend und ihre Hand ergreifend, die er mit glühenden Küssen bedeckte. — „Willst du denn dein Loos an das meinige knüpfen?“ — fragte die Jungfrau. Der Jüngling schwur ihr bei allen Göttern, fortan nur ihr allein anzugehören.

„Dann muß unser Glück vor den Augen der Menschen verborgen bleiben!“ — flüsterte mit bebenden Lippen die Seherin und bezeichnete ihm die Quelle, die nahe bei jenem Haine fern-

delte, zum Ort ihrer ferneren Zusammenkünfte, wozu jedoch nur die Nacht gewählt werden dürfe. Aber schon in der ersten Nacht, als der liebeglühende Jüngling zur Quelle kam, bot sich ihm ein entsetzliches Schauspiel dar: Jetta lag, bereits leblos, unter den Klauen eines mächtigen Wolfes, der ihre zarten Glieder zerfleischte, zu Boden. Der Mond beleuchtete die gräßliche Scene. Der Jüngling stürzte augenblicklich mit gezücktem Schwert auf das Unthier los, welches ihm nach kurzer Gegenwehr, von seiner Klinge durch den dampfenden Schlund gebohrt, erlag.

Dann begrub er seine geliebte Jetta unter heißen Thränen an der Quelle und sich selbst in die Waldeseinsamkeit einer Klause nahe dabei, wo er wenige Monde darauf aus Schmerz auch sein Leben verhauchte.

Seit jener Zeit führt die Quelle den Namen Wolfsbrunnen.

(S. B. Schreiber's „Sagen ꝛc.")

(Ferner: „Die Sage vom Wolfsbrunnen." Von Amalie von Helwig, geb. v. Imhof. Hdbg. Engelmann. In verschiedenen Ausgaben.)

Die Sage vom Wolfsbrunnen.

(Mündliche Erzählung.)

Schon spiegelt auf des Neckars Fluth
Der Mond sein wachsend Horn;
Wer wallt noch flink und wohlgemuth
Waldein zum grünen Born?

Ein Mägdlein ist's, vom Jettenbühl
Die schöne Sehrein;
Getreuer Minne Machtgefühl
Ermuthigt ihren Sinn.

Allabendlich zum Waldborn kam
Ein fremder Jägersmann,

Ein Recke kühn und minnesam,
Den Jetta liebgewann.

Oft bei des Mondes Dämmerstrahl
Hat sie der Quell belauscht,
Da ward gekos't so manches Mal
Und Kuß um Kuß getauscht.

Auch heute wagt sie ihm zur Huld
Den späten Pilgergang,
Vor heißer Herzensungeduld
Deucht ihr der Pfad so lang.

Sie hat nicht Ruh, sie hat nicht Rast,
Es drängt sie mehr und mehr,
Waldvöglein sang vom Tannenast:
„O eile nicht so sehr!“

Bald naht dem Ziel ihr flinker Fuß,
Sie sieht, von Busch umzweigt,
Den Buhlen schon: „Mein Schatz, bist du's?“
Er regt sich nicht und schweigt.

Da flog das Mägdlein sehnsuchtsschnell
Ihm zu — mit Ungestüm
Umfängt sie, weh! nicht ihr Gesell, —
Ein leibend Ungethüm.

Ein Wolf, der dort den Durst gestillt,
Hält gierig sie umklaut,
Vom Blut, das ihrem Leib entquillt,
Wird Busch und Moos bethaut.

Hört in der Runde denn kein Ohr
Ihr herzzerreißend Schrei'n?
„O Waidmann! Waidmann, komm hervor,
Dein Liebchen zu befrei'n!“

Hoch auf! er ist's, er eilt herbei,
Gewaltig trifft sein Streich,
Das Unthier stürzt, die Maid ist frei,
Doch leichenfalt und bleich.

Sie blickt zum letzten Mal ihn an,
Der Glück und Tod ihr gab,
„Habe wohl, herzlieber Jägersmann!
Mein Brautkranz fällt in's Grab."

Ihr Auge brach am Jettenbühl,
Wo lebend sie gehaust;
Da ruht die Jungfrau tief und kühl,
Von Neckarsturm umbraust.

Bei Heidelberg im Pfalzerland
Begab sich dieses Leid;
Wolfsbrunnen ward der Quell genannt
Bolzert von jener Zeit.

Dies Lied findet sich, ohne Angabe des Verfassers, in J. Baader's „Sagen des Neckarthals, der Bergstraße und des Odenwalds ꝛc." (Mannheim, Bassermann, S. 197 und ff.) mit folgenden Noten:

Die alte Sage berichtet: Einst habe die Zauberin Jetta, die auf dem Schloßberg bei Heidelberg hauste, an einem sonnigen Tage ihre Wohnung, eine alte Kapelle, verlassen, um ihren müden Geist durch einen Spaziergang auf den Bergen zu erquicken. Das Schicksal hatte ihre Schritte über die Höhe in ein Thälchen geleitet, wo die dichteste Wildnung den moosigen Boden bedeckte. Entzückt von dem zauberischen Gemälde und dem kühlen Schattengrunde, sey sie an der Quelle behutsam niedergekniet, um die glühenden Lippen in den klaren Wellen zu erfrischen. Da habe eine hungrige Wölfin sie erblickt, und plötzlich mit ihren Jungen aus dem Gebüsche hervorstürzend, die Weissagerin, die flehend ihre Hände um Rettung zum Himmel erhob, auf der Stelle in Stücke gerissen ꝛc.

Nach mehreren Schriftstellern soll diese Jetta Niemand anders als die Wellebe der Minnesänger gewesen seyn, was jedoch gewiß eine grundlose Behauptung ist. Aus römischen Schriftstellern ersehen wir dies, daß Velleda gefangen nach Rom geführt wurde; daß sie aber jemals zurückgekehrt, darüber mangeln uns alle Nachrichten. Sehr anmuthig erzählt hat Amalie von Helwig, geb. v. Imhoff, die „Sage vom Wolfsbrunnen."

Der Wolfsbrunnen bei Heidelberg.

(Romanze.)

Sinnend unter Buchenbäumen
Jetta saß, die Seherin,
Saß versunken in ihren Träumen,
Blickte traurig vor sich hin.
Und zu ihren Füßen spielte
Kieselklar ein frischer Quell;
Jetta, warum du so düster,
Und die Quelle doch so hell?

Fraget nicht, sie hat gelesen
In den Runen ihr Geschick.
Heiter war sie einst gewesen;
Ach, zerstört nun ist ihr Glück!
Fluch dem Blick in künft'ge Tage!
Unglückel'ge Seherin!
Hast dem Todesloos erspähet!
Deine Ruhe ist dahin!

So, in Träume hingesunken,
Hörte sie den Jüngling nicht,
Der, die Aexte vor sich werfend,
Aus dem Buchendunkel bricht;
Sah nicht, wie er, tief erschüttert,
Stille steht vor ihrem Bild,
Wie vom Wetterstrahl getroffen,
Wie von Himmelslust erfüllt!

Und so stand der Jüngling lange,
Bis sie, aus dem tiefen Traum
Aufgewacht, nach Oben schaute
Zu dem blauen Himmelsraum.
Da, geheimnißvoll durchschauert,
Fiel auf ihn ihr Seherblick,
Und von höh'rer Lust ergriffen
Fuhr er glutheubrannt zurück:

„Seherin, ich bin gekommen
Aus dem fernen Frankenland,
Mein Geschick von dir zu hören,
Wie sich's in den Runen fand."
Und er wollte weiter reden,
Doch im Herzen blieb das Wort,
Nur die Röthe seiner Wangen
Sprach es leise für sich fort.

Und, wie von der Abendröthe
Rosenscheine überstrahlt,
Glühend roth die Wolken glänzen,
Feurig sich der Himmel malt,
Also saß, von Glanz umflossen,
Jetta hier am Quellenrand:
„Morgen sollst du Alles hören,
Wie ich's in den Runen fand!"

Als der Morgen war gekommen,
Stand der Jüngling wieder da,
Und die Seherin verkündet,
Was sie in den Runen sah:
„Fremdling, deines Lebens Loose
Knüpfen sich an meine an;
Denn mit Jetta sollst du gehen
In Walhalla's Burg hinan!"

Da, im Uebermaß der Wonne,
Daß nicht Wahnsinn sey sein Traum,
Wirft er sich zu ihren Füßen
Freudetrunken, glaubt es kaum;
Und wie einem Heil'genbilde
Küßt er zagend ihre Hand;
Und die Herzen sind vereinet,
Und geschlungen ist das Band.

Von der Heimath weit getrennet,
Ferne von des Vaters Haus,

Hat er Jetta sich verschworen,
Bis ihm lösch' das Auge aus.
Hier, beim Schein der stillen Sterne,
Soll er ruhn an ihrer Brust,
In dem heil'gen Buchenhaine
Trinken süße Liebeslust.

So von Sehnsucht heiß erglühet,
Bis die Sonne wieder sinkt,
Und zum sel'gen Wiedersehen
Abendstern ihm freundlich winkt,
Irrt er auf den grünen Hügeln,
Auf den Schlössern rings umher;
Denket nur der Sternenstunden,
Denkt nicht seiner Heimath mehr!

Aber, ach! als er so glühend
Bei dem nächsten Sternenschein
Zu der Quelle wieder eilet,
Hin zu Jetta's heil'gem Hain;
Ach! die Seele muß vergehen
Vor dem schrecklichen Gesicht,
Das sich gräßlich ihm enthüllet,
Als er durch die Zweige bricht.

Die er wähnte zu begrüßen,
Zu umfassen liebentbrannt, —
Jetta liegt im Todesblute
An der kühlen Felsenwand!
Wo ihr dunkelblaues Auge
Lächelte ihn freundlich an,
Grinst ein Wolf und streckt die Zunge
Blutgefärbt zu ihm heran!

Von Verzweiflung ergriffen
Streckt er schnell das Unthier hin,
Wirft sich auf die schöne Leiche —
Eine Sonne im Verglühn! —

Und, von wilden Zahn zerfleischet,
Liegen Glieder rings herum!
Eine freche Mördergrube
Ist das stille Heiligthum!

Viele Jahre sind verflossen,
Doch die Quelle rieselt fort;
Und die Buchenbäume flüstern
Immer noch von Jetta's Mord;
Selbst die Goldforellen unten
In des Brunnens tiefem Grund,
Lauschend auf der Blätter Säuseln,
Tragen ihn von Mund zu Mund!

Morgenblatt.

Am Wolfsbrunnen bei Heidelberg.

Du edler Brunnen du, mit Ruh und Lust umgeben,
Mit Bergen hier und dort als einer Burg umringt,
Du herrlichster der Quell'n, aus welchem Wasser dringt,
Anmuthiger denn Milch und köstlicher denn Reben.

Du unsers Landes Kron' und Haupt, in seinem Leben
Die werthe Nymph' oft selbst die lange Zeit verbringt,
Du, drey' Gekügel ihr zu Ehren lieblich singt,
Wo nur Ergötzlichkeit und keusche Wollust schweben.

Vergeblich bist du nicht in dieses grüne Thal
Beschlossen von Gebirg und Klippen überall;
Die künstliche Natur hat darum dich umfangen

Mit Klippen und Gebüsch, auf daß man wissen soll,
Daß alle Fröhlichkeit sey müh- und arbeitsvoll,
Und daß auch nichts so schön, es sey schwer zu erlangen.

Martin Opitz.

Der Jettabühl.

Als noch im Reiche der Germanen
Der Adler Roms sein Nest gebaut,
Als in den Waldern unsrer Ahnen
Des Christenthumes Morgen graut',
Und unter tausendjähr'gen Eichen
Der Barde seine Lieder sang,
Da war es, als aus diesen Zweigen
Prophetisch manches Wort erklang.

Noch prangten hier nicht kühn Paläste,
Von wildem Leben laut durchbraust,
Noch wehte Frieden durch die Aeste,
In deren Schatten Jetta haust.
Von Gottes Geist hinweggerissen
Aus einer Welt voll Wahn und Schein,
Zog aus des Waldes Finsternissen
Sie hier nur Trost und Frieden ein.

Von der Begeistrung Schwung getragen,
Umrauschet von der Dichtung Weh'n,
War ihr die Zukunft aufgeschlagen,
Das Ferne sah sie vor sich stehn.
Von nah und weit, von jedem Orte
Zog man zum Jettahügel hin,
Zu lauschen dort dem Seherworte
Der jungfräulichen Zauberin. *)

So stand sie einst im Abendstrahle,
Weit flatterte ihr weiß Gewand,
Die Blicke ruhten auf dem Thale
Und auf dem Busen ihre Hand.
Wie glänzen ihre blauen Augen
In wunderbarem, düstern Licht!
Ein höh'res Sein scheint aufzutauchen,
Entzücken strahlet ihr Gesicht.

„Ihr alten Eichen, ihr müßt fallen!“ —
So ruft sie hochbegeistert aus —
„An eurer Stätte tragen Hallen
Und schlanke Säulen bald ein Haus,
Das, wechselnd in der Zeiten Drange,
Erglänzen wird in stolzer Pracht,
Und dessen Ruhm Jahrhundert lange
Durchleuchten wird des Reiches Nacht.

„Doch Frühlingsluft weicht Sommersgluthen,
Dem Winter wird der Herbst zum Raub,
Allmächtig ist der Zeiten Fluthen,
Es reift die Frucht, es sinkt das Laub.
So wird auch dieses Schloß zertrümmern,
Zerstäuben seine Herrlichkeit;
Doch seine Söhne werden schimmern
Im Glanze der Unsterblichkeit!

„Und wenn die rohe Kraft erlegen,
Dann wird die Weisheit auferstehn,
Und fröhlich wird ihr reicher Segen
Durch dieses Thales Gründe wehn.
Erwachen wird ein edles Streben
In jedes guten Menschen Brust,
In Harmonie löst sich das Leben,
Und selbst das Sterben wird zur Lust.“ —

So rief sie laut, und Ahnungsschauer
Durchrieselten die Seherin.
Wehmüthig rauscht, in tiefer Trauer,
Der Wind durch ihre Eichen hin.
Sie ging, gebeugt von heilgen Sorgen,
Wohl tiefer in den düstern Wald,
Doch fand sie schon der nächste Morgen
Am Fuß des Hügels todt und kalt.

Heribert Rau.

1) Nach den alten Chroniken und der allgemeinen Volkssage wohnte zur Zeit der Brukterischen Seherin Velleda eine Jungfrau, Namens Jetta, auf dem Hügel, worauf jetzt das Heidelberger Schloß steht

und welcher noch der Jettabühl genannt wird. Sie hielt sich in einer uralten Kapelle auf, deren Trümmer noch zur Zeit, als der Pfalzgraf Friederich (um's Jahr 1544) einen schönen Palast baute, welchen man den „neuen Hof“ nennt, zu sehen waren. Dieses Weib war wegen ihrer Wahrsagekunst weit und breit berühmt, verließ aber nur selten ihre Kapelle, wahrscheinlich um sich ein geheimnißvolleres Ansehen zu geben. Ward sie um Rath gefragt, so gab sie Antwort durch ein kleines Fenster, ohne sich selbst sehen zu lassen. Unter Anderm verkündigte sie in Reimsprüchen: „Es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in künftigen Zeiten von hochfürstlichen Männern, welche sie mit Namen nannte, sollte bewohnt, bewehrt und geziert, und das Thal unter demselben mit vielem Volk besetzt werden.“

(J. Baader's „Sagen der Pfalz, des Neckarthals ꝛc.“)

Der Königsstuhl. *)

Gar treuherzig erzählen Joh. Sabellicus und Johann Agrikola, auf der Spitze dieses Berges habe ein alter teutscher König, Estermann mit Namen, sich um 2250 vor der christlichen Zeitrechnung einen Stuhl oder Sitz gebaut, und dieser sey von Caroceus im Jahr 442 nach Chr. G. zerstört worden.

Noch in später Zeit stand auf der Spitze des Berges eine mächtige Eiche mit Sitzen, welche man den Königsstuhl nannte. Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß einer der fränkischen oder teutschen Könige diesen Berg bestiegen, sich unter der Eiche ausgeruht, und die Stelle davon den Namen erhalten. Oder sollte der gepflasterte Hinweg auf ein höheres Alter deuten und auf dieser Höhe ein Kastell gestanden haben?

(S. „Heidelberg und seine Umgebungen,“ von Al. Schreiber. Heidbg. 1844.)

*) Seit Kaiser Franz i. J. 1815 diesen Ort besuchte, wurde der Name zum Kaiserstuhl erhoben. Auf der Spitze des Berges ward 1832, aus freiwilligen Beiträgen, um der herrlichen Aussicht willen, ein Thurm erbaut.

Der Heiligenberg.

Vom schöngelegenen Dorfe Neuenheim *) aus führt der am wenigsten mühsame Weg auf diesen Berg, der sich 1320 Pariser Fuß über den Spiegel des Mittelmeers erheben soll. Ein Pfad windet sich durch reiche Pflanzungen von Reben, Obst- und Kastanienbäumen zu seinem Gipfel empor, den anmuthige Laubwaldung umkränzt. Wahrscheinlich ist dieser Berg der Mons Pyrus, welchen Ammianus Marcellinus erwähnt. Die Römer weihten ihn dem Merkur. Zwei hier befindliche Höhlen, die Heidenlöcher genannt, und mancherlei daselbst gefundene Alterthümer erinnern sowohl an römische Niederlassungen, als an die urteutsche Zeit; auch hat man noch Reste eines römischen Kastells entdeckt, das ohne Zweifel von den Franken oder Alemannen zerstört wurde. In der christlichen Zeit erhielt diese Höhe den Namen Abrahamsberg, und die Abtei Lorsch ließ hier ein Benedictinerkloster bauen, von dem man nur noch einige Trümmer sieht. Die Benennung Heiligenberg soll im eilften Jahrhundert entstanden seyn, weil damals der von seinen Mönchen vertriebene Abt des Klosters Hirschau bei diesen Benedictinern eine Zufluchtsstätte gefunden, und später unter die Heiligen versetzt wurde. Nach der Volkssage war auch in der Vorzeit eins der Heidenlöcher durch einen unterirdischen Gang, der einen Tunnel unter dem Neckar bildete, mit den Gewölben des Heidelberger Schlosses verbunden. **) Auf dem Gipfel des Berges entzückt uns eine herrliche Aussicht.

(Tagebuch K. Grob's „Malerisch historische Schilderung der Neckargegenden u." Seite 37).

---

*) Im letzten Hause dieses Dorfes soll Luther auf seiner Reise zum Wormser Reichstag übernachtet haben.

**) Vom Schlosse geht ein unterirdischer Gang, unter dem Neckar hinweg, auf den Heiligenberg, in dessen Tiefe reiche Schätze, und auch die zwölf Apostel von gediegenem Silber, verborgen liegen.

(Aus Moos's „Anzeiger u." Jahrg. 1838.)

Puncker von Rohrbach.

(Seitenstück zur Wolfheim. Teil 4 Tage.)

Der Pfalzgraf zu Rhein, Ludwig der Bartige genannt, weil er seinen Bart mit besonderer Sorgfalt pflegte, hielt im Jahr 1426, nachdem seinem Gebiete Kaiserliche Ländereien zugefallen waren, das feste Schloß Lindenbrunnen um deßhalb belagert, weil die Burgbewohner mehrmals räuberische Streifzüge in die Umgegend unternommen hatten. In seinem Gefolge befand sich ein Scharfschütze, Namens Puncker von Rohrbach,*) welcher im Geruche der Zauberei stand und ein solcher Künstler auf der Armbrust war, daß er auch das kleinste und fernste Ziel niemals verfehlte. In kurzer Zeit war die ganze Besatzung des belagerten Schlosses, auf ihren jeweiligen Ausfällen, den Bolzen des furchtbaren Scharfschützen erlegen.

Ein solcher Mann konnte nicht anders als dem Pfalzgrafen gefährlich erscheinen und mußte ihn für sich selbst fürchten lassen, so treffliche Dienste im Feld und auf der Jagd er ihm leistete. Um ihm nun eine Falle zu stellen und ihn zum eigenen Geständniß seiner Zaubereien zu bringen, befahl er ihm eines Tages, seinen Knaben sich zum Ziele zu nehmen, demselben einen Pfennig aufs Barett zu legen und diesen, ohne das Barett zu verletzen, mit einem Pfeile vom Kopfe seines Söhnchens herunterzuschießen. Erfüll' er diese Bedingung nicht, so sey er des Todes. Lange weigerte sich Puncker, mit der Entschuldigung, der Teufel könne ihm möglicherweise die sonst so sichere Hand fehllenken, und dann sey er ihm und dem ewigen Untergang verfallen. Doch alle Bitten und Beschwörungen scheiterten an dem harten Herzen des Pfalzgrafen: Der Knabe, mit dem Barett und dem Pfennig auf dem Kopfe, mußte sich in einer gewissen Entfernung als Ziel stellen. Da zog der unglückliche Vater, nachdem er einen Bolzen der Armbrust aufgelegt hatte, einen zweiten Pfeil hervor und steckte ihn in seinen Koller, worauf er losdrückte und den Pfennig, ohne das Barett nur zu streifen, glücklich vom Haupte des Knaben herunterschoß.

*) [illegible]

Auf die Frage des Pfalzgrafen, zu welchem Zweck er einen zweiten Pfeil in sein Koller gesteckt habe, gab ihm Puncker zur Antwort: „Wenn ich, von dem Teufel, ob solcher Versuchung mißlenkt, meinen Knaben erschossen hätte, dann Herr, würde ich augenblicklich, da ich doch in diesem Falle dem Tod wäre geweiht gewesen, Euch selbst mit diesem andern Pfeile durchbohrt, und so meinen Sohn gerochen haben!"

Ueber das Weitere schweigt die Sage, welche lateinisch im berüchtigten Buche: „Malleus Maleficarum," („Hexen-Hammer"), lib. II. cap. XVI. und als Auszug auch im II. Bande der „Schriften des Badischen Alterthumsvereins," Seite 250, zu finden ist. Im letzterem sagt Mone folgende Anmerkung bei:

„Die Heimath dieses Mannes ist in dieser Sage auch genannt, nämlich Rohrbach (bei Heidelberg) Wormatiensis diocesis. (Im Wormser Kirchensprengel). Die Uebereinstimmung mit der Sage vom Tell ist augenfällig, nur ist der Schuß noch künstlicher, nämlich nach einem Pfennig (denarium) statt nach einem Apfel; deßhalb erklärt aber auch die Sage den Puncker für einen Hexenmeister (Maleficus). Der Malleus maleficarum wurde um 1486 geschrieben, und da der Verfasser in dieser Sage um 60 Jahre zurückweist, so würde der Scharfschütze Puncker in das Jahr 1426 fallen und der bärtige (dort ungenannte) Fürst war demnach kein anderer, als der Pfalzgraf Ludwig der Bärtige, welcher 1436 starb."

M. Schüle.

Neckarthal und Odenwald.

Der Ritter von Angeloch. *)

Als der heil. Bernhard im Dome zu Speyer das Kreuz predigte, ließen sich viele Edle am Rhein damit bezeichnen und unter ihnen auch der Ritter von Angeloch, dessen Burg einige Stunden von Heidelberg lag. Er hatte eine junge schöne Gattin und zwei hoffnungsvolle Knaben; aber so sehr auch sein Herz an Weib und Kindern hing, so siegte doch die fromme Schwärmerei jener Zeit über seine zärtlichen Gefühle, und er schloß sich den Zügen der Kreuzfahrer an, nachdem er seine Lieben dem Schutze des Ritters Konrad von Asbach empfohlen, der am Neckar wohnte und zwar ein tapferer, aber auch äußerst habsüchtiger, überdies schnöden Lüsten ergebener Mann war, welche Fehler der Ritter von Angeloch freilich nicht in ihm vermuthete.

Ein Jahr war seit des Letzteren Abreise verflossen, als ein Knecht desselben mit der Trauerbotschaft aus Palästina heimkehrte, sein Herr sey in einem Gefechte mit den Ungläubigen an seiner Seite gefallen. Als Wahrzeichen übergab er der Frau Irma den Ring, welchen er ihrem sterbenden Gatten vom Finger gezogen.

Die unglückliche Wittwe versank in trostlosen Schmerz. Sie hüllte sich in Trauerkleider und ließ viele Messen lesen für die Ruhe des Hingeschiedenen.

So gingen sechs Monate vorüber, während welcher Zeit

---

*) [illegible], von Neckargemünd anderthalb Stunden südlich entfernt.

Frau Irma eingezogener als eine Wittwe lebte und sich außer ihren gottesdienstlichen Uebungen blos noch der Erziehung ihrer beiden Knaben widmete. Da besuchte sie eines Tages der Ritter von Asbach auf ihrer Burg und warb um ihre Hand, was sie aber auf glimpfliche Weise ablehnte. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, seine Bewerbungen, und zwar immer zudringlicher, zu wiederholen, bis Frau Irma rund und bestimmt erklärte, sie werde niemals zu einer zweiten Ehe schreiten. Nun warf der ungestüme Dränger die heuchlerische Maske ab, die er als Schutzherr der Wittwe angenommen und ließ dieselbe wissen, sie habe nun keine andere Wahl mehr, als seine Hand oder seine Feindschaft, die auch ihre Söhne nicht verschonen werde.

Frau Irma wurde von Todesangst ergriffen. Gerne hätte sie das Leben für ihre Kinder hingegeben, allein das Opfer, welches sie bringen sollte, war größer. Nichts aber ist zu schwer für ein Mutterherz. Sie entschloß sich endlich, die Gattin des von ihr verabscheuten Mannes zu werden, nur bat sie, das Trauerjahr als Wittwe ganz vollenden zu dürfen, welche Bewilligung sie nur mit Mühe vom Ritter von Asbach erhielt.

Wieder gingen sechs Monate vorüber und der Tag rückte heran, an welchem Irma ihren Wittwenschleier mit dem Brautgewande vertauschen sollte. Je näher aber der gefürchtete Zeitpunkt kam, desto unsäglicher ward ihre Qual. Sie zerfloß in Gebet und Thränen und verließ am letzten Tage vor der Vermählung kaum für Augenblicke die Schloßkapelle. Ihr Beichtvater sprach ihr Trost zu und ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, der ja dem Menschen nicht mehr aufzulegen pflege, als er zu tragen im Stande. Da ihr Leiden ein unverschuldetes sey, bleibe ihr ja der Troste eines reinen Gewissens. — Die Worte des frommen Priesters übten eine wunderbare Wirkung auf die gebeugte Frau, sie fühlte sich im Innersten erleichtert und verließ die Kapelle weit gefaßter, als sie dieselbe betreten hatte.

Noch am Abend des nämlichen Tages kam ein Pilger in das Dorf, welches in geringer Entfernung von Burg Angelloch lag. Der Mann war in einen langen, dunklen Mantel gehüllt; aus der zurückgeschlagenen Kapuze blitzten ein paar kühne Augen; das Haar schien frühzeitig ergraut; die Züge des Antlitzes waren fein, die Wangen von Wind und Wetter

gebräunt; um die schön geformten Lippen lag aber ein Ausdruck von Bitterkeit, der nur zuweilen einem freundlichen, vertraueneinflößenden Lächeln wich.

Auf seinem Gange durch das Dorf schien der Fremde noch unentschlossen, wo er einkehren sollte, bis er endlich den Weg zu der Schenke einschlug, die das äußerste Haus des Dorfes war. Hier zog er seine Kapuze über den Kopf und trat in die Stube.

„Wollt Ihr einem Pilger eine Nachtherberge geben?" — frug er den Wirth.

„Recht gerne, warum denn nicht?" — erwiederte dieser freundlich und wies dem neuen Gaste einen Platz an dem Tische an, woran bereits der Schmied, der Wagner und der Fleischer des Dorfes bei einigen Kannen Bier saßen. Der Pilgrim zog es jedoch vor, sich an einem Nebentische niederzulassen und schien wenig Lust zu haben, an der Unterhaltung der Anderen Theil zu nehmen. Bald aber lenkte ihr Gespräch, welches sich über die morgen stattfindende Vermählung der Edelfrau von Angeloch verbreitete, seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Wer ihn in diesem Augenblicke beobachtet hätte, müßte bemerkt haben, daß eine Leichenblässe sein Antlitz überzog und er am ganzen Körper zitterte, wie vom Fieberfroste gerüttelt. — „Die arme gnädige Frau!" — rief der Wirth — „man raunt sich schreckliche Dinge ins Ohr über das Verhältniß des Ritters von Asbach zu ihr." — „Nein, man sagt's ja laut und öffentlich" — fiel der Schmied ein; „der schlimme Ritter hat ihr gedroht, ihre Kinder umbringen zu lassen, wenn sie nicht morgen freiwillig ihm ihre Hand vor dem Altare reiche."

„Weiß man denn so gewiß, daß ihr Gemahl in Palästina den Tod gefunden?" fragte jetzt der Pilger mit bebender Stimme.

Der Wirth erzählte den Bericht des Knechtes, welcher den Ring des Ritters von Angeloch als Wahrzeichen heimgebracht hatte.

„Der Knecht hat nicht gelogen;" — versetzte der Pilger — „dessenungeachtet befindet sich aber der Ritter von Angeloch noch unter den Lebenden."

„Wär's möglich!" — riefen Wirth und Gäste wie aus einem Munde.

„So ist es;" — erwiederte der Pilger, — „denn ich habe die Rückreise aus Palästina nach Teutschland an seiner Seite gemacht."

„Seine Wunde war also nicht tödtlich?" fragte der Wirth.

„Er lag schwer getroffen von einem Kolbenschlage wie ein Todter unter dem Haufen der Gefallenen; aber glücklicher Weise blieben die Christen zuletzt Herren des Schlachtfeldes, und als man den Ritter von Angeloch mit den übrigen Erschlagenen begraben wollte, ward man noch einige Zeichen des Lebens an ihm gewahr und brachte ihn in ein benachbartes Hospital, wo er, obwohl äußerst langsam, doch endlich ganz von seinen Wunden genaß. Ohne Zweifel wird er noch zeitig genug hier eintreffen, um dem Hochzeitfest auf seiner Burg zuvorzukommen."

„Wollte Gott, dem geschähe so!" riefen die Anwesenden einhällig.

„Kann er wohl noch auf seine Unterthanen rechnen?" — fragte der Pilger.

„Das will ich meinen!" —schrieen der Schmied und der Fleischer, ihre stämmigen Fäuste auf den Tisch schlagend, daß die Flaschen klirrten — „Wir Alle geben Gut und Blut für unsern gnädigen Herrn!"

Jetzt schlug der Pilger seine Kappe zurück: „Seht ihn hier vor Euch stehn!" rief er und bot ihnen die Hand, die sie mit Küssen überdeckten.

Nach dem ersten Erguß ihrer Freude über diese unerwartete Heimkehr wurde verabredet, der Schmied, der Wagner und der Fleischer sollten alsbald in Angeloch und in der ganzen Umgegend soviel waffenfähige Mannschaft zusammenbieten als möglich, und sie noch im Laufe derselben Nacht heimlich auf die Burg führen; der Wirth aber übernahm es, die Edelfrau auf die Erscheinung ihres Gatten vorzubereiten, damit ihr die Ueberraschung nicht lebensgefährlich werden möge.

So geschah es auch. Am andern Morgen um die neunte Stunde nahte sich ein großer Zug von Reitern der Burg Angeloch; ihnen voran sprengte der Ritter von Asbach in prächtigem Schmucke, von drei anderen Edelleuten begleitet, die er

als Zeugen zu der Trauung eingeladen hatte. In einiger Entfernung folgte ein großer Haufe anderer Bewaffneter. Kaum war aber der rohe Bräutigam mit seinen drei Genossen über die Zugbrücke in den Schloßhof geritten, als jene plötzlich aufgezogen und er somit von seinem übrigen Gefolge abgeschnitten wurde. Wüthend schwang er sich vom Pferde und befahl, die Brücke sogleich wieder aufzuziehen, da trat unversehens ein ganz in Stahl gewappneter Ritter mit geschlossenem Visier aus der Burgpforte auf ihn zu, grüßte dessen Begleiter auf sittige Weise und sprach dann mit ernstem Tone:

„Edle Männer, was verdient wohl Derjenige, welcher das Vertrauen eines Biedermannes, der seinem Schutze sein theuerstes Gut empfohlen, auf das Schändlichste mißbrauchte?"

„Daß man ihm sein Wappenschild und Schwert zerbreche und vor die Füße werfe!" — antwortete der Aelteste der Edelleute.

„Wohlan, so soll dir auch geschehen, ehrloser Ritter von Asbach!" — donnerte jetzt der Gewappnete und öffnete sein Visier.

„Ha! der Ritter von Angeloch!" — scholl es aus Aller Kehlen, indessen Ritter Konrad zusammenbebte wie ein Verbrecher, dem sein Schuldbrief vorgelesen wird, und außer Stande war, ein Wort zu seiner Vertheidigung hervorzubringen.

Der Ritter von Angeloch gab alsbald Befehl, die Zugbrücke für den Elenden niederzulassen, der sich auch eiligst, von den Spottrufen der Burgleute verfolgt, unter vielen Flüchen entfernte. Die Edelleute, welche denselben hieher begleitet hatten, nahmen gern die Einladung des Herrn von Angeloch an, statt einer Hochzeit das Fest seiner glücklichen Heimkehr mit ihm zu feiern, das auch unter überströmendem Jubel seiner Gattin und Kinder begangen wurde.

Der entehrte Ritter von Asbach befehdete zwar kurze Zeit darauf den von Angeloch und fügte ihm großen Schaden bei, aber der Pfalzgraf, als dessen Lehnsherr, zwang jenen nicht nur zum völligen Schadenersatze, sondern ließ auch später die Burg Asbach zerstören, weil deren unverbesserlicher Eigenthümer es wiederholt wagte, den Landfrieden zu brechen.

([illegible])

Dilsberg.

Von dieser oberhalb Neckargemünd liegenden ehemaligen Bergveste geht ohngefähr dieselbe Sage, wie die von Muggensturm. Auch von dieser Burg aus soll nämlich einst ein feindlicher Sturm bloß durch herabgeschleuderte Bienenstöcke, deren Bewohner über die Belagerer herfielen, zurückgeschlagen worden seyn. — Im Jahr 1799 suchten die Franzosen die Veste zu nehmen, wurden aber von den dort garnisonirenden Invaliden und einem Haufen Odenwälder Bauern mit einem Verlust von mehr als 70 Todten zurückgeworfen. Noch zeigt man den s. g. Franzosenhügel, wo diese Leichen ruhen.

Die Hochzeitfeier.

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blaßes Mägdelein
Mit langem blondem Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog, schön und fein,
Hatt' ihr die Treu versprochen
Und doch dem armen Mägdelein
Nachher sein Wort gebrochen;
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden,
Da brach der Tod den trüben Blick,
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er, aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören;

Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und arg,
Als daß er Thränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf,
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl im schnellsten Lauf
Dem Herzog Kunde brächte?
Der möge, daß in stiller Nacht
Von heut nach dreien Tagen
Mein blaßes Mädchen Hochzeit macht,
Dem stolzen Herzog sagen.

„Der lad' ihn auch fein höflich ein,
Er mög' es nicht verschmähen,
Mit mir und meinem Töchterlein
Die Hochzeit zu begehen.
Der sag' ihm auch, man warte sein
In Liebe und in Freude,
Geschmückt sey schon das Bräutchen fein
Mit ihrem Hochzeitkleide."

So spricht der Greis und schnell enteilt
Ein Knecht mit flucht'gen Schritten
Den Herzog, der zu Hofe weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum stolzen Mann,
Und bringt mit keckem Munde,
Sieht gleich der Fürst ihn finster an,
Die aufgetragne Kunde.

Der Herzog staunt den Bothen an,
Und spricht: „Ich werde kommen!
Daß sie des Leids sich abgethan,
Mag Eurer Herrin frommen!" —

Der Diener sieht den Herzog an,
Und spricht: „So ist's geschehen,
Daß sie des Leids sich abgethan,
Ihr werdet selbst es sehen!“ —

Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelscheine
Des Grafen Schloß in düstrer Pracht
Aus dunkelm Eichenhaine;
Doch still ist's drinnen in dem Schloß
Mit Werken und mit Worten;
Da kommt der Herzog hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der alte Graf läßt schnell ihn ein,
Und heißt ihn ernst willkommen,
Daß er zu seinem Töchterlein
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In feierlichem Schritte
Die Trepp' hinauf die Hall' entlang
Bis in des Hofes Mitte.

Doch still und stumm ist's überall,
Erstorben scheint die Runde,
Der hohen Mauern Wiederhall
Giebt keines Festes Kunde;
Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang
Der an die Hochzeit mahne,
Der Wind nur saust die Burg entlang,
Am Thurme knarrt die Fahne.

Scheu bleibt der Herzog stehn und spricht:
„Wie soll ich Dieses deuten?
So stumm und trauriz pflegt man nicht
Die Hochzeit zu bereiten! —“

Der Graf spricht: „Laßt nur gut es seyn,
Es darf Euch nicht erschrecken;
Noch schlaft mein süßes Töchterlein
Und Niemand will es wecken!“

Und weiter gehn sie Beide stumm
Und treten in die Halle,
Da stehn der Männer viel' ringsum
In schwarzer Kleidung alle;
Sie stehen da und sprechen nicht,
Und schauen vor sich nieder,
Bleich ist und starr ihr Angesicht,
Und regungslos die Glieder.

Scheu bleibt der Herzog stehn und spricht:
„Wie soll ich Dieses deuten?
So feiert man die Hochzeit nicht
Mit stillen schwarzen Leuten!“
Der Graf spricht: „Laßt nur gut es seyn,
Es sind die Hochzeitgäste,
So wünschte sie mein Töchterlein
Bei ihrem Hochzeitfeste!“

Und wieder still wird's in der Hall',
Stumm steht die bleiche Runde,
Da tönt herab mit dumpfem Schall
Der Schlag der Mitternachtstunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgesang
Von süßen Frauenstimmen;
In Thränen muß bei diesem Klang
Wohl jedes Auge schwimmen.

Da wird's dem Herzog weh und bang,
Er frägt: „Was soll das heißen?
Das ist kein hochzeitlicher Klang,
Das sind ja Grabesweisen!“

Der Graf spricht: „Laßt nur gut es seyn!
Gleich wird die Braut erscheinen,
Gar gerne sieht's mein Töchterlein,
Wenn ihre Gäste weinen."

Und plötzlich öffnet sich die Thür',
Und schweigend, Paar an Paare,
Tritt eine Schaar von Frau'n herfür,
Mit einer schwarzen Bahre;
Drauf liegt ein schneebleich Mägdelein,
Mit langem blonden Haare,
Und Frau'n und Männer wechselnd streu'n
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog bebt, sein Haar es sträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angst ihn drängt und treibt,
Er steht und kann nicht weichen;
Sein Auge rollt er wirr und wild
Umher im düstern Kreise,
Und vor dem blaßen Engelsbild
Erstarrt sein Blut zu Eise.

Da packt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun Herzog, auf zum Tanze!
Siehst du die Braut im Festgewand,
In ihrem Hochzeitkranze?
Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
Der frohste Hochzeitreigen:
Der Bräut'gam wird mit meinem Kind
In's kühle Brautbett steigen!"

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken;
Wild tanzt um ihn der Lichter Schwarm
Und alle Wände wanken;

Er flieht hinweg mit wirrem Lauf,
Er hört nur „Weh dir!“ heulen;
Rings flattern bang geschrecket auf
Die Käuzlein und die Eulen.

Und endlich steht er auf dem Thurm
Am jähen Abgrunds-Rande,
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört beim Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder. *)

A. Wenzel.

*) Ueber die Zeit, in welcher diese tragische Geschichte vorgefallen, weichen die Sagen bedeutend von einander ab. Einige verlegen sie in die Zeiten Dagoberts, der längere Zeit in Mosbach am Neckar wohnte, Andere in viel spätere Jahrhunderte. Nach einer mündlichen Erzählung soll es ein Graf Bruno von Laufen gewesen seyn, der im Jahr 1100 dem Kraich-, Enz- und Elsenzgaue vorstand und seinen Wohnsitz auf dem Schlosse Dilsberg bei Neckargemünd hatte. Er war der Sohn des Grafen Arnold von Laufen. Aus Schmerz über den Verlust seiner einzigen Tochter trat er in den geistlichen Stand, übergab die Grafschaft seinem Bruder Poppo und stiftete zum ewigen Gedächtniß, und zum Seelenheil seines Kindes, im Jahr 1122 das Kloster Odenheim bei Bruchsal.

(Siehe J. Bader's „Sagen der Pfalz und des Neckarthals.“ S. 139.)

Ritter Landschaden.

Zwei Stunden oberhalb Heidelberg, wo das Neckarthal einen offenen Halbkreis bildet, spiegelt sich das Städtchen Neckarsteinach am Fuße mächtiger grauer Felsen im Strome, und auf bedeutenden Höhen liegen vier zerfallene Ritterburgen, die Sitze der Landschaden von Steinach, in geringer Entfernung von einander. Die älteste, mit ihrem Taufnamen Schadeck genannt, heißt im Munde des Volkes das Schwalbennest.

Die Kirche von Neckarsteinach bewahrt viele Grabsteine der Ritter von Landschaden. Der älteste und schönste trägt die einfache Umschrift: 1369 in die Sancti Michael' ob. Ulricus Landschad Miles. Es ist eine alte Rittergestalt mit vor sich gesenktem Schwert. Zwei Engel halten ihm ein Kissen unter das Haupt; zu seinen Füßen schmiegt sich ein Hund; zur Rechten hat er eine Harfe, zur Linken einen gekrönten Heidenkopf. An diesen Ulrich knüpft sich die Volkssage von der Entstehung der Landschaden. Sein Vater, Bligger von Steinach, war wild wie die Gegend, die er bewohnte, sein Herz so hart, wie das Felsgestein, auf dem er horstete. Kaiser Rudolf von Habsburg hatte verordnet, „daß Niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden." Bligger aber, von Raub und Morde lebend, war der Schrecken der ganzen Gegend, ein wirklicher Landschaden. Vom Kaiser vor Gericht berufen, blieb er auf seiner unzugänglichen Burg, bis Acht und Aberacht über ihn ausgesprochen ward und er keinen Weg mehr sicher betreten konnte. Die Ruhe war dem wilden Raubritter unerträglich, und eines Morgens ward er entseelt im Burghofe liegend gefunden. — Sein Sohn Ulrich Landschade von Steinach hatte den schlimmen Namen seines Vaters, aber nicht sein böses Gemüth geerbt. Dessen Missethaten zu büßen und sich mit Kaiser und Reich zu versöhnen, nahm er das Kreuz und zog gegen die Sarazenen. Er half Smyrna belagern und erobern, vernichtete mit seinem Häuflein eine dreimal stärkere Schaar von Feinden, hieb endlich dem Sultan, in dessen Hoflager er sich als Harfner verkleidet, eingeschlichen und in dessen Gunst er sich durch sein Saitenspiel eingeschmeichelt hatte, den Kopf ab, und brachte die reiche Beute zu seinem jubelnden Heere. Jetzt bestätigte ihm der Kaiser feierlich seine Ritterwürde, verlieh ihm den bisherigen Schimpfnamen, „Landschaden" als ritterlichen und ehrlichen Geschlechtsnamen, und gestattete ihm, den Kopf des erlegten Feindes als Helmzierde im Wappen zu führen.

Gustav Schwab.

(S. dessen „Wanderungen durch Schwaben." 2. Theilen des „malerischen und romantischen Deutschlands." Leipzig Wigand. S. 64 und 65).

Die heilige Hildegunde zu Schönau. *)

In der Nähe der Stadt Köln lebten zwei fromme Eheleute in Wohlstand und Ansehen. Eines fehlte aber zu ihrem vollkommenen Glücke: ihre Ehe war nämlich seither kinderlos geblieben. Alle Gebete und Gelübde, die sie gen Himmel schickten, schienen lange nicht Erhörung zu finden. Als eine besondere Gunst desselben sahen sie daher die endlich erfolgte glückliche Geburt zweier Zwillingsschwestern an. Eine derselben war Hildegunde. Kaum waren die beiden Schwestern den Jahren der hülfsbedürftigen Kindheit entwachsen, so brachten sie die Eltern, um ihr Dankgelöbniß zu erfüllen, in ein Frauenkloster zu Neuß, damit sie dort erzogen würden und begaben sich auf die weite Pilgerreise nach dem gelobten Lande.

Kein Unfall störte die Reise des frommen Paares und es kehrte glücklich in die Heimath zurück. Allein bald darauf starb die Mutter. Da entschloß sich der Vater, vom Drange seines gotterfüllten Herzens getrieben, noch einmal die heiligen Stellen zu besuchen, wo der Heiland gelebt und gelitten. Als er Hildegunden sein Vorhaben mittheilte, lag sie ihm mit Bitten und Thränen so lange an, bis er ihr erlaubte, ihn zu begleiten. Schnell waren ihre Zurüstungen gemacht, und um jedem Anstoße vorzubeugen, den ihr Geschlecht auf der weiten Reise hervorrufen möchte, zog sie, als junger Pilgersmann verkleidet, mit ihrem Vater aus der Heimath auf die Wallfahrt, indem sie sich den Namen Joseph beilegte. Ein einziger Knecht folgte ihnen.

Allein auf der langen Seereise überfiel ihren Vater eine Krankheit, welche rasch seinem Leben ein Ende machte. Dennoch setzte sie unerschrocken ihre Reise fort, gelangte glücklich nach Palästina und besuchte schon die heiligen Stellen, wo der Herr einst gewandelt, gelehrt und gewirkt hatte.

Noch war sie aber nicht bis Jerusalem gekommen, als eines Tages ihr treuloser Knecht mit all' ihrer Habe sich aus dem Staube machte und sie hülflos und arm in dem fremden Lande zurückließ.

Ein frommer Mann sah ihre Noth und mitleidig nahm er

*) Städtchen, von Heidelberg 2 Stunden nordöstlich, liegt in einem von der Stinach gebildeten Fortsatze.

den jungen Pilgerknaben mit sich nach Jerusalem, wo er ihn bei den Tempelherren unterbrachte. Diese behielten ihn ein ganzes Jahr bei sich, bis sie endlich in einem Landsmann einen Begleiter für ihn fanden, der ihn nach Köln zurückbrachte. Obwohl nun der Heimath so nahe, war Hildegunde doch in Köln ganz fremd. Sie behielt ihre Kleidung und den Namen Joseph bei, und trat, hülflos wie sie war, bei einem Kanonikus in Dienste. Geschäfte riefen diesen bald darauf nach Rom. Er machte die Reise zu Pferde, und Hildegunde-Joseph, als sein Diener, mußte ihm zu Fuße folgen. Da gesellte sich auf freiem Felde einst ein Mann zu ihm, der einen Sack auf seinem Rücken trug. Sie waren schon eine gute Strecke miteinander gegangen, als ihnen einige Männer eilig nachfolgten: „Willst du nicht so gut seyn," — sprach da sein Gefährte zu ihm — „meinen Sack eine Strecke zu tragen? Dort im Walde will ich mir nur einen Reisestecken schneiden. Geh indessen nur langsam voran, ich hole dich bald wieder ein."

Nichts Arges ahnend, nahm ihm der gutmüthige Joseph den Sack ab, hängte ihn auf seinen Rücken und schritt damit langsam weiter, während sein Gefährte schnell nach dem nahen Walde seitwärts eilte und in dem Dickicht desselben verschwand.

Die nacheilenden Männer waren inzwischen näher und näher gekommen und Joseph hörte sie nun deutlich rufen: „Haltet den Dieb!" — Bei diesem Rufe sah er sich um, den Dieb mit den Augen suchend, der da gehalten werden sollte. Da er aber Niemanden erblickte, hielt er das Ganze für einen Scherz und schritt unbesorgt weiter. Jetzt hatten ihn aber die Männer eingeholt und fielen mit Ungestüm über ihn her, entrissen ihm den Sack und führten den Armen unter Schlägen und wilden Drohreden in das nächste Städtchen.

„Warum mißhandelt ihr mich also?" — fragte Joseph. — „„Wie? du fragst noch?"" — versetzten die Männer — „„Hast du doch deinen Ankläger, den Sack mit dem gestohlenen Gute, selbst auf dem Rücken getragen! Du mußt hängen!"" — Unter diesen und ähnlichen Vorwürfen ward der Knabe vor den Ortsrichter gebracht. Hier sprach er: „Ich bin unschuldig! Ich erkenne nun aber, daß man mich für schuldig halten muß. Denn der Schuldige hat sich indessen gerettet und dafür mich mit diesem

Sacke in den Verdacht gebracht. Ich bin bereit, meine Unschuld durch ein Gottesurtheil zu beweisen."

„Es sey," — sprach der Richter. Darauf brachte man eine glühende Pflugschar und unversehrt wandelte der Beklagte langsamen Schrittes mit bloßen Füßen darüber hin. Richter und Kläger sahens mit Staunen und riefen: „Unschuldig!" Und nun erzählte Joseph den Hergang, wie er zu dem Sacke gekommen. Dabei beschrieb er den Dieb so genau, daß man in ihm einen Einwohner derselben Stadt erkannte. Der Richter läßt ihn sogleich herbeiholen. Er war inzwischen auf Nebenwegen nach Hause gekommen. Man ergreift ihn; bei Josephs Anblick gesteht er sogleich im Verhör seine Schuld und muß sie noch am selbigen Tage mit dem Leben büßen.

Als Joseph aber darauf wieder von dannen zog, umringten ihn auf einer einsamen Stelle in dem Walde, durch welchen sein Weg führte, die Verwandten und Diebsgenossen des Gehängten: „Du bist der Urheber seines Todes! du hast unsern Meister verrathen! dein Tod soll ihn rächen!" Mit diesem Geschrei stürzten sie auf ihn los, hingen ihn am nächsten Baume auf, und eilten davon.

Da kamen einige Hirten zufällig in die Nähe. Den hängenden Körper sehen und vom Stricke losschneiden, war das Werk eines Augenblicks. Da jedoch der Jüngling kein Lebenszeichen mehr von sich gab, schickten sie sich an, ihn zu begraben. Indem sie aber noch beschäftigt waren, sein Grab aufzuwerfen — siehe, da sprengt vom nahen Hügel daher ein Ritter in weißem Gewande auf schneeweißem Rosse, von strahlendem Lichtglanz umflossen. Die Hirten werfen sich demüthig zur Erde nieder und beten: „Herr, Herr! erbarme dich unser!" Der lichtglänzende Reiter schwingt sich vom Pferde, faßt die Leiche in seine Arme, besteigt mit ihr seinen Schimmel wieder und ist im Fluge den Blicken der staunenden Hirten entschwunden.

Es war ein Engel des Herrn gewesen. In seinen Armen belebte sich die Leiche wieder und als Joseph zu sich selbst kam, fand er sich bei dem Amphitheater in Verona liegen und sah seinen Herrn, der ihm voraus gereist war, gerade auf sich zukommen. Nachdem er ihm sein wundervolles Abenteuer erzählt, geleitete ihn der Knabe nach Rom und kehrte später mit ihm nach Teutschland zurück.

In Speyer hörte Joseph von dem frommen Wandel der Mönche im Kloster Schönau und sogleich entschloß er sich, zu ihnen zu gehen, um sich durch fromme Uebungen des ewigen Heiles würdig zu machen.

Die Brüder nahmen den neuen Zögling bereitwillig auf und unterrichteten ihn in den Regeln ihres Ordens; er aber kam als Novize seinen Pflichten aufs Pünktlichste und Getreueste nach.

Noch war aber das Probejahr nicht ganz vorüber, als Joseph erkrankte. Die Anstrengungen seiner weiten Reise, die ausgestandenen Gefahren und Kasteiungen hatten die Kräfte seines Körpers aufgerieben.

Am 20. April 1188 entschlief er selig in dem Herrn.

Sein Geschlecht war bis zu seinem Tode unerkannt geblieben; erst jetzt entdeckte man, bei Einkleidung des Leichnams, daß der vermeinte Knabe Joseph die Jungfrau Hildegunde war. Sie ward im Kloster Schönau begraben, ist aber später als Verklärte vielen Frommen erschienen und hat manche Wunder gewirkt. Wo aber jetzt ihre Reliquien aufbewahrt werden, ist unbekannt.

A. L. Grimm.

(Aus dessen: „Die malerischen und romantischen Stellen des Odenwaldes in ihrer Vorzeit und Gegenwart." Darmstadt 1843. Leske.)

Der falsche Eid.

Zu Schönau steht der Bauer vor Gericht:
„Ist deinen Mündeln dieser Acker nicht?"
Sein Schwur ist falsch!

„Laß ab die Hand von fremdem Gut,
Denn fremdes Gut gedeiht nicht gut!"
Sein Schwur ist falsch!

„Dich rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein?
Der Acker ist ihnen, er ist nicht dein!"
Sein Schwur ist falsch!

„O heb' nicht zum Schwur empor die Hand,
O schwöre nicht falsch um ein klein Stück Land!"
Sein Schwur ist falsch!

Ihn rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein,
Er schwöret zu Gott: „Der Acker ist mein!"
Sein Schwur ist falsch!

„Zu Füßen öffnet sich dir der Grund,
Und du versinkst in den klaffenden Schlund!"
Sein Schwur ist falsch!

Ihn rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein,
Er schwöret zu Gott: „Der Acker ist mein!"
Sein Schwur ist falsch!

Da klafft die Erde und schlingt ihn hinab,
Nur oben bleiben die Schuh und der Stab. —
Sein Schwur war falsch!

*) Obige Ballade ist ohne Quellenangabe in J. Baader's „Sagen der Pfalz und des Odenwalds ꝛc." mitgetheilt.

Grimm sagt: „Im Odenwald beim Kloster Schönau liegt ein Ort, genannt „zum falschen Eid." Da hat auf eine Zeit ein Bauer geschworen, der Acker gehöre sein; alsbald öffnete sich der Erdboden unter seinen Füßen und er versank, so daß nichts übrig blieb, als sein Stab und seine Schuhe. Davon hat die Stelle den Namen erhalten.

Sonst weiß man auch von Meineidigen, daß ihnen die aufgerichteten Finger erstarren und nicht mehr gebogen werden mögen, oder daß sie kohlschwarz werden; auch daß sie nach dem Tode solchen Leuten zum Grabe herauswachsen."

(Vergl. Grimm's „deutsche Sagen." 1. Bd. S. 160.)

Reiter ohne Kopf.

Am Anfang des Mückenlocher Waldes führt der Weg über eine Brücke. Hat man sie überschritten, so sieht man zuweilen auf einem Schimmel einen Mann reiten, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arme trägt. Er verfolgt die Leute und führt sie gern irre, kann aber nicht über den Graben, der in der Nähe liegt; daher sie jenseits desselben vor ihm sicher sind. Auch aus dem Wald heraus vermag er nur eine kurze Strecke zu reiten, und verschwindet an dem großen Marksteln, wo sie endet.

Bei seinen Lebzeiten war er ein Feldmesser, der in dieser Gegend solche Betrügereien verübte, daß er nun zur Strafe daselbst umgehen muß.

(Aus Mone's „Anzeiger ꝛc" Jahrg. 1838.)

Die weiße Frau.

Zwischen Waldwimmersbach und der Mühle läuft über die Wiesen ein schmaler Fußpfad, welcher zu einer Quelle führt. Auf diesem Wege zeigt sich täglich um Mittag und Mitternacht eine weiße Frau mit einem Bund Schlüssel in der Hand. Zu ihren Lebzeiten war sie Kammerfrau bei einer Herrschaft gewesen, von der ihr, als jene sich im Krieg flüchtete, deren Vermögen zur Aufbewahrung anvertraut wurde. Dieses vergrub sie, starb aber bald darauf eines plötzlichen Todes. Da Niemand den Ort des Schatzes wußte, so kam die Herrschaft darum und mußte nach ihrer Rückkehr von Allmosen leben. Sie verfluchte deßhalb die Kammerfrau, welche seitdem in der Gegend, wo sie den Reichthum vergraben, umgehen muß. Ihre Erlösung ist nur alle sieben Jahre möglich; sie pflegt alsdann dreimal zu nießen und auf jedes Nießen soll man ihr „Helf Gott!" zurufen. Thut man dieses, so zeigt sie Einem, wo der Schatz verborgen liegt und wie er gehoben werden kann. Da man aber bald darauf sterben muß, so hat es noch Niemand gewagt, zum Drittenmal „Gott helfs" zu rufen und die weiße Frau ist dann stets mit einem tiefen Seufzer verschwunden.

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Gespenstiger Hund.

Wo am Wege von Waldwimmersbach nach Dilsberg im Walde der erste Markstein steht, kömmt öfters ein schwarzer Pudel zu den Vorübergehenden und läuft dann schweigend neben ihnen her. Er wird allmälig heller und schon beim zweiten Grenzstein ist er vollkommen weiß. Von hier an ver-

dunkelt sich aber seine Farbe wieder und immer mehr, bis er am Saume des Waldes beim dritten Markstein wieder ganz schwarz aussieht. Läßt man ihn ruhig, so thut er Einem kein Leid; frägt man ihn aber, was er wolle, so verwandelt er sich in einen fürchterlichen Riesen, gibt dem Neugierigen eine gewaltige Ohrfeige und verschwindet. Wie dieser Geist zu erlösen, ist eben so unbekannt, wie die Ursache, warum er umgehen muß.

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Prof. Bauer in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit" Jahrg. 1838.)

Burg Stolzeneck.

Unterhalb Zwingenberg, bei dem Dörfchen Lindach, rücken die Berge, welche das Ufer des Neckars begrenzen, enger zusammen und bilden ein schmales, düsteres Thor, durch welches der Strom wie träumend dahingleitet. Links ragen aus den Gebüschen die halbzerbröckelten Mauern von Stolzeneck hervor, an welche sich manche geschichtlichen Erinnerungen knüpfen. Noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts war diese Burg ein weitgefürchtetes Raubnest, in welchem Hans Horneck von Hornberg sein Unwesen trieb.

Früher lebte hier ein junger Ritter, Namens Ottmar, mit seiner Schwester Williswinde. Der Jüngling mußte seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen und nur die schöne Williswinde blieb mit einigen treuen Knechten und Dienerinnen auf der Burg zurück. Sie liebte die Einsamkeit, in der sie aufgewachsen war und dachte in der Unschuld ihres Herzens nicht daran, daß irgend eine Gefahr sie hier bedrohen könne. Ihr Liebling war ein Rabe, den sie aufgezogen hatte. Er begleitete sie auf all ihren Spaziergängen durch Garten und Wald, hüpfte flugs auf ihren Ruf herbei und zupfte sie am Gewand, wenn er Futter haben wollte.

Zwei Monate waren bereits verflossen seit der Abreise ihres Bruders, und da der Pfalzgraf mit dem Heereshaufen, bei welchem sich Ottmar befand, nach Jülich ziehen mußte, so durfte man nicht so leicht an eine baldige Rückkehr denken. Wohl hegte Williswinde Besorgnisse um ihren geliebten Bru-

der, aber in ihrer Seele wohnte doch ein festes Vertrauen, daß ihn der gute Gott ihr erhalten werde. Eines Abends meldete sich ein Pilger auf Stolzeneck und bat um Herberge. Williswinde nahm ihn freundlich auf und da er vorgab, aus Palästina zu kommen, setzte sie ihm selbst den Abendimbiß vor und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sein langer Bart und der kecke Blick gaben dem Pilger etwas Unheimliches, aber das Fräulein suchte diesen Eindruck zu bemeistern, wußte ja doch der fremde Mann so viel zu erzählen von den Drangsalen, so ihm widerfahren auf der langen Reise, daß ihr inniges Mitleid rege wurde. Sie ließ ihm des andern Tages noch ein beträchtliches Geschenk zum Abschied reichen und sah ihm lange sinnend nach, als er über den Schloßhof und die Zugbrücke dahin schritt. Als sie wieder aufblickte, stand der alte Eberhard, der Kastellan ihres Vaters, ein getreuer, wohlerprobter Diener, neben ihr. „Fräulein," — sprach er zu ihr, nach dem schon fernen Pilger deutend, — „in jener Kutte steckt ein arger Schalk!" — „Warum gleich so lieblos über einen Fremdling absprechen, weil sein Aeußeres etwas Unangenehmes hat?" entgegnete Williswinde.

„Was die Augen sehen, glaubt das Herz." — versetzte der Kastellan. — „Ihr kennt ja die hübsche Mähr vom Meister Reinecke, der im Pilgerrocke nach Rom wallfahren wollte und den Esel und Widder beredete, ihm Gesellschaft zu leisten?"

„Was bringt Euch auf solche Gedanken?"

„Daß es mir nicht entgangen ist, wie der Fuchs, der in jener Kutte steckte, mit sammt Kürbißflasche und Muschelhut, alle Mauern und Thürme, Thore und Gänge unserer Burg ausspähte. Wir müssen uns wahrlich auf einen demnächstigen Ueberfall gefaßt machen."

Williswinde konnte nicht an solche tückische Hinterlist glauben. „Wo hätten wir den Feinde?" — sagte sie — „rings in der ganzen Gegend lebt ja Jedermann ruhig und friedlich auf seinem Besitzthume."

Eberhard schüttelte den Kopf, beschloß aber fest bei sich, jedenfalls auf der Hut zu seyn und mehr Wachen auszustellen.

Einige Tage nach diesem Vorfall kam ein Ritter nach Stolzeneck und verlangte Williswinde zu sprechen. Beim ersten Blick

erkannte der Kastellan in ihm jenen verdächtigen Pilger und beschwor seine Gebieterin, alle mögliche Vorsicht aufzubieten. „Gut," — erwiederte sie — „so will ich ihn nur in Eurer Gegenwart anhören."

Der Ritter trat mit sittigem Gruß ein und erklärte ohne weitere Umschweife, daß er gekommen sey, um die Hand der reizenden Herrin von Stolzeneck zu werben. Williswinde schrack ob diesem überraschenden und seltsamen Antrage sichtlich zusammen, faßte sich aber schnell und erwiederte: „Ich stehe unter dem Willen meines Bruders, der aber schon seit langer Zeit abwesend ist. Sobald er jedoch wiederkehrt, mögt Ihr Eure Werbung bei ihm anbringen!"

„Ist das Euer erstes und letztes Wort, Fräulein?" — fragte der Ritter mit verfinstertem Angesichte.

Williswinde flüsterte ein bebendes Ja, denn die düster rollenden Blicke des Unbekannten weißsagten ihr Unheil.

„Ich weiß recht gut," — höhnte der abenteuerliche Freier — „daß Frauen keinen eigenen Willen haben dürfen, sondern einem fremden folgen müssen." — Mit diesen Worten und einer kalten Verbeugung zog er sich zurück, schwang sich auf sein Roß, das sein Knappe im Schloßhofe bereit hielt und sprengte davon.

Dieser Vorfall hinterließ die schlimmsten Ahnungen in Williswinde und ihren Leuten. Sie berieth sich mit dem Kastellan und beschloß endlich auf sein Zureden, ihre Zuflucht in einem benachbarten Kloster zu nehmen. Tags darauf trat sie wirklich den Weg dahin an, nur von einem Knecht und einer Dienerin begleitet, um kein Aufsehen zu erregen. Der Pfad führte in einen einsamen waldigen Thalgrund. Plötzlich stürzte der gefürchtete Ritter mit einigen seiner Buben aus einem Hinterhalte hervor, schlug den Knecht, der seine Herrin vertheidigen wollte, zu Boden und schleppte sie gebunden in einen uralten Thurm dicht neben an, dessen Eingang ein eisernes Gitter verschloß.

„Nach zwei Tagen will ich wieder Antwort holen, spröde Fräulein!" lachte der Wilde grimmig, den knarrenden Schlüssel drehend, und jagte mit seinem Trosse und der gefangenen Dienerin, die Einer davon vor sich aufs Pferd genommen hatte, von dannen.

Williswinde warf sich in dem dunkeln feuchten Raume auf

die Kniee und sandte ein brünstiges Gebet zum Himmel empor. Da erblickte sie plötzlich ihren getreuen Raben, der ihr bis hieher nachgefolgt war und nun vergebens an dem rostigen Thorgitter mit dem Schnabel herumhackte, um zu ihr hineinzugelangen. Da es all seine Mühe fruchtlos sah, hüpfte das arme Thier in's nächste Gebüsch und kehrte bald mit einigen Sträuchen Erd- und Brombeeren zurück, die er seiner Herrin durch die Eisenstäbe hineinreichte, um ihr wenigsten Erquickung zu verschaffen.

Das Erscheinen ihres Raben hatte Williswinde wieder einigermaßen Ruhe eingeflößt; sie sah ihn als einen Trostboten des Himmels an.

Zwei lange lange Tage schlichen ihr vorüber; doch wich der treue Vogel nicht von dem Gitter, außer wenn er in den nahen Wald flog, um ihr nahrhafte Wurzeln und erfrischende Beeren zu holen. Wie freudig schlug er jedesmal die blaulichschimmernden Flügel, wenn er sah, wie seine Herrin die kleine Beute, die er ihr brachte, mit dankbaren Blicken auf ihren Freund in der Noth verzehrte!

Am Morgen des dritten Tages erschien unser Ritter vor dem Thore des Thurmes. Er wiederholte seinen Antrag mit noch schneidenderem Hohne und schwur, da Williswinde statt aller Antwort nur verächtlich ihr Gesicht abwandte, sie nun dem Hungertode preis zu geben, worauf er wüthend davonjagte.

Nach einem ruhigen Schlummer, die Frucht ihres innigen Abendgebetes, stand Williswinde in der Frühe des nächsten Tages an dem Gitter ihres Kerkers, das im Morgenroth erglühte. Mit kindlich vertrauenden Augen schaute sie zum reinen blauen Himmel hinauf, horch, — da erklingen auf einmal die Töne eines fröhlichen Liedchens, vom Walde her. Das ist nicht die rauhe Stimme ihrers Verfolgers, nein, keck darf sie's wagen: mit aller Kraft schreit sie um Hülfe.

Und nicht vergebens. Ein junger Ritter in glänzender Waffenrüstung nähert sich dem Thurme Er ist es, er ist es, ihr heißgeliebter Bruder! Um seine Schwester zu überraschen, hatte er, ahnungslos von dem Vorgefallenen, den kürzeren Fußpfad, der

hier vorbeiführte, nach Stolzeneck eingeschlagen, während seine Leute auf der Heerstraße dahinzogen.

Kaum hatte sie dem bestürzten Bruder berichtet, wie sie hierher gekommen, als ihr Räuber herbeisprengte und, da er den fremden Ritter vor dem Thurme gewahrte, mit gezücktem Schwert auf ihn losstürzte. Es fehlte nicht viel, so wäre Ottmar dem wüthenden Angriffe des riesenkräftigen Gegners erlegen, doch noch gerade zu rechter Zeit, ehe sein Arm ermattete, flog Williswindens schwarzer Freund, der Rabe, an der Spitze eines unabsehbaren Schwarms seiner Genossen, mit betäubendem Krächzen auf den Räuber los, mit grimmigem Schnabelhacken, Krallen und Flügelschlagen über ihn herfallend, so daß er sich ihrer nicht zu erwehren vermochte. Schnell macht sich Ottmar den günstigen Augenblick zu Nutze und zischend fährt seine Klinge durch das tückische Herz des betäubten Feindes, der mit einem gräßlichen Schrei zusammensinkt. — Die Raben wichen nicht von seiner Leiche; gierig schienen sie sein Blut zu trinken, hackten ihm die Augen aus und rissen seinen Leib in Stücke.

Ottmar fand im Gürtel des Todten den Thurmschlüssel, öffnete das Gitter und kehrte im Triumph mit der theueren Schwester nach Stolzeneck zurück. Noch in unsern Tagen sieht man das Bild des getreuen Raben an einem Schwibbogen der Burgruine ausgehauen.

(Siehe M. Schneider's Sagen auf der Kreuzgewölbe [illegible])

Jukunde von Stolzeneck.

Traurig sinnend saß Jukunde
Auf dem hohen Felsenschloß,
Lehrend ihre beiden Söhne —
Als es süß wie Lautentöne
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne Deine stille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!

Einen Ritter siehst Du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn.

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! schon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz so heiß und voll!“

Zürnend sprach die treue Gattin:
„Nahe dieser Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heiligen Lande
Längst mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schicksal nicht!

„Dem zuerst mein Herz geschlagen,
Schlägt es bis zur stillen Gruft,
Treue hab ich ihm geschworen,
Deine Seufzer sind verloren
Und verwehn im Abendduft!“

„Treue hast Du ihm gelobet; —
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebst Du für die Todten nur? —“

„Nein, ich lebe frisch im Leben,
Meinem holden Knabenpaar!
Seh' ich einst sie herrlich blühen,
Dann mag diese Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!“

Ernst und sinnend schwieg Jukunde,
Als der Ritter wieder sprach:
„Edle Frau, vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und süße Gabe
Folget meinem Flehen nach!

„Rudolf bin ich, der die Freundschaft
Deines Gatten hat erstrebt;
Das Gerücht hat Dich betrogen,
Prüfend, hab' ich Dir gelogen —
Wilhelm, Dein beweinter, lebt!"

„Komm herein!" — sprach die Entzückte, —
„Freudig nannte Wilhelm Dich,
Oft den Freund aus frühster Jugend
Und das Urbild wahrer Tugend;
Neues Leben strömt durch mich! —"

Bald erstieg der wack're Ritter
Der Getreuen Felsenschloß;
Aber — welch ein Wonneleben! —
Wilhelm war's, der voller Leben,
Selbst in seinen Arm sie schloß!

A. W. v. Zedt.

Die heilige Notburga.

Erste Tage.

König Dagobert hatte eine Tochter, Notburga mit Namen. Sie war schön, aber auch fromm wie keine der Jungfrauen des Landes, darum blieb auch ihr Sinn dem eitlen Glanze dieser Welt fremd und sie floh heimlich aus dem Schloß ihres Vaters, welcher damals in Mosbach Hof hielt. Sie verbarg sich in einer Felsengrotte am Neckar, nicht weit von dem Dorfe Hochhausen. Hier lebte sie Tag für Tag nur dem Gebete und strengen Bußübungen. Ein zahmer weißer Hirsch brachte ihr täglich ein Brod aus der Küche ihres Vaters. Dadurch ward aber ihr Zufluchtsort dem trauernden Könige verrathen, der alsbald dahin eilte und sie zuerst mit flehenden Bitten, dann unter grimmigen Drohungen aufforderte, mit ihm nach Hofe zurückzukehren. Notburga weigerte sich dessen, weil sie ein Gelübde gethan habe, dem Herrn in der Einsamkeit zu dienen. Da erreichte

der Zorn des Königs den höchsten Gipfel der Wuth und mit gewaltiger Faust packt er die Tochter an, um sie aus der Höhle zu reißen. Aber, wehe! der Arm, woran er sie ergriffen, blieb in seiner Hand und mit gesträubtem Haar taumelte der unglückliche Vater zurück und floh voll Entsetzen wieder nach Hause. Die fromme Jungfrau warf sich vor ihrem Felsenaltare nieder und siehe, da ringelte sich eine goldene Schlange hinter demselben hervor und legte ihr heilende Kräuter, die sie mit im Munde herbeigebracht, in den Schooß. Mit diesen verband sie den ausgerissenen Arm dem Stummel wieder, der bald wieder fest anwuchs und völlig geheilt war.

Als Neiburga, nach langen Jahren, von vielen Andächtigen aus der Gegend umgeben, ihre reine Seele auf ihrem kalten steinernen Lager aushauchte, sah man helle farbenstrahlende Flammen über der Höhle wallen. Ihr Leichnam wurde nach Hochhausen gebracht und in der dortigen Kapelle beigesetzt, wo noch ihr Grab zu sehen. Ihr Bild liegt in Stein ausgehauen auf dessen Platte, das Haupt geschmückt mit der königlichen Krone. Neben ihr ruht die Schlange mit den Kräutern. Früher war das Grab durch ein mit Lilien verziertes Gitter geschlossen. Auf dem Altarblatte und dessen beiden Flügeln ist ihre Geschichte abgebildet.

Im Jahr 1517, unter Papst Leo X, wurde das Grab geöffnet. Zugegen waren Bischof Reinhard von Worms, Eberhard Hermed von Hornberg mit seinen Söhnen, Hans von Stein und die Brüder Geyling von Altheim. Man fand den Leichnam noch unversehrt.

Neckarer Sage.

Auf der alten Burg Hornberg am Neckar, wo Götz von Berlichingen saß, wohnte vor Zeiten ein mächtiger Fürst, dessen einzige Tochter, Neiburga, an einen tapferen Ritter verlobt war, der aber einem Zuge nach dem heiligen Lande sich anschloß, von dem er nie wieder zurückkehrte. Die holdselige Jungfrau trauerte um ihn, wie eine Witwe, und wollte von einer anderen Heirath nichts hören. Aber ihr Vater,

ein rauher und gebieterischer Mann, herrschte ihr eines Tages zu, sie möchte sich zu ihrem Hochzeitsschmuck anschicken, denn in drei Tagen werde der Bräutigam kommen, den er ihr ausgewählt.

Der Verzweiflung nahe, faßte Neiburga den Entschluß, aus dem väterlichen Hause zu fliehen. In der Stille der Nacht rief sie einen alten vertrauten Diener zu sich und sagte zu ihm: „Begleite mich hinüber an die Höhle am Neckar, wo die Kapelle des heiligen Michael steht; dort will ich mein künftiges Leben unter gottesdienstlichen Uebungen in der Einsamkeit zubringen."

Als sie an den Fluß kamen, war aber kein Nachen vorhanden, um sie überzusetzen; siehe da trabte plötzlich ein schneeweißer Hirsch aus dem Walde herbei, neigte sittiglich seinen Bug vor Neiburga, und lud sie mit klugen Augen ein, sich seiner als eines Zelters zu bedienen. Sie schwang sich unbedenklich auf seinen Rücken, und er schwamm mit ihr durch den Neckar bis zu der Uferstelle, wo die Felsenhöhle sich befand.

Nicht lange, so vermißte der Fürst seine Tochter, und schickte viele Bothen und Kundschafter aus, ihren Aufenthalt zu erforschen; doch vergebens, nicht die geringste Spur leitete sie dahin. Zur Mittagszeit kam der weiße Hirsch zu dem treuen Diener auf Schloß Hornberg; der wollte ihm ein Brod reichen, doch der Hirsch neigte seinen Kopf, damit er es ihm an's Geweih' stecken möge. Kaum war dies geschehn, so flog das verständige Thier nach der Höhle zurück und brachte Neiburga das Brot. So kam er jeden Tag und ließ sie keinen Mangel leiden.

Einst kam der Fürst gerade dazu, als der Diener dem Hirsche das Brod auf's Geweih steckte, und zwang den Alten durch schreckliche Drohungen, ihm das Geheimniß zu verrathen. Kaum hatte sich am andern Tage der Hirsch wieder eingestellt, so schwang sich der Fürst auf sein Roß und folgte dem Brodträger nach, durch den Fluß bis zur Höhle, die seine Tochter barg. Er trat ein und fand sie vor einem Kreuze knieend in brünstigem Gebete. Der Hirsch hatte sich zu ihrer Seite gelagert, und blickte den hohen Eindringling mit großen verwunderten Augen an. Vergebens waren alle Bitten und Befehle des zürnenden Vaters, Neiburga solle mit ihm nach Hornberg zurückkehren.

Sie weigerte sich deß standhaft, mit der Entgegnung, ihr Leben sey fortan nur Gott geweiht, da sie dieser Welt auf immer entsagt habe.

Schäumend vor Ingrimm, will sie der Vater vom Kreuze hinwegreißen, das sie umklammert hielt. Siehe, da blieb der Arm, an dem er sie gepackt hatte, in seiner Hand; schaudernd ließ er ihn zu Boden fallen und floh, wie von bösen Geistern gehetzt, nach seiner Burg zurück.

Notburga lebte von nun an ruhig in ihrer Höhle, bis der Herbst kam und die weißen Blätter niederraschelten. Da schwebten Engel herab und wiegten die fromme Jungfrau in den ewigen Schlummer. Aber ihre Seele trugen sie, nachdem sie deren starre Hülle mit weißen Rosen überstreut, hinauf in die Gefilde der göttlichen Freuden. Vieles Volk strömte herbei, denn man hatte schon von fern die ganze Nacht hindurch ein helles Leuchten über der Höhle gesehen. Zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch getragen, wurden an einen neugezimmerten Wagen gespannt und die Leiche darauf gelegt. Die Stiere ließ man den Weg selber wählen, den sie einschlagen wollten, und sie führten den Wagen nach dem Dorfe Hochhausen, auf die Stelle, wo die jetzige Kirche steht; dort wurde Notburga beigesetzt. Der Hirsch war und blieb verschwunden.

Notburga wird vom Volke gewöhnlich die Kraichgauer Heilige genannt und die Leute in der Gegend zeigen noch auf dem Felde die Spuren des Weges, welchen der Hirsch von Hornberg aus nach der Höhle zu nehmen pflegte.

Dieselbe ist noch vorhanden. Sie wird von einem Kalkfelsen gebildet, der am linken Ufer des Neckars sich erhebt, wurde aber schon größtentheils von dem Strome und seinen Eisgängen zerstört. Wenn man den Namen der Heiligen, der Höhle gegenüber, ausruft, so wird er, wie von einer leisen Geisterstimme, wiederholt.

(Die Legende von der heiligen Notburga, deren Gründung in dem Siege des Christenthums über das Heidenthum besteht, findet sich mit kleinen Abänderungen vielfach verbreitet. Grimm, Jäger und Kaufmann erzählen dieselbe, in ihren Büchern durch das Neckarthal, mit unbedeutenden Abweichungen, den deutschen Sagen der Brüder

Grimm nach Langbein, Millinger, Julius Sturm und ebenso v. Keller (Rotburga, eine Legende in sechs Gesängen von v. Keller. Mannheim 1821) hierten sie in poetischem Gewande.

Sagen vom Minneberg.

1.

Auf der Burg Hornberg, wo einst die fromme Rotburga in ihrem stillen Kämmerlein den Entschluß faßte, der Welt zu entsagen, wohnte bald nach ihr auch eine Zierde ihres Geschlechts: Minna von Horneck. Ein Graf von Schwarzenberg, reich und angesehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Fräuleins Hand und Minna's Vater vermochte nicht, einen so weitgepriesenen Mann als Eidam auszuschlagen.

Aber Minna's Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelruth, der zwar arm an Gütern, aber deßo reicher an männlichen Tugenden war. Einst war er dem Rufe eines fröhlichen Turniers auf die Burg gefolgt und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und rühmliche Vorzüge erwarben ihm bald Gegenliebe. Doch des Pärchens Minneglück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal erscholl die Aufforderung zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelruth zögerte nicht, ihr zu folgen. Minna's Vater war dies erwünscht; da er bereits einem Andern die Hand seiner Tochter zugesagt, sah er gerne deren Geliebten sein Leben abenteuerlichen Gefahren in fernen Ländern aussetzen und bestärkte den Ritter Edelruth noch in seinem Vorsatze durch das gleißnerische Versprechen, ihm, wenn er als Sieger zurückkehre, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden; lange sah Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Verlobten nach, dessen hohe Gestalt, die ganze Pilgerschaar überragend, den Neckar abwärtsschiffte. — Jahre vergingen; Edelruth vollbrachte der ruhmlichen Thaten viele; schon war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn noch von der Rückkehr ab,

da des Kampfes noch kein Ende war, als er in einer Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in die Hände des Feindes fiel. Dieser, grimmig über die ausgezeichneten Kriegsthaten des jungen Helden, welcher Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatte, schloß ihn in eine Höhle ein, die einst der Aufenthalt wilder Thiere war. Zwei Tage verlebte hier Edelruth ohne die mindeste Nahrung, bis er endlich oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht erblickte, worauf ihm eine schöne Hand drei Pfirsiche herab warf, und ihm, während zugleich ein Seil von oben herunterglitt, eine zarte Stimme zurief: „Zwei Diener harren meines Winkes; steig' herauf und folge mir in jene stille Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können."

Aber der Ritter antwortete: „Nur in meiner Heimath kann ich Liebe finden; doch wenn Du edel gesinnt bist, so rette mich!" — „Nur Liebe zu mir kann Dich retten!" — entgegnete die Stimme — „nur in meinen Armen lächelt Dir die Freiheit!" — „Nur wer Treue übt," — erwiederte der Gefangene, — „ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen!" — Da verschwand die Erscheinung und tiefe Sehnsucht ergriff Edelruth von Neuem nach der fernen Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen; doch wankte ihre Treue gegen den Erkorenen nicht einen Augenblick. Als endlich die flehendsten Bitten nichts mehr über ihren harten Vater vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Zwingenberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, nur von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen und fuhren im Dunkel der Nacht den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Fichten bedeckt war. Hier landeten sie, um einen Zufluchtsort zu suchen und gaben den Nachen den Wellen preis. Durch das dichteste Gebüsch stiegen die zarten Frauen, die felsigen Pfade hinan und scheuten keine Mühe, bis sie endlich eine Höhle fanden, worin Minna, bis zur Rückkehr ihres Ritters, zu wohnen beschloß. Ihre Zofe sorgte für Herbeischaffung von Nahrungsmitteln aus den be-

nachbarten Weilern. Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. Ihre treue Gefährtin war der Verzweiflung nahe, und warf sich auf die Leiche der Herrin, sie mit einem Strome von Thränen überflutbend. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie umblickte, stand Ritter Edelruth im lichten Waffenschmucke vor dem Eingang der Felsenhöhle. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht und als er dort Niemanden, als ihren tiefgebeugten, reueverzehrten Vater fand, geschworen, seine Waffen nicht eher abzulegen, als bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon war er durch Berg und Wälder geirrt, bis ihn sein Windspiel auf die rechte Spur führte. Allenthalben verkündeten ihm seine Namenszüge, von Minna in die Rinden der Bäume geschnitten, die Nähe der Geliebten. So fand er sich endlich bis zum Eingang der Höhle durch.

Da lag entseelt vor ihm, auf einem Bette von Moos, das Theuerste, was er hienieden besessen. Der ungeheure Schmerz drohte ihn selbst zur Leiche zu machen. Seine Klagen erfüllten die Wälder und jeder Tag fand ihn an dem stillen Orte, wo er mit Hülfe der Jose die geliebte Minna begraben hatte.

Als sein Schmerz ruhiger geworden war, baute er an dieser Stätte eine Burg, und nannte sie zum ewigen Denkmale seiner Liebe: die Minneburg. In der Felsenhöhle aber, worin er Minna begraben, ließ er auf den Denkstein das Bild des Hundes meißeln, der ihm den Weg dahin gezeigt hatte.

2.

Andere Version.

Hugo von Habern hinterließ drei Söhne; frühe schon wurden sie an ritterliche Uebungen und die Beschwerlichkeiten der Jagd gewohnt. In den weitausgedehnten Forsten des Odenwaldes streiften sie bis zu den freundlichen Thalwindungen des Neckars und verfolgten Tagelang das Gewild. Ihr Begleiter war ein Windspiel von seltener Treue, und ein trefflicher Jagdhund, der sie stets auf die richtige Fährte leitete.

Eines Tages führte sie dieser kundige Wegweiser auf den

Gipfel eines steilen Berges am Neckar, vor den Eingang einer düsteren Höhle. Die Jäger folgten auch diesmal dem klugen Vorläufer, der sie noch niemals irre geleitet hatte, und zwar in die Tiefe der Grotte hinein, in deren Hintergrunde sie zu ihrer großen Ueberraschung drei weibliche Gestalten erblickten, welche betend auf den Knieen lagen. Die Jünglinge wähnten drei Heilige im überirdischen Glanze geistiger Verklärung vor sich zu sehen, doch bald überzeugten sie sich, daß diese nur Bewohnerinnen dieser Erde wären, die vom Schicksale verfolgt, hier einen Zufluchtsort gefunden hätten. Sie waren entsprossen aus dem berühmten Geschlechte der Ritter von Handschuchsheim, allein dieser alte Stamm war mit ihrem Vater ausgestorben und ihre Besitzungen dem Lehensherren wieder heimgefallen. Die Mutter ruhte schon längst im Grabe, und das geringe Erbtheil, welches den drei Schwestern noch übrig geblieben, hatte ihnen die Habsucht eigennütziger Menschen entrissen. Als verlassene Waisen, ohne Schutz und Hülfe, hatten sie sich nun vor den Nachstellungen arglistiger Verführer in diese abgelegene Felsenklause flüchten müssen, denn sie waren schön, und mit welchen Gefahren ist Schönheit nicht verbunden? Ein alter treuer Diener war den Jungfrauen gefolgt und sorgte, als Einsiedler verkleidet, für ihren Unterhalt; doch waren, in der tiefen Einsamkeit und gänzlichen Abgeschiedenheit von den Menschen, ihre sanften weiblichen Gefühle nicht erstorben, und die edlen Jünglinge machten denselben Eindruck auf sie, den die Jungfrauen auf jene gemacht hatten. Das unauflösliche Band reiner Liebe schloß sich in der Folge unter ihnen und knüpfte sich mit jedem Tage fester. Die drei Brüder erbauten auf jener Stelle eine stattliche Burg, und nannten sie Minneburg. Lange lebten sie dort mit ihren holdseligen Frauen im glücklichsten Vereine; erst viele Jahre nachher verschwand auch ihr Name aus den Registern der edlen Geschlechter des Neckarthals. Zum ewigen Gedächtniß ließen die Ritter das Windspiel, welches sie zu den Einsiedlerinnen geleitet hatte, in Stein aushauen. Noch vor wenig Jahren behauptete dieses Denkmal der Erkenntlichkeit seine Stelle auf dem hohen Portale über der Einfahrt zum Minneberg; allein rohe Hände haben es entwürdigt und an der Ziegelhütte unten im Thale bei dem Dörfchen Gut-

tenbach, über einer Stallthüre, in eine ärmliche Lehmwand eingemauert. *)

(S. „Badische Wochenschrift," Jahrg. 1807. Nro. 5. Seite 73).

Die beiden vorstehenden Sagen haben einem jungen Dichter den Stoff zu einem größeren Gedichte geliehen, welches unter dem Titel: „Die Sage vom Minneberg des Neckarthals, ein Romanzenkranz von Fr. Ernst, mit Umrissen und einer Musikbeilage von L. Hetsch," in Stuttgart bei Edner und Seubert erschienen ist.

Der Minneberg.

Wem wirds nicht sehnlich zu Sinne,
Hört er vom Minneberg?
Wer denkt nicht, daß sich darinne
Verschwiegene Minne berg'?

Oder daß in seinem Grunde
Der Ritter Tanhuser ruht,
Mit Frau Venus Mund an Munde,
Verschmolzen in süßer Gluth?

Komm, setz' Dich im Abendlichte
Still an die Seite mir
Und höre nun die Geschichte,
Die man erzählt von hier:

Tief in dem Berge hausen
Zwölf schöne Jungfräulein;

---

*) Denkwürdig ist, daß, vor nicht gar langer Zeit, ein Einsiedler von unbekannter Herkunft, aber ungemeiner Bildung, sich in den Ruinen der Minneburg eine freundliche Wohnstätte bereitetete und den Platz mit Blumenbeeten und Gesträuchen sehr anmuthig ausschmückte. Nachdem er vierzehn Jahre lang in strenger Weltabgeschiedenheit in dieser romantischen Wohnung gelebt hatte, verschied er, doch ist es bisher stets unbekannt geblieben, wer er gewesen. Nach seinem Tode verwilderten die hübschen Anlagen wieder und der Muthwille zerstörte sie vollends. Jetzt gehört die Burg dem Fürsten von Leiningen

(S. „[illegible] vom Großherzogthum Baden ꝛc." Karlsruhe 1831. Maklott.

Sie kamen zuweilen heraußen,
Doch stets nur Eine allein.

Die setzte sich an die Quelle
Dort an dem schattigen Hang,
Sich labend am Kühl der Welle
Und lustigem Vogelsang. —

Vom nachbarlichen Schloße
Kam einstens ein Edelknab',
Verirret vom Jägertroße,
Hier an den Quell herab;

An dessen moosigem Rande
Das reizendste Mägdlein sitzt
Im blütenweißen Gewande,
Vom Gürtel ein Demant blitzt.

Ein himmlisches Lächeln spielet
Um ihren Rosenmund,
Aus dessen Bogen zielet
Der Gott, der Alles macht wund.

Sie grußet, wie hold erschrocken,
Den jungen Jägersmann —
Ihre Augen, ihre Locken
Sie halten ihn bald im Bann,

In heißer Liebesumschlingung —
Doch sprach das Jungfräulein:
„Nur unter Einer Bedingung
Darf ich Dein eigen seyn:

„Gelobe mir, nie zu spähen
Wo ich zu Hause bin,
Mir niemals nachzugehen
Zur verschwiegenen Wohnung hin!

„Denn solltest Du je dich wagen
In mein geheimes Haus,
So kommst Du in ewigen Tagen
Nie wieder an's Licht heraus!"

Er schwört's; mit glühenden Küßen
Besiegelt wird ihr Bund,
Geweiht zu Himmelsgenüssen
Der traulich Schattengrund. —

So koßen am kühlen Bronnen,
Bei kosigem Minnespiel,
In weltverschwiegenen Wonnen
Der Frühlingsabende viel.

Doch ließ die Neugier, die schlimme,
Dem Jüngling keine Ruh;
Stets rief ihm eine Stimme
Aus seinem Innern zu:

„Geh ihr nach, geh' ihr nach, wenn die Lose
Deinem Arm sich wieder entzieht,
Und in des Gebirges Schooße
Nach der heimlichen Wohnung flieht.

„Gelöst nun werde Dir endlich
Das Räthsel so wunderbar,
Und drohte auch unabwendlich
Dir ewigen Banns Gefahr!"

Er kann nicht widerstehen,
Sein Herz ist gar zu schwach;
Vom Liebchen ungesehen,
Schleicht er ihr Abends nach;

Entlang des Berges Seiten
Folgt er ihr ohne Halt, —

Da sieht er sie plötzlich gleiten
In einen Felsenspalt.

Er kann nicht widerstehen,
Es drängt ihn mächtig hinein —
Kein Mensch hat ihn mehr gesehen,
Verschlossen bleibt der Stein.

A. Schäfer.

(Vergl. Aloys Schreiber's „Sagen aus den Neckargegenden und dem Schwarzwalde." Heidelberg 1839. S. 101.)

Der getreue Hirsch.

Zu Hornberg am Neckar wohnte einst ein tapferer Ritter, der im gelobten Lande große Thaten verrichtet hatte. Er hieß Bertram der Wecker und hatte eine schöne fromme Gemahlin, mit Namen Adelheid, und eine ebenso brave Tochter, die Mechtilde hieß. Als Letztere achtzehn Jahre alt war, und schon mancher Edelmann um ihre Hand warb, da nahm der Tod ihre Mutter weg und der Vater ging eine zweite Ehe ein, weil er hoffte, noch einen Sohn und Stammeserben zu erhalten. Diese zweite Frau hieß Clotilde und war sehr boshaft, aber reich, und brachte dem Ritter Bertram ein großes Heirathsgut, der auch seiner Frau Alles vermachte, und der Tochter nur die Fräulein-Aussteuer bestimmte, die auch damit zufrieden war. Ein ganzes Jahr lang ertrug Mechtilde schweigend und geduldig die bösen Sitten ihrer Stiefmutter, die auch einen Sohn bekam, so daß zu Mechtilden nach und nach die Liebe ihres Vaters geringer wurde. Einst kam er von der Jagd und brachte ein junges lebendiges Hirschkalb mit, das er seiner Tochter schenkte, die es sorgfältig aufzog. Der junge Hirsch wurde ganz zahm und sie ließ ihm oft sein Futter in einem Hängkorb zur Burg hinab. Da begab es sich, daß zu Wien ein großes Turnier gehalten wurde, und Bertram zog dahin. Kaum war er fort, so fing die Stiefmutter mit Mechtilden Streit an und ließ sie in's Burgverließ werfen. Aber der Burgvogt und alle Knappen setzten sich so herzhaft dagegen, daß Clotilde ihre

Stiefmutter nach drei Tagen wieder frei ließ. Mechtilde blieb aber nun nicht mehr im Schloß, sondern ging in den Wald, wo sie nicht weit von der Burg eine Höhle fand, die ihr recht wohl gefiel. Sie holte sich ihre Kleider, etwas Nahrung und Bettzeug, und begab sich an den einsamen Ort, den man vor Gebüsch und Strauchwerk noch nicht entdeckt hatte. Der Hirsch allein ging mit ihr, und kam täglich dreimal in's Schloß in den Turnis oder Speisesaal mit seinem Korbe und Jeder von dem Gesinde war gewohnt, ihm etwas Nahrung hinein zu legen, und wer ihm nichts gab, den stieß er an, bis er etwas erhielt. Das trug er dann alles getreu seiner Herrin zu und fristete so sieben Jahre der Mechtilde das Leben. Damit man aber die Höhle nicht finden sollte, so nahm der Hirsch jedesmal einen Umweg und machte einen Seitensprung im Hin- und Herweg, so daß man die Spur verlor. An der Höhle entspringt auch die Mechtildenquelle, die Winters nicht zugefriert und im Sommer eiskalt ist und niemals an Wasser abnimmt. Als Kind hatte einmal Mechtilde einem Pilger, der in's heilige Land reiste, ein Geschenk gegeben, und aus Dankbarkeit ließ er ihr seine Kürbisflasche zurück, die Mechtilde mit in die Höhle nahm und die ihr der Hirsch an der Quelle füllte, so oft sie ihm winkte.

Der Ritter Bertram gewann im Turnier den ersten Preis, aber groß war sein Jammer, als er nach Hause kam und seine Tochter nicht fand, und Niemand ihm sagen konnte, wo sie hingekommen. Da gelobte er der Mutter Gottes eine schöne Kapelle zu bauen, wenn er die Gnade haben könnte, seine Tochter Mechtilde noch einmal zu sehen. Er ließ sie überall suchen, aber umsonst; man entdeckte keine Spur von ihr. Seine Frau Clotilde war aber seit seiner Abreise nach Wien siech geworden, und Niemand konnte ihr helfen. So litt sie schon sieben Jahre die bittersten Schmerzen, aber zuletzt gestand sie ein, daß sie die Mechtilde aus dem Schloß vertrieben habe. Darauf starb sie, und Bertram ließ sie in dem Dorf Wolkenhausen bestatten, wo ihr Familienbegräbniß war.

Eines Sonntags frühe hörte man den Hirsch entsetzlich schreien und sah ihn bei Wolkenhausen sich jämmerlich gebärden. Herr Bertram befahl einem Knappen, nachzusehen, und der fand

denn auf der Wiese die Mechtilde todt und den Hirsch neben ihr, der mit dem Geweih in die Erde bohrte, als ob er anzeigen wollte, daß man sie dort begraben sollte. Da kam auf diese Nachricht der Ritter Bertram eilig von der Burg herab mit allen seinen Dienern und erkannte mit Jammer und Noth den Leichnam seiner Tochter. Er ließ sie in einen steinernen Sarg legen und an derselben Stelle begraben.

Unterdessen hatte man den kleinen Sohn, der auch Bertram hieß, im Schloß zurückgelassen und Niemand hatte Acht auf ihn gegeben, weil Alles wegen Mechtildens Tod hinabgegangen war. Bei der Zurückkunft fand aber Bertram seinen Sohn nicht, und suchte ihn mit bekümmertem Herzen in der ganzen Burg. Da entdeckte zuletzt der Burgvogt den abgebrochenen Ast eines Birnbaums und so fanden sie den Knaben zerschmettert am Fuße der Mauer, und ein Theil seines Kleides hing zerrissen an dem Gesträuche, über welches er von dem Birnbaum herabgefallen war. Der Vater ließ sich an die Stelle führen und fiel in Ohnmacht, als er die Leiche seines Kindes sah. Seine Leute waren bemüht, ihm einen Ruheplatz zu suchen, und fanden dadurch die Höhle Mechtilden's, die vorher Jedermann unbekannt geblieben war. All ihr kleiner Hausrath war noch darin, ihr Hängkorb und ihre Kürbisflasche und so sahen sie nun klar, wo sie so lange verborgen gelebt hatte. Der Hirsch, der mitgegangen war, ergriff die Flasche und füllte sie an der Quelle, und so wurde Alles kund, wie Mechtilde durch den dankbaren Hirsch ihr Leben erhalten hatte.

Der Ritter Bertram ließ seinen Sohn neben die Mutter bestatten, und baute, wie er gelobt hatte, am Begräbnißplatze Mechtildens eine Kapelle, die er reich begabte.*).

---

*) Erwähnt wird diese Sage im „Historisch-politisch-geographischen Atlas der ganzen Welt.“ Th. V. S. 1849, und in den „Antiquitäten des Neckars.“ Medicus hat sie 1765 mundlich gehört, wie sie oben steht. (Siehe Mone's „Anzeiger u.“ Jahrg. 1833.)

Das Lied vom Hornberg.

Hier wohnte Götz! *) Auf! singts im frohen Kreise!
Der edle teutsche Mann,
Der seiner Zeit des Heldensinnes Preise
Zu Haufen abgewann.

Hier schlug sein Herz für Recht und schlichte Sitte
In freier Brust empor;
Hier lieh der Held des Unterdrückten Bitte,
Der Wahrheit auch sein Ohr.

Hier zog er siegreich aus mit seinem Herzen
Und seiner Eisenhand;
Hier war ein Freund, — der stand in Lust und Schmerzen,
Gleich dieser Felsenwand.

Hier war's, wo seine kühnen Löwen ruhten
Zu neuem Siegesgang!
Hier walzte sich mit unsers Neckars Fluthen
Triumph und Hochgesang.

Hier war's, wo Götz in wildumstürmten Tagen
Sich und die Treuen wog,
Dann aus der Nacht, drin schwache Seelen zogen,
Auf, wie der Falke, flog.

Hier trank der Knecht, der an des Führers Seite
Das Schwert erklingen ließ;
Hier hob den Feind die Großmuth und die Freude
Tief aus dem Burgverließ. —

So laßt denn hoch den goldnen Becher wandeln,
Gefüllt mit Neckarwein!
Es gilt, wie Götz als Biedermann zu handeln,
Und treu und wahr zu seyn;

Gleich ihm der Welt die große Schuld zu zahlen
Der alten Redlichkeit;
In Stürmen fest zu stehn, wie in den Strahlen
Der holden Frühlingszeit.

---

*) [illegible]

Es gilt, ein unvergänglich Maal den Ahnen
Im Herzen zu erbau'n,
Es gilt, es gilt, der Vorzeit ernste Manen
In Herrlichkeit zu schau'n.

Nichts soll den Glanz, in dem sie leuchten, mindern;
Erlöschen soll er nie,
Und glühend ruf' der Vater seinen Kindern:
Schaut hin, und seyd wie sie!

D. H. Reimold.

Im Jahr 1518 kaufte Götz von Berlichingen die Burg Hornberg von dem Ritter Conz Schott von Schottenstein. Dort schrieb er am Abend seines Lebens seine Selbstbiographie und legte dann sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder. Noch wird sein Harnisch auf der Burg aufbewahrt.

(L. Gottschalk's „Mittelbergen ꝛc." S. 71 u. 73.)

Der Michaelsberg.

Eine Stunde von Haßmersheim stromaufwärts, auf dem Gipfel des nahen, mit Reben bekränzten Berges, erscheint uns die einst von vielen Wallfahrern besuchte, dem heil. Michael geweihte Kapelle, von der auch die Höhe den Namen Michaelsberg führt. Der Fußwanderer kann vom Hornberg aus auf einem angenehmen, durch den Forst ziehenden Pfad hiebergelangen. Die Kapelle ist uralt und man hat von diesem Orte folgende Sagen der Vorzeit bewahrt:

Als die ganze Gegend noch eine schauerliche Wildniß war, hatte sich in diesen Gebirgen ein kühner und kräftiger Jüngling mit einer lieblichen Jungfrau verlobt. Beide liebten einander aufs Zärtlichste; aber sie war eine Christin, er dem Heidenthume noch zugethan. Auch hing er fest an seinen Götzen, und nachdem die Jungfrau sich vergeblich bemüht, ihn der reinen Lehre zuzuführen, trieb sie der tiefe Gram über seine Verblendung weit weg von der Wohnung ihrer Eltern in die tiefsten Wälder, wo sie in einer Felsenkluft ihre Tage unter Gebeten für das Seelenheil ihres für sie verlorenen Bräutigams hinbrachte. Selbst die wilden Thiere hatten Mitleid mit der Trauernden und trugen ihr Nahrung zu. Aber nach einigen Jahren ward sie von den Banden des irdischen Lebens befreit und der

Engel des Todes geleitete freundlich ihren Geist zu dem Reiche der Seligen. Oft durchschweifte, nachdem sie verschwunden war, der Jüngling düster und kummervoll die weite Gegend umher und suchte die Dahingeschiedene vergebens.

Da hielt er eines Tages Jagd mit seinen Hunden im buschigen Thale. Ein Wild sprang vor ihm auf, blieb aber sogleich stehen und sah ihn unverwandt und mit so traulichen Blicken an, daß er, gerührt, den schon gezückten Jagdspeer wieder zurückhielt. Das Thier schien ihm zu winken: er folgte nach, und es führte ihn zu einer Rasengruft, die er alsbald für die seiner Geliebten erkannte. Die Arme hatte sich selbst die dabei in einen Felsen geschnittene Grabschrift gesetzt und einige Bewohner des einsamen Thales hatten ihre Leiche darunter bestattet. Er warf sich auf den Hügel und näßte ihn mit heißen Thränen, während das Bild der Entschlummerten wie ein Engel des Himmels vor seine Seele trat.

Da kam plötzlich der reine Geist des Christenthums über ihn, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Er pilgerte nach Worms und ließ sich von dem Bischof taufen. Darnach wieder in seine Heimath zurückgekehrt, baute er sich eine Hütte auf diesem Berge, wo er als Einsiedler heiligen Betrachtungen und Bußübungen lebte. Er ertheilte den Umwohnern fromme Lehren, erquickte den müden Wanderer mit Speise und Trank und geleitete den Verirrten wieder auf den rechten Weg durch die Wildniß. Weithin erscholl der Ruf seines gottseligen Wandels und zahlreiche Pilger kamen von allen Orten her zu seiner einsamen Hütte und holten sich bei ihm Trost und Stärke in den Drangsalen des Lebens. Als endlich der fromme Klausner ein hohes Alter erreicht und die Kräfte seinen Körper meist verlassen hatten, vernahm er einmal Nachts, wo Sturm und Regen tobte, ein Pochen an seiner Thüre. Er öffnete sogleich und in die kleine Zelle trat ein Wanderer von hoher schöner Gestalt; er trug ein schneweißes Pilgergewand mit lichtblauen Schleifen und aus seinen Augen leuchtete himmlischer Friede. Der Greis machte nun Feuer an, damit der Fremdling sich erwärme, setzte ihm Speise vor und verrichtete dann knieend und mit zitternder Stimme sein Nachtgebet. Aber staunend sah er jetzt beim Aufblicken, wie sein Gast, noch herrlicher als zuvor, das

Haupt von einer Strahlenkrone umkränzt, vor ihm stand. Mit erhabener Milde sprach der Engel, — denn ein solcher war der Fremdling — „Gott hat dein Flehen erhört; geh' ein zur Ruhe, zum ewigen Frieden!" — Mit diesen Worten gab er ihm einen Kuß auf die Stirne; der Greis sank zurück und seine Seele schwang sich empor in die bessere Welt. Am Morgen fanden die Waller den Verblichenen, als läg' er nur im ruhigen Schlummer, an seinem kleinen Altare von Rinden und Moos. Sie begruben ihn unter Gebet und Thränen und erbauten auf dieser Stelle ein Kirchlein, das sie dem Erzengel Michael weihten.

(Aus Karl Geib's „Malerisch histor. Schilderung der Neckargegenden." Frankfurt a. M. 1843. Seite 71 u. 75.)

Kloster Himmelreich.

(Mittelsche Version.)

„Nimm an den Ring, ihn trug mein Schwesterlein,
Eh' zu dem See sie ging im Hertha-Hain,
Wo sie der Göttin Opfer wollte seyn!" —

Friedhilde sank zurück, wie lichter Schnee,
Der Jungfrau Mutter aber sprach: „„O weh!
Ihr seyd kein Christ, Ihr opfert noch im See?""

„Vieledle Frau! — Herr Siegbert! — seyd mir mild:
Bin ich kein Christ, so trag' ich Speer und Schild
Und herzlich lieb' ich Eure Friedehild!" —

Held Siegbert sprach: „„Geh, Grißo, werd' ein Christ,
Schwör' ab den Götzenfrohn, in dem du bist:
Dann wird Friedhilde dein in kurzer Frist!""

Der Jüngling geht und — kehret nimmermehr.
Friedhilde weint, es stirbt ihr Vater hehr,
Die Mutter auch, da weint sie noch so sehr:

„Will Gott mich einsam, gut, so will ich's seyn!
Ade, Ade, du Burg auf hohem Stein,
Im Walde bau' ich nun die Wohnung mein!" —

Nun überwölbten Eichen ihr Gemach,
Die harten Felsen sangen all' ihr nach,
Wenn sie am Kreuz davor laut betend sprach.

Gemildert ward ihr Schmerz in wenig Zeit,
Vom Kreuz herab traf Himmelssüßigkeit,
Und Friede füllte sie und Seligkeit.

Auch auf den Wald kam Frieden weit und breit,
Da that kein Thier dem andern was zu leid,
Und Ur und Bar stand vor ihr, wie gefeit.

Die Singevöglein bauten Nester hier,
Und Hirsch und Reh und allerlei Gethier,
Das schüchtern ist, fand Ruh' in dem Revier.

Und, brach sie einen grünen Zweig, so kam
Das all' heran und Jedes aß und nahm,
Sie heilete sie auch, war Eines lahm.

Was sie gepflanzt, trug reichlich überall;
Grub sie im Gärtlein, flog die Nachtigall
Ihr auf das Haupt und sang mit süßem Schall.

Trat sie im rothen Morgenlicht hervor,
Sang jedes Vöglein mit ihr Morgenchor,
Am höchsten stieg der Lerche Lied empor!

Von tausend Blüthen duftete der Hain
Und Bienenschwärme flogen aus und ein
Durch ihre Zell' und bauten Waaben drein.

So lebte sie allda in Einsamkeit:
Da kam einst, um die Abendglockenzeit,
Ein Engel und sie war zum Tod bereit.

Er betete mit ihr und als sie schwieg,
Sank hin der Leib und ihre Seele stieg
Empor zum Himmel aus der Erde Krieg.

Da kam rings jedes Vögelein heran
Und hing die Flüglein, als der Himmelsmann
Ihr stilles Grab zu graben nun begann.

Da kamen Hirsch dazu und Elenn' auch
Mit ihren Schaufeln aus dem grünen Strauch,
Und gruben allda mit, nach Menschenbrauch.

Und als sie in der Ruhestätte war,
Trug jeglich Thier ein grünes Zweiglein dar,
Die Vöglein aber Blumen in ihr Haar.

Der Engel legte dann den Stein hinauf
Und schrieb sodann der Frommen Lebenslauf
Mit wunderbarer Flammenschrift darauf. —

Einst jagte Grißo einen Hirsch zu Wald,
Der machte bei Friedhildens Grabe Halt,
Des Jünglings Speer verlor da die Gewalt!

Denn als er mächtig ihn erhub und da
Die wunderbare Schrift am Grabe sah,
War ihm Friedhildens Friedenszauber nah,

Und schuf ihn um, den Kühnen, daß er gleich
Abschwur die Götzen; fromm und mild und weich,
Er baut ein Kloster da: das Himmelreich.

That Buße drin und schor sein blondes Haar,
Und lebt im Himelreiche manch ein Jahr,
Bis dann sein Ende wie Friedhildens war.

August Kopisch.

*) Die ursprüngliche Saze berichtet, daß Grißo, nachdem er sich taufen ließ und den christlichen Namen Lukas angenommen, eine Einsiedelei neben dem Grabe der Geliebten erbauen ließ, darin er Gott aufs Eifrigste diente, verirrte Wanderer mit Speis' und Trank erquickte und sie wieder auf den rechten Weg wies. Zahlreiche Wallfahrer pilgerten zu der Zelle des heiligen Mannes, und als ihn eines Tages ein Engel Gottes von dieser Welt genommen, ward an der Stelle, wo seine Siedelei stand, zum Andenken seiner wunderbaren Bekehrung eine Kapelle erbaut und dem heiligen Michael gewidmet, wovon der Berg den Namen Michaelsberg erhielt. Ausführlicher erzählt dies folgende Legende von F. W. Krummacher.

Der fromme Lukas.

In jener goldnen, sonnenlichten Zeit,
Wo noch die Englein freundlich uns umschwebten,
Nur Liebeeklänge durch die Fluren bebten,
Wo sternenhell, in stiller Einsamkeit,
Die Tugend groß und hehr im Herzen blühte,
Und Gottes Geist die Menschenwelt durchglühte; —
Schon viele hundert Jahr' sind hingeflieh'n; —
Da lebte, an bekränzten Moosaltären
Den eingebornen Gottessohn,
Den Menschenheiland, brünstig zu verehren,
Der fromme Lukas. Buchenzweige woben
Zum Gotteshaus ihr schattenkühles Dach.
Fern hörte man des Neckars Welle toben,
Und zu dem lauten Wogenschlag
Schell mächtig, mit dem Hall der goldnen Saiten,
Des Sängers Lied, wie heilig Glockenläuten.

Durchs ganze Land erscholl die süße Kunde,
Und wo ein Herz im wilden Drange schwell,
Wo eine Brust war banger Zweifel voll,
Und keine Heilung fand die grause Wunde,
Da eilte man zu Lukas' stiller Hütte;
Mit seinem Trostwort schwebte Himmelsruh'
Und Friede den zerrissenen Seelen zu;
Und fröhlich wallte aus des Haines Mitte,
Was traurig und mit Schuld beladen war.
So wogte man dahin von Jahr zu Jahr;
Schon weben Silberlocken um sein Haupt,
Die Wange bleicht, die matten Schritte wanken,
Der Winter naht, die Eiche steht entlaubt,
Schon fühlt er mehr und mehr den Leib erkranken,
Es sinnt der helle Geist in stiller Freudigkeit
Grab, Tod und Ewigkeit — erhabene Gedanken!

Der Morgen flammt aus duft'gem Nebelschleier
In königlicher Herrlichkeit hervor;

Ein heilig Lied steigt zum Azur empor
Und ernster rauscht die gottgeweihte Leier,
Und immer lichter glüht der heil'ge Funken
Der Andacht in des frommen Greises Brust;
Er kniet am Moosaltar, sich selber kaum bewußt,
In Gottes Lieb' und Ehrfurcht hingesunken,
Da rauscht's im Haine wunderbar,
Wie wenn sich Geister in den Aesten wiegen;
Der sel'ge Traum entflog, die Saiten schwiegen —
Ein bleicher Waller trat vor den Altar,
In dürftigem Gewand, gelehnt am Wanderstabe,
Und bat um eine milde Gabe.

„Gott segne dich!" Mit diesem trauten Wort
Führt Lukas zu der stillen Buchenhütte
An seiner Hand den armen Pilger fort,
Denn kaum noch trugen ihn die müden Schritte;
Er trocknet sein Gewand und beut
Ihm süße Labung dar für die erschöpften Glieder,
Und als er ihm ein Bett von weichem Moos gestreut,
Da schließen sich die schweren Augenlieder,
Und heller Glanz umweht, wie Sternenlicht,
Des Pilgers bleiches Angesicht.

Doch Lukas eilt mit leisem Schritte
Ins stille Kämmerchen hinein
Und fleht in liebevoller Bitte:
„Erlös' ihn, Herr! von seiner Pein,
Und welle Trost und Frieden ihm verleih'n!"
Er sprichts und hofft auf Gottes Segen;
Da steigt in hehrer Lichtgestalt
Der Pilger ihm verklärt entgegen;
Ein schneeiges Gewand umwallt
Den hohen Leib' und wunderbar
Erglänzt das milde Augenpaar.

„Erhört ist dein Gebet!" — ruft ihm der Engel zu, —
„Auf! gehe freudig ein in Gottes ew'gen Frieden,

In's Reich der Lieb' und süßen Himmelsruh'!
Du hast getröstet und geliebt hienieden,
Drum sey ins ew'ge Liebesland beschieden!" —

Er sprachs, und wundersüße Harmonie'n
Erschollen himmlisch in den Buchenzweigen;
Der Greis will sich vor ihm zur Erde neigen,
Doch freundlich richtet ihn
Der Engel wiederum empor,
Und küßt ihm die verklärten Blicke;
Die starre Hülle bleibt im stillen Thal zurücke,
Es öffnet sich das goldne Sternenthor;
Der Greis entschwebt, dem schönen Jüngling gleich,
Ins Paradies, ins lichte Himmelreich.

Ein grüner Hügel birgt die morsche Hülle,
Und aus des Haines heil'ger Stille
Hallt noch manch brünstig Flehn empor;
Denn wo vereinst das grüne Hüttchen stand,
Glänzt jetzt ein Kirchlein, Himmelreich genannt.

Hörst du der frommen Pilger Chor?:
Sieh, Vater, gnädiglich auf uns herab,
Birg unsern Leib ins kühle Grab,
Und unsern Geist heb' in Dein Reich empor!"

F. W. Krummacher.

Beide vorigen Legenden ergänzen sich; während Kopisch den Tod Friedrichens zum Gegenstand seiner Dichtung macht, behandelt Krummacher den nicht weniger schönen Tod Grißo's, der den christlichen Namen Lukas angenommen hatte, und bringt damit die fromme Sage vom Michaelsberg in Verbindung.

(Vergl. J. Baader's „Sagen des Pfalz, des Neckarthals ꝛc.")

Die weiße Frau zu Guttenberg.

Auf dem Schloß Guttenberg am Neckar ist vor etlichen und achtzig Jahren die weiße Frau vielen Leuten erschienen, besonders dem Hausgesinde. Sie schlich umher wie der Wind;

wenn eine Magd backen wollte, so sprang ihr die weiße Frau auf das Genick, doch war sie leicht, und man hielt sie oftmals für den Alp. Zuweilen stand sie auch am Waschzuber und half den Magden; sie war gewöhnlich weiß, auch grau, ihr Gesicht voller Falten, ihre Gestalt lang, auch war sie, wie die Leute sagten, die sie gesehen, wohl über hundert Jahre alt. Winters schlich sie aus dem neuen Bau in das neue Schloß, das auf dem Platze des alten erbauet ist, und kehrte alle Sachen um. Ein herzhafter Diener des Burgherrn sah ihr oft nach, wenn sie davon schlich, dafür nahm sie ihm seine Kleider und sein Deckbett, wann er schlief, und trug sie in eine andere Stube. Der Schloßherr hat sie niemals gesehen, hörte sie wohl aber in den Gängen, wenn sie eine starke Tracht Brennholz vor den Oefen niederwarf. Allein sobald er sie ertappen wollte, war sie verschwunden und er fand kein Holz auf dem Gang. Morgens schlich sie dann gewöhnlich in das Backhaus, wo sie sich versteckte, wie das Gesinde oft gesehen hat. Sie that fast Niemand etwas zu Leide; wo sie Einem aber bei der Arbeit half, da mußte er fleißig seyn, dann sah sie ihm zu, und verschwand wieder, ohne ihn zu beleidigen. Als einmal zwei Kammermädchen im Waschhaus ein Bad nahmen, öffnete die weiße Frau die verschlossene Thüre, so daß die Mädchen erschrocken davon liefen. Da ließ der Burgherr an der Ecke des Waschhauses, wo die weiße Frau zu verschwinden pflegte, aufgraben, und man fand die Gerippe eines großen Menschen und eines Kindes. Letzteres war von der weißen Frau, denn sie soll in ihrem Leben ein Kammermädchen gewesen seyn, die ihr Kind umgebracht und verscharrt hat. Sie konnte nicht sterben, bis sie die Mordthat gestanden hatte, und sie verlangte, daß der Burgvogt sie zu ihrem Kinde in die Ecke des Waschhauses begraben sollte. Das geschah, und so entstand die weiße Frau. Als man ihre Gebeine wieder gefunden hatte, ließ sie der Burgherr auf dem Kirchhof ehrlich bestatten und seitdem hat die weiße Frau Ruhe und geht nicht mehr zu Guttenberg.

(Sohn Meyer's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1831.)

Die Kapelle bei Dallau. *)

Als die Hunnen das teutsche Land überschwemmten, lebten in dem Kloster bei Dallau zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorsteherin. Sie gehörten sämmtlich den edelsten Geschlechtern der Gegend an und waren von unsträflichem Wandel. Als die wilden Feinde sich dem Neckarthale nahten, sah man auch im Kloster nur schreckensbleiche Gesichter, denn allenthalben verübten die zuchtlosen Schaaren unerhörte Frevel. Einst verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebet, zum Himmel um Schutz und Rettung flehend, da vernahmen sie plötzlich ein dringendes Läuten an der Klosterpforte. Ein alter Mann mit schneeweißem Barte und von ehrwürdigem Ansehen bat um Einlaß und Nachtherberge. Freundlich nahmen die Frauen den Wanderer auf und labten ihn mit Speise und Trank. Ueber sein Antlitz war eine Hoheit und Milde ausgegossen, die jedes Herz mit Ehrfurcht und Vertrauen erfüllte. Im Laufe des Gespräches theilten ihm die frommen Schwestern auch ihre Besorgnisse wegen der Barbaren mit und baten um seinen Rath.

„Wie ihr an mir Erbarmen geübt habt," — sagte der Greis — „so wird Gott auch eurer sich erbarmen, denn er hört stets das Flehen der reinen Unschuld. So hört nun den Rath, den ich euch ertheilen will: Laßt alsbald dreizehn Todtensärge machen und dieselben in die Kapelle stellen. Nahen sich die Feinde diesen heiligen Mauern, so schmückt eure Häupter mit Blumenkränzen und legt euch in die Särge, als ob ihr Verstorbene wäret. Ich werde wiederkommen zu derselben Stunde, da die wilden Heereshaufen in dies Gotteshaus dringen und werde euch einsegnen."

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis sie geheißen. Sie ließen in Eile die dreizehn Särge zimmern und als sie das Geschrei und Gelärme der heranziehenden Hunnen vernahmen, flocht Eine der Andern einen Kranz um das Haupt und Jede legte sich im Todtengewand in ihren Sarg, die Hände über die Brust gefaltet. Auf einmal kam der Greis im kirchlichen Talare, begleitet von zwei wunderschönen Chorknaben, aus der Sakristei geschritten und verrichtete die Gebräuche, wie sie bei Beer-

*) Dort, ein und eine Viertelstunde von Mosbach.

digungen vorgeschrieben sind; denn die Jungfrauen waren wirklich eingeschlummert, aber nur um jenseits, in den Gefilden des ewigen Friedens, wieder zu erwachen. Kaum waren die letzten Einsegnungsworte über die Lippen des Greises, als die Hunnen hereinstürzten, aber bei dem Anblick der dreizehn Särge wie starr vor Schrecken stehen blieben. Der Greis hatte sich in eine hohe zürnende Jünglingsgestalt verwandelt, die mit drohendem Winke die Hand nach den Feinden streckte. Eine Strahlenglorie umwob seine Locken und über die weißen Gesichter der todten Jungfrauen ergoß sich ein güldener Schimmer. Von namenloser Angst ergriffen, stürzten die Kriegsknechte aus Kapelle und Kloster fort, Keiner mehr es wagend, dem Gipfel des Berges wieder zu nahen. Als endlich das Land von den wilden Horden gesäubert war, kehrten die Umwohner des Klosters nach und nach in ihre Hütten zurück und wollten auch, nach alter Gewohnheit, dem Gottesdienst auf dem Berge wieder beiwohnen, allein sie fanden zu ihrem Staunen alle Zellen verlassen und in der Kirche dreizehn frischgelegte Gruftplatten, alle mit Kreuzen bezeichnet, worauf die Namen der dreizehn Jungfrauen und ihrer Priorin zu lesen waren.

M. Schreiber.

(Siehe dessen „Sagen ꝛc.")

Die Nonne zu Dallau.

„Leb wohl, du Treugeliebte!
Ich ziehe fort von hier
Nach dem gelobten Lande,
Dort fleh' ich Sühnung mir.
Wenn ich an des Erlösers Grabe
Für meine Seel' gebetet habe,
Dann kehr' ich treu zurück zu dir."

Und fort zog er mit Eile,
In einem härnen Kleid,
Sie sah ihm nach mit Weinen

Und seufzt': „Ich arme Maid!
Was blinket ihr, o holde Sterne?
In seinem Aug' sah ich euch gerne,
Doch jetzt ist er so fern, so weit!"

An jedem Abend kniet sie
Vor dem Madonnabild:
Maria, schütz' den Waller,
Er ist so fromm, so mild!
Er zieht dahin am Pilgerstabe,
An deines Sohnes stillem Grabe
Will beten er von Reu' erfüllt."

Es scheln sich die Monde,
Zwei Jahre wohl vergehn;
Sie schaute von dem Söller,
Und konnt' ihn nicht erspähn.
Sie steigt so bang und traurig nieder:
„Wann kehrest du, Geliebter, wieder?
Willst deine Maid du nimmer sehn? —"

Einst in des Traums Gefilden
Maria ihr erscheint:
„Dein Ritter ist gefallen;
Der Tod hat ihn vereint
Mit Jesu, für das höh're Leben
Hat er sein Heldenblut gegeben;
Der Arme hat jetzt ausgeweint."

Und als sie drauf erwachte,
Rief sie: „Was weil' ich hier
Auf dieser Erd' alleine?
Nimm mich hinauf zu dir!
Hier ist's so öd', bin so verlassen,
Will, ach! so gern um dich erblassen,
Hier traur' ich einsam für und für. —"

Im Kloster sie sich schließet
In eine Zelle ein,
Und nach drei Monden naht ihr
Ein Engel mild und rein:
„Laß ab, lass ab, dich so zu grämen,
Dich will der Herr jetzt zu sich nehmen,
Zu enden deine lange Pein."

Und freudig rief die Fromme:
„Ich sterb', Geliebter mein!"
Sie starb und in den Himmel
Bracht' sie das Engelein.
Das Kloster ist schon längst zerfallen,
Aus dessen öden dunkeln Hallen
Es uns erzählt' der Leichenstein.

(Fliegendes Blatt.)

Neben dem friedlichen Dörfchen Dallau erhebt sich ein mäßiger Berg, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Da dieses schon längst zerfallen, wurde man die Stelle, auf der es erbaut war, kaum mehr erkennen, bezeichnete diese nicht der Name Kapell, den des Berges oberste Spitze noch trägt.

Mancherlei redet die Sage von diesem Frauenkloster. Weiße Gestalten sollen in der Mitternachtstunde dort umwandeln und melodische Sangesweisen von der Höhe niederklingen.

Obige Sage mag dem Meister Uhland den Stoff zu seinem zarten Gedichte geliehen haben, das wir hier anschließen:

Die Nonne.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben;
Er wird ein Engel seyn,
Und Engel darf ich lieben."

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es stand im lichten Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah' auf mit Himmelsruh',
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Odenwäldisches Bauland.

Sagen von Borberg und der Umgegend.

Doktor Faust zu Boxberg.

Als Doktor Faust in Heilbronn verweilte und sich mit seinen leidigen Künsten in der ganzen Gegend umhertrieb, kam er auch öfters auf die Burg Borberg, wo er stets gastliche Aufnahme fand. Als er einst an einem kalten Wintertage mit den Herren und Frauen des Schlosses in den Gartengängen an der Ostseite der Burg lustwandelte und die Damen über Frost klagten, ließ er gleich die Sonne warm scheinen, den schneebedeckten Boden grünen, eine Menge Veilchen und schöne Blumen aller Art daraus hervorsproßen. Dann blühten auf sein Geheiß die Bäume und es reiften daran, je nachdem es die Gesellschaft wünschte, Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche und anderes edles Obst. Endlich ließ er auch Weinstöcke wachsen und Trauben tragen, worauf er jeden seiner Begleiter einlud, sich eine Traube abzuschneiden, aber nicht eher, als bis er dazu das Zeichen gebe. Als sie bereit waren, zuzuschneiden, nahm er die Verblendung von ihren Augen und Jeder sah nun, daß er das Messer an die Nase seines Nächsten gesetzt habe. Der Theil des Gartens, wo sich dies zugetragen, wird seit jener Zeit „der Veilchengarten" genannt. *)

*) Die Sage von der Gartenbezauberung erzählt man sich auch von Albertus Magnus, die Rosenfrene hat Göthe auch in seinem „Faust" angebracht.

Ein anderes Mal verließ Doktor Faust Mittags um drei Viertel auf zwölf das Borberger Schloß, um auf den letzten Glockenschlag zwölf Uhr bei einem Gelag in Heilbronn zu seyn. Er setzte sich in seinen mit vier Rappen bespannten Wagen und fuhr wie der Wind davon, so daß er richtig Schlag Zwölf in Heilbronn eintraf. Ein Arbeiter auf dem Felde hatte gesehen, daß gehörnte Geister vor dem Wagen den Weg eben pflasterten und andere hinter ihm die Steine wieder aufrissen und entfernten, um so jede Spur dieses Pflasters wieder zu vertilgen.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Bauder, in Mone's „Anzeiger für Kunde teutscher Vorzeit." Jahrg. 1838.)

Warum der Schillingstadter Schulze zu spät vor Amt kommt.

Zwei Ritter von Rosenberg waren in den Krieg gegen die Heiden gezogen. Kurze Zeit darauf kam der Jüngere wieder nach Hause, gab seinen Bruder für todt aus, und ließ sich von den Gemeinden des Amts Borberg, als ihrem nunmehrigen Gebieter, huldigen. Nachdem er ein Jahr lang regiert hatte, kehrte der Todtgeglaubte zurück und vertrieb ihn aus dem unrechtmäßigen Besitzthum. Hierauf berief der Aeltere die Schulzen des Amtes miteinander nach Borberg, erklärte die Versammelten, weil sie so voreilig und willig seinem Bruder gehuldigt, für treubrüchig und ließ sie sämmtlich durch den Möckmühler Scharfrichter bei der s. g. Wolfsgrube enthaupten. Der Schulze von Schillingsstadt stellte sich erst ein, als die Hinrichtung der Andern bereits vorüber war und wurde nahe dem Richtplatze, wo ihn der Weg vorbeiführte, vom Scharfrichter ergriffen. Es gelang ihm jedoch, diesen zu gewinnen, indem er ihm fünf Gulden versprach, welche derselbe für jeden Kopf vom Ritter zum Henkerlohn erhielt; worauf der Schulze mit Hinterlassung von Haus und Hof und Weib und Kind in das Kur-Mainzische Dorf Wittstadt entfloh.

Von dieser Zeit an bis zum heutigen Tage kommt der Schillingstadter Schulze allemal zu spät, wenn die Schulzen vor dem Amt in Boxberg erscheinen müssen *)

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Bander in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Wölfingen.

Das Dorf Wölchingen bei Boxberg hieß ursprünglich „Wölfingen" und hatte diesen Namen daher, weil einst eine Wölfin aus dem nahen Walde zwölf Kinder, die auf Schlitten die kleine Anhöhe hinabfuhren, überfiel und zerriß. An dem Orte, wo dies geschehen, ist ein hölzernes Kreuz aufgerichtet und er heißt noch heute die Wolfsgrube, so wie der dortige Weg: der Todtenweg.

Von der Burg zu Boxberg.

(Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

1. Auf diesem Bergschloß lebte vor Zeiten eine Freifrau von Rosenberg, welche den Armen viel Gutes that. Um dies vor ihrem Gemahle zu verbergen, unternahm sie manche heimliche Gänge, welche der Ritter doch zuletzt merkte und daraus Verdacht schöpfte, sie sey ihm untreu und stehle sich zu einem Buhlen. Er schlich ihr daher, als sie wieder so weggegangen war, mit einem Beile nach, um ihr, wenn er sie schuldig erfände, auf frischer That das Leben zu nehmen. Am Burggraben aber fand er sie, beschäftigt, unter die Armen, welche dort schanzen mußten, aus einem Korbe Brod und Wein zu vertheilen. Da sah er reuig seinen Irrthum ein, und lebte fortan

---

*) Abweichend wird unter Anderm auch erzählt, die Schulzen seyen nach Heidelberg gegangen, um sich bei dem Pfalzgrafen über ihres Ritters Bedrückungen zu beklagen. Auf dem Hinwege hätten sie sich in der Herberge zu Adelsheim unvorsichtigerweise über ihr Vorhaben geäußert und heftig auf den Rosenberger losgeschimpft. Eine Magd, welche zugehört, habe später, als sie auf der Burg Boxberg im Dienste gestanden, die Sache dort ausgeplaudert und dadurch die Hinrichtung der Schulzen veranlaßt.

mit seiner Frau in ungestörter Einigkeit und Liebe. Beide sind auf dem Schlosse in Lebensgröße ausgehauen; er mit dem Beile, womit er seine Gattin tödten wollte, und sie mit dem Korbe, woraus sie Brod und Wein vertheilt.

---

2. Als einst die Burg belagert wurde, bat ein Knecht der Besatzung um die Erlaubniß, dem feindlichen Anführer, welcher jenseits der Umpfer, auf dem Berge dem Schlosse gegenüber, sich zeigte, den Hut vom Kopfe herunterzuschießen, jedoch ohne den Mann selbst zu verletzen. Als ihm der Burgherr diese Bitte gewährte, schoß der Knecht mit seiner Armbrust zweimal über das Thal hinüber und zwar jedesmal dem Anführer, ohne ihn nur im Geringsten zu beschädigen, den Hut vom Kopfe. Da sandte der Verschonte auf die Burg, ließ dafür, daß die beiden Schüsse nicht auf seinen Leib, sondern blos auf seinen Hut gerichtet worden, freundlich danken und zugleich Frieden anbieten, welcher auch alsbald geschlossen wurde.

---

3. Der Krappenthurm des Schlosses hatte eine solche Höhe, daß die Pfälzer, um ihrem Herren die Erstürmung der Burg kund zu thun, auf diesen Thurm ihre Fahne pflanzten, welche denn auch zu Heidelberg, das 18 Stunden davon entfernt liegt, mit Freude wahrgenommen wurde.

---

4. In der Burg befanden sich vormals große Schätze, besonders in dem Gewölbe, das noch heute die Silberkammer heißt; dort fand man auch unter Anderm mehrere Thaler von altem Gepräge.

Auf dem Berggipfel hinter dem Schlosse, welcher „die Zent" heißt, erscheinen von Zeit zu Zeit am Mittag zwei weiße Fräulein, und deuten mit ausgestreckten Armen nach der Burg hin. In dieser selbst spukten ein Hofmetzger und ein Hofbäcker und verrichteten heimlich ihre Handwerksgeschäfte; auch wurde schon auf dem Fruchtspeicher ein Simri von unsichtbaren Händen hin und her gerollt.

Die meineidige Hochzeit.

In einem Bergwäldchen bei Wölchingen versprachen ein Bursche und ein Mädchen aus diesem Dorfe sich wechselseitig die Ehe mit dem Schwur: Dasjenige von Beiden, welches sein Wort breche und ein Anderes heurathe, solle am Hochzeittage, und zwar hier auf dieser Stelle, vom Teufel zerrissen werden. Trotz dieses Versprechens nahm das Mädchen später einen Andern und ihr Hochzeitfest wurde in einer Scheune gefeiert. Bei demselben fand sich auch ein stattlicher Jäger ein, den Niemand kannte und welcher, wie jeder Gast zu thun pflegt, mit der Braut drei Ehrentänze machte. Am Ende des Dritten zog er sie aus der Scheuer und aus dem Dorfe hinaus mit sich den Berg hinauf, und als die übrigen Hochzeitleute, welche anfänglich die Sache für einen Scherz hielten, ihnen nachsetzten, waren Beide nicht mehr zu sehen. Von Arbeitern auf dem Felde vernahmen sie später, daß der Jäger mit der Braut in das Bergwäldchen verschwunden sey: sogleich eilten sie dahin und fanden dort, zu ihrem Entsetzen, die Kleider und den Kranz der Braut in Stücke zerrissen und theils auf dem Boden zerstreut, theils auf den Bäumen umherhängend. Der Ring, den das Mädchen von ihrem früheren Geliebten hatte, und worin dessen Namen eingegraben stand, war sorgfältig in ein Halstuch gewickelt, von ihr selbst aber, die ohne Zweifel auch vom Teufel zerrissen worden, nichts mehr zu sehen.

Von dieser Geschichte her heißt der Berg der Reißberg, das Wäldchen Reißhölzchen und der Weg, welchen der Böse mit der Braut dahin gefahren, „höllisches Weglein."

(Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Rosenberg. *)

Was steht die alte Veste auf hohem Felsen dort?
Die Mauern sind zerfallen, und Stille herrscht am Ort,
Wo sonst der frohe Harfner viel Minnelieder sang,
Da saust durch leere Hallen der Wind so kalt und bang.

*) Dorf und Schloß, zwei Stunden von der Amtsstadt Adelsheim, an der Kirnau.

Wohl ragt' in alten Zeiten das Schloß so stolz empor
Und aus dem hohen Thore sprengt' mancher Ritterchor,
Gesang und Minnelieder erklangen in der Hall,
Doch alles ist verschollen mit seines Herren Fall.

Drum steig aus deinen Grüften, du Rosenberg, hervor
Mit deinen treuen Knappen! — Schon wölbt sich neu das Thor,
Schon steht im hellen Saale dein Mahl in voller Pracht;
Tritt Sänger aus dem Kreise und töne durch die Nacht!

I.

Der Ueberfall.

In schönen Frühlingstagen, wann wieder grünt die Flur,
Die Lüfte wärmer wehen, sich jünget die Natur,
Da hörte man ein Sausen wohl durch den stillen Wald,
Wie starken Baches Rauschen, der schäumend wiederhallt.

Es tönte immer lauter, das Brausen näher drang,
Wie ferner Wandrer Tritte, wie dumpfer Waffenklang,
Und um die Felswand bieget sich her ein großer Troß:
Kaufleute sind's, die ziehen heran wohl hoch zu Roß.

Nach Frankfurt auf die Messe die Waaren bringen sie,
Es drängt die Zeit, drum brachen sie heute auf so früh,
Und langsam ziehn die Schaaren, zum Kampfe nicht bereit,
Vier Lanzenknechte folgen, sie dienen zum Geleit.

Schon naht die Mittagsstunde, es brennt der Sonne Strahl,
Da tönts wie Pferdgetrappel, wie Schwerterklang durchs Thal,
Wie wenn vom hohen Felsen der Gießbach niederschießt,
Und über Stein und Felder wild brausend sich ergießt.

Und aus dem dunklen Walde hervor zum Sonnenlicht
Von Rosenberg der Ritter mit seinen Knappen bricht:

„Weglauf ihr frühen Wanderer, geht eure Habe her,
Wo nicht, so küßt mit Kerker und Tod die Gegenwehr!"

Der Kaufmann greift zur Waffe und wehrt sich für sein Gut,
Heu! wie die Schwerter klirren, wie sprudelt auf das Blut!
Wie schwingt mit Löwengrimme der Ritter herr sein Schwert,
Wie saust es durch die Luft, wie blutet Mann und Pferd!

Dort sinkt ein Wanderer nieder, ein Landsknecht hier fällt!
Von Reisenberg, der Ritter, der hat ihn rasch zerspält;
Er tobt und haut so grimmig, der Mut zum Zorn ihm schwoll,
Bis ringsum lag die Straße der todten Wanderer voll.

Der Ritter steigt vom Rosse, wie ist es ihm so heiß!
Wie ist sein Arm ermattet, wie triefet er von Schweiß!
Wie ist sein Schwert voll Scharten, und wie so blutig roth!
Wohl Manchen hat er heute gesandt zum frühen Tod!

Drauf schaut er sich die Beute, die heut er schon gemacht,
Schon lange hat er nimmer so reiche heimgebracht;
Drauf ruft dann die Gefangnen: „Willkommen in der Haft,
Ich hab' dich lang erwartet, du werthe Kaufmannschaft!"

Drauf tragen sie die Beute zu Ritters Schlosse fort,
Sie ziehn mit den Gefangnen, der Ritter spricht kein Wort,
Und hinter dem Gebäude verschwinden Alle bald,
Und wieder stille wird es und einsam in dem Wald.

2.

Ritters Frevel.

Was rauschet auf dem Schlosse von Reisenberg zur Nacht,
Wenn alles eingeschlafen und Niemand hält mehr Wacht?
Es schleichet auf der Mauer ein hohes Frauenbild,
Deß Gang voll hoher Würde, deß Antlitz hell und mild.

Und wenn sich nichts mehr reget im tiefen dunkeln Thal,
Da naht es sich der Mauer, dort wo der Felsen kahl
Hinausschaut zu dem tiefen und schauerlichen Teich,
Und laut der Wind durchsauset das steile Berghereich. —

Jüngst hat in einer Mondnacht der Wächter dies gesehn,
Der meldet schnell dem Ritter, was eben dort geschehn;
Wie der es hat vernommen, da wappnet er sich schnell,
Und eilet mit dem Knappen hin zur besagten Stell'.

Der Ritter naht der Zinne, und sieht das Frauenbild,
Und schrecklich eine Ahnung erfüllt sein Herz so wild;
Ha! hätte sein Gemahl wohl gebrochen ihre Treu? —
Der Ritter stürzt hervor schnell, — die Luft durchgellt ein Schrei,

Und vor dem Gatten flehend die Gattin niederfällt;
Sein Blick ersprüht von Flammen, die Hand geballt er hält,
Schon zuckt er auf die Arme sein mächtig Ritterschwert,
Doch rasch hat noch der Knappe den Mordstreich abgewehrt.

Und sie schaut wie ein Engel den harten Gatten an,
Die Augen auf den Ritter so bittend, flehend sahn:
„O schone du der Gattin, die nicht dein Wort bedacht,
Und den Gefangnen Nahrung gespendet in der Nacht."

Doch er rief zornerglühend zu seiner Frauen laut:
„Verruchte Mannesbraut du! Du schnöde Satansbraut!
Hast mein Gebot verachtet und nicht auf mich gehört,
Empfang nun deine Strafe, du Weib, das mich entehrt!"

Er faßt sie mit den Armen, wenn auch mit aller Kraft
Sie, seiner sich erwehrend, verzweifelnd auf sich raft;
Er wirft sie von der Höhe zum tiefen Teich hinab,
Dort hat sie bald gefunden ein kühles Wellengrab.

Da donnern ringsum die Berge, es blitzt durch Thal und Wald,
Und aus des Donners Rollen herab die Stimme schallt:

„Der Rache Tag ist nahe, — es lebt noch ein Gericht,
Dem bist du längst verfallen und ihm entgehst du nicht!“

Und schrecklich tönts dem Ritter, daß ihm das Herz erbebt,
Er sinkt zur Erde nieder, wie wenn er nimmer lebt';
Erst als am frühen Morgen die Sonne wieder schien,
Da fanden auf der Mauer die Diener liegend ihn.

3.

Ritters Strafe.

Was schallen die Trompeten an jener Burg so hell?
Die Rache ist gekommen, ereilt den Ritter schnell;
Es haben die Verwandten die Kunde bald empfahn,
Wie an der edlen Gattin der Ritter hat gethan.

Mit Schwertern und mit Lanzen, zu Wagen und zu Roß,
Naht nun der Burg von Rosenberg ein stolzer Kriegertroß.
Kaufleute haben ihnen auch große Hülf' gebracht,
Zu retten die Gefangnen, die schmachten dort in Nacht.

Den ersten Sturm zu wagen, den Mauern sie sich nahn,
Es dringen viele Krieger auf Leitern schon hinan;
Der Ritter und die Seinen, die werfen sie hinab,
Dort fanden sie im Abgrund ein schauervolles Grab.

Wohl stürmen frische Mannen auf jener steilen Bahn,
Von Allen die da kamen, drang Keiner dort hinan,
Von oben wirft man Felsen, gießt heißes Oel herab,
Und alle finden unten ein frühes blutig Grab.

Und als die Sonne tauchte zum fernen Ocean,
Hat Keiner noch vollendet die steile Felsenbahn;
Schon wären sie verzagend nach Hause fast gekehrt,
Da hat man: „Greift zu Feuer!“ im Heere laut gehört.

Schnell gehts von Mund zu Munde: „Eilt Alle fort zum Wald,
Fällt Bäume, bringet Reiser und Stroh zum Brande bald,
Damit dem Ritter schleunig ein Feuer werd' gemacht,
Daran er sich mag wärmen in kalter Winternacht!

Und Alles bringet Reiser und Holz in schnellem Lauf,
Das thürmen sie dem Ritter am starken Thore auf,
Drauf naht ein Mann mit Feuer, das schleudert er ins Stroh,
Wie lodert auf die Flamme, wie brennt es lichterloh!

Es prasselt an dem Thore die Flamme schrecklich auf,
Verzehrt die stolze Pforte in immer rascherm Lauf;
„Ward dir nicht heut, Herr Ritter, das Feuer gut gemacht?
Das hättest du gewißlich sobald noch nicht gedacht?" —

Und als das Thor verkohlet und eingefallen war,
Da dringet durch die Bresche herein der Feinde Schaar:
„Jetzt, Ritter, gilts zu fechten, jetzt wehr' dich für dein Gut!
Der Feind der lechzt nach Rache, der Feind der lechzt nach Blut!"

Und schrecklich in den Hallen erschallt der Waffenklang,
Der Ritter schmettert nieder, was ihm entgegendrang;
Und Schritt vor Schritt nun dringen sie in der Halle vor,
Bis wo am tiefen Teiche die Felswand ragt empor.

Der Ritter blickt hinunter von jäher Felsenwand:
„Ha! das ist Gottes Rache! das ist des Satans Hand!" —
Es schwindeln ihm die Sinne, er stürzt den Fels hinab,
Da hat ihn schnell verschlungen ein schrecklich Wellengrab.

Der Feind darauf die Mauern und Thürme niederriß,
Er plünderte die Schätze, erbrach das Burgverließ; —
Es lodert auf die Veste in ungeheuerm Brand,
Sie kündet von dem Ritter Befreiung an dem Land. —

Jetzt sauset in der Veste der Wind in dunkler Nacht,
Es wurzelt in den Trümmern die Tann' in stolzer Pracht;
Und wo sonst Glanz nur strahlte, da waltet Nacht und Graus:
Das ist des Himmels Rache, die traf des Ritters Haus.

Eugen Huber.

Buchens Hochmuth und Strafe.

Die Stadt Buchen war früher so reich, daß sie „das Thalerstädtchen" genannt wurde und ihre Bürger sich rühmten, sie könnten die Straßen mit lauter Kreuzthalern pflastern. Wegen dieses Prahlens und Stolzes suchten mehrere Orte der Umgegend sich von Buchen unabhängiger zu machen; worauf die von Buchen auf ihre beiden Thore, die nach Osten und Westen führen, einige nach Außen spottende Affen und überdies auf das letztere Thor einen dem Odenwald den bloßen H— weisenden Mann aushauen ließen. Von diesen Steinbildern wurde der Mann unter dem Namen „A... Hecker" das Wahrzeichen der Stadt und die von Buchen wollten damit anzeigen, daß sie bei ihrem Reichthum sowohl die erwähnten Orte als überhaupt die ganze Welt gering schätzten. Zur Strafe für diesen Uebermuth gerieth Buchen alsbald in Vermögensabnahme und kam endlich zu einem blutarmen Städtchen herunter.*)

*) Diese Sage ist aus der Erklärung des Wahrzeichens der Stadt entstanden. Es gibt ähnliche Wahrzeichen an anderen Orten, z. B. an der Kirche zu Wölchingen bei Merbes, unter deren Bildwerken sich auch zwei sitzende Affen befinden, welche den H— aneinanderstoßen. Die Sage deutet solche Bildnereien aus Beweggründen, die ursprünglich selten darin lagen.

(Siehe Mone's „Anzeiger u." Jahrg. 1839.)

Die Lappe.

Ueber den ergiebigen Feldbezirk „die Lappe" hatten ehemals die Orte Hettingen, Buchen, Hainstadt und Waldbürn so

unaufhörliche Streitigkeiten, daß sie endlich diesen Strich zur Unfruchtbarkeit verwünschten. Seitdem kam daselbst nur mageres Gestrüppe auf und der Bezirk erhielt den Namen: „das verfluchte Wäldchen." Später gelang es, die Händel zu schlichten und seit dieser Zeit bringt die Lappe wieder die schönsten Feldfrüchte hervor.

(S. [illegible] „[illegible]" Jahrg. 1839.)

Das strafende Madonnabild.

Als im October 1631 der Schwedenkönig Gustav Adolf mit seinem Heere nach Franken kam, überfiel einer seiner wilden Haufen auch das Kloster Amorbach. Die Mönche desselben entflohen zum Theile; die Zurückbleibenden aber wurden von den Soldaten fortgejagt, das Kloster geplündert und, was man nicht raubte, zerstört. Der Himmel sah diese Greuel und Entweihungen des Klosters ruhig mit an und verhängte keine Strafe über die Frevler. Als man sich aber erfrechte, die gottlose Hand sogar an die Himmelskönigin und Schutzheilige der Kirche zu legen, erfolgte auch alsbald die Bestrafung. Damals stand nämlich in dem Schiff der Kirche das Bild der Jungfrau Maria, auf dem linken Arme den Jesusknaben, in der rechten Hand den Scepter tragend und mit einem kostbaren blauen Damastkleide angethan. Dieses Kleid stach einem Schwedischen Fähndrich so sehr in die Augen, daß er es der Himmelskönigin abzog und seiner Geliebten als Kriegsbeute mit nach Hause brachte. Kaum hatte sie es aus seiner Hand empfangen, als Beide plötzlich erblindeten und auch blind blieben, bis der Fähndrich auf Befehl seines Hauptmanns das heilige Gewand wieder nach Amorbach seiner Eigenthümerin zurückbrachte. Auf dieses hin erhielt das Pärchen auch sein Gesicht wieder.

([illegible] „Die [illegible] und [illegible] Stellen des Odenwaldes, [illegible]" Darmstadt 1844. [illegible])

Die gemiedene Kanzel.

In der Klosterkirche zu Amorbach, welche seit Lange von den Lutherischen benützt wird, unterfing sich einst ein Prediger derselben, gegen den katholischen Glauben loszuziehen. Da bekam er auf der Kanzel eine Ohrfeige von unsichtbarer Hand, und seitdem betritt kein lutherischer Geistlicher mehr diese Kanzel, sondern es wird von einem Chorstuhl aus gepredigt. *)

(Nach mündl. Ueberlieferg. mitgetheilt von Prof. Bader in Merz's „Anzeiger u." Jahrg. 1830).

Die Entstehung der Wallfahrtskirche zu Walldürn.

In einer ziemlich rauhen Gegend des Badischen Odenwaldes, an der Straße von Heidelberg nach Würzburg, liegt die hübsch gebaute Stadt Walldürn, die ihren Ursprung höchst wahrscheinlich einem römischen Castelle verdankt, das später in ein teutsches Ritterschloß umgewandelt wurde, um welches sich nach und nach ein Dorf bildete, welches unter den reichen, vom Maine bis zum Neckar begüterten Herren von Dürn oder Düren, deren Geschlecht in mehrfacher Hinsicht als wohlthätig verdient erscheint, um das Jahr 1236 sich zur Stadt erhob, die aber erst seit dem Jahre 1330 durch eine Wundergeschichte, so daselbst vorfiel, in bedeutende Aufnahme kam. Die Sage, aus einer Zeit stammend, wo das Volk ohne Aufklärung überall nur Wunder suchte und dieselben in seinen abergläubischen Vorstellungen auch fand, lautet so:

Im J. 1330 verschüttete ein Priester, während der Messe, aus Unachtsamkeit von dem eingesegneten Weine auf das weiße Kelchtuch, auf welchem nun augenblicklich das Bildniß des Heilands in blutrother Farbe hervortrat. Der Priester erschrak, verbarg das Tuch, nahm es zu sich und zeigte den Vorfall insgeheim bei seinen Obern an, welche hierwegen nach Rom berichteten, von woher bald die Erlaubniß kam, das Tuch mit dem Wunderbilde zur öffentlichen Verehrung auszusetzen.

*) Dieß Zeichen ist nicht behauptet und unterscheidet [illegible] D. H.

Diese Wunderbegebenheit war in kurzer Zeit überall bekannt und es zogen die Menschen von nah und fern, einzeln und in ganzen Schaaren, nach Walddürn; besonders in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Zusammenströmen des Volkes zum Erstaunen groß, da die Anzahl der dahin Wallenden jährlich oft auf 40–50,000 sich belief; selbst das ferne Köln sandte seine Wallfahrer hierher. — So wurde Walddürn einer der bekanntesten Wallfahrtsorte, wie es, wenn auch nicht mehr so stark wie früher besucht, bis jetzt geblieben ist. Die Pfarrkirche, ein großes und schönes Bauwerk mit reichen Verzierungen und Einkünften, enthält in einer silbernen Kapsel das wunderbare Keichtuch, wodurch dieselbe die berühmteste aller Badischen Wallfahrtskirchen wurde, doch ist von dem ehemaligen Bildnisse nur noch eine schwache Färbung zu erkennen.

J. A. Rueb.

Sagen von der Jörgenburg.

1. Als die s. g. Meerwiesen bei Walddürn noch mit schiffbarem Wasser bedeckt waren, stand auf dem darangrenzenden Schloßbuckel die Jörgenburg, welche später von den Flu[illegible] verschlungen wurde. In dem noch vorhandenen Burgkeller liegt viel uralter Wein in der Haut*), die er allmälig durch die Länge der Zeit, während die Fässer verfaulten und die Dauben abfielen, sich selbst gebildet hat. Auch große Schätze hält der Schloßbuckel verborgen; ein Mann, der spät in der Nacht dort vorbeiging, sah außen einige Kisten stehen, worauf der Teufel saß und den Schlüssel in der Hand trug.

---

*) Der Wein in der Haut ist eine ziemlich allgemeine Vorstellung des Volkes auch am Oberrhein, welches behauptete daß der Wein um sich selbst eine Haut ziehe, je älter er werde, so daß die Faßdauben vermodern und abfallen können, ohne daß der Wein aus seiner Haut ablaufe. Diese Ueberlieferung geht in die Zeit der Römer zurück, welche den Wein in ledernen Schläuchen und Beuteln aufbewahrten, woraus die Sage eine Weinhaut gemacht hat.

Mone.

(Auch wirkl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Bauder in Mone's „Anzeiger d. Jahrg. 1838.)

2. Einem andern Manne blieb dort beim Ackern die Pflugschar in der Handhabe eines im Boden befindlichen Kessels stecken. Zweimal rief er: „Geh heraus in Gottes Namen!“ als es aber nicht ging, das dritte Mal: „Wenn's nicht in Gottes Namen geht, so geh's in Teufels Namen!“ Da versank der Kessel, welcher voll Geldes war, in die Tiefe, die Handhabe aber blieb an der Pflugschar hängen. Hätte der Mann auch das dritte Mal „in Gottes Namen!“ gerufen, so würde das Geld ihm gewiß zu Theil geworden seyn.

(Aus Meer's „Reisen“ 2.)

Der Marsbrunnen und die Meerweiblein.

In den Meerwiesen bei Walddürn befindet sich der Marsbrunnen, welcher, nachdem er zwei Stunden unter der Erde geflossen, bei Bretzingen wieder hervorbricht, und z. B. Spreu oder Späne, die man zu Walddürn hineingeworfen, bei Bretzingen wieder zu Tage bringt. [1])

In dem Brunnen hielten sich vor Zeiten Meerweiblein auf, oben wie schöne Jungfrauen, unten wie Fische gestaltet. Sie kamen Abends nach Walddürn in die Spinnstuben, spannen und plauderten mit den andern Mädchen, aber um 9 Uhr eilten sie stets pünktlich von dannen. Einmal verspäteten sie sich bis um Zehn; als sie dies wahrnahmen, sprangen sie erschreckt fort, indem sie den Leuten noch zuriefen, heute seyen sie das letzte Mal bei ihnen gewesen. Am andern Tage fand man das Wasser des Marsbrunnens ganz mit Blut gefärbt und die Meerweiblein sind niemals wieder gesehen [2]) worden.

Vor mehren Jahren ist ein Bauer mit vier Ochsen und einem Pferde [3]) in dem Brunnen versunken. Er befindet sich nebst seinem Vieh noch darin, und wenn man hineinruft: „Bauer, Bauer mit zwei Paar Ochsen und einem Gaul, Pütterle vor!“ [4]) so läßt er alsbald Schaumblasen auf die Oberfläche steigen.

1) Von der Aach im Hegau, welche sich in den Untersee mündet, sagt man ebenfalls, daß sie ein unterirdischer Arm der Donau sey.

2) Es geht hieraus hervor, daß obige Sage aus zwei verschiedenen Bestandtheilen vereinigt ist, nämlich aus Meerweiblein mit halber Fischgestalt und aus Seirungfrauen von menschlicher Gestalt. Der Ver-

spätung in den Spinnstuben und beim Tanze begegnen wir in einigen verwandten Sagen, z. B. in der vom Schluchtsee, von den Seerungfrauen im Kappler Thal ꝛc.

3) Dergleichen Zusammenstellungen der Hausthiere kommen auch in den Weisthümern vor, z. B. achthalbe Rosse, d. i. sieben Pferde und ein Maulesel, und sind ein volksthümlicher Zug.

4) Bläßchen empor!

(Nach mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1838.)

Taubergrund und Mainthal.

Hammerwurf des Riesen.

Die drei uralten Kapellen bei Scheflersheim, Oberwittighausen und Grünfeldhausen wurden von Riesen erbaut, welche die großen schweren Steine dazu in ihren Schürzen herbeitrugen. Als das erste Kirchlein fertig war, warf der Baumeister seinen Hammer hoch durch die Luft, mit dem Vorhaben, da, wo derselbe niederfalle, wieder eine Kapelle zu bauen.

In einer Entfernung von zwei Stunden fiel der Hammer zu Boden und richtig ward auch daselbst das zweite Kirchlein errichtet. Nach dessen Vollendung warf der Riese den Hammer ebenso wie das vorige Mal durch die Luft und erbaute sodann auf dem wieder zwei Stunden entfernten Platze, wo der Hammer niederfiel, die dritte Kapelle. In jener bei Scheflersheim wird eine der mächtigen Rippen des Riesen aufbewahrt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Becker in Mone's „Anzeiger zur Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Die Riesen und die Menschen.

Als der Grüngrund und die Umgegend noch von Riesen bewohnt war, stießen einst zwei derselben auf einen gewöhnlichen Menschen. „Was ist das für ein Erdwurm?" fragte der Eine, worauf der Andere antwortete! „Diese Erdwürmer werden uns noch auffressen!" — Wirklich sind auch in der Folge

die Riesen von den andern Menschen in der ganzen Gegend ausgerottet worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Meyer's „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit." Jahrg. 1839. S. 300.)

Der Bildstock mit der Näherin.

An einem aufgehobenen Feiertag wollte ein fremdes Weib mit ihrem kleinen Kinde nach Grünsfeld in die Kirche. Zwischen dem Uhlberger Hof und dem Städtchen merkte sie, daß es zu spät sey, daher sie sich am Wege niedersetzte und anfing zu nähen, wobei sie sprach:

„Gott zu Ehren
Will ich mein Kind ernähren."

Während sie arbeitete, kam ein Gewitter und erschlug sie, ohne das Kind, welches hart neben ihr lag, nur im Geringsten zu beschädigen. — Später wurde zum Andenken dieses Vorfalls auf dem Platze ein steinerner Bildstock errichtet, auf welchem die Begebenheit ausgehauen ist.

(Aus Meyer's „Anzeiger" ꝛc. Jahrg. 1839.)

Die Zerstörung von Oberlauda.

Das Bergschloß Oberlauda bewohnten sonst welche vom niedern Adel, die sich von Lauda nannten. Schon im Jahre 1163 kommt, als Zeuge in einer Urkunde, ein Heinricus de Luden vor.

Am Charfreitage des Jahres 1525 zogen die aufrührischen Bauern von Scheftersheim, nachdem sie daselbst das Frauenkloster ausgeplündert und verbrannt hatten, nach Merkelsheim, wo sie ihr Hauptquartier aufschlugen. Von hier aus schickten sie einen Haufen nach dem Städtchen Unterlauda, welcher sich mit den dortigen Bürgern vereinigte, noch selbigen Tages mit ihnen nach Oberlauda zog und die Burg zur Uebergabe aufforderte. Die Burg Lauda war damals an mehrern Orten schadhaft, und wurde von dem Würzburgischen Oberamtmann Philipp von Rüdt bewohnt, der in diesem kriti-

schen Augenblicke, außer seiner Familie, nur noch Siegmund von Jobal, Erasmus von Fechenbach und einige Knechte bei sich hatte. Als nun Rüdt Miene machte, sich zu vertheidigen, warfen die Bauern Feuer in die Burg und zündeten sie solcherweise an, bei welcher Gelegenheit sie die Frau des Rüdt mit ihren Kindern gefangen nahmen, rein ausplünderten und sie noch weiter gemißhandelt hätten, wenn es nicht der Oberanführer der Bauern, Florian von Geyer, verhindert hätte. Rüdt, der sich den Bauern nicht übergeben wollte, zog sich mit seiner wenigen Mannschaft in den Thurm der Burg und wehrte sich dort so lange mannhaft, bis der Wind das Feuer der brennenden Burg gegen den Thurm jagte, so daß auch in diesem das Holzwerk anfing zu brennen. Bald war der Fußboden des Zimmers, in welchem er sich aufhielt, durchgebrannt und er fiel mit seinen sämmtlichen Leuten darin hinunter, wo sie so lange harren mußten, bis alles im Thurme ausgebrannt war. Tags darauf hörte man sie um Hülfe rufen, worauf sie die Bauern, sämmtlich lebendig und nur wenig beschädigt, herauszogen und, trotz dieser wunderbaren Errettung, durch die Spieße gejagt hätten, wenn sich nicht einer der Hauptleute, Namens Kunz Beyer, der Gefangenen sehr thätig angenommen hätte. Jetzt wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und sie sämmtlich auf Wagen ins Hauptquartier nach Merkelsheim geführt. Da sie aber hier Gefahr liefen, von den Bauern todtgeschlagen zu werden, brachte man sie nach Mergentheim, wo sie bis nach der Schlacht bei Königshofen in einem festen Thurme eingesperrt blieben.

Was der Brand von der Burg übrig gelassen hatte, wurde zuerst ausgeplündert, dann völlig zerstört. Für dieses barbarische Betragen mußten die Bauern schon einige Tage nachher büßen, denn am Pfingstdienstage bekam Hans Truchseß zu Waldburg das Städtchen Lauda mit Akkord, und ließ sogleich zwei Bürger und den dortigen Pfarrer, Namens Leonhard Beyß, enthaupten. Am 20 Juli 1525 kam Bischof Konrad III., geb. von Thüngen, von Würzburg nach Lauda, um die Unterthanen wieder in Pflicht zu nehmen, und ließ bei dieser Gelegenheit noch acht Einwohnern die Köpfe abschlagen und die übrigen um 550 fl. strafen.

Seit dieser Zeit liegt die Burg wüste und gegenwärtig sieht man nichts mehr von ihr, als einen sehr breiten tiefen Graben, welcher einen Hügel von beträchtlichem Umfange umgibt, der mit Weinstöcken bepflanzt ist, denen die Reste der Grundmauern der Burg zu Terrassen dienen.

(Aus Gerstlacher „Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands" 6. Band. S. 177.)

Die Niederlage der Bauern in der Schlacht bei Königshofen.

An einem Freitag in der Nacht
Hat sich Götz Berling *) aufgemacht,
Sein Haufen mit sich genommen;
Und sechs- und vierzig großer Stück,
Schlangen, Falkonet und Feldgeschütz
Vom Bund thät er bekommen.

Und zog wohl in das Taubertbal,
Zu Königshofen ihr **) Lager war,
Des Feinds wollt' er da warten:
Sein' Büchsen richt' er in das Feld,
Sein Ordnung hat er wohl bestellt,
Von Spieß' und Hellebarten.

Am Freitag vor Pfingsten geschah,
Daß man den Bund herziehen sah
Mit einem großen Heere;
Die Bauern zogen den Berg hinan,
Den Vortheil wollten sie innen han,
Allda sich der Feind wehre.

Dem reisigen Zeug war so jach,
Der verloren Hauf eilt hinten nach,
In die Bauern thäten sie brechen.
Ihr Keiner wollt hie nicht bestohn,
Ein jeder meint: wär' ich darvon!
Und huben an zu streichen.

---

*) von Berlichingen.

**) nämlich der empörerischen Bauern.

Sie wichen bald und liefen sehr,
Wohl nach dem Wald war ihr Begehr,
Ihr Keiner dorft sich wehren.
Da blieben bei sechstausend Mann,
Die ihr Leben verloren han,
Allda thät man sie scheeren.

Zu Würzburg rüst' man sich mit Macht,
Auf Pfingstabend um Mitternacht,
Wollten helfen den Brüdern,
Die da lagen im Land daraus,
Sie seynd zu lang geblieben aus,
Waren sie all umkommen.

Sie zogen schnell und eilten sehr,
Nach Königshofen stund ihr Begehr,
Der Bund zog ihn'n entgegen.
Sie zogen wiederum zurück
Und schlugen allda ihre Burgk,
Als wollten sie sich wehren.

Der reisig Zeug zog auf sie dar,
Die Bauern wurden's bald gewahr,
Und huben an zu weichen.
Da blieben bei Viertausend todt,
Wohin sie kommen, das weiß Gott,
In die Höll' oder in's Reiche rc.

(Aus einem alten Liede: „Reimen von dem Bauernkrieg," mitgetheilt in Wolfi's „deutschen Volksliedern" S. 228.)

Ein zweiter Geßler.

In einem noch jetzt stehenden Hause in der Stadt Königshofen an der Tauber wohnte einst ein Edelmann, der von seinen Unterthanen gleiche Achtungsbezeugungen, wie der Landvogt Geßler in der Schweiz, vor seinem außerhalb des Ortes auf einem Pfahl aufgesteckten Hute verlangte, und von seinem Fenster aus einen Jeden niederschoß, der sich diesem Gebote weigerte. Die darüber empörten Bürger stürmten aber

sein Haus, stürzten ihn zum Fenster des oberen Stockwerkes hinaus und schloßen sich dem damals ausgebrochenen Bauernkriege an.

(Vergl. „Universal-Lexikon von Baden." Karlsruhe 1843. S. 675.)

Die heilige Lioba zu Bischofsheim.

Das an der Tauber, unter den drei Bischofsheim im Großherzogthum Baden, ist das schönste, größte und älteste; denn es war schon vor 1100 Jahren ein Dörfchen oder bischöflicher Hof, als der große Bonifazius, der Apostel der Teutschen, an die Tauber kam, um auch hier den göttlichen Samen des Christenthums auszustreuen; denn die Bischofsheimer, jetzt gute, katholische Christen, wie fast überall im Taubergrund, waren damals noch stockblinde Heiden. Bonifazius brachte ihnen eine sehr geschickte und fromme Engländerin, Lioba, (Liebe) und wie sie hieß, so war sie, die leibhaftige Liebe. Sie baute ein Nonnenkloster, und dieses wurde der Bischofsheimer geistliche Pflanzgarten, aus dem viele weiße Lilien entsprossen. Ihr Andenken wird in Bischofsheim in ewigen Ehren bleiben; aber ihr Kloster ist nicht mehr.

r. s. v.

Von der Christnacht.

In Gamburg und Umgegend gehen folgende Sagen über die Christnacht:

1. Während der Christmette blühen die Aepfelbäume, blühen ab und tragen Früchte.

---

2. Um Mitternacht liegt in den Ställen alles Vieh auf den Knieen und aus den Brunnen fließt statt Wasser, Wein. Eine Magd im untern Schloße zu Gamburg, welche zu dieser Stunde zufällig den Küchenständer frisch gefüllt hatte, fand denselben am nächsten Morgen voll des köstlichen Weins.

---

3. Daß in der Christnacht das Vieh miteinander spreche, wollte ein Mann nicht glauben; um nun darüber Gewißheit zu erlangen, legte er sich in seinen Stall unter die Krippe. Zwischen eilf und zwölf Uhr sagten die Ochsen zu einander: „In Kurzem bekommen wir in unserm Hause Trauer, denn unser Herr wird sterben! —" Wirklich war drei Tage darauf der Mann eine Leiche.

Ein Anderer, der, einer Wette wegen, im Stall auf das Reden des Vieh's wartete, wurde am Morgen daselbst todt gefunden.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1839.)

Spinne nicht im Mondschein!

Zu Gamburg saß eines Abends eine Frau in der Stube allein und spann, ohne anderes Licht als den Mondschein. Da trat ein weißes Männlein herein, legte eine Menge Spulen hin und sagte: „Diese Spulen mußt du, bis ich in einer Stunde wiederkomme, alle umsponnen haben, sonst drehe ich dir den Hals um!" — Hierauf ging es fort; die Frau, in größter Angst, wußte sich lange nicht zu helfen, endlich aber fiel ihr doch ein Rettungsmittel ein. Sie umspann jede Spule einmal, womit sie bis zu des Männleins Rückkunft fertig wurde. Als dieses die Spulen in Augenschein nahm, sprach es: „Das hat dir Gott angerathen, daß du es so gemacht hast! Es hätte dir sonst den Hals gekostet!" Hierauf nahm es dieselben und entfernte sich. Von der Zeit an hat die Frau nie wieder im Mondschein spinnen mögen.

(Siehe Mone's „Anzeiger" Jahrg. 1839.)

Der schützende Stein.

Nach der alten Aussage eines Bergknappen liegt auf dem Berge Mühlgluck bei Gamburg ein Stein, worüber kein Gewitter ziehen kann, so daß er das Dorf und die Umgegend schon vor vielem und großen Schaden bewahrt hat.

(Siehe „Mone's Anzeiger" 1839.)

Schätze in und bei Reicholzheim.

1. Die Bewohner des zweiten Hauses links an der Straße von Brombach her, hörten einst Nachts einen Lärmen, als wenn der Schornstein zusammenstürzte und draußen viele Hunde bellten. Beim Hinausschauen in den Hof sahen sie unter den Brennnesseln am Thor ein helles Licht. Während sie nun hin und her stritten, ob sie hingehen und die Hebung des Schatzes versuchen sollten, nahm das Licht allmälig ab und erlosch endlich ganz. Als sie gleich darauf nachforschten, war weder eine Spur des Lichts, noch eine Beschädigung des Schornsteins zu entdecken.

---

2. In dem Gärtchen vor demselben Hause zeigt sich alle sieben Jahre ein nächtliches Flämmchen, das vom ersten Advents- bis zum Dreikönigstage umwandelt. Als einmal zwei Mädchen es von der Straße aus erblickten, wollte die Eine stillschweigend ein Stück Brod darauf werfen, die Andere aber rief: „Sieh, ein Lichtlein!" und sogleich war das Flämmchen verschwunden.

---

3. Eine Frau, welche auf ihrer Wiese graste, sah darauf glänzende Steinchen herum liegen. Sie hob vier derselben für ihr Kind daheim auf und that sie unter das Gras in ihre Köze (Tragkorb). Als sie nach Hause kam, waren die Steine zu alten Silbermünzen geworden, jede so groß wie ein halber Kronenthaler.

---

4. Ein fünfzehnjähriges Mädchen sah auf einer Wiese in einem Erlenbusch ein grünes Henkeltöpfchen stehen, worin etwas Glitzerndes zu wimmeln schien. Sie holte ihre in der Nähe befindliche Mutter herbei; als sie aber mit ihr zu dem Busche kam, war das Töpfchen verschwunden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838. S. 222.)

Sagen aus der Gegend von Wertheim.

Vorzeichen eines gesegneten Herbstes.

1. Auf der Röttbacher Klinge, dreiviertel Stunden Mainabwärts von Wertheim, tönt in manchem Sommer ein Geklingel, wie fernes Schlittengeläute, welches man die „Schellengäule" nennt. Es zeigt den vorzüglichen Wein an, der im nächsten Herbste gewonnen wird.

2. Zu Waldenhausen im Keller des Hauses am Lindenbrunnen läßt sich, wenn der folgende Herbst gut ausfallen soll, ein Klopfen, wie das eines Küfers, nur schwächer und dumpfer, vernehmen. Dies geschieht in der Zeit vom ersten Advents- bis zum Dreikönigstage, und je besser die Weinlese, desto deutlicher und häufiger das Klopfen. Horcht man darauf oder forscht man dem Orte nach, woher es tönt, so hört es augenblicklich auf.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger" Jahrg. 1838.)

Der Sichelesacker.

Auf dem Reicholzheimer Bergfelde gegen Wertheim hielt man einst am Tage vor Mariä Himmelfahrt Aerndte. Als Abends das Fest eingeläutet wurde, hörten die Leute mit der Arbeit auf und ermahnten ein Mädchen, welches zu schneiden fortfuhr, dasselbe zu thun. „Es mag Gott lieb oder leid seyn, mein Acker muß noch heute fertig geschnitten werden!" — antwortete das Mädchen, und arbeitete mit doppeltem Eifer fort. Nachdem sie den letzten Schnitt gethan, fiel sie plötzlich, zur Strafe für ihren Frevel, rückwärts in die Sichel und starb an der Wunde. Zum Andenken an diesen Vorfall wurde auf dem Acker ein Stein, mit einer darauf eingehauenen Sichel errichtet, und daher kommt die Benennung des Platzes „Sichelesacker." Bei diesem Steine wächst kein Hälmchen Gras und wenn man ihn zudeckt oder entfernt, kommt er doch allemal wieder auf dem alten Platze zum Vorschein.

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Die Kreuze oberhalb Reicholzheim

Vor Zeiten gingen einmal neun bis zwölf Höhfelder Bursche mit einem schönen Mädchen von der Waldenhauser Kirchweihe heim. Auf der Höhe hinter Reicholzheim geriethen sie wegen des Mädchens, das Allen wohlgefiel, miteinander in Streit, wobei sämmtliche Bursche bis auf Einen, und auch das Mädchen, welchem sie den Kopf abhieben, getödtet wurden. Der am Leben gebliebene Bursche ging noch bis zur Gamburger Steige, wo ihn aber die Reue so heftig erfaßte, daß er sich selbst umbrachte. An diesem Platze nun, so wie an jedem andern, wo einer der Bursche gefallen, steht ein steinernes Kreuz, und ein hoher Stein, mit einem darauf eingehauenen Schwerte, da, wo das Mädchen umkam. Von dem obersten Kreuze bei Reicholzheim bis zum untersten, war das Blut wie ein Bach geflossen. Die dortigen Aecker haben von diesem Vorfalle den Namen „Die Streitäcker", und wegen desselben ist die Waldenhauser Kirchweihe für immer aufgehoben. Bei den Kreuzen spukt es in man-

chen Nächten, namentlich geht ein schwarzer Mann dort um, der sich den Vorüberwandernden auf den Rücken hängt und eine gute Strecke weit von ihnen forttragen läßt. *)

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Der Streitacker.

(Vergl. vorstehende Sage.)

O Liebe, blinde Liebe! was hast du schon vollbracht!
Wie Viele schon auf Erden gestürzt in Leidensnacht!
Warme und edle Herzen hast oft du dem Tode geweiht:
Ob in Palästen geboren, ob im Schoße der Dürftigkeit.

Bei Wertheim liegt ein Dörfchen, das Reicholzheim genannt,
Da blühte einst ein Mädchen, die Schönst' im ganzen Land;
Wer in der Gegend sie kannte, dem stets sie vor Augen blieb,
Zwölf rüstige Jünglinge warben zugleich um ihre Lieb!

Die Holde sprach mit Thränen: „Ihr seyd mir Alle werth,
Und gerne folgt' ich Jedem von euch zu Haus und Herd —
Sucht euch in Frieden zu einen, und Welchem ihr dann mich bestimmt,
Er sey versichert, daß meine Hand dann gern die seine nimmt."

Die Bursche waren Freunde, doch schwieg die Freundschaft hier,
Stets senkt sie ihre Waffen, wo Liebe schwingt's Panier!
Haß trat und Zorn an die Stelle, doch gaben dem Mädchen sie nach,
Und zur Besprechung setzten sie fest den nächsten Tag.

---

*) Streitäcker, Kriegsmatten u. dgl., gibt es in vielen Gemarkungen; sie mögen wohl ihre Namen vom streitigen Feldmaaß oder Eigenthumsrechte haben, worüber auch manchmal blutige Händel entstanden seyn mögen. Ich vermuthe daher, daß über solche Feldnamen noch hie und da Volkssagen im Schwunge sind. Ob damit überall die rohen steinernen Kreuze auf den Feldern zusammenhängen, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. In der Regel stehn diese Kreuze als Zeichen, daß auf ihrem Platze Jemand erschlagen wurde, daher das Mordwerkzeug (Messer, Pflugschar ꝛc.) häufig in rohen Umrissen auf dem Kreuz ausgehauen ist. Mone.

Ein Acker ward bezeichnet zu dem Versammlungsort;
Als dort die Zwölfe standen, da fiel manch scharfes Wort,
Von Worten kam's dann zum Dräuen, vom Dräuen kam's zum Streit,
Und bald flog, kampfgezücket, jed' Messer aus der Scheid',

Bald lagen Zehn am Boden im Blut, so jung, so roth,
Und bald umfing den Elften der Kämpfer auch der Tod,
Einer nur war noch übrig — als der auf die Leichen sah,
Da trat sein Schreckensschicksal ihm plötzlich grausig nah.

Er weint: „O Herr im Himmel, was haben wir gethan!
Welch gräßlich Werk vollendet im wilden Liebeswahn!"
Und in sein pochendes Herz senkt er sich den rauchenden Stahl
Und folget seinen Gegnern in's finstere Todesthal.

Die Jungfrau hört die Kunde — sie weinte und verschwand
Von ihr im weiten Maingau nicht mehr die Spur sich fand.
Aber der Acker wo einstens der Zwölfe Blut trank der Grund,
Streitacker wird er noch heute genannt vom Volkesmund.

(Aus Dr. J. Günther's „Großes poetisches Sagenbuch der Teutschen." Jena 1844. Ohne Namen des Verfassers.)

Der Freijäger.

Gegen Ende des vorigen Jahrhundert lebte auf dem Dörrhofe bei Rauenberg ein Jäger, der, weil er drei Freischüsse gethan, Alles was er wollte, schießen konnte. Die Freischüsse that er so, daß er auf ein Tuch kniete und das erstemal gegen die Sonne, das zweite Mal gegen den Mond, und das drittemal gegen Gott selbst schoß, wobei vom Himmel drei Blutstropfen auf das Tuch fielen. Nach seinem Tode ging er sogar am Tage im Walde beim Dörrhofe in seiner Jägerkleidung mit Gewehr und Jagdhund umher. Durch den Schieder (Marktschieder, Feldmesser) vom Laukenhof ward er in einen Sack beschworen, in die obere Klinge zwischen Grünenwörth und

Mannsfeld getragen und dort unter einen Felsen gebannt, der „die Schneiderskammer" heißt. Seit dieser Zeit wird die Klinge vom Vieh gemieden; auch ist schon daselbst bei Nacht ein schwarzer Mann gesehen worden.

(Siehe Mone's „Anzeiger u." Jahrg. 1838.)

Die Wettenburg.

Ein halbes Stündchen oberhalb Wertheim auf einem Berge, den der Main auf drei Seiten bespült, lag vor Zeiten ein stattliches Schloß, die Wettenburg genannt. Seine letzte Besitzerin, eine geizige Gräfin, wollte einen Theil des Mains auch um die vierte Seite des Berges leiten und diesen dadurch zu einer Insel machen, die den Bettlern unzugänglich wäre. Vergeblich wurde die Gräfin von ihren Unterthanen, welche im Schweiß ihres Angesichts die Frohndarbeit leisten mußten, angefleht, von ihrem drückenden Beginnen abzustehen; da warf sie einen Ring in den Main und sprach: „So wenig ich diesen Ring jemals wiedersehe, so wenig unterbleibt mein Vorhaben!" Bald darauf, bei einem Festgelag im Schlosse, fand sich zu ihrem Schrecken der Ring im Bauch eines aufgetragenen Karpfen.

Schon waren die Arbeiten der armen Unterthanen im vollen Gange, da kam Gottes Strafgericht und versenkte die Burg mit sammt der Gräfin und ihren andern Bewohnern in die Tiefe des Berges. Nur wenige Mauerreste und ein tiefer Schacht bezeichneten noch die Stelle des Schlosses.

In diesen Schacht ließ sich einmal ein Hirte an einem Seile hinab, nachdem er seine oben harrenden Gefährten angewiesen, ihn auf ein gegebenes Zeichen wieder hinaufzuziehen. Er kam in einen Saal, worin ein schwarzer Hund lag, und etliche Männer und Frauen in alterthümlicher Tracht, doch regungslos wie Steinbilder, beisammen saßen. Da faßte ihn ein Grauen und er ließ sich augenblicklich wieder heraufziehen.

Einen Schäfer, der ein andermal hinunter gestiegen war, führte eine Frau, die Herrlichkeiten des Schlosses ihm zeigend, durch viele Säle und Gemächer, zuletzt in eines, worin lauter Todtenköpfe an den Wänden aufgerichtet standen. Als er wieder aus dem Berge gestiegen war, fand er Vieles rings in der Gegend ganz verändert und erfuhr, daß er nicht, wie er geglaubt hatte, nur einige Stunden, sondern sieben Jahre in der Tiefe zugebracht habe.

Heutigen Tages ist auch der Schacht nicht mehr zu sehen; wohl aber hört man noch zuweilen Nachts ein Geläute aus dem Schooße des Berges.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc.")

Andere Sagen von der Wettenburg.

Alle sieben Jahre, am Jahrestage des Untergangs der Burg, spiegelt sich dieselbe vom Grunde des Mains herauf, und Sonntagskinder sehen auf dem Berge, da wo das Schloß gestanden, eine Höhle und daneben einen Felsen, worin ein großer Ring abgedruckt ist. Auf diesen Ring legte ein Küfer einst sein Bandmesser und schlief nachher ganz in der Nähe davon ein. Beim Erwachen sah er weder Felsen noch Messer mehr, aber nach sieben Jahren fand er beides wieder, als er an dem gleichen Tage dahin kam.

Ein Schäfer, welcher sich vor dem Regen in die Höhle geflüchtet hatte, verfiel darin in Schlaf; als er erwachte, waren unterdessen siebenmal sieben Jahre verflossen und er traf zu Hause Alles verändert.

(Noch mündl. Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. '838. S. 54.)

Der Kürlesgarten bei Bischofsheim.

Hoch ging es her an Bischofs Gerhard Tische,
In langen Reihen saß der Gäste Schaar,
Auf Silberschüsseln prangten Riesenfische
Und Wildbrät, so des Forstes Zierde war;

Reich sprudelte dazu der Wein, der frische,
Im Keller aufbewahrt schon manches Jahr,
Der Beste nur floß heut aus grüner Tonne
Und stimmte jedes Herz zu lauter Wonne.

Unter den Gästen hob sich wie ein Riese
Der wilde Kunz von Rosenberg empor;
Zwei Männer trugen schwer an seinem Spieße,
Und fünf Schuh maß das Schwert, das er erkor;
Schon Manchen streckte todt er auf die Wiese,
Vor seiner Kraft erlag der Ritter Flor,
Er achtete nicht Zucht, noch zarter Sitte,
Und lebt' als Unthier in der Menschen Mitte.

Auch heut, bei Würzburg's Bischof, als der Reben
Flüssiges Feuer ihm zu Kopfe stieg,
Prahlt er von Weibern, die sich ihm ergeben
Und scherzte laut von manchem Minnesieg,
Verspottete das traute Eheleben,
Und pries dagegen, was ihm bot der Krieg. —
Doch als er Wertheim's Weib verleumdet hatte,
Erhob sich zornerfüllt der Graf, ihr Gatte,

Und warf den Fehdehandschuh hin dem Frechen,
Rief ihn zum Kampf auf Leben und auf Tod.
Voll Gift sprach Rosenberg: „Du willst dich rächen,
Du kleiner Schäfer weiß und rosenroth?
Doch gut, auch dich kann noch mein Schwert durchstechen,
Das Manchem schon ein schnelles Ende bot,
Hielt mich nicht Schüssel und Pokal gebunden,
So lägst du jetzt schon da im Blut und Wunden.

„Doch in drei Tagen werd' ich zu dir kommen,
Bis dahin mach' zum Tode dich bereit! —"
Der Bischof und die Gäste, schwer beklommen,
Vermitteln wollen sie den schlimmen Streit.

„Blut heischt die Rede, so ihr habt vernommen!"
Spricht der gekränkte Mann voll Heftigkeit, —
„Und Asmus, Graf von Wertheim, wird nie zagen,
Das Leben für sein edles Weib zu wagen!"

Von Vater, Weib und Kindern, treuen Schaaren
Der Diener froh begrüßt, kehrt er nach Haus,
Doch als vom nahen Zweikampf sie erfahren,
Da brachen Schreck und laute Klagen aus.
Sein Vater spricht, ein Greis in Silberhaaren:
„Du bist ein Wertheim, kennst nicht Todesgraus!"
Die Gräfin aber ruft mit bitterm Weinen:
„„So raubt das Schicksal dich so früh den Deinen!""

Ernst spricht der Graf: „Gott kann den Sieg auch geben
Dem schwächern Arm, er wehrt der bösen That,
In Seine Hand befehl' ich treu mein Leben;
Der David siegen ließ ob Goliath,
Der wird auch mich in diesem Kampf umschweben! —"
Und solcher gottvertrauten Worte Saat
Entkeimet Trost und Hoffnung in den Seinen —
Doch noch ein schönrer Trost soll ihm erscheinen.

Unruhig schlummernd, sieht er durch drei Nächte
Den heiligen Georg vor sich im Traum,
Die Kreuzesfahne schwinget seine Rechte,
Und seine Füße trägt ein Wolkensaum.
„Ich schwebe schützend um dich im Gefechte,
Und bring' dir Sieg, drum gib nicht Sorgen Raum,
Geschlagen hat des roben Sünders Stunde!"
So tönt es lieblich von des Heiligen Munde.

Asmus erwacht und fühlt das süße Laben
Der Trostesworte von dem Wolkenthron;
Dem Himmel bringt er seines Dankes Gaben,
Und als der dreien Tage Frist entflohn,

Gibt er den Segen seinen holden Knaben,
Küßt seinen Vater als getreuer Sohn,
Umarmt die fromme Gattin fest und lange
Und läßt sich wappnen zu dem ernsten Gange.

Die Gräfin aber läßt den Bürgern künden,
Welch schwerer Kampf dem edlen Manne droht,
Und fleht: sich zum Gebete zu verbünden,
Von ihm dadurch zu wenden sichern Tod,
Von ihm, dem Biedern, der ein Feind der Sünden,
Den Armen Retter war aus mancher Noth.
Sie spricht: „Hört ihr vom Schloß das Glöckchen läuten,
So wißt ihr seine Mahnung wohl zu deuten!"

Als von dem Thurm, aus dunkeln Epheuranken
Drei Uhr verkündete der Glocke Mund,
Stehn Rosenberg und Wertheim in den Schranken
Im Kürlesgarten dort im Taubergrund.
Der Helmsturz fällt und rasch wie die Gedanken
Flammt auf das Schwert, blitzt auf des Schildes Rand,
Beflügelt sind die stahlumschanzten Glieder
Und im Gebirg hallt es von Hieben wieder.

Da tönt Geläute von des Schlosses Zinnen,
Und Vater, Weib und Kinder knieen hin,
Den Sieg durch brünstig Beten zu gewinnen,
Und jede Lippe bebt: „Gott, schütze ihn!"
Durch Seufzer tönt's in heißer Thränen Rinnen:
„O laß' ihn dem gewissen Tod entfliehn!"
Und wie vom Schloß die Glockenklänge schallen,
In Wertheim Alle auf die Kniee fallen.

Doch in dem Thale kreuzen sich die Klingen,
Jetzt fängt sie auf der Schilde breiter Rand,
Hier gleiten sie von glatten Eisenringen,
Dort stürzt ein Hieb den Helmbusch in den Sand.

Das Panzerhemd zerreißt, die Spangen springen,
Hier rauscht ein Blutquell von des Helmes Band,
Und wüthend zischen hoch herab die Streiche,
Denn jeder Kämpfer fodert eine Leiche.

Jetzt Rosenberg! jetzt naht sich Deine Stunde! —
Des Grafen Flamberg blitzt und Funken fliehn,
Dem Gegner schlägt er eine tiefe Wunde,
Und rasselnd stürzt der Ries' zu Boden hin.
Asmus löst ihm den Helm, beugt sich zum Munde
Des Ueberwundenen und fraget ihn:
„Fühlst du ob deiner frechen Rede Reue? —"
„Nein!" — knirschet Kunz — „ein Narr nur glaubt an Treue!"

Da strömt erneute Kraft durch Asmus' Glieder,
Er faßt den Sträubenden, spricht: „Ich erbarm'
Mich Deiner!" — trägt ihn zu der Tauber nieder —
Da drängt sich froh herbei der Bürger Schwarm,
Und Jubelruf schallt aus der Stadt, tönt wieder
Vom hohen Schloß, als sie des Grafen Arm
Dreimal den Feind sehn tauchen in die Wellen,
Und hoch dann an das Gegenufer schnellen.

Die Wunde brachte nicht den Tod dem Riesen,
Allein gebrochen war sein frecher Muth;
Nicht sann er mehr auf Schimpf und Blutvergießen
Und zehrte hin in selbstverbißner Wuth.
Graf Asmus aber und die Seinen ließen
Nicht ab, dem Herrn zu danken mild und gut,
Und täglich, um des Kampfes wilde Stunde,
Erklang das Glöcklein mahnend in die Runde.

Noch jetzt, wo über Wertheims Paradiese
Die Mittagsonne Segenstrahlen webt,
Und über Waldung, Weingebirg und Wiese
Der Vöglein Chor mit Jubelliedern schwebt;

Manch Schifflein auf dem Mainstrom bald auf diese
Und bald auf jene Seite segelnd strebt:
Da tönet, bei der dritten Stunde Schlage,
Vom Thurm der Schall des Glöckleins alle Tage.

(Aus der in der Didaskalia mitgetheilten Serie „Mainsagen." Siehe Jahrg. 1844. Nr. 54. Vergl. auch Mone's „Anzeiger" Jahrg. 1835. S. 163.)

Das Schaf fängt den Wolf.

Vor langer Zeit, als die Gegend bei dem Dorf Eichel am Main noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Schafe zu der dortigen Wallfahrtskirche, die „Maria zur Eiche" heißt. Er band das Schaf außen an die Kirchthüre und ging hinein, sein Gebet zu verrichten. Mittlerweile kam aus dem Wald ein Wolf gegen das Schaf, dieses riß sich los, und sprang in die Kirche und der Wolf ihm nach. Da lief es zur Thüre zurück, faßte den Strick, der daran hängen geblieben war, und riß die Thüre im Hinauslaufen zu. Der Wolf war nun eingesperrt und wurde umgebracht. *)

(S. Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1837.)

Die Leiten.

Bei einer Beschießung Wertheims wollten die Franzosen, welche die Stadt inne hatten, sich das Mainthal hinauf zurückziehen, allein hinter Eichel fanden sie alle Berge am Wege bis Urphar von ihren Feinden besetzt. Diese überschritten die Franzosen mit Kugeln und Felsstücken und brachten ihnen eine solche Niederlage bei, daß der Main durch die Menge der Leichname gestaut wurde. Die Bauern von Bettingen schifften

---

*) Das über der nördlichen Kirchenthüre ausgehauene Bild: ein Wieder mit dem Kreuze, gegen den ein Wolf den Rachen aufsperrt, wird auf diese Sage gedeutet, so wie auch das in der Gegend übliche Sprüchwort: in Eichel fängt das Schaf den Wolf — darauf Bezug hat. M.

viele Flüchtige über, nahmen ihnen aber alsdann zum Fergenlohn ihre ganze Habe ab, wodurch sie gar reich wurden. Sie blieben es jedoch nicht lange, weil das unrechterworbene Gut kein Gedeihen hatte. Wegen des damaligen großen Blutbades heißt Urphar: „Die Mördergrube" und die Gegend abwärts: „Die Leiten" (Leiden). Daselbst läßt sich, seit dem Treffen, in der Luft ein nächtliches Rasseln, Schießen und Schreien hören, was man auch dem wilden Heere zuschreibt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Ternh. Baader in Mone's „Anzeiger." Jahrg. 1839. S. 180.)

Von der Burg zu Wertheim.

1. Im Archive des Schlosses wird ein lederner Riemen aufbewahrt, der Demjenigen, welcher ihn umhat, Glück auf der Jagd und die Gabe verleiht, wahrzusagen und sich in einen Hasen zu verwandeln.

---

2. Alle dreihundert Jahre sieht man in der Burg Säcke stehen, welche oben geöffnet und mit Frucht angefüllt sind, die, wenn man davon mit nach Hause nimmt, sich in Goldkörner verwandelt.

---

3. Auf der Citadelle ist ein Hünengrab zu sehen, und in der Nähe des Pulverthurms stand ein Bäumchen, dessen Krone wie ein Korb geflochten war. Darauf pflegten sich Nachts die Hexen zu setzen und es hieß daher „Das Hexenbäumchen." Jetzt ist es weggehauen.

Die Kapelle im Haslocher Thal.

Eine Stunde unterhalb Wertheim zieht rechts vom Main, bei dem Dorf Haslach, ein enges, waldiges Thal hinein, darin steht auf freiem Platze eine verfallene Kapelle. Hier sah einst ein Graf von Wertheim, auf der Jagd, einen weißen Hirsch, und legte schnell auf ihn an, aber in demselben Augen-

blick verschwand der Hirsch vor seinen Augen. Wegen dieser Erscheinung ließen der Graf und seine Frau dort die Kapelle bauen, und noch jetzt schweben ihre Geister in glänzenden Gestalten in mancher Nacht um die verfallene Kapelle.

(S. Mone's „Anzeiger u." Jahrg. 1835.)

Sage aus dem Waldsassengau.

Unweit der alterthümlichen, in deutschgothischem Baustyl erbauten evangelischen Kirche der Stadt Wertheim, wird in der Sylvesternacht, in der Straße bei dem sogenannten Neuenbrunnen, zu mitternächtlicher Stunde ein vierrädriger Karren gesehen. Derselbe ist ohne Deichsel. In feierlich stillem Zuge wird der Karren vorwärts geschoben von drei Männergestalten ohne Köpfe.

Diese Scene in Augenschein zu nehmen, ist nicht jedwedem Sterblichen vergönnt. Nur gewisse hellsehendere Leute haben das Vergnügen solch' abenteuerlichen Anblickes. Dieselben müssen jedoch wissen, daß man nicht stehen bleiben darf, um mit Weile das seltsame Begebniß anzuschauen. Denn bedächtig und demüthig müssen die Seher ihre Straße weiter ziehen, sonst sind sie des Todes.

A. Allum, Lehrer.

Doktor Luther in Wertheim.

Auf der Reise zum Wormser Reichstag kam Doktor Luther auch nach Wertheim, wo er im Adler einkehrte, und die Zeche für die Bratwürste, die er daselbst verzehrte, schuldig geblieben ist. Als er von der Eichelsteige aus die Stadt ansichtig wurde, sprach er:

„Vom Feuer hat Wertheim nichts zu befah'n,
Im Wasser aber wird's untergah'n!"

(Siehe Mone's „Anzeiger u." Jahrg. 1838.)

Die ähnlichen Frauen.

Ein Graf von Wertheim that nach dem Tode seiner Frau, die er innigst lieb hatte, das Gelübde, nicht wieder zu heirathen, es sey denn, daß er eine Frau fände, welche der Verstorbenen ganz ähnlich sähe. Er suchte lange nach einer Solchen umher, bis er endlich eine fand und sich mit ihr vermählte.

Auf seinem Grabstein in der Wertheimer Stadtkirche ist er nebst seinen beiden Frauen, die einander ganz ähnlich von Angesicht sind, ausgehauen; das Bild der Erstern trägt einen Rosenkranz in der Hand.

(Siehe Mone's „Anzeiger ꝛc." Jahrg. 1838.)

Der Hirsch zu Wertheim.

Im vorigen Jahrhundert geschah es, daß sich ein Hirsch zum alten Bergschloß in Wertheim verirrte. Fürst Karl Thomas ersah ihn aus seiner Hofhaltung im Thale, und streckte ihn, als er eben über einen Rebstock sprang, durch einen Schuß aus dem obersten Stockwerk zu Boden. Wegen dieses gelungenen Schusses gab der Fürst seiner Dienerschaft ein Fest, wobei der Hirsch verzehrt wurde; auch ließ er auf dem Platze, wo derselbe gefallen, das Standbild eines Hirsches, der über einen traubenvollen Weinstock sezt, errichten. Dieses steht noch heute; der Graben heißt davon der Hirschgraben und dessen Thor das Hirschthor.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Bader in Mone's „Anzeiger ꝛc. Jahrg." 1838.)

Die rettende Glocke.

„Auf, hinaus in den Wald! In das herrliche Grün, zu den duftenden Tannen und Eichen,
Wo das Vögelein singt und das Hirschlein springt in den lustigen, freien Bereichen!

Hier wirds mir zu eng in der alten Stadt, melancholisch macht
mich der Glocken
Festtäglicher Klang in den Mauern so dumpf — nur draußen
da winkt mir Frohlocken!"

Graf Johann mit dem Bart von Wertheim sprach
Zur Jagd gerüstet also an der Pforte. —
„O bleibe! Heut ist erster Ostertag!"
Entgegnet ihm sein Weib mit sanftem Worte.
„Begleit' mich lieber auf dem Kirchengang,
Mich, die durch Gottes Gnade jüngst genesen.
Geliebter Mann, ist's ja doch schon so lang,
Daß du nicht mehr im Gotteshaus gewesen!"

Doch er küßt sie und schwingt auf das Roß sich behend: „Ein
andermal, Liebste, nicht heute!
„Ich muß in den Wald, hab' zum Beten nicht Zeit!" — Fort
zieht er mit Jägern und Meute.
Auf wieherndem Roß, unter Hundegebell, von schmetternden
Hörnern umklungen,
Ist rasch aus dem Thore, hinunter am Main, in den duften-
den Wald er gedrungen.

Schon tönet fern und ferner das Geläut,
Da ruft der Graf: „Ade, trübsel'ge Glocke!
Fürwahr, du bringst mich nicht zum Beten heut,
Solch schönen Tag feir' ich im Jägerrocke!"
Noch einmal tönt die Glocke wie ein Ruf
Und deutlich scheint's zu flehn: „O kehre, kehre!"
„Fort" — ruft er — „Rößlein! Spute deinen Huf,
Daß ich den Klageton nicht länger höre!"

Es spielet die Sonne mit zitterndem Gold durchs Grün um
die rauschenden Aeste,
Der Guckuck ertönt und des Häbers Geschrei und die Holztaub'
girrt aus dem Neste,

Es sonnt sich das schillernde Schlänglein im Gras, Eichhörnchen setzet im Fluge
Von Zweige zu Zweig und voll Neugier blickt es nach dem waidlichen Zuge.

Da schwingt auf einmal über'n Haseldorn
Sich stolz ein weißer Hirsch von sechzehn Enden;
Heisa! wie treibt sein Roß des Grafen Sporn,
Wie setzt er nach, den Wurfspieß zu versenden!
Jetzt endlich stellt ganz nah das Wild sich dar,
Doch nur um schnell um's Waldeseck zu biegen —
Fern läßt der Graf zurück der Diener Schaar,
Sein Roß scheint, gleich dem weißen Hirsch, zu fliegen.

Durch verwachsen Gestrüpp, noch verschont von der Axt, in des Dickichts verborgnes Geflechte,
Folgt tief bald hinab, hinauf bald der Graf, und den Spieß hält zielend die Rechte;
Jetzt sendet er ihn dem Flüchtigen nach, doch der ist ihm glücklich entgangen,
Fort flieget der Hirsch, ihm nach der Graf mit schweißumperleten Wangen.

Doch mitten in dem athemlosen Lauf
Schleudert ein Ast den Reiter von dem Pferde,
Und Hirsch und Renner fliehn im Sturmgeschnauf,
Betäubt hebt schwer der Graf sich von der Erde.
Ins Hüfthorn stößt er laut und oft und lang —
Doch's Echo nur schallt von der Berge Rücken,
Schon dämmerts Abend und vom Felsenhang
Sieht er den Wolf mit glühendem Aug' sich bücken.

„Weh! verirrt in der Nacht, im unheimlichen Wald!" beginnt der Graf nun zu klagen,
Laut pochet sein Herz in der keuchenden Brust und er fühlt vom Durste sich plagen.

„Bringt der Durst mich nicht um, so werden mich hier die
hungrigen Wölfe zerreißen;
O mein Weib! meine Kinder, ihr Lieben, ihr seyd bald Wittwe
und klagende Waisen!"

Da tönt vom Himmel süßer Klang herab —
Hoch droben sieht er eine Glocke schweben —
Er kennt am Klang sie, die den Frühgruß gab,
Die Glocke Wertheims ist's, er hörts mit Beben;
Hell tönt sie fort — da wirft auf's Knie er sich
Und betet aus des Herzens tiefstem Grunde:
„Wohl bringst du, Glocke, heut zum Beten mich!
O Gott, verzeih!" ruft er mit blaßem Munde.

Und die Glocke sie senkt vor den Grafen sich hin und wandelt
mit mahnendem Schallen
Ihm voraus in dem Wald und er lichtet sich bald vor ihr zu
geräumigen Hallen.
Auf taucht nun der Mond, stets zieht sie voran, im silbernen
Klange sich wiegend,
Bis der Morgen erglüht, da erhebt sie sich schnell, nach Wertheim's
Thurme hin fliegend.

Nach Wertheims Thurm, der durch den leisen Flor
An des bekannten Thales Saum erscheinet —
Erschüttert tritt der Graf durchs hohe Thor
Bald in sein Schloß, wo Alles zagt und weinet.
Voll Jubels von den Seinigen umringt,
Stillt rasch sein Anblick seines Weibes Klagen:
„Sey ruhig! Wenn die Glocke wieder klingt,"
— Ruft er, sie küßend, — „werd' ich nie mehr jagen!"

(Aus der in der Didaskalia, Jahrg. 1841, ohne Namen des Dichters, mitgetheilten Serie Mainsagen, Nr. 263 vom 22. Septbr. Einige Verbesserungen, des dort sehr holprigen Versmaßes glaubte sich der Herausgeber wohl erlauben zu dürfen.)

Die Gräfin zu Wertheim.

Empor vom goldnen Strome,
Vorbei am schlanken Dome,
Hinauf ins Himmelsblau!
Mir winkt aus dichter Stämme Nacht
In herrlicher Verwüstungspracht
Zerrißner Fürstenbau.

Fort, zwischen Mauerzacken,
Durch, mit gebeugtem Nacken,
Durchs steinverhängte Thor!
Hinan, wo Thurm auf Thurm sich stellt,
Wo kühn wie aus der Alpenwelt
Ein Gipfel ragt hervor!

Jetzt klettern und jetzt springen,
Leicht über Kluft sich schwingen,
Tief unten Thal und Fluß:
Ich weiß nicht, ist es Menschenspur,
Ists ew'ger Fußtritt der Natur,
Vorüber wallt mein Fuß.

Sind Wände diese Rippen?
Sind Säulen diese Klippen?
Ist dieses Holz nicht Stein?
Ist all der Bau kein Felsenspiel?
O Kastellan, so sag' mir viel,
Recht viel aus jener Zeit!

Nenn' alle die Geschlechter,
Nenn' Fehden mir und Fechter
Um Brücke, Thor und Haus!
Von Freud' und Frieden melde mir!
Sprich: welche Sänger gingen hier
Mit Harfen ein und aus?

Und sag' auch, welche Frauen?
O könnt' ich Eine schauen
In Fülle, stolz und mild!
Dann wölbte sich mir farbenhell
Das erkervolle Saalgestell
Ringsum als Wunderbild.

Du lächelst seltsam, Führer!
Bist du ein Geisterspürer
Und lebst in todter Zeit?
Dein hohles Auge sah wohl gnug,
Doch um den Mund ein schlauer Zug
Führt mich jahrhundertweit.

Und nieder gehn wir, nieder,
Im Städtchen sind wir wieder,
Der Dom, er schließt sich auf.
Getaucht in Licht und Lebensluft,
Muß ich hinab in Modergruft,
Und Särge stehn zu Hauf!

Und Ein Sarg ist noch offen;
Vom Tagesschein getroffen
Spielt bleicher Sammt ins Roth;
Und schaurig ruht das Himmelslicht
Auf einem welken Angesicht
Voll unverwestem Tod.

Aus Purpursammt und Seide,
Aus funkelndem Geschmeide
Dies Antlitz blühend sproß,
Und, schritt die Jungfrau durch den Saal,
So wars, als wenn ein Sonnenstrahl
Durchs Bogenfenster floß.

Wie viele Leiern klangen,
Wie viele Klingen sprangen
Im Liebesstreit um sie!

Sie selbst in frischer Jugend Glanz,
Sie fühlte sich so Leben ganz,
Dacht' an den Tod wohl nie!

Erhalten auf der Bahre
Liegt sie dreihundert Jahre —
O schweige, Kastellan!
Ich weiß, was du mir sagen willt:
Vor diesem starren Todtenbild
Weicht aller Erdenwahn!

Geborstne Schlösser dauern
Im Trotz zerspaltner Mauern
Noch glänzend spätem Blick.
Das Menschenkind hat keine Frist,
Es endet, wenns von hinnen ist,
Sein zeitliches Geschick.

Bei dieser grausen Miene
Der menschlichen Ruine
Erschauert mir die Haut.
Wenn meinen Leib empfing die Gruft,
Steig' er verwandelt auf zur Luft
Als Gras und buntes Kraut!

Und jetzt zum Sonnenscheine,
Jetzt zu dem Schloßgesteine
Der alten Welt empor!
Doch will ich rückwärts nicht zur Zeit,
Will vorwärts schau'n zur Ewigkeit,
Duch das zerfallne Thor.

Gustav Schwab

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite.

Das Rheinthal. Gedicht von Aloys Schreiber. 1

Ortenau.

Die erlöste Schlange. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 3
St. Landolins Bad. Aus Demselben. 4
Das Crucifix von Wittenweier. Aus Demselben. 5
Lahr's Ursprung. Von D. F. 5
Ursprung von Hohengeroldseck. Von Max von Ring. . . . 6
Walther von Geroldseck. Von G. K. Pfeffel. 8
Kloster Schuttern. Von J. L. B. 14
Offenburgs Ursprung. Von L. H. B. 14
Peter von Stauffenberg und die Meerfeye. In sieben Romanzen. Aus „Knabe Wunderhorn." 15
Ritter Staufenberg. Von Karl Geib. 23
Melusine im Stollenwald. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . 32
Der Teufelsstein auf der Schiehald. Aus Demselben. . . . 34
Der Schatz im Stollenberg. Aus Demselben 34
Der Fuß in der Wand. Von Karl Simrock. 36

Hanauer Ländchen.

Vom Korker Waldgericht. Aus dem Lahrer „Hinkenden Bothen." 38
Bischofsheim am hohen Steg. Aus Demselben 39
Der Leichenzug zu Scherzheim und das wilde Heer. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 40

Reuchthal und Seitenthäler.

Der Bannacker. Von Al. Schreiber. 41
Der Ring. Von Demselben. 43

Seite.
Allerheiligens Stiftung. Von Fr. Brauer. 44
Allerheiligens Ende. Von Demselben. 45
Die Aelbenfuhre von Allerheiligen. Von A. Schreiber. . 47
Dieselbe. Von A. Kopisch. 48
Der Meerfrauen. 49
Der Zigeunerwald. 49

Acherthal und Seitenthäler.

Lorenz's Fall. Von Georg Kapp. 50
Das Brigittenschloß. Von A. Schreiber. 52
Brigitta von Hohenrot. Von G. Kapp. 54
Das Brigittenschloß, in 4 Romanzen. Von Friedr. Otto. . 55
Der Burggraf auf Rotteck. Von A. Schreiber. 61
Der Ritter von Rotteck. Von Ignaz Hub. 63
Die Kloosterruine zu Seebach. Von Friedr. Ernst. 66
Die Hexen vom Karpfer Thal. Von D. H. 68
Das Bergweiblein. Von A. Schreiber. 69
Die Frau vom Felsenstein. Von Ignaz Hub. 72
Die drei Jungfrauen aus dem See. Von A. Schreiber. . 77
Die drei Geschwistern. Von Marlame. 79

Mummelsee und Nachbarseeen.

Zehn Romanzen vom Mummelsee. Von A. Schnezler. . 81–89
Der Geister am Mummelsee. Von Fr. Mörike. 99
Der Jäger am Mummelsee. Von A. Kopisch. 100
Der Jägermann. Von Amalie Schopenhauer. 100
Mummelsee's Geschichte. Von Adolf Stieber. 101
Eine Wanderung nach dem Mummelsee. Von Hypolit Schreiber. 103
Die Braut vom Berghof. Von G. Kapp. 115
Der Ritter und das Erdmännlein. Von Karl Zell. . . . 117
Die alten Seejungfrauen. Aus Mone's „Anzeiger u." . . 119
Aus dem „Simplicissimus". 120
Das Mummelchen. Von A. Schreiber. 121
Der Wetter. 123
Das Mannlein vom See. Von J. A. Dern. 123
Der Nonnenfelsen. Von A. Schreiber. 126
Die Nonnen singen nicht mehr. Aus Mone's „Anzeiger u." 128
Der Kurz Bernlichhalp. Aus Demselben. 129
Anmerkungen zu den Mummelsee-Sagen. 130–134

Bühl und nächste Umgebung.

Der Sperrthurm zu Bühl. Von A. Schreiber. 135
Turkische Sage. Metrisch von Fr. Brauer. 137

Seite.
Die Narrenzunft in Bühl. Von F. H. B. 138
Das Kindenkirchlein. Von M. Schreiber. 139
Die Lindenkirche. Von August Stöber. 140
Der ausgeleierte Schuh. Aus Meme's „Anzeiger u." . . 141
Herrenbuttel. Aus Demselben 141
Der Äscrthalerle Kilpenung. Von A. Schnezler. 142

Sagen von der Burg Windeck.

1. Die Jungfrau auf der Burg Windeck. Von M. Schreiber. 144
2. Der lange Gang. Aus Meme's „Anzeiger u." 146
3. Das Huhn legt den Kirchenplatz. Aus Demselben. . . . 146
4. Der Hennegraben. Von M. Schreiber. 147
5. Der treulose Schreiber. Aus Meme's „Anzeiger u." . 151
6. Das Burgfräulein von Windeck. Von M. Schreiber . 151
7. Hugo von Windeck. Von Demselben. 152
8. Das Kräutlein von Windeck. Von G. Rapp 154
9. Die tolle Braut. Von M. Schreiber 155
10. Die Jungfrau auf Burg Laut. Von Peter Wigl. . . . 158
11. Mariene. Von M. Schreiber 159
12. Der nächtliche Zug. Von Demselben 161
Die Hub. Von Demselben 163
Grain von Steinbach. Von A. Schnezler. 164
Gewin's Bild. — Von Daniel Sirg 169
Die Kette. Aus Meme's „Anzeiger u." 171
Lafrett. Aus Demselben. 171

Vogesen. — Stadt Baden und nächste Umgebung.

Varne-Pater. Von M. Schreiber. 173
Varne's Erlösung. Von Fr. Brunner. 176
Das alte Schloß zu Lahr. Von Max von Sarnenkorff. 180
Die arme Frau von Heimbach. Von Ignaz Hug 180
Das Heimweh in Lahr. 184
Ulrichsch von Ba ro. Von Fr. Brunner. 185
Lutwin von Varne. Von H. Rapp 188
Sagen vom alten Schloß. Aus Meme's „Anzeiger u." . 192
Silbergrich. Von M. Schreiber. 193
Der Dämonkrieg. Von Demselben. 194
Das Kreuz auf dem Kriebel's. Von Demselben. 195
Dieselbe Sage, mitgeth. von Aug. Wagl. 196
Kellers Bild und Kreuz. Von M. Schreiber. 199
Kellers Bild. Von Fr. Brunner. 201
Der Kirchenschwert. Altes Volkslied. 203
Der verhexte Wagen 205
So fährt man zum Teufel. Von A. Schnezler. 206

Seite
Ein Gespenst liest Messe. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 206
Das Reh im Steinwäldchen. Von A. Schnezler. . . 207
Die Sage vom Baldreit. 208
Fremersberg. Von Fried. Otte. 209
Der Ahornbaum. Von Al. Schreiber. 212
Die Altenburg. Von Demselben. 214
Schlage deine Mutter nicht! Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 216
Kloster Lichtenthal. Von Al. Schreiber. 217
Aus Lichtenthal. Von Just. Kerner. 218
Lichtenthal. Von A. Schnezler. 219
Die Rettung des Klosters Lichtenthal. Von Gerh. Helfrich 222
Die Stiftung des Waisenhauses in Lichtenthal. Von Emilie Scoßniovsky. 226
Der Wasserfall von Geroldsau. Von Derselben. . . . 227
Die Hütte zu Ebersteinburg. Von Al. Schreiber. . . 230
Sagen von der Burg Alt-Eberstein. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 231
Die Belagerung von Alt-Eberstein. Aus Crusius' „Schwäbische Chronik" 232
Graf Eberstein. Von Lud. Uhland. 234
Das Kloster bei Eberstein. Von Al. Schreiber. . . . 235
Die Haueneberstein'er Glocke. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 237
Riesen im Wasser. Aus Demselben. 237
Die Geister führen irre. Aus Demselben. 238
Die Drei-Eichenkapelle. Von Al. Schreiber. . . . 239
Sagen von der Yburg. Von Demselben. 242
Das goldene Kegelspiel. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . 244
Yburgs Fall. Von Ed. Brauer. 245
Die böse Müllerin von Zell. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 249
Fortunat von Baden. Von Ignaz Hub. 249
Das Blutfeld. Von Al. Schreiber. 253
Die Teufelskanzel. Von August Stöber. 256
Die Teufelskanzel und Kloster Engelsburg. Von Emilie Scoßniovsky. 258
Die Wolfsschlucht. Von Al. Schreiber. 259
Dieselbe Sage, metrisch von Ed. Brauer. 260
Anmerkungen zu den Sagen von der Stadt Baden ꝛc. . 263—278

Murgthal.

Die Wolfsschlucht und die Waldkapelle bei Selbach. Von Aug. Schnezler. 279
Die Hölle. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 282
Die Teufelsmühle. Von Al. Schreiber. 283
Der Klingel. Von Demselben. 284
Sagen von der Klingelkapelle und vom Schloß Eberstein. Aus Krieg's v. Hochfelden „Geschichte von Eberstein. . 285

Seite.
Der Koch zu Eberstein. Von Gerh. Helfrich. . . . 291
Die Belagerung von Neu-Eberstein. Von A. Schreiber. . 294
Von den Grafen von Eberstein. Aus Jakobs v. Königshofen „Elsäß. Chronik." 298
Der Grafensprung. Von A. Schreiber. 299
Der Grafensprung. Metrisch von A. Kopisch. . . . 300
Das Neckarweibchen. Von A. Schreiber. 300
Das Nebelhemd. Von A. Schnezler. 303
Die Gräfin im Neckarwald. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 305
Gaggenau. Von Ed. Brauer. 306
Die Geisterhöhle. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . . 308
Hilpertsfeld. Von A. Schreiber. 308
Die Elisabethenquelle zu Rothenfels. Von Gerh. Helfrich. . 309
Die drei Schwestern. Von A. Schreiber. 311
Muckenturm. Von E. Kimber. 315
Markgraf Ludwig von Baden, der Türkenbezwinger. Von Ed. Brauer. 315
Das Rastatter Schloß. Anonymus. 318

Albthal.

Die Entstehung von Herrenalb. Von A. Schreiber. . . 322
Die Stiftung von Frauenalb. Von Ed. Brauer. . . 323
Johann von Hohenwart. Von A. Schreiber. . . . 326
Hurlengell. Von Demselben. 333
Die umgehenden Feldmesser. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 337
Der Ring am Ettlinger Kirchthurm. Von J. Schneider. . 337
Streit zwischen Ettlingen und Frauenalb. Von Demselben. . 338
Das Kar von Malsch. 339

Karlsruhe und nächste Umgebung.

Karls-Ruhe. Von Max Sache. 340
Die Gründung von Karlsruhe. Von Ed. Brauer. . . 341
Die weiße Frau. 345
Kunde von Jenseits. Von A. Schnezler. 345
Die Hexenwäsche. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . . 347
Karl Friedrich im Jahre 1806. Von Ed. Brauer. . . 347
Die hohe Ruhe. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . . 349
Gottesaue. Von Friedr. von Maltitz. 349
Die Geister zu Gottesaue. Von A. Schnezler. . . . 355
Die Kirche von Hagsfeld. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 356
Die beschirmten Kronen. Aus Demselben. 357
Nippur. Von Max von Schenkendorf. 357
Die Wallfahrtskirche von Bickesheim. Von L. H. B. . . 358

Seite.

Durlacher Sagen.

Durlach's Namensursprung 359
Die Paulwirthin. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 360
Herzog Konrad von Schwaben in Durlach. Von Fr. Brauer. 360
Der Markgraf und die Mönche. Von G. 363
Geld sonst Gut. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 366
Sagen vom Thurmberg. Aus Demselben. . . . 366–370
Sagen von Wolfartsweier. Aus Demselben. 370
Wieder lösen von selbst. Aus Demselben. 372
Sagen vom Thurmberg bei Wolfartsweier. Aus Demselben. 372–375
Das Dorftier. Aus Demselben. 375
Der verlorene Schuler. Aus Demselben. 375
Das fragende Erdmännlein. Aus Demselben. 377
Erdmannlochen. Aus Demselben. 378
Sagen von der St. Barbarakirche bei Langensteinbach. Aus Demselben. 379
St. Barbara. Von Fr. Brauer. 380
Die weiße Frau. Von Wilhelmine Chezy 381
Der Nothkaterich und der wilde Jäger. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 384
Junker Marten und der wilde Jäger. Aus Demselben. . . 385

Pforzheim und Umgegend.

Das von den Juden geräucherte Mägdlein. Aus G. Grimm's „Deutsche Sagen." 386
Die vierhundert Pforzheimer. Von Fr. Brauer 387
Die Pforzheimer Burger. Von Adolf Bube. 391
Erinnerung kindlicher Liebe. Von L. H. B. 395
Die Peß in Pforzheim. Von Fr. Brauer. 397
Die Zeiten wollen Ruhe. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . 399
Der böse Hausgeist Blaferle. Aus Demselben. 400
Hausgeist Blaferle. Von August Rebmann. 401
Die Nonnen zu Weißenstein. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 402
Der nächtliche Schlachtlärm. Aus Demselben. 403
Der bestrafte Sakramentschänder. Aus Demselben. . . . 404
Der feurige Mann. Aus Demselben. 404

Kraichgau und Elsengau.

Die kleine Jörtergruft zu Bruchsal. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 405
Der Nebel auf Philippsburg. Von Karl Simrock. . . 405
Das Muttergottesbild zu Waghäusel. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 407
Die Kapelle zu Waghäusel. Aus Demselben. 408
Der entbehrliche Bürgel. Aus Demselben 409
Zentleutchen. Aus Demselben. 410

Seite.
Das mildthätige Männlein. Aus Demselben. 410
Das Hündchen von Bretten. Erste Sage. Von K. Simrock. 411
Zweite Sage. Von Max Sachs. 413
Der wachsende Stein. Von Ludwig Kiesser. . . . 415
Der Schwabe vor Bretten. Von L. K. 416
Ein Gespenst pflügt. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . 417
Gespenst in's Haus gebracht. Aus Demselben. . . . 417
Die übel belohnte Hexe. Aus Demselben. 418
Arbeit in der andern Welt. Aus Demselben. 419
Schatz in Flehingen. Aus Demselben. 419
Sage vom alten See. Von Al. Schreiber. . . . 420
Tiefenau. Nach Al. Schreiber. 421
Die See-Nonnen von Tiefenau. Von Ignaz Hub. . . 422
Das versunkene Kloster. Von Lud. Uhland. 424
Der Nixenquell. Von K. Simrock. 425
Die schöne Buche. Anonymus. 426
Der Metzger bei der Hexenversammlung. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 427
Der dreifüßige Hase. Aus Demselben. 428
Der Gänsberg. Aus „Badisches Magazin." 429
Der Teufelsbeschwörer. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . 429
Das behexte Kind in Nußloch. Aus Demselben . . . 430

Mannheim und nächste Umgegend.

Mannem. Anonymus 431
Mannheims Ursprung. Von L. H. B. 433
Die weiße Dame. 434
Der Rheingeist. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . . 434
Der Gast in der Rheinmühle. Von Ignaz Hub. . . . 435
Das Feuer und der Trappgaul. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 436
Die Teufelskarosse. Von Ignaz Hub. 437
Die Hexe und der Mühlknecht. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc. . 438
Der Rosengarten. Aus dem „Stadt- und Landbothen." . . 439
Das Teufelsloch. Aus Demselben. 448
Das Geläute von Ladenburg. Von Hegewald. . . . 450

Pfälzer Bergstraße.

Der Edle von Handschuchsheim. Aus Baaders „Sagen der Pfalz ꝛc." 451
Gertraut von Gemmingen. 457
Die Todten wollen begraben seyn. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 458
Wein aus dem Brunnen. Aus Demselben. 458
Sage vom Schloß Windeck. Anonymus. 459
Der Spruch auf der Burg Windeck. Aus G. Grimm's „Die Bergstraße ꝛc." 464

Erzw.
Der Hexenthurm in Weinheim. Von Lehrer Zimmermann. 466
Der Geist des Burgkochs auf Windeck. Von Demselben. . 466
Die zwei letzten Burgherren. 467
Das Burgfräulein von Windeck. Von Adalbert v. Chamisso 467
Die Stiftung von Heiligkreuz. Von Lehrer Zimmermann. 469

Heidelberg und nächste Umgebung.

An Heidelberg. Von J. Ch. Hölderlin. 474
Die Heidelberger Ruine. Von Nikolaus Lenau. . . . 476
Neckarsage. Von K. G. Nadler. 479
Der Pfalzgraf am Rhein. Altes Volkslied. 480
Eberhard der Heilige. Von Heribert Rau. 482
Herzog Otto der Erlauchte und die schöne Welfentochter. Vier Romanzen von Eduard Duller. 484
Ludwig der Strenge. Von Max von Ring. 492
Friedrichs I. Rettung aus Weiber und Pfaffenlist. Von Demselben. 492
Derbe Warnung. 494
Das Lied der Markgrafen. Altes Volkslied. 495
Kurfürst Friedrich der Siegbafte von der Pfalz. Balladen von Ed. Duller. 500
Das Mahl zu Heidelberg. Von Gust. Schwab. . . . 509
Krugkaiser. Von Ed. Duller. 514
Pritschen-Peter. Aus Weidner's „Apophthegmata.“ . . 516
Konrad Pecher. Eberdalter. 517
Ein Schreckenstag 518
Heinrich von Valois, Herzog von Anjou. Von Heribert Rau. 520
Maßigkeitsvereine. Von L. H. B. 524
Des Pfalzgrafen hölzerner Dom. Von K. G. Nadler. . 525
Hans von Handschuchsheim's Tod. Von E. Schuler. . . 528
Die Ahnung. Von Heribert Rau. 532
Der Pfalzgraf. Aus „Knabe Wunderhorn ꝛc.“ 534
Der Blitz. Von Heribert Rau. 535
Auf dem Schlosse zu Heidelberg. Von Max von Schenkendorf. 538
Der Hexenritt. Von A. Schnezler. 542
Der Aufenstein. Von Heinrich Känzel. 543
Der Wolfsbrunnen. Von A. Schreiber. 546
Die Sage vom Wolfsbrunnen. Anonymus. 547
Der Wolfsbrunnen. Fliegendes Blatt. 550
Am Wolfsbrunnen. Von Martin Opitz. 553
Der Jettabuhl. Von Heribert Rau. 554
Der Konigsstuhl. 556
Der Heiligenberg. 557
Punker von Neckarbach. Von A. Schnezler. . . . 558

Seite.

Neckarthal und Odenwald.

Der Ritter von Angelloch. Von Al. Schreiber 560
Dilsberg 565
Die Hochzeitfrier. Von H. Wenzel 565
Ritter Landschaden. Von Gust. Schwab 570
Die heilige Hildegunde zu Schönau. Von L. Grimm . . . 572
Der falsche Eid. Von A. Kopisch 575
Reiter ohne Kopf. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 576
Die weiße Frau. Aus Demselben 577
Gespenstiger Hund. Aus Demselben 577
Burg Stolzeneck. Von Al. Schreiber 578
Jukunde von Stolzeneck. Von K. W. Justi 582
Sagen von der heiligen Notburga 584
Sagen vom Minneberg 588
Der Minneberg. Romanze von A. Schnezler 592
Der getreue Hirsch. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . . 595
Das Lied vom Hornberg. Von D. P. Reimold 598
Der Michaelsberg. Von Karl Geib 599
Kloster Himmelreich. Von A. Kopisch 601
Der fromme Lukas. Von F. W. Krummacher 604
Die weiße Frau zu Guttenberg. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 606
Die Kapelle bei Dallau. Von Al. Schreiber 608
Die Nonne zu Dallau. Fliegendes Blatt 609
Die Nonne. Von Lud. Uhland 611

Odenwäldisches Bauland.

Doktor Faust zu Berberg. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 613
Warum der Schillingstadter Schulze zu spat vor Amt kommt. Aus Demselben 614
Welsingen. Aus Demselben 615
Von der Burg zu Berberg. Aus Demselben 615
Die meineidige Hochzeit. Aus Demselben 617
Rosenberg. In drei Romanzen von Eugen Duhn 618
Bochens Hochmuth und Strafe. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 623
Die Lappe. Aus Demselben 623
Das strafende Madonnabild. Von L. Grimm 624
Die gemiedene Kanzel. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . . 625
Die Entstehung der Wallfahrtskirche zu Waldburn. Von J. A. Kuch 625
Sagen von der Jörgenburg. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 626
Der Marebrunnen und die Meerweiblein. Aus Demselben . 627

Seite.

Taubergrund und Mainthal.

Hammerwurf des Riesen. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 629
Die Riesen und die Menschen. Aus Demselben. . . . 629
Der Bilfeck mit der Nähern. Aus Demselben. . . . 630
Die Zerstörung von Oberlauda. Von Gottschalk. . . 630
Die Niederlage der Bauern in der Schlacht bei Königshofen. Aus Wolff's „Fisher. Volksliedern." 632
Ein zweiter Geßler. 633
Die heilige Lioba zu Bischofsheim. Von L. H. S. . . 634
Von der Christnacht. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . 634
Spinne nicht im Mondschein! Aus Demselben. . . . 635
Der schützende Stein. Aus Demselben. 636
Schätze in und bei Reicholzheim. Aus Demselben. . . . 636

Sagen aus der Gegend bei Wertheim.

Vorzeichen eines guten Herbstes. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." 637
Der Sichels-Acker. Aus Demselben 638
Die Grenze oberhalb Reicholzheim. Aus Demselben. . . 638
Der Streitacker. Aus Gunthers „Poet. Sagenbuch ꝛc." . 639
Der Freihäger. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . . . 640
Die Wettenburg. Aus Demselben. 641
Der Küferegarten bei Bischofsheim. Aus einer Serie „Mainsagen." 642
Das Schaf fängt den Wolf. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 647
Die Leiten. Aus Demselben. 647
Von der Burg zu Wertheim. Aus Demselben. . . . 648
Die Karelle im Haslocher Thal. Aus Demselben. . . . 648
Sage aus dem Waldiassengau. Von Assum 649
Dr. Luther in Wertheim. Aus Mone's „Anzeiger ꝛc." . 649
Die ähnlichen Frauen. Aus Demselben. 650
Der Teufel zu Wertheim. Aus Demselben. 650
Die rettende Glocke. Aus einer Serie „Mainsagen." . . 654
Die Grafen zu Wertheim. Von Gustav Schwab. . . . 654

Berichtigungen:

Seite 220, Vers 10 von unten lies „umwehet."
„ 263, am Schluß des Gedichts lies „Brauer" statt „Bauer."
„ 286, Zeile 19 von unten lies „frawen" statt „rawen."
„ 542, Vers 1, muß statt „eines?" „ein;" stehen.
„ 581, lies K. W. „Justi."
„ 589, Zeile 18 von oben lies „Ritterburgen."